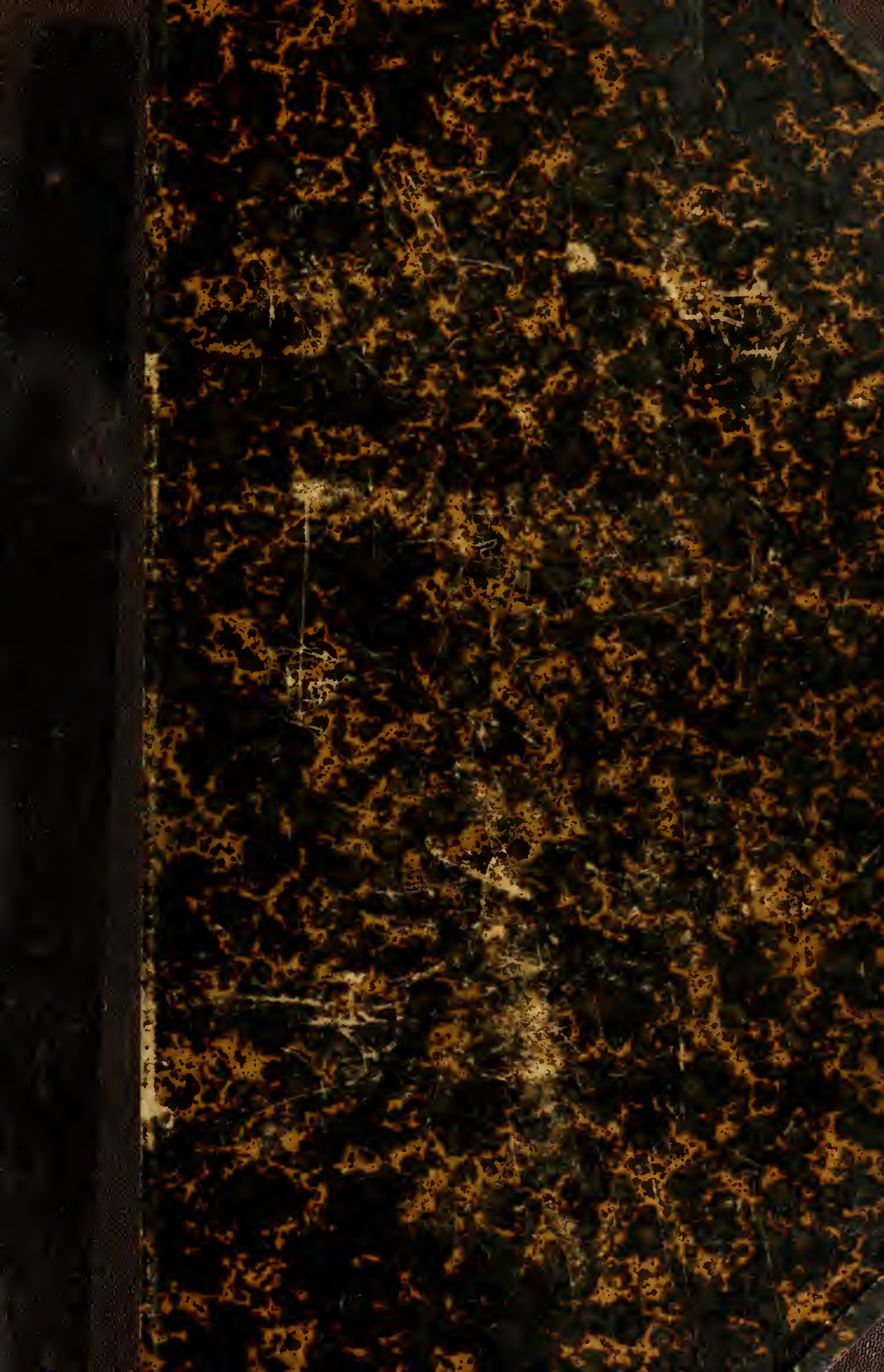
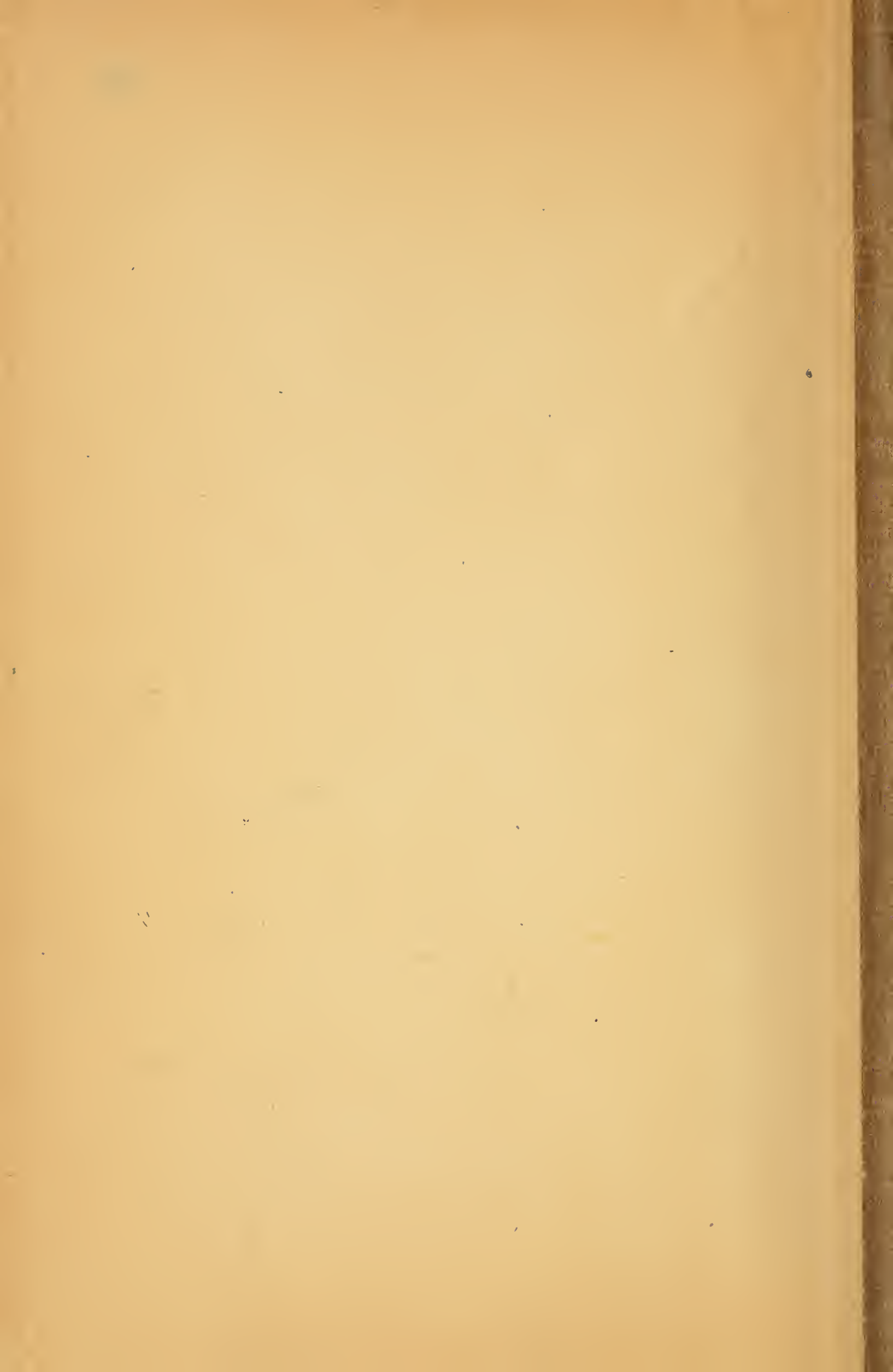
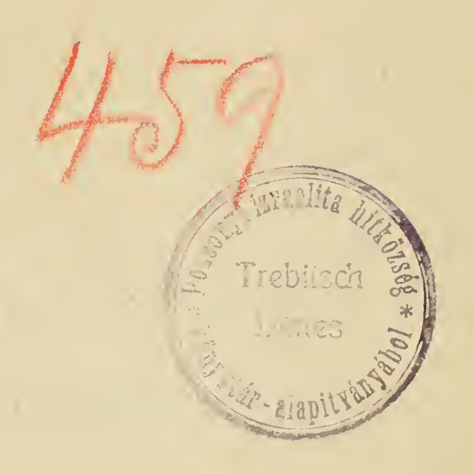







459
Pozsonyi izraelita hitközség
Trebitsch
Dénes
könyvtár-alapitványából




459
Pozsonyi izraelita hitközség * Trebitsch Lemes ... ár-alapitványából

SAMMLUNG

THEOLOGISCHER HANDBÜCHER

ERSTER, GRUNDLEGENDER TEIL, ZWEITE ABTEILUNG:

ALLGEMEINE RELIGIONSGESCHICHTE.

Bonn
A. Marcus & E. Weber's Verlag.
1899.

ALLGEMEINE

RELIGIONSGESCHICHTE

VON



CONRAD VON ORELLI

DR. PHIL. ET THEOL., ORD. PROF. DER THEOL. IN BASEL.

Bonn

A. Marcus & E. Weber's Verlag.

1899.



Seinem lieben Freunde,

dem

GRAFEN WOLF BAUDISSIN

Dr. phil. et theol. und ord. Prof. der Theol. in Marburg i. H.

in Erinnerung an unvergessliche, gemeinsam verlebte Studienjahre

gewidmet

vom

Verfasser.



Vorwort.

Die Bestimmung dieses Buches ist eine bescheidene. Es soll den Anfänger, vorab den jungen Theologen, in das Gebiet der Allgemeinen Religionsgeschichte einführen. Seit 22 Jahren, während welcher ich dieses Fach in akademischen Vorlesungen behandelt habe, ist mir häufig der Wunsch nach einem solchen Handbuch geäussert worden; auch heute noch ist auf diesem Gebiet für den Anfänger am wenigsten gesorgt. Daher habe ich mich, der Anregung des Herrn Prof. Dr. Lemme Folge leistend, zur Herausgabe eines Lehrbuches verstanden, welches das zur heutigen theologischen Bildung unentbehrlichste Material enthalten soll, nicht ohne auf die vom Standpunkte christlicher Erkenntnis sich zu dessen Beurteilung darbietenden Gesichtspunkte hinzuweisen. Dass ich bei der Auswahl der aufzuführenden Litteratur aus der bald überreichen Zahl der Bearbeitungen einzelner Particen und Gegenstände die dem Theologen zugänglicheren Schriften bevorzugte, rechtfertigt sich aus dem angegebenen Zwecke des Ganzen. Aber auch Nichttheologen innerhalb und ausserhalb des Lehrstandes empfinden heutzutage das Bedürfnis nach einer Orientierung über die ausserbiblischen Religionen, wie ich öfter wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Ich hoffe, die vorliegende Darstellung wird auch ihnen einigermassen dienlich sein können. Es war mein Bemühen, gemeinverständlich zu sein und mit Vermeidung eines erdrückenden gelehrten Apparats doch denen, welche weitere Belehrung suchen, dafür Wegleitung zu geben. Sachlich war ich bestrebt, die Völkerreligionen nicht zu idealisieren, ihre Schranken und Fehler nicht zu verwischen, aber ebenso auch das dank dem *λόγος σπερματικός* über die heidnische Menschheit verstreute, aus Gott stammende Licht zur Geltung zu bringen. — Die Zahl der Freunde, welchen ich im Laufe der Jahre Belehrungen über den einen und andern Punkt verdanke, ist eine so grosse, dass ich meinen Dank dafür nur summarisch abstatten kann. Hingegen sei noch das Verdienst des Herrn Pfarrer Kappeler in Neunforn (Thurgau) um die Anfertigung des Registers hervorgehoben, welches den Lesern willkommen sein wird.

Basel, 10. Juni 1899.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Abkürzungen.

BMM.	=	Basler Missionsmagazin.
CIS.	=	Corpus Inscriptionum Semiticarum, Paris 1881 ff.
KAT[2].	=	Eb. Schrader, die Keilinschriften und das Alte Testament, 2. Aufl. Giessen 1883.
NKZ.	=	Neue Kirchliche Zeitschrift, herausgegeben von G. Holzhauser. 1890 ff.
PRE.[1. 2. 3.]	=	Protestantische Realencyklopädie. 1. 2. 3. Auflage.
RHR.	=	Revue de l'Histoire des Religions, Paris 1880 ff.
SBE.	=	Sacred Books of the East, herausgegeben von Max Müller in Oxford.
TLZ.	=	Theologische Litteraturzeitung, herausgegeben von Harnack und Schürer.
TSK.	=	Theologische Studien und Kritiken.
WPR.	=	The Worlds Parliament of Religions, Chicago 1893, 2 volls.
ZDMG.	=	Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

Einleitung.[1]

1. Die Religion im allgemeinen.

Das Wort „Religion“ wird in subjektivem und in objektivem Sinne gebraucht. In ersterem versteht man unter Religion das Verhalten des Menschen zur Gottheit, soweit diese mit unmittelbarer Gewissheit in sein Bewusstsein getreten und für dasselbe Autorität geworden ist. Dieses im Innersten des Menschen wurzelnde Verhältnis wirkt sich im Gefühl, Intellekt und Willen des Menschen aus. Die unmittelbare Empfindung des Göttlichen spricht sich im Kultus aus, das vernünftige Bewusstsein davon prägt sich aus in Symbolen, Mythen, Lehren u. s. w. Das praktische Bestimmtsein durch das Göttliche tritt zu Tage in Sitten, Rechten, Gesetzen, ethischen Grundsätzen. Die Gesamtheit dieser Lebensäusserungen des religiösen Bewusstseins nennt man Religion im objektiven Sinne.

Bestimmt man die Religion einfach als das Verhältnis des Menschen zu Gott, so ist der Begriff zu weit gefasst. Alles Endliche, auch Tiere und Pflanzen stehen zu Gott in einem Verhältnis. Aber Religion hat nur der Mensch, bei welchem dieses Verhältnis ein bewusstes ist. Dies liegt auch schon in dem ursprünglichen Sinne des Wortes religio, das, wie immer man es etymologisch ableite[2]), ein subjektives Verhalten, bewusste Ehrfurcht vor

---

1) F. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, Strassb. 1880. — Derselbe, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, Strassb. 1876. — Derselbe, Essays, 2 Bändchen, Leipzig 1869. — Victor von Strauss und Torney, Essays zur Allg. Religionswissenschaft, Heidelb. 1879. — J. G. Müller, Über Bildung und Gebrauch des Wortes Religio, Programm, Basel 1834 und TSK 1835, Heft 1. — J. Köstlin, Art. „Religion“ PRE², 12, 638 ff. — A. Réville, Prolégomènes de l'Histoire des Religions, Paris 1881.

2) Bekanntlich stehen sich gegenüber die Ableitungen Ciceros von relegere und diejenige des Lactanz von religare. Cicero sagt De nat. deorum 2, 28: Qui omnia quae ad cultum deorum pertinerent, diligenter retractarent et tanquam relegerent, religiosi dicti sunt ex relegendo, ut eleganter ex eligendo, tanquam a deligendo diligenter, ex intelligendo intelligenter; his enim in verbis omnibus inest vis legendi eadem quae in religioso. Es bedeutet dann religio eigentlich das Wiederlesen, Überlegen, Überdenken, die Bedenklichkeit, Scheu (J. G. Müller) oder das Wiederlesen und fleissige Durchnehmen religiöser Satzungen

dem Göttlichen ausdrückt. In obiger Definition ist aber auch die Beschränktheit und der relative Charakter des Verhältnisses zu Gott angedeutet. Religion findet sich auch da, wo der uns Christen bekannte Gott ein unbekannter ist und nur spärliche, sehr getrübte Lichtstrahlen seines Wesens ins Bewusstsein der Menschen gefallen sind. Gerade um seiner Unbestimmtheit und Allgemeinheit willen ist für diese Seite des Lebens der Menschheit der Ausdruck „Religion“ unentbehrlich, so wenig er in den kirchlichen Sprachgebrauch gehört, in welchen er seit der Zeit des Rationalismus etwa eingedrungen ist. Treffender als das lateinische religio drückt jenen allgemeinen Begriff aus das hebräische jir'ath Elohim (Gen. 20, 11), „Furcht der Gottheit“, welche auch Heiden zugeschrieben wird und auch bei diesen sittlich wirkt (Gen. 42, 18). Doch lässt sich die Unbestimmtheit und Relativität, die in dem hebr. Elohim liegt, nicht übersetzen. Nahe verwandt ist auch das griechische deisidaimonia (Apost. 17, 22; vgl. 25, 19), Ängstlichkeit vor den unsichtbaren Mächten (Dämonen). Doch wäre mit diesem Worte das Relative zu stark ausgesprochen, als dass wir auch die Gottesfurcht der Juden und Christen darunter begreifen könnten.

Schon aus dem bisherigen geht hervor, dass nicht jedes Bewusstsein vom Überirdischen schon religiös ist oder gar das Wesen der Religion ausmacht. Es lässt sich ein blos verstandesmässiges Bewusstsein von einem Unendlichen, Absoluten, Ewigen denken, das durch Operation des Verstandes gewonnen ist. Ein Philosoph, der auf solchem Wege zu einem Gottesbegriff gelangt, hat darum noch nicht Religion. Erst dann wird man ihm solche nicht absprechen können, wenn dieser Gott, den er durch umständliche logische Arbeit gefunden hat, mit unmittelbarer Gewissheit von ihm empfunden und für sein Leben Autorität geworden ist. Nicht selten freilich sind Religionen intellektualistisch geworden; aber durch die einseitige Betonung des Wissens um den Inhalt ihres Glaubens ist jedesmal ihr Leben erstarrt. Darauf folgte etwa eine Reaction, indem ebenso einseitig die praktische Tugend als das wesentliche an der Religion angepriesen wurde, d. h. das Bestimmtsein des Lebens durch die göttliche Norm. Allein so unveräusserlich jeder gesunden Religion die Ausgestaltung im sittlichen Leben ist, so ist doch das sittliche Handeln an sich nicht

---

(Köstlin). Dass der Übergang der Bedeutungen sehr durchsichtig sei, kann man nicht behaupten. Doch ist diese Ableitung sprachlich immer noch etwas wahrscheinlicher als die des Lactantius, welcher (Instit. div. 4, 28) sagt: Hoc vinculo pietatis obstricti deo et religati sumus; unde ipsa religio nomen accepit, non, ut Cicero interpretatus est, a relegendo. Religion wäre also das Gebundensein, bezw. Sichgebundenwissen, von einer höheren Macht. Der Sinn wäre schön, fast zu logisch. Diese eine Zeit lang ganz fallen gelassene Erklärung findet neuerdings wieder namhafte Vertreter. Dass von religare das Subst. religio gebildet wurde, ist in der That möglich, wie die Beispiele optio, rebellio, internecio, von optare, rebellare, internecare u. a. beweisen.

notwendig religiös. Bekanntlich hat Schleiermacher der intellektualistischen und der moralistischen Fassung der Religion eine dritte gegenübergestellt[1]), welche sich noch immer des meisten Beifalls erfreut. Nach ihm ist das Gebiet der Religion das menschliche Gemüt, ihr Wesen ein bestimmtes Gefühl, das er näher als „absolutes Abhängigkeitsgefühl" bezeichnet hat. Sobald man unter diesem Gefühl nicht ein blos zuständliches, sondern ein gegenständliches mit objektivem Inhalt versteht, so leuchtet ein, dass damit eine hohe Wahrheit, wenn auch nicht ohne Einseitigkeit, ausgesprochen ist. Liegt es doch in dem Wesen des Absoluten, Göttlichen, dass es nicht von den Kategorieen des Verstandes erfasst, sondern nur vom Gemüt empfunden werden kann. Gefühle sind die ersten Regungen des Göttlichen im Menschen, und die innigste Art, wie er das Göttliche in sich aufnehmen kann, bleibt bis zuletzt noch Gefühl. Allein darum ist noch nicht die Religion reine Sache des Gefühls oder das blosse Gefühl des Unendlichen, Göttlichen schon Religion. Wir haben das religiöse Gefühl als ein gegenständliches bezeichnet; der Gegenstand, welcher dasselbe hervorruft, muss notwendig ins Bewusstsein treten. Damit ist dem intellektuellen Faktor ebenfalls ein konstitutives Recht in der Religion eingeräumt. Ohne dass dieser den göttlichen Inhalt zu erkennen sich bemüht, kommt es zu keiner Religion. Auch ist nicht richtig, dass, wie man nach Schleiermacher meinen sollte, das Mass der Frömmigkeit blos vom Mass der religiösen Empfindung oder Gefühlswärme abhange. Die Frömmigkeit ist auch durch die Erkenntnis Gottes und nicht am wenigsten durch den Gehorsam bedingt, welchen der Mensch der von ihm empfundenen Gottheit leistet. Daher ist auch diese Darstellung, welche wieder die Religion einem bestimmten psychischen Organ zuteilt oder in eine bestimmte Gattung psychischer Funktionen verweist, einseitig. Das richtige ist, dass die Gottheit am Innersten des menschlichen Personlebens offenbar wird und sich deshalb im Gefühl, Intellekt und Willen auswirkt[2]); dass es verkrüppelte oder doch einseitig entwickelte

---

1) Siehe besonders seine zweite Rede über die Religion. Die Benennung „absolutes Abhängigkeitsgefühl" erscheint erst später in seiner Glaubenslehre.

2) Vgl. J. T. Becks Christl. Glaubenslehre I (Gütersloh 1886), 160: „Diese Darstellungen (allgemeinen göttl. Offenbarungen) einer Liebe erweckenden Güte, einer Furcht erweckenden sittlichen Macht, einer alles beherrschenden intelligenten Macht oder Weisheit in Natur und Geschichte — sie dringen dem Menschen, bevor er sich noch besinnen kann, ins Herz oder wenigstens an das Herz; sie ergreifen durch ihre Vielseitigkeit und Wechsel alle Seiten unseres geistigen Lebens: Gemüt, Gewissen, Willen, Verstand . . . sie ergreifen alle jene geistigen Lebenspunkte des Menschen einheitlich im tiefen Centrum seines persönlichen Lebens als überlegene höchste Macht." Albr. Ritschl, Rechtfertigung und Versöhnung[2] III, 185: „Die geschichtlichen Religionen nehmen alle geistigen Funktionen in Anspruch, das Erkennen für die Lehrüberlieferung, d. h. für die besondere Weltanschauung, das Wollen für den gemeinsamen

Religionserscheinungen gibt, bei welchen die eine oder andere Seite zu fehlen scheint, kann die Thatsache nicht umstossen, dass diese drei Seiten zu einer gesunden Entwicklung der Religion notwendig sind.

Bei der Macht, mit welcher die Gottheit auf das Innere des Menschen einwirkt, kann es nun nicht anders sein, als dass der Mensch dem Verhältnis, in welchem zu ihr zu stehen er sich bewusst geworden, auch nach aussen Ausdruck giebt. Dies geschieht den Grundanlagen des Menschen entsprechend, auf dreierlei Weise. Die unmittelbare Beziehung des Menschen auf die Gottheit spricht sich unwillkürlich aus in der Anbetung. Die Bezeugung Gottes am Herzen des Menschen lockt von selbst eine Antwort von seiten des Menschen an das höhere Wesen hervor, dessen er bewusst geworden. Ob in blossen Anrufungen oder zugleich in Opfern, es ist dem Menschen ein natürliches Bedürfnis dieser höheren Macht seine Anerkennung auszusprechen, und gerade in diesen Huldigungen wird seine Vorstellung von der Gottheit und seinem Verhalten zu ihr besonders getreu zu Tage treten.

Allein auch nach theoretischem Ausdruck strebt die Religion. Der Mensch besinnt sich notwendig auf den Inhalt seines religiösen Bewusstseins, dessen Gegenstand ihm der ehrwürdigste, wichtigste ist. Aus den religiösen Vorstellungen, Darstellungen und Lehren, die sich unter Mitwirkung der Vernunft gebildet haben und vielleicht mündlich, vielleicht in Symbolen, vielleicht schriftlich überliefert werden, wird sich erkennen lassen, was er sich bei seiner Verehrung eines höheren Wesens denkt.

Endlich aber wird jede lebenskräftige Religion auf Leben und Sitte überhaupt zurückwirken. Denn, ist das göttliche Wesen Autorität, ja höchste Autorität für den Menschen, so wird das Bestreben walten, das Leben nach ihrem Willen oder Wohlgefallen zu ordnen. Also nicht blos die kultischen Gebräuche im engern Sinn, sondern auch die gesamte Lebensordnung ist ein Gebiet, wo der Einfluss der Religion herrscht und ihre Eigenart sich nachweisen lässt. Sehr häufig wird nun freilich gesagt, auf den untersten Stufen der Religion habe diese mit der Ethik nichts zu thun. Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe vollziehe sich die Verbindung zwischen beiden. Dies beruht auf einer Verwechslung des Sittengesetzes im allgemeinen mit dem, was für uns Inhalt desselben ist[1]). Von der Religion sind gewisse Anforderungen an

---

Kultus, das Gefühl für den Wechsel der Befriedigung und Nichtbefriedigung, in welchen Stimmungen sich das religiöse Leben von den gewöhnlichen Verhältnissen abhebt." Hier ist nur das Wollen einseitig auf die Handlung nach der Gottheit hin bezogen, während das Handeln nach der Welt hin mindestens ebensosehr in Betracht kommt.

1) So z. B. bei Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker² I (Leipzig 1877) S. 323 f.: „Sittliche Vorstellungen pflegen mit den religiösen Ansichten ursprünglich gar nicht in Verbindung zu stehen. Es mag genügen . . . . nur das eine Beispiel der Kamtschadalen zu nennen, denen

das Verhalten des Menschen unzertrennlich. Die Ethik hat allerdings noch eine andere Quelle in den sozialen Beziehungen und Rücksichten. Aber schon auf einer sehr niedrigen Stufe werden auch diese von der religiösen Autorität getragen, wie der nächste Abschnitt zeigen wird[1]).

Wie oben angedeutet worden, dass die drei Geisteskräfte, in welchen das religiöse Leben pulsiert, nicht überall gleich kräftig davon erfasst werden, so ist hier zu sagen, dass die eine Lebensäusserung auf Unkosten der andern vorherrschen, oder hinter ihnen zurücktreten kann. Es kann die Religion vom kultischen Brauch oder von der Lehre oder auch von einer Moral überwuchert und fast absorbiert werden. Man kann im Zweifel sein, ob eine Norm des Glaubens oder eine Einwirkung desselben auf das Leben überhaupt vorhanden war. Doch werden wenigstens Ansätze zur Ausgestaltung der Religion nach diesen Richtungen allen oder Überreste derselben allenthalben sich finden.

Der Inbegriff dieser Entfaltung und Lebensäusserungen des religiösen Bewusstseins nun nennt man Religion im objektiven, oder positiv-historischen Sinn. Warum es eine Mehrheit solcher positiven Religionen gibt, wird sich alsbald zeigen.

2. Allgemeine Religionsgeschichte.

So nennt man die historische Darstellung des oben bestimmten Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, soweit dasselbe als objektive Religion in den einzelnen Teilen der Menschheit Gestalt gewonnen hat. Aus einer Geschichte der Religionen erwächst allmählich eine Geschichte der Religion.

Dass das angegebene Verhalten der Menschen zur Gottheit sehr verschiedene Gestalt annehmen musste, lässt sich im voraus denken. Selbst wenn Gott sich allen Menschen in gleicher Weise offenbarte, wären diese sehr verschieden beanlagt, ihn zu erkennen

einzig die Übertretung ihrer abergläubischen Gebräuche als Sünde gilt: Kohle mit dem Messer zu spiessen, Schnee von den Schuhen mit dem Messer abzuschaben u. dgl. halten sie für grosses Unrecht und leiten die Krankheiten als Folge davon ab, während die gröbsten Laster ihnen als unverfänglich erscheinen.“ Also Sünde und Unrecht sind ihnen geläufige Begriffe. Welchen Inhalt sie damit verbinden, ist uns hier gleichgiltig.

1) Vgl. Robertson Smith, Religion of the Semites (London 1894) S. 53: „So sehen wir, dass die Religion selbst in ihrer rohesten Form eine moralische Macht war; die Mächte, welche Menschen verehrten, standen auf seiten der sozialen Ordnung und des Stammgesetzes, und die Furcht vor den Göttern war ein Motiv, das die Gesetze der Gesellschaft stark machte, welche zugleich die Gebote der Moral waren.“ Und S. 267: „In der alten Gesellschaft waren das im sozialen Gottesdienst ausgedrückte religiöse Ideal und das ethische, das Benehmen im täglichen Leben regierende, Ideal völlig übereinstimmend und alle Moral — wie man damals Moral verstand — war geheiligt und bekräftigt durch religiöse Beweggründe und Weihen.“

und zu empfinden und in ungleichem Masse willig, sich ihm zu unterwerfen. Auch die Befähigung, ihrem Verhältnis zu Gott äusserlich Ausdruck und Gestalt zu verleihen, wäre eine sehr mannigfaltige. Doch haben wir es nicht etwa mit einer Unzahl unzusammenhängender persönlicher Religionen zu thun. Von Religionen spricht man überhaupt erst da, wo eigenartige Gestaltungen des religiösen Lebens bei grösseren, durch nationale Einheit oder doch ethnographische Verwandtschaft oder wenigstens durch geschichtliche verbundenen Komplexen auftreten. Gleiche Sprache, gleiche psychische Anlage, gleiches Klima, gleiche Kulturstufe begünstigen gleiche Gestaltung der religiösen Vorstellungen und Gebräuche. Auch ist zu bedenken, dass die Anforderungen der Gottheit, welche mit so überlegener Macht an den Menschen herantreten, notwendig auch auf seine Umgebung sich erstrecken werden, daher er bestrebt sein wird, seinem Hause, Geschlecht, Stamm, Volk dieselbe Erkenntnis und Verehrung der Gottheit beizubringen. Immer werden Einzelne ihre lebendigere Empfindung der Gottheit, ihre tiefere Erkenntnis der Offenbarung, ihren heiligeren Eifer für das göttliche Gebot andern mitteilen und diese sich ihnen unterordnen, indem sie sich von ihnen unterweisen und belehren lassen. Dies ist auch da geschehen, wo nicht ein einzelnes Genie die Religionsgenossenschaft so offenkundig in den Augen der Nachwelt beherrscht, dass man von Religionsstiftern reden kann, wie bei einem Mose, Buddha, Muhammed, Zarathustra u. a.

Ausserdem wird dieses geistige Besitztum sorgfältig den Kindern und Nachkommen übergeben. So lebt die Religion geschichtlich fort. Dass eine Einheit vorhanden sei in dem religiösen Leben der Generationen, das verbürgt diese Vererbung. Aber auch an Bewegung und Veränderung, wie sie zu einer „Geschichte“ gehören, wird kein Mangel sein. Selbst wenn das von den Vätern Überkommene mit aller Starrheit festgehalten würde, so bliebe es nicht dasselbe; die Tradition würde eine unverstandene und missverstandene, die religiöse Institution eine tote oder auch ihrem ursprünglichen Sinne entfremdete werden. Überdies werden spätere Geschlechter neue Wahrheitsmomente ihrer Religion entwickeln; vielleicht auch wird den Jüngern die Mangelhaftigkeit oder Unhaltbarkeit ihrer religiösen Vorstellungen und Einrichtungen zum Bewusstsein kommen, sie werden den Bestrebungen eines neuen Propheten aus ihrer Mitte zufallen, der als Reformator oder Neuerer auftritt. Auch sind ja die Grenzen zwischen den einzelnen Religionsgebieten nichts weniger als unübersteiglich. Es finden bereichernde oder zerstörende Einflüsse von aussen Eingang, welche sogar dahin führen können, dass die eine Religion die andere aus ihrem Gebiete verdrängt, sei es mit äusserer Gewalt oder durch ihr geistiges Übergewicht. So hat die einzelne Religion ihr Werden und Wachsen, ihre Phasen der Entwicklung, ihre Leiden und Kämpfe, ihren Niedergang und Untergang ganz ähnlich wie die einzelne Sprache. Und wie bei den Sprachen zeigen sich bei den

historischen Religionen solche Gruppen, die man als Familien bezeichnen kann, da die Ähnlichkeit ihrer Glieder näheren gemeinsamen Ursprung verrät. Das Ziel der allgemeinen Religionsgeschichte wäre, nachdem sie den Lebensprozess der einzelnen Religionen durchforscht hätte, dieselben am rechten Ort in die Gesamtentwicklung einzureihen und schliesslich die Gruppen oder Familien aus einem früheren Ganzen abzuleiten. Erst dann hätte man eine erschöpfende Geschichte der Religion. Doch dies liegt in weitem Feld. Statt dessen wird man sich für lange — wenn nicht für immer — mit einer geschichtlichen Darstellung der Religionen begnügen müssen, genauer der Religionen, welche der Neuzeit bekannt geworden sind. Erlangen wir so freilich nur Bruchstücke, so liegt ein Trost darin, dass gerade die wichtigsten, geistig einflussreichsten Religionen, welche in der That historische Mächte geworden sind, auch die zuverlässigsten Zeugnisse ihres Daseins hinterlassen haben. Damit ist nicht gesagt, dass die scheinbar unwichtigsten, weil kaum geschichtlich zu nennenden Religionsgebilde der niedrigsten Stämme der Menschheit für unsere Disciplin nicht von hoher Bedeutung wären. Wie für den Philologen die roheste Mundart oft besonders lehrreich ist, so für den Religionsforscher die Vorstellungen und Bräuche der untersten Religionsstufe. Aber hier gerade kann am sichersten aus bekannten Gliedern auf unbekannte geschlossen werden, da die Analogie hier am meisten massgebend ist.

3. Religion und Kultur.

Unter Kultur verstehen wir das Verhältnis des Menschen zur Welt, soweit diese durch seine vernünftige Thätigkeit bestimmt ist. Zwischen Religion und Kultur besteht nach der Bestimmung des Menschengeschlechts und den Lehren der Geschichte ein Wechselverhältnis, wonach sie sich gegenseitig bedingen und befruchten. Eine Entzweiung und Befehdung dagegen tritt zwischen beiden ein, wenn jene beiden fundamentalen Bestrebungen des Menschen auseinanderfallen. Es geschieht dies, wo eine Kultur sich zum Selbstzwecke setzt und dadurch den höheren Anspruch des Göttlichen verkennt, oder aber, wo eine Religion die Entwicklung der anerschaffenen Anlage des Menschen hemmen will und so seine Weltbestimmung missachtet.

Naturgemäss besteht eine enge Wechselbeziehung zwischen dem Verhältnis des Menschen zu Gott und demjenigen, in welchem er sich zu der von ihm vernünftig bestimmten Welt befindet. Man nennt die auf letztere gerichtete Geistesarbeit Kultur, seit Zschokke das Wort in diesem allgemeinen Sinne in die deutsche Litteratur eingeführt hat. Trotz des üppigen Missbrauchs, welcher mit dem Worte getrieben wird, ist es eben um der Allgemeinheit willen nicht zu entbehren, mit welcher es, subjektiv gebraucht, die ge-

samte auf die Welt gerichtete Arbeit des Menschen, und objektiv gemeint, die gesamte Frucht dieser Thätigkeit umfasst. Auch dieser Weltberuf des Menschen nimmt alle seine Geisteskräfte in Anspruch, den Intellekt, welcher die Wissenschaft erzeugt, den Willen, der die Kraft zur Erreichung vernünftiger Zwecke in Bewegung setzt in Bearbeitung des Bodens und Verwertung der Stoffe und Kräfte; das Gefühl zur Darstellung des Schönen in der Kunst und Förderung der Harmonie im Leben.

Fasst man den Begriff der Kultur in dieser Allgemeinheit, so ist dieselbe nicht nur einem Teil der Menschheit, sondern allen Menschen zuzusprechen, so einleuchtend es ist, dass die Entfaltung dieser Thätigkeit bei den einzelnen Stämmen und Völkern in sehr ungleichem Masse fortgeschritten ist. Findet man doch z. B. bei allen Menschen eine Sprache, eine solche aber ist schon ein Werk der Kultur; wir haben nämlich diese absichtlich nicht als ein Verhältnis zur Aussenwelt bezeichnet; die Pflege der dem Menschen innewohnenden Kräfte und anerschaffenen Organe gehört auch zur Kultur und bildet einen ihrer wichtigsten Teile. Und wie es ohne vernünftiges Bewusstsein wohl zu Naturlauten, nicht aber zu einer Sprache käme, so käme es durch blosse Naturtriebe nicht zu einer Familie oder zu geordneten Stammverhältnissen. Wo wir solche finden, ist immer auch ein gewisser Kulturgrad vorhanden. Aber allerdings sind jene Welt- und selbstbestimmenden Kräfte nicht allen in gleichem Masse zugeteilt und werden nicht von allen mit demselben Fleisse benützt. Denn auch hier ist die menschliche Willensfreiheit mit im Spiel; jenem Mangel an Frömmigkeit, den wir die Religion beeinträchtigen sahen, entspricht hier der Mangel an Energie, die Trägheit. Im übrigen ist aus naheliegenden Gründen auch die Kultur das Eigentum einer grössern Gesellschaft, und so redet man von einer bestimmten Kultur im objektiven, historischen Sinne und versteht darunter den Inbegriff der Erscheinungen, in welchen uns die vernünftige Welt- und Selbstbestimmung eines Stammes oder Volkes oder einer Zeit entgegentritt. Denn auch diese Seite des Menschenlebens hat ihre Geschichte, und gerade hier ist die Vererbung am besten gesichert, der Fortschritt deshalb regelmässiger als auf der religiösen Seite.

Wie verhalten sich nun Religion und Kultur zu einander? Keinesfalls können zwei Lebensgebiete, welche beide den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, sich völlig gleichgiltig bleiben. Da in der Kultur das menschliche Denken, Fühlen, Wollen sich die Welt unterordnet, wie es in der Religion sich und die Welt der Gottheit unterordnet, so wäre zu erwarten, dass die Lösung dieser doppelten Aufgabe nach beiden Seiten gleichmässig fortschritte und jeder Fortschritt am einen Ort einen solchen am andern mit sich brächte. Diese Erwartung bestätigt sich in hohem Grade durch die Geschichte, welche eine stetige Wechselwirkung von Religion und Kultur aufweist.

Fassen wir zuerst die fördernden Einwirkungen der

Religion auf die Kultur ins Auge. Je höher wir ins Altertum hinaufsteigen, desto mehr finden wir die Kultur von der Religion umfangen und von ihr gewissermassen ausgebrütet. An die Spitze stellen wir das Wort des Schöpfers an die Neugeschaffenen: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie unterthan!“ Das ist das älteste Kulturgebot, mehr noch eine Verheissung als ein Gebot zu nennen. Es wäre nicht möglich, knapper und treffender die Kulturaufgabe auszusprechen, an welcher die Menschheit von ihrem ersten Anfang bis auf die Gegenwart unablässig gearbeitet hat, als es hier in einem Gotteswort an die ersten Menschen geschieht. Der erleuchtete Erzähler hat diese ehrenvolle Aufgabe auf eine Willensäusserung Gottes zurückgeführt. Und auch jener Schicksalsspruch Gen. 3, 17 ff. weiss nicht anders, als dass die Arbeit von Gott dem Menschen verordnet ist. Nur mehr wie ein Joch der Knechtschaft als wie ein Vorrecht des Herrn der Welt nimmt es sich jetzt aus (nach dem Sündenfall): „Im Schweisse deines Angesichts“ — sollst du den dornenreichen Acker bebauen; aber die Bestimmung des Menschen ist dieselbe geblieben.

Dass aber auch nach der Anschauung der heidnischen Völker die Arbeit etwas von der Gottheit geordnetes war, haben sie in ihrer religiösen Sprache, der Mythologie, mannigfach bezeugt. Kein Fortschritt in der Kulturgeschichte ist so folgenreich wie der Übergang zum Ackerbau. So lange die Menschen nur der Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses leben, Beeren pflücken, Tiere schlachten, wenn sie gerade Hunger haben, sonst aber müssig gehen, kann es zu keinem geordneten Dasein in Raum und Zeit kommen. Ganz anders, wenn die Erde bebaut und das Wachstum ihrer Frucht abgewartet wird. Dann gestalten sich fester die Begriffe des Eigentums und des Rechtes überhaupt, dann wird die Beobachtung der Natur, die Messung der Zeiträume, die Anfertigung künstlicher Werkzeuge erforderlich. Was lehren die Mythen der Völker über den Anfang des Ackerbaues? Sie führen ihn einhellig auf die Götter zurück. Osiris hat die Menschen das Feld bewässern und bebauen gelehrt nach der Sage der Ägypter, Demeter that ihnen diesen Dienst nach dem Mythus der Hellenen. In China ist noch heute das Führen des Pfluges ein gottesdienstlicher Akt, den der Kaiser verrichtet. Die Peruaner erzählen, die göttliche Sonne habe zwei ihrer Kinder, Manko Kapak und Mama Ogllo gesandt, um die rohen Menschen den Ackerbau zu lehren u. s. w. Damit ist angedeutet, dass die planmässige und geordnete Arbeit und der Rechtszustand nur unter dem Schutze der Gottheit sich entfalten konnten.

Auch die staatliche Ordnung, die politische Gewalt, die Gesetzgebung sind im höhern Altertum überall aufs engste mit dem Glauben an die Gottheit verknüpft. Die ältesten Könige sind Priesterkönige oder geradezu Stellvertreter, ja Incarnationen der Götter in Babylonien wie in Ägypten, in Peru wie auf den Inseln

der Südsee, nach Aristoteles und Servius auch im ältesten Griechenland und Italien. Auch in Kanaan begegnet der Priesterkönig Melchisedek und in Israel ist der König der „Gesalbte Jahveh's“. Dies zeigt deutlich genug, dass bei Entstehung einer geordneten Regierung die Religion stark beteiligt war und ohne diese eine solche sich gar nicht hätte bilden können. Wie stark bei der Entstehung des nationalen Gemeinbewusstseins die Religion mitwirkte, hat Schelling, mit Recht, wenn auch nicht ohne Übertreibung, hervorgehoben.

Die Religion verleiht aber nicht blos zum menschlichen Dasein die für feste Ordnung unentbehrliche Autorität, sie gewährt auch zur mannigfachsten höhern Thätigkeit den Anstoss und das erhabene Ziel. So sind alle schönen Künste von der Religion hervorgelockt worden. Was hat die Baukunst über den Dienst der blossen Nützlichkeit und Bequemlichkeit hinausgehoben? Es war das Bestreben, der Gottheit eine würdige und erhabene Wohnung einzurichten, was die schönsten Entwürfe hervorbrachte und die Menge zu gewaltigen Opfern und Anstrengungen hinriss. Plastik und Malerei gingen aus dem Drang hervor, das Göttliche in edler Symbolik darzustellen. Die ältesten Dichtungen sind fast überall Hymnen an die Gottheit. Mit der Poesie waren dabei die Musik und Mimik eng verbunden. Auch diese beiden, insbesondere die Orchestrik, können ihren Ursprung aus geweihtem Boden nicht verleugnen. Aber auch die Wissenschaften sind aus dem Trieb erwachsen, das Göttliche zu erkunden. Die Astrologie, die Mutter der Astronomie, war selber ein Kind des Glaubens, dass die Gestirne göttliche Wesen seien, welche den Gang der Dinge auf Erden beherrschten, womit das Interesse am Festkalender zusammenhängt. Die Geschichte ferner dankt ihre Entstehung dem Bestreben, göttliche Begebenheiten zu überliefern, welche lange vor den menschlichen der Aufzeichnung wert gehalten wurden. Die Schrift selbst, dieses unschätzbare Werkzeug der Geistesarbeit, ist aus der religiösen Zeichenmalerei hervorgegangen. Die Medizin, durch praktische Bedürfnisse nahe genug gelegt, war bei vielen Völkern Sache der Priester, welche überhaupt alle höhere Bildung vereinigten und pflegten. Die Philosophie endlich entwickelte sich aus der Theologie. Die Frage nach dem höchsten Wesen war die erste, welche den denkenden Geist fesselte. Kurz, je weiter wir hinauf gehen, desto mehr finden wir alles höhere geistige Leben im religiösen beschlossen, von diesem umhegt und getragen, aber auch geweckt und grossgezogen.

Aber die Religion ist nicht nur das, was den Intellekt zuerst umfängt und zur Erforschung der Wahrheit die mächtigste Anregung gibt; sie ist es nicht blos, welche den Sinn für das Schöne am grossartigsten weckt und ihm die würdigsten Objekte zuführt. Ihr dankt der Mensch namentlich auch die Autorität, nach welcher sein moralisches Bewusstsein gut und böse unterscheidet. Welch eine starke unentbehrliche Stütze die Religion für die gesetzliche

Ordnung ist, leuchtet ein, sobald man erwägt, dass, wie oben bemerkt wurde, die Regierungsgewalt ohne religiöse Weihe in der frühesten Zeit gar keine Anerkennung gefunden hätte. Aber weiter beachte man, wie bei den Afrikanern und Polynesiern etwas nicht anders gesetzlich wirksam geschützt werden kann, als indem man es für Wohnung des Fetisches, bezw. Tabu, erklärt. Zwar hat nicht alle Rechtssitte religiösen Ursprung. Man findet z. B. bei tiefstehenden Afrikanern, dass die Sittlichkeit sich für sie erschöpft im Thun wie die andern, alles ungewöhnliche Gebaren dagegen als Verstoss erscheint. Jeder baut seine Hütte genau wie der andere, sonst würde man ihm dies übel nehmen. Allein dieses Herdengewissen reicht nicht aus, sobald auch nur die ersten Schritte auf dem Wege zur Civilisation gethan werden. Da muss jede Ordnung, um nicht willkürlich zu scheinen, sondern Ansehen einzuflössen, einen göttlichen Grund oder Ursprung haben, wie wir eben bezüglich der Neger und Ozeanier erinnerten, denen ihr Fetisch und Tabu den religiösen Grund für ihre Verordnungen liefert. Ebenso beachte man, dass bei den alten Germanen und Kelten, also Völkern, welche von der rohen Barbarei soeben auf eine gewisse Bildungsstufe emporstiegen oder gestiegen waren, die Priester durchaus die Verwalter des Rechtes sind. Damit ist deutlich ausgesprochen, dass sich dasselbe auf religiöse Autorität, auf die Gottheit stützen musste, um Achtung zu finden. Fehlte solche Autorität oder wurde sie erschüttert, so gingen gewöhnlich die Civilisationen rasch zu Grund.

Wie förderlich die Religion der Kultur werden kann und soll, das zeigt auch die Geschichte der christlichen Kirche. Die frommen irischen Sendboten, welche das Evangelium nach den Bergthälern der Schweiz brachten, erwiesen sich als hervorragende Vorkämpfer der Kultur, ähnlich die römischen in Germanien. Karls des Grossen Ideal war ein „heil. römisches Reich deutscher Nation", d. h. die römische Kultur, vom Christentum angeeignet, und dem deutschen Volke zugeeignet. Was für bahnbrechende Dienste die christliche Mission der Neuzeit der Bildung und Civilisation auch bei den rohesten Völkern leistet, liegt vor Augen[1]).

Umgekehrt aber ist auch die Kultur der Religion förderlich, ja unentbehrlich wie der Leib für die Seele. Dadurch, dass der Mensch seine Geisteskräfte braucht, wächst er selbst und wird auch fähiger, Gott zu erkennen und ihm zu dienen. Der Landmann, welcher auf den wundervoll eingerichteten Haushalt der Natur merken gelernt hat, weiss besser um die Weisheit und Fürsorge seines Gottes als der Wilde, welcher ohne selber zu sorgen und zu rechnen, von der Gunst des Augenblicks und vom Zufall lebt, für welchen daher auch das Göttliche nur in Gestalt von zufällig vorhandenen, willkürlich waltenden Mächten existiert.

---

1) Siehe Gustav Warneck, Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und der Kultur, Gütersloh 1879.

Jeder Fortschritt in der menschlichen Erkenntnis der Welt setzt die Allmacht und das harmonische Walten der Gottheit besser ins Licht.

Und wie könnte der Mensch seinen Empfindungen, welche die Gottheit in ihm weckt, würdigen Ausdruck geben, wenn die im Menschen schlummernden Kräfte nicht erwachten, um das Schöne und Erhabene zu bilden und zu gestalten? Die höheren Religionen setzen überall auch einen nicht unbedeutenden Bildungsgrad voraus und bemühen sich eben deshalb die Völker auf denselben zu erheben, weil sie seiner benötigt sind. Nehmen wir auch hier Beispiele von der bekanntesten, der christlichen Religion. Die grosse Epoche der Reformation liesse sich kaum denken, wenn nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst vorausgegangen wäre. Aber auch der Humanismus der Renaissance musste vorausgehen, um die Rückkehr zum biblischen Christentum zu ermöglichen. Und wenn die christliche Mission überall, wohin sie kommt, Civilisation einführt und darauf besteht, den ungebildetsten Stämmen nicht nur sittsame Kleidung und Lebensweise, sondern auch Lesen und Schreiben beizubringen, so rührt das daher, dass diese Religion, wenigstens in ihrer evangelischen Gestalt, dieser Kulturerrungenschaften zu ihrem eigenen Bestande gar nicht entraten kann.

Nach dem Gesagten könnte man denken, diese beiden Seiten des menschlichen Geisteslebens werden sich stets einträchtig entfalten und jeder Fortschritt auf der einen auch einen entsprechenden auf der andern Seite zur Folge haben. Ist es etwa erst der Neuzeit vorbehalten gewesen, das traurige Gegenteil dieser Harmonie hervorzubringen: einen Zustand gegenseitiger Anklage und Anfeindung, wo Bildung oft nur auf Unkosten der Frömmigkeit und Frömmigkeit nur durch Verzicht auf Bildung möglich *scheint*, einen „Kulturkampf", wo Religion und Kultur sich gegenseitig ihr Dasein schmälern, wo nicht untergraben wollen? Keineswegs. Vielmehr kann aus verschiedenen Ursachen ihr friedliches Verhalten zu einander in *Zwiespalt* umschlagen und in *Feindschaft* ausarten, was freilich auch ein Beweis dafür, dass beide nicht gleichgiltig gegen einander bleiben können.

Einerseits nämlich lässt sich denken, dass ein vielleicht sehr intensives, aber wenig geläutertes Gottesbewusstsein den Menschen von seinem Weltberufe zurückhalten will und seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten lahmlegt. Es gibt kulturfeindliche Religionen, wie Buddhismus und Islam. Es gibt auch Fälle, wo eine an sich kulturfreundliche Religion wie das Christentum in einer gewissen zeitlichen Gestaltung so mit einer bisherigen Kulturstufe zusammengewachsen ist, dass von ihren Vertretern dem Fortschreiten zu einer höhern in missverstandenem religiösen Interesse Widerstand entgegengesetzt wird. Anderseits aber kann es vorkommen, dass ein vielleicht sehr expansiver Kulturdrang den Menschen so absorbiert, dass er darüber die Sammlung unter dem Gesichtspunkte des Göttlichen verliert und diese Welt oder sein eigenes

Ich als Selbstzweck ansieht, statt die von ihm angeeignete Welt wie sich selbst der Gottheit unterzuordnen. Es gibt religionsfeindliche Kulturen und hat sie immer gegeben. Schon in der Genesis sehen wir die von Gott abgewandte Menschheitslinie am schnellsten in der Kultur fortschreiten, und die hohe Kultur des salomonischen Zeitalters brachte für die strenge Jahvehreligion die ernstesten Versuchungen zur Verweltlichung. Auf ganz anderem Gebiete zeigt sich die Gefahr, die von seiten der schönen Kunst der Religion erwachsen kann, im alten Hellas. Das geistesmächtige Heidentum überhaupt verlor sich leicht in seinen Welterfolgen und seiner Selbstschätzung, gegen welche das Bewusstsein der Abhängigkeit von einer höheren Macht kein genügendes Gegengewicht bildete.

Welches aber das normale Verhalten zwischen Religion und Kultur sei, darüber kann gerade im Lichte des Christentums kein Zweifel walten. Oder wären diejenigen im Recht, welche behaupten, das wesentliche oder wenigstens etwas wesentliches an der Lehre Christi sei die Weltflucht, so dass wir in den Bettelmönchen des Mittelalters oder richtiger in den Einsiedlern der oberägyptischen Wüste seine wahren Nachfolger erblicken müssten? Verwunderlich wäre es doch, wenn der „Menschensohn“ die Aufgabe unerfüllt und unbeachtet gelassen hätte, welche der himmlische Vater dem Menschengeschlecht nach den ersten Blättern der hl. Schrift (vgl. auch Psalm 8) gestellt hatte. Bei genauerem Zusehen ergibt sich das Gegenteil: Jesus kam auch hierin nicht um aufzulösen, sondern zu erfüllen. Der Centralbegriff in der Lehre Jesu ist das „Reich Gottes“, welches er auf Erden herbeizuführen gekommen ist. Zwar erschöpft sich dieses Himmelreich nicht darin, aber es bringt doch die Verwirklichung jenes Ideals: Die Erde wird darin den Menschen völlig unterworfen, sie selbst sind Gott vollkommen unterthan. Denn wesentlich gehört dazu die unbedingte Herrschaft Gottes über die irdische Welt, aber vermittelt durch das Menschengeschlecht. Nach diesem höchsten Ziel muss sich des Christen Leben und Streben richten.

4. Die Einteilung der Religionen[1]).

Da es sich um eine geschichtliche Darstellung der Religionen der Menschheit handelt, kann dabei keine Einteilung nach ihrem inneren Wert oder nach ihrer Auffassung der Gottheit oder nach den Erscheinungs- und Lebensformen der einzelnen Religionen massgebend sein und die Reihenfolge bestimmen, sondern lediglich der geschichtliche Zusammenhang, soweit sich ein solcher nachweisen lässt. Bei den geschichtlich bedeutendsten Religionen zeigen sich Familienzusammenhänge, ähnlich wie bei den Sprachen, welche

1) Vgl. F. Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft[2] (Strassburg 1876) S. 94 ff.

auch für die Bestimmung der religiösen Verwandtschaften die wertvollsten Fingerzeige geben. Wo solche verwandtschaftliche Beziehungen nicht sicher erkennbar sind, muss einstweilen eine losere Gruppierung nach geographischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten stattfinden.

Die einzelnen Religionen lassen sich nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppieren. Der Einzelne wird sie nach seinem subjektiven Werturteil in der Regel einteilen in wahre und falsche Religionen, und seine eigene als die wahre, alle andern als falsche bezeichnen. Allein wenn auch dieses dogmatische Verfahren an seinem Orte berechtigt ist und wir keineswegs der unter heutigen Religionsforschern verbreiteten Anschauung huldigen, wonach jede Religion ihr relatives Recht hätte wie die andere, so gut wie jede der Sprachen, von denen auch keine als falsch bezeichnet werden kann, so ist doch klar, dass wir durch diese Zweiteilung zu keiner Gliederung des darzustellenden Stoffes gelangen würden.

Der gleiche Übelstand würde sich einstellen bei der Einteilung in natürliche und geoffenbarte Religionen. Man versteht unter den erstern solche, die sich aus den allgemeinen, der kosmischen und der menschlichen Natur innewohnenden Faktoren gebildet haben, während bei den letztern ausserordentliche Offenbarungen der Gottheit ins Leben eingriffen. Diese Unterscheidung fällt insofern mit der obigen zusammen, als die meisten geneigt sein werden, diejenige Religion, die sich ihnen im Unterschied von andern als wahr erweist, auf ausserordentliche Faktoren zurückzuführen, zumal so ziemlich jede Religion solche Entstehung für sich in Anspruch nimmt. Aber ein Urteil wird auch hier nicht von vornherein gefällt werden dürfen, vielmehr erst die unparteiische Vergleichung sämtlicher Religionen zur Entscheidung über solchen Anspruch befähigen. Auch besteht gerade nach biblischer Anschauung wenigstens kein ausschliessender Gegensatz zwischen Natur und Offenbarung.

Auch ihr Verhältnis zur Kultur ist zwar, wie wir sahen, für die Religionen wichtig genug, aber nach demselben die letztern aufzureihen, würde sich schon deshalb nicht empfehlen, weil dieselbe Religion durch sehr mannigfaltige Kulturstufen sich entwickeln kann. Häufig teilt man den gesamten Stoff zunächst in kulturlose und kultivierte Religionen[1]. Für die letzteren ist aber damit noch keine Gliederung gegeben. Der Erscheinungsform der Religion entnommen ist die Einteilung in persönliche und volkstümliche Religionen, d. h. solche, bei welchen ein persönlicher Stifter bekannt ist, und solche, die als gemeinsames Erzeugnis ganzer Stämme oder Nationen erscheinen. Zur ersteren Klasse gehören Mosaismus, Zendreligion, Buddhismus, die Lehren des Laotse und Kongtse, Christentum, Islam, zur letztern die ägyptische, brahmanische, griechische, römische, germanische, slavische und viele

1) Vgl. z. B. J. G. Müller Art. Polytheismus PRE[1] 12, 33 ff.

andere Religionen. Das ist zwar ein Gesichtspunkt, von welchem aus sich gute Beobachtungen anstellen lassen, aber unmöglich lässt sich von da aus ein historischer Teilungsgrund gewinnen, ganz abgesehen davon, dass, wie wir schon S. 6 hervorhoben, dieser Unterschied nur ein relativer ist, indem bei der Bildung aller Religionen einzelne Persönlichkeiten hervorragenden Anteil hatten und anderseits die sog. Religionsstifter stets an das im Volke schon Vorhandene anknüpften.

Bei Muhammed und sonst nicht selten im Morgenland findet man die Unterscheidung von Buchreligionen und solchen, die kein hl. Schrifttum besitzen. Allein so wichtig es für unsere Disziplin ist, ob eine Religion von ihr selbst als kanonisch verehrte schriftliche Urkunden hat, oder wir solche Quellen entbehren müssen, so ist dies doch nicht einmal einer der wesentlichsten Unterschiede, geschweige denn ein Darstellungsprinzip für den Historiker.



Wichtiger sind diejenigen Einteilungen, welche vom Inhalt der Religion, näher von ihrer Fassung der Gottheit ausgehen, z. B. nach der Kategorie der Quantität: Polytheismus und Monotheismus unterscheiden, wobei dann in der Regel für den Parsismus noch der Dualismus zwischeneingeschoben wird. In die monotheistische Gruppe kämen aber wohl nur Judentum, Christentum, Islam, so dass wir abermals für die Masse der polytheistischen Bekenntnisse einer Gliederung entbehrten. Tiefer führen diejenigen Einteilungen, welche das Verhältnis Gottes zur Welt und des subjektiven Bewusstseins zu beiden zu Grunde legen. Von Bedeutung war hier namentlich Hegel, zumal er mit der Entwicklung des Begriffs zugleich den Gang der Geschichte glaubte getroffen zu haben. Er stellte diese Stufenleiter so dar: I. Die Naturreligion, wovon 1. die unmittelbare Religion oder Zauberei die unterste Stufe bilde; dann kommen 2. die Religionen der Substanz im Orient: a) die Religion des Masses (China); b) die der Phantasie (Brahmanismus); c) die des Insichseins (Buddhismus); 3. die Naturreligion im Übergang zur Religion der Freiheit: a) die Religion des Guten und des Lichts (Parsismus), b) die des Schmerzes (Syrien), c) die des Rätsels (Ägypten). II. Die Religionen der geistigen Individualität, wobei Gott als Subjekt erfasst ist: a) Religion der Erhabenheit (Judentum), b) der Schönheit (Griechentum), c) der Zweckmässigkeit oder des Verstandes (Römer). Die oberste Stufe bildet III. die absolute Religion, welche beide Ideen (Gott als Objekt und Subjekt) versöhnt, das Christentum.

Was immer der Wert oder Unwert dieses Systems sei, so viel leuchtet ein, dass dasselbe sich zum Leitfaden einer geschichtlichen Darstellung gar nicht eignet, da z. B. in der II. Abteilung ganz heterogene und historisch unzusammenhängende Religionen vereinigt sind. Nicht besser passte aber zu diesem Zwecke z. B. Pfleiderers religionsphilosophische Einteilung, welche auf dem Verhältnis zur Gottheit nach Freiheit und Abhängigkeit basiert ist.

Eine solche Einteilung können wir so wenig als Richtschnur brauchen, als man bei Darstellung der Geschichte der Philosophie erst die realistischen, dann die idealistischen Systeme vorführen wird. Sollte eine solche theologische Stufenleiter aufgestellt werden, dann würde sie sich etwa so gestalten:

I. Naturbefangene (=heidnische) Religionen.

1. Verehrung zufälliger Naturdinge: Fetischismus, z. B. in Afrika.
2. Verehrung zufälliger Naturkräfte und Geister: Animismus. Afrika, Amerika, Mongolen u. s. f.
3. Verehrung der Natur nach ihren allgemeinen Potenzen: Polytheismus. Ägypten, Kanaaniter, Babylonier u. s. f.
4. Verehrung der Natur nach ihren allgemeinen Gesetzen: Gestirndienst. Babylonier, Ägypter.
5. Verehrung der Natur als solcher: Pantheismus. Indien, Brahmanismus.
6. Verehrung der Naturauflösung. Buddhismus.
7. Verehrung der physisch-ethischen Macht des Guten. Parsismus.
8. Verehrung der ästhetisch-sittlichen Mächte. Hellenentum.
9. Verehrung der politisch-sittlichen Mächte. Römer.

II. Naturfreie Religionen.

1. Verehrung des Übernatürlichen nach seiner Erhabenheit über der Kreatur. Mosaismus.
2, Verehrung des Übernatürlichen nach seiner Versöhnung mit der Kreatur. Christentum.
3. Verehrung des Übernatürlichen in seinem Rückfall in die Natur. Islam.

Allein schon diese Skizze zeigt, dass auch diese Climax nicht als Schema für unsere Darstellung tauglich wäre. Manche Religionen tragen Charakteristisches von verschiedenen Stufen an sich, was geschichtlich sich nicht trennen lässt; manche erheben sich im Laufe der Zeit auf eine höhere Stufe oder sinken auch auf eine tiefere herab.

Die einzige erspriessliche Methode ist diejenige, welche das Lebensbild der einzelnen Religion vor uns entstehen und wachsen lässt, so zwar, dass sie in die Gruppe eingereiht erscheint, mit welcher sie geschichtlich vom selben Stamme erwachsen ist. Denn es zeigt sich hier bei den vornehmsten Religionen eine weitgehende Familienähnlichkeit, welche auf nähere Verwandtschaft weist, ganz ähnlich wie bei den Sprachen, bei denen die Entdeckung von Familien erst zu einer fruchtbaren Vergleichung geführt hat. Von den einzelnen Gliedern eines solchen Stammes wird man zu dem ältesten Gliede aufzusteigen trachten und von da aus die geraden und die Seitenlinien am besten kennen lernen. Dabei leistet für die Bestimmung des Organismus und seiner Glieder eben die Sprache die schätzbarsten Dienste. Denn in der konkreten Ge-

staltung derselben drücken sich die Beziehungen der Glieder zu einander sicherer und greifbarer aus als in der Mythologie, wo die Gebilde oft schemenhaft und verschwommen sind. Diese philologisch-ethnographische Methode nennt F. Max Müller mit Recht die einzig richtige, wenigstens für die historische Darstellung der Religionen, mag er immerhin in seinen mythologischen Gleichungen an der Hand der Etymologie oft zu weit gegangen sein.

Allerdings ist es einstweilen nicht möglich, den gesamten Stoff unter „Familien" von Religionen zu verteilen. Im eigentlichen Sinne des Wortes sind solche nur nachgewiesen bei der „semitischen" und der „indogermanischen" Gruppe. Aber solche Gruppen, welche unverkennbar nicht nur nach Sprache und Ethnographie, sondern auch nach religiöser Verwandtschaft zusammengehören, finden sich auch sonst. Wo sie fehlen, muss einstweilen mehr der geographische Gesichtspunkt vorherrschen; doch stellt sich dabei in der Regel bald auch die innere Verwandtschaft heraus.

Die vorgeschichtlichen Probleme sind nicht Gegenstand einer wirklich historischen Darstellung. Was sich in Bezug auf den frühesten Stand der Religion von den geschichtlichen Erscheinungen aus mutmassen lässt, davon soll in den „Schlussbemerkungen" die Rede sein. Wir beginnen unsere Rundschau mit der altchinesischen Religion, welche unter den heidnischen allein einer mehrtausendjährigen ununterbrochenen Existenz unter einem gebildeten Volke sich zu rühmen hat, dabei freilich auch unterschiedliche Phasen durchmachte und verschiedene Religionsbildungen erzeugte. Der primitive Charakter dieser Religion wie der einsilbigen chinesischen Sprache gibt ihr ein Recht auf den ersten Platz.

Mit den Chinesen sind aber die mongolischen und übrigen turanischen Stämme sichtlich verwandt. Wir schliessen deren wenig entwickelte Religionen an und berücksichtigen dabei insonderheit die etwas entwickeltere finnländische und die aus nationalen Gründen bemerkenswerte japanische.

Von der hamitischen Familie ist wesentlich nur ein Glied näher bekannt, dieses aber um so merkwürdiger: die altägyptische Religion, welche durch besonders zahlreiche und ausgiebige Monumente nach ihrem mehrtausendjährigen Bestande bezeugt ist.

Ein anderes uraltes Centrum geistigen Lebens war Babylonien. Hier haben wohl Turanier und Semiten sich frühzeitig gemischt. Von dort ging ein mächtiger Einfluss auf die ganz semitischen Assyrer aus, der sich weiterhin über das westliche Asien bis nach Kanaan erstreckte.

Reine Semiten finden wir in den Verwandten Israels, Moab, Ammon, Edom, in den Arabern und Israeliten. Hier wäre also auch die religiöse Entwicklung der Israeliten zu besprechen, welche in das Judentum ausläuft und im Christentum ihre

Vollendung erlangt, wenn nicht der beschränkte Raum dieses Handbuches und seine Bestimmung es verwehrten, dieser Geschichte der höchsten Religion, die anderswo zu einlässlicher Darstellung kommt, gerecht zu werden. Im Christentum ist übrigens diese rein semitischem Boden entquollene Religion bald zu einem andern Stamm übergegangen, dem indogermanischen, in welchem dasselbe seinen eigentlichen Träger und Pfleger innerhalb der Menschheit gefunden hat. Dagegen folgte aus jenem ursemitischen Grund ein Nachtrieb im Islam, der übrigens auch Völker verschiedener Rassen um sein Bekenntnis zu scharen wusste. Vorher gedenken wir noch des Manichäismus, bei dem man im Zweifel sein könnte, ob er semitischem oder arischem Boden entsprossen sei, überwiegende Anzeichen aber für semitisch-babylonischen Ursprung sprechen, was auch von der Religion der Mandäer gilt, von denen zwar nur ein kümmerlicher Rest noch vorhanden ist, deren Vergangenheit aber in vorislamische Zeit zurückreicht.

Völlig anders als die Semiten stellt sich nach ihrer geistigen Anlage die grosse indogermanische Familie dar, welche von den Strömen Indiens bis an die Gestade des atlantischen Ozeans ausgebreitet, die reichste Fülle und Mannigfaltigkeit nationalen Lebens entfaltete, aber sprachlich und geistig, auch in ihren Religionen, den nähern oder fernern gemeinsamen Ursprung nicht verleugnet. Wir beginnen bei dem östlichsten Gliede dieser Familie, den Hindu, deren heilige Hymnen als das älteste Denkmal indogermanischer Gottesverehrung dastehen, und verfolgen die merkwürdige Geschichte dieser Religion, welche zum Brahmanismus erstarrt, gegen welchen der Buddhismus eine grundstürzende Gegenströmung bildet, worauf jener Brahmanismus als Hinduismus ohne streng geschlossene Einheit sich zu neuem Leben aufrafft und bis auf die Gegenwart sich fortpflanzt, nicht ohne dass mancherlei Schulen und Sekten entstehen und auch der bis nach Indien vorgedrungene Islam seinen Einfluss spüren lässt, während der Buddhismus aus seinem Stammlande vertrieben, sich besonders der fremden mongolischen Rasse bemächtigt und sein Gebiet von Tibet bis nach China und Japan ausgebreitet hat.

Mit diesen Hindu durch viele gemeinsame Bande verbunden zeigen sich die Iranier, welche man mit jenen etwa unter dem Namen „Arier“ zusammenfasst, der aber ebensooft auf alle Indogermanen ausgedehnt wird. Aus jenem Iran ist die Lehre Zarathustra's hervorgegangen, welche einst das mächtige Perserreich beherrschte, dann aber freilich sank und dem Islam weichen musste, so dass nur noch eine kleine Sekte sich zu ihr bekennt.

In Europa begegnen uns diejenigen Brüder der Arier, welche die antike Welt- und Kulturgeschichte am mächtigsten beeinflusst haben: die Griechen und Römer, deren Religionen bei allen Ähnlichkeiten so verschieden unter sich sind wie die Charaktere dieser beiden Völker. Am meisten Berührung mit diesen haben von den übrigen Indogermanen noch die Kelten, die sich immer-

hin nur zu geringer Civilisation erhoben haben und deren Religion eine Mischung von Bildung und grausamer Roheit darstellt. Noch mehr Barbaren sind die alten Germanen, deren vorchristliche Götterfurcht und Frömmigkeit fast nur aus den Zeugnissen Fremder bekannt ist, während aus etwas jüngerer Zeit nordische Quellen ein mythenreiches, sinniges Geschlecht erkennen lassen. Fast noch dürftiger als über die Germanen sind wir über die gleichfalls noch auf niedriger Bildungsstufe befindlichen heidnischen Slaven unterrichtet, die Nachbarn der im ersten Teil behandelten finnischen Stämme, so dass mit deren Besprechung unser Rundgang für einmal sich schliesst.

Nicht berührt wurde von demselben das Innere Afrikas mit seinen Negern und negerähnlichen Stämmen, welchen wir einen besonderen, wenn auch mehr summarischen Abschnitt widmen, da hier von „Geschichte“ kaum die Rede sein kann. Nicht viel anders steht es mit den ebenfalls von der übrigen Menschheit isolierten Eingeborenen Amerikas; nur dass uns da ausser den fast kulturlosen Indianerstämmen auch zwei mehr oder weniger civilisierte Staaten begegnen: Mexiko und Peru mit eigenartiger Ausgestaltung der Religionsvorstellungen und -gebräuche. Endlich verdient noch eine Gruppe in Ozeanien nähere Berücksichtigung, welcher in ethnographischer und religiöser Hinsicht Merkmale der Zusammengehörigkeit nicht fehlen, so stark auch die Verschiedenheiten der Leute auf den einzelnen Archipeln sind.

5. Verhältnis der allgemeinen Religionsgeschichte zur christlichen Theologie.

Die allgemeine Religionsgeschichte ist dem Organismus der christlichen Religionswissenschaft anzugliedern, da diese ihrer bedarf a) historisch angesehen, indem die Religionsgeschichte die allgemeine Basis aufzudecken strebt, aus welcher auch die biblische Religion hervorgewachsen ist und die Einflüsse, welche von andern Religionen auf dieselbe ausgeübt wurden; namentlich aber b) in ihrem systematischen Teil, für den dort, wo das Wesen und die Wahrheit des Christentums dargelegt werden sollen, eine Vergleichung der anderen Religionen unerlässlich ist; doch auch c) im praktischen Teil, da diese Disziplin mit den Faktoren bekannt macht, welche die missionierende Kirche zu überwinden hat. Soll aber diese Wissenschaft theologisch behandelt werden, so ist dabei der Standpunkt des christlichen Bewusstseins einzunehmen, was anderweitige humanistische oder philosophische Bearbeitungen nicht ausschliesst.

Die hier behandelte Disziplin der Allgemeinen Religionsgeschichte hat ein Recht darauf, in den Organismus der christlichen Theologie eingegliedert zu werden; denn diese bedarf ihrer, und

nach dem Bedürfnis, nicht nach einem künstlichen Schema sind der Theologie stets ihre Glieder gewachsen. Die historische Theologie, und zwar die biblische, sieht sich heute genötigt, die Gotteserkenntnis und den Gottesdienst, die uns in der hl. Schrift entgegentreten, nicht mehr blos für sich, sondern auch im Zusammenhang mit denen verwandter Völker zu behandeln. Die praktische Theologie wird von dem Augenblick an der allgemeinen Religionsgeschichte nicht entraten können, wo sie endlich auch die Arbeit der missionierenden Kirche ernsthaft in ihren Bereich zieht. Allein die Hauptader, welche unsere gesamte Disziplin, nicht nur einzelne Partieen derselben, mit dem theologischen Lehrganzen verbindet, geht von der systematischen Theologie [1]) aus, welche in ihrem apologetischen Teil die dem Christentum eigentümlichen wie die ihm mit andern Religionen gemeinsamen Merkmale hervorheben muss, um seinen einzigartigen Wert ins Licht zu setzen. Sie muss die Religionen unter einander und mit der eigenen vergleichen, um das Wesen und den Wert der letztern richtig zu erfassen. Nicht ohne ein gewisses Recht hat Max Müller das Wort: „Wer eine kennt, kennt keine“ auf die Religionen übertragen. Wie die Muttersprache in neuem Lichte erscheint, wenn man ihre verwandten Mundarten kennt, und sie als Glied eines grossen Ganzen verstehen gelernt hat, so fällt auch auf die einzelne Religion ein überraschend neues Licht, wenn sie nach ihrer Verwandtschaft und Gegensätzlichkeit zu den übrigen angeschaut wird. Die Eigenart eines menschlichen Verhaltens zu Gott wird erst da recht gewürdigt, wo man die andern Verhältnisse vor Augen hat, in welchen Menschen zur Gottheit gestanden haben oder noch stehen. Aus solcher Vergleichung ergibt sich die richtige Schätzung des Eigenwertes der einzelnen Religion. Daher greifen heute der Freigeist und der Apologet zur Religionsvergleichung, um das Christentum herabzusetzen oder zu erheben. Für ein begründetes Urteil bildet aber die Religionsgeschichte die unentbehrliche Voraussetzung.

Damit nun, dass wir diese Disziplin für die christliche Theologie in Anspruch nehmen, fordern wir auch ihre Behandlung vom christlichen Standpunkt. Die christliche Theologie ist die wissenschaftliche Aussage des christlichen Bewusstseins. Wir verlangen das Recht, die einzelnen Religionen mit dem Lichte zu beleuchten, welches uns die höhere Offenbarung Christi an die Hand gibt, und sie am Masse des christlichen Bewusstseins zu messen. Wollte jemand einwenden, es sei unstatthaft, das Ganze nach einem Teil zu beurteilen, das richtige wäre das umgekehrte Verfahren — dem antworten wir dreierlei: Erstens erkennen wir vollkommen an, dass auch Darstellungen der allgemeinen Religionsgeschichte be-

1) Vgl. z. B. J. Kaftan, Wesen der christl. Religion, Basel 1881, S. 1 ff. — P. Gloatz, Die Heranziehung der Religionsgeschichte zur systematischen Theologie in TSK 67 (1894), 733 ff.

rechtigt sind, welche blos von allgemeinen philosophischen, humanistischen, anthropologischen Prämissen ausgehen. Es wird aber bei diesem Gegenstand das religiöse Bewusstsein des Darstellers mehr mitsprechen als er selber meint. Das Müller'sche „Wer eine kennt, kennt keine" lässt sich auch ergänzen durch das andere: „Wer keine hat, kennt keine." So wenig jemand, der keine Muttersprache hätte, in deren lebendigem Gebrauch er aufgewachsen wäre, das geistige Wesen der Sprache erfassen könnte, ob er gleich tausend Sprachlehren vergliche, so wenig wird jemand das Geheimnis der Religion oder die Bedeutung der einzelnen Religionen enträtseln, der auf diesem Gebiete keine innere Erfahrung hat. — Zweitens sind wir Christen von der Überzeugung durchdrungen, dass das Christentum die absolut wahre oder vollkommenste Religion ist. Gesetzt den Fall, wir haben damit Recht, so leuchtet ein, dass vom Christentum aus, das alle Wahrheitsmomente der übrigen frei von den Irrtümern derselben enthält, der Schlüssel zu deren Verständnis liegen muss. Ohne diesen Schlüssel bliebe in der That das religiöse Leben der Menschheit ein ungelöstes Rätsel. — Drittens aber betonen wir bestimmt, dass der wirkliche, historische Bestand, der vor allem festzusetzen ist, weder durch christliche, noch durch anderweitige vorgefasste Meinungen beeinträchtigt oder umgestaltet werden darf, sondern so treu als möglich wiederzugeben ist. Auch die innere Würdigung dieses Befundes darf nicht ohne weiteres nach einer im voraus feststehenden Theorie vor sich gehen. Es wäre unstatthaft, anderswoher — sei es aus der Philosophie oder Theologie — fertige Lehrsätze über die Religionen und ihre Entwicklung mitzubringen. Also auch die Vorstellungen, welche wir davon aus der Bibel oder den christlichen Anschauungen haben mögen, werden am Thatbestande zu prüfen und nach demselben zu modifizieren sein. Aber es leuchtet ein, dass die Beurteilung des religiösen Lebens der Menschheit im Ganzen und vielfach auch im Einzelnen verschieden ausfallen wird, jenachdem der Beobachter sich im Besitz der vollen christlichen Wahrheit befindet, oder etwa alle Religion nur als eine Ausstrahlung des menschlichen Gemüts und seiner Phantasie anzusehen gewohnt ist, oder vielleicht auch auf jede objektive Erkenntnis der Gottheit meint für immer verzichten zu müssen.

6. Geschichte der Disziplin.

Die Religionsgeschichte als wirklich allgemeine und nach streng historischen Prinzipien angelegte Disziplin ist jungen Datums; sie gehört erst dem 19. Jahrhundert an. Doch finden sich längst Ansätze dazu, d. h. partielle Darstellungen des Materials. — Schon im Altertum begegnen uns bei Historikern und Geographen, wie Herodot, Strabo, Tacitus u. a. eingehendere

Mitteilungen über religiöse Gebräuche und Vorstellungen namentlich eines fremden Volkes, ohne dass Vollständigkeit oder geschichtliches Verständnis des Religiösen von diesen Gewährsmännern gefordert werden könnte. Anders beschäftigen sich mit solchen Gegenständen philosophische Schriften eines Plato, Aristoteles, Cicero u. a. Hier ist das Interesse ein philosophisches, mehr als historisches. Aber auch das religionsphilosophische fehlte nicht. Wir werden bei der griechischen Religion die Mythographen kennen lernen, welche in verschiedener Weise die Mythen zu deuten suchten. Am einflussreichsten war Euemeros (aus der kyrenaischen Schule um 300 v. Chr.), welcher in einer Schrift (*ἱερὰ ἀναγραφή*) die Behauptung durchführt, die griechischen Götter und Heroen seien von Haus aus historische Persönlichkeiten, hervorragende Könige, Helden, Weise der Vorzeit gewesen, welche sich göttlich verehren liessen oder nach ihrem Tode unter Mitwirkung der Dichter zu Göttern erhoben wurden, nachdem die Erinnerung an ihr irdisches Leben entschwunden war. Dieser „Euhemerismus", wie man die fortan oft gangbare und beliebte historisierende Deutung nennt, enthält zwar ein Körnchen Wahrheit, da geschichtliche Erinnerungen bei der Mythenbildung mitwirken können, hat aber das religiöse Wesen des Mythus nicht verstanden. Stark überwog dagegen das religiöse Interesse bei den Neuplatonikern, welche die einzelnen Religionen vergleichend durchforschten, um deren gemeinsamen Kern zu finden; unter ihren Vorläufern ist mit Auszeichnung Plutarch zu nennen, der die Überzeugung ausspricht, dass es nicht verschiedene nationale Götter gebe, sondern Eine Vorsehung alles leite; nur die Namen und Verehrungsweisen seien bei den Nationen verschieden. Freilich war dieses irenische Studium der Religionen nicht frei von vorgefassten Meinungen.

Nachdem das Christentum auf den Plan getreten war, setzten sich seine Vertreter mit den übrigen Religionen apologetisch und polemisch auseinander, so Justinus Martyr, Tertullian, Augustin, Origenes u. a. Besonders zu nennen ist die aggressive Schrift des Julius Firmicus Maternus: De errore profanarum religionum (zwischen 343 und 348 geschrieben), worin die heidnischen Mythen euhemeristisch oder als Umgestaltungen biblischer Erzählungen erklärt und die Formeln der heidnischen Mysterien als Nachäffung von Sprüchen der hl. Schrift bezeichnet werden, schliesslich übrigens der Verfasser die Kaiser zur Zerstörung der Göttertempel und -bilder auffordert. Von Augustin kommt besonders in Betracht das Werk: De civitate dei contra paganos, welches die civitas dei in Israel zu der civitas terrena in Parallele stellt und unter letzterer Kategorie eine Art religionsgeschichtlicher Übersicht über die weltlichen Reiche und die falschen Religionen der Hauptvölker gibt 18, 1 ff. Aber schon in den 13 ersten Büchern beschäftigt sich Augustin hauptsächlich damit, die Überlegenheit des Christentums gegenüber dem Heidentum, namentlich dem römischen, darzuthun. Doch herrscht die

Polemik zu sehr vor, als dass es zu einer ruhigen historischen Darstellung käme.

Eine solche findet man überhaupt weder in der patristischen, noch in der mittelalterlichen oder der reformatorischen Zeit. Ohnehin war mit dem Untergang der heidnischen Religionen das Interesse an ihnen verschwunden; erst die Renaissance brachte die des klassischen Altertums den Abendländern wieder näher. Merkwürdigerweise findet sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ein wirkliches Beispiel unparteiischer Religionsvergleichung, bei Kaiser Akbar[1]) zu Delhi (1542—1605), der an seinem Hofe Muhammedaner, Brahmanen, Anhänger Zarathustras, Juden, Christen u. a. versammelte und sich ihre heiligen Schriften übersetzen liess, um selber aus jeder Religion wählen zu können, was ihm am besten gefiel. Das Buch, welches die Ergebnisse dieser Religionsvergleichungen enthält, führt den Namen Dabisthan und ist von dem Muhammedaner Mohsan Fani geschrieben; es handelt von zwölf Religionen. Zu diesem eklektischen Werke eines orientalischen Herrschers bildet ein seltsames Gegenstück eine skeptische Schrift eines abendländischen namenlosen Autors, das berüchtigte lateinische Buch: De tribus impostoribus[2]), im Jahr 1598 in Deutschland (oder Rakau) im Druck erschienen. Man hat auf alle namhaften Freidenker jener Zeit geraten, ohne dass eine solche Vermutung über den Verfasser Wahrscheinlichkeit hätte. Die „drei Betrüger“ sind Moses, Christus, Muhammed, da dieselben vorgeben, göttliche Offenbarungen empfangen zu haben, während Gott nie Anbetung von den Menschen verlangt habe, sondern alle Religionen das Werk von Priesterbetrug und Berechnung der Regenten seien. So wenig man nach diesen Voraussetzungen irgend ein Verständnis der Religion bei diesem Pamphletisten erwarten darf, so sei er doch hier erwähnt, weil er mit Nachdruck eine gründliche, vollständige und insbesondere unparteiische Vergleichung der Religionen verlangt, deren Kenntnis man nur aus den authentischen Schriften jeder derselben zu schöpfen habe, insonderheit aus dem, was der Religionsstifter gelehrt, ja nicht aus den Berichten solcher, welche dem betreffenden Bekenntnis nicht angehören, also seine Gegner seien.

Im 17. Jahrhundert finden sich eigentliche Vorarbeiten zu einer Geschichte der Religionen. Besondere Hervorhebung verdient Gerh. Joh. Vossius, De theologia gentili seu de origine ac progressu idololatriae, Amstel. 1642 und seitdem öfter herausgegeben. In diesem gelehrten Werk findet sich viel von jenem patristischen Euhemerismus, der die Götter und Halbgötter der Heiden aus biblischen Persönlichkeiten ableitet. Doch haben andere Zeitge-

1) Siehe über ihn F. Max Müller, Einleitung in die vergl. Religionsw. S. 20 f. 68 ff.

2) Herausgegeben von Emil Weller, Heilbronn 1876, von demselben mit deutscher Übersetzung schon 1846.

nossen wie der Abbé Banier, und Peter Daniel Huet dieser Methode noch weit massloser gefröhnt, worüber näheres bei der griechischen Religion. Auch Sam. Bochart ist in diese verkehrte Bahn geraten, der seine unbestrittenen Verdienste auf dem archäologischen Gebiete hat. Überhaupt ging tüchtige archäologische Arbeit in dieser Periode neben den mythologischen Versuchen her. Spencer suchte dabei die mosaischen Einrichtungen nach Ägypten heimzuweisen, Witsius trat ihm entgegen. Auf Grund der Lichtseiten des Heidentums, die Vossius nicht leugnete, betonten die englischen Deisten die Übereinstimmung aller Religionen in gewissen Grundwahrheiten, an ihrer Spitze Herbert von Cherbury: De religione gentilium errorumque apud eos causis, Lond. 1645. 63.

Im 18. Jahrhundert[1]) durfte man sich mit häretischen oder gar religionsfeindlichen Ansichten kecker hervorwagen; man fasste die Probleme unbefangener ins Auge. Für die Religionsphilosophie epochemachend waren die Schriften des David Hume: Natural history of religion, Lond. 1755, und Dialogues concerning natural religion, Lond., 2. ed. 1779. Die Bedeutung dieser Schriften ist freilich keine historische, eher in der That eine naturhistorische: Er gibt eine psychologische Erklärung der Religion aus den Affekten des menschlichen Gemüts und hat so unendlich wahrer als Euemeros oder der Verfasser der Impostores einen wichtigen Faktor, der bei der Entstehung der Religionen mitwirkte, ins Licht gesetzt, freilich einseitig genug, indem er, der subjektive Idealist, das Objektive, Göttliche ignoriert oder wegzudisputieren glaubt, ohne welches die Religion ebensowenig vernünftig zu erklären ist wie ohne psychische Vorgänge.

Auch an der Schwelle des 19. Jahrhunderts, welches unsere Disziplin als solche hervorgebracht hat, stehen zwei Koryphäen der Philosophie als ihre besonderen Gönner: Hegel und Schelling! Hegel war der erste, welcher die Religion in das Leben des menschlichen Geistes systematisch eingliederte. Wir sahen oben[2]), wie er auch die Religionsgeschichte in ein logisches Schema fasste, in welchem sie sich entfalten soll. Statt der Psychologie Humes ist hier die Logik die treibende Feder. Die Religion musste sich mit logischer Notwendigkeit nach ihrem Begriffe so ausleben, wie sie sich geschichtlich darstellt. Wir haben freilich schon oben angedeutet, dass hier wie anderwärts der wirkliche geschichtliche

---

1) Dass der Gesichtskreis und die Teilnahme für fremde religiöse Sitten und Gebräuche sich erweiterten, davon ist das grosse illustrierte Werk des Bernard Picart ein Beweis: Cérémonies et Coutumes Religieuses de tous les peuples du monde, 7 Bände, Amsterdam 1723 ff. Band 1 (1723) behandelt Juden und katholische Christen, Bd. 2 (1723) die Katholiken, Bd. 3 (1733) Griechen und Protestanten, Bd. 4 (1736) Anglikaner, Quäker, Anabaptisten, Bd. 5 (1737) Muhammedaner, Bd. 6 (1723) Westindien, Mexiko, Peru, Ostindien, Bd. 7 (1728) Ostindien, China, Japan, Parsi, Afrikaneger.

2) Seite 15.

Verlauf mit dem logischen Prozess nicht zusammenfallen will. Die Handbücher der Hegel'schen Schule leiden an diesem Zwang, der dem Stoffe um des Systems willen angethan wird. Ganz anders hat Hegels Rivale, Schelling, sich mit dem Gegenstande zurechtgefunden. In seinen Vorlesungen über die Mythologie[1]) stellt auch er die Religionsgeschichte als einen einheitlichen Prozess dar, nur ist es von ferne kein subjektiver, sondern ein objektiver theogonischer Prozess. Der Mythus ist durchaus religiös zu fassen; er ist das notwendige Produkt der göttlichen Potenzen, welche zuerst in der Natur weltbildend aufgetreten sind und nun im Menschengeist geschichtsbildend auftreten, woher der Schein einer Beziehung des religiösen Bewusstseins auf die Natur entstehe. Dem Hume'schen Subjektivismus ist hier ein ebenso einseitiger Objektivismus entgegengestellt, der auch der Ergänzung und Läuterung bedarf, um über den Pantheismus hinauszukommen.

So anregend aber diese Philosophen auch nach seite der Religionsgeschichte hin wirkten, so hätte doch diese Wissenschaft nicht einen so bedeutenden Aufschwung im 19. Jahrhundert nehmen können, wenn nicht eine Reihe von anderen, mehr realistischen Faktoren hinzugekommen wären, um ihren Gesichtskreis zu erweitern und ihre Methode auszubilden. Vor allem thaten sich der Altertumsforschung neue weite Gebiete auf und die Sprachwissenschaft vermittelte den Schlüssel zu den Quellschriften der entsprechenden Religionen. Das Sanskrit wurde entdeckt und damit die ältesten Schriftdenkmäler der Hindu verständlich gemacht. Die Ägyptologie schritt seit der Auffindung des Steines von Rosette (1799) unaufhaltsam vorwärts. Etwas später glückte die Lesung der persischen Achämenideninschriften in Keilform, an welche sich nach Jahrzehnten die der assyrischen reihte. Aber auch das chinesische Schrifttum war den Europäern unterdessen vertraut geworden, und man konnte es unternehmen, die hl. Schriften aller alten Kulturvölker zusammenzustellen. Nicht zu vergessen ist, dass dank den neu erfundenen Verkehrsmitteln die entlegenen Erdstriche nahegerückt und viel bereist wurden, so dass man auch mit den unkultivierten Völkern der Gegenwart in Berührung kam wie nie zuvor und ihre noch lebenden Religionen studieren konnte. Unter den Reisenden waren es aber namentlich die Missionare, welche die Kenntnis der fremden Völker und ihrer Religionen mächtig förderten. Der zu Anfang des 19. Jahrhunderts ungleich stärker als früher erwachte Missionseifer ist daher auch ein wichtiger Faktor, der zum Aufschwung oder zur Entstehung der heutigen Disziplin beigetragen hat. Man hat den christlichen Missionaren oft die nötige Bildung zum Studium der Völker, an denen sie arbeiten, und das Verständnis der heidnischen Religionen abgesprochen. Allein es liegt auf der Hand, dass diese Männer, welche

---

1) Nach seinem Tod herausgekommen in den Ges. Werken, 2. Abt., 1. 2 (Stuttg. 1856. 57).

lange Jahre unter solchen fremden Stämmen zubringen, viel Zuverlässigeres über deren geistiges Leben und äusseres Treiben berichten können, als solche Reisende, die sich nur kurz bei ihnen aufhalten und oft nur oberflächlich mit ihnen in Berührung treten. Heute sind die hohen Verdienste vieler Missionare um Sprachwissenschaft, Ethnographie und Religionskunde allgemein anerkannt. Haben sie doch mancherorts der Wissenschaft in meisterhafter Weise die Bahn gebrochen, und Gebiete zugänglich gemacht, welche sonst zum Teil bis heute völlig unbekannt wären. Aber auch in Ländern wie China und Indien, welche heutzutage von vielen durchforscht werden, nehmen die Arbeiter der christlichen Mission, der evangelischen und der katholischen, eine ehrenvolle Stellung ein.

Wir heben aus der neueren Litteratur noch eine Anzahl von Werken heraus, welche annähernd die gesamte Religionsgeschichte behandeln. Friedrich Creuzers Symbolik, 4 Bde., Leipzig und Darmstadt (von 1812 an) 3. Aufl. 1837—42 nennen wir, obwohl sie sich namentlich mit griechischen und italischen Mythen befasst, darum, weil der Verf. dieselben mit der ihm sonst bekannten Mythologie in Zusammenhang setzt. Seine leitenden Gesichtspunkte (ursprünglich monotheistische Urreligion, starke Sehnsucht der Heiden nach Erlösung, religiöse Bedeutung der Mythen) haben viel Anfechtungen erlitten, sie sind aber nicht ohne Wahrheit und in der letzten Auflage vorsichtiger verwertet. Das Material ist natürlich gänzlich veraltet. Ebenso bei F. C. Baur, Symbolik und Mythologie, 2 Teile, Stuttgart 1824/25.

Adolf Wuttke, Geschichte des Heidenthums (in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben), 2 Bde., Breslau 1852/53, behandelt die Naturvölker mit Einschluss von Mexiko und Peru und das Geistesleben der Chinesen, Japaner und Indier. Das Hegelsche Schema thut der geschichtlichen Darstellung etwas Eintrag. Doch ist das Material, soweit es damals zugänglich war, vom Verf. sorgfältig gesammelt und von entschieden christlichem Standpunkte beurteilt.

O. Pfleiderer, Geschichte der Religion (2. Teil seiner „Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte") Leipzig 1869 — ist mehr religionsphilosophisch, enthält aber manches Lehrreiche in geschichtlicher Hinsicht; vergl. desselben Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, Berlin 1878. Geistreich, aber sorgfältig zu prüfen sind Eduard von Hartmanns[1]) Reflexionen über die einzelnen Religionen und den Entwicklungsgang der Religion im allgemeinen.

Ein schätzbares Hülfsmittel für diese Studien bot die von F. Max Müller ins Werk gesetzte Sammlung heiliger Bücher in englischer Sprache: Sacred Books of the East.

Von C. P. Tiele erschien Berlin 1880 (2. Aufl. 1887) ein

---

1) Eduard von Hartmann, Das religiöse Bewusstsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung, Berlin 1882.

Kompendium der Religionsgeschichte, deutsch von F. W. T. Weber, mit guter Angabe der Litteratur, aber in einer für das Verständnis oft allzu knappen Fassung und von der Theorie des Verf. stark beeinflusst. Von demselben erscheint gegenwärtig eine Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alex. d. Gr., deutsch herausg. von G. Gehrich; Bd. I Gotha 1895/96 behandelt Ägypten, Babylonien, Assyrien und Vorderasien (mit Einschluss von Kanaan und Israel); Bd. II, 1 (1898) die Iranischen Völker.

Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 2 Bde., Freiburg 1887/89, war bisher aus der Gegenwart der einzige vollständige Versuch einer Darstellung des Gegenstandes in deutscher Sprache, ein überaus verdienstliches und sachkundiges Werk, das allerdings oft mehr die Geschichte der Forschung und eine Umschreibung der wissenschaftlichen Fragen gibt als gerade ein lebendiges Bild der betreffenden Religion. Anders ist dies in der 2. Auflage 1896/97 geworden, wo jedoch einzelne wichtige Abschnitte andern Gelehrten zugeteilt sind.

Erwähnt sei auch die kompendiarische, aber lebendige Darstellung von George Rawlinson, The Religions of the Ancient World, London 1882; ferner die Skizze von Bruno Lindner in Zöcklers Handb. der theol. Wissenschaften, Band III (München 1890), S. 593 ff.

Unter den Zeitschriften, welche diesem Gebiete gewidmet sind, verdient die Pariser Revue de l'histoire des religions (seit 1880, jetzt von J. Réville herausgegeben) besonders genannt zu werden. Ein deutsches „Archiv für Religionswissenschaft“ hat unter der Leitung von Ths. Achelis (Bremen) seit 1898 (Freib. Leipz. Tüb.) zu erscheinen begonnen.

Anzeichen, welche die erhöhte Teilnahme der Gegenwart an der Religionsvergleichung bekunden, bilden der im Jahr 1893 in Chicago abgehaltene Religionskongress (the world's parliament of religions), dessen Akten in 2 Bänden erschienen sind, und der erste „Religionswissenschaftliche Congress“, der Ende August 1897 in Stockholm tagte.

A. Turanische Gruppe.

I. Religion der Chinesen.

Einleitung.

Das Land der Chinesen[1]) nimmt einen grossen Teil des südöstlichen Asien ein. Genauer ist ihr eigentliches Gebiet abgegrenzt im Norden durch die gegen die Tataren aufgerichtete „Chinesische Mauer", im Westen durch die Gebirge von Tibet, im Südwesten durch Gebirge, die es von Birma und Annam scheiden, obwohl hier die Grenze stets weniger bestimmt war, im Süden und Osten durch das Meer, so zwar, dass die grossen Inseln Hainan und Pekan oder Formosa dazu gehörten. Die letztere, welche die Chinesen übrigens erst seit 1683 n. Chr. besassen, verloren sie neuerdings (1895) an die Japaner. Allein von altersher dehnten die Chinesen ihren Einfluss und ihre Oberhoheit noch viel weiter aus über Tibet im Westen, einen grossen Teil von Turkestan (das sie jedoch mit der Zeit aufgeben mussten), die Mongolei und Mandschurei im Norden, sowie zeitweise über Korea. Auf das heutige China, das lange nicht mehr die grösste Ausdehnung hat, rechnet man noch immer ungefähr 4 Millionen Q.-K. mit c. 360 Millionen Bewohnern.

Dieses Land ist von ansehnlichen Gebirgen und mächtigen Strömen durchzogen. Unter den letztern, welche mit ihrem vielverzweigten Flussnetz die Hauptadern des Verkehrs bilden, sind hervorzuheben der Hoang-ho (gelbe Fluss) im Norden, der Jangtse-kiang, welcher die Mitte des Reiches durchströmt, und der Si-kiang im Süden. Durch zahllose Kanäle wurde der Bewässerung und Schiffahrt nachgeholfen. Auch die Meeresküste ist mancherorts zugänglich und zum Verkehr einladend. Anderseits dienten die hohen Gebirge und unwegsamen Sandwüsten, welche das Land umgeben, ihm zum Schutz, wenn sie es auch nicht immer gegen die Einfälle fremder Stämme zu sichern vermochten. Der Kultur günstig ist auch das Klima. Die Temperatur ist zwar im Sommer

1) F. von Richthofen, China, 2 Bde., 1877. 82.

eine hohe, kann aber durchschnittlich doch z. B. im Vergleich mit der Indiens als eine gemässigte bezeichnet werden.

Das Volk der Chinesen, das nach ihrer Überlieferung ursprünglich aus „hundert Familien" bestand, die von Nordwesten kommend sich erst um den „gelben Fluss" niederliessen, dann nach Süden sich ausbreiteten, gehört nach seiner physischen Constitution der mongolischen Rasse an, von welcher im nächsten Abschnitt die Rede sein wird. Es zeigt sich aber physiologisch und sprachlich deutlich unterschieden von den benachbarten Tataren, Mongolen, Mandschu u. s. w., mit welchen es immerhin durch erkennbare verwandtschaftliche Beziehungen verknüpft ist. Die Chinesen sind ein kleiner Menschenschlag, von gelblicher Hautfarbe, mit rundem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, niedriger Stirn, kleinen Nasen, schwarzen, eigentümlich geschlitzten Augen, dünnem Bartwuchs, straffem, schwarzem Haar. Als „das schwarzhaarige Volk" bezeichnen sie sich selbst schon im hohen Altertum. Sie fanden in China die Miao vor, ein ungeschlachtes Tatarenvolk, das sich vor ihnen ins Gebirge zurückzog, dort aber Jahrtausende lang sich neben ihnen erhalten hat. Die Chinesen selbst waren von jeher ein intelligentes, friedliebendes, ungemein arbeitsames, nüchternes Volk, mässig im Genuss von Nahrung und Getränken, verständig, praktisch, erfinderisch. Dagegen verraten sie wenig Einbildungskraft und Idealismus. Ihre Gelehrten sind Virtuosen an Gedächtnis, aber nicht eben grosse Denker. Auf dem Gebiet des Nützlichen leisten sie ungleich grösseres als auf dem der Kunst. Was sie von Kunst haben, lässt Anmut und Zierlichkeit nicht vermissen, wird aber leicht kleinlich, ängstlich, handwerksmässig. Bei aller Rührigkeit haben sie sichs übrigens stets zur Tugend gerechnet, in Denk- und Lebensweise die Alten nachzuahmen, was natürlich nicht ausschliesst, dass auch bei ihnen Neuerungen eindrangen und mancher Wechsel sich vollzog. Die zähe Ausdauer der Chinesen in Landbau und Industrie und ihre pietätvolle Anhänglichkeit an die überkommenen Grundsätze, namentlich in Bezug auf das Familien- und Staatsleben, wovon unten die Rede sein wird, haben ihnen die Kraft verliehen, die umliegenden Ländereien urbar und die dort ansässigen Barbarenhorden sich dienstbar zu machen und auch solche Völker, von denen sie selbst unterjocht wurden, sich in kurzer Zeit zu assimilieren. Zu ihren Nationalfehlern gehören Verschlagenheit, Tücke, Aberglauben. Auch die tatarische Grausamkeit kommt nicht selten zum Vorschein.

Die Geschichte der Chinesen[1]) verliert sich im Dunkel einer sagenhaften Vorzeit, wo meist patriarchalische Kaiser, die den Spätern als Inbegriff der Tugend und Staatsweisheit galten, regiert

1) Vgl. Gützlaffs Geschichte des chines. Reiches, herausg. von Karl Fr. Neumann, Stuttg. u. Tüb. 1847. — J. E. R. Käuffer, Gesch. von Ostasien, 3 Bde., Leipz. 1858—60. — J. H. Plath, Die Völker der Mandschurey, 2 Bde., Gött. 1830. 31.

haben sollen. Als solche werden aus der Urzeit genannt Fohi, Schinnong, Hoangti, welchen schon wichtige Erfindungen (Schrift, Ackerbau und dgl.) beigelegt werden. Schon etwas greifbarer sind die drei grossen Monarchen, welche die spätere Chronologie vom Jahr 2356 v. Chr. an auf dem Kaiserthrone sich folgen lässt: Jao, der erste derselben, gilt als unübertroffenes Vorbild eines tugendhaften und weisen Herrschers. Ihm folgte nach seiner Anordnung Schün, den er aus der Niedrigkeit empor gehoben hatte, auf diesen Jü, von welchem, da (angeblich gegen seinen Willen) die Kaiserwürde nun erblich wurde, die erste Dynastie: Hia sich ableitete, welche 2204—1765 regiert haben soll. Mit der Herrschaft des sagenhaften Jao steht in Zusammenhang die Überlieferung einer gewaltigen Überschwemmung des Landes. „Die Flut bedeckte Berge und Hügel und bedrohte den Himmel mit ihren Gewässern." (Schu-king I, 3, 11). Namentlich dem Jü als Minister des Jao wird das Verdienst zugeschrieben, dass er diese ungeheure Flut ableitete, indem er durch grossartige Regulierung die Flüsse des Reiches in ihr Bett leitete und zugleich die Wälder ausrottete und den Boden urbar machte. Dass dies innerhalb weniger Jahrzehnte geschehen sein soll, kennzeichnet die legendarische Färbung des Ganzen. Unmöglich ist es nicht — nach dem Wortlaut, der bei jener Überschwemmung nicht blos auf einen kulturlosen Zustand, sondern auf eine Katastrophe deutet, ist es sogar wahrscheinlich —, dass die Chinesen gleich so vielen andern Völkern die Erinnerung an eine vorhistorische Flut in ihr Land mitbrachten und sie diesem anpassten, wo von altersher durch Kanalisierung den Überschwemmungen musste vorgebeugt werden. Doch enthält ihre Überlieferung den Zug nicht, dass diese Flut ein Gericht über gottlose Menschen war; das ganze Interesse haftet an der Ableitung derselben durch den Kulturheroen Jü[1]). Trotz der riesenhaften Ausdehnung, welche die Sage den Werken dieses Herrschers gegeben, ist seine Gestalt schon besser bezeugt als die seiner Vorgänger. Legge nennt ihn den ersten historischen Kaiser der Chinesen. Was Jao und Schün betrifft, so mögen sie gleichfalls historische Personen sein. Doch haben wir uns ihre Herrschaft viel beschränkter zu denken, als die Sage sie darstellt. Eine Spur findet sich noch an einer Stelle des Schu-king, wo Jao einmal als Fürst von Tao und Tang erscheint, der über das Land Ki (nördl. vom gelben Fluss) herrschte, während er freilich anderswo im selben Buche schon als Alleinherrscher über 10 000 Staaten figuriert[2]). Nach allen Anzeichen haben wir uns die Wiege des chinesischen Reiches östlich und nördlich vom gelben Fluss zu denken. Dort hatte sich dieses Volk, das vermutlich von Nordwesten eingewandert war, zuerst sesshaft niedergelassen und überschritt erst langsam den Hoang-ho, noch rings umgeben von Wildnissen und barbarischen Stämmen.

1) Vgl. Legge in der Einl. zum Schu-king S. 74 ff.
2) Legge ebenda S. 50 f.

Die Hia-Dynastie behauptete sich nicht auf der Höhe ihres Begründers. Manche Glieder derselben werden genannt, die das Gegenteil eines weisen Regiments führten. Namentlich der letzte der Reihe, Kič, galt späterhin als abschreckendes Beispiel eines Tyrannen und Wüstlings auf dem Throne. Es folgte die Schang- oder Jin-Dynastie (1765—1121), begründet von dem frommen und glücklichen Tschhîng Thang und endend mit dem elenden Tschêu-sîn oder Scheu. Die Tscheu-Dynastie (1122—255 v. Chr.) eröffneten Wên-wang (der Zusatz wang: König) und sein Sohn Wu-wang, beide vielgepriesen, z. B. in den Liedern des Schi-king. In seinem Lande Tscheu führte König Wên († 1134) ein Musterregiment. Er brachte durch blosses Zureden die westlichen und nördlichen Barbaren, gegen die er im Dienst seines Kaisers ausgezogen war, zur Unterwerfung. Die meisten chinesischen Fürsten huldigten ihm freiwillig aus Bewunderung für seine hohe Persönlichkeit und die Trefflichkeit seiner Einrichtungen. Doch hütete er sich wohl, gegen seinen Oberherrn, den verachteten Scheu, etwas zu unternehmen. Erst sein Sohn Wu fühlte sich veranlasst, denselben endlich zu stürzen und wurde so Gesamtherrscher (vom J. 1121 an). Er richtete auch in seiner neuen Residenz (Hao) höhere und niedere Schulen ein. Ihm folgte sein Sohn Tschhîng 1114—1077, unter der Vormundschaft seines weisen Oheims, des Herzogs von Tscheu. Dieser hochgesinnte Fürst, welcher seine geniale staatsmännische Begabung uneigennützig in den Dienst der Dynastie stellte, kann als der eigentliche Begründer ihrer Macht angesehen werden. Das Reich war ein Lehenreich, indem der Kaiser, welcher selber die Mitte desselben regierte, die umliegenden Provinzen seinen Verwandten verlieh, die Oberhoheit über diese Fürsten und Länder aber sich vorbehielt. Dieses System hatte schon unter den früheren Herrschern sich gebildet, gelangte aber unter dieser Dynastie zu seiner vollsten Ausgestaltung.

Auf die ruhmvollen Anfänger der Tscheudynastie, welche einen Höhepunkt der chines. Geschichte darstellen, folgten zwar noch einzelne einsichtige und kraftvolle Herrscher, doch wurden solche immer seltener. Manche Kaiser waren der Spielball der Intriguen ihrer Minister und Weiber, manche launische und grausame Despoten, welche das Volk aussogen. Bei der Schwäche des politischen Zusammenhanges blieb es oft den einzelnen Fürsten überlassen, die von Norden und Westen heranrückenden Barbaren zurückzuweisen. Die Lehenträger waren oft in Fehde mit einander verwickelt und machten sich nicht selten selbständig, indem sie die vorgeschriebenen Huldigungsbesuche in der Hauptstadt unterliessen. Die stetige Zunahme der umliegenden Fürstentümer an Zahl und Macht schwächten die Gewalt des Kaisers, dessen in der Mitte liegendes Herrschaftsgebiet sich nicht vergrösserte, schliesslich dermassen, dass seine Hausmacht daran zu Grunde ging. Schon zu Lebzeiten des Kong-tse fand dieser Weise schlimme politische Zustände vor, die er durch Erinnerungen ans Altertum und

Hinweis auf dessen erhabene Vorbilder für das Staatswesen zu bessern suchte, ohne doch den Fall der Dynastie damit aufhalten zu können.

Einen tiefen Einschnitt in die chines. Geschichte machte die kurze Herrschaft der Tsin-Dynastie (255—206 v. Chr.). Der thatkräftige, aber auch in hohem Masse gewaltthätige Fürst von Tsin, der sich nachher den Namen Schi-hoang-ti (höchster Souverän)[1] beilegte, begann den Bau der berühmten „Chinesischen Mauer“, um seinen Staat gegen die Barbaren (Hunnen) zu schützen und erweiterte dann rasch seine Oberherrschaft über das ganze Reich. Verhängnisvoll wurde aber für die altchinesische Litteratur und Kultur seine Feindschaft gegen die von Kong-tse anerkannten kanonischen Bücher, die er (mit Ausnahme des magischen Ji-king) verbrennen liess, weil die Erinnerung an die alten Lehensverhältnisse, welche die Gelehrten ihm als Norm entgegenhielten, seiner Absicht zuwiderlief, eine unumschränkte Despotie über das ganze Reich auszuüben. Auf die Verbrennung der Bücher folgte auch eine blutige Verfolgung der Gelehrten von der Schule des Kong-tse.

Allein diese gewaltsame Unterdrückung des altchinesischen Wesens war so vorübergehend wie das Herrscherhaus, von dem sie ausging. Es kam mit Liéu-pang, einem begabten und glücklichen Herrscher, der Ordnung zu schaffen wusste, die Han-Dynastie zur höchsten Würde (206 v. Chr. bis 263 n. Chr.). Diese liess es sich angelegen sein, mit den Gelehrten auf gutem Fuss zu stehen und die Wissenschaft zu pflegen, wie denn auch der genannte Herrscher selbst, obwohl ein Mann der kühnen That, nicht der Theorie, in seiner Hauptstadt (Lo-jang) nach dem Vorbild der alten Regenten eine Akademie gründete. Auch unter seinen Nachfolgern waren die Kongtseaner meist bevorzugt, wiewohl auch die Taoisten als ihre Rivalen zuweilen ihnen den Vorrang abliefen. Unter den Herrschern der Han-Dynastie, besonders unter dem Kaiser Wu-ti, wurden die Schätze der alten Litteratur wieder hervorgesucht und mit Liebe gepflegt. Es war das goldene Zeitalter der Gelehrten.

Auch bei diesem und den folgenden Herrscherhäusern wiederholte sich die Erscheinung, dass die durch einen energischen Regenten gegründete Hausmacht bald wieder in Verfall geriet. Die Unsicherheit der Erbfolge, die Vielweiberei, die Intriguen der Eunuchen, die am Hofe einen weitreichenden Einfluss sich erschlichen, das wechselnde Verhältnis des Kaisers zu den Lehenfürsten — all das machte den Thron zum Mittelpunkt und Zielpunkt eines unausgesetzten Ränkespiels. Das Misstrauen verliess die Herrscher Chinas nie, und durch Hinmordung ihrer Verwandten und oft ihrer treuesten Minister und Feldherrn brachten sie der eigenen Furcht zahllose Opfer. Sie selbst waren ebenso selten regierungskundig als kriegstüchtig. Unterdessen lebte aber das Volk oft lange Zeit

---

1) S. über die Bedeutung und den Gebrauch von Tî SBE III p. XXVII (Einl.).

ruhig, und wurde vom Wechsel der Regierungen nicht allzu stark berührt.

Als Förderer der litterarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen verdient unter den Kaisern besonders Taitsong (626 bis 648) von der Tang-Dynastie (618—907 n. Chr.) genannt zu werden, auch sonst einer der tüchtigsten und glücklichsten Herrscher, unter welchem das chinesische Reich auf dem Gipfel der Macht stand. Mit dem Verfall dieser Dynastie Hand in Hand ging die Erhebung der Khitan, eines tatarischen Stammes, der in Liatong und der Mandschurei hauste und ein ausgedehntes Reich gründete, welches die ganze Mandschurei und Mongolei umfasste und dank der Uneinigkeit der chinesischen Fürsten sich sogar über das nördliche China erstreckte, so dass zeitweilig der chinesische Kaiser sich als Vasall der Hoheit seines „jüngern Bruders", des Chans der Khitan, unterwerfen musste. Auch die Sung-Dynastie, unter welcher geistig Bedeutendes geleistet wurde, wusste sich der einfallenden Tataren nicht zu erwehren. Das Reich der Khitan bestand bis 1125, wo es durch die Ju-tchin, chinesisch Kin, eine andere tatarische Horde, zertrümmert wurde, die ihr „goldenes Reich" (1115—1234) an dessen Stelle aufrichteten. Diese wurden für die Chinesen ebenso bedrohlich und unterwarfen sich vorübergehend weite chinesische Gebiete. Etwa 100 Jahre später rissen die Mongolen, ein westlich wohnender turanischer Stamm, unter Dschingischan († 1227) die Macht an sich und unterwarfen bald (1280) auch China, über welches sie die Herrschaft beinahe 90 Jahre behaupteten. Dann wurden sie durch die Chinesen (Ming) vertrieben (1368) und mussten sich darauf beschränken, die östliche Tatarei sich botmässig zu erhalten, was ihnen noch auf einige Zeit gelang.

Die innern Zustände des chinesischen Reiches wurden übrigens von diesen Fremdherrschaften viel weniger umgestaltet, als man denken sollte. Die Überlegenheit der chinesischen Kultur, die Zähigkeit des chinesischen Arbeitsfleisses und der alten chinesischen Volkssitte nötigten die siegreichen Barbaren, nicht nur das unterworfene Volk bei seiner Lebensart und seinen Einrichtungen zu belassen, sondern auch selber dessen Gesittung und Religion bis auf das ausgebildete Ceremoniell sorgfältig anzunehmen. Der erste Khitanfürst, der als chinesischer Kaiser gilt (Apaokhi), baute Tempel dem Kongtse, Laotse und Fo und diente selber dem erstgenannten, während er seine Frau und Kinder in die Tempel der letztern schickte. Die Kin zwangen zwar die ihnen unterworfenen Chinesen, tatarische Kleidung anzulegen und das Haupt zu scheren; aber auch der Begründer ihrer Macht, Agoutha, liess sich, nachdem er sich als chinesischen Kaiser erklärt (1115) und die Residenz der Mitte eingenommen hatte, die Ceremonienkleider der Khitan, ihre Instrumente, Bücher u. s. w. schicken, und seine Nachfolger liessen alle chinesischen Staatseinrichtungen fortbestehen und ahmten sie nach. Aber auch die mongolische Invasion hat, obwohl ja dieses

Volk durch seine merkwürdigen Züge nach dem Westen mit den verschiedensten Nationen und Religionen in Berührung gekommen und seine Heerhaufen sehr gemischt waren, Chinas Lebenssitte nicht wesentlich geändert. Auch die religiösen Verhältnisse des Landes blieben sich unter den von mehreren Konfessionen umworbenen mongolischen Oberherren wesentlich gleich. Der Stifter der mongolischen Juen-Dynastie (Hupilai, Chubilai) scheint für seine Person dem heimischen Schamanismus ergeben geblieben zu sein. Er liess auch den Islam wie das Christentum in seinem Reiche frei gewähren und verfolgte nur den Buddhisten zulieb die Taoisten. Aber er wie die bedeutendsten Kaiser seines Hauses bestrebten sich dem Volke zu zeigen, dass sie es bei seinen angestammten Gebräuchen zu belassen wünschten. Immerhin bekamen die sonst so abgeschlossenen, selbstgenügsamen Chinesen in dieser Zeit etwas mehr Respekt vor den Fremden des Westens und sahen sich veranlasst, ihre Astronomie, Kriegskunst und Staatsverwaltung aus deren Erfahrungen zu verbessern und zu bereichern.

Das chinesische Nationalbewusstsein blieb aber den Mongolen gegenüber lebendig, und als die Herrscher dieses Stammes in Üppigkeit und Misswirtschaft verfielen, erwachte es zur That. Ein vielverzweigter Befreiungskrieg wurde gegen sie geführt und endigte siegreich. Die Mongolen mussten das Land verlassen. Der im Westen so furchtbar auftretende Tamerlan, der dort dem Islam sich ergeben hatte, starb in dem Augenblick, wo er sich aufmachte, um dem Propheten das götzendienerische China zu Füssen zu legen. Die alte Ordnung wieder völlig herzustellen und das Reich unter einer einheitlichen und dauerhaften einheimischen Hausmacht wieder zu kräftigen, war der musterhafte Kaiser Hongwu, ein aus dem gemeinen Volk emporgestiegener Scharenführer des Befreiungskrieges, der rechte Mann. Er gründete die Ming-Dynastie, die von 1368 bis 1644 den Thron Chinas inne hatte und eine Anzahl bedeutender Regenten hervorbrachte, wenn auch die Tyrannen und Scheusale in dieser Familie und die blutigen Wirren und Spaltungen unter ihrer Herrschaft keineswegs fehlten.

Unterdessen bereitete sich eine neue Invasion von seiten nordischer Barbaren vor. Es waren diesmal die Mandschu, ebenfalls ein tatarischer Stamm, der von den Sitzen der alten Jutchin in der Mandschurei herkam und, von einem chinesischen Feldherrn im Kampf wider einen glücklichen Rebellen ins Land gerufen, langsam, aber sicher, sich des ganzen Reiches bemächtigte. Schuntschi (1644—1661) war der erste chinesische Kaiser aus diesem Stamm, der 1651 das ganze chinesische Reich seinem Szepter unterworfen sah. Der eigentliche politische Leiter, welcher planmässig diese bis auf die Gegenwart bestehende tatarische Obmacht in China begründete, war Amawang, der Oheim und bewährte Ratgeber des Kaisers. So ungeschlacht übrigens diese nordischen Barbaren den feinen Chinesen vorkommen mochten, so klug und

massvoll zeigten sie sich im allgemeinen, nachdem sie sich erst die Oberhoheit gesichert hatten. Im Angriff kühn und todesverachtend, gegen Feinde unbarmherzig grausam, behandelten sie die ihnen huldigenden Chinesen nicht schlechter, ja vielfach besser, als sie es von ihren eigenen Fürsten gewohnt waren. Zwar die tatarische Tracht und namentlich die Sitte, den Kopf kahl zu scheren und den übriggelassenen Haarschopf in einen Zopf zusammenzubinden, mussten sich die Chinesen trotz ihrer Abneigung gefallen lassen. Aber die bestehenden Institutionen wurden auch von den Mandschu-Herrschern geachtet und gepflegt. Im Mandarinenstand waren die Eingeborenen zahlreicher vertreten als die Fremdlinge, so dass das Volk allmählich beinahe vergass, dass seine Oberherren der von ihm stets bekämpften Völkergruppe angehören. Die Mandschu führten im Kriege an, legten tatarische Besatzungen in die wichtigern Städte, blieben aber stets eine kleine Minderheit. So ists im wesentlichen bis heute geblieben. Nur bei einiger Übung lassen sich noch Chinesen und Mandschuren unterscheiden; die letztern sind stärker gebaut und zeigen mehr Bartwuchs.

Dass die wiederholte unsanfte Berührung und Vermischung mit tatarischen Elementen nicht ohne Einfluss auf die politischen und religiösen Anschauungen der Chinesen geblieben ist, lässt sich im voraus vermuten. Im allgemeinen aber siegte das Beharrungsvermögen der chinesischen Kultur über diese Eindringlinge. Auch der nähern Berührung und Beeinflussung seitens der Europäer hat sich China merkwürdig lange und zähe zu erwehren gewusst, obwohl es von den missionierenden und merkantilen Bestrebungen derselben eifrig umworben wurde. Die Portugiesen hatten sich schon im 16. Jahrhundert an der Küste festgesetzt und eine dauernde Niederlassung in Macao gegründet. Spanier und Holländer folgten ihnen, von denen die letztern eine Zeit lang (1620—1662) auf der Insel Formosa festen Stand genommen haben. Auch Frankreich, noch mehr England strengte sich an, für seine Produkte ein Absatzgebiet in China zu finden und dessen wertvolle Erzeugnisse (namentlich Thee) an Europa zu vermitteln. Leider wurde von der ostindischen Compagnie namentlich das für die Chinesen verhängnisvolle Opium eingeführt, und als die chinesische Regierung die Einfuhr dieses Giftes verbot, die letztere von der englischen Regierung mit Waffengewalt erzwungen im sogenannten Opiumkrieg (1840—42), der immerhin das Gute bewirkte, dass dem Handel freiere Bahn geschaffen wurde, indem 5 Häfen (darunter Kanton) dem Handel aller Nationen sich dadurch erschlossen. Doch mussten England und Frankreich in den Jahren 1857—60 die den Europäern zugestandenen Rechte aufs neue durch kriegerische Eingriffe sichern. Die Russen haben öfter versucht, friedliche Beziehungen mit China anzuknüpfen. Mehr Erfolg hatte ihr gewaltsames Vordringen in die Mandschurei, von der sie einen bedeutenden Teil an sich gezogen haben.

Unterdessen fand noch eine ernsthafte Schilderhebung gegen die regierende Mandschu-Dynastie Tsing statt, die sog. Taiping-Revolution, welche 1849 ihren Anfang nahm und bis gegen das Jahr 1866 dauerte, schliesslich aber (unter Mitwirkung Englands und Frankreichs) unterdrückt wurde. Das Eigentümliche dieser Erhebung war, dass ihr Haupt, Hung-Siutsuen, einerseits der regierenden Familie gegenüber die altchinesische Nation vertrat, anderseits durch christliche Ideen der Missionare mit befruchtet war. Der nationale Gegensatz gegen die Mandschu wurde und wird bis heute durch geheime Gesellschaften wie die „zur Wasserlilie", „zum reinen Thee", der „Bund der Dreieinigkeit" (womit Himmel, Erde, Mensch gemeint sind) geweckt und genährt, welche zu Zeiten eine bedeutende politische Macht entfalten.

Den stärksten Stoss erhielt das Reich der Mitte durch den kecken Angriffskrieg Japans im Jahre 1894/5. Von diesem Volk, das einst bei China in die Schule gegangen war, durch Aneignung moderner Kultur und Kriegskunst weit überflügelt, wurde das kolossale Reich zu Wasser und zu Land vollständig besiegt und musste sich demütigende Bedingungen gefallen lassen. Um das enorme chinesische Gebiet nicht ganz von einem konkurrenzfähigen mongolischen Staat abhängig werden zu lassen, legten sich europäische Grossmächte ins Mittel und ernteten zum Dank dafür Zugeständnisse der in ihrem Selbstvertrauen völlig erschütterten Regierung, welche früher ganz undenkbar gewesen wären. Den Löwenanteil bei der friedlichen Besetzung chinesischer Ländereien erlangte Russland, welches durch eine Eisenbahn die Mandschurei in seine Sphäre gezogen und Port Arthur besetzt hat; Deutschland erhielt gelegentlich (1897/98) pachtweise die Bucht von Kiautschau, England den Hafen von Wei-hai-wei u. s. f. Damit ist das ungeheure chinesische Reich endlich dem abendländischen Verkehr und Einfluss weit aufgeschlossen. Besonders bedeutsam aber ist dabei, dass das so selbstbewusste, auf seine einzigartige Grösse stolze Chinesentum die gewaltige Überlegenheit der abendländischen Geistesarbeit einzusehen begonnen hat, was notwendigerweise auch auf die Beurteilung der religiösen Frage zurückwirkt.

Die Kultur der Chinesen muss schon um 2000 v. Chr., wo das Volk zuerst in deutlicher Weise geschichtlich hervortritt, eine verhältnismässig hohe gewesen sein und ist als eine von diesem Volksstamm selbständig erzeugte anzusehen. Der Feldbau beschäftigte den grössten Teil der emsigen Landesbewohner, welche ausgedehnte Wildnisse erst wegsam gemacht und zu fruchttragenden Gefilden umgewandelt haben und den Pflug stets in Ehren hielten. Den oft unter Wasser stehenden Ländereien gewannen sie ihre Hauptnahrung, den Reis, ab, der Theestaude das beliebteste Getränk, den mit Maulbeerblättern genährten Seidenraupen den kostbaren Bekleidungsstoff. Nicht der Waffengewalt, sondern seiner friedlichen Arbeit und guten Gesittung dankte das Volk seine grössten Eroberungen und die in der Geschichte beispiellos dastehende

lange Dauer seines Reiches. Nur ungern liess es sich durch den Krieg in seiner nützlichen Lebensweise stören. Es war und ist keine kriegerische Nation, wenn es auch zu Zeiten nicht zu verachtende Tapferkeit bewiesen hat. Auf die Ausländer machte es einen friedlichen Eindruck. Plinius nennt die Chinesen Seres mites (Hist. nat. 6, 20). Bardesanes (bei Eusebius, Praep. evang. 6, 10 p. 274) rühmt von ihnen, freilich mit starker Idealisierung der Wirklichkeit: „Bei den Serern ist es Gesetz, niemanden zu morden, nicht Unzucht zu treiben, nicht zu stehlen, keine Götzen anzubeten, und in jenem Lande von grösster Ausdehnung sieht man keinen Tempel, kein unkeusches Weib, keine, die im Rufe des Ehebruchs steht, keinen Dieb, der vor Gericht geschleppt wird, keinen Mörder und Gemordeten. Denn weder hat des feurigscheinenden Ares Gestirn, wenn es mitten am Himmel steht, jemand unfreiwillig dazu gebracht, den Mann mit dem Eisen zu töten, noch Kypris, mit Ares zusammentreffend, bei jenen jemanden genötigt, einem fremden Weibe sich zuzugesellen, obgleich tagtäglich Ares am Himmel steht, und zu jeder Stunde an jedem Tage Serer geboren werden." — Die Chinesen selbst waren sich auch stets dessen bewusst, dass sie ihre Grösse geistig-sittlicher Überlegenheit verdankten, wie es z. B. Prinz Sie von Tschao in einer Rede ausspricht: „Das Reich der Mitte ist das Land, wo vollkommene Aufklärung und vielseitige Kenntnis heimisch ist, wo die 10000 Dinge, Güter und Kostbarkeiten gesammelt werden, wo Weise und Höchstweise lehren, wo Menschlichkeit und Gerechtigkeit sich verbreiten, wo Dichtkunst, Bücher, Gebräuche und Musik üblich sind, wo ausserordentliche Geisteskraft, Talente und Fähigkeiten sich erproben, wohin die fernen Gegenden blicken und deren Bewohner gehen, und nach dem die Barbaren bei ihren Handlungen sich richten" [1]).

Ein ausserordentliches Ansehen genossen daher in China stets Bildung und Gelehrsamkeit. Schulen begegnen uns schon unter den drei ersten Dynastieen. Nur wer wohl geschult und gebildet war, fand Eingang in den Beamtenstand, die Klasse der Mandarinen. Vom achten Jahr an lernte man Schreiben, Rechnen und die häuslichen Gebräuche. Im fünfzehnten Jahr sodann trat man in eine höhere Schule und lernte da die Riten und Musik der alten Weisen und die Gebräuche, die auf den Kaiser und das Verhältnis von Fürst und Unterthan Bezug haben. Die sich da auszeichneten, kamen in die Distriktsschulen, die Elite derselben wurde in die untere Akademie der Hauptstadt aufgenommen. Hier erhielten sie den Titel Tsao-sse und wurden, nachdem sie dem Kaiser vorgestellt worden, an untere Beamtenstellen befördert. So hoch man aber das Wissen schätzte, wertete man die Bildung nicht blos nach dem Gedächtnis, sondern auch nach dem Charakter und der Ausbildung des ganzen Menschen. Nach dem Tscheu-li [2]) sah man auf

---

1) Sse-ki, B. 43, fol. 24.
2) B. 3, fol. 34—46 und B. 9, fol. 46.

die sechs Tugenden: Wissen, Menschenfreundlichkeit, Weisheit, Wahrhaftigkeit, Treue gegen den Fürsten, Einträchtigkeit; ferner auf die Erfüllung der sechs Pflichten: kindliche Ehrerbietung, Bruderliebe, freundliches Betragen gegen die fernern männlichen und weiblichen Verwandten, Treue gegen die Freunde, Menschenliebe oder Barmherzigkeit; und die sechs Wissenschaften und Fertigkeiten: die Ceremonien, Musik, Bogenschiessen, Wagenlenken, Schreiben, Rechnen. Man examinierte noch nicht nach dem späteren System, sondern befragte die Lehrer um ihr Urteil über die Tüchtigkeit der Kandidaten, und verschmähte auch nicht das Urteil des Volkes über deren Leistungen und Betragen einzuholen. — Über die Anschauungen von Staat und Familie, welche der ganzen Kultur der Chinesen zu Grunde liegen, wird bei der Darstellung ihrer Religion die Rede sein, da diese Grundanschauungen religiöser Art sind und ihre Pflege sogar den Hauptinhalt chinesischer Religiosität ausmacht. — Die formale Trägerin dieser ganzen Kultur war und ist die chinesische Schrift, die von diesem Volke selbständig gebildet wurde und bei ihm von den frühesten erkennbaren Zeiten an im Gebrauch stand, unterdessen allerdings gewisse Wandlungen erfahren hat. Es ist ursprünglich eine Bilderschrift, welche sich dann zur Wortschrift, bezw. da alle Wörter einsilbig, zur Silbenschrift gestaltete, so zwar, dass die verschiedenen Mundarten des Reichs dadurch ausgedrückt, oder aus ihr gelesen werden können. Der Ursprung der Schrift wird auf den mythischen Kaiser Fohi zurückgeführt; der Kaiser allein hatte das Recht, die Charaktere im Lauf der Zeit zu verbessern. Die heute üblichen stammen etwa aus dem Anfang unserer Zeitrechnung. Trotz ihrer Weitläufigkeit und Schwierigkeit (Zahl der Zeichen 50—100 000, wovon etwa 2—3000 gebräuchlicher!) ist sie den Chinesen so lieb und mit ihrer nationalen Grösse so verwachsen, dass ihre Ersetzung durch das Lepsius'sche Alphabet selbst in den christlichen Missionsschulen ernstliche Bedenken nicht hat überwinden können. — Nur beiläufig sei noch daran erinnert, dass die Chinesen in Wissenschaft und Technik frühe eine nicht zu verachtende Höhe erstiegen und durch manche Entdeckungen den Europäern sogar zuvorgekommen sind. So kamen sie von sich aus zur Erfindung des Kompasses (Magnetnadel)[1]), des Papiers, der Buchdruckerei (schon 953 n. Chr.), des Schiesspulvers, des Branntweins (aus Reis oder Hirse bereitet), des Papiergeldes, bezw. Ledergeldes (119 v. Chr.) u. s. w.

Aus der überaus umfänglichen und reichhaltigen Litteratur dieses Volkes ragt eine Schriftensammlung hervor, welche als kanonisch gilt und sich des höchsten Ansehens erfreut. Diese heiligen Bücher der Chinesen enthalten zwar nicht Offenbarungen und geben sich auch nicht für inspiriert aus. Der Inhalt ist nur zu einem kleinen Teil Religionslehre im heutigen Sinn. Aber diese

1) Vgl. Legge, zu Schu-king, II, p. 535 ss.

Bücher enthalten eben authentische Kunde über das gepriesene und heilig gehaltene Altertum und sind deshalb von Kongtse empfohlen worden. Kongtse ist der Sammler dieser Schriften gewesen, soweit sie über seine Zeit zurückreichen, und hat sich auch an deren Redaktion beteiligt. Eine der Schriften ist ganz von ihm verfasst, manches aber erst später durch seine Schüler hinzugekommen.

Den ersten Rang nehmen die fünf King ein[1]): Das erste dieser fünf ist der Ji-king[2]), das Buch der Wechsel oder Wandlungen. Es enthält 64 symbolische Strichfiguren und dazu gehörige Erklärungen. Zu Grunde liegen acht Trigramme, bestehend aus je drei horizontalen, parallel über einander gezeichneten Linien, welche entweder ungebrochen oder in der Mitte durchbrochen sind. Diese Grundfiguren werden auf den mythischen Kaiser Fohi zurückgeführt. Sie wurden sodann zu 64 Hexagrammen (aus je 2 Trigrammen) zusammengesetzt und diese mit kurzen Erklärungen versehen, angeblich vom König Wên, als derselbe sich im Gefängnis befand. Zu jeder einzelnen Linie dieser Figuren sind wieder besondere Erklärungen beigesetzt, welche dessen Sohn, dem Herzog von Tscheu, zugeschrieben werden. Die Mannigfaltigkeit der Figuren beruht lediglich auf der verschiedenen Zahl und Stellung der ungebrochenen und gebrochenen Linien. Erstere entsprechen ungeraden Zahlen und drücken im allgemeinen das starke, männliche, himmlische Prinzip aus, letztere hangen mit geraden Zahlen zusammen und stellen das schwache, weibliche, irdische dar. Die Lehren, welche aus den Figuren herausgelesen werden, sind moralischer, psychologischer, politischer und pädagogischer Art, und haben bald ermutigende, bald warnende Tendenz, daher die einzelnen Hexagramme bei der Divination als günstig oder ungünstig angesehen wurden. Das für einen bestimmten Fall geltende wurde durch Handhabung der Stengel des Schi-krautes herausgefunden (s. unten S. 45). Dem Kongtse, welcher die bisher angeführten Bestandteile des Jiking als längst überlieferte vor sich hatte, werden die weitern Glossenreihen von der Tradition zugeschrieben, die jene 64 Figuren und ihre Erklärungen noch weiter erläutern. So

---

1) king bedeutet eigentlich die Einschlagsfäden eines Gewebes, dann den (authentischen, kanonischen) Text (vgl. textus).

2) Der Ji-king bietet als eine magische Schrift von heterogener Zusammensetzung den Übersetzern ausserordentliche Schwierigkeiten. Ins Lateinische übertrug ihn zu Anfang des 18. Jahrh. der Katholik P. Regis, dessen Übersetzung erst Jul. Mohl 1834 herausgab. Englische Übersetzung von Mac Clatchie (Shanghai 1876). Beide übertrifft bei weitem die gleichfalls englische, auf langjährigen Studien beruhende von J. Legge in SBE Band XVI (1882). — Aber auch die katholische Ausgabe der chinesischen Klassiker zeugt von eminenter Sprachkenntnis: Cursus litteraturae Sinicae neomissionariis accommodatus auctore P. Angelo Zottoli S. J. e missione Nankinensi, Chang-Hai 1879—1882. Vol. III: Studium canonicorum: Liber carminum (ši king). Liber annalium (šu king). Liber mutationum (ji king). Rituum memoriale (li ki).

viel ist sicher, dass Kongtse sich in den letzten Jahren seines Lebens mit Eifer dem Studium dieses Buches gewidmet hat. Doch sind jene Glossen teilweise aus Erinnerungen seiner Schüler geflossen, teilweise überhaupt nicht auf Kongtses Unterricht zurückzuführen. — Da die Verfolgung der Tsin sich nicht auf dieses Hilfsbuch der Magie erstreckte, so ist der Text des Jiking besser erhalten als der der übrigen altchinesischen Bücher.

2) Schu-king[1]). So heisst das Buch der Geschichte oder der geschichtlichen Dokumente. Schu bedeutet eigentlich „Schrift", dann spezieller: aufgezeichnete geschichtliche Memoranden. Dem entspricht der Inhalt des Buches, das keineswegs eine fortlaufende Geschichte des chinesischen Reiches, ja überhaupt weniger Erzählungen von Begebenheiten bietet, als vielmehr eine Reihe von schriftlich aufbewahrten Denkwürdigkeiten, und zwar meist Reden der alten Fürsten und Staatsmänner, welche sie bei bestimmten Anlässen, wie Regierungsantritten, Belehnungen der Vasallen und sonstigen Staatsaktionen gehalten haben, und welche sich fast immer um die rechte Kunst des Regierens bewegen und die Tugenden eines weisen Regenten beleuchten. Die darin auftretenden Fürsten verteilen sich über einen enormen Zeitraum vom alten Kaiser Jao bis in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr., wobei freilich manche Generationen ohne Vertretung bleiben. Was die Authentie dieser Kundgebungen der Grossen betrifft, so ist dieselbe um so zweifelhafter, je entlegener die Vergangenheit, aus der sie datiert sind. Nach der Überlieferung seiner Schule hat Kongtse solche Schu gesammelt, überarbeitet und seinen Jüngern übergeben. Allein seine Sammlung, wenn er überhaupt eine solche kanonisch abgegrenzt hat, ist nicht ohne Zuthaten und grosse Verluste geblieben, indem die Unterdrückung durch den Begründer der Tsin-Dynastie (212 v. Chr.) dieses Werk stark beschädigt hat[2]). Dasselbe ist von grosser Wichtigkeit für die Kunde der altchinesischen religiösen Anschauungen, wenn es auch als Geschichtsquelle höchst lückenhaft und in Bezug auf die frühern Perioden unzuverlässig ist. Ergänzt wird es in letzterer Hinsicht durch die sog. Bambu-Bücher, eine chronikartige, bis zum Ende des 4. Jahrtausend v. Chr. (Hoangti) zurückgeführte Geschichte des chinesischen Reiches mit Nennung vieler Regentennamen und chronologischer Daten[3]).

3) Schi-king[4]), das Buch der Poesie, eine kanonisch

---

1) Vom Schuking gab James Legge den chinesischen Text mit englischer Übersetzung und Kommentar heraus in den Chinese Classics Band III, Teil I u. II, Hongkong und London 1865. — Derselbe englisch in SBE, Band III, Oxford 1879. Chinesisch und lateinisch Zottoli, s. oben.

2) Siehe das Nähere bei Legge, Chinese Class. III, 1 Einleitung.

3) Siehe das Nähere ebenda Einleitung S. 105 ff.

4) Der Schiking wurde von P. Lacharme (um 1733) ins Lateinische übersetzt (von Jul. Mohl 1830 herausgegeben), welche unge-

gewordene poetische Anthologie, enthält 305 Gedichte und Lieder, welche nach der Überlieferung Kongtse (um 483) aus einer viel grösseren Zahl von vorhandenen (man nennt 3000) auswählte. Legge glaubt allerdings nachweisen zu können, dass dieser eifrige Freund der alten Lieder nicht der Urheber dieser Sammlung sei, welche er vielmehr im wesentlichen schon vorgefunden und nur zum Studium angelegentlich empfohlen habe. Allein sein Anteil an der Bildung des poetischen Kanons scheint bedeutender gewesen zu sein. Jedenfalls ist derselbe seit Kongtse mit Sorgfalt überliefert worden und hat auch den Bücherbrand von 212 v. Chr., der ihn mit betraf, mit Ausnahme von wenigen heute fehlenden Nummern überlebt, da diese Lieder sich dem Gedächtnisse leicht einprägten. Sie stammen fast alle aus der Zeit der Tscheu-Dynastie. Nur die 5 am Schluss stehenden Oden sind älter: aus der Periode der Schang oder Jin. Die übrigen sind teilweise in der frühesten Zeit der Tscheu (Ende des 12. Jahrhunderts v. Chr.) entstanden, teilweise später bis hinab zu König Ting (606—586). Der Inhalt ist im Vergleich mit den ältesten Hymnensammlungen anderer Völker selten ein religiöser, was doch wohl auf Rechnung des Sammlers, bezw. Kongtses zu setzen ist. Nur um den Ahnenkultus bewegt sich eine grössere Zahl dieser Lieder, wenige um andere Opferfeste. Auch diese auf den Kultus bezüglichen aber sind zum kleinsten Teil an die Gottheit, bezw. die Ahnen gerichtete Hymnen; vielfach schildern sie nur die betreffenden Aufzüge und Gebräuche. Die meisten dieser kanonischen Schi sind profanen Inhalts. Sie geben Stimmungsbilder aus dem altchinesischen Privatleben und Staatsleben; es sind Familiengedichte, Königslieder, Kriegslieder. Besungen wird Regententugend, Tapferkeit, Frauenschönheit, Gattenliebe, Bruderliebe u. s. w. Doch wird auch häufig über Verfall der guten Sitten geklagt. Für Kenntnis der Volkssitte und Volksstimmung ist das Liederbuch wichtig. Auch von der Art der Ahnenverehrung erhält man hier die lebendigste Vorstellung, und einige alte Oden der Könige Wu und Tschhing zeigen dabei erhebenden Ernst, wenn sie sich auch den hebräischen Königsliedern von fern nicht an die Seite stellen lassen.

---

nügende Übersetzung den poetischen deutschen Versuchen Rückerts (1833) und Joh. Cramers (1844) zu Grunde lag. Massgebend ist die chinesisch-englische Ausgabe von Legge als Band IV der Chinese Classics (1871), welcher derselbe 1878 auch eine poetische englische folgen liess. Endlich hat derselbe 1879 in SBE, Band III, S. 275 ff. The Religious Portions of the Shih King mit beachtenswerter Einleitung herausgegeben. Chinesische und lateinische Ausgabe von Zottoli s. oben S. 39. Meisterhaft in Treue der Nachahmung und künstlerischer Gestaltung des deutschen Textes ist die poetische Bearbeitung von Victor von Strauss: Schi-king, das kanonische Liederbuch der Chinesen, Heidelberg 1880 (mit lehrreicher Einleitung). Eine im 17. Jahrhundert angefertigte Übersetzung ins Mandschu hat H. C. von der Gabelentz 1864 transscribiert herausgegeben.

4) Li-ki[1]), der Ceremonialkodex. Li drückt das Decorum aus, wie es im Kultus, aber nicht minder im täglichen Leben, im sozialen Umgang und in der Politik einzuhalten ist, die der pietätvollen Gesinnung entsprechende Handlungs- und Lebensweise. Es sind drei Sammlungen von solchen Satzungen (Li) erhalten: a) Ili; b) Tscheuli[2]), früher Tscheu Kwan geheissen = das offizielle Buch der Tscheu, welches ihre Staatseinrichtung beschreibt; es wird dem Herzog von Tscheu zugeschrieben, stammt aber eher aus den letzten Zeiten dieser Dynastie. c) Der Liki, die umfassendste, vielseitigste Sammlung von Lebensregeln, ist allein kanonisch geworden. Er mag zwar Stücke enthalten, welche älter sind als das Material der beiden andern Li, ist aber grösstenteils erst unter der Handynastie entstanden, als man die alten Erinnerungen und Denkmäler sammelte. Er umfasst nicht etwa bloss Kultisches und Politisches, sondern bestimmt auch das Verhalten im Privatleben nach Massgabe der sozialen Pflichten bis auf die Anstandsregeln und Höflichkeitsrücksichten, welche den Chinesen so wichtig sind, dass sie zu den unerlässlichen Übungen der Pietät gerechnet werden. Am meisten Raum nehmen im Liki die Trauergebräuche ein, was zu Kongtses Vorliebe für dieselben stimmt. Dieser hat überhaupt dem Li hohe Bedeutung für die Charakterbildung beigelegt, und manche Abschnitte des Liki gehen auf ihn als den geistigen Vater zurück, wenn auch die Redaktion meist eine spätere ist.

5) Tschün-tsieu = „Frühling und Herbst", eine von Kongtse verfasste Chronik des Fürstentums Lu, seines Heimatlandes, welche sich über die Jahre 722—481 v. Chr. erstreckt. Es ist das einzige dieser Werke, das Kongtse zum eigentlichen Verfasser hat, zugleich aber für die Religionswissenschaft das unbedeutendste.

Nach diesen fünf King werden in zweiter Linie als kanonisch angesehen die vier Schu, d. h. „Schriften", was eine Abkürzung für „Schriften der vier Weisen". Es sind dies:

1) Lün-jü[3]), „Gespräche" des Kongtse mit seinen Schülern, eine reichhaltige Sammlung von Aussprüchen des Meisters, welche in der Regel in der Form von Antworten auf Fragen der Jünger gegeben sind.

2) Ta-hio[4]), die grosse Lehre, hohe Schule — eine Art Methodik, dem Tsang-sin zugeschrieben, der den Kern von Kongtse

---

1) Li-ki von James Legge englisch herausgegeben mit kritischer Vorrede SBE Bd. XXVII u. XXVIII. 1885. Chines. u. latein. Ausgabe von Zottoli s. oben.

2) Tscheu-li französisch herausg. von E. Biot, Le Tcheou-li ou Rites de Tcheou, 2 Bde., Paris 1851.

3) Lün-jü, von J. Legge chinesisch und englisch herausgegeben in den Chinese Classics Bd. I (1861) unter dem Titel: Confucian Analects.

4) Ta-hio, von Legge herausg. ebenda S. 219 ff. unter dem Titel: The great Learning. — Die Schrift Tahio bildet zugleich einen Teil des Liki; s. SBE XXVIII S. 411 ff.

überkommen und mit Erläuterungen versehen habe, jedenfalls eine alte Lehrschrift dieser Schule aus dem 5. Jahrh. v. Chr.

3) Tschong-Jong[1]) oder „Lehre von der Mitte", eine spekulative Ausführung kongtseanischer Maximen, von Kong-Keih = Tse-tse, einem Enkel des Kongtse, verfasst, zwischen 450 und 400 v. Chr.

4) Werke des Meng-tse[2]), des angesehensten Vertreters der Kongtse'schen Schule, der freilich mehr als ein Jahrhundert nach dem Meister gelebt hat.

1. Die altchinesische Reichsreligion[3])

(vor der Zeit der grossen Lehrer).

Der Chinese kennt von uraltersher nur Einen eigentlichen Gott. Derselbe heisst Ti = Herr, Schang-ti = höchster Herr, oder auch unbestimmter Thian, Ti-en = Himmel[4]). Diese Namen sind keine Appellativa für Gottheiten, sondern ausschliesslich Benennungen für das höchste Wesen[5]). Der allumspannende, allbestimmende, allgütige Himmel ist bei diesem wie bei so manchen Völkern in frühester Zeit schon die Erscheinung gewesen, an welcher die Vorstellung eines höchsten, beseelten, bewussten Wesens einen sinnlichen Anhaltspunkt fand. Dieser überirdische Geist sieht, hört und wirkt alles und ist an sich „ohne Laut und Geruch", unkörperlich und unabbildbar. Er umfasst alle Menschen mit gleicher Liebe, vergilt das Gute mit Segen und straft das Böse, waltet also nicht willkürlich oder parteiisch, sondern nach sittlicher Norm als eine persönlich lebendige, moralische Weltordnung.

---

1) Tschong-jong bildet ebenfalls einen Teil des Liki. Chines-engl. Ausgabe von J. Legge, Chinese Classics, Bd. I (1861) S. 246 ff. — Von demselben englisch SBE XXVIII, S. 300 ff. — Deutsche Übersetzung u. Erklärung von Reinhold v. Plänckner, Leipz. 1878.

2) Meng-tse's Werke, chines.-engl. Ausgabe von J. Legge, Chinese Classics Bd. II (1861). S. dort in der Einl. Näheres über die Geschichte dieser Bücher. Von demselben bloss engl. 1875. — Französische Übersetzung von Stanislas Julien schon 1824—29 (Paris). — E. Faber s. unten.

3) Siehe die chinesischen Hauptquellen und deren Ausgaben oben S. 39—43. Vgl. dazu J. H. Plath, Religion und Cultus der alten Chinesen 1862. — J. Happel, Die altchines. Reichsreligion vom Standpunkt der vergleichenden Religionsgeschichte. — V. v. Strauss, Schiking, Einl. — A. Réville, La Religion Chinoise, 2 Bde., Paris 1889. — C. de Harlez, Les Religions de la Chine, Leipzig 1891. — Chantepie, Religionsgeschichte², S. 50 ff.

4) Zuweilen auch Hoâng-tiēn Schang-ti, d. h. „höchster Herrscher des obersten Himmels". Vgl. de Harlez, S. 31.

5) Tî wird allerdings auch übertragen auf die mythischen Herrscher der Urzeit und dann von 221 v. Chr. an auf lebende Kaiser, aber nicht weil es ursprünglich appellativ „Herr" bedeutete, sondern weil dem Kaiser göttlicher Charakter sollte zugesprochen werden. Vgl. Legge SBE VII, p. XXIII—XXIX (Einl.).

Die Erhabenheit und Einheit bilden die Charakteristika des chinesischen Gottesglaubens; beide Eigenschaften sind wie ein Erbe aus der Urzeit der Menschheit. Es fehlt nämlich bei den alten Chinesen eine polytheistische Mythologie. Die Gottheit ist hier in den mythologischen Prozess fast gar nicht eingegangen. Der Gottesbegriff ist einheitlich geblieben. Aber allerdings hängt damit auch ein Mangel der chinesischen Religion zusammen, der sich immer mehr steigerte. Die unmittelbare lebendige Anschauung des Göttlichen in Natur und Menschenleben ging ihnen bald verloren. Ihr erhabener Himmelsgott ist für ihr Auge nicht ins Endliche, Menschliche eingegangen, sondern blieb in unnahbarer und bald unfruchtbarer Höhe schweben. Ihr Theismus wurde mehr und mehr ein abgeblasster Deismus.

Je älter die uns erhaltenen Denkmäler der Zeit vor Kongtse sind, desto mehr Beziehung zur überirdischen Macht findet sich noch darin. V. v. Strauss hat darauf aufmerksam gemacht, dass in einem der ältesten Lieder des Schiking[1]), der höchste Herr (Gott) dreimal den König Wên unmittelbar anredet, was die spätern Ausleger in nicht geringe Verlegenheit setzte, da sie sich ein Reden Gottes zum Menschen nicht mehr vorstellen konnten:

Der Herr, der sprach zu König Wên:
„Fern sei dir Abfall, Gegenwehr
Und fern Gelüsten und Begehr!“

. . . .

Der Herr, der sprach zu König Wên:
„Die lichte Tugend halt ich wert,
Die gross Getön und Färbung gern entbehrt,
Die niemals Leidenschaft noch Laune nährt
Die unerkannt und unverstanden
Nur nach des Herrn Gebot verfährt.“

. . . .

Der Herr, der sprach zu König Wên:
„Ins Land des Feindes sollst du gehn,
Sollst deine Brüder dir gesellen,
Sollst deine Hakenleitern nehmen,
Samt Sturmgerät und Wagentürmen,
Die Mauern Ts'hungs damit zu stürmen.“

Diese Aufträge Gottes an den König lassen sich formell noch mit den Worten vergleichen, die Gott zu Abraham sprach. Allein sie stehen auch im ältesten chinesischen Schrifttum vereinzelt da. In der Regel wird das Wollen und Walten des Himmels nur mittelbar erkannt, vor allem durch Naturereignisse und -erscheinungen. Die in jenem Lande besonders gewaltsam auftretenden Landplagen wie Dürre, Hungersnot, Erdbeben, Überschwemmung, Wirbelsturm (Taifun), Seuche u. dgl. wurden in China von jeher und werden bis auf den heutigen Tag als Kundgebungen des zürnenden Himmels angesehen; ebenso nahm man allerlei Vorzeichen wahr in

1) III, 1, 7. V. v. Strauss S. 7 u. 403 ff.

Sonnen- und Mondfinsternissen[1]), zufälligen Begegnungen, Träumen[2]) u. s. f. Als eigentliche Orakel, die man bei Unternehmungen befragte, benützte man pu und schi. Ersteres ist die Schildkrötenschale[3]), welche man ins Feuer brachte, um aus den so auf ihr entstandenen Zeichnungen auf günstigen oder ungünstigen Willen der Gottheit zu schliessen. Schi bezeichnet ein Kraut, mittelst dessen ebenfalls bedeutsame Figuren gewonnen wurden. Man betrachtet als das Schikraut gewöhnlich die „gemeine Schafgarbe". Legge bestimmt es SBE III, 145 als Achillea millefolium, dagegen XVI, 40 als Ptarmica Sibirica. Man nahm mit 49 Schi-Stengeln je 3 Manipulationen vor, um eine Linie eines Hexagramms zu bestimmen, also im ganzen 18 Manipulationen, um die Figur zu vollenden, welche dann nach dem Jiking (s. oben S. 39 f.) gedeutet wurde. Das Schiorakel hängt also von altersher mit jenen Strichfiguren zusammen. Pu und Schi gaben nicht eigentliche Aufschlüsse über die Zukunft, sondern günstige oder ungünstige Antwort auf Konsultationen über ein Unternehmen. Jedenfalls schon unter der Tscheu-Dynastie, wahrscheinlich aber schon früher (nach dem Schuking schon unter Schün) gab es am Hofe auch eigene Beamte für Zeichendeutung und -veranstaltung. Übrigens erkennt man leicht, dass der praktische Verstand dabei nachhalf. So empfiehlt Schün (Schuking II, 2, 18), günstig ausgefallene Orakelproben nicht zu wiederholen, woraus wohl hervorgeht, dass man die ungünstigen nicht selten wiederholte, bis sie nach Wunsch ausfielen, was heute noch in China gesehen werden kann. Vgl. auch die im Schuking gegebenen Ratschläge für den Fall, dass Schildkröte und Schikraut unter einander oder mit der Meinung der Grossen und der Stimme des Volkes nicht übereinstimmen, V, 4, 25—31. Unzweifelhafter aber als durch solche Orakel erkannte man in Bezug auf die Vergangenheit den Willen Gottes im Gang der Geschichte, da alle Begebenheiten durch ihn bestimmt und gewissermassen sanctioniert sind. Und in Hinsicht auf gegenwärtig zu treffende Entscheidungen legte man nicht geringes Gewicht auf die Stimmung des gemeinen Volkes, mit welcher sich nicht in Widerspruch zu setzen den Herrschern oft empfohlen wird. Vox populi, vox dei!

Da nun aber der oberste Gott und Herrscher weder wie der Gott Abrahams oder Moses sich unmittelbar und lebendig offenbarte, noch auch mythologisch sich entfaltete, also im Leben sich nicht persönlich wahrzunehmen gab, ja immer mehr sich aus der sichtbaren Welt zurückzog, so traten von selbst die hier so wenig

---

1) Vgl. z. B. Schiking II, 4, 9.

2) Solche wurden vom Hofweissager nach technischen, besonders astronomischen Regeln ausgelegt. Schiking II, 4, 5 (SBE III, 349 f.) II, 4, 6.

3) Die äussere Schale des Tiers wurde erst abgelöst, die innere, auf welcher die Muskeln desselben sich abzeichnen, mit schwarzer Tinte bestrichen und darauf ans Feuer gebracht, durch dessen Hitze die bedeutsamen Zeichnungen hervorgebracht wurden.

als bei andern turanischen Völkern fehlenden Geister, Dämonen, Ahnengeister u. s. w. in den Vordergrund. Die Natur fasste man nicht unbeseelt auf. Den verschiedenen Gebieten der sichtbaren Welt wurden Schutzgeister zugeschrieben. Vor allem der Erde als der dem Himmel entsprechenden niedrigen Zone. Eine gewisse mythologische Wendung und zugleich eine Entartung des reinen, erhabenen chinesischen Gottesglaubens zeigt sich darin, dass von der Tscheu-Dynastie an mit dem Himmel als oberstem Gott nicht selten die Erde als ergänzendes göttliches Wesen verbunden wird, so zwar, dass das Verhältnis zwischen beiden als Urbild des Ehebundes gilt[1]). Aber auch Sonne, Mond, Planeten, sowie einzelne Sternbilder, die vier Weltgegenden, Gebirge, Wälder, Quellen, Flüsse, Meere u. s. w. sind nicht ohne einen sie beseelenden Schutzgeist gedacht. Auch gibt es einen solchen für Regen und Dürre, für Wanderstrassen und Wanderung u. dgl. m. Diese Geister sind aber an sich alle gut gesinnt gedacht, im Unterschied von denen der Schamanen. Auch sind sie alle dem Himmelsgott, dem „höchsten Herrn“, untergeordnet und es haftet ihrer Macht Endlichkeit und Beschränktheit an. Ohne seinen Willen können sie nichts thun. Zwar nehmen sie am Ergehen der Menschen wirksamen Anteil, so dass man sich durch Anrufungen und Opfer ihrer Gunst zu versichern trachtet. Aber sie vermitteln im Grund nur den Willen des Himmels, seine Gnade und Ungunst nach den Gesetzen, welche jener gegeben hat. Dies gilt nun auch von den jedem Hause, voran dem Regentenhaus, besonders wichtigen Ahnengeistern. Man hat in China von jeher an das Fortleben der Verstorbenen geglaubt, die verehrten Ahnen dachte man sich zum Himmel aufgestiegen, wo sie noch Anteil nehmen am Ergehen ihrer Familien und sogar auf deren Schicksale einwirken. Die grossen Kaiser sind dort wieder mächtig und umgeben von ihren getreuen Vasallen. Sie senden Segnungen oder Züchtigungen über ihre Nachfolger auf Erden. Von jenen Naturgeistern sind übrigens die Ahnengeister nicht streng geschieden. Grosse Menschengeister erscheinen wie die erstern als Herren über ein ganzes Lebensgebiet, wie Feldbau, Pferdezucht, Krieg u. s. w. Dagegen ist die Unterordnung unter Schangti, den „höchsten Herrn“, hier vollends einleuchtend.

Der Kultus besteht hier wie überhaupt bei den alten Völkern wesentlich im Opfer. Zweck der Opfer ist, die Bitte an die Himmlischen zu bekräftigen, der Danksagung Ausdruck zu geben und Unheil abzuwenden[2]), im allgemeinen aber Verehrung zu bekunden. Dagegen das Sühnopfer, das auf tieferer Empfindung des Missverhältnisses zwischen dem heiligen Gott und der sündigen Menschheit beruht, findet sich kaum. Wohl aber werden die regelmässigen Opferfeste als die Schule gepriesen, in

1) Li Ki XXIV, 11 (SBE XXVIII, 265).
2) Li Ki IX, 3, 28 (SBE XXVII, 448).

welcher die verschiedenen Klassen der Menschen nicht nur Ehrfurcht vor der Gottheit, sondern auch vor ihren Vorgesetzten lernten und ihr Pflichtgefühl gegen die Untergebenen geweckt werde [1]).

Der Opferdienst gipfelte in dem vom Kaiser dem höchsten Gott dargebrachten Opfer. Es entspricht nämlich dem, was über das Zurücktreten der Gottheit aus dem täglichen Leben bemerkt wurde, dass nur der Oberherr des Reiches (kraft eines besondern Privilegiums auch der Fürst von Lu)[2]) dem Herrn des Himmels opfern durfte. Dies geschah zur Zeit der Sommer- und Wintersonnenwende, wohl auch zu Anfang des Frühlings und Herbstes, und zwar unter freiem Himmel, da der Gott des Himmels nicht in Tempeln verehrt wurde. Das Hauptopfer bestand in einem Stier. Auch Huldigungen an die Erde waren damit verbunden. Religiösen Charakter hatte auch der Brauch, wonach der Kaiser mit seinen Ministern einmal jährlich ein Gottgeweihtes Stück Land eigenhändig pflügte, dessen Ertrag zum Opfer verwendet wurde, während die Kaiserin mit ihren Hofdamen Seidenraupen besorgte, deren Erzeugnis zur Anfertigung kultischer Gewandstücke diente. Zugleich wurde durch jenen feierlichen und öffentlichen Akt ein Zeugnis von der grundlegenden Bedeutung des Feldbaues für das Reich abgelegt und ein zur Arbeit aufmunterndes Beispiel gegeben[3]).

Der Kaiser opferte ferner den Schutzgeistern der vier Himmelsgegenden, der Berge, Flüsse u. s. f., und diesen durften nun auch die einzelnen Landesfürsten opfern, soweit die Geister ihrer Provinz angehörten[4]). Auch diese Opfer wurden auf Altären unter freiem Himmel dargebracht. Am meisten aber wurden Hoch und Niedrig durch den Ahnenkultus in Anspruch genommen. Denn hierzu war nun vom Kaiser bis zum geringsten Unterthan jeder berechtigt und verpflichtet. In jedem Hause war den abgeschiedenen Ahnen ein besonderes Heiligtum (ohne Bildnisse oder Bildsäulen) eingeräumt, wo man ihnen Blumen aufstellte und an gewissen Tagen Speisopfer darbrachte, was der Hausvater unter Mitwirkung seiner Gattin that. Den Ahnen meldete man alle wichtigeren Familienereignisse und feierte in ihrer Halle Familienfeste, z. B. die Verleihung des Männerhuts an den Jüngling im 20. Jahr, wodurch er zum Erwachsenen erklärt wurde und wozu die Verleihung der Nestelnadel an das Mädchen im 15. ein Seitenstück bildete. Man verehrte in der Regel die sechs letzten Ahnen und den ältesten, von dem man wusste, und zwar unter neuen Namen. Wurden die Lebenden im Rang befördert, so wurde auch der der Verstorbenen erhöht. Bei fürstlichen Familien war die Ahnenhalle

---

1) Li Ki XXI, 2, 20 (SBE XXVIII, 231).
2) Li Ki XXII, 29 (SBE XXVIII, 253); VII, 2 (SBE XXVII, 372 f.).
3) Li Ki IV, 1, 1, 13 (SBE XXVII, 254 f.). Vgl. XXI, 2, 20 (SBE XXVIII, 231). XXII, 5 (SBE XXVIII, 239).
4) Li Ki I, 2, 3, 4 (SBE XXVII, 116).

ein besonderes Gebäude, wo die wichtigsten Staatshandlungen vollzogen wurden. Die Kaiser hatten sieben solche Ahnentempel, die Reichsfürsten fünf, die Grossen drei, die übrigen Beamten einen. Das Opferfest zu Ehren der Ahnen nahm von Stufe zu Stufe höhern Glanz und Pomp an. Das kaiserliche Ahnenfest bildete den Höhepunkt. An dem durch die Vorzeichen als günstig bezeichneten Tage erschien, nach sorgfältiger Vorbereitung durch Fasten und andere Riten, der Kaiser im vorgeschriebenen Ornat mit seiner Gemahlin und seinen Nebenfrauen sowie den Reichsfürsten. Durch die Klänge der Musik wurden die Ahnengeister herbeigerufen [1]) und am Eingang unter endlosen Verbeugungen begrüsst. Es wurden ihnen Trankspenden ausgegossen (Weine aus Reis und Hirse). Der Kaiser selbst führte den Opferstier herbei und tötete ihn. Auch eine Menge anderer Tiere (Schafe und Schweine) wurden geschlachtet. Dann liess man sichs an der Opfermahlzeit wohlschmecken, versäumte aber nicht, den Ahnen ihren Anteil hinzustellen. Obwohl man von ihrer unsichtbaren Gegenwart überzeugt war, hatten sie doch auch einen sichtbaren Vertreter in der Versammlung, den Schi (Rückert: „Totenknabe"), einen Knaben aus dem kaiserlichen Haus, womöglich Enkel des Kaisers, der mit dem Gewand des Ahnherrn angethan, als Sprecher der Ahnen verehrt wurde und in ihrem Namen für die empfangenen Ehrenerweisungen und die Bewirtung dankte, und dafür Glück und Gesundheit in Aussicht stellte. Der Schiking enthält manche Lieder, welche bei diesen Anlässen gesungen wurden. Die Feier war von unzähligen Ceremonien begleitet, lief aber in ein heiteres und fröhliches Gastmahl aus.

Einen Priesterstand oder ein eigentliches Priesteramt gab es nicht. Alle diese Opfer wurden unmittelbar vom Hausvater dargebracht unter Mitwirkung seiner Hausgenossen, worin man auch eine Fortsetzung ältester menschlicher Zustände sehen darf (V. v. Strauss). Das Opfermaterial war ein sehr mannigfaltiges und umfasste so ziemlich alles, was den Menschen zum Unterhalt diente. Doch sollten nach einer Regel keine weiblichen Tiere dargebracht werden [2]). Vornehmste Opfertiere sind Stier, Widder, Eber [3]). Aber auch Kälber, Ferkel, Vögel, Fische und zugerichtete Speisen wurden dargebracht mit starken Getränken, ebenso Seidenstoffe u. dgl. — Dagegen waren Menschenopfer der chinesischen Religion fremd. Auch bei andern Völkern findet Analogieen die in der altchine-

1) Vgl Li Ki VII, 1, 10—12 (SBE XXVII, 370—372).

2) Li Ki IV, 1, 1, 17 (SBE XXVII, 256). Auch die Farbe derselben wurde beachtet. Die Hia-Dynastie soll schwarze, die Jin sollen weisse, die Tscheu rote Opferstiere vorgezogen haben. Li Ki XII, 17 (SBE XXVIII, 35). Beim Ahnenopfer der letztern war jedenfalls der Stier rot, aber beim Opfer an die Feldgeister gelb mit schwarzem Maul (Schiking III, 3, 6).

3) Eine Darbringung dieser dreie durch den Kaiser s. Li Ki IV, 1, 2, 9 (SBE XXVII, 259).

sischen Litteratur vereinzelt dastehende Todesweihe des Herzogs von Tscheu, der sich bei schwerer Erkrankung seines Bruders, des Königs Wuwang, dem Himmel zum Ersatzopfer anbot, indem er unter feierlicher Anrufung der „drei Könige" (der Ahnen des Regentenhauses) an dessen Stelle zu sterben sich bereit erklärte. Wu genas alsbald, ohne dass der Himmel das grossmütige Opfer annahm[1]). Auch das Lebendigbegraben von Menschen beim Tod eines Fürsten[2]) ist nicht chinesische, sondern tatarische Unsitte, die allerdings im spätern China zuweilen eindrang, im alten dagegen nur im stark tatarisch bevölkerten Staate Tsin vorkam.

Bei den religiösen Feierlichkeiten spielte die Musik eine grosse Rolle, welche zu den äusserlichen Formen nach dem eigenen Bewusstsein der Chinesen das beseelende Element bildete, den Verkehr mit den Überirdischen vermittelte und die Harmonie zwischen Himmel und Erde herstellte[3]). Die blinden Musikanten handhabten dabei mancherlei Schlag-, Saiten- und Blasinstrumente, wie Trommel, Glocke, Klingstein, Laute, Pfeife, Flöte, Orgel u. s. w., nach deren Takt die Bewegungen und Verbeugungen bald langsamer, bald rascher vor sich gingen. Auch im täglichen Leben schrieb man der Musik eine hohe Bedeutung für Bildung des Charakters und Stimmung des Gemütes zu. Wir finden daher die ernsthaftesten chinesischen Weisen sowohl vor ihren Schülern als in der Einsamkeit häufig zur Laute singend.

Wir gehen über zur altchinesischen Frömmigkeit in Sitte und Leben. Es mag beim ersten Anblick scheinen, als ob das altchinesische Leben im Vergleich mit dem anderer Völker des Altertums wenig Kundgebungen religiöser Empfindungen aufwiese. Und so viel ist richtig, dass das Interesse der verstandesmässigen Chinesen von jeher stark dem diesseitigen Leben zugewandt war. Jener Augenschein ist freilich ohne Zweifel auch dadurch hervorgerufen, dass wir ihre alten Schriften in der Gestalt überkommen haben, wie sie aus den Händen des für das eigentlich Religiöse wenig empfänglichen Kongtse und seiner Schule hervorgegangen sind[4]). Allein auch so noch wird man, wenn man die ältesten Zeugnisse von den Anschauungen des Volkes näher betrachtet, überrascht von dem hohen Masse von Pietät, welches dem Volke eigen war und ihm eine sogar ängstliche Scheu einflösste vor jedem Verstoss gegen die Majestät des Himmels und seine unverletzlichen Gesetze. Die Erhabenheit der Gottesauffassung hat auch hier auf die Moral hebend und kräftigend eingewirkt. Die Pietät gegen die Ordnungen des Himmels gilt als Grundtugend und äussert sich wie in der Einhaltung der eigentlich religiösen

1) Siehe die ausführliche Beschreibung dieses Weiheaktes Schuking V, 6.
2) Schiking I, 11, 6. Vgl. auch Li Ki II, 2, 2, 15 (SBE XXVII, 181 f.).
3) Vgl. den Jo Ki (Traktat über Musik) im Li Ki Buch XVII (SBE XXVIII, 92 ff.).
4) Vgl. S. 41 die Bemerkung zum Schiking.

Gebräuche, so insbesondere in Erfüllung der Pflichten gegen Angehörige und Obrigkeit. Wir haben hier eine religiös begründete Moral, welche freilich mit der Zeit die Religion selbst beinahe absorbierte, je mehr der Mensch hinter den göttlichen Ordnungen dieses Lebens die Gottheit selbst aus den Augen verlor. Man kennt in China von alters her fünf soziale Grundverhältnisse, in welchen die Pietät sich bethätigen soll: 1) Eltern und Kinder, 2) Mann und Weib, 3) ältere und jüngere Brüder, 4) Freunde, 5) Obrigkeit und Unterthanen.

Als das erste Grundverhältnis kann das zwischen Vater (oder Eltern) und Kindern angesehen werden, da dieses auch der ursprünglich patriarchalischen Regierungsgewalt zu Grunde liegt. Kein anderes Volk hat in dieser Hinsicht die Pietät so weit getrieben wie die Chinesen, womit ihre zähe Anhänglichkeit an das Überlieferte zusammenhängt. Ihren Erzeugern erwiesen sie zeitlebens die grösste Ehre. Der Sohn blieb auch in vorgerückteren Jahren seinem Vater gegenüber unselbständig und hatte sich unbedingt dem elterlichen Willen zu unterwerfen. Nur mit Einwilligung der Eltern durfte er heiraten und war in der Wahl der Gattin von ihnen abhängig. Auch sein Weib trat in dieses Abhängigkeitsverhältnis zu seinen Eltern und konnte entlassen werden, wenn es sich ihnen nicht fügte. Mann und Weib hatten bei Lebzeiten der Eltern kein besonderes Eigentum. Starb der Vater, so galt die Mutter als Trägerin dieser Autorität, der man zu kindlichem Gehorsam verpflichtet war. Schon von den alten Kaisern werden rührende Beispiele von Ehrerbietung gegen die Eltern erzählt, und die Armen wurden darum am meisten bedauert, weil sie ihre Eltern nicht ernähren konnten. Nichts beklagen die im Felde liegenden Krieger so sehr, wie dass sie ihrer betagten Eltern sich nicht annehmen können. Dass mit dem Tode der Eltern dieses Band nicht als abgeschnitten galt, sondern nur an die Stelle der Bedienung der Lebenden ein Totenkultus trat, sahen wir oben. Dem Kaiser waren drei Jahre der Trauer um den Tod des Vaters vorgeschrieben, den Unterthanen ein Jahr; doch wurde dreijährige Trauerzeit später allgemein. Auch wurde diese Vorschrift so streng eingehalten, dass die Kaiser sich während dieser Zeit sogar von ihren Staatsgeschäften zurückzogen. Ebenso waren dem Trauernden manche Entbehrungen auferlegt und weisse Trauerkleider vorgeschrieben. Der Verstorbene empfing nun unter seinem neuen Ehrennamen die Ovationen der Ahnenhalle und galt als der gute Genius des Hauses in Freude und Leid. Die Eltern ihrerseits schätzten die Kinder hoch als die künftigen Träger ihres Namens und Pfleger ihres Andenkens, aber freilich die Knaben als die eigentlichen Stammhalter ungleich höher als die Mädchen, deren Geringschätzung schon im Schiking II, 4, 5 (Ende) einigermassen hervortritt, im modernen China aber sogar zu häufiger Aussetzung geführt hat.

Das Verhältnis von Mann und Weib betreffend, zeigen die

ältern Lieder, dass der gesellige Verkehr zwischen beiden Geschlechtern in der frühern Zeit noch viel freier war, als später, wo die kanonischen Regeln eine absolute Trennung der Geschlechter bezweckten, welche sich freilich nur bei den höhern Klassen der Bevölkerung durchsetzen liess. Der Jüngling heiratete durchschnittlich mit dem dreissigsten, die Jungfrau mit dem zwanzigsten Lebensjahr. Um Verwandtenehen zu vermeiden, sollte man kein Weib mit demselben Geschlechtsnamen wählen[1]). Werbung und Trauung gingen unter mancherlei Förmlichkeiten vor sich. In der Ehe war das Weib völlig vom Manne abhängig und ihm unterthan. Das Ursprüngliche war die Monogamie, die überhaupt prinzipiell bestehen blieb. Der hohe Wert, den man auf Nachkommenschaft legte, namentlich des Ahnendienstes wegen, führte aber dazu, dass man sich bei Kinderlosigkeit der Gattin eine Nebenfrau zugesellte, deren Stellung in der Familie gleichfalls rechtlich geordnet war. Vollends die Leidenschaften der Fürsten führten zu zahlreich besetzten Harems. Auch das den Chinesen anfänglich fremde Eunuchen-Unwesen fand gegen das achte Jahrhundert v. Chr. Eingang und stiftete an den Höfen viel Elend, unter dem das ganze Reich zu leiden hatte, da diese tückischen Verschnittenen oft grosse Macht erlangten, die sie selten zum Wohl der Herrscher und Unterthanen gebrauchten. Im übrigen ist die Stellung der Frau im altchinesischen Reiche keine unwürdige gewesen. Davor bewahrte sie schon die Ehrfurcht, welche man der Mutter zollte. Die treue Liebe der Gattin zu „ihrem hohen Herrn" wird in manchen Volksliedern des Schiking besungen, häufiger als die bräutliche Liebe, welcher die strenge Sitte wenig Spielraum vergönnte. Edle und bedeutende, echt weibliche Frauen treten da und dort in der Geschichte auf, während bei den benachbarten Tataren nur amazonenhafte Heldinnen von sich reden machen. Nach dem Tod des Gatten konnte sich die Witwe wieder verheiraten; doch wird das Verharren in der Trauer an ihr besonders gepriesen[2]).

Die geschwisterlichen Verhältnisse sind ebenfalls durch den Gesichtspunkt der pietätvollen Unterordnung beherrscht. Die jüngern Brüder sollen gegen die älteren Ehrfurcht beweisen, diese aber jene mit Liebe behandeln. Überhaupt wird Ehrfurcht vor dem Alter oft eingeschärft. „Man soll einem Mann, der doppelt so alt, als man selbst ist, dienen wie seinem Vater, einem der zehn Jahre älter, wie seinem ältern Bruder, einem der fünf Jahre älter, seinen Respekt damit bezeugen, dass man sich etwas zurückhält, wenn man hinter ihm geht"[3]). Sah man einen ältern Mann auf der Strasse etwas tragen, so sollte man ihm die Last abnehmen; trug man selber etwas und konnte nicht beides fassen, so sollte man das schwerere auf sich nehmen. Ein Mann mit grauen

1) Li Ki I, 1, 3, 6 (SBE XXVII, 78).
2) Vgl. z. B. Schiking I, 10, 11.
3) Li Ki I, 2, 4 (SBE XXVII, S. 68).

Haaren sollte überhaupt nichts tragen, auch nicht mit Einer Hand [1]). Vom fünfzigsten Lebensjahr an wurden die Alten in steigendem Masse von der Obrigkeit bewirtet und von den Kaisern geehrt" [2]). Schon den alten Herrschern rühmte man nach, sie hätten bei ihren Mahlzeiten den Gästen auf die Haare und Zähne gesehen, d. h. sie genau nach dem Alter gesetzt.

Das Verhältnis zwischen Freunden und Genossen, das durch Aufrichtigkeit und Treue normiert sein soll, wird seltener mit Vorschriften bedacht. Das schöne Lied des Schiking, II, 1, 4, welches (ein chinesisches Seitenstück zu Psalm 133) die Bruderliebe feiert, stellt diese höher als Freundesliebe, weil Brüder einander treuer sind in der Not. Es schliesst dasselbe:

Sind Weib und Kinder hold verbunden,
Das ist wie Harf und Lautenklang,
Und werden Brüder Eins erfunden,
Gibts Freud und Eintracht lebenslang.
Mach Eins die deines Hauses sind,
So hast du Freud an Weib und Kind.
Dem trachte nach, drauf sei gesinnt.
Wirst sehn, dass also sichs befindt [3]).

Die grösste Bedeutung aber fürs allgemeine Leben erlangte die chinesische Pietät durch ihre Bestimmung des Verhältnisses des Herrschers zu den Unterthanen. In der den letztern angewiesenen Stellung zu ihrem Regenten vereinigte sich die Ehrfurcht vor dem Himmel und die den Eltern entgegengebrachte. Denn wie den Gipfel der väterlichen Gewalt, so stellte der Herrscher die himmlische, göttliche Obmacht auf Erden dar. Der Vereinigung der politischen Macht in Einer Hand (des Kaisers) war durch diese religiöse Vorstellung der Chinesen kräftig Vorschub geleistet. Wie es nur Einen Himmel gibt und nur Eine Sonne am Himmel, so auch nur Einen obersten Herrscher auf Erden. Dieser aber soll so wenig willkürlich schalten und walten, als es der überirdische höchste Herrscher (Schang-ti) thut. Sein Vorbild sei „der Himmel", dessen Vertreter und Organ er auf Erden ist, damit er seine Gesetze zur Ausführung bringe.

Die Unterthanen haben nicht nur mit Resignation sich in den Willen des Herrschers zu fügen, sondern auch mit kindlicher Ehrfurcht ihm zu gehorchen. Seine Gesetze erliess der Kaiser patriarchalisch, in der Form väterlicher Belehrungen, und auch seine strengsten Strafen sollten als väterliche Züchtigungen aufgenommen werden. Für den Fall jedoch, dass ein Herrscher sich nicht an die heiligen Ordnungen des Himmels kehrte, und gegen die Gebote der Gerechtigkeit und guten Sitte verstiess, waren amtliche Censoren da, welche die ernste Pflicht hatten, ihn zu mahnen und zu warnen. Die Geschichte zeigt Beispiele, wo unerschrockene

1) Li Ki III, 5, 15 (SBE XXVII S. 244).
2) Li Ki III, 5, 1 ff. (SBE XXVII, S. 240 ff.).
3) V. v. Strauss, Schiking S. 259 f.

Beamte sich nicht scheuten, einem despotischen Kaiser Vorstellungen dieser Art zu machen, obwohl ihnen dies leicht das Leben kosten konnte. Auch werden merkwürdiger Weise die Herrscher nicht selten ermahnt, auf die Volksstimme zu achten, der man den Willen des Himmels entnehmen könne. Namentlich aber wurde es in erster Linie auf Missstände in der Regierung bezogen, wenn der Himmel sein Missfallen durch erschütternde Naturereignisse und Landplagen zu erkennen gab. Auch selbstbewusste Herrscher demütigten sich in solchen Fällen, thaten öffentlich Busse und besserten ihren Wandel. Geschah dies nicht, so war das Volk berechtigt aufzustehen und dem Kaiser den Gehorsam zu versagen. So war der Absolutismus seiner Herrschaft doch wesentlich gemildert durch eben jene religiösen Anschauungen, auf welche seine hohen Rechtsansprüche sich gründeten.

Als erste Regententugend galt tiefste Ehrfurcht gegen Gott und die Ahnherrn. Demütige Bekenntnisse der eigenen Unfähigkeit und Unwürdigkeit vernimmt man nicht selten aus dem Mund hoher Fürsten in ihren Liedern und Gebeten. Natürlich soll der Regent die ihm obliegenden Gebräuche und Ceremonien, besonders die mit der Verehrung des Himmels und der Geister zusammenhangenden, aufs sorgfältigste pflegen und vollziehen. In Bezug auf die Regierung wird ihm in den alten Ermahnungen des Schuking besonders empfohlen: die Unterthanen nach den Gesetzen des Himmels zu behandeln, die Schuldigen mit Ernst, aber mit Mass zu bestrafen; gegen die unvorsätzlich schuldig Gewordenen Nachsicht zu üben; dem niedrigen Volke, besonders den Witwern und Witwen und Kindern, liebende Fürsorge angedeihen zu lassen; die Tugendhaften, nicht die Harten, Grausamen und Trägen, zu Amt und Ehren zu befördern, Mass zu halten im Genuss und in Liebhabereien, wie Jagd, Trunk u. s. w. Ferner wird dem Fürsten fleissige Arbeit nach dem Vorbild des Landmannes anempfohlen. Durch Ausübung dieser Tugenden sorgt der Fürst für die Ruhe und Wohlfahrt des Volkes; denn dieses wird sein musterhaftes Verhalten von selbst nachahmen und so der Himmel dem Lande wohlwollend sein und seine Gunst bezeigen.

Von nicht geringem Einfluss auf Lebensauffassung und Sitte war, wie aus Obigem erhellt, der altchinesische Unsterblichkeitsglaube[1]). Die Fortdauer des Menschen nach dem Tode stand diesem Volke gerade in der ältesten Zeit fest und wurde genährt durch Erzählungen von Erscheinungen der Verstorbenen im Traum und sonst. Beim Tode fällt wohl, wie der Augenschein lehrt, der Leib der Erde anheim, aber die eigentliche Persönlichkeit lebt fort, indem sie sich zu einer höhern Region emporschwingt. Der Ahn als überlebender heisst kuei[2]),

---

1) Vgl. J. H. Plath in ZDMG XX (1866) S. 471—484.

2) Dieser Ausdruck wird freilich auch von der zur Erde zurückkehrenden animalen Seele gebraucht.

während schin, als allgemeine Benennung für Geist, auch die Naturgeister umfasst, welche übrigens von den Ahnengeistern nicht streng geschieden werden, indem auch letztere gelegentlich als Vorsteher von Elementen erscheinen. Man wartete bei einem Todesfall drei Tage, ob der Geist nicht wieder in den Leib zurückkehre, wozu man ihn feierlich aufforderte. Dann begrub man die Leiche. Von der Person des Toten aber sagte man: „Er ist aufgestiegen" und meinte damit, dass er in den lichten Himmel sich erhoben habe, wo er mit den früher Verstorbenen vereinigt, einen seiner irdischen Stellung entsprechenden Rang einnehme. Von der hilfreichen Teilnahme, welche diese Ahnengeister ihren Nachkommen angedeihen lassen, wenn diese in kindlicher Ehrfurcht ihrer gedenken, war oben die Rede. Aber auch das Gegenteil, ein richterliches Einschreiten der himmlischen Ahnen gegen entartete Enkel, erwartete man.

Dagegen ist merkwürdig, dass von einem Gericht über die Verstorbenen, d. h. von einer Vergeltung des Bösen nach dem Tode, nirgends die Rede ist. Tiele erinnert freilich daran, dass die uns zugänglichen Quellen für Kenntnis der altchinesischen Religion sämtlich durch die Hände Kongtses und seiner Schule gegangen sind und hält es, im Blick auf die sehr ausgebildete Vergeltungslehre der Tao-sse, für wahrscheinlich, dass die Erinnerungen daran von jenen Überarbeitern ausgemerzt seien. Allein schwerlich trat jener Vergeltungsglaube in der alten Religion irgend nachdrücklich hervor. Bei dem naiven Optimismus, welcher sie kennzeichnet, mochte man die Vergehen für durch den Tod gesühnt ansehen und wollte sich seine abgeschiedenen Angehörigen nicht anders denn als selig vorstellen. Auch sonst ist die Unsterblichkeitshoffnung der alten Religion nicht bestimmt ausgebildet. Z. B. wird nicht ausdrücklich gesagt, dass das Fortleben im Jenseits ein ewiges sei. Und es fehlt nicht ganz an abweichenden Vorstellungen. wie z. B. dass die Verstorbenen sich unter der Erde befinden[1]), und an Zweifeln in Betreff des Fortlebens der Ahnen, wenn man sich von ihnen im Stich gelassen sah[2]). Zur Zeit des Kongtse waren diese Zweifel bei den Gebildeten gewiss schon stark verbreitet, und abgesehen von den Tao-sse, welche einem phantastischen Geister- und Unsterblichkeitsglauben huldigten, sah sich das chinesische Volk später von einer bestimmten Hoffnung aufs Jenseits verlassen, was viel dazu beitrug, dem Buddhismus (seit 65 n. Chr.) Eingang zu verschaffen, der darüber bestimmte Aufschlüsse zu haben meinte. Abgesehen davon wurde, da doch gerade die gerechte Vergeltung des Guten und Bösen zu Kongtses Weltanschauung notwendig gehörte, von seiner Zeit an bis auf die Gegenwart die Auskunft beliebt, die bei Lebzeiten eines Menschen vermisste Vergeltung vollziehe sich an seiner Nachkommenschaft[3]).

---

1) Plath a. a. O. S. 477.
2) Plath a. a. O. S. 478 f
3) SBE XVI, S. 47.

Darüber kommt noch der berühmte volkstümliche Traktat „über die Handlungen und ihre Vergeltung“[1]) nicht hinaus, dessen Grundgedanke ist, dass alle guten und bösen Thaten der Menschen von den guten und bösen Geistern belohnt oder bestraft werden. Die begangenen Unthaten haben Verkürzung des Lebens zur Folge, und zwar je nach ihrer Schwere um 12 Jahre oder 100 Tage. Solche Fehltritte, die nicht in dieser Weise gesühnt werden konnten, werden an den Kindern geahndet. Dagegen kennt diese Schrift wenigstens jenseitige Belohnungen: Wer 300 gute Werke thut, wird ein „Unsterblicher der Erde“, wer 1300 vollbringt, ein „Unsterblicher des Himmels“.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die im vorherigen skizzierte Reichsreligion des alten China. Ist ihre einheitliche Fassung der Gottheit als uralt anzusehen, oder haben diejenigen recht, welche auch hier den Animismus als die früheste erkennbare Stufe der Religion wahrzunehmen glauben? Je höher man hinaufsteigt, desto mehr dominiert der souveräne Himmelsgott. Die Geister (schin) sind zwar von Anfang an vorhanden, aber sie treten samt der mit ihnen verbundenen Magie mehr und mehr in den Vordergrund, nach allem Anschein unter dem Einfluss teils der vorchinesischen Landesbewohner, der Miao, teils der eingedrungenen Tataren. Das ursprünglichste scheint gerade die Verehrung des alles, auch die Geisterwelt, unendlich überragenden Schangti, während schon unter den Tscheu dieser mehr zurücktrat hinter dem Paare: Himmel und Erde, zu welchem sich die Geister von Sonne, Mond und Sternen gesellten, die auch hohe Ehren empfingen[2]).

Der altchinesischen Reichsreligion muss man eine gewisse Erhabenheit und einen nicht zu verachtenden Wahrheitsgehalt zusprechen. Ihre Stärke liegt eben in der Einheit und Erhabenheit des Gottesbegriffs und in der moralischen Bestimmtheit des göttlichen Wesens. Von da aus geht ein einigender und reinigender Einfluss auf das Menschenleben aus. Die Einheitlichkeit und moralische Bestimmtheit der Weltauffassung führte zu besonderer Pflege der sozialen Verhältnisse, nicht nur der Familie, sondern auch des Volks- und Staatslebens. Überall wurde dieselbe „Pietät“ gegen die Ordnungen des Himmels gefordert. Dagegen wird die Gottheit zu wenig nach ihrer Übernatürlichkeit und Unabhängigkeit von der Welt erkannt. Dass Gott die Welt erschaffen habe, davon verlautet in den älteren Denkmälern nichts. Die Gottheit ist mehr der Inbegriff der Weltordnung und des Weltregiments, als dass die Welt um ihretwillen da wäre. Daher fliessen denn auch die Natur- und Menschengeister mit ihr zusammen und verdrängen

1) Dieser taoistische Traktat aus dem 15. Jahrh. n. Chr. gehört in China zu den verbreitetsten Schriften. Er ist chines. und franz. herausgegeben von St. Julien, Le livre des récompenses et des peines, Lond. 1835, und engl. von Legge SBE Bd. XL, S. 235 ff.

2) Vgl. de Harlez 92 ff.

sie mehr und mehr aus der alleinherrschenden Stellung, die ihr im Kultus gebührt.

Und wie der persönliche Charakter der Gottheit wenig ausgeprägt und lebendig wirksam ist, so tritt auch der persönliche Wert des einzelnen menschlichen Individuums sehr zurück. Der Einzelne kann nicht mit Gott in persönlichen Verkehr treten. Er hat aber überhaupt seinen Wert nicht in seiner Persönlichkeit, sondern nur in seiner sozialen Stellung. Bezeichnend für diese Missachtung des persönlichen Lebens ist die Häufigkeit und Leichtigkeit des Selbstmordes. Der Einzelne achtete sein Leben für wertlos, wenn es mit den Fügungen des Himmels in einem Missklang zu stehen schien. Es fehlte aber auch ein tieferes Bewusstsein vom ethischen Gegensatz zwischen der Heiligkeit Gottes und der menschlichen Sündhaftigkeit, was der pantheistischen Verschmelzung von Gottheit und Menschheit Vorschub leistete und die Pflichtenlehre veräusserlichte und oberflächlich machte, so dass sich die Ethik in der Beobachtung äusserlicher Observanzen erschöpfte.

Auch der Unsterblichkeitsglaube vermochte nicht, den Mangel eines lebendig und persönlich ins Leben unmittelbar eingreifenden Gottes und einer tiefern Einsicht in das Verhältnis des Sünders zu ihm zu ersetzen und eine so heilsame Zucht auszuüben, wie es bei bestimmterem Erkennen der ethischen Bedingungen jenseitiger Seligkeit der Fall gewesen wäre. Auch hinderte dieser Glaube nicht das zunehmende Gefangensein im Diesseitigen, welches für diese Nation charakteristisch wurde. Denn selbst die von den Alten geglaubte überirdische Geisterwelt ist doch nur ein Reflex der diesseitigen und hat für den alten Chinesen wesentlich nur Interesse, soweit sie bestimmend auf das Diesseits einwirkt.

Von diesen Gebrechen vermochten auch die grossen Meister Chinas, ein Laotse und Kongtse, die Religion ihres Volkes nicht zu heilen, deren Wahrheitsgehalt sie nach andern Seiten entwickelten. Vielmehr haben sie jene verkehrten Tendenzen noch wesentlich gesteigert.

2. Lao-tse[1]).

Dem 6. Jahrhundert v. Chr. angehörig, ragt vor allen über der chinesischen Geisterwelt Lao-tse empor als einer der tiefsinnigsten Denker aller Zeiten, welcher zwar mehr philosophischer Speculation als dem religiösen Leben zugewandt war, aber die gangbare chinesische Weltanschauung grossartig vertieft hat und auch in der Religionsgeschichte auf eigenartige Weise der Ausgangspunkt einer neuen Geistesrichtung geworden ist.

Über sein Leben ist sehr wenig bekannt. Geboren ist er wahrscheinlich 604 v. Chr. im Staate Thsu. Sein Geschlechtsname

---

1) Siehe die Litteratur zum Tao-te-king S. 57.

war Li, sein Kindername Öll, sein Männername Pĕ-jäng, sein Ehrenname nach dem Tode Tan. Lao-tse, d. h. „der alte Meister", ist sein geschichtlicher Name geworden. Er bekleidete das Amt eines Archivars des Kaiserhauses Tscheu in dessen Residenzstadt, wo ihn der reichlich 50 Jahre jüngere Kong-tse besucht haben soll[1]). Die Zerrüttung der öffentlichen Zustände bewogen ihn nach dem Bericht des Ssematsian, in hohem Alter sein Amt niederzulegen und nach dem Westen auszuwandern. An der Landesgrenze sei der dort stehende Oberbefehlshaber in ihn gedrungen, er möge doch, wenn er durchaus fort wolle, ihm wenigstens seine Weisheit in einem Buche aufgezeichnet zurücklassen. „Deshalb schrieb dann Laotse ein Buch in zwei Teilen, die seine Gedanken von Tao und der Tugend aussprechen, in mehr als 5000 Worten, und ging fort. Niemand weiss, wo er geendet. Lao-tse war ein verborgener Weiser."

Die so entstandene Schrift Tao-te-king[2]) ist die einzige, welche man von ihm hat, zugleich die am ehesten systematisch geordnete in der altchinesischen Litteratur, wenn auch mehr in einzelnen Intuitionen als in dialektischer Entwicklung seine Grundanschauungen darlegend. Die Übersetzung und Deutung ist freilich wie überall, wo es sich um abstrakte Begriffe der Chinesen handelt, dehnbar und streitig. Dies gilt gleich von dem ersten Grundbegriff:

Tao bedeutet eigentlich den Pfad, Weg; es wird oft mit Vernunft, oder auch Natur, oder Urgrund, oder endlich Gott übersetzt. Letzteres ist nicht zutreffend, da Ti, der höchste Herr = Gott (nur einmal in dieser Schrift vorkommend) vom Tao unterschieden wird. „Ich weiss nicht, wessen Sohn Tao ist. Er scheint vor Gott (Ti) dagewesen zu sein" (K. 4.). Tao ist nicht der persönliche Gott des alten Volksglaubens, der dem weisen Lao teils wegen seiner Beziehung zum sichtbaren Himmel, teils aber auch wegen seines persönlichen Wesens und Waltens schon allzusehr verendlicht erscheinen mochte, sondern das Göttliche als abstraktes Prinzip. Unterschieden wird übrigens zwischen dem (unergründlichen) Tao an sich und dem offenkundigen. So gleich zu Anfang der Schrift: „Tao (der Pfad), der begangen werden kann, ist nicht

---

1) Siehe über die für beide charakteristische Begegnung unten S. 63 f.

2) Chines. und französ. Ausgabe von Stanislas Julien: Lao Tseu, Tao te king, Le Livre de la voie et de la vertu, Paris 1842. Engl. Übersetzungen von J. Chalmers 1868 und von J. Legge SBE Bd. XXXIX, 1891. (S. dort Seite XII f. über die älteste lateinische Übersetzung.) Deutsche Übersetzungen von V. von Strauss, Laotses Taoteking, Leipz. 1870. Reinhold von Plänckner, Taoteking (Leipz. 1870); letzteres ist aber unzuverlässige Paraphrase. — Vgl. ferner Abel Rémusat (der zuerst auf Lao-tse aufmerksam machte), Mémoire sur la vie et les opinions de Lao-tseu 1820. — W. Rotermund, Die Ethik Lao-tses mit bes. Bez. auf die buddhist. Moral, Gotha 1874. — V. von Strauss, Essays 1879 S. 75 ff.

der ewig unveränderliche Tao. Der Name, der genannt werden kann, ist nicht der ewig unveränderliche Name. So wie er nicht benannt werden kann, ist er der Erzeuger von Himmel und Erde. So, wie er einen Namen hat, ist er die Mutter aller Dinge.“ Hier spaltet sich also das Wesen, das an sich Eins ist, in ein Nichtseiendes und ein Seiendes. „Alle Dinge unter dem Himmel sind entsprungen aus Tao als dem Seienden; dieses seiende Tao selber ist hervorgegangen aus dem Nichtseienden“ (K. 40).

Tao wird näher beschrieben K. 25: „Es gibt ein Etwas, das unbegreiflich und vollkommen ist, ins Dasein getreten vor Himmel und Erde. Wie ist es so still und formlos, steht allein fest, ohne Veränderung, reicht überall hin, ohne sich zu gefährden! Man kann es als die Mutter aller Dinge ansehen. Ich kenne seinen Namen nicht; aber ich nenne es Tao. Sollte ich es weiter benennen, so würde ichs „das Grosse“ heissen . . . Der Mensch empfängt sein Gesetz von der Erde, die Erde das ihrige vom Himmel, der Himmel das seinige vom Tao. Tao ist sich selbst Gesetz.“ Tao erhält auch alle Dinge. K. 34: „Alles durchdringt das grosse Tao. Man findet es zur Linken und zur Rechten. Alle Dinge hangen von ihm ab für ihre Hervorbringung, die es ihnen gewährt, indem keines ihm den Gehorsam versagt (?). Wenn das Werk vollbracht ist, so beansprucht Tao nicht den Namen, es gethan zu haben. Es bekleidet alle Dinge mit einem Gewand und macht nicht den Anspruch geltend, ihr Herr zu sein.“ K. 51: „Alle Dinge sind durch Tao hervorgebracht und genährt durch sein überschwengliches Wirken. Sie empfangen ihre Formen entsprechend der Natur eines jeden und werden vollendet nach den Umständen ihrer Verhältnisse. Deswegen ehren alle Dinge ohne Ausnahme Tao und preisen sein überschwengliches Wirken. Diese Verehrung des Tao und dieses Preisen seines Wirkens sind nicht die Folge irgend eines Befehls, sondern stets ein freiwilliger Tribut. So bringt Tao alle Dinge hervor, nährt sie, bringt sie zu ihrem vollen Wachstum, pflegt sie, vollendet sie, bringt sie zur Reife, erhält sie und beschirmt sie. Es bringt sie hervor, ohne Anspruch auf ihren Besitz zu erheben. Es führt sie durch ihre Entwicklungen hindurch, und rühmt sich nicht seiner Geschicklichkeit bei solchem Thun. Es bringt sie zur Reife und übt keine Kontrolle über sie: Das heisst seine geheimnisvolle Wirksamkeit.“ Ebenso kehren dank dem Walten des Tao alle Dinge wieder zu ihrem Ursprung zurück (K. 16 und 34).

Schon aus diesen Stellen geht hervor, dass das göttliche Wesen eine eigenartige Weise hat zu handeln. Unscheinbar, ohne Aufsehen zu erregen, völlig selbstlos, ohne Ansprüche zu erheben, ganz ohne Affecte und Begierden, ohne Motive und Zwecke waltet es und vollbringt es, was es vollbringt. Dies fasst sich zusammen in dem paradoxen Satz: Das Tao *thut nichts*, und so *ist nichts, was es nicht thut*. Damit soll nicht träge Unthätigkeit ihm beigelegt, sondern nur das willkürliche, selbstsüchtige,

absichtsvolle Thun nach Menschenweise von ihm ausgeschlossen werden. Eben weil es absichtslos und selbstlos handelt, vollbringt es alles, und kann ihm nichts widerstehen. So bewegt sich das Walten Taos in Widersprüchen: Es erfüllt alles unter dem Schein der Leerheit; es wirkt alles unter dem Schein der Unthätigkeit; es beherrscht alles unter dem Schein der Ohnmacht: es ist gross über alles, und doch anscheinend klein und geringfügig.

Eben weil Tao eigentlich den „Pfad", ein Prinzip, nicht eine Person bedeutet, ist nun aber leicht verständlich, dass die Menschen daran teilhaben sollen. Dies ist in der That ihre Bestimmung und ihr höchstes Gut. Das Gesetz, das Tao dem Himmel und der Erde gegeben, soll der Mensch zu dem seinigen machen. Dieses auf den Menschen angewandte, durch ihn praktisch gewordene Tao heisst Te, Tugend, und bildet den zweiten Hauptgegenstand des tao-te-king. Nach dem oben vom Tao Gesagten lässt sich schon denken, nach welcher Seite hin von Laotse der Begriff der Tugend besonders entwickelt, ja in welches Verhalten er von ihm einseitig verlegt wird.

Vor allem ist die Leerheit des Gemüts anzustreben, damit es, unbeirrt durch das Vielerlei der Welt, Tao erfassen möge. Des letzteren Selbstlosigkeit sodann, wie Himmel und Erde es zeigen, ist zu lernen und führt zu dauerhaftem Bestand. Himmel und Erde dauern ja so lange, weil sie nicht von und für sich selbst leben. „Deswegen stellt der Weise seine Person zu hinterst und befindet sich doch auf dem ersten Platz. Er behandelt seine Person, als wäre sie ihm fremd, und doch wird sie bewahrt. Ist es nicht so: weil sie keine persönlichen und privaten Zwecke hat, werden eben deshalb solche Zwecke verwirklicht?" (K. 7). Besonders wird auch das Wasser als Abbild des Tao und Vorbild des Menschen hingestellt, welches Allen wohlthut und, ohne sich zu streiten, stets den untersten Platz sich wählt. K. 8 und 61.

Auch der Mensch, wenn er weise ist, folgt der Regel des Tao, ohne jenen Widerspruch zu scheuen. Ob er gleich stark und hochgestellt ist, lässt er sich zu den Schwachen und Kleinen gütig herab und gewinnt sie damit. Lao-tse weist zum Belege dafür auch auf die Macht des Weiblichen hin, welches durch seine sanfte, stille Art, die auch eine Selbstbescheidung ist, das Männliche leicht beherrscht. Auch der mächtige Staat soll durch freundliche Behandlung die kleinen Nachbarn gewinnen; er wird sie so sicher an sich ziehen wie der mächtige Strom die kleinen Nebenflüsse. Wie Tao durch seine scheinbare Unthätigkeit alles vollbringt und durch seine anscheinende Kleinheit gross ist, so der Mensch, der seinem Gesetz und Vorbild folgend, zurückkehrt zu der unabsichtlichen, uneigennützigen Einfalt des unschuldigen Kindes. Er wird sich bescheiden, nicht zu wissen, auch wenn er etwas weiss, nicht zu können, auch wenn er viel kann, nicht zu besitzen, auch wenn er reich ist. Die drei Haupttugenden, die K. 67 empfiehlt, sind daher 1) Gütigkeit (die den Sieg behält), 2) Sparsamkeit (die um

so freigebiger ist, je weniger sie prunkt), 3) Bescheidenheit, die sich selbst erniedrigt (und so erhöht wird).

Wenn die diesbezüglichen Worte des Laotse an solche des Evangeliums erinnern, wie namentlich Matth. 5, 3. 5. 9; 23, 12, so erreicht seine Moral ihren Höhepunkt in der Berührung mit Matth. 5, 44 ff. Er lehrt nämlich K. 49: „Gegen die, welche gut (gegen mich) sind, bin ich gut; und gegen die, welche nicht gut (gegen mich) sind, bin ich auch gut; so werden Alle gut. Gegen die, welche aufrichtig (gegen mich) sind, bin ich aufrichtig; und gegen die, welche nicht aufrichtig (gegen mich) sind, bin ich auch aufrichtig; so werden Alle aufrichtig.“ Es gehört ja zum Wege des Göttlichen (Tao), Ungerechtigkeit zu vergelten mit Gütigkeit (K. 63).

Sein Leben im Einklang mit Tao zu führen sichert vor den grössten Gefahren. K. 50: „Ich habe gehört, wer geschickt sei in der Führung des Lebens, könne über Land reisen, ohne dem Nashorn oder Tiger auszuweichen und in den Krieg ziehen, ohne Lederkoller und Waffen anzulegen (?). Das Nashorn findet keine Stelle, um sein Horn hineinzustossen, und der Tiger keine, um seine Klauen einzupflanzen, die Waffen keine, um ihre Spitze einzusetzen. Und warum das? Weil an ihm keine tödlich verwundbare Stelle ist.“ Positiv versteht es der Weise, sein Leben zu verlängern, indem er seinen Lebenshauch spart, seinen Mund und seine Nasenlöcher geschlossen hält. K. 52. Dies scheint auf Zurückhaltung im Reden und Vermeidung überflüssiger Anstrengung zu gehen, wurde aber später von einer besondern Kunst des Athemholens verstanden, wie überhaupt die spätern Tao-sse (Tao-Verehrer) die mystischen Äusserungen des Taoteking grob sinnlich und magisch fassten, und insbesondere sich rühmten, im Besitz von Geheimmitteln zur Verlängerung des Lebens zu sein, die sie mittelst ihrer Alchemie herstellten (Lebenselixir, Unsterblichkeitstrank). Nach anderer Ansicht wäre die künstliche Behandlung des Athems (ähnlich wie bei den Buddhisten?) zum Zweck der Lebensverlängerung schon vor Laotse ein Geheimnis der Taoisten gewesen und von ihm nur vergeistigt worden (?)[1].

Die Fortdauer der Verstorbenen setzt Laotse voraus. K. 60 spricht er vom Einfluss ihrer Geister als einem Übel, welches bei weiser Regierung vergehe. Jener Einfluss höre zwar dabei nicht auf, aber er werde ein guter und darum nicht bemerklicher sein. Der Weise, der Taos teilhaftig ist, hat sich vor dem Tod nicht zu fürchten, da er zu seinem Ursprung zurückkehrt. Doch tritt das Persönliche dieser Fortdauer bei Laotse wenig hervor, wie bei seinem Tao selbst.

Wenn die Lehre Laos sich in gewissen Zügen mit Brahmanismus und Buddhismus berührt (z. B. Vermeidung der Affecte), obwohl sie schwerlich irgendwie von Indien abhängig ist, so ist da-

1) Legge, SBE XXXIX, S. 96.

gegen echt chinesisch, dass Lao wie alle Philosophen und Religionslehrer seiner Nation, es besonders auf die Politik abgesehen hat, und sich seinen Weisen unwillkürlich als Regenten eines Staates denkt. Einem solchen hauptsächlich wird empfohlen, sich nach dem Tao zu richten, sich der Mässigung, Selbsterniedrigung, Freundlichkeit zu befleissigen. Gleich Tao soll er so zu herrschen trachten, dass die Unterthanen nichts davon inne werden, sondern ganz ihrem eigenen Willen zu folgen meinen. Kriege sind durchaus vom Übel und sollen vermieden werden (K. 69). Auch die Todesstrafe ist nur in engen Schranken anzuwenden ratsam (K. 73 ff.). Der Regent soll das Volk zur Genügsamkeit und Einfachheit erziehen, daher ihm nicht viel Wissen beibringen und keine Wünsche in ihm erwecken, sondern die Unterthanen möglichst unwissend und wunschlos lassen, ihren Bauch füllen, nicht ihren Geist, ihre Beine stark machen, nicht ihren Willen (K. 3). Ebenso K. 65: Die Alten, welche in der Anwendung des Tao geschickt waren, pflegten die Leute nicht aufzuklären, sondern umgekehrt sie einfach und unwissend zu lassen. Die Schwierigkeit in der Regierung des Volkes kommt daher, dass es viele Kenntnisse hat. In diesem Stück befindet sich die Lehre des Laotse in striktem Gegensatz zu der des Kong-tse, aber auch überhaupt mit dem Streben, von welchem die Nation schon zu seiner Zeit beherrscht war. Als Ideal gilt dem Lao und den Taoisten eine von der Kultur noch nicht verfeinerte, patriarchalische Urzeit, welche über die vorzeitlichen Erinnerungen der Kongtseaner noch zurückreicht und dem Mythus angehört. Der uralte Hoangti ist ihr Lieblingsherrscher.

Nach einer in neuerer Zeit von V. v. Strauss[1]) und Legge[2]) ausgesprochenen Ansicht wäre die Taolehre und Tao-Verehrung älter als Laotse. Dieser hätte sie nur veredelt. Jedenfalls hat er die landläufige Weltanschauung ungemein vertieft und die Moral des Volkes verinnerlicht. Seine Tugendlehre strebt etwas ungleich höheres an, als was die Durchschnittsmoral der Chinesen jener Zeit, die in Kongtse ihren klassischen Prediger fand, als ihr Ideal ansah. Lao schildert K. 38 in charakteristischer Weise den successiven Verfall, in welchen die Tugend geraten sei: „Erst ging Tao verloren; da traten seine Attribute hervor (welche die Inhaber des Tao nicht hervorzuheben nötig hatten und beflissen waren). Als diese Attribute verloren waren, kam Wohlwollen zum Vorschein (welches die Inhaber jener Attribute nicht besonders zu äussern brauchten, da es ihnen von selbst eigen war). Als das Wohlwollen verloren war, kam die Rechtschaffenheit zum Vorschein, und als diese verloren gegangen, kam Wohlanständigkeit, welche nur eine Abschwächung edler Gesinnung und schon der Anfang der Unordnung ist.“ Man sieht, dass er diese unterste Stufe der Tugend, auf der sich die Chinesen jenes Zeitalters breit einrichteten,

---

1) V. v. Strauss, Essays (1879) S. 77 f.
2) Legge SBE XXXIX, S. 3.

als eine wenig rühmliche ansieht. Dass Laotse durch seinen tiefen, edeln, uneigennützigen Sinn auch sonst Kongtses Ethik in den Schatten stellt, welcher sich z. B. an der Lehre vom Wohlthun gegen die Feinde gestossen hat, wird sich unten zeigen.

V. v. Strauss[1]) meint sogar: „Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn wir behaupten, dass an Erhabenheit und Tiefe der Gotteserkenntnis, an Innerlichkeit und sittlichem Ernst sich mit ihm (dem System Laotses) kein Religionssystem messen kann, dem wir ausserhalb der mit Abraham beginnenden grossen Offenbarungsströmung begegnen.“ Nun stehen wir zwar nicht an zuzugeben, dass gewisse Strahlen der Gottheit im Taoteking voller und reiner gefasst sind als in irgend einem andern Erzeugnis der Völkerwelt. Aber die Gottheit selbst ist darüber „verloren gegangen“. Denn Tao ist eine Abstraktion, welche sich über die Vorstellung eines persönlichen Gottes erheben will, damit aber die lebendige Energie des wahren Gottes preisgibt. Jenes selbstlose Tao, das nichts als sein Eigentum anspricht, was es hervorgebracht (nicht: mit Bewusstsein und Willen geschaffen) hat, sich niemandem als Herrn aufdrängt, weder Wunsch noch Ziel hat und mehr weiblich vegetiert als männlich die Welt beherrscht — steht nicht nur ausserhalb der mit Abraham beginnenden Offenbarungsströmung, sondern ist auch durch Gottesvorstellungen anderer Völker in wesentlichen Punkten übertroffen worden. Das Erbleichen der Gottheit, welches die chinesische Religionsentwicklung zeigt, vermochte Lao durch seine theosophischen Speculationen nicht nur nicht aufzuhalten, sondern er hat es auch seinerseits befördert. Sein hochgespannter mystischer Idealismus aber teilte das Schicksal der Lehre des Buddha, indem er — abgesehen von wenigen Nachfolgern — unverstanden blieb und seine geheimnisvolle Denkweise bei seinem Anhang in gedankenlosen Aberglauben und geheimthuerische Magie umschlug. Über die aufgeklärteren Elemente seines Volkes vermochte er die Führung nicht zu erlangen. Dies war einem Andern beschieden.

3. Kong-tses Leben und Lehre[2]).

Ein jüngerer Zeitgenosse Lao-tses war es, der dem chinesischen Volk, insbesondere den Gebildeten dieses Reiches, seine Geistesart auf viele Jahrhunderte hinaus aufprägte. Man nannte

---

1) Essays S. 75.

2) J. H. Plath, Confucius und seiner Schüler Leben und Lehre, in den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften 1867—74. — J. Legge gibt Chinese Classics, I, 56 ff. (Einl.), einen Abriss des Lebens des K. — E. Faber, Lehrbegriff des Confucius, Hongkong 1872. — Derselbe, Quellen zu Confucius und dem Confucianismus, Basel 1877. — von der Gabelentz, Confucius und seine Lehre, 1888.

ihn Kong-tse[1]) = Meister Kong, Lehrer aus dem Geschlechte Kong, das seinen Ursprung auf die Jin-Dynastie, wo nicht gar auf den alten Kaiser Hoang-ti zurückführte. Geboren 551 v. Chr. im Staate Lu, verlor er bald seinen Vater, einen bei seiner Geburt schon hochbetagten Offizier. Der Knabe hatte den Kindesnamen Khiu erhalten; sein Mannesname wurde Tschung-ni. Er wuchs in dürftigen Verhältnissen auf. Schon als Knabe soll er besonders an Nachahmung von Ceremonien und Opfergebräuchen sich vergnügt haben. Im Alter von 19 Jahren verheiratete er sich und hatte im folgenden Jahr einen Sohn. Um diese Zeit erhielt er eine Anstellung als Verwalter von Kornvorräten und ein Jahr später als Aufseher der fürstlichen Meiereien. In seinem 22. Jahr begann er seine Lehrthätigkeit, für welche er sich bald in hervorragendem Masse begabt zeigte, sodass ihn eine Schar von lernbegierigen Schülern[2]) umgab, und Viele ihn um Belehrung angingen, während allerdings nur wenige Getreue sich ihm ständig anschlossen und ihn auch auf seinen spätern Irrfahrten begleiteten. Er bestrebte sich, seine Jünger in Sitten und Lehren des Altertums einzuweihen, welches nach seiner Meinung die beste Schule der Weisheit bildete. Im Jahr 528 starb seine Mutter, welche er mit aller Skrupulosität bestattete und drei Jahre lang (bezw. 27 Monate) betrauerte.

Der Herzog von Lu, welcher durch vornehme Schüler auf den strebsamen jungen Lehrer aufmerksam geworden war, verhalf ihm zu einer Reise nach der Reichshauptstadt und Residenz der Tscheu (damals Lŏ im heutigen Departement Honan). Dort empfing er manche Eindrücke und Kenntnisse, die ihm äusserst wichtig waren. So erkundigte er sich mit hoher Teilnahme nach den überlieferten Ceremonien des Kaiserhauses welche ihn sein Leben lang viel beschäftigten. Er soll dabei auch mit dem über 50 Jahre ältern Laotse zusammengekommen sein Sse-ma-tsian erzählt, der alte Laotse habe schliesslich, da Kongtse nicht müde wurde, ihn über die Gebräuche der Alten zu befragen, ihn mit den Worten abgefertigt[3]): „Die Männer von denen der Herr spricht, sind samt all ihren Gebeinen längst vermodert; nur ihre Worte sind noch in den Ohren. Findet der Weise seine Zeit, so steigt er; findet er nicht seine Zeit, so lässt er das Unkraut wuchern und geht davon. Ich habe gehört, ein kluger Kaufmann verberge seine Vorräte, wie nicht vorhanden; der Weise von vollendeter Tugend erscheine äusserlich wie unwissend. Weg mit des Herrn Hochmut und vielen Begierden, auswendigem Schein und ausschweifenden Plänen! Das alles nützt dem Herrn selber nichts. Das ist, was ich dem Herrn zu sagen habe, und damit genug!" Diese Begegnung, obwohl aus einer den Laotse bevorzugenden Quelle stammend, lässt

1) Auch Kong-fu-tse, woher die latinisierte Form Confucius.
2) Das über die Schüler des Kongtse Bekannte hat Plath zusammengestellt, Abhandlungen 1873.
3) Legge, Chinese Cl. I, 65 (Einl.). — v. Strauss, Essays 80 f.

die Verschiedenheit der Sinnesart und des Strebens beider nicht übel hervortreten. Dass Kongtse einen bedeutenden Eindruck von dem für ihn unfasslichen Weisen empfangen habe, bestätigt auch ein Wort, das er damals zu seinen Schülern soll gesagt haben: „Ich weiss, wie Vögel fliegen, Fische schwimmen, Tiere laufen können; die laufenden können eingegarnt, die schwimmenden geangelt, die fliegenden geschossen werden. Komme ich aber zum Drachen, so weiss ich nicht, wie er sich erhebt auf Wind und Wolken und aufsteigt zum Himmel. Heute sah ich Laotse. War der nicht wie der Drache?"

Mehr angezogen fühlte sich Kongtse von den heiligen Gebäuden, Ahnenbildern, musikalischen Weisen und dem, was er über die alten Gebräuche in der Hauptstadt vernahm. Er war von Bewunderung überwältigt und sprach: „Jetzt verstehe ich die Weisheit des Herzogs von Tscheu und weiss, wie das Haus Tscheu zur kaiserlichen Gewalt gekommen ist." Auch ein anderes Wort, das er damals zu seinen Schülern sagte, ist für sein ganzes Streben bezeichnend: „Wie wir ein Glas gebrauchen, um die Form der Dinge zu prüfen, so müssen wir das Altertum studieren, um die Gegenwart zu begreifen"[1]).

Nach seiner Heimat zurückgekehrt, sah sich Kongtse von immer zahlreicheren Schülern umgeben. Dagegen waren für seine praktischen Bestrebungen die politischen Verhältnisse gerade damals sehr ungünstig. Im Herzogtum Lu brachen bald nach seiner Rückkehr schlimme Wirren aus. Die mächtigen Geschlechter trotzten dem Herzog, der schliesslich nach dem nordwärts gelegenen Staate Tsi floh, wohin ihm Kongtse (516 v. Chr.) folgte. Dort entzückte ihn zwar in hohem Masse die alte Musik, die man angeblich von Kaiser Schün her beibehalten hatte. Allein sonst fand er kein Regiment, das ihm zusagte und willig gewesen wäre, von seinen Ratschlägen Gebrauch zu machen. Obwohl er vielfach mit dem Fürsten verkehrte, der ihn nicht ungern hörte, hatte man keine Lust ihn anzustellen. Und so kehrte Kongtse schon im folgenden Jahr nach Lu zurück, wo er zunächst 15 Jahre seinen Studien und dem Unterricht hingegeben zubrachte, ohne im Staatsdienst Verwendung zu finden oder sich solche gefallen zu lassen. Im Jahre 500 aber begann seine kurze amtliche Thätigkeit. Erst als oberster Beamter einer Stadt, dann als Minister, soll Kongtse durch Einführung seiner Sitten- und Anstandsregeln Grosses gewirkt haben. Allein der Herzog wurde bald dieser Sittenstrenge überdrüssig, und schon nach vier Jahren entliess er den unbeugsamen Weisen, der nun von Land zu Land heimatlos umherirrte (496—483). Öfter hielt er sich im Herzogtum Wei auf; aber hier wie anderwärts fand er zwar Bewunderung, doch hatte man keine Lust, sein Regiment sich aufzuladen. Immerhin war sein Ruf so gross, dass es ihm allenthalben an Verehrern nicht fehlte, welche ihm auch die

1) Legge ebenda S. 66.

Mittel zu seinem Unterhalt reichlich boten. Er konnte gleichwohl die Heimat nicht verschmerzen und war des wechselvollen Lebens im Exil, das auch manche Gefahren brachte, längst überdrüssig.

Endlich im Jahr 483 wurde er vom Herzog von Lu ehrenvoll aufgefordert, in sein Land zurückzukehren. Er war damals schon 69jährig und kam zu keiner amtlichen Thätigkeit mehr, sondern lebte der Vollendung seiner litterarischen Studien, welche den kanonischen Büchern galten, sowie der Pflege der alten Musik. Ein Vorzeichen seines Todes, welches er im Jahr 480 zu sehen glaubte, erschreckte ihn nicht wenig. Zwei Jahre später, als er das Nahen des Todes verspürte, sprach er: „Der grosse Berg muss zerbröckeln, der starke Baumstamm muss brechen und der Weise welkt dahin gleich einer Pflanze.“ Nachdem er noch genau nach den Regeln bestimmt hatte, wo seine Leiche aufgebahrt werden sollte, sagte er zu einem Lieblingsschüler: „Kein verständiger Monarch will aufkommen; kein einziger Fürst ist im Reiche, der mich zum Meister wählen will. Meine Zeit ist gekommen zu sterben.“ Sieben Tage später verschied er 478 v. Chr.

Der grosse Meister war von ausserordentlicher Körperlänge und Ehrfurcht gebietendem Aussehen. Auch muss die Würde seines Benehmens und die Gemessenheit seiner Worte auf jedermann den Eindruck der Überlegenheit gemacht haben. Seine Geistesgegenwart und ruhige Klarheit des Denkens fesselten die tüchtigsten Köpfe an ihn und das harmonische Ebenmass seiner Persönlichkeit hielt sie im Banne seines Zaubers fest. Dagegen erscheint auch nach den Überlieferungen seiner Schule und an chinesischem Massstabe gemessen sein sittlicher Charakter nicht völlig tadellos. Z. B. stiess sich einer seiner Lieblingsschüler, Tsekung, daran, dass der in der Fremde umherirrende Meister das einem Rebellen gegebene Versprechen brach, empfing aber die Antwort: „Es war ein erzwungener Eid; einen solchen hören die Geister nicht!“ [1]). Gegen einen andern (Tselu), welcher ihn erinnerte, dass ein Besuch, den er einem Rebellen auf dessen Einladung zu machen gedachte, mit seiner Lehre im Widerspruch stünde, man soll sich keinem Übelthäter zugesellen, entschuldigte er sich mit der Ausrede, wenn etwas wirklich hart sei, könne man es reiben, ohne dass es sich verdünne, und wenn etwas wirklich weiss sei, könne man es auch in eine schwarze Flüssigkeit tauchen, ohne dass es schwarz werde [2]). Doch schämte er sich selbst, als eines Tages der Herzog von Wei mit seiner berüchtigten Gemahlin ausfuhr und ihn damit ehren wollte, dass er ihn in einer zweiten Karosse nachfahren liess, das Volk aber bei diesem Anblick ausrief: „Wollust voraus, Tugend hinterdrein!“ [3]).

Stark durchdrungen zeigt sich Kongtse von dem Bewusstsein

1) Legge, Ch. Classics I, S. 80 (Einl.).
2) Lünjü XVII, 7.
3) Legge a. a. O. S. 78 f. (Einl.).

seiner Mission, die Weisheit des Altertums, die er in seiner Person verkörpert glaubte, zu Nutz und Frommen des Reichs bekannt zu machen. Er erhebt nicht den Anspruch Neues zu lehren, sondern rühmt sich: „Meine Lehre ist die, welche unsere Vorfahren gelehrt und überliefert haben. Ich habe nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen. Ich lehre sie in ihrer ursprünglichen Reinheit. Sie ist unveränderlich und der Himmel selbst ist ihr Urheber." — „Ich bin ein Überlieferer und kein Schöpfer; ich glaube an die Alten und liebe sie"[1]). — „Ich bin nicht Einer, der im Besitz des Wissens geboren ist; ich bin Einer, der entzückt ist vom Altertum und es ernstlich studiert." — Dem Altertum galt denn auch vornehmlich seine unbegrenzte Wissbegierde, deren er sich rühmt: „In einem Dorf von zehn Familien mag man einen ebenso ehrbaren und aufrichtigen Menschen finden wie ich bin, aber keinen so wissensdurstigen"[2]). Und dieses Bewusstsein, dass die Weisheit eines Schün und Jü oder des Königs Wen sich in ihm verkörpert habe nach des Himmels Willen, der sie durch ihn dem Reiche erhalten wolle, gewährte ihm nicht nur hohes Selbstgefühl, sondern auch grosse Seelenruhe und Unerschrockenheit in gefährlichen Augenblicken[3]). Dies schliesst nicht aus, dass er beim wirklichen Eintreten des Todes leicht die Fassung verlor, wie er denn z. B. beim Tod seines Lieblingsjüngers Jen Juen verzweifelt ausrief: „Der Himmel zerstört mich! Der Himmel zerstört mich!"[4]). Wie schwer ihn selbst das Sterben ankam, wurde oben bemerkt. Wie wenig seine Lehre wahrhaft über den Tod hinweghob, zeigt die übermässige Wichtigkeit, welche er gerade den Trauergebräuchen beimass, im stärksten Gegensatz, der sich denken lässt, zu dem Worte des wahren Meisters Matth. 8, 22!

Merkwürdig ist überhaupt, wie wenig bei Kongtse das eigentlich Religiöse hervortritt. Er ist Sittenprediger, Staatslehrer, Historiker, Litteraturkenner, Philosoph bis zu einem gewissen Grade, besonders Psycholog, aber nicht ein religiöses Genie, nicht ein von der Gottheit tiefer angefasster prophetischer Geist, daher auch nichts weniger als ein Religionsstifter, nicht einmal ein Reformator auf religiösem Gebiet. Wollte man hiergegen einwenden, die Religion der alten Chinesen, die er neu belebt und gepflegt sehen wollte, habe eben in jener Pietätslehre bestanden, welche Kongtse stets im Munde führte, in jenen Gebräuchen, die ihm so teuer waren, so ist dem entgegenzuhalten, dass er in Einem Stück, und zwar gerade dem für die Religion wichtigsten, nicht den Geist des höhern Altertums erneuert hat, nämlich in Bezug auf das Transcendente, Überirdische. Diesem weicht er geflissentlich aus, wenn er es nicht gar gleichgiltig und skeptisch behandelt. Der

1) Lünjü VII, 1.
2) Lünjü V, 27.
3) Lünjü IX, 5 und VII, 22.
4) Lünjü XI, 8.

eigentliche Name Gottes (Schang-ti) begegnet uns in seinen Aussprüchen äusserst selten; er findet sich fast nur in seinen Citaten aus alten Büchern. Kongtse selbst redet zwar öfter vom „Himmel“, behandelt aber diesen kaum mehr als ein persönliches Wesen, sondern eher als den Inbegriff der Weltordnung, die für den Weisen vorbildlich sein soll.

Bezeichnend ist auch seine Vernachlässigung des Gebets. Im Lünjü (VII, 34) wird erzählt: „Als Kongtse sehr krank war, und Tselu ihn bat, für ihn beten zu dürfen, fragte ihn Kongtse: „Ist das thunlich?“ Jener erwiderte: „Es ist so; der Lui (Gebetbuch) sagt: betet zu den obern und untern Geistern.“ Kongtse aber erwiderte: „Dass Khiu (ich) gebetet, ist schon lange her!“[1]). Wenn er dessenungeachtet auf die richtige und andächtige Weise des Opferns und der Verrichtung der übrigen Ceremonien das grösste Gewicht legte, sprach sich darin nicht ein inniges Verhältnis zu dem Wesen aus, welchem geopfert wurde, sondern es geschah aus Anhänglichkeit an die Gebräuche des Altertums, denen er eine hohe praktische Bedeutung, und zwar nicht am wenigsten für die Politik, beimass. Riet er doch: „Ehret die Geister mit frommem Sinn, und haltet euch fern von ihnen“[2]).

In Bezug auf seinen Glauben ans Jenseits ist charakteristisch z. B. Lünjü XI, 11: Kilu fragte ihn, wie man den Geistern der Verstorbenen dienen soll. Der Meister sprach: „So lange du nicht im Stande bist Menschen zu dienen, wie kannst du ihren Geistern dienen?“ Kilu fügte bei: „Ich bin so frei über den Tod zu fragen.“ Er erhielt die Antwort: „So lange du das Leben nicht kennst, wie kannst du über den Tod etwas wissen?“ Er scheint bestimmter als der vulgäre Volksglaube (vielleicht zwei verschiedene Vorstellungen desselben kombinierend) unterschieden zu haben zwischen der animalen Seele des Menschen (kuei) und seinem Geiste (schin). Erstere kehre zur Erde zurück, letzterer steige in die lichte Region empor[3]). Er vermeidet aber positive Aussagen über den Zustand nach dem Tod und antwortet auf die Frage seines Schülers Tsekung, ob die abgeschiedenen Ahnengeister wüssten, was sich unter den Lebenden zutrage: „Es geht nicht füglich an, dass ich mich über diese Frage bestimmt erkläre. Wenn ich sagte, dass die Ahnen für die ihnen erwiesenen Ehren empfänglich sind, dass sie sehen und hören und wissen, was auf der Erde vorgeht, so wäre zu besorgen, dass die von kindlicher Liebe erfüllten Seelen die Sorge für ihr eigenes Leben vernachlässigten, um sich ganz denen zu weihen, von denen sie es empfangen haben. Wenn ich im Gegenteil sagte, dass die Toten

---

1) de Harlez möchte freilich übersetzen: „Ma prière dure déjà depuis longtemps, elle est continuelle.“

2) Lünjü VI, 20. Ganz ähnlich Liki XXIX, 30 (SBE Bd. XXVIII S. 341 f.).

3) Liki XXI, 2, 1 ff. (SBE XXVIII, 220 f.). Vgl. Plath, Abhandlungen 1874, S. 30 ff.

nicht wissen, was die Lebenden thun, so wäre zu besorgen, dass man die Pflichten der kindlichen Liebe vernachlässigte und sich selbstsüchtig auf sich selber zurückzöge und so die heiligen Bande zerrisse, welche ein Geschlecht ans andere knüpfen. Fahre also fort deinen Vorfahren die schuldigen Ehren zu erweisen, und handle so, als wenn du sie zu Zeugen aller deiner Handlungen hättest, und suche nicht mehr darüber zu erfahren." Dieser Ausspruch, ob er authentisch sei oder nicht[1]), ist ungemein charakteristisch für das lediglich praktische Interesse, welches Kongtse am Jenseits nahm, zeigt aber, was aus andern Anzeichen ebenfalls deutlich hervorgeht, dass er auch in dieser Hinsicht, in Beziehung auf das Leben nach dem Tode, die alte Religion nicht nur nicht weitergebildet, sondern sogar ihren zuversichtlichen Glauben verloren hat. Er stand demselben ziemlich skeptisch gegenüber, ohne jedoch das Dasein Gottes oder die Fortdauer des Menschen nach dem Tode zu leugnen.

Gleichwohl würde man sich täuschen, wenn man dächte, seine Moral sei eine religionslose gewesen. Er baute sie vielmehr auf jene Pietät, welche ein Reflex des alten Glaubens war. Vom Himmel sollte nach Kongtse der Weise die rechte Ordnung des Lebens lernen. Des Himmels grossartige Erhabenheit, seine alle Wesen uneigennützig und unparteiisch mit gleicher Wohlthat bedenkende Güte, ebenso die Demut der Erde, die Regelmässigkeit des Wechsels der Jahreszeiten und die ganze Zweckmässigkeit der Einrichtungen der Natur, die damit zusammenhängt, sind reich an Lehren für die Menschen und sollen für sie vorbildlich sein. Vom Himmel ist aber auch das Leben und Wirken jedes Menschen bestimmt. Diese Bestimmung (ming) ehrt der Weise und grollt dem Himmel nicht. Sie ist auch kein blindes Fatum, sondern des Menschen Verhalten wirkt auf den Willen des Himmels zurück, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, was nicht hindert, dass es dem Weisen, wenn er die rechte Zeit nicht trifft, herzlich schlecht gehen kann. Das rechte Verhalten aber besteht, abgesehen von der sorgfältigen Einhaltung der überlieferten heiligen Gebräuche und Ceremonien — worin Kongtse, der das Fasten, die Trauergebräuche u. ä. so eifrig ausübte, mit leuchtendem Beispiel voranging, — hauptsächlich in der Erfüllung jener fünf Pflichten, von denen S. 50 ff. die Rede war.

Zur Einschärfung, aber auch Veräusserlichung dieser Grundpflichten hat Kongtse das seinige beigetragen, dessen Verhältnis zu seiner eigenen Gattin und seinem Sohne übrigens ein ziemlich kühles scheint gewesen zu sein. Von ersterer soll er sich sogar haben scheiden lassen. — Besonders häufig betont er die kindliche Pietät gegen die Eltern. Im Hiao-king[2]), einer kleinen Schrift, die schliesslich nicht als kanonisch erklärt wurde,

---

1) S. d. Quellen bei Plath a. a. O. S. 31.
2) SBE Bd. III, S. 449 ff.

aber zu Zeiten hohes Ansehn genoss, und eine Lection Kongtse's an seinen Schüler Zangtse enthält, wird die Pietät der Kinder gegen die Eltern behandelt und als die Cardinaltugend erklärt, aus welcher alle andern hervorgehen. — Die Ehe hält er hoch, da sie zu Nachkommen führt und auch Himmel und Erde sich verbinden, ohne was die 10,000 Dinge nicht entstehen würden. Das Weib soll dem Manne gänzlich unterworfen sein. Sie hat nicht das Recht, Befehle zu erlassen, sondern drei Wege (tao) zu befolgen: Im elterlichen Hause folgt sie dem Vater, in der Ehe dem Gemahl, nach dessen Tode dem Sohn. Mehrere Weiber zu haben ist nicht ratsam, da sie nie übereinstimmen werden. Ehescheidung ist in gewissen Fällen erlaubt, soll aber nicht erfolgen, wo das Weib dadurch in unbilliger Weise benachteiligt würde[1]. Hier wie überall in Festsetzung der sozialen Pflichten will Kongtse nichts neues einführen, sondern nur den alten Brauch konstatieren, nach welchem man sich zu richten habe. Natürlich hat er es auch an reichlichen Ratschlägen für die Führung des Staatshaushalts und die Regierung nicht fehlen lassen. Der Fürst soll durch Tugend regieren. Durch sein gutes Beispiel werden die Bösen beschämt und die Guten zur Nacheiferung angespornt werden. Er soll gewissenhaft die heiligen Gebräuche üben und die Geschäfte verwalten; dann führt er das Regiment mit Leichtigkeit. Er suche das Vertrauen des Volks als die unerlässliche Bedingung des Bestandes und Gedeihens seiner Herrschaft und befleissige sich der Sparsamkeit, damit er die Unterthanen nicht durch harte Auflagen drücken müsse. Im übrigen thue jeder im Reich, was seines Amtes ist. Strafen soll die Obrigkeit, wo wirkliche Verschuldung vorliegt, nötigenfalls auch mit dem Tod, aber nicht ohne die Ursache der Verbrechen zu erforschen und den Zweck der Strafe, die Besserung des Volks stets im Auge zu haben. Dazu wird in den meisten Fällen die Belehrung, besonders durchs eigene Beispiel, sicherer führen als harte Strafen.

Ausserdem sind eine Menge lehrhafter Sentenzen des Kongtse überliefert, die viel Menschenkenntnis und pädagogischen Scharfblick verraten. Er ermahnt darin namentlich zu besonnenem Masshalten, Vorsicht im Reden und Thun, Beharrlichkeit in der Arbeit, besonders im Ringen nach Weisheit und Tugend. Oft sind es blosse Klugheitsregeln, die er aufstellt, häufig aber auch ethische Maximen von tieferem Gehalt und packender Form. Beachtenswert ist, dass er lehrt, man soll den Andern nicht anthun, was man nicht von ihnen erleiden möchte[2]. Dieser Maxime räumt er sogar die Bedeutung eines zentralen Prinzips ein (wie in den Evangelien Matth. 7, 12): Auf die Frage, ob es Ein Wort gebe, das als Verhaltungsregel fürs ganze Leben dienen könne, ant-

---

1) Zusammengestellt sind Kongtses Aussprüche über die Familienpflichten von Plath, Abhandlungen 1874, S. 62 ff.

2) Lünjü XII, 2.

wortet er: „Ist nicht Gegenseitigkeit ein solches Wort? Was ihr nicht wollt, dass man euch anthue, thut auch Andern nicht“ [1]). Und positiv gewendet findet sich der Grundsatz z. B. in einem von ihm überlieferten Ausspruch [2]): „Vier Dinge gehören zum Weisen, von denen ich noch keines erreichen konnte: Meinem Vater zu dienen, wie ich wünsche, dass mein Sohn mir diene; meinem Fürsten zu dienen, wie ich möchte, dass mein Minister mir diente; meinem ältern Bruder zu dienen, wie ich wünsche, dass mein jüngerer mir diene; in der Behandlung meines Freundes ihm ein Vorbild zu geben, wie ich von ihm behandelt zu sein wünschte.“ Dagegen zeigt er sich nicht auf der Höhe des Laotse (geschweige denn der Evangelien), wenn er auf die Frage: „was ist von der Regel zu halten, man soll Unrecht mit Güte vergelten?“ antwortet: „Womit will man denn Güte vergelten? Vergeltet Unrecht mit Recht und Güte mit Güte.“

Kongtse war im Unterschied von Laotse, von dem dies eher gesagt werden kann, kein Systematiker, sondern ein Empiriker; seine Lehren bestehen in einer Unzahl von Apperçüs, welche ihm der Umgang mit den Menschen und das Studium der Geschichte und Litteratur nahe legten. Doch würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn für einen planlosen Moralisten hielte, der sich in Aphorismen erschöpfte, ohne eines prinzipiellen Strebens sich bewusst zu sein. Seine Methode, nach welcher er konsequent arbeitete, gibt am besten Tahio [3]): „Die Alten, welche ruhmvolle Tugend durchs (ganze) Königreich darstellen wollten, ordneten zuerst ihre (eigenen) Staaten. Indem sie ihre Staaten ordnen wollten, regelten sie zuerst das Leben ihrer Familien. Indem sie das Leben ihrer Familien regeln wollten, bildeten sie zuerst ihre (eigene) Person aus. Indem sie ihre Person auszubilden wünschten, machten sie zuerst ihr Herz richtig. Indem sie ihr Herz richtig machen wollten, suchten sie zuerst in ihren Gedanken aufrichtig zu sein. Indem sie suchten in ihren Gedanken aufrichtig zu sein, erweiterten sie zuerst so viel als möglich ihre Kenntnisse. Die Erweiterung der Kenntnisse geschieht durch Erforschung der Dinge. Nachdem sie die Dinge erforscht hatten, wurden ihre Kenntnisse vollständig. Als ihre Kenntnisse vollständig waren, wurden ihre Gedanken aufrichtig“ u. s. f. „Vom Sohn des Himmels bis zur Menge des Volkes hinunter betrachteten alle die Ausbildung ihrer Person als die Wurzel. Bei Vernachlässigung der Wurzel ist nicht möglich, dass was aus ihr hervorgeht, wohl geordnet sei.“

Einen inhaltlichen Mittelpunkt für seine Lehren hat Kongtse speziell in Bezug aufs Verhalten zu den Menschen in dem oben

---

1) Lünjü XV, 23.
2) Tschong Jong XIII, 4 (SBE Bd. XXVIII, S. 305 f.).
3) S. oben S. 42. Chinese Class. Bd. I, S. 221. SBE Bd. XXVIII, S. 411.

erwähnten Grundsatz der Gegenseitigkeit gefunden, im allgemeinen aber in der Harmonie des Menschen mit der Weltordnung, dem Gesetz des Himmels. Am meisten systematisch ist Tschong Jong[1]) gehalten, wo die rechte Mitte oder das Gleichgewicht, das nach Kongtse der Weise einhält, mit dieser Idee der Übereinstimmung mit dem Himmel kombiniert ist. Die systematische Anlage und eine gewisse spekulative Vertiefung der Begriffe in dieser Schrift sind allerdings auf den Verfasser Tsetse zurückzuführen. Sie beginnt: „Was der Himmel (dem Menschen) verliehen hat, heisst (seine) Natur. Was mit dieser Natur übereinstimmt, heisst der Pfad (das richtige Verhalten). Die Festsetzung dieses Pfades heisst System der Belehrung . . . Wenn (in der Seele) Lust, Ärger, Kummer oder Freude noch nicht erwacht sind, nennen wir das den Zustand des Gleichgewichts. Sind diese Empfindungen erwacht, aber alle in ihrem richtigen Mass und Grad, so nennen wir das Zustand der Harmonie. Dieses Gleichgewicht ist die grosse Wurzel in der Welt (aus der alles entspringt) und diese Harmonie ist der allgemeingiltige Pfad (auf welchem man stets bleiben sollte)“[2]). Demnach findet der Mensch das göttliche Gesetz in sich selbst: der Urgrund der Seele vor aller Trübung durch die Affekte ist die vom Himmel verliehene, mit ihm in Übereinstimmung befindliche, göttliche Natur des Menschen. Um ihr treu zu bleiben und das ihr eigene Gleichgewicht nicht zu verlieren, hat der Mensch alles Übermass und alle Einseitigkeit der Leidenschaft zu vermeiden. Es gilt die rechte Mitte unentwegt einzuhalten zwischen fehlerhaften Extremen und so jenes Ebenmass zu bewahren, welches der Harmonie in der äussern Natur, bezw. dem Gesetze des Himmels entspricht.

Dass mit dieser Lehre von der unwandelbaren Mitte nicht die gemeine Mittelmässigkeit zur Norm gemacht werden wolle (was übrigens auch bei der Tugendlehre des Aristoteles nicht die Meinung), kann man v. Plänckner unbedenklich zugeben. Vielmehr ist die Schilderung des vollkommenen Weisen[3]) gerade in dieser Schrift die überschwänglichste, als wäre er ein übermenschliches Wesen. Nach der Auslegung der chinesischen Gelehrten beschreibt Tsetse darin den Kongtse selbst, der freilich die Vollkommenheit von seiner Person ausdrücklich ablehnte, und nur in den alten Herrschern Jao, Schün vollkommen Weise zu erkennen glaubte. Christliche Theologen sehen oft in jener Stelle des Tschong Jong eine messianische Weissagung. Allein dass ein be-

---

1) S. oben S. 43.

2) Die Ausdrücke sind freilich hier, wie gewöhnlich in der chinesischen Philosophie und Theologie, vieldeutig. Doch wird die Übersetzung Legges, der wir im wesentlichen folgen, der ursprünglichen Meinung näher kommen als die Ausdeutung v. Plänckners, der eine erhabene, tiefreligiöse Mystik nach Art der des Meister Eckart aus diesen und den folgenden Sätzen herausliest.

3) Legge, Chinese Class. Bd. I, S. 291 ff. SBE Bd. XXVIII, S. 326 f.

stimmter vollendeter Heiliger zur Erleuchtung und Besserung der Menschen künftig erscheinen werde[1]), lässt sich nicht als Lehre des Kongtse (oder Tsetse) erweisen, der allerdings nicht daran zweifelte, dass der Mensch zur Vollkommenheit gelangen könne, wenn er den von ihm gewiesenen Pfad wandle.

Nicht in der Zukunft erwarteten die Chinesen, welche auf Kongtses Pfad wandelten, die Verwirklichung ihres religiösen Ideals, sondern in der Vergangenheit bewunderten sie es, und zwar weit mehr als in den grössten Kaisern der Vorzeit in der Person ihres Meisters selbst. Kongtses Name ist bald der grösste in China geworden. Nicht nur leiten sich tausende mit Stolz als leibliche Nachkommen von ihm ab, sondern alle Gebildeten und Gelehrten betrachten sich bis heute als Kinder seines Geistes. Er gilt ihnen als der Inbegriff der Weisheit, der gute Genius des Landes, die oberste Autorität. Schon kurz nach seinem Tode verordnete der Herzog Gae, der seinen Ratschlägen, als er noch lebte, nicht gefolgt war, dass ihm öffentlich geopfert wurde. Auch Tempel wurden ihm bald errichtet. Bedenkt man die Ungunst der äussern Verhältnisse, welche ihn bei Lebzeiten nicht recht zur Geltung kommen liess, so ist dieser rasche und andauernde Erfolg um so erstaunlicher. Er zeugt davon, dass dieser Weise seinem Volke das bot, was es bei seiner natürlichen Geistesanlage fassen konnte und zu schätzen wusste. Er hat den Geist seiner Nation wie wenige belauscht und ihr recht eigentlich ihr ideales Gegenbild vorgehalten. Über sich selbst führte er sie nicht hinaus. Eine höhere Kraft als die der verstandesmässigen Belehrung und des stets unvollkommenen Beispiels vermochte er nicht einzusetzen. Ja, wir sahen, wie er zur Verkümmerung des ererbten Gottesglaubens und zum Absterben der überkommenen Unsterblichkeitshoffnung wesentlich beitrug und so die höhere Geisteswelt, im Verkehr mit welcher das religiöse Leben sich entfaltet, immer dürftiger werden liess.

4. Spätere Meister.

Nach Kongtses Tod gelangte seine Lehre zur Herrschaft über die Gebildeten. Seine Schule gab für diese zumeist den Ton an. Bedeutender als seine unmittelbaren Schüler waren spätere wie Tse-tse, sein Enkel, der Verfasser des Tschong jong[2]), über dessen Leben nicht viel bekannt ist. Doch fehlte es dieser Richtung auch nicht an Gegnern. Teils standen ihr die Vertreter der

1) Hiefür beruft man sich namentlich auf Tschong Jong XXVII, 4, wo aber allgemein der rechte Pfad gepriesen wird und es von diesem heisst: „Er wartet auf den rechten Mann und dann wird er begangen." Daher heisst es: „Wenn es keine vollkommene Tugend gibt, fehlt es am Beispiel für den vollkommenen Pfad."

2) S. Seite 43 und 71.

Taolehre gegenüber, teils verschiedenartige unabhängige Philosophen oder Lehrer, welche mehr oder weniger revolutionäre Anschauungen vortrugen und bei dem politischen Zerfall des Reiches gegen Ende der Tscheu-Herrschaft wenigstens zeitweise bedeutenden Anhang fanden.

Dieser Art waren Jang und Mi, unter sich Gegenfüssler, aber beide Gegner der kongtseanischen Schule, welche daher von Mengtse eifrig bekämpft wurden, der aber nicht mehr sie selbst, sondern nur noch ihre Jünger vorfand, woraus sich ungefähr ihre Zeit bestimmen lässt.

Jang-tschu, nach Litses Darstellung ein entarteter Schüler des Laotse[1]), entwickelte eine niedrige Theorie des Lebensgenusses[2]), welche zum Grundsatz hat: „Jeder für sich!“ und kein höheres Ziel des Strebens kennt, als dass der Einzelne die Gelegenheit des Genusses recht ausnützen soll, da weder Tugend noch Weisheit noch Ehre glücklich machen und es thöricht wäre, sich auf ein Leben nach dem Tode zu vertrösten: die vier grössten Weisen (Schün, Jü, Tscheu-kung, Kongtse) hatten ja keinen fröhlichen Tag, und wenn sie jetzt hochgepriesen sind, hilft ihnen das nichts, da sie nichts davon wissen. Umgekehrt hatten Scheusale wie Kič und Scheu[3]) ein glückliches Leben. Dieser cynische Sensualismus ist durch Mengtse besiegt worden und seitdem war Jang bei den Chinesen als Häretiker verachtet, während ja freilich in praxi bei der ganzen Anlage des Volks er nur zu viele Nachfolger fand.

Hat diese Erscheinung nur negative Bedeutung, indem sie zeigt, dass es auch an Versuchen, die Fundamente der chinesischen Religion umzustürzen, nicht fehlte, so verhält sichs anders mit dem zweiten Gegner, welchen Mengtse unbilliger Weise neben Jang zu stellen pflegt, indem er sagt[4]): „Die Worte des Jang-tschu und Mi-tei[5]) füllen das Reich. Wenn man den Unterredungen des Volkes zuhört, so findet man, dass es die Ansichten sei es des Jang oder des Mi angenommen hat. Nun ist Jangs Grundsatz: „Jeder für sich selbst“ — wobei die Ansprüche des Herrschers nicht anerkannt werden. Mi's Grundsatz ist: alle gleicherweise zu lieben, wobei die besondere Liebe zum Vater nicht anerkannt ist. Weder König noch Vater anzuerkennen, gehört aber zu einem tierischen Zustand. Wenn nicht den Grundsätzen von Jang und Mi Einhalt gethan und statt dessen die Lehre des Kongtse zur Geltung gebracht wird, so werden ihre verkehrten Reden das Volk irreführen und den Weg des Wohlwollens und der Rechtschaffenheit aufhalten.“

---

1) Vgl. Faber, Licius, S. 46 f. Übrigens verschmäht Litse nicht, fast sein ganzes 7. Buch (a. a. O. S. 156 ff.) mit Jangs Lehre zu füllen.

2) Vgl. J. Legge, Chinese Class. II Einl. S. 95 ff.

3) S. oben S. 31.

4) Meng-tse III, 2, 9 (Chinese Cl. Bd. II S. 158 f.).

5) Der Name wird auch Mih, und neuerdings Moh geschrieben, kantonesisch Mak.

Mi-tse[1]) zeigt sich schon nach obigem Grundsatz als Antipode des Jang. Überhaupt aber ist er von einem hohen ethischen Idealismus beseelt, der sich zwar als unpraktisch erweisen konnte, wie denn auch seine Schüler, mit welchen Mengtse zu thun hatte, auf mancherlei Abwege scheinen geraten zu sein, aber als eine der edelsten Blüten des religiösen Geisteslebens in China die Verachtung und Vergessenheit nicht verdient, welche diese Lehre auf den ächtenden Spruch dieses Kongtseaners hin getroffen hat, so dass die Schriften des Mi bis heute in China schwer zu finden sind.

Mi ist ganz und gar Sozialethiker. Er gründet aber sein Ideal nicht auf die Geschichte wie Kongtse, obwohl auch er sich auf das Vorbild der Alten beruft, wo es angeht, sondern auf speculative Basis. Zu Grunde liegt bei ihm eine Idee, und zwar, wie Mengtse richtig angegeben hat, die der allgemeinen Liebe. Alle Übel stammen aus dem Hass, sei es dem Egoismus, der den Andern nicht liebt wie sich selbst, oder aus der bösen Unterscheidung, nach welcher man nur die einen Menschen liebt, die andern aber hasst. Statt dessen soll man in seinem Lieben keinen Unterschied machen zwischen Mensch und Mensch. Zwar verfällt Mi nicht in den Irrtum moderner Sozialisten, welche eine mechanische Ausgleichung der Unterschiede innerhalb der Menschheit für möglich halten. Nach ihm muss es Gebildete geben, welche vom Regenten bevorzugt werden, damit sie ihn in seinem Regiment unterstützen. Der Herrscher soll die Tüchtigsten und Edelsten in dieser Weise auszeichnen und sich so mit einer Aristokratie des Geistes umgeben. Auch soll diese Bildung nicht blos Verstandesbildung, sondern zugleich durch ernste Selbstzucht erworbene Charakterbildung sein. Aber das Verhalten von hoch und niedrig in öffentlichen und privaten Angelegenheiten soll durch das kosmische Gesetz bestimmt werden.

Speziell für das Regieren sei der Himmel das rechte Vorbild. „Die Wirksamkeit des Himmels ist universell, ohne selbstisch zu sein. Seine Mitteilung ist reichlich ohne Einschränkung, sein Licht dauernd ohne Abnahme. Deshalb haben die Heiligen ihn als Vorbild (Gesetz) genommen. Ist aber der Himmel Gesetz, so muss man in der Bewegung zum Wirken auch an den Himmel denken: man muss thun, was der Himmel wünscht, und unterlassen, was der Himmel nicht wünscht. Was wünscht und was hasst nun aber der Himmel? Er wünscht, dass die Menschen einander lieben, dass sie einander nützen, und wünscht nicht, dass die Menschen einander hassen, einander berauben. Aber woher weiss man das? Daher, dass er sie ausnahmslos liebt, ausnahmslos ihnen nützt. Das erkennt man daraus, dass er sie ausnahmslos besitzt und ausnahmslos ernährt. So gäbe es nun also unter dem Himmel keine

1) Von Ernst Faber deutsch herausg.: Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen Micius, Elberfeld 1877.

grossen und kleinen Staaten, sondern alle wären sie Gemeinschaften des Himmels; die Menschen hätten nicht Klein, Gross, Vornehm und Gering, sondern alle wären Beamte (Diener) des Himmels, so dass jedermann Opfertiere und Wein und Getreide darbrächte, um den Himmel zu verehren. Wer also die Menschen liebt, den Menschen nützt, der wird vom Himmel beglückt; wer die Menschen hasst und beschädigt, auf den sendet der Himmel Unglück; wer Unschuldige zu töten pflegt, erlangt Missgeschick. Daraus erkennt man, dass der Himmel wünscht, dass die Menschen einander lieben, einander nützen, und dass er nicht will, dass sie einander hassen, einander beschädigen“ [1]).

Anderswo [2]) sagt er: „Das Gesetz ist schon beschrieben mit: Liebe, was des Andern ist, wie das Eigene.“ Und denen welche einwenden, dies sei auszuführen unmöglich, entgegnet er: Wenn von oben herab dieses Prinzip vorgelebt, und durch Belohnungen und Strafen befördert würde, so ginge es schon. Was habe man nicht alles schon den Fürsten zu liebe gethan: Die Höflinge hätten der unbequemsten Kleidung und der peinlichsten Diät sich gefügt, ja ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um deren Gunst zu erwerben, was ihnen doch keinen Nutzen gebracht habe. Dagegen würde man nach Einführung des obigen Grundsatzes erkennen, wie viel Gewinn man davon hätte, da Liebe wieder Liebe erzeuge [3]). Dieselbe Regel wie fürs Privatleben will er auch im Verhalten eines Staates zum andern beobachtet wissen. Der Krieg würde selbstverständlich aufhören, wenn jene Gesinnung herrschte. Von seinem gestrengen Gemeinnützigkeitsprinzip aus verwirft Mi den Luxus als das, was niemandem etwas nützt, wozu er auch den grossen Aufwand bei Begräbnissen und in etwas philisterhafter Weise auch die Musik rechnet: Die Musikinstrumente haben drei Übelstände: Hungrige werden davon nicht satt, Frierende nicht bekleidet, Geplagte erhalten dadurch keine Ruhe [4]).

Merkwürdig ist, dass Mi dem chinesischen Dämonen- und Geisterglauben eine hohe ethisch soziale Bedeutung zuerkannt hat: Die sozialen Missstände, Sittenlosigkeit und Räuberei leitet er davon ab, dass man an der Existenz der Dämonen und Geister zweifle, welche die Vortrefflichen belohnen und die Missethäter bestrafen können, und führt hiefür historische Belege an von solchen Geistern Abgeschiedener, welche an ihren Mördern Rache genommen hätten u. s. w. Die Geister dienen also bei diesem Aufbau des Idealstaates als unerlässliche rächende Organe des Himmels.

Es leuchtet ein, dass diese Sozialethik des Mitse nicht ohne Berührung mit Kongtses Lehre ist. Wie dieser, nur nachdrücklicher, betont er die Vorbildlichkeit des alles mit Liebe umfassen-

---

1) Faber, Micius S. 40 f.
2) Ebenda S. 65.
3) Ebenda S. 65 f. 69.
4) Ebenda S. 95.

den Himmels und macht volleren Ernst mit dem von Kongtse aufgestellten Grundsatz der Gegenseitigkeit. Wenn gleichwohl Mitses Lehre von den Kongtseanern als grundstürzende Irrlehre verdammt wird, so rührt dies daher, dass, abgesehen von Entartungen seines Prinzips bei seinen Schülern, schon Mi selbst von der konservativen historischen Haltung Kongtses und seiner Schüler abweichend, seinem Prinzip eine viel grössere Tragweite einräumte und ein Ideal aufstellte, das vom Hergebrachten weit abwich. Ein besonderer Vorwurf wurde ihm gemacht aus der von ihm empfohlenen Einfachheit bei Begräbnissen, auch der Eltern, und namentlich daraus, dass er mit seiner Lehre von der allgemeinen Menschenliebe die Pflichten gegen die Verwandten, speziell das einzigartige Pflichtverhältnis zum leiblichen Vater, ignoriere. Siehe oben das Wort Mengtses. Vom christlichen Standpunkt angesehen, erscheint die Lehre Mitses ungleich höher; ihre Schwäche aber liegt darin, dass sie die egoistische Menschennatur zu wenig in Anschlag bringt. Bei jener Verweisung auf Unannehmlichkeiten, die man sich um der Launen der Fürsten willen gefallen liess, bedenkt er nicht, dass das eigennützige Interesse den Höflingen ihr Verhalten in der Regel diktierte. Wo aber ist die Kraft, welche diesen Egoismus bricht, der die Schranken zwischen Menschen aufrichtet und allgemeine Liebe unmöglich macht? Die Weisheit Mitses wusste nichts von solcher Kraft. Seine Belohnungen und abschreckenden Strafen, und würden sie durch Dämonen vollzogen, reichen hiefür nicht aus. Seine Lehre ist denn auch nie zu einem Einfluss gelangt, welche der Höhe ihres Strebens entsprochen hätte.

Später als Mi und Jang, um 400 v. Chr. lebte und wirkte als Lehrer Li-tse (lat. Licius)[1], welcher als Vertreter des Taoismus gelten kann, in dessen Gedankenkreis sich die unter seinem Namen umlaufenden Schriften mit Vorliebe bewegen, wenn auch die geistige Einheit derselben keine strenge ist. Er stellt die Taolehre über Kongtses Weisheit, den er ebenfalls öfter als Autorität citiert, aber jenem System als einem höhern huldigen lässt. Litse hat, zwar in wenig geschlossener Form, durch eine Fülle von Anekdoten und Gelegenheitsworten, welche er meist Andern in den Mund legt, seine wesentlich pantheistischen Anschauungen beleuchtet und zeigt dabei ernste philosophische Speculation und feine psychologische Beobachtung, welche aber für die Religion selbst wenig fruchtbar wird. Die Identität des Verfassers vorausgesetzt[2]), muss derselbe eklektisch verfahren sein, da er trotz eines ausgesprochenen Idealismus sogar dem Sensualisten Jang reichlich das Wort gönnt. Lehrreich sind manche der Anekdoten

---

1) Ernst Faber, Der Naturalismus bei den alten Chinesen sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus oder die sämmtlichen Werke des Philosophen Licius, Elberf. 1877.

2) Weitgehende Zweifel deutet an J. Legge, SBE Bd. XXXIX, S. 168.

Litses auch dadurch, dass sie zeigen, wie die mystischen Äusserungen der Taolehrer leicht grob sinnlich aufgefasst wurden und so die Worte ihres Tiefsinnes im Munde der Menge zum Unsinn werden konnten. Hier ist ein Bindeglied zwischen der hoch speculativen Taolehre und dem krassen Aberglauben der spätern Taossé. Von Li selber erzählte man z. B., er sei, als er einen gewissen Grad der Weisheit erlangt hatte, auf dem Wind umhergefahren.

Jang und Mi gegenüber trat mit Erfolg in die Schranken Meng-tse[1]) (latinisiert Mencius), neben Tsetse der bedeutendste Schüler des Kongtse. Er lebte 371—288 v. Chr., also gegen 84 Jahre. Seine Familie gehörte zu den drei mächtigen Geschlechtern in Lu, welche dem Herzog zu Zeiten gefährlich wurden. Da sein Vater frühe gestorben war, hatte seine Mutter besonderen Einfluss auf seine Erziehung, welche der Tradition als Vorbild einer edeln und weisen Mutter gilt, was die über sie erzählten Einzelheiten bestätigen. Meng war zwar nicht unmittelbarer Schüler des Tsetse, scheint aber mit dessen Schülern nähere Fühlung gehabt zu haben. Jedenfalls war ihm Kongtse die oberste Autorität, und seine Studien bewegten sich auf den von diesem gewiesenen Bahnen, nur noch mehr auf die Staatslehre und Sozialethik sich konzentrierend. In ähnlicher Weise wie jener wirkte er als Lehrer, mit dem stetigen Bestreben, Berater eines Fürsten zu werden und so seine Lehren zu Nutz und Frommen des Reiches in Praxis umzusetzen. Es glückte ihm auch, zeitweilig eine solche einflussreiche Stelle einzunehmen, besonders im Fürstentum Tsi, hernach in verschiedenen kleinen Staaten; doch gelang ihm dies selten auf die Dauer, und noch weniger stellten sich in jener Zeit allgemeiner Auflösung die grossen praktischen Erfolge ein, die er und Andere sich von seiner Staatsweisheit versprochen hatten.

In seinen Unterredungen mit den Regenten beweist Mengtse ein seltenes Mass von Freimut und Offenheit. Er steht warm für das Wohl der Unterthanen ein[2]). Hatte Kongtse zwar angedeutet, dass nur der Herrscher, welcher den Gesetzen des Himmels gemäss regiere, auch ein himmlisches Recht auf die Herrschaft habe, aber sich gehütet, dies näher auszuführen, so that dies Mengtse rückhaltlos. Er sagt: „Das Volk ist das wichtigste Element in einer Nation, die Geister des Landes und Kornes sind das zweite, der Souverän ist das wenigst gewichtige. Wenn ein Fürst die Altäre der Geister des Landes und Kornes in Gefahr bringt, wird er abgesetzt und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Wenn die Opfertiere vollkommen gewesen sind und der Hirsetrank in den Gefässen völlig klar und die Opfer zu ihren Jahreszeiten richtig sind dargebracht worden, und es stellen sich gleichwohl Trocknis oder

---

1) Über seine Schriften s. oben S. 43. Näheres über sein Leben s. bei Legge in den dort angeführten Schriften. Zur Lehre vgl. Ernst Faber, Lehrbegriff des Philosophen Mencius, Elberfeld 1877.

2) Vgl. z. B. IV, 2, c. 3 (Chinese Class. II p. 194 f.).

Überschwemmung ein, so mögen die Geister des Landes und der Feldfrüchte abgesetzt und andere an ihre Stelle gesetzt werden(!)“ [1]).

Ebenso bestimmt er, dass ein König, dem man grosse Fehler ohne Erfolg verwiesen habe, könne durch seine Verwandten abgesetzt werden [2]). Auf die Frage eines Fürsten, ob denn ein Minister seinen Souverän töten dürfe, wie König Wu mit Scheu verfuhr, antwortete er: „Derjenige, welcher das seiner eigenen Natur eigene Wohlwollen schändet, heisst ein Räuber; der, welcher Rechtschaffenheit schändet, ein Schurke. Den Räuber und den Schurken betrachten wir als gemeine Gesellen. Ich habe gehört, man habe den Gesellen Scheu hingerichtet, aber ich habe nicht gehört, dass man in diesem Fall einen Souverän getötet habe“ [3]). In dieser radikaleren Tendenz eines so konservativen Weisen spürt man die Wirkung der damaligen Zerrüttung des öffentlichen Lebens und speziell des Herrscherhauses, welche auch den Pietätvollsten den Wunsch nach einer neuen, starken Zentralgewalt nahe legte.

Auch das betont Mengtse in seinen Besprechungen mit den Fürsten, dass zur geistigen Wohlfahrt und Gutwilligkeit des Volkes ein gewisser materieller Wohlstand unerlässliche Vorbedingung sei [4]). Sehr geschickt überführt er ferner gewisse Schwärmer für Rückkehr zur Ursprünglichkeit, welche darin bestehen soll, dass jeder, was er bedarf, selbst produziere, und z. B. der Kaiser sein Feld pflügen und bepflanzen soll, um seinen Bedarf zu gewinnen, der Unmöglichkeit, in welcher sie selber sich befinden, ihr Prinzip durchzuführen, und der Notwendigkeit der Arbeitsteilung [5]). Überhaupt zeigt er grosse Gewandtheit in der Dialektik und viel Kraft in Gedanken und Ausdruck. In dieser Hinsicht sind die von ihm überlieferten Aussprüche den von Kongtse berichteten durchschnittlich überlegen. In *religiöser* Hinsicht bietet er nicht mehr als sein Meister. Zwar redet er öfter als dieser vom Himmel. Allein er fasst die Gottheit nicht persönlicher oder lebendiger. Vielmehr lässt sich ihr Wollen und Walten nach ihm nur indirekt erkennen in der Volksstimme und im Verlauf der Geschichte [6]).

Besonderes Gewicht legt Mengtse darauf, dass der Mensch von Natur gut sei. Er wandelt auch da in den Fusstapfen des Kongtse und Tsetse (s. oben über den Anfang des Tschong-jong), verweilt aber angelegentlich bei dieser These und sucht sie dem Widerspruch gewisser Zeitgenossen gegenüber durch Beweise zu erhärten, namentlich gegenüber dem Philosophen Kau, welcher die menschliche Natur für sittlich indifferent, ja überhaupt den Unterschied von gut und böse für unwesentlich erklärte. „*Die mensch-*

1) VII, 2, c. 14 (Chin. Class. Bd. II, S. 359 f.).
2) V, 2, 9 (Chin. Class. Bd. II, S. 268 f.).
3) I, 2, c. 8 (Chin. Class. Bd. II, S. 43).
4) I, 1, 7, 20 f. (Chin. Class. Bd. II, S. 23 f.) und III, 1, 3, 3 (Chin. Class. Bd. II, S. 115 f.).
5) III, 1, 4 (Chin. Class. Bd. II, S. 122 ff.).
6) S. bes. V, 2, 5 (Chin. Class. Bd. II, S. 230 ff.).

liche Natur ist gut", sagt Mengtse[1]), „und wenn manche thun, was nicht gut ist, so kann man die Schuld nicht auf ihre natürlichen Kräfte schieben." Die vier Prinzipien der Tugend weist er folgendermassen nach: „Die Empfindung des Mitleids schliesst in sich das Prinzip des Wohlwollens, das Gefühl der Scham und des Widerwillens das Prinzip der Rechtschaffenheit, das Gefühl der Ehrfurcht das Prinzip der Schicklichkeit, die Empfindung der Billigung des Guten und Missbilligung des Bösen das Prinzip der Erkenntnis (die Unterscheidungsgabe, sittliche Urteilskraft). Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Schicklichkeit, Erkenntnis sind uns nicht von aussen eingeflösst. Wir sind damit sicherlich ausgestattet." „Sucht man diese Gefühle, so wird man sie finden; vernachlässigt man sie, so wird man sie verlieren." Kau stellte die Indifferenz der menschlichen Natur gegen den ethischen Gegensatz unter dem Bilde des Wassers dar, das je nach den umgebenden Verhältnissen ebenso leicht ost- wie westwärts fliesse. Dem antwortete Meng, indem er das Bild aufnahm, die Übung der Tugend entspreche der Naturanlage des Menschen so, wie es zur Natur des Wassers gehöre, dass es nicht aufwärts, sondern abwärts fliesse[2]). Näher führt er den psychologischen Beweis für seine These von dem Angeborensein jener Tugenden durch den Hinweis auf die Thatsache, dass jedermann, der ein Kind im Begriff sehe, in einen Brunnen zu stürzen, unwillkürlich, vor aller Überlegung ihm zu Hilfe eilen werde, getrieben von unveräusserlichem Gefühl des Mitleids[3]). Gehören aber jene oben genannten vier Prinzipien zur menschlichen Natur so gut wie die vier Glieder (Arme und Beine), so handelt sichs nur darum, sie zu entfalten, was keiner als etwas unmögliches bezeichnen hann, ohne sich selbst zu bestehlen, d. h. sich um seine beste Kraft zu betrügen, die jedem innewohnt und zur Entfaltung seiner guten Anlage genügt.

Dieser ethische Optimismus liegt offenbar schon der ganzen Lehre des Kongtse zu Grund, wenn er auch erst bei Mengtse bewusster und lehrhafter geworden ist. Mag er gleich mit einer starken Selbsttäuschung in Betreff des Masses menschlichen Könnens verbunden sein und die radikale Verderbnis gottgeschaffener Menschennatur übersehen, so legt er doch anderseits ein kräftiges Zeugnis ab von der dem Menschen anerschaffenen Bestimmung zum Guten, welche auch der heidnischen Völkerwelt zum Bewusstsein gekommen ist — wie Legge mit Recht hervorhebt — (neben Mitse!) eine der augenscheinlichsten Bestätigungen zu dem apostolischen Wort, dass die Heiden das göttliche Gesetz als ein in ihr Herz geschriebenes aufweisen (Röm. 2, 14 f.).

---

1) VI, 1, 6, 1 ff. (Chin. Class. Bd. II, S. 277 ff.).
2) VI, 1, 2 (Chin. Class. Bd. II, S. 271 f.).
3) II, 1, 6 (Chin. Class. Bd. II, S. 78).

Ein Zeitgenosse des Mengtse scheint der Taoist Tschang-tse[1]) (auch Tschwang-tse, Kwang-tse geschrieben) gewesen zu sein, obwohl beide keine Notiz von einander nehmen. Er lebte nämlich nach verschiedenen Anzeichen in der zweiten Hälfte des 4. und der ersten des 3. Jahrhunderts v. Chr. Er stammte aus dem Reich Liang oder Wei, also aus demselben Teil des Reiches wie Laotse. Die Gunst der Fürsten verschmähte er und zeigt überhaupt einen sehr unabhängigen Charakter. Bezeichnend für ihn ist eine Unterredung mit seinen Jüngern über seine Bestattung. Es wird berichtet, er habe beim Herannahen seines Todes, als jene die Absicht aussprachen, ihn grossartig zu begraben, geäussert: „Ich werde Himmel und Erde als Sarg und Sargdeckel haben, Sonne, Mond und Sterne zu Ehrenzeichen und Kleinodien; wird der Apparat nicht vollständig sein, was wolltet ihr hinzufügen?“ Die Jünger antworteten: „Wir fürchten, die Krähen und Weihen werden unsern Meister fressen“. Tschangtse erwiderte: „Oben (über der Erde) werden die Krähen und Weihen mich fressen, unten die Maulwurfsgrillen und Ameisen; mich jenen zu entziehen und diesen zu geben würde nur eure Parteilichkeit beweisen“[2]).

Die umfänglichen Schriften Tschangtses rechtfertigen den Ruhm, den er als schneidiger, geistvoller und formgewandter Vertreter der Taolehre genoss. Er beleuchtet die Lehre seines Meisters Lao am liebsten durch lehrhafte Erzählungen und Anekdoten, die in der Regel nicht auf Geschichtlichkeit Anspruch machen können, aber seine Geistesrichtung scharf und bestimmt hervortreten lassen. Mit witzigem Griffel bekämpft er die Kongtseaner und auch er lässt nicht selten Kongtse vor der überlegenen Weisheit des Taoismus sich beugen. Diese letztere malt er mit farbenreichem Pinsel aus; doch hat er kaum wesentlich Neues zum System Laotses hinzugefügt und namentlich den religiösen Gehalt desselben nicht vermehrt.

5. Entwicklung der chinesischen Volksreligion bis auf die Gegenwart[3]).

Während Kongtses Autorität im allgemeinen für die Nachwelt massgebend wurde und insbesondere die Gebildeten sich seiner Geistesrichtung anschlossen, musste der Taoismus[4]) sich meist mit einer untergeordneten Stellung begnügen, wozu seine Verachtung der Wissenschaft und Kultur wesentlich beitrug. Die edle

1) Seine Schriften englisch herausg. von J. Legge, SBE Bd. XXXIX und XL (1891).
2) SBE XXXIX S. 38.
3) Vgl. M. Schaub, Geistesleben der Chinesen im Spiegel ihrer drei Religionen, Basel 1898.
4) Der für die Taoisten früher übliche Name „Rationalisten“ (von tao = ratio) ist so unpassend als möglich für diese erst mystische, dann krass abergläubische Richtung und würde viel eher den Kongtseanern anstehen.

Theosophie des Laotse nämlich, welche ja in den folgenden Jahrhunderten, wie wir gesehen haben, noch einzelne des grossen Meisters nicht unwürdige Vertreter gefunden hat, die freilich nur einzelne Ideen seinem System entnahmen und dieselben ziemlich eigenmächtig mit der chinesischen Gedankenwelt kombinierten, ist immer weniger verstanden worden, und der Name des Tao diente bald als Aushängeschild für den ungeordnetsten Aberglauben. Beim Buddhismus findet man ja etwas ähnliches. Aber selten ist so zum Unsinn geworden, was der Tiefsinn sprach, wie bei den Tao-ssé, d. h. Anhängern der Tao-Lehre. Der Zusammenhang dieser Sekte mit Laotse ist wenig aufgehellt. Bedenkt man aber, welche hohe Sprache die Mystik Laos und seiner Schüler führte, welche Erhabenheit über der Natur, dem Leben und Sterben sie dem wahren Weisen zuschrieben, so ist keineswegs unwahrscheinlich, dass man solche Attribute grob sinnlich fasste und auf diese Weise aus der Mystik Magie machte. Vom Schamanismus her, den man nicht weit zu suchen hatte, lag die letztere ohnehin den Chinesen nahe genug. Jedenfalls bestanden die Hauptleistungen der Taossé, durch welche sie sich bei den Grossen wie beim gemeinen Volke empfahlen, in der magischen Bereitung eines Unsterblichkeitstrankes und in der Lieferung von Talismanen und Gegenzauber aller Art.

Zu Zeiten gewannen diese Taossé bei den Herrschern den Vorsprung vor ihren Gegnern, den Kongtseanern. So war der Begründer der Tsin-Dynastie[1]), der unerbittliche Feind des traditionellen Systems, den Taoisten günstig. Er verehrte übrigens acht Geister, denen er opferte: 1) den Herrn des Himmels, 2) den der Erde, 3) den des Krieges, 4) den des Jang, 5) den des Jin, 6) den des Mondes, 7) den der Sonne, 8) den der vier Jahreszeiten. Er starb jedoch früh, und seine Dynastie ging nach wenigen Jahren zu Grund.

Die nunmehr folgende Han-Dynastie[2]) war dem alten Wesen von Haus aus zugethan; doch bevorzugten einige ihrer Glieder den Taoismus. Viel wichtiger und folgenreicher jedoch war es, dass einer dieser Herrscher, der Kaiser Ming-ti in seinem 8. Regierungsjahr (65 n. Chr.) Gesandte nach Indien schickte, um von dort das Gesetz des Buddha oder Fo, wie ihn die Chinesen nennen, zu holen. Sie verschafften sich in jenem Lande nicht nur heilige Bücher der Buddhisten, sondern brachten auch einen buddhistischen Priester Nieh-mo-teng nach der chinesischen Hauptstadt, wo man ihm einen Tempel als Wohnung anwies.

Beweist schon dieses Suchen nach einer neuen Religion, wie unbefriedigt man von der einheimischen war[3]), so erhellt dies noch

1) Seit 255 v. Chr., siehe oben S. 32.
2) Siehe oben S. 32.
3) Dies lässt sich weiterhin auch daraus schliessen, dass das Christentum frühe eine gute Aufnahme fand. Die ersten Boten des

deutlicher aus der leichten und raschen Verbreitung, die der Buddhismus, bezw. Foismus[1]) in China fand, wo er besonders mit dem Taoismus in ein Verhältnis wechselseitiger Einwirkung trat. War die Lehre der Taoisten von vornherein der buddhistischen geistesverwandt, so vermisste man in China anderseits an der eigenen Religion immer mehr eine über dieses sichtbare Leben hinausgehende Offenbarung. Diesem Bedürfnis kam der Buddhismus mit seiner Vergeltungslehre entgegen, welche das Schicksal der Seelen nach dem Tode durch ihr vorausgegangenes Leben und Treiben genau bestimmt sein lässt, Höllen zur Bestrafung und ein Paradies der Seligen im Westen kennt, welch letzterer Zug freilich dem ursprünglichen Buddhismus völlig fremd war, aber ihn bei seinem Einzug in China besonders beliebt machte, wo überhaupt seine Anpreisung einer Erlösung für alle Menschen auf empfänglichen Boden fiel. Paradies und Hölle sind in den Buddhistentempeln in lebhaften Farben abgebildet. Der Totenrichter Jama[2]) weist die Abgeschiedenen dem einen oder andern Orte zu.

Indien sahen die chinesischen Buddhisten fortan als ihr heiliges Land an, nach welchem zahlreiche Fromme ihre Pilgerfahrt machten, deren Reisebeschreibungen zum teil noch vorhanden und von hohem Werte sind. So pilgerte gegen Ende des 4. Jahrhunderts Fahian dorthin, um die hl. Stätten zu sehen, wo der Buddha gelebt hatte, seine Reliquien zu verehren und die hl. Bücher zu studieren. Sein Aufenthalt in Indien erstreckte sich vom Jahr 399 bis 414 n. Chr. Sein Reisetagebuch hat Rémusat übersetzt. Im Jahr 518 zogen Hoei-Seng und Song-Jun auf Befehl der Kaiserin dorthin, um hl. Bücher und Reliquien zu sammeln. Im 7. Jahrhundert wanderte der Chinese Hiuen-Thsang nach der Heimat des Fo. Er hielt sich 629—648 in Indien auf. Das von ihm ver-

---

Evangeliums in China waren nämlich nestorianische Christen (auch syrische oder Thomaschristen genannt), die schon im 7. Jahrh. von Indien her nach China vordrangen. Ein merkwürdiges Denkmal ihres Erfolgs ist eine Stele, die sie im J. 781 in Singanfu, der Hauptstadt der Provinz Schensi, aufgerichtet haben und auf welcher sie melden, ihre ersten Missionare seien seinerzeit vom Kaiser gut aufgenommen worden; er und seine Nachkommen hätten zahlreiche Kirchen erbauen lassen und dem Christentum manche Huldigungen dargebracht. Wenn sich aber auch dieses nestorianische Christentum bis ins 14. Jahrh. erhalten hat, vermochte es doch die zähe Nation nicht zu durchdringen und erlag mehr und mehr dem Heidentum. Jener beschriebene Stein steht noch als letzter Zeuge seines einstigen Daseins wie ein Gefangener mitten unter buddhistischen Denksteinen! Die Priesternamen am Fuss der Stele sind grösstenteils syrisch und auch mit syrischen Buchstaben geschrieben, während der Hauptbestand der Inschrift, die auch das Credo dieser Christengemeinde enthält, aus chinesischen Zeichen besteht.

1) Vgl. über den Buddhismus in China auch Lassen, Indische Altertumskunde IV, 741 ff.

2) Dieser nördliche Buddhismus hat viele brahmanische Götter aufgenommen.

fasste Tagebuch sowie die von zwei Freunden entworfene Reisebeschreibung bieten ein hohes Interesse; sie sind übersetzt von Stan. Julien[1]). Aus dem Jahre 730 stammen die „Reisebücher“ der 56 Mönche; im Jahr 964 endlich besuchte Khi-Nie Indien an der Spitze von 300 chinesischen Pilgern.

Im 4.—6. Jahrhundert gelangte der Buddhismus zu einer das chinesische Reich beherrschenden Stellung. Während er das Leben dieses eigenartigen Volkes befruchtete, musste er sich freilich auch seinerseits chinesischen Verhältnissen und Anschauungen anpassen. Ein Stein des Anstosses war namentlich der buddhistische Cölibat, der mit der allen Chinesen geläufigen hohen Wertschätzung des väterlichen Verhältnisses nicht vereinbar war. Da die Chinesen wenig Lust bezeigten, auf die Vaterfreuden zu verzichten, pflegte man die buddhistischen Priester aus Indien kommen zu lassen. Auch widersprach die Weltflucht der buddhistischen Mönche dem kulturseligen, arbeitsfleissigen Sinn der Chinesen. Die Zahl der Klöster, die sich zeitweilig stark vermehrte, wurde daher gelegentlich wieder beschränkt. Bis heute dürfen nicht zu viele Jünglinge Buddhistenpriester werden. Ein solcher darf nur einen Schüler haben. Auch geniesst heutzutage diese Priesterschaft wenig Achtung, ihre Teilnahme wird nur zum Behuf der Befreiung Anverwandter von den Höllenqualen erbeten.

Selbst der Kongtseanismus ist vom Buddhismus nicht unberührt geblieben. Er hat unter der Sungdynastie[2]) eine spekulative Auffrischung erfahren durch den weisen Meister Tschu-hi, oder Tschu-fu-tse, dessen Erklärung des Kongtse (bezw. des Ji-king) fortan massgebend war und in den Examen noch ist, obwohl bei dieser Systematisierung unverkennbar Taoismus und Buddhismus von Einfluss gewesen sind. Nach seiner Lehre nämlich war zuerst das absolute Nichts. Aus diesem gingen die zwei Grundkräfte hervor, die sich ausdehnende und die sich zusammenziehende, die männliche und die weibliche, Licht und Dunkel, Wachen und Schlafen, Bewegung und Ruhe. Diese beiden Grundkräfte heissen zusammen Hi, die Gesetze, nach welchen die Welt entstand durch den Kreislauf von Ruhe zur Bewegung oder von Bewegung zur Ruhe, heissen Li; diese Gesetze wirken nach bestimmten Zahlenverhältnissen. Da aber alle diese Prinzipien für die Sinne nicht wahrnehmbar sind, kommt zu Hi, Li und den Zahlenverhältnissen als viertes Hin, die Gestaltung u. s. w. Die Zusammenfassung aller Geister der Natur nannte Tschuhi: Schangti. Auf diesen Spekulationen beruht zu einem guten Teil der Fengschui, von dem gleich die Rede sein wird.

1) Voyages des Pélerins Bouddhistes. Vol. I: Histoire de la vie de Hiouen-Thsang et de ses voyages dans l'Inde, trad. du Chinois par Stan. Julien. — Vol. II: Mémoires sur les Contrées Occidentales trad. du Sanscrit en Chinois en 648 par Hiouen-Thsang et du Chinois en Français par St. Julien, Paris 1853—1857.

2) im 12. Jahrh. n. Chr., s. oben S. 33.

Der Taoismus wurde noch weit stärker vom Buddhismus beeinflusst. Vom Vorbild des letztern angeregt, richtete auch der erstere, der von jeher zum Eremitenwesen Neigung hatte, Klöster für Männer und Frauen ein; auch die Götterbilder der Buddhisten ahmte er nach, zumal ihre drei Hauptidole (Buddha, Lehre und Gemeinde); die taoistische Trias wird gedeutet auf Chaos (?), Laotse, Tao (?). Haupt der Sekte der Taossé war seit der ersten christlichen Zeit ein Glied der Familie Tschang, in welcher diese Würde sich von dem um jene Zeit lebenden Tschang-tao-ling her vererbte, der wie die meisten Lehrer dieser Partei der Alchemie oblag und das vielgesuchte Unsterblichkeits-Elixir sollte gefunden haben. Er hinterliess seinen Anhängern seine kostbaren Bücher, Talismane, sein Schwert gegen die bösen Geister und seine Siegel. Seine Nachfolger sollen bis heute durch Einwanderung der Seele jenes Ahnherrn in ein Kind der Familie bezeichnet und zu seinem Amte befähigt werden — was an die Seelenwanderung des Buddhismus erinnert. Dagegen haben die Taoisten den auf den Cölibat zielenden Bestrebungen nicht so schnell nachgegeben, sondern trotz gegenteiliger Satzungen sich bis heute das Recht der Ehe zu wahren gewusst.

Dass der Buddhismus in China seine abstrakte Natur abgestreift hat, wurde schon angedeutet. Zwar findet man in den Klöstern solche Mönche, die ganz der mystischen Versenkung leben. Aber dem Volke wenigstens musste man Fasslicheres bieten als die vier Grundwahrheiten, von denen Sakjamuni das Heil erwartete. So haben die Buddhisten dem Volke Götzenbilder in grosser Zahl hingestellt. Ausser den schon erwähnten findet man besonders häufig das Bild der Kon-jim[1]), der „Göttin der Barmherzigkeit" mit tausend Armen, tausend Augen und mitleidigem Herzen. Sie war nach der Sage eine Königstochter, die der Welt entsagen und nach Buddha's Regel ins Kloster gehen wollte. Von ihrem grausamen Vater deshalb auf alle Weise verfolgt, gelangte sie in ungestörter Andacht zuletzt bis zu Jama, dem Totenrichter, der, da sich alles unter ihren Füssen in ein Paradies verwandelte, erschrocken ausrief: „Wie kann denn die Welt sich bessern, wenn wir keine Hölle mehr haben!" Von ihm in den Wald zurückgeschickt, schaute sie den Buddha selbst, der nach einer neuen Probe sie auf dem Kelch einer grossen Lotosblume nach der Insel Phutho an der Mündung des Jangtsekiang tragen liess, wo sie als verklärte Göttin der Barmherzigkeit, besonders als Retterin der Schiffbrüchigen verehrt wird. Nach dieser Insel, dem grössten Heiligtum der buddhistischen Chinesen, machen namentlich deren Priester Wallfahrten, und werden dort auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erhoben.

Ein Hauptstück der Buddhistenlehre ist nach dem oben Gesagten das Paradies und das Gegenstück dazu, die verschie-

---

1) M. Schaub, Geistesleben der Chinesen, S. 20.

denen Höllen, welche wie jenes in bildlicher Anschaulichkeit dem Auge vorgestellt werden. Das Paradies liegt im Westen. Dort waltet Amithâba, der milde Lehrer, dessen Bild in den buddhistischen Tempeln ebenfalls nicht fehlen darf. Das Paradies, dessen Reize übrigens sittlich rein gemalt werden, wird nur von Männern bewohnt. Weiber, welche dorthin gelangen, werden vorher bei den vielen Wiedergeburten zur Manneswürde erhoben. Da man die gestorbenen Angehörigen vor den grässlichen Höllenqualen nach Kräften sichern möchte, sind die Buddhistenpriester nach einem Todesfall willkommen, welche durch ihre Litaneien der Seele beistehen, wenn sie am 7. Tage nach dem Tode vor Jamas Tribunal steht, um ihren Schicksalsspruch zu empfangen. Diese Ceremonien müssen aber sieben Wochen lang je am siebenten Tage fortgesetzt werden.

So bestehen im heutigen China wesentlich drei Religionen oder Bekenntnisse ziemlich friedlich neben einander, deren Gleichberechtigung schon unter der Sungdynastie anerkannt wurde: 1) die Lehre des Kongtse, 2) der Taoismus, 3) der Buddhismus. Doch sind die Bekenner derselben nicht streng von einander gesondert zu denken. Derselbe Chinese kann sich an allen Kulten beteiligen, oder wenn er dem Kongtse ergeben ist, seine Familie am buddhistischen Kultus teilnehmen lassen. Jede der drei Lehren entspricht gewissen Bedürfnissen: Der Kongtseanismus gewährt die für das Leben nötige Bildung, der Taoismus Aufschluss über die geheimnisvollen Kräfte und Geister in der Natur (besonders Heilmittel für allerlei Übel), der Buddhismus vermittelt die Beziehungen zum Jenseits, zur Welt der Seligen. Dabei ist aber nicht zu vergessen, dass die viel ältere Religion des Reiches fortbesteht. Noch opfert der Kaiser wie einst dem Himmelsgott Schangti und der Erde in ihren Prachttempeln, noch pflügt er die Erde im Frühjahr mit seinem Pfluge, noch opfert man alljährlich den Ahnengeistern, so dass gewisse Grundzüge in der Gedankenwelt und im Kultus sich durch die Jahrtausende gleich geblieben sind.

Besonders stark unterworfen ist das neuere China dem Aberglauben der Geomantie, Fengschui[1]) genannt. Diese Lehre zieht alle Veränderungen des Erdbodens, alle Bauten und Anlagen vor ihr Tribunal und bestimmt nach magischen Regeln, wo und wie zu bauen und welche Veränderungen zulässig seien, damit nicht die in der Erde waltenden Grundkräfte in ihrem wohlthätigen Verhalten zu einander gestört werden. Diese Anschauungen stammen sichtlich aus dem Taoismus, und es wird denn auch Kok-puk, der taoistische Alchemist und Astrologe als Vater der Geomantie genannt. Allein die Theorie der Geomanten stützt sich ganz auf das System des Tschu-hi[2]) und seine Erklärung des Ji-king. Aus

---

1) Siehe darüber M. Schaub, BMM 1888, S. 83 ff.: Die Geomantie, ein Hauptbollwerk des chinesischen Heidentums.

2) Siehe oben S. 83.

dessen Prinzipien wird abgeleitet, dass alles, was auf Erden geschieht, im Himmel sein Vorbild habe, und nach einem dort zu erkennenden Gesetz sich vollziehe; ferner dass das Gedeihen auf Erden von dem richtigen Verhältnis der Kräfte zu einander abhange. Hauptsächlich kommt es darauf an, dass die beiden Grundkräfte, die männliche und die weibliche, oder wie sie im Feng-schui heissen, der azurene (oder grüne) Drache und der weisse Tiger, richtig liegen. Z. B. muss der erstere links, der letztere rechts von einem Hause ruhen. Dann müssen die fünf Elemente (Holz, Metall, Feuer, Wasser, Erde, entsprechend dem Jupiter, Mars, Venus, Merkur, Saturn) an einer zum Bauen oder zum Begraben zu wählenden Lokalität richtig verteilt und in der richtigen Reihenfolge sich finden. Fehlt eines, so kann man durch besondere Vorkehrungen, etwa den Bau eines Turmes, dasselbe hereinbringen. Jede bauliche Veränderung muss demnach dem Gutachten des Geomanten unterbreitet werden. Denn wenn man gegen die Regeln verstösst, stellen sich schlimme Folgen ein. Plötzliche Todesfälle, Seuchen und anderes Unglück lassen den Chinesen zuerst vermuten, dass ein Fehler gegen den Fengschui begangen worden sei. Es leuchtet ein, dass auf diese Weise die Kultur in hohem Masse gehemmt werden musste. Gegen den Bau von Eisenbahnen, Telegraphenlinien, ja von guten Landstrassen hat sich das chinesische Volk so lange gesträubt, weil diese Werke ohne fortwährende, rücksichtslose Verletzung der geomantischen Regeln gar nicht auszuführen sind. Jede Durchbrechung eines Hügels z. B. würde als Amputierung eines Bergdrachen untersagt werden. Dass die Christen sich nicht um all diese Gebote kümmerten, sondern sie gröblich verletzten, ohne Schaden zu nehmen, mussten die Chinesen bald einsehen; sie redeten sich ein, die Christen stehen eben nicht unter dem Einfluss der Landesgeister, was nicht ausschloss, dass man ihnen öfter vorwarf, sie hätten durch Missachtung des Fengschui etwa den Tod eines Nachbarkindes verschuldet. In den letzten Jahren freilich hat auch diese chinesische Mauer des Fengschui das Land nicht mehr vor Umgestaltung durch die moderne Kultur bewahren können; dieselbe hat unheilbare Breschen erlitten und wird in der Achtung des Volkes tief erschüttert werden.

Schon bisher übrigens waren die Geomanten keine sehr geachtete Klasse, meist beim Examen durchgefallene Kandidaten, aber man wagte doch nicht ihren Rat zu verschmähen. Als Astrologen haben sie besonders bei Verlobungen das Horoskop der beiden zu Verbindenden zu prüfen, ob es zusammenstimme. Ausserdem konsultiert man sie nicht nur bei allen baulichen Unternehmungen, sondern namentlich auch bei der Anlage von Gräbern. Im Grabe wohnt ein Teil der Seele. Nach der heute geläufigen Ansicht besteht nämlich jede Seele aus drei feineren und sieben gröberen Teilen. Der eine der feineren geht beim Sterben in den Himmel, der zweite ins Grab, der dritte in die Ahnenhalle. Man muss nun

das Grab so anlegen, dass die Seele des Verstorbenen gut heraus oder hinein kann, um den Nachkommen die fünf Segnungen zu spenden: Reichtum, langes Leben, Ehre, viel männliche Nachkommen, Frieden.

II. Religionen der übrigen turanischen Völker.

Die Chinesen sind der turanischen Völkergruppe im weiteren Sinne zuzuzählen. Diese Gruppe, welche physiologisch und sprachlich mehr oder weniger deutlichen Zusammenhang zeigt, ist nach ihrem Umfang und ihrer Gliederung schwerer zu bestimmen als die semitische oder die indogermanische Familie. Sie nimmt den grössten Teil Asiens ein; nur in den Süden dieses Weltteils ist sie nicht vorgedrungen; denn die Malajo-Polynesier und die dravidischen Völker Indiens dazu zu rechnen (Max Müller) ist zu wenig berechtigt. Besser begründet ist die Annahme, dass die älteste Bevölkerung Babyloniens, die sog. Akkadier, ihr angehören. Westwärts haben die Turanier auch europäische Striche besetzt an der Donau, in Russland, Finnland und im Norden Skandinaviens. Diese Stämme, die man zur mongolischen Rasse rechnet, stehen physisch und geistig im allgemeinen tiefer als Semiten und Indogermanen (kaukasische Rasse) und verharrten zum grössten Teil Jahrtausende auf der nomadischen Stufe. Wenn jene Akkadier dazu gehören, so ist immerhin die älteste Civilisation am Eufrat ihr Werk gewesen. Und in China, dessen Bewohner sich freilich durch Sprachbau (einsilbige Sprache)[1]) und Sinnesart stark von den eigentlichen Turaniern (Mongolen und Tataren) abheben, blühte eine uralte Civilisation, die auch auf Japan überging. Unter den übrigen Völkern dieses Stammes, bei welchen sonst die Religion ebenso wenig entwickelt ist wie die Kultur, haben nur die Finnen eine reichere Mythologie aufzuweisen, daher wir sie in einem besonderen Abschnitt behandeln. Die Japaner reihen wir an als solche, die nach ihrer Sprache den Mongolen nächstverwandt sind.

1. Die mongolisch-tatarischen Religionen[2]).

Man pflegt die hieher gehörigen Stämme zu teilen in turko-tatarische und ugro-finnische. Die ersteren umfassen die

---

1) Kurze und leicht verständliche Darstellung des chinesischen Sprachbaues und Schriftsystems siehe bei M. Schaub, Die chinesische Sprache und Schrift, Basel 1898.

2) Vgl. Ad. Wuttke, Gesch. des Heidentums I, 202 ff. — A. Vambéry, Die primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes 1879. — C. de

Mongolen (Kalmüken, Buräten u. a.), Tungusen (wozu die Mandschu gehören), Samojeden, Tataren, Türken, Kirgisen. Die andere Gruppe wird gebildet von den Finnen, Esthen, Liven und den Lappen im Norden, den Magyaren und Bulgaren im Süden. Zu den Turko-Tataren im allgemeinen gehörten auch die Hunnen, die im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. westwärts drängten, sogar in Gallien einfielen, und ihre Überreste in den Donauvölkern zurückliessen. Der Menschenschlag dieser mongolischen Rasse ist bei der weiten Ausdehnung ihres Gebietes mannigfaltig, im allgemeinen mittelgross oder klein, die Hautfarbe nach Osten hin gelblich, nach Westen, wo sie sich stark mit Indogermanen mischten, weisslich. Die echten Mongolen haben meist brachycephale Schädel, stark vorstehende Backenknochen, kleine schwarze Augen, nach der Nase zu schief geschnitten, schwarzes glänzendes Haupthaar, wenig Bart. Sie leben mehr in Horden als in wohlgegliederten Stämmen und liessen sich nur durch ihre grossen Eroberer wie Attila, Dschingis Chan, Timur u. a. in die Weltgeschichte einführen, indem sie wie von alters her das civilisierte chinesische Reich, so auch die europäische Staatenwelt durch ihre Sturmfluten überschwemmten. Ihren Herrschern kann man eine hohe Intelligenz nicht absprechen; allein sie vermochten ihre Völker nicht wirklich aus der Barbarei emporzuheben, wo dieselben nicht von der höhern Bildung unterjochter Völker eingenommen wurden. Als Gesetzgeber, der die Volkssitten regelte, trat unter den Mongolen namentlich Dschingis Chan auf. Er suchte die Trunksucht wenigstens einzuschränken und die Bande der Familie, die vorher recht locker waren, zu befestigen; so untersagte er, mehr als dreimal im Monat sich zu betrinken. Den Ehebruch, mit dem man es vorher leicht nahm, verbot er bei Todestrafe. Vielweiberei ist bei diesen Völkern allgemein, das Weib ist gering geachtet und hat die Arbeit zu verrichten, während der Mann bei der Herde oder auf der Jagd meist dem Müssiggang obliegt. Er erlangt seine Frau durch eine Zahlung von Vieh an die Eltern. Die Frauen desselben Mannes wohnen, wie in Afrika und sonst, getrennt. Man sieht nichts Schlimmes im Heiraten einer Verwandten; ausgenommen sind nur Mutter, Schwestern und Schwestern der Eltern. Den Toten, wenigstens vornehmen, wurden oft die Frauen ins Grab nachgesandt, wenn sie ihnen nicht freiwillig folgten. Daneben aber galt, wie bei den Hebräern, dass wenn der Verstorbene keinen Sohn hinterlassen hatte, sein Bruder die Witwe heiraten musste, wozu man ihn allenfalls mit Gewalt zwang. Auf die Keuschheit der Mädchen wird so wenig Wert gelegt wie bei den Afrikanern oder Amerikanern. Als Wohnungen dienten Filzzelte, die man leicht mitnehmen konnte. Wohnung und Kleidung waren unsagbar schmutzig. Von Handwerken hatten die Mongolen eine rohe Schmiedekunst. Die über ein riesiges

---

Harlez, La Religion des Tartares Orientaux, Bruxelles 1887. — Wilh. Radloff, Aus Sibirien, 2. Ausg. 1893. Daraus Sonderabdruck: Das Schamanentum und sein Kultus, Leipzig 1885.

Weltreich gebietenden Chane trieben freilich grossen Luxus, wozu die von ihnen unterworfenen Kulturvölker ihnen behülflich sein mussten. Allein sie blieben gewaltthätige Despoten, und ihre Volksgenossen waren wegen ihrer gefühllosen Grausamkeit der Schrecken zweier Weltteile.

Was die Quellen anlangt, aus welchen die Religionskunde bei diesen Völkern zu schöpfen hat, so fehlt es an authentischen Religionsbüchern bei den Mongolen und ihren Verwandten gänzlich, indem sie die Schrift überhaupt erst seit Dschingis Chan in Gebrauch nahmen. Man ist also wesentlich auf die Beobachtung der noch im alten Heidentum verbliebenen Stämme angewiesen. Missionare und andere Reisende geben über deren magische Gebräuche und Formeln Auskunft. Bei den Finnen leistet das nationale Epos Kalewala grosse Dienste, wenn es auch kein eigentliches Religionsbuch ist und in dieser Fassung aus christlicher Zeit stammt. Im fernsten Osten haben die Mandschu-Kaiser von China manches gethan, um die Altertümer ihres Stammes aufzubewahren. Sie haben Lexika der Mandschu-Sprache, „Spiegel" genannt, anlegen lassen, welche wertvolle Notizen bieten. Namentlich aber hat Kien-long (bei den Chinesen Káo-tzong, 1736—1796) das offizielle Opferritual der Mandschu in einer von ihm selbst bevorworteten Schrift niedergelegt[1]). Allein diese Religionsgebräuche sind stark mit Buddhismus und chinesischen Elementen versetzt[2]), so dass auch dieses Aktenstück nur mit Auswahl zu benutzen ist.

Die Religion dieser Stämme ist, abgesehen etwa von der finnischen Mythologie, wenig ausgebildet. Sie zeigen in religiöser Hinsicht viele Ähnlichkeit mit andern uncivilisierten Völkern, die über Naturismus und Animismus nicht hinausgekommen sind. Man bezeichnet ihre Religion gewöhnlich als „Schamanismus", und in der That spielte bei ihnen das mit Geisterglauben zusammenhängende Zauberwesen eine grosse Rolle. Allein darin erschöpfte sich ihre Gottesvorstellung keineswegs. Vielmehr zeigt sich überall besondere Verehrung für den Himmelsgott, welcher offenbar eigentlich ihre Götter- und Menschenwelt beherrschte. Derselbe heisst Tengere Kaira Kan. Von den Jakuten wird immer noch der sinnliche Himmel Tengere genannt. Man meinte aber mit der Verehrung nicht das sinnliche Phänomen, sondern das himmlische Wesen. Trat auch, wie anderwärts, dieser höchste Gott im täglichen Leben hinter den näher wirkenden Mächten für das menschliche Interesse zurück, so blieb er doch als die alles beherrschende Macht im Bewusstsein.

---

1) Eine französische Übersetzung siehe bei Ch. de Harlez in der oben angeführten Schrift p. 63—172.

2) Der Kultus gilt dort namentlich dem Schangsi, dem Fucihi und dem Pusa. Schangsi ist aber der chinesische Schang-ti; Fucihi ist der Buddha, dessen Kult seit dem 9. Jahrh. in der Mandschurei Eingang fand; Pusa ist nur eine geringere Form des Buddha, aus bodhisatva entstanden.

Die Tataren, welche China vom zehnten Jahrhundert an unterwarfen, opferten dem Himmel und der Erde, ebenso den Ahnen. Der Himmel aber ist der eigentliche Lenker der Geschicke[1]). Noch Dschingis Chan und seine Nachfolger hatten die keineswegs nur aus andern Religionen (Islam) zu erklärende Devise: „Ein Gott im Himmel und Ein Herrscher auf Erden, der Chan!“[2]) Der armenische Geschichtschreiber Guiragos (geboren gegen 1200) sagt: „Die Mongolen hatten keinen Gottesdienst und verrichteten keine religiösen Ceremonien. Doch führten sie bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes im Munde und wiederholten oft, Gott habe sich den Himmel zum Besitz erwählt und die Erde dem Chan überlassen“[3]). Auch in der Gegenwart wird Kaira Kan, der Himmelsgott, häufig angerufen, z. B. um schönes Wetter[4]).

Andere tungusische Stämme nennen das höchste Wesen Buga, beten freilich zugleich ihre Bilder an und wenden sich mit Ehrfurcht an Sonne und Mond, Sterne, Feuer, Erde, Schutzgötter des Waldes, der Berge u. s. f. Auch die Samojeden kennen ein höchstes Wesen namens Num, verehren aber ausserdem auch Naturgegenstände und ihre Idole. So ist schon von den alten Türken überliefert, dass sie dem Feuer, der Luft, dem Wasser, der Erde grosse Verehrung erwiesen und dass sie ausserdem einen Gott anbeteten, der als Schöpfer der Welt angesehen wurde, und dem sie Kamele, Ochsen, Schafe opferten[5]).

Wir sehen also, dass zu dem Himmelsgott sich noch verschiedene sekundäre Götter gesellen, die man auch mit Kniebeugung und Opfern verehrt: Sonne, Mond, Sterne, Donner und Blitz, von denen der letztgenannte etwa als gefährliche, feindliche Macht beschworen wird. Diese sind wohl Besonderungen des Himmelsgottes. Auch Berge, Flüsse und ähnliche Naturgrössen geniessen Verehrung, da man sie von einem Gott oder Geist beseelt dachte. Überhaupt schaute das kindliche Auge alles mit Geistern, guten und schlimmen, erfüllt, und diese wurden zu einem guten Teil von den abgeschiedenen Menschen hergeleitet[6]). Wir finden hier wie in China unter dem Himmelsgott die Natur- und Ahnengeister, nur dass hier alles mehr im Rohen geblieben ist. Die schlimmen Dämonen müssen durch Opfer begütigt und ihr Einfluss durch den Zauberer abgewehrt werden. Die guten erhalten ebenfalls Milch- und Speiseopfer und die Herzen ge-

1) Siehe die Beispiele bei Harlez a. a. O. S. 54 f.
2) Wuttke I, 242.
3) Harlez S. 178 f.
4) Siehe ein Beispiel bei Harlez S. 8 f.
5) Siehe A. Castrén, Finnische Mythologie S. 2 ff.
6) Von dem ältesten Volke Hochasiens, das sie kennen, von den Hiongnu, berichten die Chinesen, dieselben hätten Sonne und Mond, den Geist des Himmels und den der Erde, sowie die Geister der Vorfahren angebetet.

schlachteter Tiere. Sie teilen dem Zauberer die künftigen und verborgenen Dinge mit.

Die guten Geister werden im allgemeinen als überirdische gedacht, die schlimmen hausen in der Unterwelt, die von dem schrecklichen Erlik beherrscht wird. Der Himmel wie die Unterwelt sind in Schichten aufgebaut. So lehren neuere Schamanisten[1]), der Himmel sei aus siebzehn, die Unterwelt aus sieben oder neun Schichten gebildet. In der Mitte befindet sich die Erdoberfläche, deren Bewohner von oben und von unten beeinflusst werden. Die guten Geister und Genien, welche den Menschen freundlich gesinnt sind, ihnen helfen und sie beschirmen, wohnen in den lichten Regionen des Himmels, während die Unterwelt finster ist. Sie erzählen auch Legenden von der Erschaffung der Welt, die aber fremde Einflüsse (biblische Geschichte vom Sündenfall, Buddhismus) nicht verleugnen. Tengere Kaira Kan ist der Schöpfer von Himmel und Erde und des ersten Menschenpaars. Der Mensch wollte aber, mit der seligen Ruhe nicht zufrieden, sich über Kaira Kan selbst erheben. So stürzte er in die Tiefe; der gütige Himmel liess ihn, da er nicht mehr fliegen konnte, die Erde aus der Tiefe heraufholen, aber auch dabei zeigte sich der erste Mensch ungehorsam. Kaira Kan wurde darüber erzürnt, nannte ihn Erlik und schuf andere Menschen. Diese verführte Erlik zum Bösen, weshalb der Gott sie sich selbst überliess und für sich die siebzehn Schichten des Himmels baute. Doch liess er ihnen einen erhabenen Beschützer und Lehrer Mai-Tärä (buddhistischen Ursprungs) zurück. Den Erlik bannte er in die Tiefe[2]).

Dieser Erlik wird grauenerregend dargestellt. Er hat blutbeflecktes Gesicht, schwarzen Bart, schwarzes Ross, schwarzes Bett; eine Menschenbrust ist sein Eimer, ein Menschenschädel sein Pokal u. s. f. Er thut den Menschen Böses, wie er immer kann, verführt sie zur Sünde, schickt Krankheit und Tod; aber auch Armut, Unfälle aller Art sendet er. Gleichwohl, ja gerade deshalb, weil er so furchtbar ist, wird er hoch in Ehren gehalten und durch Opferspenden begütigt. Er hat zahllose schlimme Geister in seinem Dienst. Z. B. bei der Geburt eines Menschen wird die Lebenskraft von einem guten Geiste gebracht, aber Erlik sendet gleichzeitig einen schlimmen, der sich bemüht, die Geburt zu verhindern oder doch, wenn dies nicht gelingt, recht schmerzlich zu machen. Sein guter und sein schlimmer Genius begleiten fortan den Menschen durchs Leben; jener zeichnet seine guten, dieser seine schlimmen Thaten auf. Nach dem Tod legen die beiden Zeugnis ab, wenn die Seele vor dem Richterstuhl des Erlik steht. Überwiegen die guten Thaten, so muss ihn Erlik entlassen, er steigt auf in die Lichtwelt; im andern Fall wird er in einen riesigen Kessel voll kochenden Theers geworfen, in welchem er so weit

1) Radloff, Schamanismus S. 3.
2) Siehe Ausführlicheres bei Radloff S. 4 f.

versinkt, als seine schlimmen Thaten ihn herunterziehen. Bei den weniger verdorbenen ragt der Kopf noch über der Masse empor. Die Seligen erinnern sich solcher Wohlthaten, die sie von den Verdammten empfangen haben; dann schicken sie einen guten Geist, der den Betreffenden am Zopfe herausfischt. Dies alles erinnert stark an die buddhistischen Höllen, auch ist damit nicht gesagt, dass die ethische Vergeltung konsequent durchgeführt sei. Dies ist schon durch die mächtige Wirkung, welche man der Magie zutraut, ausgeschlossen.

Diese Magie nimmt nun und nahm zu allen Zeiten in dem Leben dieser Völker einen breiten Raum ein, wenn sie gleich keineswegs die ganze Religion ausmacht, sondern nur ein Moment derselben bildet. Die vermittelnden Organe sind dabei die Schamanen. Der Schaman (bei den Mandschu: Saman, bei den Turkvölkern: kam) gehört einem Geschlechte an, das mit den seligen Ahnen im Himmel in näherer Verbindung steht und so die Fähigkeit hat, sie zu Hilfe zu rufen, ja auch selbst in die Himmel emporzusteigen. Mittelst seiner Zaubertrommel weiss er die Geister herbeizulocken und bei sich aufzunehmen; sie steigen auf seine Anrufungen auf seine Trommel herab und verleihen ihm durch ihre Gegenwart übermenschliches Können und Wissen. Er wird vom Geist überfallen und kann in diesem Zustand, wo er ausser sich ist, Verborgenes ans Licht bringen, und Künftiges wahrsagen. Er leitet die wichtigeren Opfer, heilt die Kranken, da diese als besessen gelten, durch seine Beschwörungen, und reinigt namentlich auch die Jurte (Hütte) von der Seele eines Verstorbenen. Von den wunderbaren Dingen, die er im ekstatischen Zustand verrichte, wird viel erzählt. Er soll auf glühendem Eisen unversehrt wandeln, Nadeln tief ins Fleisch stecken u. s. f. Selbstverständlich hilft halbbewusster und vollbewusster Betrug nach, um das Begehrte zu leisten. Allein es ist deutlich, dass die Grundlage des Glaubens solche ekstatische Seelenzustände sind, wie sie der Somnambulismus aufweist.

Lehrreich ist, was Herr von Matjuschkin, Gefährte des Herrn von Wrangel auf der Nordpolexpedition von 1820 mitteilt[1]). In der Nähe von Werchojansk suchte er in einer verrufenen Jurte Unterkunft und überraschte dort einen Haufen Tungusen, deren Schamane gerade zu seinen Orakelsprüchen sich vorbereitete. „In der Mitte der Jurta flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis mit schwarzen Schaffellen herumgelegt war. Auf diesen schritt langsam, ganz in abgemessenem Takt, ein Schaman umher, indem er halblaut seine Beschwörungsformeln hersagte. Sein langes, schwarzes und struppiges Haar bedeckte ihm fast das ganze aufgedunsene, dunkelrote Gesicht; zwischen diesem Schleier blitzten unter den borstigen Augenbrauen ein paar glühende, blutrünstige Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Tierfellen, war von

---

1) Bei Tholuck, Die Propheten und ihre Weissagungen, 2. Aufl. 1867, S. 8 ff.

oben bis unten mit Riemen, Amuletten, Ketten, Schellen, Stückchen Eisen [1]) und Kupfer behängt; in der rechten Hand hatte er seine, gleichfalls mit Schellen verzierte Zaubertrommel in Form eines Tambourins und in der linken einen abgespannten Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grausenerregend. Die Versammlung sass schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählig erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel in derselben. Der Schaman warf sich zur Erde nieder, und nachdem er etwa fünf Minuten unbeweglich dagelegen hatte, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen, unterdrückten Geschrei's aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her. Nach einer Weile ward das Feuer wieder angefacht, es loderte hoch empor. Der Schaman sprang auf, stellte seinen Bogen auf die Erde, und indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirne auf das obere Ende desselben stützte, fing er an, zuerst langsam, dann allmählig immer rascher im Kreise um den Bogen herumzulaufen. Nachdem dies Drehen so lange gedauert hatte, dass mir vom blossen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich, ohne irgend ein Anzeichen von Schwindel, stehen und begann mit den Händen allerlei Figuren in der Luft zu machen; dann ergriff er in einer Art von Begeisterung seine Trommel, die er, wie es mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher, bald langsamer umhersprang und mit unbegreiflicher Schnelligkeit seinen ganzen Körper auf die seltsamste Weise verzuckte. Vornehmlich auffallend war dabei sein Kopf, der sich unaufhörlich und mit einer solchen Geschwindigkeit drehte, dass er einer an einem Bande umhergeschleuderten Kugel glich. Während aller dieser Operationen hatte er einige Pfeifen des stärksten tscherkessischen Tabaks mit einer gewissen Gierigkeit geraucht und zwischen jeder einen Schluck Branntwein getrunken, welches beides ihm auf seinen Wink von Zeit zu Zeit gereicht wurde. Dies und die Drehoperation musste ihn doch endlich schwindlig gemacht haben; denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb starr und leblos liegen. Zwei der Anwesenden sprangen sogleich hinzu und begannen dicht über seinem Haupte ein paar grosse Messer gegen einander zu wetzen. Dies schien ihn wieder zu sich zu bringen; er stiess von neuem ein seltsames Klagegestöhne aus und fing an, sich langsam und krampfhaft zu bewegen. Die beiden Messerwetzer hoben ihn auf und stellten ihn aufrecht hin, sein Anblick war scheusslich! Die Augen standen ihm weit und stier aus dem Kopfe, sein ganzes Gesicht war über und über rot; er schien in einer völligen Bewusstlosigkeit zu sein, und ausser einem leichten Zittern seines ganzen Körpers war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen; mit der

1) Häufig haben diese Metallstücke die Gestalt von Tieren.

rechten Hand auf seinen Bogen gestützt, schwang er mit der linken die Zaubertrommel rasch und klirrend um seinen Kopf und liess sie dann zur Erde sinken, was, wie die Umstehenden mir erklärten, anzeigte, dass er nun völlig begeistert sei und dass man sich mit Fragen an ihn wenden könne. Ich näherte mich ihm; er stand da, regungslos mit völlig leblosem Gesichte und Auge, und weder meine Fragen, noch seine sogleich und ohne Nachsinnen darauf erfolgenden Antworten brachten auch nur die mindeste Veränderung in seinen erstarrten Zügen hervor. Ich befragte ihn über den Verlauf und den Erfolg unserer Expedition, von der gewiss niemand in der ganzen Gesellschaft auch nur den entferntesten Begriff hatte, und er beantwortete mir jede meiner Fragen zwar etwas im Orakelstil, aber doch mit einer Art von Sicherheit, nach welcher man hätte schliessen sollen, er sei ganz vertraut mit dem Hauptzwecke sowie mit den Nebenumständen meiner Reise. Hier sind ein paar seiner Antworten möglichst wörtlich: Wie lange unsere Reise dauere? — „Über drei Jahre!“ — Werden wir etwas ausrichten? — „Mehr als man bei dir zu Hause erwartet.“ — Werden wir alle gesund bleiben? — „Alle ausser dir, aber krank wirst du nicht sein.“ Ich fragte ihn auch, wie es einem unserer Reisegefährten, von welchem ich schon seit einiger Zeit getrennt war, jetzt ergehe? — „Er ist jetzt drei Tagereisen von Balne, wo er einen fürchterlichen Sturm auf der Lena ausgehalten und sich nur mit grosser Mühe gerettet hat.“ Viele seiner Antworten waren aber auch so dunkel, ich möchte beinahe sagen, poetisch, dass keiner meiner Dragomane im Stande war, sie mir zu übersetzen; sie erklärten diese Aussprüche für hohe, oder wie sie es hier heissen, Märchensprache. Als nach mir alle Neugierigen in der Gesellschaft befriedigt waren, fiel der Schaman wieder hin und blieb unter den heftigsten Verzuckungen und inneren Krämpfen ungefähr eine Viertelstunde lang am Boden liegen. Man erklärte mir, dass während dieser Zeit die Teufel wieder aus ihm herausführen, weshalb denn ausser ihrem gewöhnlichen Wege, dem Rauchfang, auch noch die Thüre geöffnet ward. Ihr Abmarsch schien übrigens leichter von statten zu gehen als ihr Einzug, zu welchem über vier Stunden erforderlich gewesen waren. Endlich war alles vorüber, der Schaman erhob sich, und auf seinem Gesichte lag der Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung eines Menschen, der aus einem tiefen Schlafe erwacht und sich in einer grossen Gesellschaft befindet. Er betrachtete alle Umstehenden der Reihe nach; vorzüglich aber zog meine Person seine Aufmerksamkeit auf sich; es schien, als erblickte er mich zum ersten Male. Ich wandte mich an ihn und bat mir über einige seiner dunkeln Aussprüche eine Erläuterung aus; er sah mich erstaunt an, indem er verneinend mit dem Kopfe schüttelte, als habe er nie von etwas dergleichen gehört.“

Lässt diese Schilderung auf einen realen Zustand ekstatischen Hellsehens schliessen, der durch sinnliche Reizmittel herbeigeführt

wird, so hat der Schaman bei der komplizierten Handlung eines Pferdeopfers, welche Radloff S. 20 ff. beschreibt, eine lange Reihe mehr liturgischer Akte zu vollziehen und ausführliche Gebete zu sprechen. Auch hier freilich tritt er in regen Verkehr mit den Geistern. Das Opfer wird dem Bai Ülgön, dem aus dem Kaira Kan emanierten Gott im 16. Himmel, zu Ehren verrichtet, welchem ein hellfarbiges Pferd zu schlachten ist. Aber die untergeordneten Geister müssen herbeigerufen werden, der Schaman sammelt sie in seine Trommel. Auch stellt er pantomimisch dar, wie er die Seele des Pferdes dem Gotte zutreibt und reitet auf einer künstlich mit Heu und Lappen dargestellten Gans zum Himmel, indem er durch Klopfen mit der Trommel auf den Erdboden andeutet, wenn er eine Schicht des Himmels durchbricht. Wenn er in der dritten Himmelsschicht angekommen ist, verkündet er, was er dort über bevorstehende Schickungen, Wetter, Krankheiten, Unglücksfälle hört, zu deren Abwendung neue Opfer nötig sind. Unter immer neuen Ceremonien und Erlebnissen mit seinem befiederten Reittier dringt er immer höher hinauf, bis in den achten oder neunten Himmel; einige wenige dieser Zauberer besitzen sogar die Kraft, bis in den zehnten, elften, zwölften Himmel zu steigen. An der höchsten Stelle ruft er demütig den Ülgön selbst an, wiederum in wohlgeordneter Aufzählung seiner Prädikate. Bei dieser Unterredung gerät er in die höchste Ekstase und fällt in Zuckungen, stösst unartikulierte Laute aus und bleibt lange unbeweglich. Dann erwacht er gewissermassen, ringt sein von Schweiss triefendes Hemd aus und begrüsst die Anwesenden. Dies ist der obigen Beschreibung analog. Allein das umständliche Ritual, während dessen der Schamane all seine Sprüche im Sinne haben muss, lässt den Gedanken an eine wirkliche Ekstase, in der ihm das Bewusstsein geschwunden wäre, nicht aufkommen. Solche Verzückungen sind hier offenbar nachgeahmt, womit keineswegs gesagt ist, dass eigentlicher Betrug vorliege, wie wir ihn bei den Fetischmännern der Goldküste als die Regel antreffen werden.

Wenn man sich, was häufig genug vorkommt, von einem bösen Geiste belästigt glaubt, so sucht man ihn durch Geschrei zu vertreiben, und wenn dies nicht hilft, holt man den Schaman oder Kam. Namentlich ist derselbe unentbehrlich, wenn ein Todesfall eingetreten ist, da es gilt, die Jurte von der Seele des Verstorbenen zu reinigen[1]). Auch hiebei sammelt der Schaman zuerst ausserhalb der Hütte die hilfreichen Geister in seine Trommel und sucht dann mittelst derselben die Seele zu erhaschen, welche er in Fistelstimme sprechen und ihn anflehn lässt, er möge sie bei den Seinigen lassen. Hat er sie endlich zwischen Trommel und Schlägel fassen können, so drückt er sie gegen die Erde. Nun tritt er mit ihr den Weg nach der Unterwelt an. Erst hört man noch ihr Wimmern, dann werden die Töne dumpfer, wie

---

1) Siehe die Beschreibung Radloffs S. 53 ff.

aus der Tiefe. Ein heftiger Schlag verkündet endlich die Ankunft im Totenreich. Nun hört man seine Verhandlungen mit den früher verstorbenen Verwandten, welche sich weigern, eine neue Seele aufzunehmen. Da bewirtet sie der Schaman mit Lebenswasser, d. h. Branntwein. Sie werden lustig und jubilieren; so gelingts ihm die Seele einzuschmuggeln. Seine Stimme wird vernehmlicher; er kehrt allein in die Oberwelt zurück. Hier springt er auf und gerät in heftige Verzückungen, springt wild umher und sinkt zuletzt, in Schweiss gebadet, bewusstlos nieder. Nicht immer jedoch ist der Erfolg der gewünschte, zuweilen ist die Seele ihm entwischt und in die Jurte zurückgekehrt; dann muss das Ganze von neuem beginnen.

Echt heidnisch ist an diesem Schamanentum das Verfügen über göttliche Kräfte zu menschlichen Zwecken ohne ethische Bedingungen. Immerhin sei hervorgehoben, dass der Zauberer stark von der Gottheit abhängig gedacht ist. In den höchsten Himmel vermag auch er mit all seiner Kraft nicht zu dringen, und diese Kraft dankt er lediglich der Gunst guter Geister, um die er sich ernstlich bemühen muss. Nur mit deren Hilfe vermag er das Böse in der Natur, Krankheiten u. dgl. zu überwinden, daher er den Beistand der guten Götter mit Opfern und Gebeten anruft. Grosse Ähnlichkeit haben diese Anschauungen mit den babylonischen.

Der Kultus ist, abgesehen etwa von den chinesisch beeinflussten Mandschu, ärmlich und wenig ausgebildet. Er beschränkt sich wesentlich auf jene Opfer und Ceremonien, welche durch die Schamanen verrichtet werden. Häufig werden heilige Baumstämme aufgerichtet oder es wird mit Baumzweigen manipuliert; so dürfen im Mandschuheiligtum Weidenstämme nicht fehlen, anderswo bedient man sich beim Opfern der Birkenzweige. Dies deutet darauf, dass man ursprünglich in diesen Bäumen wirksame Geister wohnend glaubte. Die Filzpuppen, welche sich in den Hütten finden und da die Bedeutung einer Art von Fetisch haben, stellen die guten Ahnengeister dar, welche Schutzgeister des Hauses sind, und verbürgen deren Gegenwart. Ob sie buddhistischen Ursprungs sind, ist daher fraglich. Das Hauptgeräte ist und bleibt die Schamanentrommel, bestehend aus einem oval gebogenen Holzreifen, der mit einem Fell überspannt ist, auf welches rote Figuren gemalt sind. Himmel und Erde sind darauf abgebildet. Der Schlägel ist mit einem behaarten Tierfell überzogen, damit der Ton recht dumpf klinge.

Was die Toten anlangt, so erhellt aus der oben angegebenen Ceremonie und dem über die Ahnengeister Gesagten, dass man an ihrem Fortleben nicht zweifelte. Man gab dem Toten sein Pferd mit, indem man es ausstopfte und an einen Baum hing[1]). Auch brachte man Spenden von Branntwein u. a. auf das

1) Harlez a. a. O. S. 183.

Grab. Die Mandschu steckten am Grabe einen Weidenstrunk in ein hohles Holz und hingen Papierstreifen daran, welches in der Form von Geld geschnitten war, wie denn überhaupt bei ihnen solche Papieropfer sehr häufig zur Verwendung kommen.

Dass die mongolische Rasse tieferes religiöses Gefühl beweise, lässt sich eben nicht sagen. Es ist nicht zufällig, dass ihre grossen Eroberer von Sendboten aller möglichen Religionsgenossenschaften, Buddhisten, Christen, Muslims, Parsi u. s. w. umworben, sich im allgemeinen kühl und vornehm zu allen diesen Bekenntnissen verhielten, da sie für ihre Staatskunst einer ausgesprochenen Religion überhaupt nicht zu bedürfen meinten, während ihre Unterthanen leicht ihre bisherige, ziemlich kümmerliche Weise der Gottesverehrung mit einer andern vertauschten. Die Türken wurden eifrige Muhammedaner, die Mongolen wandten sich grösstenteils dem Buddhismus zu. Selbstverständlich hörten die alten Anschauungen und Gebräuche dabei nicht mit einem Schlage auf. Es finden sich Erben der Schamanenkunst selbst bei islamischen Stämmen. Und vielfach liefen Verehrung des altturanischen Himmelsgottes und der alten Ahnengeister neben dem Buddhismus her. Dem letztern muss übrigens zugestanden werden, dass er auf die wilden, zu Unmenschlichkeit geneigten Mongolen einen bezähmenden, mildernden Einfluss ausgeübt hat. Die altturanische Religion mit ihrem Schamanenwesen hat sich bis heute bei den Tungusen erhalten, von welchen nur ein Stamm, die Mandschu, durch den chinesischen Einfluss der dortigen Staatsreligion zugeführt worden ist. Aber auch unter den Mongolen und anderswo findet man noch Überreste des Schamanismus.

2. Die Finnische Religion [1]).

Die Finnen bilden nur einen Zweig der mongolisch-tatarischen Gruppe; näher gehören sie zu der ugrofinnischen Abteilung, von welcher oben die Rede war [2]). Wenn sie hier noch besonders berücksichtigt werden, so geschieht dies, weil über ihre Religion etwas mehr bekannt ist und dieselbe auch eine reichere Entfaltung aufweist als die der verwandten Stämme. Die Finnen haben, obwohl sie um das Ende des 12. Jahrhunderts zum Christentum von Schweden aus bekehrt wurden, manches Heidnische bewahrt. Die Hauptquelle aber ist das aus verschiedenen Rhapsodieen (Runen) zusammengesetzte alte Nationalepos Kalewâla [3]) = Land des

1) Christian Erici Lencqvist, De superstitione veterum Fennorum theoretica et practica, Åbo 1782. — Christfrid Ganander, Mythologia Fennica, Åbo 1789. — Alexander Castrén, Vorlesungen über die Finnische Mythologie, herausgegeben von A. Schiefner, St. Petersburg 1853. — A. Réville, Les Rel. des peuples non-civilisés II, 203 ff.

2) Seite 87 f.

3) Deutsche Ausgaben von A. Schiefner, Helsingf. 1852 und Domenico Comparetti, Der Kalewala, Halle 1892.

Kâlewa: so heisst der Hauptheld. Die Magie ist darin die Haupthandlung. Die Helden sind Götter und Halbgötter.

Aber auch hier fehlt nicht der Hauptgott, das höchste Wesen, Jumala genannt. Dieser Name findet sich in Variationen bei den Lappen (Jubmel), Esthen (Jummal), Tscheremissen (Juma), Samojeden (Num) und bedeutet bei denselben den Himmel. Dies ist gewiss auch der ursprüngliche Sinn des finnischen Jumala, und weil der Himmelsgott ursprünglich der Gott schlechthin war, so wurde dieses Wort dann appellative Bezeichnung für Gott, Gottheit, wie es oft in den Runen steht. Auch für den christlichen Gott wurde es adoptiert, wie das mongolische tengri drei Bedeutungen hat, indem es den materiellen Himmel, den Himmelsgott, und endlich jeden Gott bezeichnet.

Je mehr aber Jumala abstrakt und appellativ gebraucht wurde, desto mehr wurde der Name Ukko für den Himmelsgott, besonders den Donnerer, gebräuchlich. Dieser Ukko = Grossvater, Greis, ist ursprünglich nur ein Epithet jenes höchsten Himmelsgottes. Er ist der gefürchtete Alte, der Blitz und Donner handhabt, aber zugleich als Patriarch der Götter verehrt. Er ist Wolkensender und spendet den wohlthätigen Regen. Um diese Gabe wird er im Kalewala [1]) angerufen:

Ukko, Du, o Gott dort oben,
Du, o Vater in dem Himmel,
Der Du in den Wolken waltest
Und die Wölklein alle lenkest,
Halte Rat Du in der Wolke,
Guten Rat Du in den Lüften.
Schick aus Osten eine Wolke,
Lass aus Nordost sie erscheinen.
Sende andre her aus Westen,
Schneller welche aus dem Süden,
Sende Regen von dem Himmel,
Lass die Wolken Honig träufeln,
Dass die Saaten munter rauschen!

Der Regenbogen ist Ukkos Bogen. Sein Flammenschwert wirkt befreiend gegen böse Zaubergeister, welche Krankheiten u. dgl. bewirken. Den Feinden wünscht man, dass sie von Ukkos feurigen Kupferpfeilen oder Steinen (Donnerkeilen) oder von seinem Hammer getroffen werden. Da er der mächtigste Gott ist, ruft man ihn bei allerlei Unternehmungen um Beistand an. Geht doch seine Machtsphäre weit über das himmlische Gebiet hinaus. Doch treten auch hier Sonne, Mond, Sterne als selbständige Mächte mit begrenzterem Machtgebiet auf. Am meisten Verehrung geniesst von diesen die Sonne wie bei den Tungusen, welche sie mit ihrem höchsten Gott Buga identifizieren. Sie ist dann die Manifestation des Himmelsgottes selbst.

Ukko hat sein weibliches Gegenbild in Akka, der „alten

1) Kalewala R. 2, Vs. 317–330.

Mutter", welche ursprünglich Erdgöttin gewesen sein mag, aber bei ihm im Himmel wohnt. Wie die griechische Hera liebt sie den Widerspruch gegen ihren Gemahl. Sie lässt Regenschauer kommen, während die Sonne scheint und erzeugt Gegenströmungen in den Strömen.

Nach den himmlischen Gottheiten werden die des Wassers am meisten verehrt. Den Wassergott Ahti denken sich die Finnen als alten, ehrwürdigen Mann mit Grasbart und Schaumgewand. Seine Gemahlin ist Wellamo, eine ernste, aber gute, gabenfreundliche, sorgsame Wirtin mit blauer Mütze, einem Binsenhemd und einem schäumenden Gewand. Ahti und Wellamo werden besonders beim Fischfang und Fahrten zur See oder über Stromschnellen angerufen. Ein Fischerlied[1]) an ihn lautet:

Ahto, Wirt Du in den Fluten,
Herrscher Du von hundert Gruben,
Nimm den Pfahl von fünf der Klafter,
Nimm die Siebenklafterstange,
Um das Meer ganz durchzusuchen,
Um den Boden durchzuwühlen,
Scheuch hervor die grätgen Scharen,
Treibe Du der Fische Herde,
Wo wir dieses Netz erheben
Seine hundert Flossen ziehen
Aus den fischereichen Buchten,
Aus den lachserfüllten Schluchten,
Aus des Meeres grossen Wirbeln,
Aus der Fluten finstrer Tiefe,
Wo die Sonne nimmer scheinet,
Wärme nie der Sand empfindet!

Auch die Erde wird verehrt als die Mutter alles Daseins, besonders der Vegetation, namentlich auch die Gönnerin des Landbaues. So wird sie im Kalewala[2]) angerufen:

Alte, die Du unten weilest,
Erdenmutter, Erdenwirtin,
Bring den Rasen Du zum Treiben,
Bring die Erde Du zum Wachsen!
Nimmer fehlts an Kraft der Erde,
Nie, so lang die Zeiten dauern,
Wenn die Geberinnen Gnade,
Huld der Schöpfung Töchter leihen.
Steig, o Erde, auf vom Schlafe,
Von dem Schlummer, Flur des Schöpfers,
Lass die Halme dicker werden,
Höher Du die Stengel wachsen,
Tausendfach die Ähren steigen,
Hundertfach die Äste schiessen
Durch mein Ackern, durch mein Säen,
Durch die Mühe, die ich habe.

Bei den Esthen heisst die Erdgöttin Maaemma und ist Gemahlin des Donnergottes. Sie verleiht auch den Weibern Frucht-

1) Kalewala R. 48, Vs. 135—150.
2) Kalewala R. 2, Vs. 301—316.

barkeit. Während diese Erdgöttinnen bei dem geringen Ertrag, den die Erde in diesem nordischen Land zu bieten hatte, nicht zu grosser Bedeutung gelangten, machte man sich mehr mit den Waldgöttern oder -geistern zu schaffen, an deren Spitze Tapio stand mit langem Hals und dunkelbraunem Barte. Seine Gattin ist Miellikki, welche als freundliche Wirtin den wilden Honig bereitet und das Bier, das sie dem müden Jäger reicht. Nur zeigt sie ein verschiedenes Gesicht, jenachdem die Jagd glücklich ausfällt oder nicht. Im erstern Fall erscheint sie schön gekleidet und geschmückt, im andern als hässliches Weib. Tapio hütet mit seiner Gattin die wilden Tiere, aber auch das zahme Vieh. Ihnen helfen dabei als Hirtinnen Töchter und Mägde, Waldjungfrauen. Auch die Bäume pflegen sie. Aber auch gefährliche Wesen gibts im Walde so gut wie im Wasser.

Auch Götter der Unterwelt fehlen bei den Finnen nicht. Die Fortdauer der Seelen nach dem Tod war auch bei ihnen so selbstverständlich, dass man ihnen Nahrung und Kleider, Äxte, Messer wie Kessel und Feuerzeug und Speere, auch Schlitten auf dem Grabe niederlegte, als bedürften sie alles dessen noch. Die Schamanen können sich bei ihnen Mitteilungen und Ratschläge holen. Sie sehen die umherfahrenden Geister, welche dem Blick gewöhnlicher Sterblicher unsichtbar sind. Doch scheut man sich vor solchen Geistern, da sie den Lebenden leicht schaden können. Am meisten gefürchtet werden die Seelen gewesener Schamanen, da man denen nichts gutes zutraut. Der eigentliche Wohnsitz der Toten ist unter der Erde, welche Vorstellung sich an das Grab anschliesst. Die Gottheit der Gräber und ihrer Insassen heisst Kalma, was jetzt „Leichengeruch“ bedeutet, ein böses Wesen. Aber der Beherrscher der Unterwelt ist Tuoni[1]) oder Mana. Die Unterwelt heisst ebenso, gewöhnlicher aber Tuonela. Da ein Held des Kalewala, Wäinämoinen, in diese Unterwelt hinabsteigt, wie Odysseus in der Odyssee, Äneas in der Äneide, so kennt man das Bild, das man sich davon machte: Es ist eine düstere Gegend mit schwarzen Wäldern, wilden Tieren, reissenden Flüssen und gefährlichen Wasserfällen. Auch der Gott der Unterwelt hat seine Gattin: Tuonen Akka, ein altes Weib mit hakenförmigen Fingern und verzerrtem Kinn. Mit diesen seinen Eltern bewacht ihr Sohn, Tuonen poika, die Toten aufs strengste. Nach Tuonela tauchen die Schamanen hinab, um verborgene Dinge zu vernehmen. Das Schamanenwesen war bei den Finnen so ausgebildet, dass die verwandten Stämme jeden Finnen für einen Zauberer hielten, während diese selbst die Lappen als die Meister in dieser Kunst betrachteten und ihre Lehrlinge dorthin schickten, um sie zu lernen.

Von den eigentlichen Göttern werden ziemlich bestimmt unterschieden die zahllosen Geister, welche teils die Natur

---

1) Auch bei den Lappen heisst der Todesgott Tuon oder Tuona.

durchwalten, teils von Verstorbenen herrühren. Jeder Naturgegenstand hat wie jeder Mensch seinen Schutzgeist, Haltia. Man geht nicht auf die Jagd oder Wanderung, ohne seinen Schutzgeist, der in Höhlen, Steinen, Bäumen wohnt, herbeizurufen[1]). Eine grosse Rolle spielen aber auch die bösen Geister, welche Krankheiten hervorrufen. Zu ihnen gehört z. B. Koi, der Fingerwurm, Hammas mato, der Zahnwurm u. s. f. Andere haben Menschengestalt, so das Seitenstechen, die Gicht, Kolik, Pest, der Dämon der Geschwüre u. a. Von solchen Geistern ist die Natur voll, sie können überallher kommen. Ein eigentümliches Zauberwesen heisst Para oder Paara (bei den Schweden Bjäran oder Bare), das man dadurch in Bewegung setzte und sich dienstbar machte, dass man sich in den kleinen Finger der linken Hand schnitt. Der, offenbar schon christlich gefärbte, Zauberspruch lautete dabei:

Auf Erden sollst du für mich laufen,
In Blåkulla werd ich für dich brennen.

oder:

Butter und Käse sollst Du mir bringen,
Und dafür (soll ich) in der Hölle brennen.

Vom Kultus ist hier wesentlich dasselbe zu sagen wie bei den ugrofinnischen und tatarischen Stämmen überhaupt. Die skandinavischen Sagen wissen von einem an den Ufern der Dwina errichteten prächtigen Jumala-Bild. In menschlicher sitzender Gestalt war der Gott dargestellt, mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt, eine goldene oder silberne Schale auf den Knieen haltend, in die man das geopferte Geld warf. Auch die Lappen hatten Bilder, welche sie im Freien aufstellten, aber auch in die Erde vergruben, um sie den unterirdischen Göttern zu weihen, oder an Bäumen aufhingen für die himmlischen. Ebenso hatten Bilder ihrer Götter die Esthen, Ostjaken, Wotjaken und Tscheremissen. Letztere stellten eine männlich gekleidete Puppe in einer Birkenschachtel in einen Winkel ihrer Wohnung und setzten ihr von Zeit zu Zeit einen Kuchen vor: sie stellte den dort am meisten gefürchteten Donnergott dar. Sonst aber ist wenig Kultus bei diesen Stämmen zu finden.

Fassen wir zusammen, so zeigt diese Religion wie die der verwandten Völker das Bewusstsein von einem höchsten Gott, der den Himmel innehat, daneben eine phantastische Belebung der Natur durch Geister und den Glauben, dass zwischen den Lebenden und Abgeschiedenen ein Verkehr möglich ist, der freilich mehr schädlich als wohlthuend wirkt. Den Verkehr mit der Geisterwelt vermitteln die Zauberkundigen, die Magie ist dabei mächtig, ohne dass das ethische Moment in der Religion fehlt. Der beste Kenner, Castrén, bestreitet die Richtigkeit der Behauptung Georgi's (Be-

1) Castrén a. a. O. S. 172 f.

schreibung aller Nationen des russischen Reiches), dass die im östlichen Russland wohnenden finnischen Stämme an einen allgemeinen Gott glaubten, der Schöpfer aller Dinge sei, sich aber nicht um die Handlungen der Menschen im einzelnen kümmere. Die Idee des Schöpfers stamme nicht von diesen Völkern, sondern vom Christentum oder Islam. Hingegen sei richtig, dass sie einen Himmelsgott als oberstes Wesen verehren, und zwar ein solches, das den Menschen vielfach nach ihrem Thun vergelte. Beachtenswert ist, dass während die alten Finnen an die Macht des Gebets zum Himmelsgott glaubten, die heutigen mit ihnen verwandten Stämme meinen, derselbe sei den Menschen zu fern, um ihre schwache Stimme zu hören, wenn er auch gelegentlich belohne und bestrafe. Statt dessen nehmen sie zu Geistern Zuflucht, die in Bäumen und besonders Steinen wohnen sollen, oder zu Götterbildnissen.

3. Die Japanische Religion[1]).

Die Bewohner von Japan, oder wie es die Einheimischen nennen, Nipon („Ostreich"), erweisen sich durch den Bau ihrer Sprache, welche eine agglutinierende ist, mit den turanischen, bezw. mongolischen Völkern nahe verwandt. Die ursprünglichen Einwohner dieser Inseln, die Aino, wurden durch mongolische Einwanderer, welche über die Halbinsel Korea vordrangen, zurückgeschoben; man findet sie heute noch auf Jeso. Von China her ist im 6ten Jahrhundert n. Chr. über Korea ein sehr starker civilisatorischer Einfluss ausgeübt worden. Chinesische Schrift und Zeitrechnung fanden damals Eingang, aber auch chinesische Staatsordnung mit ihrem Beamtentum trat an die Stelle mehr naturwüchsiger patriarchalischer Gliederung. Die Umwandlung in einen Kulturstaat nach chinesischem Vorbild vollzog sich allmählich durchs siebente und achte Jahrhundert. Auch die Technik verdankte man in Japan diesem Einfluss, doch hat die japanische Kultur stets auch ihre Eigentümlichkeiten bewahrt. Die japanische Sagengeschichte beginnt ihre Erzählungen mit dem 6. Jahrhundert vor Chr. Doch haben erst die vom 6. nach Chr. handelnden Überlieferungen einen geschichtlichen Wert. Japan hat eine umfängliche Litteratur hervorgebracht; doch enthält dieselbe, soweit

1) Kämpfer, Geschichte und Beschreibung v. Japan, herausg. von Dohm, Lemgo 1777—79 (2 Bde.). — P. F. v. Siebold, Nippon, Archiv zur Beschr. von Japan, Leid. 1832—51 (20 Sektionen). — Reed, Japan, its history, traditions and religions, 2 Bde., Lond. 1880. — Chamberlain, The language, mythology and geographical nomenclature of Japan, reviewed in the light of Aino studies, Tokio 1887. — Manches Material enthalten die Transactions of the Asiatic Society of Japan (zu Tokio herausgegeben) und die Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (ebenda). — Vgl. ferner die Akten des Kongresses von Chicago, S. 451 ff.

sie bekannt geworden ist, wenig Religiöses. Selbständige Produktion einer philosophischen oder religiösen Gedankenwelt scheint das Land nicht aufzuweisen.

Die Religion Japans hat weit weniger innere Einheit und Selbständigkeit als die chinesische; sie ist freilich auch in mancher Hinsicht noch nicht aufgehellt. Die Aino, die ältesten Bewohner Japans, haben den Glauben an einen höchsten Gott, der sich zu seinem Weltregiment der untergeordneten Götter bediene; ja sie wissen heute auch von Himmel und Hölle. Dabei ist ihnen eigen die Vorstellung, dass nur die Männer die Religion zu pflegen haben, da der Kultus der Weiber nachteilig wäre. Die japanische Nationalreligion nennt man gewöhnlich Schintoismus. Schinto oder Schintao ist der chinesische Ausdruck für „Geisterweg" oder „Götterweg"; die japanische Benennung lautet kami-no-mitsi[1]). Man bezeichnet damit die uralte Geisterverehrung, welche sich durch sehr verschiedene Phasen der religiösen Entwicklung bis heute im Volk erhalten hat und von selbst an den Geisterglauben der turanischen Stämme erinnert. Doch unterscheidet man noch sehr verschiedene Grade von kami. Die einen sind Naturgeister, die uralten Götter, die andern Ahnengeister. Auch hier wie mancherorts ist der Naturkultus, der Himmel, Sonne und ähnliche höhere Gewalten in der Natur verehrte, von dem Kultus der abgeschiedenen Seelen überwuchert worden. Zu dieser ursprünglichen Religion ist dann aber vom 6. Jahrhundert n. Chr. an der bei dem empfänglichen Charakter des Volks mit offenen Armen aufgenommene Buddhismus aus China über Korea gekommen und hat sich ziemlich friedlich mit dem Schintoismus in die Herrschaft geteilt. Ebenso kam von China die Lehre des Kongtse, welche sich die Gebildeten mit Vorliebe aneigneten.

Nach den alten japanischen Geschichtswerken, dem Kojiki (vom Jahr 712) und dem Nihongi (720), haben im Anfang Gottheiten (Kami) regiert und Himmel und Erde samt allem, was darin ist, hervorgebracht. Zweie von diesen Gottheiten, eine männliche und eine weibliche, Isanagi-no-kami und Isanami-no-kami stiegen vom Himmel hernieder und „machten und befestigten das (japanische) Land". Sie erzeugten auch zahlreiche Götter, unter welchen die Sonnengöttin die wichtigste: Amaterasu-ohomi-kami, d. h. die am Himmel scheinende grosse Heilige, welche den hohen Himmelsplan regiert. Diese himmlische Herrscherin sandte ihren göttlichen Enkel namens Ninigi-no-mikoto zur Erde. Dessen Enkel namens Jimmu Tenno war der erste menschliche Herrscher oder Mikado; der offizielle Name ist übrigens letzteres nicht, sondern Tenno, d. h. himmlischer König oder Tenschi, d. h. Sohn des Himmels. Von diesem stammen alle folgenden Herrscher ab; denn die Erbfolge ist nie unterbrochen oder gestört worden. Jimmu Tenno, der Begründer der Dynastie, soll am 11. Februar 660

---

1) kami bedeutet „Weg", mitsi „Geist" oder „Gottheit".

v. Chr. den Thron bestiegen haben. Jener göttliche Enkel der Sonnengöttin aber wurde von ihr auf die Erde gesandt mit dem Segensspruch: „Das ewig fruchtbare Land mit seinen rohrbedeckten Ebenen und seinen üppigen Reisfeldern (Japan) ist das Land, das unsere Nachkommenschaft regieren soll. Unsere Herrscherlinie soll immer blühen mit Himmel und Erde." Die himmlische Herrscherin gab ihm zugleich drei Kleinodien mit, einen göttlichen Spiegel, der im Tempel von Ise, dem grössten Heiligtum des Landes aufbewahrt wird, einen göttlichen Edelstein, der im kaiserlichen Palast gehütet wird, und ein göttliches Schwert, das im Tempel von Atsuta (Provinz Owari) liegt. Auf dieser himmlischen Sendung beruht nach Aussage der Japaner die nie zerstörte Vereinigung zwischen der Dynastie, den treuen Unterthanen und ihrem fruchtbaren Lande. Kein Wunder, dass diese Herrscher sich stets angelegen sein liessen, den angestammten Kamidienst zu pflegen. Derselbe gilt teils höheren Geistern oder Göttern, teils den zahllosen Menschengeistern, die vergöttlicht gedacht werden. Wer sich im Leben durch Tapferkeit oder Wohlthätigkeit oder Gelehrsamkeit ausgezeichnet hat, wird nach dem Tod zu einem Grade in der Geisterwelt erhoben, und zwar nach dem Urteil des Mikado. An ihren Festen ergötzt man die Geister mit Speise und Trank sowie mit theatralischen Aufführungen. In lange vergangener Zeit sollen auch Menschen geopfert worden sein. Ebenso wurden in älteren Zeiten den Verstorbenen ihre Diener ins Grab mitgegeben oder liessen sich freiwillig mitbegraben; noch in neuerer Zeit legte man zum Ersatz dafür thönerne oder hölzerne Puppen ins Grab.

Eine förmliche Glaubens- und Sittenlehre hat der alte Schintoismus kaum gehabt; dagegen ist das Ritual ein ziemlich ausgebildetes. Nach den grossen Heiligtümern, besonders nach dem grössten zu Ise werden regelmässige Wallfahrten unternommen, die den buddhistischen nachgeahmt sein möchten. Besonderes Gewicht wird auf die Reinlichkeit der Anbetenden gelegt. Ehe er zur Anbetung die heilige Stätte betritt, wäscht sich der Andächtige in einem dafür bestimmten Wassergefäss, schellt darauf mit der Glocke, was buddhistischer Brauch, und klatscht dreimal in die Hände, um die Geister, zu denen er beten will, auf sich aufmerksam zu machen. Dann verrichtet er am Eingang der Kapelle stehend mit gebeugtem Kopf und zusammengelegten Händen, oder zur Erde niedergeworfen, ein stilles Gebet. Unrein wird der Mensch besonders durch Berührung von Leichen, Befleckung mit Blut und durch Genuss des Fleisches von Haustieren. Zur Reinigung zieht er sich in eine einsame Wohnung zurück im Traueranzug, lässt Bart und Haar wachsen und reinigt sich bei verschlossenen Thüren und Fenstern unter Vermeidung von Fleischgenuss. Die heiligen Stätten sind meist schön auf Hügeln, zwischen heiligen Hainen angelegt und mit Gärten geschmückt. Es sind mit Mauern umschlossene Höfe mit Hallen für Aufnahme der Pilger und Priester-

wohnungen. Die eigentlichen Tempel aber, Mija genannt, sind klein und einfach, aus Holz gebaut, mit Schindeln gedeckt. Darin findet sich ein einfacher Tisch mit einem Metallspiegel, dem Symbol des Sonnenlichts, ferner dem Gohei, einem Büschel von Papierstreifen, dessen Bedeutung noch nicht klar ist, und einem Edelstein oder Bergkrystall. Die Priester sind, im Unterschied von den buddhistischen, verheiratet, und ihre Würde ist erblich. Sie tragen nur beim Kultus eine besondere Tracht. Man zählte im Jahr 1890 in Japan 193242 Schintotempel und 14717 Priester, die sich auf 10 verschiedene Sekten verteilen.

Der Buddhismus ist im Jahr 552 n. Chr. über Korea nach Japan gekommen und hier mit offenen Armen aufgenommen worden. Es war aber kein reiner Buddhismus mehr, sondern ein stark mit Brahmanismus versetzter, der sich dann auch in Japan der Kamireligion vielfach anpasste. Geistig war er immerhin dieser überlegen. Der grösste Teil des Volkes fiel daher im 7. und 8. Jahrhundert ihm zu, und er bestand in der Regel friedlich neben dem Schintoismus. In neuerer Zeit wurden ihm seine staatlichen Privilegien entzogen und manche reiche Buddhistenklöster und -kirchen konfisziert. Zu Anfang 1893 gab es in Japan zwölf buddhistische Sekten mit 71839 Kirchen und 36247 Kapellen. Die Zahl der Buddhistenpriester belief sich auf 52054 und die der Nonnen auf 744. — Den Gebildeteren, welche nach einer moralischen Weltanschauung verlangten, bot eine solche die Lehre des Chinesen Kongtse, welche schon seit dem 3. Jahrh. in Japan Eingang gefunden haben soll, wahrscheinlich aber erst später ihren Einzug hielt. Das Verhalten der Bevölkerung zu diesen drei Bekenntnissen (Schintoismus, Buddhismus, Konfucianismus) ist ähnlich wie das der Chinesen zu den dortigen Konfessionen; man kann den Kultus mehrerer gleichzeitig pflegen. Nur ist das Volk nicht allzu eifrig im Gottesdienst.

Den Mikado kam seine göttlich hohe Würde teuer zu stehen. Er wurde als so heilig und göttlich erklärt, dass man ihn dem Blicke aller Sterblichen entzog und durch die lästigsten Satzungen einschränkte[1]; durfte er doch nicht einmal die freie Luft oder einen Sonnenstrahl an sich kommen lassen, oder die Erde berühren, sondern musste sich tragen lassen, was an die als Tabu geltenden Könige bei den Polynesiern erinnert. Die politische Gewalt des Mikado war daher meistens gleich Null. Der wirkliche Regent war der Schugun, der das Heer in seiner Hand hatte. Allein seit der gegenwärtige Mikado Mutsuhito regiert[2], haben sich diese Verhältnisse völlig geändert. Der Schugun musste 1867 seine Macht

1) Haare, Bart und Nägel durften ihm nur im Schlaf geschnitten werden; er musste täglich einige Stunden unbeweglich auf dem Throne sitzen, mit der Krone bedeckt, da die Ruhe des Landes davon abhange u. s. w. Zwölf Gemahlinnen bildeten seinen Hausstand, darunter eine die vornehmste und Mutter des Thronfolgers war.

2) Geboren 1852, kam zur Regierung 1867.

niederlegen, und der Mikado stellte sich als Monarch im modernen Sinne an die Spitze des gesamten Staatswesens. Am 6. November 1868 begann man eine neue Ära, die der Meji „Aufklärung“ [1]. Im selben Jahr verlegte der Herrscher seine Residenz von Kioto nach Jedo, fortan Tokio genannt.

Mit dem Christentum trat das Land seit der Mitte des 16. Jahrh. in Berührung, wo die Jesuiten (Franz Xaver) eine erfolgreiche Mission aufnahmen. Die Japaner zeigten sich für die fremde Religion und namentlich auch die europäische Kultur ungemein empfänglich. Allein bald wurde man gegen das Christentum, bezw. die Absichten der Christen, misstrauisch und es brach sogar (besonders seit 1597) eine furchtbar grausame Christenverfolgung aus. Der christliche Kultus sowie jede Abänderung des Schinto oder Butto (Buddhismus) wurde bei strengen Strafen untersagt. An solchen Orten, wo vordem viele Christen waren, mussten bis auf die Neuzeit alle Bewohner an einem Tage des Jahrs ein metallenes Kruzifix mit Füssen treten. Seit 1637 wurden auch die Seehäfen gegen fremde Schiffe abgesperrt. Erst seit Mitte des 19. Jahrh. wurde Japan für den europäischen und amerikanischen Handel wieder offen, und nun eignete sich das Volk mit merkwürdiger Gelehrigkeit und Raschheit die Errungenschaften der modernen Kultur an. Mag auch dieselbe vielfach einen oberflächlichen Firniss über dem ungeschulten Wesen bilden, so hat doch der Krieg gegen China 1894/95, in welchem das moderne Japan zuerst seine Feuerprobe glänzend bestand, bewiesen, dass es eine leistungsfähige Grossmacht geworden ist. Die christliche Mission ist seit der Eröffnung des Landes in unserm Jahrhundert wieder an ihrer friedlichen Arbeit gewesen und hat gewiss nicht zu verachtende Erfolge errungen, wenn auch die wenig religiös beanlagte Natur des Volkes nicht leicht für eine Religion zu gewinnen ist, die so viele Anforderungen an das innere Leben stellt wie das Christentum und die Berührung mit der modernen Kultur dasselbe leicht zu ungläubiger Aufklärung und Freidenkerei führt. Auch der nationale Aufschwung der letzten Jahre, der das einheimische Selbstgefühl so mächtig hob, hat die Geneigtheit zur Aufnahme des Christentums nicht vermehrt, sondern eher vermindert. Es bilden sich auch heidnische japanische Sekten, welche den ethischen Gehalt des Christentums sich anzueignen und so dieses überflüssig zu machen suchen.

---

1) Das Jahr 1899 ist also das 32. Jahr Meji.

B. Hamitische Familie.

Religion der alten Ägypter.

Einleitung[1]).

Das Land Ägypten. Es kann auffallen, dass dieses uralte Kulturland dem wegen seiner geographischen und klimatischen Verhältnisse der Kultur am wenigsten günstigen Erdteil angehört. Doch weist Ägypten im Unterschied vom eigentlichen Afrika (wozu es die Alten in der Regel nicht einmal gerechnet haben)[2]) eigenartige, für Anbau und Volksbildung ausserordentlich fördernde Bedingungen auf. Abgesehen von seiner nördlichen Lage (seine Südgrenze fällt mit dem südlichen Wendekreis zusammen; es gehört also noch zur gemässigten Zone), und zwar am Mittelmeer, von wo es öfter geistig befruchtet wurde, kommt ihm der Nilstrom, an dessen Gestaden es sich von Süd nach Nord hinzieht, so sehr zu statten, dass man das Land mit Herodot[3]) geradezu *δῶρον τοῦ ποταμοῦ*, ein Geschenk dieses Stromes nennen kann. Denn nicht bloss das Delta, wo der Strom sich in weiterausgreifende Arme verzweigt, ist von ihm angeschwemmtes Land, sondern den ganzen Lauf des Flusses entlang ist der Boden durch Anschwemmung schwarzer Erde erst kulturfähig geworden. Nur so

---

1) M. Duncker, Geschichte des Altertums Bd. I. — Maspero, Gesch. der morgenländischen Völker im Altertum, deutsch von Pietschmann 1877. — Derselbe, Histoire ancienne des peuples de l'orient I, Paris 1895. — H. Brugsch, Gesch. Ägyptens unter den Pharaonen nach den Denkmälern, Leipz. 1877. — A. Wiedemann, Ägyptische Geschichte, Gotha 1883. 84. — Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I, Stuttgart 1884. — Derselbe, Gesch. des Alten Ägyptens (in Onckens Sammlung), Berlin 1887. — Ad. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, 2 Bde., Tübingen 1885. 87. — Vgl. ferner G. Ebers, Ägypten und die Bücher Moses, Leipzig 1868. — W. Max Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern, Leipz. 1893.

2) Ebers, Ägypten und die BB. Moses, S. 19 ff.

3) Herod. 2, 5. — Wahrscheinlich stammt dieses geflügelte Wort, das sich ursprünglich aufs Delta bezieht, schon von Hekatäus. Vgl. Maspero, Gesch. d. morgenl. Völker, S. 2.

weit, als das Nilwasser steigt, kann etwas wachsen und gedeihen; wo sein Einfluss aufhört, beginnt unmittelbar die trostlose Wüste. So bildet Ägypten einen langgezogenen, schmalen Streifen von wenigen Meilen Breite; erst beim Delta verbreitert sich das fruchtbare Land. Der Nil gewährt nicht bloss ein die Pflanzen, Tiere und Menschen erquickendes und ihnen zuträgliches Wasser, das durch seine jährlichen Anschwellungen den zu beiden Seiten liegenden Gauen zugeführt wird; sondern er lässt auch bei diesen im Juli eintretenden, von den Schneeschmelzen und tropischen Regengüssen des äquatorialen Afrika herrührenden und im Oktober ihren höchsten Stand erreichenden Überschwemmungen einen äusserst fruchtbaren schwarzen Schlamm zurück, der als vorzüglicher Dünger dient. Nach der wechselnden Nilhöhe richtet sich daher der Jahresertrag der Felder. Im Westen schützt ein Höhenzug das Land vor dem Wüstensand, der freilich immer vordringt, wenn nicht menschliche Kunst dem bewässernden Nil nachhilft. Im Osten zieht sich ein niedriges Gebirge hin, welches das Land gegen die Sanddünen abgrenzt. So ist Ägypten ein bevorzugter Erdstrich, nach dem viele Völker gelüstete, und der dank seiner centralen Lage zwischen Afrika, Asien und Europa weitreichenden Einfluss ausüben, anderseits aber seine Kultur selbständig entfalten und sich nach aussen leicht abschliessen konnte. Seine natürlichen Grenzen bildeten östlich und westlich die Wüste, im Süden die Katarakte, welche die Wasserstrasse sperrten, im Norden das Mittelmeer. Am meisten stand das Land nach Nordosten offen, daher hier von den Ägyptern ein ganzer Gürtel von Befestigungen gegen asiatische Eindringlinge angelegt wurde.

Der Name dieses Landes war bei den Ägyptern selbst: kam (jüngere Sprachform: keme, chemi) = das schwarze, was nicht auf die Hautfarbe seiner Bewohner, sondern auf die dunkle Farbe des fruchtbaren ägyptischen Bodens geht im Gegensatz zum blendend hellen Wüstensand und auch dem „roten“ Syriens und Phöniziens[1]). Herodot sagt denn auch 2, 12: Das Land Ägypten gleiche dem Boden nach weder dem angrenzenden arabischen, noch dem libyschen, noch dem syrischen, sondern sei *μελάγγαιον*, schwarzerdig und geborsten, weil es Schlamm und angeschwemmtes Land sei, das vom Fluss aus Äthiopien gebracht worden. Und Plutarch (de Iside c. 33): „Das meist schwarzerdige Ägypten nennen sie wie das Schwarze im Auge *Χημία*.“ Vielleicht lehnt sich daran der Name des biblischen Stammvaters Chām, wenn auch das hebräische Sprachbewusstsein dabei nicht an die Farbe eines Landes, eher noch an die der Bewohner, namentlich aber an die Hitze des südlichen Erdstrichs denken mochte. Der hebräische Name für Ägypten, Mizrajim, ist dualförmig[2]), wurde daher wohl auf die beiden

1) Ebers a. a. O S. 56.
2) Nach Ed. Meyer vielmehr Locativbildung, was aber spätere dualistische Auffassung nicht ausschlösse.

von alters her unterschiedenen Landesteile bezogen: Unter- und Oberägypten, von denen letzteres von Elefantine bis in die Gegend von Memphis reichte, ersteres den nördlichen Rest umfasste. Der Singular des hebräischen Namens wäre nach Ebers māzōr, Umwallung, was auf jenen Festungsgürtel im Nordosten deuten würde, und somit ursprünglich nur auf Unterägypten oder sogar nur auf den nordöstlichen Teil desselben sich bezöge, während Oberägypten bei den Hebräern Pathros, ägyptisch Pa-to-ris = Mittagsgegend hiess. In den Keilinschriften heisst Ägypten Muzur (ohne Dualendung), bei den Persern Mudarāja. Jetzt ist der landesübliche arabische Name: maṣr, genauer beled maṣr, da maṣr auch die Hauptstadt Kairo bedeutet. Der griechische Name *Αἴγυπτος*, bei Homer von Land und Fluss gebraucht, ist ägyptischen Ursprungs, aber unsicher; nach Brugsch ha-ka-ptah, Kultusstätte des Ptah, nach Ebers ai-kaft oder ai-gabt, das gebogene Küstenland. So hätten nämlich die Phönizier, welche ihre Factoreien im Delta hatten, das Land genant, und von ihnen wäre der Name zu den Griechen übergegangen.

Die Bewohner. Die Frage, ob die alten Ägypter der kaukasischen oder der äthiopischen Rasse angehörten, bezw. ob sie aus Asien oder Afrika eingewandert seien, ist gegen mehrere Klassiker, besonders Herodot, der sie aus dem Innern Afrikas gekommen sein lässt, im erstern Sinn zu entscheiden[1]). Schädelbildung und Körperbau, sowie Farbe des Haares und der Haut zeigen gerade bei den ältesten Ägyptern, deren Überreste oder Abbildungen vorhanden sind, viel nähere Verwandtschaft mit den Kaukasiern als mit den innern Afrikanern. Auch die Völkerpsychologie und Philologie bestätigen dies. Unverkennbar ist namentlich eine gewisse, ob auch entfernte, Verwandtschaft des Ägyptischen mit dem semitischen Sprachstamm. Dass sich die Vorfahren der Ägypter freilich schon frühe, ehe ihre Sprache ausgebildet war, von den semitischen Stämmen müssen getrennt haben, ergibt sich aus der Kluft, welche beiderlei Sprachbildungen trotz jener Beziehungen trennt. Damit stimmt auch überein, dass die Bibel die Ägypter nicht zu den Semiten rechnet, sondern sie als Hamiten aufführt, wie denn Ägypten das „Land Chāms“ heisst Ps. 105, 23. 27; 106, 22; 78, 51. Zur hamitischen Gruppe gehören nach Gen. 10, 6 auch die Kanaaniter, die sich aber in diesem Fall stark semitisiert haben, daher wir bei der semitischen Gruppe von ihnen reden, und andere Völkerschaften, deren Überreste noch vorhanden sind, und von welchen beiläufig bei der afrikanischen Gruppe die Rede sein wird. Wenn Diodor und die Alten überhaupt meinten, die ägyptische Kultur stamme aus Äthiopien, genauer dem Priesterstaat Meroë, was gegen Einwanderung der Ägypter aus dem Norden spräche, so ist eher das Umgekehrte richtig. Zwar hat nach den Angaben einheimischer Quellen, die durch neueste Gräberfunde glänzend

---

1) Vgl. bes. Ebers a. a. O. S. 46 ff.

bestätigt worden sind, der älteste König Mena, Menes, in der Stadt Tini, This in der Nähe von Abydos, Oberägypten, residiert. Die ältesten Ägypter mögen also mit ihrer Kultur nilabwärts gekommen sein aus Oberägypten (womit auch Herod. 2, 4. 15 und Ezech. 29, 14 übereinstimmen), wohin sie wohl über den arabischen Busen gelangt waren. Allein von den afrikanischen Negervölkern, gegen welche sie stets eine tiefe Abneigung hatten, stammen sie sicherlich nicht ab; das von Schwarzen bewohnte Äthiopien aber wurde von Ägypten aus unter der 12. Dynastie kolonisiert.

Der altägyptische Menschenschlag, wie er in den alten Abbildungen uns bisweilen mit sprechender Natürlichkeit entgegentritt, lässt sich unschwer noch in den heutigen Landesbewohnern wiedererkennen. Er zeigt edeln, aber nicht sehr kräftigen Körperbau, zierliche, etwas schmächtige Formen, europäischen Schädel, doch flache Nase und etwas vorstehende Backenknochen, dunkelbraunes oder schwarzes (aber nicht wolliges) Haar, mandelförmige Augen. Das Volk legte von jeher hohe Begabung an den Tag, einen überaus entwicklungsfähigen Verstand, dagegen nicht eben reiche Anlage des Gemüts. Regsam, fleissig, ausdauernd und geduldig, war es bei seiner hohen Intelligenz im Stand, eine selbständige Kultur zu erzeugen, die kaum ihresgleichen in der alten Welt hat. Dieselbe wurde, wie in China, durch einen gesunden sittlichen Sinn begünstigt. Nur hat sich das Gesetz, das auch diesem Volke ins Herz geschrieben war, bald zu einer pedantischen Gesetzlichkeit verknöchert, welche die heitere, lebensfrische Natürlichkeit unterdrückte und den Individualismus auf allen Lebensgebieten vernichtete, statt ihn zu veredeln. Das starre traditionelle System beherrschte alles. Stolz, grausame Härte, Selbstsucht und Lieblosigkeit wurden durch das hierarchische Regiment, welches leicht aus den religiösen Anschauungen sich herausbildete, und die strenge Klassenscheidung, welche jene beförderten, nicht gemildert, sondern genährt. Mit Verachtung sahen die höhern Klassen auf die niedrigen, unreinen herab, und diese vergalten die Geringschätzung mit Hass, Hinterlist und Widerspenstigkeit. Die unbegrenzte, religiös sanktionierte Autorität der Staatsgewalt liess keine Freiheit aufkommen. Der Egoismus der Pharaonen, die sich durch unsägliche Mühen ihrer für nichts geachteten Unterthanen gigantische Denkmäler wie die Pyramiden auftürmen liessen, durchdrang das ganze Volk. Warum von seiner Religion, die viele erhebende Wahrheitsmomente in sich barg, kein durchschlagender, geistig verbindender und sittlich weihender Einfluss ausging, wird sich nachher zeigen.

G e s c h i c h t l i c h e s. Die Geschichte des alten Ägypten bewegt sich um den Mittelpunkt seines nationalen Lebens, den K ö n i g und sein Haus. Schon in den frühesten Zeiten, in welche Denkmäler zurückreichen, steht ein solcher an der Spitze des gesamten Volkes und Landes, und wenn gleich nicht selten die einzelnen Landesteile, namentlich die beiden Reiche Ober- und Unterägypten, politisch auseinanderfielen, so wurde doch deren Vereinigung immer

wieder angebahnt, sobald ein kraftvoller Herrscher da oder dort das Szepter erfasst hatte. Eine Übersicht der (nach 30 Dynastieen geordneten) Herrscher und ihrer Regierungsjahre hat der Priester Manetho von Sebennyt in der Ptolemäerzeit (3. Jahrh. v. Chr.) in seinen griechisch geschriebenen, aber aus einheimischen monumentalen Quellen geschöpften drei Büchern über ägyptische Geschichte (*Αἰγυπτιακὰ ὑπομνήματα*) gegeben, von welchem Werk freilich nur Bruchstücke bei Fl. Josephus, Julius Africanus und Eusebius erhalten sind. Dass überdies die manethonischen Zahlenangaben durch die Abschreiber vielfach korrumpiert sind, zeigt die Vergleichung mit dem Turiner Königs-Papyrus, der ebenfalls eine vollständige Königsliste enthielt, aber in defektem Zustand sich befindet. Die Königstafel von Sakkara und die von Abydos liefern gleichfalls Königslisten zur ältesten Geschichte. Aber wegen des fragmentarischen Charakters dieser Quellen und da z. B. zweifelhaft bleibt, wie weit Gleichzeitigkeit der nach einander aufgeführten Herrscher und Königshäuser anzunehmen ist, kann die ägyptische Chronologie nicht sicher hergestellt werden.

Die Zeit des ersten Königs Mena, der in der Stadt Tini (griech. This oder Thinis) bei Abydos (Oberäg.) regierte und die unterägypt. Hauptstadt Memphis gegründet haben soll, wird denn auch sehr verschieden angesetzt. (Brugsch: 4400 v. Chr. — Meyer: spätestens 3180 v. Chr.). Jedenfalls aber ist der Name dieses Anfängers der ägyptischen Dynastieen, der sonst als sagenhaft galt, neuestens auf einem Gegenstand eines Königsgrabes gelesen und damit seine Geschichtlichkeit erwiesen worden. Er mag der Erste gewesen sein, der das gesamte Reich unter seinem Szepter vereinigte. Durch gleichzeitige Denkmäler bestimmt bezeugt ist ferner König Snefru (Senoferu), dessen Regierung Brugsch 3766, Meyer spätestens 2830 v. Chr. angesetzt hat, und welcher auf der Sinaihalbinsel (in den Bergwerken des Wadi Maghâra) festen Fuss fasste. Glanzvoll regierten ebenfalls in Memphis die auf ihn folgenden Herrscher der 4. Dynastie: Chufu, Chafra, Menkara, die Erbauer der drei grossen Pyramiden von Gizeh. Unter ihnen erstieg die Macht und Kultur des Reiches bereits eine merkwürdige Höhe, auf welcher es sich auch während der 5. Dynastie behauptete, mit deren letztem Angehörigen Unas (Brugsch c. 3333) die erste grössere Herrscherlinie schliesst. Auf ihn folgt ein neues Geschlecht, aus welchem König Merira Pepi besonders hervorragt (Brugsch c. 3233, Meyer spätestens 2530, eventuell weit früher), der seine Unternehmungen weit über die Landesgrenzen ausdehnte. Die nubischen Neger dienten ihm und leisteten ihm Heeresfolge, als er nach dem Land der Heruscha (Syrien?) mehrere siegreiche Züge ausführte. Auch seine Kriegsflotte suchte das von dem genannten nördlich liegende Land heim. Bald nach diesem Herrscher, von dem noch einige legitime Nachfolger genannt werden, ging die 6. Dynastie zu Ende, und um jene Zeit hat sich auch die Einheit des Reiches zerschlagen. Die Denkmäler schweigen fast ganz über

diesen dunkeln Zeitraum; auch eine partielle Fremdherrschaft syrischer Völker in Unterägypten ist während derselben nicht ausgeschlossen.

Der Schwerpunkt des Reiches verschiebt sich unterdessen nach Oberägypten, wo in Theben ein kraftvolles Königsgeschlecht aufstrebt (11. Dynastie) und Amenemhat I (Brugsch. c. 2466; Meyer spätestens 2130), der Begründer der 12. Dynastie, wieder die gesamte Reichsherrschaft in seinen Händen vereinigt zeigt, im Innern das Reich organisiert und nach aussen die Feinde niederwirft. Er gründete das Heiligtum des Amon in Theben und schmückte zugleich das des Ptah in Unterägypten sowie andere heilige Stätten mit Bauten und Bildwerken. In seine Fusstapfen trat sein Sohn und Nachfolger (10 Jahre schon Mitregent) Usertesen I, welcher noch mehr Denkmäler dieser Art hinterlassen hat (Obelisk zu Anu = hebr. On, Heliopolis in Unterägypten). Unter dieser noch weitere kraftvolle Herrscher zählenden Dynastie erreichte die Kultur des mittleren Reiches (wie man das der altthebanischen Herrscher nennt im Unterschied vom alten Reich mit dem Schwerpunkt zu Memphis und dem neuen Reich von der 18. Dynastie an) ihren Höhepunkt. Auch die Vergrösserung ihres Machtgebiets liessen sich diese Könige angelegen sein, indem sie namentlich das Land Kasch (= hebr. Kusch) am obern Nil unterwarfen, so zwar, dass die eigentliche Reichsgrenze nur bis zum zweiten Wasserfall vorgeschoben wurde. Besonders reich entfaltete sich in dieser Zeit der 12. Dynastie die Litteratur, und es wurden die Erzeugnisse und die Sprache derselben später als klassisch angesehen. Von den grossartigen Unternehmungen liefert die mit der Nilregulierung zusammenhangende Anlage des sog. „Moeris-sees“ unter Amenemhat III ein Beispiel.

Mit der 12. Dynastie war aber auch die Blütezeit der altägyptischen Herrschaft vorüber. Die Tafeln von Sakkara und Abydos gehen von der 12. sofort auf die 18. Dynastie über, überspringen somit einen Zeitraum von mutmasslich c. 500 Jahren, während welcher das Reich meist gespalten, zum teil auch von Fremden beherrscht war. Der Turiner Papyrus zeigt bei den zahlreichen Herrschern, die er aufzählt, auffällig kurze Regierungszeiten. Als 13. Dynastie führt er etwa 60 Thebaner auf mit 453 Jahren. Neben vielen von ihnen müssen aber in Unterägypten andere Fürsten regiert haben, so die 14. Dynastie, 76 Herrscher von Xois (im westl. Delta), welche vielleicht libysche Fremde waren, 184 (Var. 484) Jahre. Namentlich aber fällt in diese Zwischenzeit zwischen der 12. und der 18. Dynastie die Fremdherrschaft der Hyksos, wie sie Josephus (im Auszug aus Manetho c. Ap. 1, 14) nennt, der den Namen erklärt „Könige der Hirten“ oder nach einer andern Ansicht, die er erwähnt, „gefangene Hirten“. Er fügt aus derselben Quelle bei: „Einige sagen aber, sie seien Araber.“ Josephus selbst freilich hält diese Hyksos irrtümlich für die zu Josephs Zeit eingewanderten und unter Mose ausgezogenen

Israeliten. Ohne Zweifel ist die erste Deutung des Namens die richtige: hak heisst der Fürst, Gaufürst, šasu wahrscheinlich „Räuber", heissen die Beduinen der Sinaihalbinsel[1]). Die Ägypter nennen diese Eindringlinge auch mentu oder atu (Pest). Welchem Stamm dieselben angehörten, ist streitig. Die Juden waren es jedenfalls nicht, welche eine derartige Herrscherstellung in Ägypten eingenommen haben. Zwar spricht manches dafür, dass es Semiten waren, deren es in den nordöstlichen Grenzbezirken, wo ja auch Israel seit Joseph sich niedergelassen hatte, stets viele gab, und die nicht selten auch auf friedlichem Wege in Ägypten einwanderten, wie denn ihre Sprache besonders von dieser Zeit an stark in die ägyptische eingedrungen ist. Doch bleibt auffällig, dass die Portraits an den Hyksossphingen einen ganz andern Typus als den auf den ägyptischen Denkmälern so naturgetreu wiedergegebenen semitischen aufweisen (vorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, gerade Nasen). Gehören diese Herrscher nicht eher einem innerasiatischen Stamme an wie den Cheta (V. v. Strauss) oder den Elamiten (Ed. Meyer) oder sind sie Mischlinge, aus Kreuzung von semitischem und afrikanischem Blut entsprossen? Jedenfalls wird anzunehmen sein, dass sie mit Hilfe der syrischen oder arabischen Semiten, die in einem bewussten Gegensatz zu den Ägyptern standen, zur Herrschaft über das Land gelangten und auf dieselben gestützt, sich darin behaupteten. Die Kunde von diesen Herrschern der Hyksoszeit ist darum so mangelhaft, weil die spätern echt ägyptischen Könige der 18. Dynastie ihr Andenken auszutilgen suchten und selbst ihre Namen von den Hyksosmonumenten wegmeisseln liessen. Eben diese Monumente beweisen aber, wie sehr deren Schöpfer, die als Barbaren verschrieenen Asiaten, sich die überlegene ägyptische Kultur nach Kräften aneigneten. Sie haben nach allem Anschein dem ganzen ägyptischen Verwaltungssystem, der landesüblichen Lebensweise und auch Religion sich anbequemt. Wären sie den altägyptischen Göttern so feindlich gewesen, wie Manetho erzählt, so hätten die heiligen Bauten Unterägyptens ihr Regiment nicht überlebt. Dass gleichwohl dieses Jahrhunderte lange Interregnum nicht verfehlte, in der ägyptischen Kultur- und Religionsgeschichte seine Spuren zurückzulassen, lässt sich im voraus denken und bestätigt sich durch manche Wahrnehmungen. Erst seit der Hyksoszeit erscheint z. B. das von da an überaus häufige Pferd auf den Abbildungen. In der Religion wird von da an die Stellung des ägyptischen Bewusstseins zu dem übrigens altägyptischen Gott Set ein gegensätzlicheres, da die Hyksosfürsten diesen Set oder Sutech, wie sie ihn nannten, mit ihrem nationalen Kriegsgott gleichsetzten und ihn wenn auch nicht ausschliesslich doch vorzugsweise verehrten. Doch wird Set erst in späterer Zeit das schlechthin böse Prinzip und die Personification des ausländisch-semitischen Wesens. Auch die Vertreibung

1) W. Max Müller a. a. O. S. 131.

der Hyksos spiegelt sich in der ägyptischen Mythologie ab. Der Osirismythus gewinnt von da seine politische Bedeutung.

Die Hyksosherrschaft erlag schliesslich einer von Oberägypten ausgegangenen Reaktion. Ein kühner thebanischer Gaufürst (wohl Nachkomme der 12. Dynastie), Rasekenen, kündete dem König Apepi den Tribut, nachdem dieser das Land durch religiöse Neuerungen zu Gunsten des Gottes Set in Gährung versetzt hatte. Eine Grenzstreitigkeit führte zum Krieg, wobei die übrigen Gaufürsten sich mehr und mehr der Schilderhebung anschlossen. Theben wurde rasch befreit, langsam erst Mittelägypten; dann entspann sich noch ein langer Kampf um die im östlichen Delta gelegene Stadt Auaris (so bei Josephus, ägyptisch Hauar), welche die Hyksos zu ihrem vornehmsten Stützpunkt und Waffenplatz gemacht hatten. Erst einem der spätern Nachfolger des Rasekenen, Namens Aahmes, gelang es endlich die Stadt zu erobern und das ganze Reich wieder unter seinem Szepter zu vereinigen. Die Hyksos wurden in der Richtung nach Kanaan vertrieben, wenn auch ein Teil derselben als Unterthanen im Lande blieb, und die Stadt Auaris zerstört, um nicht wieder aufgebaut zu werden, die Denkmäler der fremden Könige meist vernichtet, wenigstens ihre darauf befindlichen Namen durch ägyptische ersetzt.

Von da an datiert das Neue Reich, welches seinen Hauptsitz in Theben hatte. Auf König Aahmes (Brugsch c. 1700, Meyer spätestens 1530) folgte eine Reihe weiterer thatkräftiger Herrscher (18. Dynast.), welche nicht bloss im Innern das Staatswesen neu befestigten und organisierten, sondern auch ihre Oberhoheit weit über die natürlichen Grenzen ausdehnten. Nicht nur wurde nach Süden die Reichsgrenze beständig vorgeschoben und Nubien und das Negerland Kasch zu Provinzen gemacht, so dass ein ägyptischer Prinz den Titel „Fürst von Kasch“ (Kusch) zu führen pflegte; nicht nur knüpfte eine ehrgeizige Herrscherin, Haschop, durch eine friedliche Expedition nach Punt Beziehungen am Gestade des roten Meeres (nach manchen sogar jenseits desselben) an, sondern es erfolgten nun auch kräftige Vorstösse nach Norden, nach Palästina, Phönizien, Syrien, Assyrien, Babylonien. Namentlich Thutmes III., der bedeutendste Herrscher dieses Königshauses (Brugsch c. 1600; Meyer sp. 1480—1430) unternahm eine lange Reihe glücklicher Feldzüge, welche meist gegen die nördlichen oder nordöstlichen Länder gerichtet waren und die Oberhoheit Ägyptens über Phönizien, Syrien und Palästina, sowie die Länder am Euphrat und Tigris bezweckten. Die stärkste Gegenwehr leistete ihm dabei das Reich der Cheta (bibl. Chittim, Hethiter) mit den Hauptstädten Kadesch am Orontes und Karchemisch am Euphrat, welches damals in Vorderasien die bedeutendste Macht besass. Durch Niederwerfung dieses Feindes erlangte jetzt die ägyptische Weltmacht ihre grösste Ausdehnung; natürlich waren ihr die meisten dieser Länder nur lose untergeordnet; sie suchten öfters der ägyptischen Oberhoheit durch Verweigerung des Tributs sich zu ent-

ziehen und mussten dann durch einen neuen Feldzug gedemütigt werden. In Ägypten aber strömte aus allen diesen Vasallenstaaten ein unerhörter Reichtum zusammen, welcher in erster Linie auf Anlage und Ausschmückung von Heiligtümern verwendet wurde, zumal der Einfluss und die Macht der Priesterschaft in dieser Periode besonders gross waren. Und zwar war es Gott Amon von Theben, der seit der politischen Erhöhung seiner Stadt an die Spitze des Götterkreises trat und im Kultus vor allen bevorzugt wurde.

Eine entgegengesetzte Tendenz brach sich auf kurze Zeit Bahn in Amenhotep IV., welcher diesen seinen an Amon erinnernden Namen mit Chunaten, „Glanz der Sonnenscheibe", vertauschte, wie er auch auf den Denkmälern die Namen Amons und der Göttin Mut austilgen liess. Er war nämlich (vielleicht von seiner nicht dem Königsstamm angehörigen Mutter her) der Lehre des allein zu verehrenden Sonnengottes zugethan, nannte sich daher auch „Oberpriester des Hormachu" und „Freund der Sonnenscheibe". Es versteht sich, dass hierdurch die dem Amon ergebene, überaus mächtige thebanische Priesterschaft zu heftigem Widerspruch und Widerstand gereizt wurde, und der König fand für gut, sich von Theben weg nach Mittelägypten zu begeben, wo er eine neue Residenz Chuaten gründete, beim heutigen Tell-el-Amarna, südl. von Beni-Hassan. Doch bildet diese Bewegung nur eine vorübergehende Episode. Diese Lehre wurde in der Folgezeit als ketzerische Neuerung unterdrückt, und die Familie dieses Königs blieb in der offiziellen Geschichte unter einem Bann, ebenso seine neugegründete Hauptstadt, die bald zerstört und nicht wieder besiedelt wurde, was die glückliche Folge hatte, dass man neuerdings das Staatsarchiv des Königs daselbst entdeckte.

Die 19. Dynastie bewegte sich in religiöser und politischer Hinsicht wieder ganz in den Bahnen der 18. und trachtete die von jener erlangte Weltstellung ihrem Reiche neu zu sichern. Dies hielt allerdings schwer. Während innere Zwistigkeiten Ägypten lähmten, hatte das Reich der Cheta sich mehr als je befestigt und sich die Oberherrschaft über Vorderasien gesichert. Der grosse König Seti I (Brugsch 1366; Mey. 1320 v. Chr.) rang wohl mit dieser Grossmacht um das Übergewicht; er rühmt sich grosser Heldenthaten, welche er auf seinen Zügen durch Palästina und Syrien vollbracht habe, und will als unbestrittener Besieger des Königs der Cheta heimgekehrt sein. Aber die ägyptische Oberherrschaft erreichte weder ihre frühere Ausdehnung, noch war sie von Dauer. Sein Nachfolger Ramses II Miamun machte ebenfalls mehrere Feldzüge nordwärts und drang bis zur Hauptstadt der Cheta, Kadesch (am Orontes) vor, wo er in seinem 5. Regierungsjahr einen ruhmreichen Kampf bestand, der in dem Heldengedicht des Pentaur gefeiert wird. Endlich aber schloss er in seinem 21. Jahr einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit dem Chetakönig (Chetasir), wonach die beiden Reiche ihren Machtbe-

sitz sich zusicherten, der sich ägyptischerseits nördlich nicht allzuweit über das eigentliche Ägypten erstreckt zu haben scheint. — Dieser Ramses II wird meist für den Pharao der Bedrückung gehalten, der die in Gosen ansässigen Israeliten zu Städtebauten verwendete und seinem Volke zu assimilieren trachtete.

Im Innern nahmen Wohlstand und Kultur einen neuen Aufschwung. Ramses II stellte an vielen Orten, die er durch Bauten auszeichnete, wie zu Memphis, Tanis, Theben u. s. f. sein stolzes Bild auf. Seine prunkenden und prahlenden Inschriften verraten in besonders hohem Grade jene Selbstvergötterung, welche den Pharaonen durch ihre religiösen Vorstellungen nahegelegt war. In seinem Nachfolger Merneptah sehen manche jenen Pharao, unter welchem Mose sein Volk aus Ägypten geführt hat. Jedenfalls war der dem Auszug vorausgehende Kampf zwischen Israel und Ägypten nach der biblischen Erzählung ein Ringen zwischen Jahveh, dem Gott Mose's, und dem selbstherrlichen, auf seine eigene göttliche Würde pochenden Pharao, der lange widerstrebend und gegen den lebendigen Gott sich sperrend, schliesslich doch dessen mächtigere, in gewaltigen Gerichtsplagen sich stärker erweisende Hand anerkennen musste.

Die ägyptische Macht erscheint übrigens in dieser Zeit als eine alternde, die sich nicht mehr zur frühern Höhe emporzuschwingen vermag. Die spätern Ramessiden (mit Ausnahme etwa Ramses III) sind unbedeutende Herrscher, während die thebanische Priesterschaft sich um so mächtiger zeigt, bis sie jene zuletzt sogar vom Throne verdrängt, welchen Hirhor, der Oberpriester, bestieg (Brugsch 1100; Mey. 1050 v. Chr.), dessen Nachkommen jedoch wesentlich wieder mit der Oberpriesterwürde in Theben und dem damit verbundenen, weit reichenden Einfluss sich begnügen mussten, während in Tanis eine neue Dynastie etwa 100 Jahre regierte und diese wiederum einer ausländischen (der 22.) Platz machte, deren Begründer Scheschonk (Brugsch 966, Mey. 943 v. Chr.), Sohn Namrets, Vater Asarkons (die Namen klingen nicht ägyptisch, sondern haben mit den assyrischen eine merkwürdige, wie es scheint nur zufällige Ähnlichkeit; vgl. Nimrod, Sargon, Tiglat und Takelot) libyscher (nach Maspero syrischer) Abstammung gewesen sein soll, und durch seinen Feldzug gegen Juda (Rehabeam) bekannt ist. Er residierte in Bubastis. Südägypten ging aber bald an die Äthiopen verloren.

In Äthiopien selbst (Land Kusch), wohin die aus der Königsmacht verdrängten Amonspriester aus Theben geflohen waren, vermochten diese ihre hierarchischen Ansprüche voll durchzusetzen. Sie übten durch ihre Orakel (bis ins dritte Jahrhundert v. Chr.) eine dem König so überlegene Macht aus, dass sie ihm selbst im Namen ihres Gottes sich zu töten gebieten konnten. Hauptstadt dieses Äthiopenreiches war Napata. Zugleich war dieses zu einem selbständigen Staat erstarkt. Je mehr nun Ägypten erschlaffte und durch Uneinigkeit geschwächt war, desto kräftiger schoben

diese Äthiopen ihre Grenze nach Süden vor. Auch Theben und ganz Oberägypten fiel ihnen zu. Ja, König Pianchi (der Name scheint auf Abkunft von der thebanischen Priesterdynastie zu deuten) eroberte auch das untere, nachdem ein Fürst von Sais, Tafnacht, den Westen des Delta seiner Oberhoheit unterworfen hatte. Doch war die Herrschaft des Eroberers nicht von langer Dauer, da kurze Zeit nachher der Äthiopenkönig Schabaka (hebr. Sô) abermals das Land durch einen Eroberungszug unterwerfen musste (Mey. 728 v. Chr.) und der äthiop. König Taharka (Brugsch 693—666) anfänglich auch nur über Oberägypten herrschte und Unterägypten (Memphis) sich erst erobern musste. Hier kam er jedoch mit den Assyrern in Konflikt, welche das untere Ägypten zu ihrem Vasallenstaat gemacht hatten. Asarhaddon drang sogar mit einem assyrischen Heer bis nach Theben vor und Taharka musste nach Äthiopien fliehen. Dasselbe Schicksal ereilte ihn, als er nach dem Tode Asarhaddons Ägypten wieder eingenommen hatte, indem auch dessen Sohn Asurbanipal (um 667 v. Chr.) Ägypten sich mit Waffengewalt unterwarf. Der letzte Versuch eines Äthiopenkönigs Urdamani, sich in Ägypten zu behaupten, führte ebensowenig zu einem bleibenden Ergebnis.

Eine neue Erhebung des Landes erfolgte erst, als Psametich (Br. 666; Mey. 655 v. Chr.), Sohn Necho's, eines von den Assyrern unterstützten Gaufürsten von Sais, das assyrische Joch abschüttelte, durch griechische Söldner sich die Herrschaft über Unterägypten sicherte, und sich mit einer Tochter der äthiopischen Dynastie, welche ihm den rechtmässigen Besitz von Oberägypten zuführte, vermählte. So gründete er eine neue (die 26.) Dynastie. Die Macht dieser Könige ruhte nun grösstentheils auf ihren aus dem Ausland geholten Truppen, welche bis auf 30 000 Mann anwuchsen (Herod. 2, 163). Gleichzeitig bildeten freilich diese hellenischen Insassen, mit deren fremdartiger Bildung die Ägypter nun in ununterbrochenen Verkehr kamen, ein das alte Ägyptertum auflösendes Ferment. Doch sehen wir anderseits gerade um diese Zeit die Ägypter ernstlich bemüht, ihre Eigenart in Kultur und Religion zu konservieren, das Alte nachzuahmen und gegen Neuerungen sich abzuschliessen.

Das ägyptische Reich war aber nicht mehr im Stande, eines bedeutenden Gegners sich zu erwehren. Hat doch auch der Babylonier Nebukadnezar dem Land einen unwillkommenen Besuch gemacht, und die Perserkönige, die Erben der babylonischen Weltmacht, gliederten von Kambyses an das von ihnen eroberte Ägypten in aller Form als Provinz ihrem Reiche ein. Zeitweilig schüttelte allerdings Ägypten das Joch wieder ab, so besonders c. 410—350 v. Chr., aber gegen das Ende der Perserherrschaft ward es wieder eine Satrapie. In geistiger und religiöser Hinsicht war der persische Einfluss unbedeutend; um so mächtiger wurde der hellenische. Hatten die Ägypter in ihren Kämpfen mit den Persern sich vornehmlich auf die Griechen ge-

stützt, so empfingen sie auch den Besieger des Perserkönigs, Alexander d. Gr., als ihren Befreier. Er behandelte das Land freundlich, ehrte dessen alte Gottheiten und legte in Alexandrien jene neue Weltstadt an, welche in den nächsten Jahrhunderten der kosmopolitische Mittelpunkt des geistigen Lebens war, wo Bildung und Religionen dreier Weltteile sich kreuzten und sich befruchteten, was natürlich die Auflösung des alten Ägyptertums nach sich zog. So war es der Fall unter den Ptolemäern, den Erben Alexanders, welchen dann die Römer folgten.

Epochemachender noch als diese Wechsel der politischen Herrschaft war es, dass das Christentum von Anfang an in Alexandrien Fuss fasste, und trotz aller Verfolgungen die es erlitt, bald eine Macht bildete, welche das Heidentum in seiner Existenz bedrohte. In Oberägypten blühte besonders christliches Anachoretentum. Aber auch an der dogmatischen Lehrentwicklung und den Lehrkämpfen innerhalb der christlichen Kirche nahm bekanntlich die ägyptische Christenheit hervorragenden Anteil. Doch sollte nicht die christliche Kirche die Erbin dieses merkwürdigen Landes werden. Schon unter dem Chalifat Omars eroberte es der Islam (638 n. Chr.) mit Gewalt und hat es seitdem nicht mehr aus seiner Herrschaft entlassen. Nur ein kümmerlicher Überrest der altägyptischen Kirche erhielt sich unter dem Namen der koptischen. In den heutigen Kopten lassen sich noch am sichersten die Nachkommen der alten Ägypter erkennen, weil sie nicht mit arabischen und andern muhammedanischen Elementen versetzt sind.

Verfassung. Königtum. Priesterschaft. Ein Überrest der vorgeschichtlichen Vereinzelung der ägyptischen Stämme und Staaten ist geblieben in der Einteilung des Landes in Gaue (griech. *νόμοι*), welche später blosse Verwaltungsbezirke waren, aber durch Verschiedenheiten in Kultus und Gesetz noch an eine Zeit erinnerten, wo sie ohne politischen Zusammenhang unter einander gewesen waren. Die Gaueinteilung blieb dem Lande vom Anfang seiner Geschichte bis zum Ende des Altertums. Die Zahl der Gaue schwankte; die ägyptischen Listen zählen meist 44, wovon 22 auf Ober-, 22 auf Unterägypten fallen. Jeder Gau hatte seine Hauptstadt. Aber schon am Anfang der urkundlich bezeugten Landesgeschichte sehen wir die gesamte politische Gewalt centralisiert. Dies wurde begünstigt durch die Beschaffenheit des Landes, die eine gleichmässige war, Schranken im Innern nicht darbot, dagegen gemeinsame Einrichtungen und Anordnungen zu ökonomischer Behandlung des Nilstroms verlangte. Ägypten ist in der That das Land der musterhaften Ordnung im Altertum geworden. Da der fruchtbare, aber der Bearbeitung, besonders auch vernünftiger Bewässerung bedürftige Boden zum Ackerbau einlud, hatte man sich in Ägypten seit unvordenklicher Zeit dem Ackerbau zugewandt und den nomadischen Hirtenstand verlassen, der nur in den uncivilisierten Grenzbezirken von Leuten andern (bes. semitischen) Stammes vertreten war, auf welche der Ägypter mit grösster Ver-

achtung herabsah. Allein auch der Bauernstand war wenig geachtet; das städtische Leben mit seiner feinern Bildung hatte ihm bald den Rang abgelaufen; und hier wiederum wurde das Handwerk, das sich in Ägypten wie nirgends so rasch und reich entfaltete, soweit es sich nicht zum höhern Kunsthandwerk erhob, den gemeinen Beschäftigungen zugezählt. Um so mehr galten der Krieger-, besonders aber der Priester- und Gelehrtenstand; über allen Sterblichen aber ragte weit das Königtum empor.

Der König Ägyptens (in der Bibel mit einem ägyptischen Wort Pharao genannt, „das grosse Haus" (wie schon Horapollo sagt, der König werde von den Äg. *οἶκος μέγας* geheissen), wurde zwar von der Priesterschaft erzogen und unterrichtet; aber er durfte ohne ihre Vermittlung den Göttern nahen. Ja, er galt selber nach seiner königlichen Würde als göttliches Wesen[1]). Bei Lebzeiten wurde er in der Regel mit dem jugendlichen, siegeskräftigen Sonnengott Hor, nach seinem Ableben mit dessen in der Totenwelt regierenden Vater Usiri (Osiris) geradezu in Eins gesetzt. Schon Snefru nennt sich Hor, Gold-Hor. Chufu heisst „Hor und Set"; Chafra nennt sich „Hor, Lenker der Herzen, der gütige Hor, der grosse Gott, Sohn des Ra". Menkara heisst auf seinem Sargdeckel[2]): „Osiris gewordener Menkara, Kind des Himmels, Sohn der Nut, Sprosse des Seb." Die Inschrift auf dem grossen Obelisk des Königs Usurtesen I zu Heliopolis lautet[3]): „Der Sonnen-Hor, das Leben für den Geborenen, der König des obern und untern Landes, Cheperkara, der Herr der Doppelkrone, das Leben für den Geborenen, der Sohn des Sonnengottes Ra, Usertesen, der Freund der Geister von On, immerdar lebend, der goldene Hor, das Leben für den Geborenen, der gütige Gott, Cheperkara, hat geschaffen dieses Werk beim Beginn eines dreissigjährigen Kreises, er der Lebenspender immerdar." Ähnliche Beispiele finden sich ohne Zahl durch die ganze Geschichte, und diesen Anschauungen entsprechend war das Ceremoniell, mit welchem die Könige schon bei Lebzeiten verehrt wurden. So heisst es in der Schilderung einer Feier des Königs Ramses II von den hohen Beamten: „Vorgelassen zu dem Könige, berührten ihre Nasen den Boden und ihre Füsse lagen auf der Erde vor Freude; sie waren niedergefallen und mit ihren Händen beteten sie an den König. Sie priesen diesen göttlichen Wohlthäter, indem sie seine Gnaden erhoben in seiner Gegenwart"[4]). Und welche Ehre den Pharaonen noch nach ihrem Tode gezollt werden musste, lehren die Pyramiden, deren ungeheurer vom König selber angelegter Bau zur Beschirmung seiner Mumie bestimmt war. Spätere Herrscher richteten

---

1) Vgl. v. Strauss, Die altäg. Götter I, 467 ff.
2) Brugsch, Gesch. S. 82.
3) Ebenda S. 124 f.
4) Ebenda S. 481. Vgl. dort die alles Mass übersteigenden Prädicate, welche dem Herrscher beigelegt werden.

statt dessen Grabhallen im Felsboden ein. Beim Tod des Königs war 70tägige Trauer in Ägypten wie beim Verenden des Apisstieres, der auch als Incarnation eines Gottes galt. Viele Könige wurden bei ihren Grabbauten Jahrhunderte lang ganz wie die Götter durch eine besondere Priesterschaft mit Opfern bedient.

Man sah also im König eine Verkörperung der mächtigsten nationalen Gottheit, des Sonnengotts, wofür auch bezeichnend ist, dass die denselben darstellenden Kolosse (Sphingen) oft das Antlitz des regierenden Königs zeigten. Doch stand seine erlauchte Person anderseits unter einer ziemlich strengen Zucht des Leibes und Geistes, indem er sich nach festen Ordnungen und Regeln zu richten hatte. Diodor (1, 70) hat dieselben mitgeteilt: Die Beschäftigungen des Königs waren für alle Stunden des Tages und der Nacht vorgeschrieben. Morgens, nachdem er aufgestanden war, hatte er zuerst die aus dem ganzen Reiche eingelaufenen Briefe und Berichte zu lesen, darauf sich zu waschen und mit prächtigem Anzug zu schmücken, darauf den Göttern zu opfern, wobei der Oberpriester vor der versammelten Gemeinde sie anflehte, sie möchten dem Könige Gesundheit und alles Gute gewähren, da er seine Unterthanen gerecht regiere. Dabei mussten seine Tugenden im einzelnen aufgezählt werden: er handle gegen die Götter fromm, gegen die Menschen milde, kraftvoll und gerecht und grossmütig; ohne Falsch, freigebig mit Gütern, jeglicher Leidenschaft Herr; er lege den Schuldigen geringere Strafen auf und erweise den Wohlthuenden grössere Wohlthaten, als sie verdienten. Der Priester schloss mit feierlicher Ablehnung allfälliger Vergehungen vom König, deren Vergeltung vielmehr die ihm dabei behülflichen und ihn falsch unterweisenden Diener tragen sollen. So wurde er durch Lobsprüche, nicht durch verdriessliche Zurechtweisungen zur Tugend ermahnt. Nachher las ihm der Inhaber der heiligen Bücher aus denselben einige Ratschläge und Thaten der berühmtesten Männer vor. Auch für seine Erholungen waren bestimmte Stunden vorgeschrieben. Der König sollte nur Kalb- und Gänsefleisch geniessen (wie auch die Priester) und sich mit einer abgemessenen Ration Wein begnügen. — Dass ein so mächtiger Gewalthaber sich diesen peinlichen Regeln fügte, worüber Diodor seine Verwunderung ausspricht, erklärt sich eben daraus, dass der König wie die Priester, und noch mehr als diese, als eine geheiligte, mit der Gottheit in naher Beziehung stehende Persönlichkeit galt. Rein und frei von allem Makel sollte er als Vertreter der Götter vor seinem Volke dastehen und in seinem Thun und Lassen ihren harmonisch abgemessenen, ordnungsvollen Wandel wiederspiegeln. Nur einige Herrscher (wie Amasis) emanzipierten sich von dieser Ordnung. Dagegen war allerdings der Einfluss der Priesterschaft auf den König nicht immer gleich gross. — Diese geistige Disziplin, unter welcher der vergottete König stand, unterschied ihn wesentlich von rein willkürlich herrschenden Despoten des Morgenlands. Auch die Gerichte hatten neben dem König

eine gewisse Selbständigkeit, wenn ihm gleich zukam, jedes Todesurteil zu unterzeichnen.

Nächst dem König kam der Priesterschaft die höchste Würde zu, und bei ihrer starken Beteiligung an allen Staatsgeschäften war sie weitaus die einflussreichste Klasse. Es gab verschiedene Priesterschaften und Rangstufen innerhalb derselben. An jedem grössern Tempel befand sich ein priesterliches Kollegium, in der Residenz des Königs, namentlich in Theben, waren die Spitzen der Hierarchie. Doch sind die lokalen Priesterkollegien im allgemeinen von einander unabhängig geblieben, und es gelang nie auf die Dauer, sie einer Centralbehörde zu unterstellen. Clemens Al. (Strom. 6, 4) beschreibt uns ein solches Kollegium, in welchem die verschiedenen Priesterklassen vertreten sind, bei der Isisprozession folgendermassen: „Voran geht der Sänger (*ὁ ᾠδός*), der eines von den musikalischen Symbolen trägt. Er ist bestimmt zu empfangen 2 Bücher des Hermes (Thot), wovon eines die Hymnen der Götter, das andere die Regeln des königlichen Lebens (*τὸν ἐκλογισμὸν βασιλικοῦ βίου*; vergl. oben S. 120) enthält. (Bei den Aufzügen tragen diese Sänger ein Buch in der Hand.) Auf ihn folgt der Horoskop (*ὁ ὡροσκόπος*), der in seiner Hand hat das Horologium (die Uhr) und den Palmzweig, die Sinnbilder der Astrologie. Dieser muss beständig im Gedächtnis haben die Bücher des Hermes von der Astrologie, 4 an der Zahl. Eines handelt von der Ordnung der Fixsterne, ein anderes von den Begegnungen des Mondes und der Sonne und von ihren Beleuchtungen und von den Aufgängen (also die Klasse der Astrologen, Kalendermacher, Zeichendeuter. In der hieroglyph. Schrift heissen sie Stundenmänner = Stundenschauer). Es folgt der heilige Schreiber (*ἱερογραμματεύς*). Er hat Federn (ja nicht zum Schreiben!) auf dem Haupt und ein Buch mit einem Richtscheit in der Hand, ebenso Tinte und Rohr zum Schreiben. Dieser muss verstehen die Hieroglyphik, die Beschreibung der Welt, die Erdkunde, die Ordnung von Sonne und Mond und den 5 Planeten, die Chorographie von Ägypten, die Natur des Nils, die heiligen Werkzeuge und Zieraten und wohin sie gestiftet werden müssen, die Masse und was man beim Opfern braucht. (Dieser Klasse kommt also ausser der Pflege des Schrifttums das Studium des gestirnten Himmels zu und die in Ägypten so früh getriebene Messkunst.) Auf diese zuerst Genannten folgt im Zuge der Bekleider (*ὁ στολιστής*), der das Mass (die Elle) der Gerechtigkeit und den Becher zum Trankopfer in den Händen trägt. Dieser weiss alles, was zur höhern Bildung gehört und zugleich auch die Zurichtung und Besiegelung der Rinder (*τὰ μοσχοσφραγιστικά*). Zehn Dinge aber gehören zur Verehrung der Götter: Opfer, Erstlinge, Hymnen, Gebete, Aufzüge, Festtage und dergl. mehr. (Stolist heisst er vom Bekleiden der Götterbilder; Kultus und Lehramt hat er zu pflegen, besonders die geeigneten Opfertiere zu bezeichnen oder zu versiegeln.) Hinter allen übigen geht einher (als der vornehmste)

der Prophet (ὁ προφήτης)[1]. Er trägt ein offenes Gefäss im Busen. Ihm folgen die, welche die Brote tragen. Dieser lernt die 10 sog. Priesterbücher. Sie handeln von den Gesetzen, von den Göttern und der ganzen Priesterzucht. Denn der Prophet ist auch der Aufseher über alle Einkünfte. Es gibt überhaupt 42 Bücher des Hermes, die wesentlich notwendig sind. Davon lernen die genannten Priester 36 auswendig, welche die gesamte Philosophie der Ägypter enthalten. Die übrigen 6 lernen die Pastophoren (οἱ παστοφόροι), nämlich diejenigen Bücher, die zur Arzneikunde gehören, als da sind über den Bau des Leibes, die Krankheiten, die Instrumente, die Arzneien, die Augen und zuletzt die Weiber." (Diese Pastophoren gehören zur geringern Priesterschaft. Der Sinn des Wortes παστάς ist wohl: Gemach, Tempelchen; sie tragen nämlich auf den Abbildungen die Baldachine.)

Etwas abweichend zählt das Dekret von Canopus[2]) auf: 1) die Vorsteher der Tempel (οἱ ἀρχιερεῖς); 2) die Propheten; 3) die lustrierenden Priester beauftragt zu bekleiden die Götterbilder mit ihrem Schmuck (= στολιστής Clem.); 4) die Schreiber der heiligen Geheimschrift (πτεροφόραι = ἱερογραμμ. Clem.); 5) die Wissenden der Dinge (ἱερογραμματεῖς = ὡροσκόπος Clem.); 6) die heiligen Väter und übrigen Priester (wozu der ᾠδός und die παστοφ. des Clem. zu zählen).

Auch von niedrigern Tempeldienern gab es noch verschiedene Klassen. Aus dem Vorhergehenden erhellt, dass die Priesterschaft die eigentliche Trägerin der hohen ägyptischen Kultur und Wissenschaft war, wenn auch Schulen für jedermann existierten, und wer dieselben durchlaufen und das Prädikat eines „Schreibers" erhalten hatte, zu den höhern Ämtern zugelassen wurde.

Übrigens ist in der Systematisierung der priesterlichen Befugnisse und Rechte ein Fortschritt erkennbar. Ursprünglich opferten beim offiziellen Kultus ausser dem Könige namentlich auch die hohen Beamten und Fürsten, ohne Priester zu sein. Im „Mittleren Reich" wird dies schon seltener. Die Priesterschaft ist ausgebildeter, ihre Privilegien sind bestimmter, ihre Ausstattung mit Landbesitz und Spenden des Königs und Volkes wird reichlicher[3]), sie fängt auch an, durch ihre Tracht sich stetig vom Volke zu unterscheiden. Aber ihre volle Entfaltung gewinnt die Hierarchie erst im „Neuen Reiche", wo insbesondere die thebanische Priesterschaft Amons die erste Macht im Reiche zu werden strebt. Jetzt werden auch die weltlichen Ämter, Gerichtshöfe u. dgl. vorzugsweise mit Priestern besetzt, wofür ja ihre Bildung und amtliche Würde eine Empfehlung sein musste. Ja, wir sahen

1) So übersetzen die Griechen den Ehrennamen der Priester, der aber mit prophetischer Thätigkeit nichts zu thun hat.

2) Eine hieroglyph., demot. u. griech. Inschrift. Siehe Ebers, Äg. u. BB. Mose S. 343.

3) Vgl. zu dieser Ausstattung der Priesterschaft Gen. 47, 22. 26; Herodot 2, 37; Diodor 1, 73.

schon, dass der Priester Amons auch nach der Königskrone griff, freilich nur im äthiopischen Staatswesen sein Ideal längere Zeit hindurch verwirklichen konnte. — Die priesterlichen Ämter waren nicht einfach erblich, wie Herod. 2, 37. 143; Diod. 1, 73 annehmen, sondern es musste die Stufenfolge derselben von unten durchlaufen werden. Die Frage, ob auch Priesterinnen fungierten, verneint zwar Herod. 2, 35; aber für Bejahung sprechen andere Autoren und entscheidend die ägyptischen Denkschriften und Abbildungen, welche zeigen, dass auch Frauen, besonders die Weiber und Töchter der Könige und Priester, heilige Ämter hatten, namentlich im Dienst der Göttinnen. — Die Priester waren in ihrer ganzen Lebensweise einer strengern Zucht unterworfen als die Laien. Unerlässlich war für sie die Beschneidung, während die Allgemeinheit dieses Brauchs bei den alten Ägyptern zweifelhaft ist[1]). Nach Herod. 2, 37 wurde dieselbe als eine Übung der Reinigkeit angesehen (*καθαριότητος εἵνεκεν*) ähnlich wie das völlige Abscheren der Haare, also ganz wie bei den Hebräern. Dass dieselbe ein den feindlichen Dämonen gebrachtes Opfer vom eigenen Blut, ursprünglich eine Milderung der Castration sei[2]), lässt sich aus Zeugnissen der historischen Zeit nicht nachweisen; die Analogie afrikanischer Völker kann dafür angeführt werden. Die ägyptischen Priester hatten nach Herodot 2, 37 je den dritten Tag alles Haar, besonders Bart und Augenbrauen abzuscheren; nur in der Trauer liessen sie das Haar wachsen. Zweimal jeden Tag und jede Nacht hatten sie Waschungen vorzunehmen. Sie trugen linnene Gewänder und Schuhe von Schilfrohr (Papyrus). Kleidungen von Haaren und Häuten verunreinigten den Priester. (Nur im Osirisdienst kommen bei gewissen Aufzügen Leopardenfelle vor.) Auch bestimmte Speiseverbote galten für sie. Sie durften weder Schweine- noch Schaffleisch noch Fische geniessen, dagegen Kalbfleisch und Gänse. Die Saubohne sollten sie als unrein nicht einmal ansehen[3]). Wein durften sie (wie der König) mit Mass trinken. Häufig hatten sie zu fasten und sich zu kasteien, gelegentlich sogar 42 Tage lang, um die 42 Todsünden los zu werden. Heiraten sollten die Priester nur Ein Weib, während sonst den Ägyptern bei prinzipieller Monogamie Nebenfrauen geringern Grades gestattet waren.

Nächst dieser Priesterkaste genoss in der späteren Zeit das meiste Ansehen der Kriegerstand. Es war das weniger ein Kriegsadel, der bloss in einem Lehenverhältnis zum König gestanden hätte, als ein Soldatenstand, der den Kriegsdienst zu leisten

---

1) Vgl. Ebers, Äg. u. die BB. M. 278 ff. Riehm, Hdwb. S. 169.
2) So Meyer, Gesch. des Alt. I, 72.
3) So nach Herod. 2, 37. Vgl. auch Porphyr. de abstinentia 4, 6 ff. und dazu Robertson Smith, Religion of the Semites (1894) S. 301 f., der daran erinnert, dass das offizielle ägyptische Ceremoniell, z. B. die Speisegesetze aus der Vereinigung abweichender lokaler Satzungen erwachsen sei.

hatte gegen ein gewisses Ackermass, dessen Nutzniessung ihm zukam. Nach Diodor 1, 73 sollen die Krieger wie die Priester je ein Drittel des Landes besessen haben; nach Herod. 2, 168 besass jeder Krieger als Ehrensold 12 auserlesene und steuerfreie *ἄρουραι*. Allein dieser Besitz war keinesfalls ein so ständiger und so verbürgter wie bei den Priestern[1]). In der älteren Zeit spielten die Krieger überhaupt eine untergeordnete Rolle. Da die Ägypter selbst wenig kriegerisch beanlagt waren, haben schon die Pharaonen des Alten Reiches ihre Kriege meist mit barbarischen (besonders libyschen) Söldnern geführt[2]); auf den Kriegsbildern des mittleren Reiches erscheinen auch Semiten im ägyptischen Heer. Durch die Invasion der Hyksos und die Kämpfe mit denselben zu Anfang des Neuen Reiches nahm das ägyptische Heerwesen und die Kriegslust einen gewaltigen Aufschwung. Nach Herodot konnten die Kriegerfamilien um die Mitte des 5. Jahrhunderts noch 400 000 Mann stellen. Die Denkmäler zeigen eine ziemlich vorgeschrittene Kriegskunst, keine Reiter, aber seit den Hyksos viele Wagenkämpfer, Belagerungsmaschinen wie den Sturmbock, Schutzdächer u. s. w. Hauptwaffe ist der Bogen, daneben sind Spiess, Streitaxt, kurzes Schwert besonders üblich; auch das bei den benachbarten Asiatenstämmen gebräuchliche Wurfholz (Bumerang) kommt vor, das bei seiner Grösse und Dicke wohl auch als Keule gebraucht wurde; zum Schutz dienten Schild und Helm[3]).

Ausser den Priestern und Kriegern nennt Strabo die erwerbende, arbeitende Menge ohne nähere Unterscheidung, während Andere Handwerker verschiedener Zünfte, Ackerbauer, Hirten, Jäger unterscheiden. Die vornehmen Kasten waren übrigens keineswegs so abgeschlossen wie in Indien. Nur von den besonders verachteten Schweinehirten sagt Herodot 2, 47, sie hätten nur unter einander gefreit; sonst mag das Connubium nicht ausgeschlossen gewesen sein. Immerhin hatte das ständische und berufliche Leben der Ägypter eine grosse Stabilität. In der Regel ging die Beschäftigung des Vaters auf den Sohn über. Diodor (1, 74) berichtet sogar, es sei verboten gewesen, einen andern Beruf als den des Vaters zu erwählen. Und aus einer monumentalen Inschrift geht beispielsweise hervor, dass das Amt eines königlichen Baumeisters durch 23 Generationeu bei derselben Familie geblieben ist!

Was das Familienleben betrifft, so ist bekannt, dass die Frau eine für das orientalische Altertum ausserordentlich hohe, freie und würdige Stellung einnahm. Monogamie bestand prinzipiell zu Recht, wenn gleich Kebsweiber neben der eigentlichen Gemahlin bei den Grossen, zumal beim König (nicht aber bei den

1) Vgl. Herod. 2, 141.
2) Siehe den Nachweis bei W. Max Müller, Asien u. s. w., S. 2 ff. 48.
3) Siehe das Nähere bei W. Max Müller a. a. O. S. 6 ff.

Priestern!) geduldet wurden. Die Geschwisterehe galt als unanstössig und war gerade bei hochstehenden Familien nicht selten. Die Verbindung von Gatte und Gattin überdauert den Tod. Wie neben dem regierenden König gewöhnlich seine Gemahlin abgebildet wird, so sind sie im Totengemach, wo sie mit einander bestattet worden, vereinigt dargestellt. Im Leben bewegte sich die „Herrin des Hauses", wie die Frau öfter heisst, unverschleiert und ungehemmt. Bei der Thronfolge ging das Erbe in Ermangelung männlicher Nachkommen auf die Töchter über. Die Söhne werden öfter nach der Mutter zubenannt („Sohn der . . .") als nach dem Vater. Auf Kindererziehung und Schule wurde viel Sorgfalt verwendet. Auf den Schulbänken sass der Sohn des armen Schreibers neben dem vornehmer Eltern. Man stachelte den Ehrgeiz auf alle Weise an und half mit dem Stocke nach, da „des Knaben Ohren auf dem Rücken sitzen".

Die Kultur der Ägypter war in der frühesten bisher durch Denkmäler belegbaren Zeit, d. h. mindestens 3000 Jahre v. Chr., schon eine ausserordentlich hohe. Erst die neuesten Funde in Abydos und Negada haben so auffällig primitivere Kunst- der Lebensformen zu Tage gefördert, dass man diese Gräber erst einem fremden eingedrungenen Volke zuschreiben wollte. Sie stellen aber die Kulturstufe der ersten Dynastieen und früherer Zeit dar, welche von der der 4. Dynastie noch recht verschieden war. Aber schon damals zeigen sich die Ägypter im Besitz einer von ihnen selbst erfundenen, daher primitive Bestandteile aufweisenden, und doch schon komplizierten, daher eine längere vorausgegangene Entwicklung verratenden Schrift[1]), die freilich in jener frühesten Zeit weit spärlicher gebraucht wurde als späterhin. Im weitern Verlauf lassen sich drei Schriftarten unterscheiden, die neben einander im Gebrauch waren: 1) die hieroglyphische, 2) die hieratische, 3) die demotische. Clemens Al. nennt sie *γράμματα ἱερογλυφικά, ἱερατικά* und *ἐπιστολογραφικά*, während Herodot, der wie Diodor die beiden ersten als *ἱρά* zusammenfasst, die vulgäre Schreibung *δημοτικά* nennt. Die hieroglyphische Schrift ist die älteste, die eigentliche Schrift der Denkmäler, die monumentale. Sie zeigt noch stark den Übergang von naiver Abbildung zu rationellem phonetischem System. Die hieratische ist durch Vereinfachung daraus entstanden und beruht auf einem für kursive Schreibung auf Papyrus, Leder u. s. f. geläufigeren Alphabet (rein phonetisch, Lesung von rechts nach links). Wie der Name besagt, war auch dies eine religiösen Zwecken dienstbare Schrift, und wie man durch die hieroglyphische nicht die Umgangssprache, sondern immer die älteste Priestermundart ausdrückte, so liegt dieselbe auch der hieratischen Schrift zu Grund. Die letztere ist

---

1) Siehe Näheres über die Hieroglyphenschrift und ihre Entzifferung bei Ebers, Äg. u. die BB. M. S. 1 ff. und bei Riehm, Hdwb. Art. Egypten.

schon 3000 Jahre v. Chr. gebraucht worden und hat die Herrschaft der Pharaonen überlebt. Die Umgangssprache, die sich von jener alten heiligen Sprache schon frühe entfernt hatte, war durch priesterliche Ordnung von der Schreibung ausgeschlossen, bis im 8. Jahrhundert sich ein neues Alphabet dafür bildete, die demotische Schrift, in der die hieratische noch vereinfacht erscheint (Lesung von rechts nach links). Die demotische Schrift wurde bis tief ins 3. Jahrhundert n. Chr. gebraucht, doch kam in christlicher Zeit die Sitte auf, das Ägyptische mit griechischen Uncialbuchstaben zu schreiben, denen man 6 oder 7 demotische beifügte. So entstand die koptische Schrift.

Mit der Hieroglyphenschrift war der ägyptische Geschichtschreiber Manetho (s. oben S. 111) noch vertraut. In der christlichen Zeit verloren die Ägypter selber den Schlüssel dazu und so musste sie seit Anfang dieses Jahrhunderts mühsam wieder entziffert werden, was in neuerer Zeit soweit gelungen ist, dass die Inschriften mit Sicherheit gelesen werden. Diese auf Säulen und Stelen, an Tempelwänden, in Grabkammern, auf Sarkophagen u. s. w. zahlreich gefundenen Inschriften sowie die in dem trockenen Boden Ägyptens trefflich erhaltenen Papyrusrollen bilden eine reiche, über Jahrtausende sich verteilende Litteratur und gewähren vor allem der Religionsgeschichte wertvolle Ausbeute, da die höhere Sphäre des ägyptischen Lebens, welche sich in diesen Denkmälern verewigte, stark von religiösen Anschauungen beherrscht und durchzogen war. Die heiligsten Schriften werden dem Gott Thot (Hermes) zugeschrieben. Nach anderer Version hätten Osiris und Isis dasjenige von Thots Schriften, was den Menschen zu wissen frommte, aufgezeichnet. Wir sahen in des Sängers Hand ein solches „hermetisches“ Buch mit Hymnen auf die Götter, deren viele erhalten sind. Besonders wichtig ist religionsgeschichtlich das nach Lepsius sog. Totenbuch, ein Sammelwerk von Formeln, Gebeten, Beschwörungen u. ä., welche sich auf den Zustand nach dem Tode beziehen, und dem Toten häufig mit ins Grab gegeben wurden, damit er nicht vergesse, die richtigen Sprüche zu gebrauchen. Der Inhalt wie die Sprache sind oft unverständlich dunkel, wie dies bei magischen Schriften nicht selten. Der Kern stammt aus hohem Altertum, später sind zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten neue Particen und Zusätze beigesellt worden. Die vollständigste Handschrift liegt im Turiner Museum, ein Papyrus mit hieroglyphischen (nicht hieratischen) Charakteren[1]. Den Text einer früheren Zeit (18.—20. Dynastie) hat Ed. Naville kritisch ermittelt und herausgegeben[2]. Aber

1) Diesen erst aus der 26. Dynastie stammenden Papyrus hat Lepsius (Leipz. 1842) herausgegeben.

2) Das ägyptische Todtenbuch der 18.—20. Dynastie aus Urkunden zus. gestellt und herausg. von E. Naville, 2 Folio-Bde. mit Einl. Berlin 1886. Beide Ausgaben ohne Übersetzung. — Desgleichen The Book of the Dead, Facsimile of the Papyrus of Ani in the Brit. Museum, Lond. 1890.

schon die von der Pyramidenzeit an vorhandenen Grabinschriften der Pharaonen sind für die Mythologie sehr ausgiebig, und auch de sonstigen Aufzeichnungen zum Ruhm dieser Herrscher tragen dazu manches bei, sind aber wie eine Anzahl Papyrushandschriften besonders wichtig für die Geschichte, die sich, wie wir oben gesehen, an deren Hand mehr oder weniger vollständig beschreiben lässt. Nicht zu vergessen ist dabei freilich, dass die ägyptische Geschichtschreibung, namentlich die monumentale, durchaus offiziellen Charakter trug und mit Rücksichtslosigkeit verschwieg oder ausmerzte, was dem dynastischen oder nationalen Prestige hinderlich schien.

Auch die von den Priestern gepflegte Heilkunde ist litterarisch reichlich bezeugt. Ein Denkmal derselben ist der nach seinem Herausgeber sog. Papyrus Ebers, dessen Abfassung der genannte Gelehrte in die Mitte des 16. Jahrh. v. Chr. (c. 1562) verlegt, indem er nachweist, dass die Medizin damals eine Höhe inne hatte, welche sie in spätern Jahrhunderten nicht zu behaupten vermochte. Dieses medizinische Handbuch zeigt in der That eine für diese Zeit erstaunliche Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen. Doch fehlen dabei nicht die mythisch-magischen Hüllen, von welchen die Heilkunde der Ägypter so wenig sich zu befreien wusste, als ihre Philosophie von mythologischer Symbolik. Die besten Heilmittel werden auf die Götter zurückgeführt, welche sie selber mit Erfolg an sich angewandt haben. Auch empfangen diese Medicamente vielfach ihre wirkende Kraft durch Beschwörungsformeln, da als Kern mancher Krankheit ein böser Dämon angesehen wird.

Die Werke der ägyptischen Baukunst erwecken noch immer staunende Bewunderung der Nachwelt. Allerdings überrascht sie mehr durch die Grösse der Anlage, die Masse des verwendeten Stoffes und auch durch ihre Regelmässigkeit als durch die Anmut ihrer Bauten. Allein wenigstens eine merkwürdig entwickelte Technik beweisen gerade die Bauwerke aus dem Alten Reiche. Dahin gehören vor allem die Pyramiden, sämtlich schon im Alten Reiche erbaut. Man zählt ihrer c. 70; doch sind die meisten vom Sande verschüttet; die bekanntesten 3 grossen stehen bei Giseh. Sie waren erbaut zu Ehren des Chufu, Chafra und Menkara. Ihre Bestimmung war, den Leichnamen der Könige zu einem sichern Bergungsort zu dienen. Sie stehen daher in einiger Entfernung von den Städten auf dem etwas erhöhten felsigen Plateau, das sich westlich längs des Nils hinzieht. Die eigentlichen Grabkammern finden sich im Innern dieser Steinkolosse. Nicht nur gegen die Fluten des Nils waren sie hier geschützt, sondern auch gegen den ewig nivellierenden Staub der Wüste. Der Menschengeist hat alles gethan, um hier der alles vernichtenden Macht des Todes ein Ziel zu setzen und den mit grosser ärztlicher Kunst gegen die Verwesung geschützten Leichnam unversehrt zu erhalten, was als wesentliche Bedingung eines ungetrübten Fortlebens nach dem Tode angesehen ward.

Die Tempel der Ägypter[1]) zeichneten sich durch weitläufige, aber streng symmetrische Anlage und reichen Schmuck aus. Sie bildeten in der Regel ein oblonges Viereck, zu dessen nach Osten blickender Front (Schmalseite) man auf einer von zwei Reihen Sphingen gebildeten Allee gelangte. Vor jener Fassade standen etwa zwei Obelisken und kolossale Götter- und Königsbilder. Die Fassade selbst bildete rechts und links von der niedrigeren Eingangspforte (Thüre und Holzwerk von Akazienholz), über welcher das Symbol der Uräusschlange (Sonnengottheit) angebracht war, ein nach oben pyramidal sich verjüngender Hochbau mit flachem Dach. In diesen Pylonen befand sich die Schatzkammer. Durch den Haupteingang gelangte man in einen weiten inneren Hof, der unbedacht und seitwärts mit Arkaden eingefasst war, während die Hinterwand durch einen dem ersten entsprechenden Hochbau gebildet wurde. Durch diesen gelangte man nicht selten in einen zweiten ebenso grossen und gleichgestalteten Hof, hinter welchem erst der lichtlose Naos, das Adyton, oft aus einem Monolith gebildet, lag. Diese allerheiligste Kapelle enthielt kein Standbild des Gottes; solche waren in einem äusseren Raum aufgestellt, hingegen ein Symbol von ihm, allenfalls auch ein hl. Tier. Um das Ganze lag ein ebenfalls oblonger, viereckiger Hofraum, mit Baumreihen bepflanzt, etwa auch einen viereckigen Wasserteich enthaltend. Die grossen Tempelwände waren nach aussen wie nach innen mit bunten Abbildungen bemalt, welche meist die Siege eines Pharaonen über seine Feinde darstellten.

Die vor dem Eingang der Tempel häufig aufgestellten „Obelisken“ trugen vergoldete Hieroglypheninschriften und waren ebenfalls Embleme des Sonnengottes, wie sie denn auch den Sonnenstrahl darstellen. Jeder hatte seinen besonderen Namen und einen eigenen Priester. Auch die Sphingen, jene kolossalen Monolithgebilde der altägyptischen Plastik, welche wie Wächter vor den Heiligtümern gelagert sind, stellen den jugendlichen Sonnengott dar: Ra Harmachis, den Gott der aufsteigenden, die Finsternis überwindenden Morgensonne. Es sind Mischgebilde mit Löwenleib und Mannes- oder Widderkopf. Wenn menschlich geformt, ist das Angesicht das augenscheinlich gut getroffene Portrait des regierenden Königs. Im Unterschied von den Cherubim der Hebräer, die man etwa damit verglichen hat, sind es übrigens keine dienenden Wesen, sondern Abbildungen des höchsten Herrschers.

Die ägyptische Plastik, welche ganz im Dienst der Religion steht, zeigt überhaupt noch ein starkes Verwachsensein mit der Symbolik. So werden die Götter häufig mit tierischen Emblemen, ja geradezu mit Tierköpfen, wenn auch mit wesentlich menschlicher Gestalt abgebildet. Auch die bildende Kunst war übrigens

1) Vgl. die Beschreibung bei Strabo 17, 1. Erhalten sind noch die Tempel von Dendera und Edfu in Oberägypten aus der griechisch-römischen Zeit.

strengen Vorschriften unterworfen. Nur wenige Werke des Bildhauers sind uns erhalten, welche unbefangen und ungezwungen die Natur nachahmen (wie der Schreiber im Louvre und der Scheich-el-beled im Museum zu Bulak, ebenso merkwürdigerweise auch die Abbildungen des häretischen Königs Chunaten und der Seinigen zu Tell-Amarna!); in der Regel ist alles in den archaistischen Typus gezwängt, welcher die freie Kunst in Fesseln gelegt hat. Auch so jedoch sind die geschickte Behandlung des Materials und die Feinheit der Porträtierung zu bewundern. Die Haltung der Statuen dagegen ist zwar würdevoll, aber steif und wenig anmutig.

Die Malerei steht hinter der Plastik zurück. Es fehlt an Schatten und Perspektive. Dagegen hat die Technik auch hier einen seltenen Triumph errungen, indem die Farben auf den Wandgemälden der Grabkammern sich unverwüstlich erhalten haben. Auch sind diese Malereien unschätzbar in archäologischer Hinsicht, indem die mannigfachsten Bilder aus dem Leben darauf mit grosser Pünktlichkeit sich verewigt finden.

Die Musik wurde gleichfalls nicht vernachlässigt. Sie fand auch im Kultus reichlich Verwendung. Jedem Gott dienten männliche und weibliche Sängerchöre. Von Instrumenten hatte man besonders Guitarre und Harfe, Flöten, Pauken, sowie das metallene Sistrum, das z. B. von den Isispriesterinnen geschüttelt wurde.

Das Handwerk und Kunsthandwerk wurde in den verschiedensten Zweigen mit Meisterschaft betrieben, entging allerdings doch nicht der Verachtung von seiten der Gelehrten[1]). Jene Wandmalereien stellen den Weber, Gerber, Töpfer, Schuster, Schmied, Glasbläser und viele andere Gewerbe dar.

An Quellen fehlt es nach dem Obigen der ägyptischen Religionswissenschaft nicht; dieselben sind vielmehr in stetiger Vermehrung begriffen. Neben diesen inländischen, monumentalen und litterarischen treten allerdings die ausländischen an Wert zurück; doch sind namentlich die griechischen an ihrem Ort nicht zu verachten. Unter diesen seien wenigstens genannt Herodot, der das Land selbst bereiste und sich vieles, freilich von zweifelhaftem Werte, von den dortigen Priestern und dem Volke erzählen liess. Von dem griechisch schreibenden Ägypter Manetho (Anfang des 3. Jahrh. v. Chr.), von welchem Fragmente bei anderen Autoren erhalten sind, war oben die Rede. Diodorus Siculus handelt in Buch I von Ägypten, das er ebenfalls aus eigener Anschauung kennt; er hat auch den verloren gegangenen Hekataeos von Abdera benutzt, welcher das Land unter Ptolemäos I sah und über die Philosophie der Ägypter schrieb. Von Plutarch kommt besonders in Betracht die Schrift De Iside et Osiride[2]). Er zeigt sich in ägyptischen Verhältnissen bewandert und folgt häufig dem Manetho. Dagegen sind die Schriften der eigentlichen Neuplato-

---

1) Vgl. Maspero, Geschichte der morgenl. Völker S. 118 ff.
2) Ausgabe von Parthey mit deutscher Übersetzung, Berlin 1850.

niker mit grosser Vorsicht zu benutzen, da sie ihre eigenen Spekulationen den Ägyptern unterschieben, z. B. die berühmte Schrift: Hermes Trismegistos. Manches findet sich bei Strabo, Einzelnes bei Tacitus, Plinius, Ammianus Marcellinus, Seneca, sowie bei den Kirchenvätern, besonders Clemens Alexandrinus, Origenes, Augustin.

1. Selbstdarstellung der Gottheit in der sichtbaren Natur.

Charakteristisch für die Religion[1]) der Ägypter ist der von Anfang bis zu Ende ihrer Entwicklung stark hervortretende Ausdruck ihrer Naturbefangenheit. Sinnenfällig stellt sich dem Ägypter die Gottheit dar in einzelnen Naturerscheinungen, Gestirnen, Himmel und Erde, namentlich aber auch in gewissen Tieren. Und während dies bei andern Religionen nur auf einer naiven Kindheitsstufe das gewöhnliche ist, bleibt es ein hervorstechender Zug der ägyptischen auch dann noch, wie sie längst eine hochgebildete, historische Religion geworden ist. Freilich ist das Verhalten des Bewusstseins zu solchen Göttererscheinungen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Schichten der Bevölkerung ein recht verschiedenes gewesen. Anders verhielt sich dazu der vorgeschichtliche Ägypter, welcher unter andächtiger Versenkung in die Natur die Kundgebung, ja Erscheinung einer erhabenen Gottheit darin erblickte, anders später der nachdenkende Priester, in dessen Gedankensystem diese Phänomene nur ein symbolischer Ausdruck von Begriffen waren, die er von jenen wohl unterschied; anders wieder das gemeine, abergläubische Volk noch in der griechisch-römischen Zeit, das diese Bestien ohne Zusammenhang mit der geistigen Welt als unverstandene Götter anstaunte und sich ihrer Gunst zu versichern trachtete. Aber sie alle begegneten sich in dieser Verehrung von Naturphänomenen, welche ihre Religion als unveräusserliche Eigenheit durch die Jahrtausende festgehalten hat.

Diese Naturerscheinungen gehören, wie bei allen Völkern, vor allem der himmlischen Sphäre an. Von der Gestirnwelt tritt in der ägyptischen Religion stets die Sonne unvergleichlich hervor als das eigentlich göttliche Wesen am Himmel, das Licht und Leben spendet. Nicht die Sonnenscheibe als physisches Phänomen wurde im Grund göttlich verehrt, aber die Gottheit vor allem in ihr verkörpert geschaut. Der Tageslauf der Sonne,

---

1) Ausser den S. 107 genannten Werken seien zur Religion der Ägypter angeführt: H. Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter, 2. Aufl., Leipz. 1891. — V. von Strauss und Torney, Der altägyptische Götterglaube, 2 Bde., Heidelberg 1889. 91. — A. Wiedemann, Die Religion der alten Ägypter, Münster 1890. — Gaston Maspéro, Etudes de Mythologie et d'Archéologie Egyptiennes, 2 vols. Paris 1893. — C. P. Tiele, Gesch. der Rel. im Alt., Bd. I, Gotha 1895. — H. O. Lange bei P. D. Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte, 2. Aufl. (1897).

ihr sieghaftes Aufgehen am Morgen, ihr Kampf mit den finstern Wolken und Dünsten bis zum Untergang im Westen, worauf sie als ein neuer Genius und doch derselbe ihren Kreislauf wieder eröffnet, geben unerschöpfliche Motive zur Vorstellung und Darstellung der lichten Gottheit und ihres Wirkens auf Erden. Seltener wurden auch die Wandelungen der Sonne im Jahreslauf mythologisch verwertet[1]). Der Sonnengott heisst Ra, Tum. Letzteres ist seine Benennung in Anu = hebr. On = Heliopolis in Unterägypten. Aber auch Osiris, Horos, Hathor u. a. Gottheiten stehen zur Sonne in naher Beziehung, wovon das nähere später. Der Mond tritt hinter der Sonne sehr zurück, figuriert aber neben ihr als das andere Auge des Gottes und kommt besonders in Betracht als Gott der Zeit, des Masses, so personifiziert in Thot. Auch Chons und andere Götter und Göttinnen haben mit diesem Gestirn Zusammenhang; dagegen gehören Isis und Hathor, deren Geweih man gewöhnlich auf die Mondstrahlen bezogen hat, vielmehr zur solaren Gruppe. Die Sterne finden weniger mythologische Verwendung. Doch werden sie auch mit Gottheiten kombiniert, namentlich der Sothisstern, Sirius, Stern der Hathor, dessen Frühaufgang um die Zeit der Sonnenwende die Nilschwelle ankündigt und das altägyptische Jahr beginnt. Aber auch der Nilstrom zieht göttliche Verehrung auf sich, was bei seiner geheimnisvollen Herkunft und insbesondere wegen seiner eigentümlich befruchtenden Kraft, die ihn zum Lebenserzeuger und Segenspender für das ganze Land macht, nicht befremden kann. Als Gottheit heisst er Hāpi. In Osiris fliesst dieses feuchte befruchtende Prinzip mit dem des Lichtes zusammen.

Besonders merkwürdig ist aber in Ägypten die Verwendung der Tiere zur Vertretung der Gottheit. Dieser Tierkultus reicht so weit hinauf als man die Geschichte verfolgen kann. Eingehende und zusammenhängende Beschreibungen desselben haben wir allerdings erst aus später Zeit, da er besonders dem Volksglauben angehörte[2]). Abzuweisen ist die Vorstellung, als wäre diese Verehrung lebendiger Tiere aus der hieroglyphischen Symbolik hervorgegangen (Röth). Eher kann man sagen, dass sie einer analogen Apperception ihre Entstehung verdankt wie jene Bilderschrift. Die alten Ägypter hatten ein geübtes Auge für die Wahrnehmung des Geistigen in sinnlichen Erscheinungen, daher sie auch geschickt waren das Geistige im konkreten Bild auszudrücken. Aus jener Apperception, die mit sinnlichen Bildern das Geistige zusammenschaut, ist der Kultus der Tiere, aus dieser Kunst das Geistige in Bilder umzusetzen, die Zeichenschrift hervorgegangen.

---

1) Das findet zwar nicht statt bei den Mythen der eigentl. Sonnengötter Ra und Tum, welche sich vielmehr auf den Tagesumlauf beziehen, aber bei Osiris wenigstens in der späten Gestalt des Mythus Plut. de Iside c. 39. Vgl. aber auch Hathor und Hor Brugsch, Mythol. S. 120 f.

2) Vgl. Herodot 2, 65—76; Diodor 1, 83—90; Strabo 17, 38—40; Plutarch, de Iside 71—77.

Denn allerdings gilt die Verehrung von Anfang an nicht dem Tier in seiner bloss äusserlichen, zufälligen Erscheinung, so dass ursprünglicher Fetischismus vorläge, sondern der geistigen Kraft, dem Prinzip, das sich in demselben darstellte, wie die Wahl der hl. Tiere schlagend darthut, welche bereits von einer tieferen Auffassung der Natur Zeugnis ablegt. Nur unterschied man gerade im höhern Altertum nicht scharf zwischen dem Symbol und seiner geistigen Bedeutung. Man sah im Tier die Gottheit sich spiegeln gleichwie die Sonne in den Regentropfen (Plutarch).

Warum man aber gerade in der Tierwelt die Verkörperung göttlicher Kräfte sah? Die blosse Nützlichkeit einzelner hl. Tiere erklärt dies nicht, obwohl schon im Altertum diese Erklärung beliebt war[1]). Man verehrte nicht alle nützlichen Tiere, wohl aber auch schädliche. Bei letztern könnte allerdings Abwendungskultus stattfinden; aber mehrere von den am höchsten gehaltenen sind weder nützlich noch schädlich. Das Moment der Nützlichkeit ist zwar insofern nicht ganz zu verwerfen, als solche wohlthätige Tiere das Leben bedingen. Aber nicht weil sie dem Menschen dienlich sind, sondern weil sie herrschende Mächte in Erinnerung rufen, werden diese Tiere göttlich verehrt. Wir sehen vorzugsweise solche heilig gesprochen, in denen die Natur*kraft* oder das Natur*gesetz* sich am stärksten und deutlichsten veranschaulicht. Das Tier stellt einerseits die Naturkraft und das Naturgesetz unreflektiert, daher getreuer dar als der Mensch, anderseits in bestimmter ausgeprägten Typen. In ersterer Hinsicht verehrt der Mensch im Tier die unbewusste, nach sichern Gesetzen waltende Natur, in letzterer bewundert er die mannigfaltige Naturkraft, z. B. Zeugungskraft im Stier u. s. w.[2]).

Man hat wohl vermutet, das ausserordentlich starke Hervortreten des Tierdienstes in dieser Religion habe darin seinen Ursprung, dass die alten Ägypter denselben im Lande vorgefunden hätten, wie er ja afrikanischen Negervölkern in gewissen Formen

---

1) Vgl. Herodot 2, 75; bes. aber Diodor 1, 87; Cicero, de natura deorum 1, 36. 101.

2) Das Erstere hat besonders *Creuzer* hervorgehoben, Symbolik II, 206: „Der naive, die Natur betrachtende Mensch findet in den Tieren so viel Regelmässiges, so viel Normales und Bestimmtes in ihrem Thun; er erkennt und verehrt andächtig in diesen Erscheinungen das Gesetz der Natur. Kultiviert sich nun eine solche Ansicht, so kann sie sich zu einer Art von Philosophem steigern. Die Priester konnten z. B. in den Tieren sogar das Höhere und Allgemeinere erblicken und die Idee dabei gedacht haben von dem *bewusstlosen Sein in der Natur*.“ *Hegel* dagegen (Vorlesungen über Philosophie der Religion I, 235 f.) betont das Selbständige, dem Menschen Undurchsichtige, Geheimnisvolle an den Lebensäusserungen des Tiers. *Duncker* mehr in obigem Sinn: „Man muss annehmen, dass das Vorwalten einer bestimmten Eigenschaft, eines bestimmten Verhaltens in den Tiergattungen, dies einfache, sich stets gleiche, instinktive Leben der Tiere diese Auffassung der Ägypter herbeigeführt hat, denen ein festes und unverändertes Thun, ein stabiles und typisches Wesen das Höchste war.“

vertraut ist. Sie hätten sich dann dem Gebrauch der Eingeborenen hierin anbequemt, zugleich aber ihre höheren religiösen Vorstellungen (Sonnenkult u. s. w.) festgehalten. So wäre ihre Nationalreligion aus verschiedenen Wurzeln zusammengewachsen. Allein für diese Hypothese fehlen alle sicheren Anhaltspunkte. Dagegen ist zur Erklärung weiterhin die Thatsache beizuziehen, dass wir fast bei allen Völkern in frühester erkennbarer Zeit dem Zoomorphismus und der Zoolatrie begegnen, d. h. einer Phase, wo die Götter nicht nur in Tiergestalt abgebildet, sondern auch im konkreten Tier geschaut werden. Es brauchte selbst bei Griechen und Römern eine gewisse Entwicklung des geistigen Lebens, ehe ihnen die schlechthinige Erhabenheit des Menschen über der Tierwelt voll zum Bewusstsein kam. Erst nachdem dies geschehen, hörte jener Zoomorphismus auf, oder das Tier blieb einfaches Attribut, begleitendes Symbol des Gottes. Gewiss ist auch der ägyptische Tierkult ein Erbe aus solcher Zeit, wo man, seiner Menschenwürde noch wenig bewusst, der unvernünftigen Natur noch andächtiger gegenüber stand. Nur, dass dieses Erbe aus einer vorgeschichtlichen Periode nicht dem Anthropomorphismus oder der abstrakten Spekulation späterer Zeit hat weichen müssen, wie es anderswo der Fall war, sondern sich mit jenen allezeit gut vertragen hat. Die Religion jener vorgeschichtlichen Periode, in welcher der Tierkult vorherrschte, denke man sich aber ja nicht als blossen „Animismus" in dem Sinne, als hätte man eigentliche Götter damals überhaupt nicht gekannt, sondern nur eine bunte Menge von Dämonen und Geistern verehrt. Vielmehr besteht die Naivetät jener frühen Stufe eben darin, dass man auch den grössten, mächtigsten Gott, wie den des Himmels oder der Sonne in einem Tiere verkörpert zu sehen keinen Anstand nimmt. Die am höchsten verehrten Tiere der alten Ägypter wie der Sperber, Bennu, Stier u. a., vom Skarabäus nicht zu reden, sind uralte Zeugen für eine allgemein und gross aufgefasste Naturgottheit. Dass man daneben die Welt mit untergeordneten Genien und Geistern aller Art bevölkert glaubte, ist richtig; manche Tiere vertreten auch solche Hülfsfiguren im Geisterreich. Dass die ägyptische Mythologie und der Kultus sich dieser überreichen Verwendung des Tierischen nie entschlagen haben, vielmehr dasselbe im Laufe der Jahrtausende immer wieder in den Vordergrund der religiösen Übung getreten ist, beweist freilich einen hohen Grad von Naturbefangenheit dieser Religion und ihrer Gottesauffassung. Zwar ist die geistlose Tieranbetung, wie sie die Griechen und Römer, später auch die Kirchenväter, verspottet haben [1]), als eine Entartung anzusehen, wozu jenen

1) Die athenischen Komiker Antiphanes, Anaxandrides u. a. verhöhnten die Ägypter, welche Tiere anbeteten, welche man aufessen sollte. Vgl. bes. auch Juvenal, Sat. 15. — Clemens Al. (Paedag. IV, c. 2) vergleicht jene Frauen, die nur ihr Äusseres schmücken, nicht ihre Seele, mit den prächtigen ägypt. Tempeln, in deren innerstem Gemach eine Katze, ein Krokodil, eine Schlange oder sonst ein garstiges Tier sein Wesen treibe.

Aufgeklärten der Schlüssel fehlte. Allein ohne Verkennung und Verleugnung des ethischen Moments der göttlichen Erhabenheit, welches doch auch diesem Volke schon früh zum Bewusstsein gekommen war, liesse sich das Verharren und Überwuchern tierischer Vorstellungsformen auf diesem Gebiete nicht denken; daher die einschneidende Kritik Röm. 1, 23 den Kernpunkt der Sache trifft.

Was die Art der Verehrung der hl. Tiere anlangt, so war sie zum Teil örtlich begrenzt und bestimmt, indem die einzelne Stadt oder der Gau sein besonderes Tier hatte. Z. B. zu Tachompso wurde das Krokodil, in Bubastis die Katze, in Kynopolis der Hund, zu Theben der Widder, in Lykopolis der Wolf verehrt. Diese Verschiedenheit in der Heilighaltung konnte sogar gelegentlich bis zu blutigen Fehden führen, indem z. B. in der römischen Zeit die Bewohner der Stadt Oxyrynchus an den Bewohnern von Kynopolis, die ihren heiligen Fisch assen, durch Abschlachten von Hunden sich rächten, worauf Krieg zwischen ihnen ausbrach[1]). Die Verehrung ging aber auch über die Bezirksgrenzen hinaus. Wenn der Bock von Mendes starb, war Trauer im ganzen Gau; wenn der Apisstier starb, im ganzen Land. Auch Ibis, scarabaeus sacer, Katze, Sperber hielt man in ganz Ägypten heilig. Wie der Apisstier zeigt, liebte man es, ein bestimmtes Exemplar der hl. Gattung repräsentativ zu verehren. Diese erkorenen Tiere wurden durch ihre Priester sorgsam verpflegt; ein Stück Land war ihnen geheiligt, dessen Ertrag zu ihrem Unterhalt diente[2]). Die verstorbenen hl. Tiere wurden einbalsamiert und mumisiert. Viele solche Mumien von Stieren, Kühen, Schakalen, Hunden, Geiern, Katzen, Krokodilen u. s. w. sind gefunden worden. Endlich hatte oft auch das einzelne Haus sein Tier, meist einen Vogel oder eine Katze, die als Hausgott gehalten und nach ihrem Ableben mumisiert und unter den Mitgliedern der Familie bestattet wurden. Die Tötung eines hl. Tieres galt als schweres Verbrechen. Diodor (1, 83) erzählt, dass selbst wer unabsichtlich einen Ibis oder eine Katze tötete, sterben musste und von der entrüsteten Menge oft ohne Richterspruch aufs grausamste getötet wurde. Sogar ein Mitglied der römischen Gesandtschaft, welche man aufs rücksichtsvollste zu behandeln beflissen war, hätten die Behörden, da es unabsichtlich eine Katze tötete, nicht vor der Rache des Volkes zu schützen vermocht. Und Herodot (2, 66) sagt: Wenn eine Katze im Hause sterbe, schneiden sich alle Hausbewohner die Augenbrauen ab. Bei Feuersbrünsten sei man nur auf Rettung der Katzen bedacht; wenn diese dennoch im Feuer umkommen, gebe es grosse Trauer.

Die hauptsächlich verehrten Tiere seien hier aufgezählt: Der Stier, speziell das unter dem Namen hapi (griech. ἆπις) verehrte

1) Plutarch, de Iside c. 72. Über das Verhältnis dieses Falles zu dem von Juvenal, Sat. 15 erzählten, siehe Parthey's Ausgabe S. 269 ff.
2) S. Näheres bes. Diodor 1, 83.

einzelne Exemplar, nach dem Glauben der Ägypter von einer durch einen Lichtstrahl vom Himmel (Herodot)[1]) oder Mondstrahl (Plutarch)[2]) befruchteten Kuh geworfen, galt recht eigentlich als Incarnation der befruchtenden Gottheit. Man erkannte ihn an gewissen Merkmalen: Er musste von schwarzer Farbe sein, aber auf der Stirne ein weisses Viereck zeigen, auf dem Rücken einen adlerartigen Flecken, im Schwanz zweifarbige Haare, unter der Zunge einen käferförmigen Wulst[3]). Hatte man ein entsprechendes Exemplar gefunden, so wurde er zuerst auf 40 Tage nach Nilopolis geführt, wo er auch für die Weiber zugänglich war, die sich ihm dort vorstellten, während er sonst ihren Blicken entzogen blieb. Darauf wurde er auf ein Boot gebracht, das ihn in einem vergoldeten Gehäuse nach Memphis führte, wo er im Tempel des Ptah seine lebenslängliche Residenz erhielt[4]). Dort wurde er aufs beste verpflegt und von angesehenen Männern gefüttert; man schmückte seine Lagerstätten aufs schönste und gesellte ihm die stattlichsten Kühe bei. Auch an Salben und Weihrauch liess man es ihm nie fehlen. Starb er, so trauerte das ganze Land, bis ein neuer Apis gefunden war. Den verendeten mumisierte man und bestattete ihn mit ungeheuerem Aufwand[5]). Beigesetzt wurden die Apisleichen im Serapeion, d. h. Osiris-Apis-Tempel unweit Memphis, in der Nähe des heutigen Sakkara, wo derselbe samt den grossartigen unterirdischen Gängen wieder aufgefunden ist, in welchen zu beiden Seiten Nischen in den Fels gehauen sind, in denen die kolossalen Sarkophage stehen. Das älteste dieser Gräber weist auf Amenophis III (18. Dyn.). Ramses II (19. Dyn.) hat diesen Gräberpalast erweitert, ebenso Psammetich I. Bis jetzt sind gegen 70 solche Grabstätten aufgedeckt, wovon allerdings nur die wenigsten unversehrt waren.

In diesem Stier wird die göttliche Zeugungskraft verehrt, die er verkörpert. Er ist schwarz, wie der fruchtbare Boden Ägyptens. „Seine ungeheure Zeugungskraft und -lust brütet dumpf in ihm wie in dem schwarzen Boden Ägyptens die nimmer ruhende Triebkraft“ (Ebers). Auf den befruchtenden Einfluss des Lichtes deutet das über seine Empfängnis Gesagte, sowie seine bedeutsamen lichten Flecken auf dunkelm Grund. Er wird auch mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern abgebildet, ebenso mit der Uräusschlange. Damit, dass er das männliche, Leben schaffende Prinzip darstellt, stimmt überein sein Aufenthalt bei Ptah, dem Gotte des schöpferischen Anfangs, sowie seine nahe Beziehung zum Gott Osiris, mit welchem er sogar identisch gesetzt wird. Schon die Denkmäler reden vom Gott Osiris-Apis. Plutarch[6]) sagt: „Den

1) Herod. 3, 28.
2) De Iside c. 43.
3) Herodot 3, 28.
4) Diodor 1, 85.
5) Vgl. z. B. Diodor 1, 84 Ende.
6) De Iside c. 42.

Apis halten sie für ein beseeltes Bild des Osiris" und an einer andern Stelle[1]): „Die meisten Priester sagen, Osiris und Apis seien eng mit einander verflochten, indem sie uns berichten, und belehren, man habe den Apis als ein wohlgestaltetes Bild der Seele des Osiris anzusehn." Diodor: „Einige sagen, die Seele des Osiris sei bei seinem Sterben in den Apis übergegangen und auf diese Weise verharre er bis jetzt nach seinen Erscheinungen bei den Nachgeborenen[2])."

Eine Art Doppelgänger hatte der Apis in dem Stier Mnevis (*Μνεῦϊς*), welcher im Sonnenheiligtum zu On (Heliopolis) gehalten wurde, nach gewissen Abbildungen ein weisser Stier, nach Plutarch (de Iside c. 33) dagegen schwarz, und im Onuphis, dem schwarzen, widerhaarigen, struppigen Stier der Stadt Hermonthis (Aelian). Wesentlich dasselbe Prinzip wird verkörpert geschaut und verehrt im Bock oder Widder[3]) zu Mendes und im Widder zu Theben (Herodot). Anderer Art ist, was den Vogel Ibis (threskiornis religiosa) verehrungswürdig machte. Dieser weisse Vogel von würdevoller Haltung und leichtem Flug verzehrte nicht nur das Ungeziefer am Nil, sondern erschien auch jedesmal, wenn das Steigen des Stromes begann, so dass man ihn als den guten Genius dieser Naturerscheinung ansah, welcher die rechte Zeit dafür angab. Deshalb war er dem Thot, dem Gott des Zeitmasses und der Schriftzeichen heilig, welcher sehr häufig geradezu mit Ibiskopf erscheint. Ebenfalls mit der Nilschwelle in Verbindung steht der Vogel Bennu, Phönix, eine Art Reiher mit zwei langen Federn am Hinterkopf, ardea cinerea (Lepsius) oder purpurea (Wiedemann), in welchem man die Lebenskraft der Selbstverjüngung zu erkennen glaubte, so dass man ihn mit Osiris in Zusammenhang brachte. Und zwar wurde er besonders zu Heliopolis verehrt. Herodot (2, 73) erzählt als Sage der Bewohner dieser Stadt, nach je 500 Jahren komme ein grosser Vogel, rot- und goldfarbig und bringe die Überreste seines Vaters aus Arabien, um sie im Heiligtum des Sonnengottes zu bestatten. Nach Plinius H. N. 10, 2; vgl. 13, 9, u. a. war die Erzählung die, dass der Phönix, wenn er 500 Jahre alt geworden, sich auf einem von ihm selbst gerüsteten Scheiterhaufen von Spezereien verbrenne und sich dann wieder erzeuge, worauf er die Überreste seines alten Leibes nach Heliopolis bringe. Die regelmässige Wiederkehr des Bennu nach einem halben Jahrtausend bezeichnet ihn als Vertreter einer astronomischen Periode. Die Monumente sagen freilich noch nichts von einem solchen Zeit-

---

1) De Iside c. 29.

2) Diodor 1, 85.

3) Vgl. die grosse Stele des Ptolemäus Philadelphus zu Mendes, welcher König der Sohn des hl. Widders heisst. Dieser selbst wird genannt: „Der Herr der Stadt Mendes, der grosse Gott, das Leben des Ra, der Begattende, der Fürst der jungen Frauen, der einzige Gott, die Ur-Mannskraft der Götter und Menschen" u. s. w. Brugsch in d. Ztschr. für äg. Sprache, 1875, S. 33 ff.

raum, doch ist schon dort der Bennu Symbol der aufgehenden Morgensonne, daher Zeichen der Auferstehung, und schwebt auf Abbildungen aus Flammen gen Himmel. Auch wandelt sich die Seele des Verstorbenen mit Vorliebe in einen Bennu, d. h. nimmt seine Gestalt an[1]). Auch der Sperber (ἱέραξ, ion. ἴρηξ), nach Herod. 2, 65 eines der heiligsten Tiere, hat astralen Charakter; er gehört als siegreich auffliegendes Tier dem Gott Horos an. Der Skarabäus (scarabaeus sacer), eine Ägypten eigentümliche Käferart, galt dagegen als Repräsentant der männlichen Urzeugung, da man glaubte, er pflanze sich ohne Weibchen fort, und man an ihm wahrnahm, dass er seine Eier in eine Mistkugel legte, welche 28 Tage unter der Erde bleibe, bis die Jungen daraus hervorgehen. So glich er dem weltschaffenden Gott, der nach weit verbreiteter Anschauung ein Weltei erzeugt, als dessen Schalen Himmel und Erde sich aufthun. Der Skarabäus ist deshalb dem Ptah, dem Gott des schöpferischen Anfangs, heilig. Er erscheint unendlich häufig auf den Denkmälern. Auch die Gräber sind mit künstlich gebildeten Skarabäen besät. Die Katze, dem Sonnengott Ra als Kater, seiner Tochter Bast als weibliches Tier heilig, wurde besonders in Heliopolis und Bubastis verehrt. Katzenmumien sind aber auch in Theben und sonst gefunden worden. Die Reinlichkeit des Tieres, das nichts schmutziges an sich duldet, scheint den Anlass gegeben zu haben, dass man es als lichtfreundliches Wesen dem Sonnengotte beigab; auch die Veränderung seiner Pupillen nach dem Grade des Lichts mochte merkwürdig genug scheinen. Der hl. Kater des Ra zu Heliopolis wird in einer Inschrift aus dem 4. Jahrh. v. Chr. beschrieben: „Dein Kopf ist der Kopf des Sonnengottes. Deine Nase ist die Nase des Thot, des zweimal grossen Herrn von Hermopolis. Deine Ohren sind die Ohren des Osiris, welcher hört die Stimme aller, die ihn anrufen. Dein Mund ist der Mund des Gottes Tum, des Herrn des Lebens; er hat dich bewahrt vor allem Schmutze. Dein Herz ist das Herz des Ptah, er hat dich gereinigt von allem bösen Schmutz an deinen Gliedern. Deine Zähne sind die Zähne des Gottes Chunsu (des Mondgottes). Deine Schenkel sind die Schenkel des Gottes Horos, des Rächers seines Vaters Osiris, welcher vergolten hat dem Set das Böse, das er jenem bereitet.“ Das Krokodil dagegen wurde nur in gewissen Landesteilen verehrt, so in Arsinoe (Krokodilopolis, südlich von Theben), Theben, am Mörissee, während man es anderwärts als typhonisch verabscheute und verfolgte. Wie die heiligen Exemplare gepflegt wurden, erzählen Herodot (2, 69) und Strabo (p. 811). Der Gott, welchem dieses Tier gehörte, war Sebek. Der Grund seiner Verehrung wird darin liegen, dass es neben dem Hippopotamos, der auch in gewissen Gegenden verehrt wurde, das charakteristische Tier des hl. Nilstroms war, daher geeignet, die Kraft

1) Vgl. Wiedemann über die Sage vom Vogel Phönix, Äg. Zeitschr. 1878, S. 89 ff.

des feuchten Elements darzustellen, in welchem es hauste. Von Schlangen wurden verschiedene Arten heilig gehalten, besonders unschädliche (Herod. 2, 74). Als gute, wohlthätige Gottheit führt die Schlange den Namen Knuph. Sie stellt besonders die Heilkraft dar. Dabei kommt die heilsame Wirkung des Wassers in Betracht, welches die Schlange darstellt, aber auch die Häutung der Schlange, welche medizinisch verheissungsreich ist. Man trug Ringe, Armspangen u. dgl. in Schlangenform als Amulette gegen schädliche Einflüsse. Ein Kakodämon ist dagegen die mythische Schlange Apep (Apophis), in welcher die Finsternis und die schädlichen Dünste, die das Sonnenlicht bekämpfen oder auch das verderbliche Meerwasser, sich lebendig darstellen. Die Geier waren der Göttin Mut (s. unten S. 147) heilig, angeblich weil es von dieser Tierart keine männliche Exemplare gebe. Der Hundskopfaffe (*κυνοκέφαλος*), dem Thot heilig, der Schakal (aus einem nahe liegenden Grunde) als Anupu (Anubis), welcher die Toten geleitet. Auch Kuh, Rind, Hund, Löwe, Wolf, Ichneumon, der Fisch Oxyrynchus u. a. Tiere sind göttlicher Ehre teilhaftig geworden.

Wie in der Tierwelt, so sah man auch in der Pflanzenwelt göttliche Lebensäusserungen, da die Pflanzen am einfachsten und reinsten die Samenkräfte der Natur zur Anschauung bringen. Doch sind die heiligen Pflanzen spärlicher. Dahin gehört namentlich die Lotosblume (wie in Indien) ägypt. seschni, eine Wasserlilie, die beim Aufgang der Sonne über dem Wasser erscheint und sich erschliesst, dagegen bei Sonnenuntergang sich wieder unter dem Wasser versteckt (Farbe rot oder blau). Die Pflanze ist also vom Lichte sichtlich abhängig; zugleich bewegt sie sich im feuchten, fruchtbaren Element des Süsswassers. Sie schliesst ausserdem das Geheimnis der Befruchtung in sich, ist „Geburts- und Hochzeitsstätte von Osiris und Isis“. Horos wird dargestellt dem Lotoskelche entsteigend; Osiris auf dem Lotosblatte wie Brahma bei den Indiern. Die Göttinnen führen meist ein Szepter mit Lotosblume. Auch die Palme gilt als heilig; dass sie wie der oben erwähnte Vogel den Namen bennu führt (vgl. den Doppelsinn von *φοῖνιξ*), deutet auf den idealen Zusammenhang. Auch die Palme wird nicht etwa bloss um ihrer Nützlichkeit willen verehrt, sondern wegen ihrer unverwüstlichen, stetigen, starken Lebensäusserungen (vgl. wie die Araber sie „Schwester des Menschen“ nennen). Sie setzt alle Monate neue Zweige an, verjüngt sich also beständig. Die Blätter waren Symbole der Tage.

2. Die vornehmsten Götter der alten Ägypter.

Während bei aller ägyptischen Vergötterung der Tiere doch stets ein Bewusstsein davon sich kundgibt, dass dieselben eine sekundäre Darstellung des Göttlichen seien, wurden die als eigent-

liche Gottheiten[1]) verehrten Mächte wesentlich anthropomorphisch dargestellt, was nicht ausschliesst, dass die meisten von ihnen tierische Embleme und oft sogar tierische Physiognomieen tragen, wobei an das oben über die typische Bestimmtheit solcher Figuren besagte zu erinnern ist. Die Zahl der ägyptischen Götter ist auf den ersten Blick eine sehr grosse; eben weil die Gottheit nach ihrer mannigfachen Ausprägung in der Natur aufgefasst wurde, kam der Prozess der Götterentstehung so zu sagen nie zur Ruhe. Gleichwohl fehlte den Ägyptern von Anfang an nicht die Idee eines einheitlichen, über der Mannigfaltigkeit der Welt erhabenen Gottes, und es wurde diese Idee nach lokalen und temporalen Verhältnissen mit dieser oder jener bestimmten Gottheit verbunden, hinter welcher die andern in eine sekundäre Stellung zurücktraten, wenn sie nicht, weil ebenbürtig, mit ihr verschmolzen und ausdrücklich in Eins gesetzt wurden. Der Mythus und die vernünftige Spekulation setzten diese Götter auch in genealogischen Zusammenhang mit einander. Später stellte die letztere ganze Systeme von Göttern auf; doch kann dies für die frühere Auffassung und für das chronologische Nacheinander ihrer Verehrung nicht massgebend sein. Da die meisten dieser Gottheiten in der uns bekannten Zeit neben einander verehrt wurden, soll auch die folgende Aufzählung nichts über ihre geschichtliche Reihenfolge präjudizieren.

Eine erste Gruppe bilden die Sonnengötter.

Rā heisst die Sonne nicht als Weltkörper oder endlich begrenzte Scheibe, sondern als Gott, daher Ra auch von dem Sonnenball selbst unterschieden wird; letzterer heisst etwa „Auge des Ra“. Abgebildet wird Ra als männliche Gestalt mit Sperberkopf, über welchem die Sonnenscheibe steht, von der Uräusschlange umwunden. Der Gott und die Sonnenscheibe tragen rote Farbe[2]). Sein Kultus geht in die Anfänge der ägyptischen Geschichte zurück. Schon in einem Königsnamen der 2. Dynastie begegnet er, in der 4. besonders häufig. König Chafra (4. Dynastie) nennt sich zuerst „Sohn des Ra“, was in der 12. bei den Herrschern des Landes Regel wird. — Ra wird jeden Morgen neu geboren, aus sich selbst, nach andrer Version von Seb (männl. Erdgott) und Nut (Himmelsgewölbe) und schifft in seiner Barke auf dem

1) Das Appellativ für Gott ist nuter.

2) Die Abbildungen der einzelnen Götter sind recht stereotyp. Ihre Gestalt ist symbolisch zu verstehen und nicht dahin zu missdeuten, als hätten sich die Ägypter das wirkliche Aussehen der Götter so gedacht. Die männlichen Götter tragen in der Hand meist das nach Champollion sog. „Kukupha (Wiedehopf-) Szepter“, dessen Aufsatz aber nicht den Kopf eines solchen Vogels darstellt, sondern eines Vierfüssers mit langgestreckten Ohren (Windhund, Schakal?), sowie auch Krummstab und Geissel (so bes. Osiris). Ferner tragen Götter und Göttinnen den sog. „Nilschlüssel“, ein Henkelkreuz, das die Sonnenscheibe mit vertikalen und horizontalen Strahlen darstellt und als Zeichen des Lebens gilt. Nicht selten fassen sie auch den sog. „Nilmesser“ an (äg. ded), das Symbol der Beständigkeit.

blauen Himmelsraum (dem Rücken der Nut) vom Osten zum Westen. Dabei hat er mit der bösen Schlange Apep (männlich gedacht), dem Dämon der Finsternis und seinen Genossen zu kämpfen, der ihn verschlingen will. Zwölf Geister, Genossen der Ra, ziehen die Schlange zur Seite. Während der Nacht ist der Sonnengott in dem Gehäuse auf seiner Barke eingeschlossen. Sie wird von Geistern, die stündlich wechseln, auf den Wassern der Unterwelt von Westen gen Osten gezogen. Es spielt hier die Anschauung der Nilbarken herein, die, nachdem sie den Strom hinuntergeglitten, wieder stromaufwärts gezogen werden müssen. Doch wird diese Vorstellung nicht stereotyp festgehalten. — Ra heisst auch der Herr der beiden Welten, der in der Sonnenscheibe thront, der sein Ei (die Sonne) bewegt, der geoffenbart ist in dem Abgrund des Himmels. Häufig sind Hymnen und Gebete an Ra[1]). In der esoterischen Priesterweisheit ist er der Allgott, der Alles durchwaltet, und dessen blosse Erscheinungsformen die übrigen Götter sind. In der Volkslegende ist Ra der älteste, mit der Zeit altersschwach gewordene König von Ägypten, der nach allerlei Konflikten mit den unbotmässigen Menschen sein irdisches Reich aufgegeben und sich in den Himmel zurückgezogen hat.

„Tochter des Ra" heisst die Göttin Ma, in der jüngern Sprache mit Art. T-mei, deshalb etwa mit *θέμις* kombiniert. Sie ist nämlich die Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit (besonders der letztern) und trägt als Symbol dieser Tugenden die unveränderliche Straussenfeder auf dem Haupt. Dass diese schon früh auftretende Personifikation vom Lichtgott abgeleitet wird, bedarf keiner Erläuterung. Sie heisst gelegentlich auch „Herrin des Himmels", „Königin auf der Erde", „Königin der Götter und Göttinnen". Bei Gerichtsverhandlungen trug der Oberrichter ihr Bild an einer goldnen Kette am Hals[2]). Thot, der als guter Genius des Richters gilt, heisst „Gemahl der Ma". Merkwürdig ist der sinnige Gebrauch, dass Könige dieses Bild der Wahrheit den Gottheiten darreichen[3]).

---

1) Auf einer Grabsäule des Berliner Museums wird er angerufen: „Anbetung dir, Mumie, die sich verjüngt und auflebt [ewiglich Wesen], welches sich selbst gebiert alle Tage! Anbetung dir, der da aufgeht in dem Himmelswasser, um zu beleben Alles, was er schuf; der den Himmel schuf und verhüllte das Geheimnis seines Horizontes! Anbetung dir, Ra, der [erscheinend] zu seiner Zeit die Strahlen des Lebens entsendet den vernünftigen Wesen! Anbetung dir, der die Götter insgesamt gemacht hat, verborgener Gott, dessen Bild man nicht kennt! Anbetung dir! Wenn du am Himmel kreisest, jubeln die Götter, die dich geleiten." Maspero, Gesch. d. morgenl. Völker S. 29 f.; ZDMG IV, S. 374. Vgl. ferner v. Strauss, Altägypt. Götterglaube 1, 312 ff.; desgleichen den Hymnus auf Amon-Ra, Ztschr. für äg. Sprache u. s. w. 1873, S. 76 ff.; Brugsch, Rel. u. Myth.² S. 690 ff.; Wiedemann, Rel. d. a. Äg. 64 ff. Vgl. die Gebete an Ra im Totenbuch ebenda S. 23 ff.

2) Diodor 1, 75. Daher wurde ihr Name öfter mit dem hebr. (Urim und) Tummim kombiniert.

3) Brugsch, Rel. u. Myth.² S. 478 f.

Ein Doppelgänger zu Ra ist Tum, was ebenfalls Name des Sonnengottes, speziell des zu Anu (hebr. On, griech. Heliopolis) verehrten[1]), wo der Hauptsitz des Sonnenkultus war. Die wesentliche Identität spricht sich aus in der schon in den Pyramidentexten (5. Dynastie) vorkommenden Doppelbenennung Ra-Tum. Viel später erst machte man, um beide unterzubringen, aus Tum die Abendsonne, als Greis auf einen Stab gestützt, während die Morgensonne als kleines Kind mit dem Finger im Mund, den Namen Hor-pi-chrud, d. h. Hor, das Kind (Harpokrates), führt[2]). Ra gilt dann als die königliche Sonne des Mittags, dagegen Chnum (s. unten) als die nächtliche unter der Erde weilende, die aber auch Tum heisst im Gegensatz zu Ra, der Tagessonne.

Mit der Sonne in naher Beziehung steht aber auch der ursprünglich wohl nicht solare Gott, welcher am ständigsten anthropomorphisch gefasst, nie mit Tierkopf abgebildet erscheint, dagegen von dem farbenreichsten Mythus umsponnen ist: Hes-iri, griech. Osiris, mit seiner Gattin Usit, griech. Isis, und ihrem Sohne Hor, griech. Horos. Eine ausführliche Erzählung dieses von den Denkmälern als bekannt vorausgesetzten Mythus gibt erst Diodor. Plutarch hat ihn in einer besondern der in den Osirisdienst eingeweihten Oberpriesterin Klea zu Delphi gewidmeten Schrift theologisch erörtert[3]). Doch geben diese Autoren ihn in seiner jüngsten Gestalt, wie er aus mancherlei Entwicklungen hervorgegangen ist: Osiris und Isis sind Geschwister und Gatten zugleich (da die Geschwisterehe in Ägypten unanstössig), Kinder des Seb oder Keb (männlicher Erdgott) und der Nut (das sternenreiche Himmelsgewölbe)[4]). Sie haben aber einen entarteten Bruder Set, griech. Typhon, der ebenfalls eine Schwester und Gattin Nebthat, griech. Nephthys, an seiner Seite hat. Der Ehe des Osiris und der Isis entspringt ausser Horos eine Tochter Bast.

Die Zeit, wo der Götterkönig Osiris mit Isis über Ägypten geherrscht hat, gilt als ein goldnes Zeitalter. Er hat im Nilthal segensreich gewaltet, Dämme und Kanäle gebaut, den Ackerbau eingeführt und durch Musik und Belehrung die gute Gesittung im Volke gefördert und zu seiner Wohlfahrt auf alle Weise beigetragen. Allein seine Herrschaft nahm ein jähes Ende. Jener Set verschwor sich gegen ihn mit 72 Genossen, verlockte ihn bei einem frohen Gastmahl sich in eine Lade zu legen, schloss dieselbe zu und trug sie in den Nil hinaus, von wo sie durch die tanitische Nilmündung ins Meer hinausschwamm. Isis zog darauf klagend im Land umher und suchte den Leichnam ihres Geliebten,

---

1) Vgl. auch die hebr. Pithom genannte Stadt, d. h. Patum, Haus des Tum.

2) S. unten S. 144 f.

3) Siehe oben S. 129.

4) Die Griechen setzen statt Seb: Kronos, statt Nut: Rhea. Etwas anders wird die Abstammung des Geschwisterpaares von Plut. de Is. c. 12 angegeben.

bis sie die Truhe endlich in Byblus, der phönizischen Seestadt, fand. Während sie aber zu ihrem in Buto in Sicherheit aufwachsenden Sohne Horos reiste, fand Set den Leichnam seines Bruders, zerstückte ihn und warf die Teile in den Nil. Isis suchte sie zusammen und fand alle bis auf eines (das männliche), welches die Fische verschlungen hatten. Wo sie ein Glied fand, setzte sie ein Denkmal; daher die zahlreichen Osirisgräber in Ägypten. Unterdessen erschien Osiris seinem Sohn Horos, um ihn zum Kampf der Rache aufzumuntern und zu üben. Nach langem Streiten besiegte dieser in der That den Typhon und lieferte ihn gefesselt seiner Mutter aus. Als diese ihn wieder frei liess, erzürnte sich der Sohn so sehr, dass er ihr das Diadem vom Kopfe riss, worauf sie von Hermes (Thot) den Kuhkopf aufgesetzt bekam, mit welchem sie oft abgebildet erscheint. Set wurde weiterhin in zwei Schlachten geschlagen und nach Vorderasien verjagt. Osiris aber herrscht nun in der Unterwelt als König.

Wenn bei dieser Erzählung unverkennbar spätere Zuthaten sich finden — der Kuhkopf ist ursprünglich ehrendes Emblem der Göttin Mutter Isis oder Hat-hor, die Beziehung auf Byblus spätern Ursprungs, beim Kampf mit Set spielt die Geschichte der Austreibung der Hyksos deutlich herein — so ist dagegen uralt das gewaltsame Sterben des Osiris durch die Hand des Set, die Zerstückelung des Leichnams[1]), die Klage der Isis, zu welcher sich dabei noch Nephthys gesellt, um den Verstorbenen, dessen Rächung durch den siegreichen Sohn Horos, das ehrenvolle Walten des Osiris in der Unterwelt. Auch die Gestalt des Set als eines feindlichen Gottes ist nicht, wie man gemeint hat, erst die Folge davon gewesen, dass die Hyksos diesen Gott, welchen sie Sutech nannten, verehrten, wodurch allerdings der Gegensatz gegen ihn verschärft wurde; sondern dieser Gott stellt von Anfang an im Gegensatz zu Osiris eine widerwärtige Macht dar, wie sie bei Naturgottheiten notwendig als Ergänzungen zu den wohlthuenden Mächten hinzutreten. Obwohl polare Gegensätze, vertragen sich denn auch nach den ältern Quellen Osiris und Set wieder und teilen sich friedlich in die Herrschaft.

Dass auch diesem Mythus eine Anschauung von Naturvorgängen zu Grunde liegt, lässt sich nämlich nicht verkennen. So gewiss der sperberköpfige Hor (mit Ra verwandt; von den Griechen mit dem jugendlichen Apollo verglichen) Sonnengott ist, näher in der frisch und siegreich die Wolken und das Dunkel verscheuchenden Morgensonne geschaut wird, steht auch Osiris zur Sonne und sein Tod zum Untergang derselben in naher Beziehung. Gleichwohl

1) Auf diese wird schon in der Grabpyramide des Merenra angespielt. Immerhin ist dieser Zug wohl erst hereingekommen, als es galt die Vielheit der Osirisgräber zu erklären. v. Strauss, Altäg. Göttergl. I, 80 ff.

ist er von Anfang an nicht blosser Sonnengott und vielleicht überhaupt kein solcher gewesen. Seine mannigfachen Beziehungen zum Nilstrom sind ebenso unverkennbar[1]). Auch dieser weist einen analogen Kreislauf des Lebens, Absterbens und Wiederauflebens. Die 72 bösen Gesellen mögen die heissen Tage sein, die den Nil austrocknen; die Zerstückelung des Leichnams mag auf seine Versumpfung gehen[2]). Dem Nahen des Horos aus Oberägypten entspricht dann die von dort eintretende Anschwellung des Nils, welche einen neuen lebensvollen Frühling bringt. Auf den Abbildungen gewahrt man nicht selten Osiris die Nilhöhe bestimmend, die von Thot aufgezeichnet wird, während Isis um hohen Wasserstand bittet. Die Griechen verglichen Osiris mit dem stierhörnigen Dionysus[3]). Er ist aber allgemeiner das männlich befruchtende Prinzip, wie es den Ägyptern in Licht und Wasser, Helligkeit und Feuchtigkeit sich darstellte; daher seine Zusammenstellung mit dem Apisstier (s. oben S. 135 f.[4]). Der polare Gegensatz hiezu, Finsternis, Öde, unfruchtbare Dürre, ist in Set-Typhon personifiziert, dessen Tiere Esel, Schweine, Nilpferde sind. Allein mit blosser Naturphilosophie haben wir es hier nicht zu thun, sondern mit einem religiösen Mythus. Und zwar schaute der Ägypter in demselben nicht bloss den Kampf des physischen Lebens mit dem Tod, der Ordnung mit der Unordnung, sondern auch des Guten mit dem Bösen. Osiris heisst als der vordem auf Erden regierende Götterkönig un no frê, das wahrhaft gute Wesen, wobei das metaphysisch und das ethisch Gute nicht zu trennen sind. Wie Osiris der Inbegriff eines gerechten und wohlthätigen Herrschers ist, Isis das unerreichte Vorbild einer treuen Gattin und Mutter, Horos das entsprechende eines würdigen Sohnes, so verabscheute man unter Set die Bosheit, Arglist, Lüge, Verleumdung. Es spiegelt sich aber auch das Schicksal der Menschenseele im Tod des stets menschlich abgebildeten Osiris, in dessen Wiederaufleben auf Erden in seinem Sohne Hor und in seinem Fortleben im Jenseits. Der Tote gleicht Osiris; ja es werden nicht etwa nur verstorbene Herrscher, sondern überhaupt abgeschiedene Men-

---

1) Ed. Meyer betrachtet Osiris als einen eigentlichen Sonnengott. Brugsch hält für sein kosmisches Substrat das Element des Feuchten, während Isis dann der mütterlich fruchtbaren Erde entspricht, Horos der sich verjüngenden Natur. Rel. u. Myth.[2] S. IX. Nach Maspero war er ursprünglich Nilgott oder Gott der Toten und wurde dann mit der unterirdischen Sonne erst kombiniert.

2) S. jedoch oben S. 142 Anm. 1.

3) Plutarch, de Is. c. 35, macht auch auf kultische Ähnlichkeiten aufmerksam, die zwischen der Osirisklage und bacchischen Prozessionen stattfanden.

4) Vgl. Plutarch, de Iside c. 33: „Die weiseren Priester aber nennen nicht nur den Nil Osiris und das Meer Typhon, sondern Osiris gilt ihnen geradezu als die ganze befruchtende Urkraft, indem sie ihn für die Ursache der Entstehung und das Wesen des Samens halten, Typhon aber ist ihnen alles Trockene, Sengende, gänzlich Ausdörrende, mithin der Feuchtigkeit Feindliche.“

schen, die man ehren will, geradezu genannt: „der Osiris N. N.“. Anderseits leben die Verstorbenen auf Erden in ihren Kindern fort. Über die Zustände nach dem Tod s. unten.

Der Kultus des Osiris wie der Isis erstreckte sich über das ganze Land. In Oberägypten war sein vornehmstes Heiligtum auf der Nilinsel Philä (oberhalb Syene), wo sein Mythus bildlich dargestellt war, und die Priester auf einer Nebeninsel sein Grabmal, von Tamarisken beschattet, hüteten. Nach Diodor 1, 22 war der heiligste Schwur der beim zu Philä ruhenden Osiris. Aber auch sein Grab in Abydos, wo sich vornehme Ägypter gerne bestatten liessen, stand in hohen Ehren. In Unterägypten war ein Hauptsitz dieses Kultus die Stadt Busiris = Stätte (pe) des Osiris, im Delta am sebennytischen Nilarm, wo nach Herod. 2, 59 auch der grösste Tempel der Isis stand. Bei einem jährlichen Feste kamen hier zahllose Männer und Frauen zusammen und brachten der grössten Göttin (Isis) ein Stieropfer, das Herod. 2, 40 beschreibt. Und Plutarch (de Iside c. 39) berichtet, dass nach dem völligen Zurücktreten des Nils am 17. Athyr eine vergoldete Kuh, mit schwarzem Byssusgewand behangen, 4 Tage lang ausgestellt wurde als Abbild der Isis. In der Nacht des 19. trugen die Priester die hl. Lade ins Meer hinaus, gossen trinkbares Wasser in das darin befindliche goldene Kästchen, worauf die Umstehenden riefen, Osiris sei gefunden, und die Lade zur Bestattung getragen wurde.

Nach Plutarchs Auffassung ist Isis das von Osiris (= Nil, feuchtes Prinzip) befruchtete Land Ägypten, die Erde überhaupt. Diese ansprechende Beziehung lässt sich nicht völlig leugnen; doch ist ursprünglich Isis. wie ihre ganz ähnlich abgebildete Doppelgängerin Hat-hor (Haus des Hor), Himmelsgöttin. Jedenfalls ist sie das weiblich empfangende, fruchtbare Prinzip, daher die Kuh ihr heilig, mit deren Hörnern oder Kopf sie abgebildet wird. Der Diskus zwischen den Hörnern geht übrigens nicht auf den Mond, sondern auf die Sonnenscheibe[1]). Sie ist Göttin der Liebe, des Tanzes, der Lust und in späterer Zeit ihr Kultus ein ausschweifender.

Mit Osiris und Isis bildet Horos eine beliebte Triade. Dabei ist er oft auf dem Schosse der ihn säugenden Isis sitzend dargestellt. Manche nehmen an, Horos, Sohn der Isis, sei ursprünglich ein ganz anderer Gott gewesen als der Sonnengott Hor. Aber jedenfalls hätte er sich dann mit diesem verschmolzen. Von diesem Sonnenhoros und Sohn der Isis gibt es aber verschiedene Gestalten. In seiner Vollkraft gilt er nicht mehr als blosses Kind, sondern als Gemahl der Himmelsgöttin Isis-Hat-hor. Man unterscheidet überhaupt acht verschiedene Horosgestalten, teils nach dem Alter, bezw. der Kraft, die man ihm im Tages- und Jahreslauf beimisst, teils

---

1) Ed. Meyer, Gesch. I, S. 66 f.

nach lokalen Besonderheiten. Als jugendlicher heisst er Harmachis[1]), und Harpokrates[2]). Die geflügelte Sonnenscheibe (Aten) ist das Emblem des Horos, die daran befindlichen Uräusschlangen helfen ihm gegen den bösen Feind. Dieser Sonnengott, der das siegreiche, übermächtige Licht und Leben darstellt, ist zugleich die eigentlich nationale Gottheit, daher auch der König, so lang er Leben und Macht hat, Horos genannt wird.

Die Göttin Bast, mit Secht (Sochit) oder Pacht wesentlich identisch, ist Tochter der Isis und steht zu dieser in ähnlichem Verhältnis wie Horos zu Osiris. Sie wird mit einem Katzen- oder Löwenkopf abgebildet, was ihrer Doppelnatur entspricht. Als Sonnengottheit trägt sie die Sonnenscheibe auf dem Haupt, heisst denn auch „Auge des Ra“ oder „Auge des Tum“, Tochter des Ra, Braut des Ptah. Als wärmende, fruchtbare Sonnenglut ist Bast die Göttin der Minne, Liebesglut, Wollust, von Diodor Aphrodite genannt (wie auch Hathor, die aber meist das mütterliche Prinzip vertritt). Als verderbliche, verzehrende Glut heisst sie Secht und fährt löwenköpfig auf dem Kriegswagen über die Schuldigen hin, oder kämpft als Uräusschlange am Haupte des Ra gegen die Feinde des Gottes. Das Heiligtum der Bast war die Stadt Bubastis (Pa-Bast, Stätte der B., hebr. Pi-beseth). Der dortige Tempel wird von Herodot als unvergleichlich anmutig gerühmt[3]). Ihr zu Ehren wurde daselbst jährlich ein ausgelassenes Tanz- und Trinkfest gefeiert, wobei mehr Wein konsumiert wurde als sonst das Jahr hindurch[4]).

Eine untergeordnete Figur des Osiriskreises ist Anu-pu, Anubis, Sohn der Nephthys, der Wächter und Begleiter der suchenden Isis. Er spielt wie auch Thot als ψυχοπομπός seine Rolle. Er wacht über dem zu bestattenden Leichnam und den Bestattungsgebräuchen und öffnet der Seele die Pfade im Jenseits. Er trägt den Schakalskopf, weil diese Tiere sich in der Nähe der Totengrüfte zu schaffen machen.

Unabhängig von diesem Kreise sind eine Reihe von Göttern, welche ebensoweit in die Vorzeit zurückreichen, aber ursprünglich mehr ein lokales Gebiet beherrschten. Dies gilt vor allem von Ptah, dem grossen Gott zu Memphis. Er wird in den spätern, besonders den memphitischen Götterlisten und Dynastieverzeichnissen meist an die Spitze gestellt als der Eröffner der Reihe und soll nach Manetho 9000 Jahre vor den andern Göttern geherrscht haben. Allein die Monumente begünstigen die Annahme eines historischen Vorsprungs dieser Gottheit nicht. Auf den ältesten (den Pyramideninschriften) erscheint sein Name nur selten. Auf

1) Har-m-achu = Hor des Horizonts, oder Har-m-achuti, Hor der beiden Horizonte.
2) Vgl. oben S. 141.
3) Herod. 2, 137 f.
4) Herod. 2, 60.

den Abbildungen zeigt er sich gewöhnlich eingewickelt, doch die Hände frei, und trägt eine (Schmiede-?) Kappe. Auch das unförmliche, zwergenhafte Bild von ihm (mit grossem Kopf, stumpfer Nase, aufgeworfenen Lippen, unförmlichen Gliedern, vorhängendem Bauch) sollte ihn als Gott des Werdens, des unförmlichen Anfangs darstellen[1]). Welches das sinnliche Substrat dieses Gottes war, wenn er überhaupt ein solches hatte, ist nicht völlig sicher. Doch scheint er, wie seine Benennung Hephästos bei den Griechen andeutet, Feuergott zu sein und die warme Lichtsubstanz, das Urfeuer darzustellen, daher er auch „Vater des Ra" heisst. „Vater der Wahrheit", „Herrscher des Himmels", „König beider Welten" sind ebenfalls Titel, die zu einem Lichtgotte passen. Namentlich aber erscheint Ptah als Bildner, schöpferischer Anfänger der Welt, Demiurg. Er heisst: „Vater der Väter der Götter", „Vater der Anfänge" u. dgl. Er hat mit dem Hammer das Weltenei zerschlagen, dessen Schalen Himmel und Erde sind. In der theologischen Spekulation ist Ptah die aus dem feuchten Urgrund aller Dinge, Nun, hervorgegangene schöpferische Kraft und heisst „der einzige nicht erzeugte Erzeuger, der Gott, der sich selbst zum Gott gemacht hat"; „der Schöpfer Himmels und der Erde, der alle Wesen geschaffen hat, der Herr der seienden und nicht seienden Wesen"[2]). Ptah wird im Lauf der Zeit mit Osiris identifiziert. Über seine heiligen Tiere, Apis und Skarabäus, s. oben S. 134 ff. Den Tempel, von dem jetzt noch spärliche Trümmer und eine kolossale Statue Ramses II übrig sind, hat Herodot noch in voller Pracht gesehen. Der König, welcher mit Vorliebe darin gekrönt wurde, führte den Titel „Liebling des Ptah".

Chnum, von den Griechen mit Chnubis, Chnuphis umschrieben, oder Kneph, ebenfalls in Menschengestalt, aber mit seitwärts stehenden (nicht abwärts gekrümmten) Widderhörnern oder geradezu mit Widderkopf abgebildet, ist eine Darstellung des befruchtenden männlichen Prinzips. Seine Farbe auf den Denkmälern ist meist blau, d. h. wasserfarbig, da er die Nilschwelle (und damit die Vegetation) erzeugt. Er wurde besonders an den Nilfällen von Syene verehrt (Elefantine), doch auch im unterägyptischen Mendes, wo einzelne heilige Widder verehrt wurden,

---

1) Nach Herod. 3, 37 haben ähnliche Bilder der „Kabiren" oder „Kinder des Ptah" in einem Raume des Tempels gestanden, welchen nur Priester betreten durften. Herodot vergleicht ihr Aussehen mit dem der Patäken an den phönizischen Schiffsschnäbeln. Kambyses sei beim Anblick des Ptahbildes in rohes Gelächter ausgebrochen und habe auch die der Ptahkinder unter vielem Gespött verbrannt. Dies wird neuerdings wie seine ebenso gemeldete Tötung des Apisstieres für eine griechische Fabel gehalten, da Kambyses nach den Monumenten den ägypt. Göttern Ehre bewies (Sayce, Alte Denkmäler 188 f.). Tiele (Gesch. d. Rel. I, 117) hält es doch für möglich bei der wechselnden Laune dieses Herrschers und die Tötung des Apis sogar für „feststehend".

2) Vgl. auch den Hymnus an ihn bei Brugsch, Relig. u. M. S. 514 f.

sonst eine oberägyptische Gottheit. Dass über dem Widderkopf mit Bockshörnern die Sonnenscheibe steht, deutet Eusebius auf die Conjunktion von Sonne und Mond, bezw. den Neumond im Zeichen des Widders, was auf das Frühlingsäquinoctium führen würde[1]. Auch Chnum wird übrigens als Weltbaumeister aufgefasst, dem alles Lebende Dasein und Gestaltung verdankt. Mannigfach wird er mit andern Göttern kombiniert. Z. B. umfasst er als vierköpfiger Widder die Götter Ra, Schu, Seb, Osiris, mit welchen Brugsch 291 f. die vier Elemente Feuer, Luft, Erde, Wasser zusammenstellt.

In Min oder Chem (von den Hellenen Pan genannt) erscheint noch ausgeprägter die männliche Zeugungskraft, wie sie in Pflanzen, besonders aber bei Tieren und Menschen entgegentritt, als die göttliche Potenz. Er hatte sein Verehrungsgebiet in Oberägypten, besonders der Stadt Kobt, Koptos. Abgebildet ist er mit Phallus als zeugender Gott. Der Bock ist ihm heilig. Sein Kultus war ein unzüchtiger. — Später wurde Chem mit Amun und Horos kombiniert.

Eine weibliche Geburtsgottheit war Mut, Maut, Buto (von Herodot Leto genannt). Als Darstellung des mütterlichen Prinzips ist sie mit Isis und Hathor verwandt. Sie wird geierköpfig dargestellt, auch als Hüterin der Nilquellen. Die Stadt Buto lag an der sebennytischen Nilmündung. Dort stand ein Tempel der Göttin, der dadurch merkwürdig war, dass er nur aus 5 riesigen Steinblöcken bestand, welche aus Elefantine gebracht worden waren. Der Buto war die Spitzmaus (*μυγάλη*) heilig, deren Mumien dort begraben wurden. In Theben wurde Mut Tempelgenossin des Amun als seine Gemahlin. Die theosophische Betrachtung nennt sie „die Mutter ihres Vaters“ und „die Tochter ihres Sohnes.“

Ein Seitenstück zu dieser Göttin ist Neïth oder Nit, auch Sais genannt, von den Griechen mit Athene identifiziert[2], obwohl ohne etymologischen Grund. Sie wurde besonders zu Sais verehrt. Das dortige Standbild der Neïth hatte die Aufschrift: „Ich bin Alles, was gewesen ist und was ist und sein wird und mein Gewand hat keiner aufgedeckt. Die Frucht, die ich gebar, war die Sonne“[3]. Führt diese metaphysische Charakteristik auf spätere Priesterweisheit, so ist doch diese Gottheit uralt. Sie findet sich schon in den Pyramideninschriften des Unas und Teta. Sie heisst die Alte, Mutter des Ra, Mutter des Sebek. Ob sie ursprünglich „die strahlende Morgenhelle auf Erden“ (v. Strauss I, 435) war, bleibe dahingestellt. Als Göttin der Webekunst kennzeichnet sie ein Weberschifflein, als Kriegsgöttin Pfeile und Bogen in ihrer Hand. Berührt sie sich also in mancher Hinsicht mit Athene, so ist sie doch vor allem mütterliches Prinzip und insofern nicht jungfräulich. Über ihr Lampenfest s. Herod. 2, 62.

---

1) Brugsch, Rel. u. M. 242 f. 290 f.
2) Vgl. z. B. Plato, Timaeus 21 f.
3) Plato ebenda.

Schon in den Pyramideninschriften (Pyr. des Unas) erscheint der Gott Sebak oder Sebek, d. h. Krokodil. Er wird mit Krokodilskopf und der Sonnenscheibe darüber abgebildet. Da dieses Tier einst den ganzen heiligen Strom bewohnte, im Wasser sein Lieblingselement hatte, daneben aber auch die Sonne liebte, so sind seine Beziehungen zu den göttlichen Naturpotenzen nicht schwer zu verstehen. Verehrt wurde diese Gottheit im obern Ägypten und galt als Schirmherr des östlichen Gebirgs, wo die Sonne aufgeht. Sie wird oft mit Ra kombiniert (Sebek-Ra), hatte aber daneben etwas Typhonisches, daher in andern Landesteilen ihre Verehrung als häretisch angesehen wurde[1]).

Eine der wichtigsten Gottheiten, die zwar anfänglich ebenfalls ein begrenztes Herrschaftsgebiet in Oberägypten (Theben) hatte, dann aber, als diese Hauptstadt und ihre Priesterschaft im Lande allmächtig wurde, an die Spitze des Pantheons trat und auch die Sonnengötter zurückdrängte, welche jedoch mit ihr verschmolzen wurden, ist Amun, Amen, von den Griechen Ammon und Zeus genannt[2]), von den Hebräern Amon aus No (= Theben)[3]). Abgebildet wird er in menschlicher Gestalt, auf dem Throne sitzend mit „Nilschlüssel" und „Kukuphastab" in der Hand, zwei riesigen Federn auf dem Haupt (wie auch Chem), später mit abwärts gekrümmten Widderhörnern (sog. Amonshörner). Er ist zuweilen hellblau gemalt, zuweilen dunkelfarbig, wohl mit Bezug auf den Himmel, da er sowohl dem hellen Taghimmel als dem besternten Nachthimmel entspricht, ohne doch an einem Phänomen zu haften. Sein Name bedeutet den „verborgenen" Gott. Er wird im Tempel des Seti zu Qurnah genannt: der Herr der Herren, der König der Götter, der Vater der Väter, der Mächtige der Mächtigen, die Substanz, die von Anfang an war. Daneben finden sich freilich auch über ihn Mythen, die ihn in Verendlichung darstellen. So soll er alljährlich seinen Tempel in Karnak verlassen und das Thal der Toten besuchen, um seinem Vater und seiner Mutter auf einem Sühnungstisch die Wasserspende darzubringen. Die theologisch fortschreitende Weisheit der Priester hat ihn wie andere Götter und mehr als alle zum unendlichen Allwesen gestempelt unter Kombination mit Ra. Die Hymnen nennen ihn als Amon-Ra[4]): Herr der Erdenthrone, Urbewohner des Himmels, Ältester auf Erden, Erhalter des Seins, Erhalter aller Dinge, Einziger unter den Göttern, Vater der Götter, Schöpfer der Menschen u. s. w. Als der väterliche Schutzgott der thebanischen Herrscher erscheint er z. B. in

---

1) Dies wird von Ed. Meyer, Gesch. I, 74 bestritten. Siehe aber Brugsch, Rel. u. M. S. 585 ff.

2) Herodot 2, 42.

3) Jerem. 46, 25.

4) Vgl. den betr. Hymnus an Amon Ra oben S. 140 und Le Page Renouf über Ursprung u. Entwickelung der Religion der alten Ägypt. S. 209 ff.

dem epischen Gedicht des Pentaur, wo er dem bedrängten Ramses II im Schlachtgewühl auf seine Bitte zu Hilfe kommt[1]).

Ausser Amun und Mut gehört zu der Trias von Theben noch Chunsu, Chons, welcher „der älteste Sohn Amons“ heisst. Er kommt schon in den Pyramideninschriften (5. u. 6. Dyn.) vor. Im Kampf gegen die Mächte der Finsternis greift er entscheidend ein als „Vernichter der Feinde“ und „Helfer vom Übel“. Er ist der Gott der menschlichen Intelligenz, welche Hindernisse überwindet, daher von den Griechen mit Herakles verglichen. Er ist Mondgott, erscheint aber auch mit der Sonnenscheibe.

Verwandt ist er mit Thot, Thut, Dhuti, bei den Griechen Hermes genannt, dem eigentlichen Mondgott, der als solcher Gott des Masses ist, dann der Schrift. Er ist der Schreiber unter den Göttern, der beim Totengericht das Ergebnis, bei der Bestimmung der Nilhöhe das von Osiris angegebene Mass aufzeichnet. Heilig ist ihm der Ibis, mit dessen Kopf er oft erscheint (da dieser seine Zeit kennt, s. oben S. 136), ebenso der intelligente Kynokephalos, dessen Kopf er auch etwa trägt. Auch die bei den Menschen übliche Schrift geht auf ihn zurück. Er hat die hl. Bücher verfasst, die Perioden des Jahres bestimmt, den Gottesdienst geordnet und ist dann überhaupt der Gott der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, des Verstandes, der Intelligenz. In der ältesten Zeit erscheint dieser Lichtgott namentlich als thatkräftiger Bundesgenosse des Hor gegen Set; auch den Toten hilft er dazu, Gefährten der Lichtgötter zu werden. Weiterhin heisst er „Herz des Ra“ und „Zunge des Ra“ und wird schon in einer Inschrift aus der 18. Dynastie genannt „Thot, der Herr von Hermopolis“ (in welcher Stadt er besonders verehrt wurde), der ungeboren, sein eigener Ursprung ist, der Eine Gott, der Leiter der untern Hemisphäre, welcher den Bewohnern des Westens, die in dem Gefolge des Gottes Ra sind, die Weisungen erteilt, welcher die Sprachen aller Völker unterschieden hat[2]). In der Spekulation der Priester wurde er nicht selten als der Allherr dargestellt, und noch die Neuplatoniker knüpfen an seinen Namen ihre theosophischen Systeme (Hermes Trismegistos).

Begleiterin des Thot ist Safech (schon in der 4. Dynastie), welche Herrin der Schrift oder der Bücher heisst, die Göttin der Büchersammlungen, der Geschichte. Sie wird z. B. dargestellt, wie sie die Namen der Menschen auf die Blätter des Baumes der Unsterblichkeit einzeichnet. Ähnliche Personifikationen gibt es noch viele.

Schliesslich sei auch einiger ausländischer, näher semitischer Gottheiten gedacht, welche im Neuen Reiche Verehrung genossen, nachdem man in der Hyksoszeit mit diesen Stämmen

---

1) V. v. Strauss, Altägypt. Götterglaube I, 394 f.
2) Brugsch, Rel. u. Myth. S. 444 f.

und ihren Göttern in nähere Berührung gekommen war. Bezeichnend ist, dass diese semitischen Götter alle als Kriegsgötter angesehen und von den Ägyptern, die an solchen Mangel hatten, adoptiert wurden[1]). Am häufigsten erscheinen auf ägyptischen Monumenten Baal und Astarte. Ersterer wurde mit dem Gott Set oder Sutech identifiziert: er ist der semitische Kriegsgott, der auf hohen Bergen in Wetterwolken thront. Astarte wurde frühe mit der einheimischen Hathor vereinigt, ist aber desgleichen Kriegsgöttin. Als Liebesgöttin erscheint sie unter dem Namen Kadeš. Ebenso begegnet die kanaanitische Göttin ʿAnât. Der Gott Rašpu ist der phönizische Rešeph, ein Blitzgott. Er bildet mit Min und Kadeš eine Triade. Eine eigentümliche Figur ist die des löwen- und schlangenbezwingenden Bes, in welchem W. Max Müller eine „Entstellung des babylonischen Nimrodtypus" sieht. Derselbe glaubt eine Göttin ʿAsît als weibliche Nebenfigur zu einem Gott Esau (phöniz. Usoos) feststellen zu können sowie eine Atuma als Femininum zu einem Gott Atum = Edom(?). Siehe aber Baudissin PRE³ V, 166.

3. Historisch-theologische Kritik der ägyptischen Götterlehre.

Aus dem Vorstehenden erhellt, dass das ägyptische Pantheon ein sehr stark bevölkertes war; zu den aufgeführten Göttern liessen sich leicht noch einmal so viele, ob auch minder hervorragende, hinzugesellen. Wie dieser bunte Polytheismus entstanden sei, darüber gehen die heutigen Ansichten auseinander. Während die Einen den Beweis glauben erbringen zu können, dass die ägyptische Religion wesentlich monotheistisch oder doch henotheistisch war, indem das Hervorgehen der zahllosen Götter aus einer einheitlichen, erhabeneren Gottesauffassung sich noch leicht erkennen lasse, weisen andere auf den Animismus hin, von welchem jene Tierfiguren, die untrüglichen Überbleibsel seien: Aus der Unzahl von phantastischen Dämonen wären mit der Zeit gewisse vornehmere Gottheiten hervorgetreten, und diese hinwieder wären erst durch spätere Priesterweisheit zu einer Einheit verschmolzen worden. Wir glauben, dass die letztere Theorie der ägyptischen Religion nicht gerecht wird, die erstere aber sie teilweise idealisiert. So viel dürfte feststehen, dass die Menge unter sich konkurrierender Götter erst ein Produkt der Geschichte ist, wobei allerdings zur Zersplitterung der ursprünglich einheitlicher gefassten Gottheit nicht nur politische Rücksichten, sondern auch die Naturbefangenheit der letzteren wesentlich beigetragen hat. Dieser Zersplitterung gegenüber fand von Seiten der erleuchteteren Träger der Religion stetsfort das Bestreben Raum, die Strahlen der Gottheit wieder in

1) W. Max Müller, Asien u. s. w. S. 309 ff.

Einen Brennpunkt zu sammeln, ohne dass freilich der so gewonnene Allgott wahrhaft naturfrei geworden wäre.

Überblickt man die im vorigen Abschnitt aufgestellte Reihe der vornehmsten Götter, so fällt auf, wie nahe verwandt bis zur wesentlichen Identität manche dieser Gottheiten unter einander sind, weshalb sie auch beständig in einander übergehen. Solche Doppelgänger sind ursprünglich sicherlich nicht am selben Ort neben einander verehrt worden, sondern jeder hatte seine lokale Zone. Die ägyptischen Gaue erfreuten sich in vorgeschichtlicher Zeit einer verhältnismässig weitgehenden Selbständigkeit; hatte doch noch in der geschichtlichen jeder Gau seine Hauptstadt mit einem Heiligtum, wo eine bestimmte Gottheit besonders verehrt wurde[1]). Z. B. der memphitische Gau hatte seinen Gott Ptah, der Gau von Busiris verehrte den Gott Osiris, der Gau von Tanis den Horos, der von Hermopolis den Thot, der von Bubastis die Bast u. s. w. Man darf also mit Zuversicht darauf schliessen, dass ursprünglich jeder ägyptische Stamm nur eine Hauptgottheit hatte, bezw. die Gottheit in Einer bestimmten Gestalt und unter bestimmten Symbolen verehrte, was natürlich die Vorstellung von untergeordneten Geister- und Götterwesen nach dem früher Bemerkten nicht ausschliesst. „Monotheismus" würden wir diese früheste erkennbare Religion schon darum nicht nennen, weil dieser Ausdruck einen bestimmten, bewussten Gegensatz gegen die Mehrheit enthält, während dieser Eine Lokalgott im Gegenteil sich leicht zu einer Vielheit entfaltete. Angemessener ist der Name „Henotheismus". Diese Einheit war eine unwillkürlich gesetzte, nicht ein Produkt der Reflexion. Aber sie hat sich, eben weil sie tief im Bewusstsein lag, immer wieder Geltung verschafft. Auch als durch politische und theologische Entwicklung eine Vielheit von Göttern entstanden war, lag dem Ägypter stets die gewiss uralte Vorstellung eines einheitlichen, allumfassenden, alles schöpferisch erzeugenden Gottes nahe[2]) und die Reflexion der Gebildeten, bezw. die Spekulation der Priester hat diese Einheit nicht erst entdeckt, sondern gegenüber dem zerfahrenen Volksglauben nur festgehalten und diesen gewissermassen wieder auf seinen ursprünglichen Sinn zurückgebracht, natürlich nicht ohne ihn zu vergeistigen.

Ist aber diese religiöse Vorstellung, die alte volkstümliche und die priesterliche der Folgezeit, wirklicher Theismus? Dies müssen wir in Abrede stellen. In wesenhafter Unabhängigkeit von

---

1) Vgl. die Liste der Gaue bei Wiedemann, Rel. der a. Äg. S. 6 f.

2) Bemerkenswert ist, dass die ältesten Moralstücke ihre Lehren mit dem Willen der Gottheit schlechthin (nuter) ohne mythologische Besonderheit begründen, so die beiden im Papyrus Prisse enthaltenen Lehren des Kakemna und Ptahhotep. Letzterer Prinz belehrt z. B. seinen Sohn: „Du sollst die Leute nicht vergewaltigen, Gott verbietets." „Geliebt von Gott ist Gehorsam, Ungehorsam ist verabscheut von Gott", und so durchgängig.

der Welt und Erhabenheit über der Natur haben wir uns die ägyptische Gottheit zu keiner Zeit zu denken. Vielmehr wurde sie von Anfang an naturbefangen gefasst, und so ist sie im Volksglauben zu polytheistischer Vergötterung einzelner Naturerscheinungen geworden, während sie in der Weisheit der Priester pantheistisch gefärbt war. Ebendeshalb vertrugen sich auch die vulgäre und die mehr esoterische Auffassung ganz gut. Die Weisheit der Priester führte schliesslich zu einem pantheistischen Allgott, der aber mehr eine Abstraktion, ein Begriff, als eine lebendige Macht war und vollends ein persönliches Wechselverhältnis mit dem Menschen nicht eingehen konnte. Die Volksreligion aber haftete meist am unverstandenen Sinnlichen, dessen geistige Seite ihr bald nicht mehr durchsichtig war und artete so in Fetischismus oder Animismus aus.

Ausser jenem politisch-geographischen Grund, welcher den Übergang von Einem Gotte zu mehreren beförderte, lag ein weiterer dahin wirkender Faktor eben in dem Verflochtensein der Gottheit mit der Natur, wodurch die Gottheit verendlicht und der Ergänzung bedürftig wurde. Ursprünglich mag man die eigentliche Gottheit mit dem Himmelsozean identisch gesetzt haben unter dem Namen Nun oder Nu, welches Wesen später stark zurücktrat, immerhin noch im Grabe Seti's I (19. Dyn.) ältester Gott und Vater des Ra heisst, während eine weibliche Ableitung davon, Nut (Göttin des Himmelsgewölbes) im ältesten Neungötterkreise regelmässig auftritt. Dann wurde von vielen Ägyptern das höchste Wesen mit dem glänzendsten Gestirn des Himmels, der Sonne, in Beziehung gesetzt, und zwar in dem Sinn, dass man in ihr unmittelbar die Erscheinung des Himmelsgottes wahrzunehmen glaubte. Dadurch wurde die Gottheit in den Wechsel der Naturerscheinungen herabgezogen, wie die mannigfachen Mythen darthun, die den Kampf zwischen Sonnenlicht und Finsternis darstellen. Je mehr die Vorstellung eines Gottes an eine bestimmte Naturerscheinung oder Naturkraft gebunden wurde, die zunächst alles zu beherrschen schien, desto sicherer mussten bald ergänzende, auch entgegengesetzte, Figuren ihm an die Seite treten, was nicht ausschloss, dass man ihm die Prädikate der eigentlich göttlichen Souveränetät weiterhin beilegte. Für jede Phase des Sonnenlaufs stellte man eine besondere Gestalt des Gottes auf, woraus ein besonderer Gott wurde. Der Gott entfaltet sein Wesen unerschöpflich; er schafft, wie die Ägypter sagen, seine eigenen Glieder, die sein Wesen und Wirken in der Welt darstellen. Lehrreich ist z. B. die Entfaltung des einen Horos zu sieben oder acht Gottheiten dieses Namens. Wenn nun ausserdem, wie thatsächlich es der Fall, der Sonnengott in verschiedenen Landesteilen von Haus aus unter verschiedenen Namen zu Ehren gekommen war, bei den einen Atum, bei andern Ra, bei noch andern Hor, oder gar Osiris hiess, so fand man sich mit dieser Mehrheit so ab, dass man jedem dieser Götter eine Phase oder eine Seite des Sonnengotts zuteilte.

Von uralter Zeit her war beliebt, dem Lokalgott noch zwei Genossen beizugeben; eine solche Triade soll ausdrücken, dass die drei Götter das göttliche Wesen nach drei Seiten hin darstellen. Z. B. in Heliopolis unterschied man: 1) Atum, den unnahbaren Gott; 2) Cheper, den durch einen Skarabäus versinnbildeten Gott als für sich selbst erzeugten, alles zeugenden Vater; 3) Ra, den Sonnengott als Manifestation des Gottes. Am häufigsten wird eine Triade durch zwei männliche und eine weibliche Figur gebildet, wie Osiris, Isis, Horos: Vater, Mutter und Sohn. Die menschlichen Verwandtschaftsnamen, auch Bruder, Schwester, werden zu Hilfe genommen um die innere Einheit und Verschiedenheit der göttlichen Wesen auszudrücken. Zwar sagt der Ägypter häufig von einem Gott: er zeugt sich selbst, ist sein eigener Vater, sein eigener Sohn, der Gemahl seiner Mutter u. s. w. Aber mit Unterscheidung der verschiedenen Phasen gewinnt man Vater, Mutter und Sohn. Jener ist der absterbende Gott (Osiris), der in seinem Sohne (Horos) sein eigenes Wesen stetsfort verjüngt. Sehr frühe schon ging die Systematisierung weiter, man bildete Neungötterkreise. Schon auf der Unaspyramide wird auf zwei solche angespielt[1]).

Während aber in einzelnen Landesteilen der Sonnengott mit seinen Besonderungen die schöpferische Gottheit am würdigsten darstellte, war dieselbe anderwärts in anderem Anschluss und in anderer Form aufgefasst worden. Ein Gott wie Ptah oder Amon vertrugen sich eigentlich nicht mit Ra oder Osiris, da jeder die absolut herrschende Stellung für sich beanspruchte. Allein im Gefühl, dass sie verwandten Wesens seien, trug man kein Bedenken, sie zu einander zu gesellen. Man verehrte im Tempel des Amon zu Theben auch den Min oder Chem von Koptos, den Tum von Heliopolis, den Ptah von Memphis, und deren Heiligtümer gaben wiederum dem Amonkultus Raum. Ja, noch mehr, solche Gottheiten wurden mit einander förmlich in Eins gesetzt, wie die zahllosen Zusammensetzungen ihrer Namen bekunden: Amon = Ra, Isis = Hathor, Ptah = Osiris, Osiris = Apis u. s. f.[2]). Eben um der dem Bewusstsein nicht entschwundenen inneren Verwandtschaft der lokalen mythologischen Gestalten willen kam es im alten Ägypten selten zu eigentlichem Kampf zwischen verschiedenen Bekenntnissen oder Kulten. Eine Ausnahme machen die Invasion des

1) Siehe über die Neungötterkreise Brugsch, Rel. u. Myth. und v. Strauss, Altäg. Götter I, 33 ff. Die geistvolle Konstruktion, die letzterer von der Entstehung dieser Mythen gibt, kann wie die ähnlichen Versuche anderer, nur einen zweifelhaften Wert beanspruchen, da diese Mythenbildung ausserhalb des Gebietes historischer Wissenschaft liegt.

2) Vgl. Brugsch, Rel. u. Myth.[2] S. 2: „Die Grundvorstellung, von welcher die Urheber mythologischer Inschriften ausgegangen waren, musste nach meinen stets wiederkehrenden Beobachtungen in tausenden und tausenden von Texten auf der allgemeinen Ansicht beruhen, dass der Lokalgott A in X dem Lokalgott B in Y entsprach, dass beide trotz ihrer Namensunterschiede und ihrer verschiedenen Kultusstätten mit einander als identisch angesehen wurden."

Hyksoskultus, wobei eben ausländische (semitische) Momente in die Landesreligion sich eindrängten, und dann die radikale Reformation Chunatens[1]), welche von der gesamten Tradition abweichend, einer einzigen Auffassung der Gottheit mit Ausschluss aller übrigen Geltung verschaffen wollte. Ob dabei semitischer Einfluss mitwirkte, ist sehr zweifelhaft. Denn dass die Mutter des Königs eine Asiatin war, wie man angenommen hat, ist nach ihrem Namen (Tii), der eher nach Libyen weist, nicht wahrscheinlich. Auch stammt der Gottesname der Sonnenscheibe, welchen dieser Herrscher als den einzig wahren feierte — es sind schöne Hymnen an den Sonnengott in Tell Amarna gefunden worden, welche er selbst gedichtet zu haben scheint — aus Heliopolis, und an das dortige offizielle Ceremoniell scheint er sich auch sonst angeschlossen zu haben. Übrigens ist auch sein Credo nicht als „Monotheismus" zu bezeichnen, da sein Sonnengott so wenig als ein anderer ägyptischer Gott ein über der Natur erhabener war. Aber beachtenswert bleibt immerhin dieser puristische Versuch, mit dem bunten Vielerlei, ja dem Wust von Götternamen und -gestalten, die sich im Lauf der Jahrhunderte gehäuft hatten, aufzuräumen und bei einer einfachen Gottesvorstellung, bei der des erhabenen Licht- und Sonnengottes, es bewenden zu lassen. Chunaten hat doch nicht bloss gegenüber dem hochmächtigen oberägyptischen Amon eine unterägyptische Gottheit bevorzugt, sondern mit der hergebrachten Weise gebrochen, welche nichts bestehendes in der Religion zu unterdrücken wagte. Diese Rücksichtslosigkeit, zumal der im Neuen Reiche zur ersten Macht im Staate gewordenen Priesterschaft des thebanischen Amon gegenüber, verstiess freilich zu sehr gegen das geheiligte Herkommen, als dass die neugegründete Herrschaft des Sonnengottes sich lange hätte behaupten können; sie zerfiel gleichzeitig mit der kurzen Herrschaft ihres Stifters und Amons Priester wurden noch mächtiger als zuvor.

Die ägyptischen Götter haben eine Geschichte durchlaufen und dabei gewisse Wandelungen durchgemacht. Z. B. der Lokalgott Amon erscheint schon im Mittlern Reich mit Ra kombiniert als Amon-Ra, wie überhaupt in jener Periode die Lokalgötter meist mit dem Sonnengott in Beziehung gesetzt worden sind. Dann hat zu Anfang des Neuen Reiches, das ja von seiner Stadt Theben aus ins Dasein trat, der Gott Amon den Anspruch auf die Oberherrschaft über das ganze Pantheon mit Erfolg erhoben. Er wurde der in Ägypten überall verehrte und von den Priestern als Mittelpunkt des pantheistischen Systems gefeierte Gott. Allein im wesentlichen ist es doch derselbe Gott, der diese verschiedenen Phasen durchgemacht hat. Schon von Anfang an war er nicht blos lokal und partikularistisch gemeint, sondern die lokale Fassung der allgemeinen Naturkraft, und noch am Schluss der Entwicklung ist er zwar geistiger, allgemeiner gedacht, aber noch immer als Natur-

1) Siehe oben S. 115.

kraft oder Weltseele; darüber kommt die ägyptische Spekulation nicht hinaus. Sie will auch nichts neues bringen, sondern das Alte verständlich machen. Sehr bezeichnend für diesen hieratischen Konservatismus ist die merkwürdige Thatsache, dass man in der letzten Periode der Unabhängigkeit Ägyptens, der saitischen, in den mythologischen Formeln wieder ganz die älteste erreichbare Zeit d. h. die der Pyramiden kopierte!

Aus diesem naturalistischen Zug erklärt sich auch, dass der Tierkultus, von den Gebildeten natürlich symbolisch gedeutet, sich durch alle Phasen der Religion hindurch erhalten, ja immer wieder dieselbe überwuchern konnte. So gut wie in den Gestirnen des Himmels konnte man bei der pantheistischen Grundanschauung ausgeprägte Manifestationen des Hauptgottes oder untergeordneter göttlicher Wesen auch im Reich der Tiere und der Pflanzen wahrnehmen, wo sich die Lebenskräfte der Natur oft sehr charakteristisch darstellen; und es begreift sich, dass die Verehrung der ungebildeten Menge gerade an diesen nächsten und greifbarsten Vertretern der Gottheit vielfach hangen blieb. Zur Erinnerung an das ethische Moment waren dieselben allerdings wenig geeignet; doch hat sich dieses von Anfang an auch mit ihnen verbunden und es lässt sich nicht verkennen, dass eine gewisse sittliche Zucht von der ägyptischen Gottheit ausging; aber förderlich war für die sittliche Entwicklung die naturbefangene Vorstellung und Darstellung derselben nicht; als heilig im ethischen Sinn galt die Gottheit selbst nicht, konnte also auch auf ihre Anbeter nicht heiligend wirken.

Aus demselben Mangel an klarer Unterscheidung von Gott und Natur flossen auch jene im Neuen Reiche bald geläufige (vgl. Turiner Königspapyrus) Vermenschlichung der Götter, welche euhemeristisch als Vorgänger der irdischen Könige angesehen wurden, und die Vergötterung von Menschen, wie sie uns beim Königtum entgegentrat[1]). Noch deutlicher wird sich dieser Grundmangel uns bei den Anschauungen vom Verhältnis der Abgeschiedenen zu den Göttern offenbaren, wo die Schranke zwischen Gottheit und Menschennatur augenscheinlich fällt, übrigens eine moralische Weltordnung bestimmt hervortritt, soweit sie nicht durch die Magie beeinträchtigt wird. Diese hat sich auch durch alle Zeiten des ägyptischen Reiches behauptet. Eigenartig ist bei der ägyptischen Magie, dass die Beschwörenden sich gewissermassen mit den Gottheiten selbst identifizieren und so deren Kräfte nach eigenem Willen gebrauchen können zur Heilung von Krankheiten, zum Schutz vor Gefahren und sonst[2]). Die Griechen befremdete es,

---

1) Siehe oben S. 119.

2) Vgl. Lenormant, Magie der Chaldäer, S. 93 ff., wo solche Sprüche namentlich aus dem Papyrus Harris angeführt sind: Le papyrus magique Harris, Chalon sur Saône 1860.

dass die ägyptischen Zauberer wähnten, den Göttern durch ihre Formeln und speziell durch die Nennung der geheimnisvollen Namen derselben Zwang anthun zu können.

4. Leben nach dem Tode. Totenkultus[1]).

Einen sehr wesentlichen Teil der ägyptischen Religion bildeten die Beziehungen zur Totenwelt, welche von diesem Volke mehr als von irgend einem andern des Altertums sorgfältig und hingebend gepflegt wurden. Die Erwartungen des Lebens nach dem Tode knüpften sich an verschiedene Gottheiten, namentlich den Sonnengott Ra und noch mehr an Osiris. Von dem Aufenthaltsort und Zustand der Abgeschiedenen hatte man verschiedene Vorstellungen, die sich nicht einheitlich in ein System fügen und z. B. in dem Sammelwerk des „Totenbuches“ unvermittelt neben einander erscheinen. Doch legte man fast allgemein grosses Gewicht auf die Bestimmung des Menschen, nach dem Tode an einem seligen, göttlichen Leben, soweit man ein solches sich vorstellen konnte, teilzunehmen. Zu diesem Ende muss freilich auch der Leichnam des Verstorbenen, in welchem seine Persönlichkeit fortlebt, mit Ehrfurcht aufbewahrt und von den Überlebenden dem Toten sein Unterhalt dargebracht werden. Die von der Erde hinwegschweifende Seele muss durch magische Sprüche gegen die Ungeheuer geschützt sein, welche sie bedrohen. So gelangt sie, zumal wenn es die Seele eines Königs ist, zu göttlichem Dasein. Aber auch die Bestimmung des künftigen Loses durch das sittliche Verhalten des Menschen auf Erden scheint von Anfang an nicht gefehlt zu haben und bildete sich zu einer schön ausgeführten Vorstellung vom Seelengerichte aus. Daneben fehlt es freilich auch nicht an skeptischen Stimmen, welche wenig Vertrauen zu dieser Unsterblichkeitshoffnung zeigen.

Den griechisch-römischen Autoren fiel die Sorgfalt auf, welche man in Ägypten von uralters her den Abgeschiedenen bewies. Nicht nur setzte man nämlich eine Fortdauer derselben voraus, wie bei allen alten Völkern, sondern das Bewusstsein der Lebenden zeigte sich vom Eindruck der Wichtigkeit des jenseitigen Lebens stark beherrscht. Zugleich aber wurde dieses bestimmt gedacht namentlich durch die Behandlung der Überreste des Verstorbenen. Man that daher in Ägypten mehr als anderswo für die Erhaltung und Unterbringung der Leichen. Der Leichnam selbst wurde mumisiert und so gegen Verwesung geschützt. Es war das eine Hauptkunst der ägyptischen Ärzte, die nach Clemens Al. zu den Pastophoren gehörten. Der Leichnam wurde mit einem Steinmesser geöffnet, die Eingeweide samt dem Gehirn herausgenommen und

1) Vgl. bes. G. Maspéro, Etudes de Mythologie et d'Archéologie Egyptiennes I. II, Paris 1893.

in Krügen (Canopen) besonders verwahrt. Statt ihrer legte man bituminöse Stoffe in das Corpus, welche seine Eintrocknung beförderten und umhüllte es mit vielen Binden von Byssus und Leinwand. Die „Mumie“ wurde dann in eine Lade gelegt, auf welche man vielen Kunstfleiss verwandte. Der Deckel gab das Portrait des Verstorbenen. Dieser Sarg wurde an sicherm und wohl ausgestattetem Orte verwahrt. Die Könige wurden in den Grabkammern ihrer Pyramiden[1]), später in kostbaren Hallen bestattet; auch die Vornehmen legten sich prächtig ausgeschmückte Grabbauten an. Diodor sagt (1, 51): „Die Landesbewohner schätzen die Zeit des Lebens gering, dagegen legen sie das grösste Gewicht darauf, dass man nach dem Tode um der Tugend willen ein ruhmvolles Andenken geniesse; und die Wohnungen der Lebenden nennen sie Herbergen, da wir nur kurze Zeit darin wohnen, die Gräber der Verstorbenen dagegen ewige Häuser, da sie in der Unterwelt unbegrenzte Zeit verweilen.“ Die Wände vornehmer Grabhallen sind mit Malereien geschmückt, welche mannigfaltige Szenen aus dem früheren Leben darstellen. Auch ein Curriculum vitae fehlt nicht. Ausserdem aber stellen jene Gemälde auch die Ovationen dar, welche den Toten gebracht wurden. Man versah diese reichlich mit Speise und Trank und in den Inschriften werden die Götter (besonders Osiris oder Anubis) angerufen, sie mögen es ihnen nie daran fehlen lassen. Besondere Priester besorgten diesen Kultus, den die Könige auch für ihre verstorbenen Beamten bestritten. Doch begnügte man sich bald auch damit, den frommen Wunsch in den Stein zu meisseln, dass die Götter den Toten mit tausenden von Rindern u. s. w. ernähren sollen, oder der Vorübergehende die entsprechende Formel ausspreche[2]).

Die Opfergaben werden in der Regel dem Osiris oder einem andern Gott übergeben, dass er sie dem Toten zukommen lasse. Die Formel ist gewöhnlich: „Opfer an Osiris (oder andern Gott), dass er Vorräte von Broten, Getränken, Ochsen, Gänsen, Milch, Wein, Bier, Kleider, Wohlgerüche und alle guten und reinen Dinge, wovon der Gott lebt, spende dem ka (der im Grab überlebenden Seele, wie wir gleich sehen werden) des verstorbenen N. Sohn N.“

Diese Pflege der sinnlichen Überreste des Toten zeigt, wie sehr sich die Unsterblichkeitshoffnung noch an diese sinnliche Welt anklammerte. Man dachte sich das Schicksal der Abgeschiedenen noch verflochten mit dem seines Leichnams, bezw. seines Grabes. Was vom Toten weiterlebt, heisst ka; es ist das ideale Selbst des Menschen. Dieser ka wird in der Mumie, oder wo diese mangelt, in aufgestellten Bildern (Statuen) verehrt. Geistiger wird die Seele gefasst unter dem Namen ba. Man unterschied dann wohl mit der Zeit genauer den im Grab bleibenden

1) Siehe oben S. 127.

2) E. Meyer, Geschichte des Altert. I, 77. — Maspéro, Etudes I, 47 ff.

ka, welchem besondere Priester dienten, von ba, der unter wechselnden Schicksalen nach der andern Welt wandernden Seele[1]), und diese wieder vom chu, der göttlichen Vernunft im Menschen, welche im Tod als lichter Dämon entbunden wird. Die Kräfte des lebenden Menschen sind nämlich in der Priesterlehre als emanatistische Potenzen verschiedenen Grades gefasst: chu ist die oberste, das göttliche Licht, wird aber umhüllt und verdunkelt durch die Seele (ba). Auch diese ist jedoch noch zu lauter, um sich unmittelbar mit dem materiellen Stoff zu verbinden. Was den Leib durchwaltet, ist der Hauch (nifu); der stoffliche Leib heisst chat.

Aber nicht erst im spätern System, schon in den uralten Pyramideninschriften und im Totenbuche[2]) macht sich in der Vorstellung vom Leben des Menschen nach dem Tod ein stark pantheistischer Zug geltend, indem die Schranke fällt, welche Götter und Menschen trennt. Der Abgeschiedene erlangt wieder den Gebrauch seiner Glieder und Kräfte im Jenseits, wird aber dabei vergöttlicht, dem Ra und seinem göttlichen Gefolge zugesellt, so dass er mit der Sonne und als die Sonne täglich aufgeht und seinen Siegeslauf am Himmelsraum vollendet, dieselbe Kraft ausübend und derselben Ehre teilhaftig, wie der Gott selbst. Geradezu identifiziert wird er mit verschiedenen Göttern (Tum, Thot u. s. w.), namentlich aber mit Osiris, jenem Gott des Totenreichs, der nach seinem eigenen Tode in jener Sphäre waltet, wo kein Wechsel mehr das Dasein trübt. Die Könige werden durch den Tod Osiris, wie z. B. der Sargdeckel des Menkara (Brugsch, Gesch. 82) zeigt; aber nicht nur sie, sondern jeder Verstorbene, den man ehren will, wird geradezu „der Osiris N. N." genannt.

Allein wie insbesondere das „Totenbuch" beweist, war den Ägyptern doch sehr wohl bewusst, dass diese Beseligung und Ver-

---

1) Diese kann ihre Mumie auch gelegentlich wieder besuchen.

2) Die Pyramideninschriften enthalten Anrufungen des Verstorbenen und Aussagen über ihn, wie sie bei der Bestattung mochten vorgetragen werden. Dagegen in dem etwas späterer Zeit angehörigen Totenbuch (s. oben S. 126) spricht der Verstorbene, dem man den Papyrus in den Sarg legte, in erster Person von sich. Ausgangspunkt für die Entstehung des Totenbuchs war die Stadt Anu = Heliopolis, wie Naville nachgewiesen hat. Der Name dieser Stadt wird im Buche häufig genannt. Damit ist allerdings das nichtirdische Gegenbild der Stadt gemeint. Übrigens sind auch im Totenbuch die Vorstellungen verschiedenen Vorstellungsreihen und Mythenkreisen entnommen. Zwischen den Kapiteln besteht kein Zusammenhang, eine einheitliche Lehre vom Leben nach dem Tod ist auch hier nicht zu finden. Der Titel des Totenbuches ist per-m-hru, was von den Sprachkennern verschieden übersetzt wird; nach Naville: „Ausgang aus dem Tage", was nicht ganz gleich Wiedergeburt, Wiedererscheinung, Auferstehung, aber etwas von diesem allem in sich schliessend. Dagegen ist vom Totenbuch wohl zu unterscheiden das von Schiaparelli 1877 entdeckte und 1881 herausgegebene Livre des Funérailles, welches ausführliche Anweisungen für die Beisetzung und Bestattung gibt. Maspéro, Etudes I, 283 ff. Besonders wichtig ist dabei der Akt, wo mit einer Art Meissel der Statue, in welche der ka einziehen soll, damit sie Osiris werde, Augen und Mund geöffnet werden.

göttlichung sich nicht ohne gewisse Bedingungen und einen umständlichen Prozess vollziehe. Die Seele hat nach jenem Buch mancherlei Phasen zu durchlaufen, ehe sie die ungetrübte Glückseligkeit des Osiris teilen kann. Es enthält Verhaltungsmassregeln, welche sie auf diesen jenseitigen Wanderungen beobachten soll, namentlich Sprüche, die zu sprechen, Antworten, die auf gestellte Fragen zu geben sind. Das Wissen um die Geheimnisse und die magische Formel räumen die Hindernisse hinweg, sie erschliessen die Pforten, durch welche man zu den seligen Gefilden gelangt.

Doch fehlt auch die Erkenntnis nicht, dass die Hauptbedingung für Erlangung eines ewig seligen Daseins ethischer Art sein müsse. Vielmehr wird eine strenge sittliche Vergeltung nach dem Tode gelehrt, Dass der verstorbene Ägypter erst vor ein menschliches Totengericht gestellt worden sei, ehe man ihn ehrenvoll bestattete, bewährt sich aus den Inschriften zwar nicht. Aber in der Unterwelt geht die „Rechtfertigung" und „Abschätzung der Worte" durch untrügliche Richter vor sich nach Kap. 125 des Totenbuches. Dieser Akt, der sich im Saal der „doppelten (lohnenden und strafenden) Gerechtigkeit" vollzieht, ist nicht selten auf Abbildungen veranschaulicht[1]: Osiris mit der Krone auf dem Haupt, mit Krummstab und Geissel in den Händen führt den Vorsitz. Sein Thron ist von Wassern des Lebens umgeben, aus welchen Lotosblumen aufsteigen. Neben ihm sitzen 42 Geister des Gerichts. Anubis (mit Schakalkopf), der Führer und Wächter der Toten, und Horos (mit Sperberkopf) besorgen die Wägung der Seele, genauer des Herzens, d. h. Gewissens, indem sie in die eine Wagschale das herausgenommene Herz des Verstorbenen legen, während auf der andern eine Straussenfeder (Zeichen der Wahrheit und Gerechtigkeit) liegt. Letzteres Symbol kennzeichnet auch zwei weibliche Figuren, welche den Verstorbenen selbst umgeben und deren eine die Rechtsgöttin Ma darstellt. Thot macht auch hier (mit Ibiskopf) den Schreiber, indem er das

1) In den Pyramideninschriften findet sich das Totengericht noch nicht. Nach denselben wurde bei der Bestattung das Standbild des Verstorbenen mit Wasser besprengt unter der Bitte, Thot möge mit seiner Handfläche alles Gehässige an ihm und alle in seinem Namen gesprochenen bösen Worte wegwischen. Hier handelt es sich aber um Könige, bei denen man an rascher Beseligung nicht zweifelte, wie auch später „das Buch der Lobpreisung des Ra in der Unterwelt" in den Königsgräbern der 19. und 20. Dynastie die Herrscher nicht vor dieses Gericht stellt, sondern ohne weiteres vergöttlicht werden lässt. Dass erst im Neuen Reiche eine sittliche Forderung mit dem Leben nach dem Tode verknüpft werde und die ersten Spuren der Vergeltungslehre sich zeigen, (Tiele S. 73), ist nicht zu behaupten; denn wenn auch jenes Kap. 125 des Totenbuchs verhältnismässig jung ist, so zeigen sich doch schon viel früher Spuren davon, dass man durch das moralische Verhalten des Menschen seinen Zustand nach dem Tod mitbestimmt glaubte. Vgl. bei Chantepie [2] S. 139. Nur hat die Pflege der magischen Beschwörung der Geister im Jenseits auch späterhin eine rein ethische Bestimmung des Seelenzustandes nicht aufkommen lassen.

Ergebnis der Wägung aufzeichnet, während der Kynokephalos über der Wage sitzt. Der Verstorbene hebt die eine Hand schwörend zum Himmel, die andere hält er auf die geöffnete Stelle seines Herzens. Er muss nämlich beteuern, die 42 Todsünden nicht begangen zu haben. Seine Rede soll nach dem Totenbuche lauten[1]):

„Heil euch, Gebietern der Wahrheit und Gerechtigkeit! Heil dir, grosser Gott, Gebieter der Wahrheit und Gerechtigkeit! Ich komme zu dir, mein Gebieter, ich nahe dir zu schauen deine Herrlichkeit. Denn es ist bekannt, ich kenne deinen Namen und ich kenne die Namen jener 42 Götter, die mit dir sind in der Halle der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche leben von den Gliedern der Sünder und sich sättigen von ihrem Blute an jenem Tage, an welchem man die Worte wägt vor Osiris, dem Zeugen der Wahrheit. Zweifacher Geist, Gebieter der Wahrheit und Gerechtigkeit, ist dein Name. Ja, ich kenne euch, Gebieter der Wahrheit und Gerechtigkeit; ich brachte euch Wahrheit, ich vertilgte für euch die Lüge. Ich handelte nicht mit List und Trug gegen die Menschen. Nicht bedrückte ich die Witwen. Ich log nicht vor Gericht. Ich weiss nicht von der Lüge. Ich that nichts verbotenes. Ich liess keinen Aufseher der Arbeiter täglich mehr Arbeit thun als ihm zukam . . . Ich war nicht leichtfertig. Ich war nicht träge. Ich war nicht schwach. Ich war nicht matt. Ich that nichts, was die Götter verabscheuen. Ich machte nicht den Knecht seinem Herrn abspenstig. Ich liess niemanden hungern. Ich verursachte keine Thränen. Ich habe nicht getötet. Ich gab keinen Befehl zu hinterlistigem Morde. Ich übte keine Hinterlist gegen irgendjemand aus. Ich entzog nie den Tempeln die Brote. Ich unterschlug nicht die Opferkuchen der Götter. Nicht entriss ich den Toten ihre Habe und ihre Binden . . . Ich betrog nicht, Ich fälschte nicht die Getreidemasse. Ich betrog keinen Finger breit vom Masse. Ich eignete mir nichts von den Äckern zu. Ich betrog nicht mit den Gewichten der Wagschale. Ich fälschte nicht das Gleichmass der Wage. Ich entzog nicht die Milch dem Munde der Säuglinge. Ich jagte die heiligen Tiere nicht auf ihrer Weide. Ich fing nicht mit Netzen die heiligen Vögel. Ich fing nicht die heiligen Fische aus ihren Teichen. Ich hemmte das Wasser nicht zu seiner Zeit. Ich schnitt keinen Arm des Flusses in seinem Laufe ab. Ich löschte das heilige Feuer nicht aus zu seiner Stunde. Ich verletzte nicht den Götterkreis bei den ihnen wohlgefälligen Opfern. Ich vertrieb nicht die Rinder von dem, was den Göttern gehört. Ich trieb den Gott nicht zurück bei seiner Prozession. Ich bin rein! Ich bin rein! Ich bin rein!"

Dieser Reinigungseid zeigt uns, was der Inbegriff der ägyp-

---

1) Maspero, Gesch. S. 43 f.

tischen Ethik[1]) war. Neben den allgemein ethischen Geboten stehen darin manche, die mit spezifisch ägyptischen Verhältnissen und Anschauungen zusammenhangen; neben groben Fehltritten, welche strenge Ahndung verdienen, werden auch Rücksichten der Nächstenliebe und Pflichten der Barmherzigkeit angedeutet, deren Verletzung nicht minder strafbar erscheint. Die Anforderungen dieses Sittengesetzes sind im allgemeinen hohe und strenge. Nur ahnt man, dass seine Deutung und Anwendung eine laxe war, da sonst kein Ägypter mit froher Zuversicht jene Gerichtshalle hätte betreten können[2]). Nachdem der zu Richtende solches beteuert hat, wird sein Herz gewogen, daher sich Totenb. K. 30 die Anrede ans eigene Gewissen findet: „O Herz, Herz von meiner Mutter, Herz meines Daseins auf Erden, tritt nicht auf gegen mich als Zeuge, streite nicht gegen mich als ein göttlicher Fürst, lege nicht Zeugnis ab wider mich vor dem grossen Gotte!" — Wenn die Wägung (Psychostasie) die Aussage des Mundes bestätigt hat, das Herz also nicht zu leicht erfunden wird, so wird es dem Abgeschiedenen zurückgegeben[3]). Er wird an allen Gliedern erneut und verjüngt. Hathor und Nut, die Göttinnen des Lebens und des Himmelsraumes, giessen das Wasser des Lebens über ihn aus. Er setzt dann seine Wanderung nach dem Himmel fort. Auch die weitern verschlossenen Pforten thun sich auf, wenn er gewisse hiefür bestimmte Formeln des Totenbuches spricht; dasselbe Mittel dient ihm dazu, sich der vielen Ungeheuer zu erwehren, Vipern, Krokodile, Schildkröten, in deren Gestalt ihm böse Geister den Weg verlegen oder sonst ihn anfechten wollen. Unterdessen wächst seine Erkenntnis wie seine Kraft; er kann sich eine Gestalt wählen, z. B. die eines Goldsperbers, Lotos, Phönix, Kranichs u. s. w., welche aber nicht als sinnlicher Tierleib zu fassen, sondern symbolisch göttlich ist. Zuletzt gelangt er in die seligen Gefilde des Sonnengottes Ra. Dort führen die Seelen nicht ein müssiges Leben[4]), sondern pflanzen

---

1) Die praktische Sittenlehre und Lebensklugheit der alten Ägypter zeigen manche Papyros, von denen freilich nur die besten Partieen allenfalls mit den Sprüchen Salomo's sich vergleichen lassen. Vgl. ausser dem oben genannten Papyrus Prisse z. B. Äg. Ztschr. 1872 S. 49 ff.

2) Nach einer Stelle des Totenbuchs c. 64 dachte man sich, dass ein Sechstel der Verstorbenen verdammt, die übrigen beseligt würden.

3) Die im Folgenden angegebene Belohnung und Bestrafung lassen sich aus anderen Stellen ergänzen. Dagegen gibt dieses Kapitel des Totenbuchs die Folgen des Gerichts nicht an. Und anderswo sind es mehr magische Künste als ethische Vorzüge, die der Seele dienlich werden.

4) Wenigstens sind sie verpflichtet, diese „Gefilde Jalu" (Aalu) zu bebauen. Allein sie wissen sich der mühsamen Arbeit zu entziehen. Man gibt ihnen (etwa seit der 12. Dynastie) zu diesem Ende Figürchen aus Thon oder Stein mit ins Grab, welche oft mit Hacke, Getreidesack u. dgl. versehen und mit des Toten Namen beschrieben sind. Sie heissen „die Antwortenden" (Ušebti), denn beim Appell rufen sie seinen Namen und treten mit ihrer Arbeit für ihn ein, so dass seine Seele ungestört spazieren kann! Maspéro, Etudes I, 350.

und ernten himmlischen Weizen, lustwandeln in schattigen Lauben und baden in Wasserbecken. Auf dem Wege nach dem Sitz der Götter ist die Seele mehr und mehr göttlich geworden. Auf der höchsten Stufe wird sie ganz Vernunft und schaut Gott von Angesicht.

Wird dagegen das Herz zu leicht befunden, so muss die Seele umkehren. Zwar dass diese Seelen wieder als Tiere geboren würden (nach Art der indischen Seelenwanderung), wie Herodot 2, 123 angibt, bestätigt sich nicht durch die einheimischen Quellen. Aber sie werden von ihrer eigenen Vernunft, welche feurig zurückkehrt, angeklagt, gepeinigt, zwischen Himmel und Erde herumgejagt, und suchen sich wohl in Menschen einzunisten; daher die Besessenheit. Oder sie gehen an einen Ort der Verdammnis, wo sie mit allen erdenklichen Qualen gemartert werden, bald durch ein Scheusal mit Nilpferdkopf, bald durch andere Dämonen, welche sie zerfleischen, köpfen, ihnen das Herz ausreissen und ihnen beständig ihre Verbrechen vorhalten.

Wenn aber auch das Volk im allgemeinen von solchen positiven Vorstellungen über das Jenseits beherrscht war, so macht sich doch auch bei ihm eine gewisse Unsicherheit dieser Hoffnungen bemerklich. Was man von der Natur abstrahiert hatte (vgl. den Osiris-Mythus) und was das Gewissen bezeugte, bot doch keine volle Bürgschaft für das Jenseits. Aus der Pyramidenzeit ist das Wort des weisen Ptah-hotep merkwürdig: „Lass fröhlich leuchten dein Angesicht, ist denn je Einer aus seinem Sargkasten wiedergekehrt?“[1]) In einer Grab-Inschrift[2]) ruft eine verstorbene Frau ihrem Gatten zu: „O Bruder, o Gatte, o Freund! Höre nimmer auf zu trinken, zu essen, den Becher der Freude zu leeren, zu lieben und Feste zu feiern! Folge deinen Wünschen immerdar und lass niemals in dein Herz die Sorge eintreten, so lange du auf Erden weilst. Denn der Ament ist das Land der Schlaftrunkenheit und der Finsternis, eine Wohnung der Trauer für die, welche in ihm weilen. Sie schlafen in ihren körperlosen Gestalten, sie wachen nicht auf, um ihre Brüder zu schauen, sie erkennen weder Vater noch Mutter, es sehnt sich ihr Herz nicht nach ihrer Gattin noch nach ihren Kindern. Ein jeglicher erhält Sättigung vom lebenden Wasser, nur ich dürste. Das Wasser kommt zu dem, welcher auf Erden weilt; das Wasser, wo ich bin, macht mich dürsten. Ich weiss nicht mehr, wo ich bin, seitdem ich in dies Land einzog. Ich weine nach dem Wasser, welches von hinnen gegangen ist. — Ich jammere nach dem Lufthauch an den Ufern des Nilstroms, damit er kühle mein Herz in seinem Leid. Denn es haust hier der Gott, dessen Name All-Tod ist. Er ruft alle zu sich, und alle kommen, sich ihm zu unterwerfen,

---

1) Äg. Ztschr. 1872 S. 51.

2) Maspero, Gesch. S. 41. Brugsch, Die ägyptische Gräberwelt S. 39 f.

zitternd vor seinem Grauen. Er fragt wenig nach den Göttern und den Menschen. Gross und klein ist gleich vor ihm. — Ein jeder fürchtet sich zu ihm zu beten, nicht erhört er ihn. Nicht kommt man ihn zu preisen, denn keinem ist er gnädig, der ihn verherrlicht. Nicht schaut er auf irgend welchen Lohn, der ihm gereicht wird." — Aus der 18. Dyn. ist das Lied eines Harfenspielers[1]) erhalten, das er für das Totenfest eines angesehenen Amonspropheten gedichtet und dabei vorgetragen hat. Bei diesen wohl in der Vorhalle des Grabes begangenen Feierlichkeiten scheinen die Überlebenden (ähnlich wie die Chinesen) in heiterer Stimmung gewesen zu sein. Dem Toten werden zwar Speisen hingestellt, aber da er davon keine Notiz nimmt, werden die Überlebenden aufgefordert, sich des Lebens zu freuen, ehe der Tag der Reise nach dem Lande des Schweigens komme. Das erinnert an die Erzählung Herodots (2, 78), dass bei den Gastmählern der reichen Ägypter das aus Holz trefflich angefertigte Abbild eines Toten herumgetragen werde und jedem Gaste vorgezeigt mit der Mahnung: „Blicke auf diesen, und dann trink und sei fröhlich; denn nach deinem Tode wirst du sein wie er" [2]).

Der Totenkultus bildete von Anfang an einen wichtigen Teil der Religionsübung. Der Kultus überhaupt vollzog sich in den gewohnten Formen: Hymnen, Opfer[3]), auch an Weihrauch, Anrufungen und Prozessionen, in welchen die Schicksale des Gottes dargestellt wurden, wobei die Menge sich mit dem sinnlichen Schauspiel begnügte, während die eingeweihten Priester allein den „mystischen Sinn" kannten. Gewisse Aufzüge und kultische Handlungen wurden auch nur insgeheim vor Eingeweihten vollzogen. Das Menschenopfer wird auf den Denkmälern in der langen Periode, von welcher sie Zeugnis ablegen, nie erwähnt. Doch ist verdächtig, dass die Opfersiegel das Bild eines gefesselten Mannes mit dem Schwert an der Kehle aufweisen. Es scheint in Ägypten einst im Gebrauch gewesen, aber ausser Gebrauch gekommen zu sein, seitdem man sich auf eine höhere Stufe der Civilisation erhoben; die vereinzelten Spuren, welche sich in griechischen Quellen davon finden, dürften auf fremdländischen (teils phönizisch-semitischen, teils äthiopischen Einfluss) zurückzuführen sein, der da und dort solche Unsitte zeitweise verschulden mochte[4]). Im Ganzen

1) Äg. Ztschr. 1873, S. 58 ff.

2) Vgl. Plutarch, de Iside c. 17.

3) Dabei sind die Götter als irdische Speise geniessende gedacht.

4) Porphyrius (De abstin. 2, 55) berichtet mit Berufung auf Manetho, Amasis (der Bezwinger der Hyksos) habe zu Heliopolis die dort zu Ehren der Hera vollzogenen Menschenopfer abgeschafft. Plutarch erzählt, De Iside c. 73, ebenfalls nach Manetho, in der Stadt der Eileithyia (beim heutigen Flecken El Kab, südl. von Theben) habe man regelmässig in den Hundstagen Menschen verbrannt, die man typhonische nannte, und ihre Asche mit Wurfschaufeln in alle Winde gestreut. Diodor 1, 88 sagt, die Könige hätten in alter Zeit rothaarige Menschen (welche die Farbe des Typhon trugen) Osiris zu Ehren geschlachtet.

sind die Ägypter zu wenig fanatisch gewesen, um auf diesen Abweg zu geraten.

Von spontaner Ausbreitung der ägyptischen Religion kann bei ihrer innigen Verflechtung mit geographischen Eigentümlichkeiten des Landes und Besonderheiten der ägyptischen Kultur von vornherein kaum die Rede sein. Doch hat ihr geheimnisvolles Wesen auf die abendländischen Völker zu Zeiten eine grosse Anziehungskraft ausgeübt, und gewisse besonders bedeutsame Partieen des ägyptischen Mythus und Kultus, namentlich der Osiris- und Isisdienst mit seinen Prozessionen und Mysterien fanden ihren Weg über Kleinasien und Griechenland bis nach Rom, wo sie unter den fremden Kulten eine hervorragende Stelle einnahmen.

C. Semitische Familie.

I. Religion der Babylonier und Assyrer.

Einleitung[1]).

Das Land. Die Wohnsitze der alten Babylonier und Assyrer, von welchen namentlich die erstern eine an Alter und geistiger Bedeutung der ägyptischen ebenbürtige Kultur aufzuweisen haben, lagen im Gebiet der mächtigen Ströme Euphrat und Tigris, welche beide im armenischen Hochgebirge entspringend, der eine erst südwestlich, der andere sogleich südöstlich fliessend, in ihrem weitern windungsreichen Lauf das sog. Mesopotamien (im engern Sinn) umschliessen, sich dann bis auf wenige Meilen einander nähern, um sich darauf nochmals etwas weiter von einander zu entfernen, die babylonische Ebene (Sinear, das heutige Irâk) einfassend, bis sie schliesslich vereinigt in den persischen Meerbusen einmünden. Im Altertum reichte dieser Busen, der jetzt durch weite Strecken angeschwemmten Bodens zurückgedrängt ist, viel tiefer ins Land hinein, und die beiden Ströme mündeten unabhängig von einander.

Auf dem westlichen (rechten) Ufer des Euphrat beginnt bald die syrisch-arabische Wüste, am östlichen (linken) des Tigris das Gebirgsland, aus welchem er manche Zuflüsse empfängt. Da der Regen in der warmen Jahreszeit fast ganz fehlt, hat die jährliche Überschwemmung des Landes durch die beiden Hauptströme (von denen der Tigris zu Anfang März anschwillt bis in den Juni hin-

1) Vgl. die Geschichtswerke von Duncker, Maspero, Ed. Meyer; Fritz Hommel, Semitische Völker und Sprachen Bd. I, Leipzig 1883. — Derselbe, Geschichte Babyloniens und Assyriens, Berlin 1885. — Mürdter, Geschichte Babyloniens und Assyriens, 2. Aufl., bearb. von Friedr. Delitzsch, Stuttg. 1891. — Vgl. auch Friedr. Delitzsch, Wo lag das Paradies? Leipzig 1881. — G. P. Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte, 2 Teile, Gotha 1886. 88. — Hugo Winckler, Gesch. Babyloniens und Assyriens, Leipzig 1892. — George Smith, The History of Babylonia, ed. by A. H. Sayce, Lond. 1895. — Derselbe, Hist. of Assyria, Lond. 1890. — Maspéro, Hist. ancienne des peuples de l'orient 1896.

ein, der Euphrat einige Wochen später, so dass er im September wieder normal) für die Befruchtung des Landes eine ähnlich hohe Bedeutung wie die des Nils in Ägypten. Diese Überschwemmungen konnten freilich gefährlich werden, und es bedurfte für eine zweckdienliche Bewässerung hier noch mehr als in Ägypten der Nachhilfe durch Menschenhand. So lange als das Land kultiviert war, hat man daher viel Kunst und Fleiss auf Dammbauten verwendet und namentlich durch ausgedehnte Kanäle das Flussnetz bedeutend bereichert, das Wasser besser verteilt und auch den Verkehr zwischen den zahlreichen Städten erleichtert.

Die babylonische Tiefebene war ausgezeichnet fruchtbar. Herodot[1]) welcher das Land besuchte, Xenophon[2]), der es auch aus eigener Anschauung kannte, und der babylonische Priester Berosus[3]), rühmen einstimmig seine ungemeine Fruchtbarkeit, seinen ausgiebigen Getreidebau (Weizen, Gerste, Hirse, Sesam) und besonders seinen Reichtum an Palmen mit vorzüglichen Datteln. Auch andere Fruchtbäume (wie der Apfelbaum) waren hier heimisch, und Vögel und Fische lieferten reichliche Nahrung. Immerhin erforderte das Land, um seine dichte Bevölkerung zu ernähren, ernste, gemeinsame, geordnete Arbeit. Heute, wo dieselbe seit vielen Jahrhunderten gefeiert hat, die Dämme zerfallen und die Kanäle versandet sind, ist das Land verödet und sein Ertrag recht unbedeutend. Nur längs der Ströme findet sich noch Palmenwuchs wie vor alters; sonst bietet das Land nur noch einförmige Weideplätze für die Nomadenstämme, und da auch von seinen Städten meist nur noch Schutthügel vorhanden sind, entspricht es dem Bilde trostloser Verödung, in welchem ihm die Propheten Israels sein Schicksal vorausgesagt haben. Nur die Chalifenstadt Bagdad am Tigris und das ebenfalls von den Chalifen nach dem persischen Busen hin erbaute Baṣra haben bis in die Neuzeit eine gewisse Bedeutung sich bewahrt. Das Klima, welches jetzt in diesem südlichsten Landesteil sehr ungesund ist, war im Altertum zwar warm, zum Teil heiss, aber nicht unzuträglich. In dem am obern Tigris gelegenen Assyrien herrschte kühlere, im Winter sogar recht rauhe Temperatur. Auch war die Vegetation hier bei weitem nicht so üppig wie im babylonischen Tiefland.

Es ist begreiflich, dass die uralten städtischen Niederlassungen in diesem Lande sich meist an den beiden Hauptströmen und deren Zuflüssen oder an abgeleiteten Kanälen befanden. Wenden wir uns erst B a b y l o n i e n zu, so zerfiel dieses Land von frühester geschichtlicher Zeit her in einen nördlichen und einen südlichen Teil. Der erstere heisst auf den Denkmälern A k k a d , der letztere S u m e r (= Sinear). Im nördlichen lag die Hauptstadt B a b e l, in der semitischen Landessprache Bâbîlu (d. h. Thor des Gottes,

1) Herodot 1, 193.
2) Xenophon, Anabasis 2, 3.
3) Ber. ap. Sync. p. 28.

Ilu), griech. *Βαβυλών*, in den frühesten sumerischen Inschriften ist ihr Name Tintir geschrieben. Sie lag zu beiden Seiten des Euphrat, wo der jetzige unansehnliche Ort Hillah sich befindet, zum grössten Teil aber auf der linken, östlichen Seite des Flusses. Herodot 1, 178 gibt an, sie habe ein Quadrat, von 120 Stadien die Seite, gebildet. Dieser Umfang von 480 Stadien ist der weiteste, den man ihr zumessen konnte. Er war eingefasst durch einen breiten und tiefen Graben voll Wasser und eine Mauer von 50 kgl. Ellen Breite und 200 Ellen Höhe mit 100 ehernen Thoren. Die innere Stadt sei von einer zweiten Mauer umschlossen, welche der äussern an Stärke nicht viel nachgebe. Diese innere Mauer hiess nach den Inschriften Imgur-Bel (erbarmt hat sich Bel). Ihren völligen Ausbau verdankte die Stadt dem Zerstörer Jerusalems, Nebukadnezar (604—562), der sie mit unerhörter Pracht schmückte[1]) und wie ihre Befestigungswerke so auch ihre in der Anlage uralten Tempelbauten vollendete. Das wichtigste Heiligtum innerhalb der Stadt war der Tempel des Gottes Bel-Merodach: Esagila „das hochragende Haus" geheissen. Derselbe ist nicht in dem heutigen Trümmerhügel „Bâbil" im äussersten Norden der Stadt zu suchen, wo vielmehr die „hängenden Gärten" samt einem Sommerpalast des genannten Herrschers scheinen gewesen zu sein, sondern mehr im Innern in der Nähe des heutigen El Kaṣr, des Standorts seines grossen Palastes. Der bedeutendste Ruinenhügel der Gegend, Birs Nimrud, südwestlich von Hillah, in ansehnlicher Entfernung vom Fluss, bezeichnet die Lage des alten B o r s i p p a , das mit Babel beinahe zusammenwuchs. Die Ruine selber gibt sich noch als ein terrassenförmiger Turmbau mit 7 Etagen zu erkennen und war nach der aufgefundenen Bauurkunde seit undenklicher Zeit unvollendet geblieben, bis ihn zuletzt Nebukadnezar vollendete. Es scheint dies der babylonische Turmbau Gen. 11 zu sein, welchen freilich andere an der heutigen Stätte Babil suchen. Das Heiligtum von Borsippa hiess „Ezida" „ewiges Haus", und war dem Gott Nebo geweiht. Der eben erwähnte Turm „der sieben Sphären Himmels und der Erde" gehörte dazu.

Nicht allzuweit von Babel entfernt in nordöstlicher Richtung bei Tell Ibrahim lag die alte Stadt K u t a. Aber auch sonst gab es im Land eine grosse Zahl uralter Städte, die sich in der Regel um ein Heiligtum gebildet hatten und sich in früherer Zeit einer gewissen Unabhängigkeit erfreuten unter eigenen Fürsten, und zwar Priesterkönigen, ja sogar zeitweise Residenzstadt eines „Beherrschers von Sumer und Akkad" waren, d. h. die Hegemonie über ganz Babylonien innehatten oder doch beanspruchten. Dies gilt im nördlichen Landesteil von der Stadt A k k a d , welche ja auch der Landschaft den Namen gegeben hat. Dieselbe ist wohl identisch mit A g a d e (Agane), das mit S i p p a r eine Doppelstadt

---

1) Vgl. Friedr. D e l i t z s c h in der Ztschr. „Daheim" 1884, S. 782 ff.: Ein Gang durchs alte Babel.

bildete und mit diesem zu Abu Habba, südwestlich von Bagdad, wieder aufgefunden ist. Auch der biblische Name Sepharvajim deutet auf die Zweiteilung der Stadt Sippar, deren eine Hälfte dem Sonnengott, die andere der Göttin des Morgensterns Anunit geweiht war[1]).

Im mittlern Babylonien seien genannt Nippur (En-lil-ki), heute Niffer am östl. Ufer des „Nilkanals“ etwa halbwegs zwischen Babel und Erech; hier haben neuerdings die Amerikaner erfolgreiche Ausgrabungen gemacht[2]); Nisin ungewisser Lage; Uruk-Erech (bei den Griechen Orchoë) auf der Ruinenstätte Warka. Etwas östlich davon Larsa (Larsam), bibl. Ellasar Gen. 14, 1 an der Stelle des heutigen Senkereh.

Im südlichsten Babylonien Ur, Uru, auf dem heutigen Ruinenplatz El Maʿāir[3]), südwestlich vom Euphrat, am Pallakopas-Kanal, einer der ältesten Sitze babylonischer Kultur. Etwas südöstlich von Ur, stromabwärts auf dem linken Euphratufer lag das alte Eridu (= Nun-ki), entsprechend den heutigen Ruinen von Abu Schahrein. Etwas nördlich davon sucht man die uralte Residenzstadt Sirpurla (Sirgulla?), nach Pinches zu lesen: Lagaš, beim Hügel Sergul. Die Bedeutung dieser Hauptstadt erhellt namentlich aus den Ausgrabungen zu Tello.

Assur, Assyrien hiess vor der Ausbreitung dieses Reichs zu einer Grossmacht ein Landstrich, der sich hauptsächlich am östlichen Tigrisufer von Ninive bis etwa zum kleinen Zab erstreckt und zwar so benannt nach der einstigen Hauptstadt Assur, Aschur (ältester, nicht semitischer Name der Stadt: A-ushar), am westlichen Tigrisufer, jetzt Ruinenstätte Kileh-Schergat, c. 13 Meilen südlich von Mosul, welche im 14. Jahrhundert von Ninive, assyr. Ninā, Ninua überflügelt wurde, einer Stadt, die schon c. 3000 v. Chr. von den Babyloniern als Kolonie gegründet wurde. Diesen Ursprung der Stadt bezeugt auch Gen. 10, 11 f. Ninive lag am östlichen Tigrisufer gegenüber der heutigen Stadt Mosul. Zwei Hügel, heute etwa eine Meile vom Fluss entfernt, kennzeichnen die Lage der alten Stadt: der eine führt den türkischen Namen Kujundschik, wo der grosse Palast Sanheribs und ein solcher Asurbanipals mit dessen wertvoller Bibliothek sich fanden; der andere Hügel, heute von einer dem Propheten Jonas geweihten Moschee Nebi Junus genannt, trug ebenfalls Paläste Rammannirari's III, Sanheribs, Asarhaddons. Sargon erbaute sich im J. 707/706 eine neue Residenz Dur Sarrukin, nordwestlich von den alten Stadtteilen, etwa 4 Stunden davon entfernt (heute Khor-

---

1) Dass der hebr. Name Sepharvajim auf die Stadt Sippar gehe, bestreiten allerdings Halevy, Zeitschr. für Assyriol. II, 401 f: Jensen, Kosmologie d. Babylonier 457.

2) H. V. Hilprecht, The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania. Bd. IX erschien Philadelphia und Erlangen 1898.

3) Der Name bed. „die Höhlen“. Gewöhnlich wird angegeben Mugheir = El Muḳajjar, die mit Asphalt gepflasterte Stadt. S. jedoch Wetzstein zu Fz. Delitzsch, Jesaja[4] S. 640.

sabad). Gen. 10, 11 werden vom eigentlichen Ninive (Kujundschik) noch weitere Städte und Stadtteile unterschieden, die nach der Schlussbemerkung von v. 11 mit ihr zu einer Grossstadt sich verschmolzen haben: Rechoboth-Ir (assyr. rêbit Ninâ, Del. Parad. 261), die nördliche Vorstadt und Kalach, die Südstadt (ass. Kalchu) in dem spitzen Winkel zwischen Tigris und oberem Zab beim heutigen Trümmerhügel Nimrud; endlich Resen zwischen beiden Städten gelegen, etwa beim heutigen Dorf Selamije.

Als altberühmte assyrische Stadt sei noch Arbela (ass. Arbaʿilu, Viergötterstadt) östl. vom Tigris in der Ebene zwischen grossem und kleinem (oberm und unterm) Zab genannt, der Istar geweiht.

Die Landesbewohner. Im alten Babylonien haben wir mit zwei ganz verschiedenen Bevölkerungen zu thun, einer nichtsemitischen und einer semitischen. Die neueren Forschungen haben gezeigt, dass die älteste Schicht, welche Babylonien besiedelte und schon zu einer verhältnismässig hohen Kultur emporbrachte, eine nicht semitische war. Man nennt diese vorsemitischen Bewohner Sumerier oder Akkadier. Der erstere Name ist vorzuziehen, da er auf Südbabylonien geht, wo diese nichtsemitischen Bewohner sich länger und reiner behauptet haben, als im nördlichen Landesteil (Akkad), wo sie von den eingedrungenen Semiten frühe überwuchert und aufgesogen wurden. Was die Herkunft und Verwandtschaft dieser Sumerier betrifft, so haben Lenormant u. a. wegen agglutinierender Sprache ihnen turanische, bezw. altaische Abstammung zugesprochen; ihre nähere Verwandtschaft mit den Turk-Völkern erhärtet Hommel aus sprachlicher Verwandtschaft mit dem Türkischen, während z. B. Haupt die Zugehörigkeit zu dieser Sprachgruppe bestreitet. Diese wahrscheinlich turanischen Sumerier haben eine der ägyptischen ähnliche Bilderschrift erfunden und daraus die auf den Denkmälern übliche Keilschrift entwickelt, welche von den semitischen Bewohnern wie nachher von den Assyrern, Elamiten, Armeniern und Persern (von letztern mit starker Vereinfachung) entlehnt worden ist.

Obwohl noch immer Halevy die Existenz der sumerischen Sprache und Bevölkerung bestreitet und die dahingehörigen Texte nur als eine andere Schreibweise zum semitischen Idiom ansieht, und sogar Friedr. Delitzsch in den letzten Jahren wieder schwankend wurde, so sprechen doch überzeugende Gründe [1]) dafür, dass eine solche vorsemitische Sprache und Kultur eine Thatsache ist, die auf ein von den Semiten gänzlich verschiedenes Volk führt, das sich auch in den bisher freilich spärlicher gefundenen Abbil-

---

1) Siehe gegen Halevy: Schrader, ZDMG 29, 1 ff. — Derselbe, Zur Frage nach dem Ursprung der altbabylonischen Kultur, Berlin 1884. — Hommel, Gesch. S. 237 ff. — C. F. Lehmann, Samaššumukîn, Leipz. 1892. — Friedr. Delitzsch, Entstehung des ältesten Schriftsystems 1897. — F. H. Weissbach, Die Sumerische Frage, Leipz. 1898. Vgl. auch A. Jeremias TLZ 1898, S. 505 ff.

dungen von jenen deutlich unterscheidet: Kopf rundlich, stets bartlos, das Haupthaar meist glattrasiert, die Backenknochen mässig vorstehend. In der frühesten geschichtlich bezeugten Zeit zeigt sich dieser Schlag samt seiner Sprache und Kultur noch verhältnismässig ungetrübt in Südbabylonien, während er sich in Mittel- und Nordbabylonien schon damals mit den vordringenden Semiten gemischt hatte. Man nennt die semitischen Babylonier etwa Chaldäer (Kašdu, hebr. Kasdîm), welcher Name eigentlich spezieller einem südlich[1]) von Babel ansässigen semitischen Stamme angehörte, der sich mit der Zeit Babels bemächtigte und das neubabylonische Reich unter der Dynastie Nabopolassars zur Blüte brachte. Ganz nahe verwandt mit diesen sind die Assyrer, ein rein semitischer Stamm (vgl. Gen. 10, 22), der dieselbe mit dem Hebräischen nahe verwandte Sprache redete, wie die semitischen Babylonier. Sie ist seit der Entzifferung der Achämenideninschriften dritter Gattung bekannt geworden. Der assyrische Volksschlag ist ein kräftig gebauter, der Schädel länglicher als bei den Sumeriern, das Haupthaar lang und schwarz, der Bartwuchs besonders reich und gepflegt, das Auge stechend, die Nase stark ausgebildet und semitisch gebogen.

Auch auf die Nachbarvölker ist hier ein Blick zu werfen. Östlich von Babylonien lag ein von grauer Vorzeit her mächtiges, den mesopotamischen Monarchieen oft gefährliches Reich, Elam (ass. Elamtu) mit der Hauptstadt Susa (Šušan). Der einheimische Name dieses Landes war Anschan. Dieses im Gebirgsland angesessene, aber in die Ebene am untern Tigris und persischen Busen vorgedrungene Volk ist nicht semitisch, wenn es sich auch in der Ebene früh mit Semiten mischte (ob deshalb Gen. 10, 22 von Sem abgeleitet?). Es gehörte aber auch nicht mit den Sumeriern zusammen, sondern wie die nördlich von Babylonien sesshaften Bergvölker zu einer besonderen Gruppe, welche man die alarodische nennt nach den *Ἀλαρόδιοι* (vorarischen Armeniern) Herod. 3, 94; 7, 79; von den Assyrern Urartu geheissen; vgl. den bibl. Namen des Gebirges Ararat. Die Sprache wäre mit dem heutigen Georgischen verwandt (Hommel, Gesch. 271). Elamitisch sind die sog. Keilinschriften zweiter Gattung.

Derselben Gruppe gehören an die Kossäer (*Κοσσαῖοι* bei Polybius, Arrian, Diodor, Strabo) oder Kissier (*Κίσσιοι*, Herodot nennt sogar die Bewohner Susiens mit diesem Namen); assyr. kaššu, welche das Gebirgsland nordöstlich von Babylonien innehatten. Mit den afrikanischen Kuschiten (Äthiopen) hat man sie oft auf Grund von Gen. 10, 6 ff., wo Nimrod vom hamitischen Kusch abgeleitet wird, in Zusammenhang gebracht, z. B. noch Maspero, Gesch. 141 ff., welcher diese Rasse „vielleicht die wichtigste Urrasse,

1) Die Ansicht, dass es auch weiter nördlich am obern Laufe des Euphrat Kasdim, Chaldäer gab, vertritt z. B. Herm. Strack, Zur Genesis S. 41.

deren Erinnerung die Menschheit bewahrt hat", nannte und sie vom Ganges bis zum Nil, vom griechischen bis zum indischen Meer sich ausbreiten liess. Allein trotz der Namensähnlichkeit scheint jener schwarze Stamm Afrikas ganz verschieden zu sein von diesen Kossäern[1]), über welche altbabylonische und assyrische Könige zu herrschen sich rühmten und die ihrerseits schon früh in die babylonische Geschichte eingegriffen und sogar in der Ebene das Regiment an sich gerissen haben.

Westlich von Assyrien, nordwestlich von Babylonien wohnten die Hethiter, ägypt. Cheta, keilinschr. Chatti, vielleicht auch zur alarodischen Gruppe gehörig, von Karchemisch am Euphrat bis an den Orontes und nach Kleinasien ihre Macht ausdehnend und zu Zeiten ein grosses Reich bildend. Die ihnen zugeschriebenen Inschriften sind noch nicht entziffert[2]). Sie sind jedenfalls ein desgleichen aus dem gebirgigen Norden stammendes, nicht semitisches Volk.

Neben ihnen waren die gut semitischen Aramäer in Mesopotamien ausgebreitet. Sie drängten oft ostwärts, brachten es aber nie zur Vorherrschaft in Asien.

Geschichtliches. Die Anfänge der Geschichte Babyloniens lassen noch eine Vorzeit erkennen, wo die Semiten noch nicht in dieses Land vorgedrungen waren, sondern jene Sumerier und Akkadier es kultivierten, indem sie, wie es scheint, stromaufwärts steigend, Städte gründeten, so zwar, dass sie zunächst Heiligtümer bauten, um welche sich städtische Niederlassungen bildeten. Ihre Könige hatten priesterliche Würde. Schon in jener vorsemitischen Zeit haben wohl einzelne Könige der südbabylonischen Sumerier auch die umliegende Landschaft in den Bereich ihrer Machtsphäre gezogen und so Staaten gebildet, in welchen die übrigen Städte von der Residenzstadt abhängig wurden, deren Heiligtum eine centrale Bedeutung hatte. Dass sich solche Herrscher „Herrn von Sumer und Akkad" nennen, zeigt, dass diese beiden Landesteile eine gesonderte geschichtliche Entwicklung hinter sich hatten und einer relativen Selbständigkeit sich erfreuten (vgl. Ober- und Unterägypten). Diese Unterschiedenheit wurde dadurch verstärkt, dass die Einwanderung der Semiten im nördlichen Landesteil früher und die Mischung mit denselben dort stärker eintrat. Doch war auch in Südbabylonien schon um 3000 v. Chr., aus welcher Zeit die frühesten Denkmäler stammen mögen, semitische Bevölkerung mit der noch überwiegend sumerischen untermischt. Die semitischen Eindringlinge haben die entwickeltere materielle Kultur der alten Insassen angenommen; doch darf man ihnen zutrauen, dass sie von Haus aus nicht arm an geistigem Besitztum, namentlich in religiöser Hinsicht, waren.

---

1) Schrader, KAT² S. 87 f.
2) Vgl. die Untersuchungen von Jensen, ZDMG 1894, 235 ff. 429 ff. und W. Max Müller, Asien S. 319 ff.

Im Süden ist die älteste nachweisbare Residenz einer auf ganz Babylonien Anspruch machenden Dynastie die Stadt Sirpurla (Sirgulla, Lagaš)[1]). Die dortige Herrschaft erreichte unter König[2]) Gudēa (c. 3100) einen Höhepunkt, bestand aber damals schon seit manchen Generationen. Hommel glaubt sogar diese Herrscher bis auf c. 4500 v. Chr. zurückverfolgen zu können. Später lief dieser Residenz die Stadt Ur den Rang ab mit ihrem König Ur-gur und seinem Sohn Dungi (nach 3000. Frd. Delitzsch: c. 2700). Noch später erscheint zeitweise Nisin (c. 2500?) als Hauptstadt von Sumer und Akkad, und zuletzt Larsa, wo der Königsname Sin-iddina (c. 2300?) semitische Abkunft beweist.

Durch eroberndes Vordringen Elams wurde diesen Dynastieen die Herrschaft aus der Hand genommen. Schon zu Anfang des 23. Jahrhunderts erfolgten räuberische Einfälle der Elamiter. Asurbanipal (c. 645) erzählt, vor 1635 Jahren habe Kudur-nanchundi, König von Elam, die Tempel der Landschaft Akkad geplündert und das Bild der Göttin Nanâ aus ihrem Tempel Eanna (in Uruk) weggeschleppt. — Demnach hätte dieser Einfall c. 2280 v. Chr. stattgefunden. Später finden wir sogar einen elamitischen Herrscher in Babylonien, den König Ri-Agu oder Iri-Aku (von Andern gelesen Rim-Sin) zu Ur und Larsa, Sohn und Statthalter des Königs Kudur Mabug von Jamutbal (Westland von Elam). Ein Kudur-Lagamar, der dem letztern auf dem Throne gefolgt zu sein scheint, fiel sogar feindlich in Nordbabylonien ein, wurde aber samt Iri-Aku vom babylonischen König Hammurabi besiegt und unterworfen. Es kann kein Zweifel bestehen, dass hier die Gen. 14 aufgezählte Königsgruppe vor uns steht. Der dortige Amraphel ist kein anderer als Hammurabi. Iri Aku von Larsa = Arjoch von Ellasar. Der biblische Bericht, der sich damit als historisch treu beweist, meldet ein Unternehmen, das diese Könige noch als Vasallen des elamitischen Kedorlaomer nach dem Westlande (Martu) ausgeführt hatten[3]).

Schon lange aber vor der elamitischen Invasion hat eine nordbabylonische Herrschaft mit der Hauptstadt Agade existiert, unter semitischen Königen, deren Inschriften erhalten sind: Sargon und sein Sohn Naram-Sin c. 3800—3700 nach der Angabe Nabonids, dass Naram-Sin 3200 Jahre vor ihm regiert habe, was für dessen Vater Sargon auf c. 3800 führen würde. Für die Stadt Babel

1) Es ist das heutige Tello, wo de Sarzec erfolgreiche Ausgrabungen machte, deren Ausbeute sich im Louvre befindet.

2) Er war Priesterkönig, patesi.

3) Siehe die Nachweise bei Fr. Hommel, Die altisraelit. Überlieferung, München 1897, S. 147 ff. Die chronologische Schwierigkeit, die daraus entsteht, dass man die 55jährige Regierung Hammurabi's gewöhnlich ins 23. Jahrhundert v. Chr. verlegt, während sein Zeitgenosse Abraham um oder nach 2000 gelebt zu haben scheint, überwindet Hommel S. 119 ff. durch Eliminierung einer babylon. Dynastie; er lässt Hammurabi dort 1947—1892 v. Chr. regieren, dagegen NKZ 1898, S. 998 ff. vielmehr 2130—2087; Friedr. Delitzsch 2287—2232, Ed. Meyer (S. 169) 1700—1650!

selbst, deren Gründung wohl in die früheste Zeit zu setzen ist, ist eine centrale Stellung und Oberherrschaft über das ganze Land in politischer und religiöser Hinsicht auf den bisher gefundenen Denkmälern erst verhältnismässig spät bezeugt. Allein schon zur Zeit der elamitischen Eroberung c. 2300 mächtig, blieb sie nach dem Zurücktreten der elamitischen Herrschaft, welche jener eben genannte König Chammuragas oder Hammurabi, König zu Babel, endgiltig gebrochen hat, bis ans Ende die Metropole des Reiches. Zu beachten ist der Nachweis, den Sayce und Hommel betreffend arabischen Ursprung der Hammurabi-Dynastie geliefert haben[1]). Dieser König hätte somit einem arabisch-semitischen Stamm angehört, der sich etwa 100 Jahre vor seiner Thronbesteigung in Babel müsste festgesetzt haben.

Nach einer längern Reihe von einheimischen Königen, deren Geschichte meist dunkel bleibt, folgte wieder eine Invasion eines östlichen Bergvolkes, diesmal der Kossäer (s. oben S. 170 f.), welche längere Zeit den Thron zu Babel besetzten, im übrigen der dortigen Kultur und Religion sich anbequemten.

Von c. 1500 an beginnen regelmässigere Beziehungen zwischen den Babyloniern und den Assyrern. Diese letztern erscheinen in früherer Zeit noch nicht als selbständiges Reich; ihre Fürsten waren von der babylonischen Macht abhängig. Dieselben emanzipierten sich aber gelegentlich und machten sogar Gebiete des babylonischen Reichs sich unterthan, was ihnen von energischen Königen desselben wie Nebukadnezar I (c. 1150), der auch die Kossäer besiegte, wieder gewehrt wurde. Dagegen dehnte der erste grosse assyrische Eroberer Tiglatpilesar I (kurz vor 1100) seine Herrschaft über das nördliche Babylonien aus, nachdem er die Städte Sippar, Babel, Opis erobert hatte. Auch die westlich angrenzenden aramäischen und hethitischen Ländereien mussten seine Oberhoheit anerkennen. Allein dieses Reich war nicht von langer Dauer, und Babylonien wurde bald wieder selbständig. Seine Beziehungen zu Assyrien waren weiterhin bald freundlich, bald feindlich; stets aber fanden mannigfache Berührungen zwischen beiden Völkern statt, wobei in geistiger Hinsicht die Assyrer die Empfangenden, die Babylonier die Gebenden waren.

Erst Asurnasirpal (884—860), welcher westwärts bis zum Libanon vordrang, hat das assyrische Grossreich dauernd aufgerichtet, neben welchem das geschwächte und zerfallene babylonische Königtum in den Schatten trat. Sein Sohn Salmanassar (II), 860—824, der seine Oberherrschaft über Syrien durch eine Reihe von Feldzügen befestigte, hat auch in Babylon eingegriffen und die ihm genehme Dynastie daselbst unterstützt sowie den dortigen Göttern geopfert. Auf seinen Höhepunkt aber brachte das assyrische Reich Tiglatpilesar II, der sich auch König von Sumer und Akkad nennt und als Bezwinger von Damaskus und Eroberer des nörd-

---

1) Siehe Hommel, Altisr. Überl. S. 88 ff.

lichsten und nordöstlichen Teils des Landes Israels bekannt ist. Sein Sohn Salmanassar (IV) hat Samaria (722) endgiltig zu Fall gebracht. Dessen Nachfolger Sargon (II) trachtete das Reich durch Vertauschung der Bevölkerung zu unifizieren (2 Kön. 17, 6). Sein Sohn Sanherib bekriegte wieder mit Erfolg das wiederholt unbotmässig gewordene und in seinen Schilderhebungen gegen Assur stets von Elam unterstützte Babylon und zerstörte sogar 690 diese Stadt von Grund aus, während er bekanntlich in seinem Unternehmen gegen Jerusalem unglücklich war. Die Machtstellung Assyriens hielt vor bis zur Herrschaft Asurbanipals (Sardanapal der Griechen), welcher persönlich statt der alten kriegerischen Energie dieses Volks und seiner Könige üppige Prachtliebe und verweichlichtes Wesen zeigt, wenn er auch bedeutenderes geleistet hat als man nach der griechischen Darstellung ihm zutrauen würde. Zwar wandte er selbst sich ganz den Künsten und Genüssen des Friedens zu; aber seine Heere drangen unterdessen bis nach Theben vor, so dass Ägypten etwa 10 Jahre lang von Assyrien beherrscht war und seine Macht der seiner Vorgänger nichts nachgab.

Jäher Sturz war jedoch bald das Los des assyrischen Weltreichs. Der energische semitische Stamm der Chaldäer, welcher schon seit einigen Jahrhunderten von Süden her in Babylon eingewandert war, die dortigen semitischen Elemente verstärkt und dem Widerstand gegen Assur seine Kraft verliehen hatte, versetzte endlich diesem Reich den Todesstoss. Eine neue Dynastie dieses Stammes war mit Nabopolassar in Babel auf den Thron gekommen. Dieser verband sich mit dem Mederkönig Kyaxares gegen Ninive, welches in seine Gewalt fiel und dem Erdboden gleichgemacht wurde im J. 607/6. Die andern semitischen Städte ereilte dasselbe Schicksal. Furchtbare Nemesis wurde an den wegen ihrer Gewaltthätigkeit und Grausamkeit verhassten Assyrern geübt. Unter Nabopolassars Sohn Nebukadnezar (II), 604—561, dem Zerstörer Jerusalems, der wiederum bis nach Ägypten vorgedrungen ist, erreichte das chaldäische oder neubabylonische Reich den Gipfel seiner Macht, wie auch die Stadt Babel selbst, welche sich aus der Verwüstung rasch wieder erhoben hatte, ihre weiteste Ausdehnung und ihren schönsten Glanz. Sie erlag jedoch schon 538 v. Chr. dem Ansturm der Perser unter ihrem König Koresch. Nachdem derselbe das lydische Reich des Krösus gestürzt hatte, fiel ihm Babylonien fast von selber zu, da seinen abgehärteten Kriegern von seiten der verweichlichten Bewohner der Euphratebene kein wirksamer Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Der letzte babylonische Herrscher Naboned ergab sich, die Hauptstadt wurde von dem grossmütigen Eroberer nicht zerstört, sondern nur ihre Umfassungsmauer teilweise niedergelegt. Babel zerfiel allmählig und war zur Zeit des Plinius vereinsamt und verödet.

Die Kultur dieser Völker ist im allgemeinen von Babylonien, und zwar, wie es scheint, zuerst vom südlichen Teil dieses Landes

ausgegangen und hat mit der Zeit in der Stadt Babel ihre fruchtbarste Pflegestätte und ihren Mittelpunkt gefunden, von welchem aus sie sich nicht bloss den benachbarten Völkern, wie den Assyrern, mitteilte, sondern auch über das vordere Asien sich verbreitete und sogar Europa stark beeinflusste. Als älteste Trägerin dieser Kultur ist die frühere, nicht semitische, sondern sumerische Bevölkerung anzusehen, welche auch die Keilschrift erfunden hat, wie oben bemerkt wurde. Die frühesten Bauten von Bedeutung, welche diese Babylonier errichteten, waren Tempel. Das Material dazu bildeten, da man im babylonischen Tiefland keine harten Bausteine zur Verfügung hatte, aus Lehm geformte Backsteine, die man an der Sonne oder am Feuer hart werden liess. Der in dieser Gegend häufige Asphalt lieferte trefflichen Mörtel (Gen. 11, 3). Dieses Material hat sich ungemein dauerhaft gezeigt, wenn es auch nicht in dem Masse wie die granitenen Monumente Ägyptens dem Zahn der Zeit widerstehen konnte. Bei dieser Bauart war es angezeigt, die Mauern ungewöhnlich dick und breit aufzuführen. Jetzt noch erheben sich, wo solche massive Bauten standen, ganze Hügel von Trümmern über dem gleichförmig flachen Boden. Beim babylonischen Tempel erhob sich ein Hochbau in terrassenartigen Stufen, endigend in einem turmartig verjüngten Aufsatz, welcher über die weite Ebene hin einen ausgedehnten Horizont gewährte, wie man ihn für die mit dem Kultus verbundenen astronomischen Beobachtungen brauchte. Man sehe, wie Herodot 1, 182 f. das Heiligtum des Bel zu Babel beschreibt. Ganz entsprechend in ihrer Anlage ist die noch erhaltene Ruine zu Borsippa (Birs Nimrud), das Heiligtum des Bel Nebo, in den Inschriften Ezida, „ewiges Haus“ genannt. Über dem breit angelegten viereckigen Unterbau erhebt sich ein verjüngtes Stockwerk, über diesem ein noch schmaleres, und so steigt das Ganze etagenförmig empor und läuft in einen Turm aus. Jede der sieben Etagen hatte ihre besondere Farbe und war einem besondern Gotte, bezw. seinem Gestirne geweiht, von unten auf gezählt vermutlich: die erste schwarz (Adar = Saturn), die zweite orange (Merodach = Jupiter), die dritte rot (Nergal = Mars), die vierte wohl mit Goldplatten bedeckt (Sonne), die fünfte weiss oder hellgelb (Istar = Venus), die sechste dunkelblau (Nebo = Mercur), die siebente wahrscheinlich mit Silberplatten belegt (Mond). Ein ähnlicher, stufenweise aufsteigender Trümmerkegel ist der zu El Maʿāir, welcher vom Heiligtum des Mondgottes zu Ur herrührt. Mit Hommel kann man sich fragen, ob nicht die älteste Form der Pyramiden Ägyptens, die sogen. Stufenpyramide eine Kopie dieser Bauart darstelle. (Vgl. auch Lenormant, Magie d. Chald. S. 402 ff.) — Die Assyrer, bei welchen namentlich glänzende Paläste gebaut wurden, zeigen sich in der Baukunst wie in andern Kulturzweigen ganz von Babylon abhängig. So bleiben sie beim Ziegelbau, obgleich sie unschwer taugliche Bausteine hätten beschaffen können.

Von babylonischer Plastik sind noch bei weitem nicht so zahlreiche Proben gefunden worden wie von der assyrischen,

Immerhin besitzt man Siegelcylinder mit charakteristischen, oft mythologischen Figuren, welche die betreffenden Herrscher sich zu Emblemen gewählt hatten. Auch lieferten die Ausgrabungen auf dem Boden des alten Sippar und Erech und besonders beim heutigen Tello und neuestens bei Niffer eine Anzahl der wertvollsten Statuen aus Stein und Bronze. Dass kolossale Götter- und Königsstatuen massiv aus Gold oder mit Gold überzogen und mit Edelsteinen bedeckt, in Babylon angefertigt wurden, bezeugen keilschriftliche und andere Aufzeichnungen. Der kossäische König Agu-kak-rime lieferte zur Bekleidung der Statuen des Marduk und der Zarpanit 4 Talente Gold (121 Kilogr., 200 Gramm). Herod. 1, 183 erzählt ebenfalls von solchen kolossalen goldenen Götterstatuen. Vgl. Daniel 3, 1 und dazu Lenormant, Magie d. Chald. 544 ff. Von Eroberern pflegten solche Götterbilder weggeschleppt zu werden. Ungleich reichere Ausbeute als der babylonische gewährte bis jetzt der assyrische Boden, namentlich das Weichbild von Ninive selbst. Prächtige Leistungen der dortigen Plastik sind gewisse Statuen von Königen und kerubartige Kolosse vor den Palästen und Tempeln, mit Mannesantlitz, Stier- oder Löwenleib und Flügeln. Das Symbolische spielt überhaupt bei diesen Völkern eben so stark in die darstellende Kunst hinein wie bei den Ägyptern, Mischgestalten aus menschlichen und tierischen Bestandteilen sind besonders beliebt. Assyrische Stein- und Bronzereliefs stellen das Leben des Königs im Krieg und Frieden und auf der Jagd dar, auch kultische Aufzüge. Doch überwiegt bei den Assyrern das kriegerische Interesse: Kämpfe mit den Landesfeinden, Belagerungen und Plünderungen von Städten, Triumphzüge mit Misshandlung und Verhöhnung von Gefangenen sind besonders häufig dargestellte Szenen. Im Unterschied von der ägyptischen Plastik ist die babylonisch-assyrische lebenswahrer, natürlicher, ungezwungener. Die Formen sind nicht so stereotypiert und weniger schemenhaft, vielmehr voll und kräftig, oft nur in der Darstellung der Kraft- und Leibesfülle übertreibend. Der Menschenschlag war hier allerdings auch ungleich kräftiger als am Nil.

Die älteste Litteratur besteht bei Babyloniern und Assyrern aus monumentalen Inschriften, welche in jener Keilschrift abgefasst sind, die aus einer Art Hieroglyphen entstanden, ihrerseits mehrere Entwicklungsstadien durchgemacht hat, und aus der auch die phönizisch-semitische Buchstabenschrift, die dem abendländischen Alphabet als Grundlage diente, neuerdings etwa abgeleitet wird, während man sie früher lieber auf die ägyptisch-hieratische zurückführte[1]). Aufzeichnungen finden sich auf den Backsteinen (besonders Königsnamen) und Cylindern, auf Stelen und andern Monumenten. Weiheinschriften (Bauurkunden) von Tempeln fanden sich auf Cylindern, die in den Ecken des Tempels eingemauert waren. Ebenso schrieb man auf die Tempel- und Palastwände.

1) Hommel, Gesch. Bab. S. 50 ff.

Namentlich aber hatte man thönerne Schrifttäfelchen, von welchen ganze Sammlungen existierten. Das Meiste dieser Art wurde auf dem Boden des alten Ninive gefunden, aus der Bibliothek Asurbanipals. Dahin gehören die unten zu besprechenden epischen Darstellungen aus der Urzeit, Parallelen zum biblischen Bericht der Weltschöpfung, Flut, das Nimrodepos, die Geschichte der Höllenfahrt der Istar u. s. w., wovon freilich das Meiste sich nur mühsam und mangelhaft aus zertrümmerten Tafeln zusammensetzen lässt. Der Inhalt ist übrigens babylonischen Ursprungs. — Auch Privatverträge u. dgl. wurden auf solche Täfelchen geschrieben und sind in grosser Zahl erhalten. Dagegen auf Papyrus oder weichen Stoffen wie Leder u. dgl. ist nichts übrig geblieben. Die Lesung all dieser keilschriftlichen Quellen lässt, namentlich was den Wortlaut der Eigennamen betrifft, an Sicherheit noch sehr zu wünschen übrig, daher auch die Darstellung dieser Religion im Einzelnen nur mit Vorbehalt zu geben ist.

Die Assyrer waren auf geistigen Gebieten nicht produktiv. Dagegen bleibt ihnen der Ruhm, die Geschichtschreibung systematischer und namentlich die Chronologie exakter als irgend eines der alten Völker gepflogen zu haben. Die assyrischen Herrscher beschreiben auf ihren Palastwänden sorgfältig ihre zahlreichen Kriegszüge, natürlich nicht ohne grosssprecherische Hyperbeln und Verschweigen dessen, was ihren Ruhm beeinträchtigen mochte. Besonders wichtig aber ist das Institut eines gewissen Beamten, limmu, welcher je einem Jahr den Namen gab, ähnlich wie der *ἄρχων ἐπώνυμος* der Athener. Die zu 228 Jahren erhaltenen Eponymenlisten bilden den festen Anhaltspunkt für die Herstellung der Chronologie des Zeitraums der höchsten Blüte Assurs. — Einen geschichtschreibenden Epigonen, entsprechend dem Manetho der Ägypter, haben die Babylonier in Berosus, einem Priester des Belstempels zu Babel, gleich nach Alexander dem Grossen (330—260) lebend. Von seiner Schrift (zwischen 280 und 270 v. Chr.) sind nur Fragmente übrig, die sich bei Alexander Polyhistor, Josephus, Syncellus, Eusebius finden — gesammelt von C. Müller, Fragmenta historicorum Graecorum II, 495 ss. Besonders wertvoll war dieser griechisch schreibende Gewährsmann, so lange man noch nicht die alten Quellen zu entziffern vermochte. Aber auch heute ist er zur Ergänzung der Denkmäler nicht zu entbehren, und um so eher zu verwenden, nachdem seine Angaben sich in mancher Hinsicht bestätigt haben[1]).

In der Astronomie, welche zugleich Astrologie war, sind die Babylonier die Lehrmeister der alten Welt gewesen. Von ihnen stammt die Einteilung der Sonnenbahn in 12 Bilder des Tierkreises, die des Tages in 24 Stunden, der Stunde in 60 Minuten

---

1) Auch von Abydenos, einem Schüler des Berosus, der im 3. Jahrh. v. Chr. eine Geschichte der Assyrer und Babylonier schrieb, sind nur Fragmente vorhanden.

u. s. w. Ebenso hatten sie von jeher die 7tägige Woche, auf welche mit der Zeit Sonne, Mond und die 5 Planeten verteilt wurden, was aber nicht der Ursprung der Siebenzahl der Tage gewesen ist. Der siebente Tag galt als Ruhetag, wovon später. Sie stellten sorgfältige Kalender auf mit Angabe dessen, wofür ein Tag günstig oder ungünstig war, ebenso machten sie meteorologische Beobachtungen und gaben entsprechende Regeln. Die Naturforschung war dabei freilich in Hüllen des Aberglaubens versteckt und vielfach durch sie gehemmt. Vollends die Heilkunde blieb bei den Chaldäern fast ganz magisch. Die Namen der Krankheiten sind uns aus den Beschwörungsformeln bekannt, was nicht ausschliesst, dass man zu den Entzauberungstränken, welche man unter Besprechung mit jenen Formeln eingab, heilkräftige Mittel verwenden mochte. Schon Herodot fiel es auf, dass es keine eigentlichen Ärzte gab. Vielmehr gehörte die Heilkunst sogut wie die Astrologie oder die Traumdeutung und Wahrsagerei zur Thätigkeit der Priesterzunft, welche in verschiedene Klassen zerfiel. Vgl. die Benennungen derselben Dan. 1, 20; 2, 2. 27; 5, 11 und dazu Lenormant, Magie 15. 542. Die gesamte Priesterschaft bildete eine erbliche Kaste, welche zahlreich gewesen zu sein scheint. Diod. Sic. (2, 29) nennt dieselben nach griechischer Weise „Chaldäer", und sagt von ihnen: „Die Chaldäer, welche zu den ältesten Babyloniern gehören, nehmen in der Staatsverfassung nahezu dieselbe Stellung ein wie die ägyptischen Priester. Indem sie nämlich für den Dienst der Götter verordnet sind, treiben sie ihre Weisheit ihre ganze Lebenszeit hindurch, indem sie am meisten in der Gestirnkunde Berühmtheit haben. Aber auch der Wahrsagekunst sind sie eifrig beflissen, indem sie Künftiges vorhersagen; und durch Lustrationen und Opfer und gewisse sonstige Beschwörungen suchen sie Übel abzuwenden und Wohlthaten zu bewirken. Sie besitzen aber auch die Kunst des Wahrsagens durch Auspizien und legen Traumgesichte und Wunderzeichen aus. Aber nicht ungelehrter Weise thun sie das, und glauben in Betreff der Zeichenschau genau das richtige zu treffen. Die Kenntnis aber von allem dem erwerben sie nicht wie die Hellenen, die sich mit dergleichen befassen. Bei den Chaldäern nämlich wird diese Weisheit vom Geschlecht überliefert, und der Sohn empfängt sie vom Vater."

Die Könige hatten in Babylonien von Anfang an priesterliche Würde und wie es scheint unbeschränkte Gewalt. Bei der aus der Priesterkaste hervorgegangenen neubabylonischen Dynastie des Nabopolassar tritt die Vereinigung von weltlicher und geistlicher Gewalt in der Person des Herrschers besonders stark hervor. Diese Könige nannten sich sakkanakku, „Stellvertreter der Götter".

In den assyrischen Herrschern prägt sich schrankenlose Alleinherrschaft aus. Auch sie nahmen sich übrigens die höchsten priesterlichen Rechte heraus. Wie der höchste Richter im Frieden und der oberste Feldherr im Krieg war ihr König auch der oberste

Priester. Er stand in unmittelbarem Verkehr mit den Göttern und opferte ihnen selbst. So giesst Sanherib auf einer Abbildung in seinem Palaste zu Kujundschik über vier von ihm auf der Jagd erlegte Löwen Trankopfer aus. Er trägt bei solchen Handlungen eine besondere Priesterkleidung, eine gehörnte Mütze und allerlei Insignien (Abbilder von Sonne, Mond u. dgl.). Der König vernimmt aber auch den Willen der Götter in Träumen und Offenbarungen. Selbst auf Jagd- und Schlachtenbildern sieht man über seinem Wagen die schirmende Gestalt Asurs, des höchsten Gottes, schweben. — Die Politik dieser Herrscher war eine grenzenlose Eroberungssucht. Sie ketteten, wie die babylonischen, ein Reich ans andere und bildeten so Kolosse von ungeheurer Ausdehnung, aber losem Zusammenhang. Bei jeder Gelegenheit verweigerten die Vasallen wieder den Tribut und der Krieg begann aufs neue. Unermessliche Schätze wurden auf diese Weise in den Residenzen aufgespeichert. Auch in seinem häuslichen Leben war der König seinen Begierden schrankenlos überlassen. Er richtete ungeheure Harems ein. Immerhin war die offizielle Stellung der legitimen Königin eine hohe.

Ihre Weltstellung dankten die Assyrer ihrer Kriegstüchtigkeit. Von ihrer Ausrüstung und Kampfweise geben ihre eigenen Abbildungen anschauliche Darstellungen. Welchen Schrecken den Völkern die stramme Haltung und die unwiderstehliche Energie ihrer Heere einflössten, sehen wir auch aus der Bibel. Vgl. z. B. Jes. 5, 26 ff. — Von ihren stolzen, in blauen Purpur gekleideten Reitern spricht Ez. 23, 6. 12. — Daneben war das Eunuchenwesen in Assyrien sehr im Schwang. Die Diener des Königs, die Schreiber, welche die wohlausgebildete Administration des Staates besorgten und auch im Felde nicht fehlten, waren Verschnittene. Solche waren denn auch die Träger der Wissenschaft und feineren Bildung.

Nach den wertvollen inländischen Quellen, welche sich für die Religionskunde dieser Völker neuerdings erschlossen haben und immer mehr erschliessen, sei auch noch der ausländischen gedacht, welche in zweiter Linie immer noch in Betracht kommen. Es sind grossenteils dieselben griechisch-römischen Autoren, die schon bei Ägypten genannt wurden: Herodot, Strabo, Apollodor, Plutarch, Diodor u. a. Nicht zu vergessen sind hier ausserdem die jüdischen. Das Alte Testament enthält historisch wertvolle Angaben über den Kultus der Assyrer und Babylonier. Aber auch Philo (de migratione Abrah. über den spätern chaldäischen Gestirndienst), Josephus (aus Berosus und andern asiatischen Quellen), Maimonides (de idololatria) liefern besonders für die spätere Zeit Beiträge.

---

1. Götter der Babylonier und Assyrer.

Es lässt sich nach dem Vorbemerkten erwarten, dass die babylonische und die von dieser stark beeinflusste assyrische Religion[1]) ein Erzeugnis zweier geistiger Hauptströmungen darstellte, einer sumerischen und einer semitischen. Dies ist in der That der Fall schon in der frühesten Zeit, aus welcher Denkmäler erhalten sind, und bei wichtigen Bestandteilen der babylonischen Reichsreligion ist noch streitig, ob sie auf die eine oder die andere zurückzuführen seien. Immerhin lassen sich bis zu einem gewissen Grade noch beide unterscheiden. Die älteste Landesreligion, die jener nichtsemitischen Sumerier, scheint nicht viel anders gewesen zu sein, als wir sie bei den Turaniern (Tataren u. s. w.) fanden: Üppiger Geisterglaube, welcher zur Zauberei trieb, also Schamanismus. Von daher kommen die überaus zahlreichen Dämonen und Geister, die Igigi und Anunnaki, Geister des Himmels und der Erde, welche die Babylonier auch in späterer Zeit beschäftigten. Doch fehlte es von Anfang an nicht an allgemeinerer Fassung der Gottheit. Denn diese Dämonen dachte man sich an Macht weit überragt vom Gott des Himmels, Anu, und dem der Erde, Ea, welche denn auch beide stets zur Beschwörung der unholden Geister angerufen werden. Der Himmelsgott wird auch hier die ursprünglichste Gottheit gewesen sein; doch blieb er teils unbestimmter als der Erdgott, der dann besonders als Gott des unterirdischen Wassers (Nun), der Tiefe, der Gewässer und Meere gefasst wurde; teils traute man dem letztern mehr günstige Wirkung zu als dem Himmelsgott, von dem auch verderbliche Einflüsse abgeleitet wurden. Aus diesem obersten Paar gingen weitere Wassergottheiten hervor. Der Himmelsgott heisst auch En-lilla, Herr der Dämonen; doch wird dieser Name En oder Mulu (Mulgu) als des Vaters der Götter auch von Anu unterschieden; bei den Semiten führt er dann den Namen Bel, so dass die Trias Anu, Bel, Ea entsteht, dem Himmel, der Erde oder Menschheit und der Tiefe entsprechend. Diese Dreiheit findet sich schon auf den Inschriften von Sirpurla.

1) Anu, sumer. Ana, Himmelsgott, heisst Herr der Stadt Erech, König der göttlichen Igigi (Engel des Himmels) und der göttlichen Anunnaki (Geister der Erde). Auch im assyrischen Pantheon erscheint er wie Bel und Ea; doch tritt dort sein Kultus mehr zurück hinter dem des nationalen Gottes Asur. Nach Schrader (KAT² 284) ist er der 2 Kön. 17, 31 erwähnte Anam-

---

1) Vgl. zu dieser ausser den S. 165 angeführten Werken bes. George Smith, Chaldäische Genesis, mit Erläuterungen von Friedr. Delitzsch, Leipz. 1876. — A. H. Sayce, The Religion of the ancient Babylonians, Lond. 1887. — François Lenormant, Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, Jena 1878. — P. Jensen, Kosmologie der Babylonier, Strassburg 1890. — C. P. Tiele, Gesch. d. Rel. im Altertum I, Gotha 1895. — Friedr. Jeremias bei Chantepie² 1897 S. 161 ff.

melech = Anu-Malik[1]). Er hat auch eine weibliche Nebenfigur Anatu. „Sie wird ihm zuweilen in der Weise entgegengesetzt, dass Anu die Höhe und den Himmel, sie dagegen die Tiefe und die Erde repräsentiert. Sie ist auch Herrin der Finsternis, die Mutter des Gottes Ea, die Gebärerin Himmels und der Erde, die weibliche Fischgottheit" (Smith); im allgemeinen eine Doppelgängerin der Istar. Anu selber entspricht wohl dem chinesischen Himmelsgott Thian, Schang-ti, und ist die allgemeinste und ursprünglichste altbabylonische Auffassung der Gottheit. Doch ist Anu wie jener chinesische Himmelsgott zurückgetreten und erblasst. Er greift selber nirgends in den Weltlauf ein. Dies thun in Babylonien die jüngeren Götter, die Anu's Söhne sind.

2) Bel od. Bîl (lautlich = hebr. baʿal) heisst der zweite Gott dieser Trias mit seinem semitischen Namen, sumerisch Enlilla, Herr der Erde, Vater der Götter, Herr der Stadt Nippur. Er, wenn nicht Bel Marduk, ist nach Berosus der Schöpfer der Welt. Sein grimmer Zorn vernichtete die Menschen bei der Flut (s. unten). Er waltet am offenkundigsten im irdischen Geschehen, insbesondere in den Angelegenheiten der Menschen. Auf eine bestimmte Naturgewalt oder Naturerscheinung ist er nicht beschränkt. Allein dass er in der babylonischen Astronomie einen bestimmten Punkt am Himmel, wohl den Nordpol des Äquators bezeichnet[2]), deutet mit andern Anzeichen darauf, dass er ursprünglich Himmelsherr und nur ein besonderer Name des Himmelsgottes, also Doppelgänger des Anu ist. Vielleicht ist er eigentlich der bewegte, stürmische Himmel. Mit Bel identisch gesetzt wird durch ein Täfelchen der assyr. Gott Dagan, der mehrmals in Verbindung mit Anu erscheint, während allerdings die unleugbare Verwandtschaft mit dem philistäischen Dagon, den sich die rabbinische Tradition fischgestaltig denkt, ihn zur Gruppe des Ea wiese[3]). Bels Gemahlin ist Bilit[4]) (Beltis, Baaltis), Doppelgängerin der Istar, Göttin der Liebe und weiblichen Fruchtbarkeit, s. unter Istar. Bei der Allgemeinheit des oft auch appellativ in der Anrede an andere Götter gebrauchten Namens und dem universalen Charakter des Gottes Bel konnte auch eine bestimmtere Gottheit so heissen. Namentlich wurde seit der Vorherrschaft der Stadt Babel deren Schutzgott Marduk als oberster Gott Bel genannt, der Bel zu Babel. Im letztern Sinn steht Bel Jes. 46, 1; Jer. 51, 44; im Apokryphon vom Bel zu Babel 2 ff. (wogegen Jer. 50, 2 Bel von Merodach unterschieden wird). So ist auch der Eigenname Belsazar, Bil-šar-uṣur. „B. schirme

1) Nach Bäthgen, Beiträge S. 254 f., Gleichsetzung des Anu mit Moloch. Auf den Kultus des letztern sind dann die Kinderopfer zurückzuführen, die weder bei Anu noch bei Adar nachgewiesen.

2) Vgl. Jensen, Kosmologie S. 19 ff.

3) Vgl. Jensen, ebenda S. 449 ff., KAT² 179 f., PRE² u. Riehms, Handwörterb., Art. Dagon.

4) Aus Bilit scheint das herodotische Mylitta entstanden, welches Andere aus muallidat, Gebärerin, ableiten wollen.

den König", der Name der Stadtmauer Babylons Imgur-Bel u. s. w. gemeint. Im Gegensatz zum „alten Bel" (vgl. Belitan der Phönizier), dem „Vater der Götter" wird der Bel-Marduk auch bezeichnet als „Bel, Sohn des Bel[1]".

3) Ea oder Ia (Hea), ein gut sumerischer Gott, ist Gott der Tiefe und wohnt in dem die Erde umschliessenden Ozean. Daher hat er Fischgestalt. Ursprünglich scheint er die Erdzone beherrscht zu haben, dann aber die unterirdischen Wasser. Er heisst Herr der Stadt Eridu. In der Magie bildet er die oberste Instanz und wird als gütiger, gnädiger, wohlthätiger Gott angerufen zum Schutz gegen übermächtige Dämonen. Zugleich heisst er Herr der Zeugung und aller menschlichen Wesen. Er führt aber auch die Titel: Herr der Bergwerke und Schätze, Herr der Geschenke, und ist Beschützer der Fischer und Seeleute. Ferner is er allwissend, Inhaber aller verborgenen Weisheit und Kunst (auch Musik) und hat den Menschen ihr Wissen mitgeteilt. Denn jener Oannes des Berosus, der aus Menschen- und Fischgestalt zusammengesetzt, aus dem Meer aufsteigt und ihnen die Schrift und andere Entdeckungen der Kultur übermittelt[2]), ist eben dieser Ea[3]), nicht Anu, mit dem man ihn verwechselt hat. Ea heisst geradezu „der gewaltige Fisch des Ozeans" oder „der erhabene Fisch"[4]). Seine Gattin ist Damkina oder Daukina, wohl die von ihm befruchtete Erde. Seiner hohen Bedeutung für die Magie hauptsächlich dankte es dieser Gott, dass er unverändert auch von der spätern babylonischen und assyrischen Mythologie aufgenommen wurde. Sein Sohn heisst Marduk, der als seine rechte Hand erscheint, von ihm Aufträge empfängt, die er ausrichtet. Er ist dabei an die Stelle des sumerischen Silik-mulu-khi getreten, des hilfreichen Sohnes und Boten des Ea, welcher sehr häufig in den Beschwörungen als Vermittler des Hilferufs an jenen Gott und Überbringer des von ihm gefassten Ratschlusses auftritt.

Schon in der altbabylonischen Religion aber verehrte man die himmlische Gottheit auch in der Erscheinung der Gestirne, und zwar des Mondes, der Sonne und gewisser Sterne. Der Mondgott, Sin[5]), sum. Uru-ki oder Aku, assyr. Nannar, erfreute sich in ältester Zeit besonders hohen Ansehens; er ist Herr der Stadt Ur. Ein Hymnus an ihn lautet (nach Lenormant[6]):

Gebieter, Fürst der Götter, der im Himmel und auf Erden allein erhaben,
Vater, Uru-ki[7]), Herr, erzeugender Gott, Fürst der Götter,

---

1) Vgl. zu Bel Schrader, KAT² 173 ff.
2) Siehe unten S. 215.
3) Lenormant, Magie 168.
4) Nach Lenormant êa-χan = Ea, der Fisch. Siehe aber Jensen, Kosmol. 322.
5) Vgl. den Königsnamen Naram-Sin, „Liebling des Sin". Das Wort Sin ist wohl semitisch. Vgl. Jensen, Kosmol. S. 101 ff.
6) Magie d. Chald. S. 412 ff. Vgl. auch Frd. Delitzsch in Smith, Chald. Genesis S. 281 ff.
7) Im assyr. Text statt dessen überall Nannar.

Vater, Uruki, Herr, grosser Gott, Fürst der Götter,
Vater, Uruki, Herr, Gebieter der Zunahme[1]), Fürst der Götter,
Vater, Uruki, Herr von Ur, Fürst der Götter,
Vater, Uruki, Herr von E-sir-gal[2]), Fürst der Götter,
Vater, Uruki, Herr der Kronen, Schöpfer, Fürst der Götter,
Vater, Uruki, der die Herrschaft majestätisch vollführt, Fürst der Götter,
Vater, Uruki, der im Gewande der Majestät dahinschreitet, Fürst der Götter,
Gewaltiger Lichtspender, mit kraftvollen Hörnern, vollkommnen Gliedern, funkelnd niederwallendem Bart, leuchtend, wenn du in vollem Glanze prangest,
Frucht, die sich selbst erzeugt . . . . ., die in segensreichem Walten die Traufen der Fülle[3]) nicht unterbricht,
Erbarmer, Keim alles Seienden[4]), der inmitten der lebenden Wesen einen erhabenen Wohnsitz errichtet,
Vater, Erbarmer und Wiederhersteller, dessen Hand das Leben der Gesamtheit der Länder erhält,
Herr, in deiner Gottheit, gleich den fernen Himmeln und dem weiten Meere, gebietest du Ehrfurcht,
Beherrscher des Landes, Beschützer der Tempel, Verkünder ihres Ruhmes,
Vater, Erzeuger der Götter und Menschen, der du erhöhst deine Wohnung und begründest alles, was gut ist,
Der du zur Herrschaft berufst, das Szepter verleihst, bis in ferne Tage das Schicksal bestimmst,
Unwandelbarer Hort, dessen Herz weit ist, und eines jeden gedenket,
. . . . . dessen Kniee nicht ermatten, der da öffnet den Weg den Göttern, seinen Brüdern,
. . . . . der aus dem tiefsten Grunde bis zur höchsten Höhe der Himmel leuchtend durchdringt, der das Himmelsthor öffnet und . . . . .
Vater, Erzeuger aller lebenden Wesen . . . . .
Herr, Verkünder der Entscheidung über Himmel und Erde, dessen Gebot niemand [umstösst],
Der dem Himmel die Jahreszeiten (?) entnimmt, sowie die Gewässer, der Überfluss spendet den lebenden Wesen, — kein Gott erreicht deine Fülle.
Im Himmel wer ist erhaben? Du, du allein bist erhaben.
Auf Erden wer ist erhaben? Du, du allein bist erhaben.
Deinen Befehl verkündest du im Himmel, und die Erzengel des Himmel werfen nieder ihr Antlitz.
Deinen Befehl verkündest du auf Erden, und die Erzengel der Erde küssen den Boden.
Dein Befehl erschallet droben wie ein Sturmwind in der Finsternis, er machet spriessen die Erde.
Dein Befehl ist kaum ergangen auf Erden, so wächst das Gras.
Dein Befehl erstrecket sich über die Lagerstätte und Höhe, er vermehret die lebenden Wesen.
Dein Befehl lässt Wahrheit und Recht bestehen, er beschwöret die Menschen mit Wahrheit.
Dein Befehl beglücket die fernen Himmel und die weite Erde, gedenket eines jeden.
Dein Befehl — wer kann ihn fassen, wer kann ihm gleichkommen?
Herr, im Himmel ist deine Herrschaft, auf Erden deine Leitung: unter den Göttern, deinen Brüdern hast du nicht deinesgleichen,

---

1) Anspielung auf die Phasen des Mondes.
2) Tempel des Mondgottes in Babylon.
3) Anspielung auf den Zusammenhang des Monds mit dem Regen.
4) Die Vorstellung, dass der Mond Niederlage alles Urstoffes sei, ist auch sonst in der orientalischen Weltanschauung weit verbreitet.

König der Könige, der keinen Richter über sich hat, dessen Gottheit kein Gott übertrifft,

. . . .

. . . .

Deinem Tempel sei gnädig!
Der Stadt Ur sei gnädig!
(Folgen noch einige unleserliche Zeilen.)

Anderswo wurde Sonnendienst gepflogen, während im allgemeinen System die Sonne unter dem Monde stand. Die Sonne, als Gott ebenfalls männlich wie der Mond, wird sumer. Babbar geschrieben, semitisch Šamaš, führt die Titel: Richter Himmels und der Erde, Regierer des Alls, Herr der Städte Larsa und in Sippar[1]), wo die Göttin Anunit seine Gemahlin ist. Hymnen an diesen Gott aus älterer und späterer Zeit sind mehrere erhalten. Das Tagesgestirn wird darin oft ähnlich wie im Rig-Veda begrüsst, als der Vertraute Anu's und Bels, und besonders als Beschützer der Gerechtigkeit gepriesen, der allem finstern Treiben der Lügner, Räuber, Zauberer u. s. w. ein Ende macht[2]). Assyrische Gebete an den Sonnengott für den Staat und das königliche Haus sind vor einigen Jahren veröffentlicht worden[3]).

Aber auch in Gestalt von Sternen ist die Gottheit schon sehr frühe geschaut worden. Zwar dass das Ideogramm für Gott der achtstrahlige Stern sei, wie gewöhnlich angenommen wird[4]), ist hiefür kein Beweis, da das betreffende Zeichen für das sumer. an vielmehr den durch 8 Linien geteilten Himmel darstellt, also für die ursprüngliche Identität von Gottheit und Himmel Zeugnis ablegt[5]). Aber schon früh erschienen die Planeten, dank ihrer freiern Bewegung als die eigentlichen das Schicksal bestimmenden Mächte[6]), und unter ihnen namentlich der Venusstern als Gestirn der weiblichen Hauptgottheit Ištar; bald aber auch der Planet Jupiter, als Gestirn des Gottes Marduk, und mit der Zeit wurden alle hervorragendsten Götter auf die bekannten 5 Planeten verteilt, so dass mit Sonne und Mond eine Siebenzahl derselben entstand, welche Zahl den Babyloniern besonders heilig war; ob von den Mondphasen oder anderswoher, ist noch streitig.

Marduk[7]), hebr. Merodach[8]), war, wie oben unter Bel bemerkt, eigentlich der Lokalgott der Stadt Babylon. Sein Gestirn ist der Planet Jupiter, doch hätte er nach Jensen ursprünglich

---

1) Vgl. oben S. 167 f.
2) Vgl. z. B. bei Smith, Chald. Gen. S. 284 f.
3) J. A. Knudtzon, Assyr. Gebete an den Sonnengott, 2 Bde., Leipzig 1893. Sie stammen aus der Zeit Asarhaddons und Asurbanipals.
4) Vgl. z. B. Maspero, Gesch. 135.
5) Oppert, Jensen, Kosmologie S. 4.
6) Vgl. unten S. 194. 201.
7) Vgl. auch den Art. Marduk in Roschers Lexikon der griech. u. röm. Myth. von Alfr. Jeremias.
8) Vgl. den Eigennamen Merodach Baladan Jes. 39, 1; 2 Kön. 20, 12: Maruduk bal iddina, M. filium dedit.

(wie Ninip = Adar und Nergal) solare Bedeutung gehabt und seine Darstellung in der Frühsonne gefunden, welche allmorgendlich aus den Wassern der Tiefe aufgeht, Heil und Freude den Menschen bringend[1]. Er ist deshalb auch Gott des Frühjahrsfestes (Neujahr) zu Babel und der Gott der Weltschöpfung nach dem babylonischen Mythus. Marduk heisst Sohn des Ea, des Gottes des Abgrunds, der ihm auch unergründliche Weisheit verliehen; er ist Schutzgott der Magie, den Menschen wohlgesinnt, hilfreich, heilt von Krankheiten, erweckt vom Tode (vgl. oben unter Ea). Er heisst gerechter Fürst der Götter, Herr der Geburt. Seine Gemahlin ist Zirbanit oder Zarpanit, „die Samen, d.h. Nachkommen schenkende"? Der Gott Marduk wurde nach der Erhöhung der Stadt Babel über das ganze Reich zum Haupt des babylonischen Pantheon erhoben (s. oben unter Bel). Ihm geweiht war der dortige grosse Tempel Esagila (s. oben S. 167). Doch nimmt er mit seiner Gemahlin auch im assyrischen Göttersystem eine ehrenvolle Stelle ein.

Als Sohn Marduks figuriert etwa Nabu, Nebo, der Lokalgott von Borsippa, dessen Name, wenn semitisch, mit hebr. nâbî verwandt, den Sprecher, Offenbarer bedeutet. Sein hohes Ansehen, das er besonders im neubabylonischen Reiche genoss, beweisen die vielen mit seinem Namen zusammengesetzten Personennamen: Nabopolassar, Nebukadnezar, Nebusaradan, Sangar-Nebo u. a. Neben Bel steht er Jes. 46, 1 als Hauptgott von Babel zu jener Zeit. Er hat sein Hauptheiligtum in Borsippa, in jenem stolzen Bau, der Ezida, das ewige Haus heisst. (S. oben S. 167.) Aber auch im Haupttempel Babylons (Esagil), der dem Bel-Marduk geweiht war, besass er eine „glänzende Wohnung", wohin er zu Anfang des Jahres in feierlichem Zug zu Schiff von Borsippa aus geleitet wurde und woselbst die Götter Himmels und der Erde vor Nebo sich versammelten, um die Ratschlüsse für das kommende Jahr in gebückter Stellung aus seinem Munde zu vernehmen[2]. Er ist eben der Gott der Offenbarung, der „Liebling des Bel", ohne den kein Ratschluss im Himmel gefasst wird; der Schreiber unter den Göttern, ähnlich dem Thot in Ägypten, daher auch Gott des menschlichen Schrifttums. Sein Planet war Merkur; seine Gemahlin Taschmît („Erhörung!"). Auch nach Assyrien ist sein Kultus gedrungen, obwohl er dort weniger verehrt wurde[3]. Von seinem Kultus zu Kalach bei Ninive legt eine zu Nimrud aufgefundene Nebostatue (c. 790 v. Chr.) Zeugnis ab, deren Inschrift für diesen Gott charakteristisch. Sie lautet nach Friedr. Delitzsch[4]:

---

1) Jensen, Kosmologie 249 f.

2) Vgl. bei Jensen, Kosmol. 84 ff., wonach allerdings dem Marduk die oberste Ehrenstelle bei diesem Anlass zukam.

3) Dass der Berg Nebo in Moab und die gleichnamigen Städte in Moab und Juda auf Nebokultus deuten, wird wohl mit Unrecht bezweifelt.

4) Calwer BL. Art. Nebo. Vgl. dazu Hommel, Geschichte S. 628 ff. Die Inschrift ist historisch dadurch von besonderm Wert, dass sie die

„Nebo, dem hohen Schirmherrn, dem Spross Esagilas, dem Offensinnigen (oder Hellsehenden), Mächtigen, dem Hehren und Allgewaltigen, dem Sohn Eas, dessen Befehl angenommen wird, dem Gesetzgeber kluger Gedanken, der die Aufsicht führt über die Gesamtheit des Himmels und der Erde, dem Allwissenden, offenen Sinnes, der das Schreibrohr hält, das schukāmu besitzt, dem Entscheidenden, welcher Erkenntnis und Beschwörung mitteilt, dem Liebling Bels, des Herrn der Herren, dessen Macht unbezwingbar ist, ohne welchen im Himmel kein Entschluss gefasst wird, dem Barmherzigen, Gnädigen, freundlich sich Zuwendenden, der da bewohnt Ezida in der Stadt Kelach, dem grossen Herrn, seinem Herrn — zum Leben Rammannirari's, Königs von Assur, seines Herrn, und zum Leben der Sammuramat (Semiramis), der Frau des Palastes, seiner Herrin hat Beltarzi-Iluma, der Statthalter von Kelach, . . . auf dass er selbst lebe, lange Tage und Jahre sehe, Frieden habe für sein Haus und seine Bewohner, frei bleibe von Leid, (diese Statue) machen lassen und als Geschenk dargebracht. Mensch zukünftiger Zeiten, auf Nebo vertraue! auf einen andern Gott vertraue nicht!“

Der Schluss der Inschrift ist merkwürdig, weil er ein starkes Streben nach Vereinheitlichung der Gottheit beweist[1]). Ob damit geradezu eine monotheistische Reformation beabsichtigt war im Sinne der von Chunaten ins Werk gesetzten, dünkt uns aber doch sehr zweifelhaft.

Nergal, nach Frd. Delitzsch sumer. Ne-uru-gal, „Machthaber der grossen Stadt“ = des Grabes, ist Lokalgott der babylonischen Stadt Kuta, womit 2 Kön. 17, 30 übereinstimmt. Vgl. auch den Personennamen Nergal-sar-ezer Jer. 39, 3. 13. Ebenso heisst der vorletzte neubabylonische König, der bei den Griechen Neriglisares oder Neriglissoros genannt wird. Bildnisse dieses Gottes Nergal sind wahrscheinlich die löwengestaltigen Kolosse mit Menschenhaupt, welche ähnlich den stiergestaltigen die Tempel und Paläste bewachen. Nergal ist eine verzehrende, vernichtende Gottheit: Gott des Todes, der Seuche und besonders des Krieges; er heisst „der riesenhafte König des Krieges“; ihm war der blutig leuchtende Planet Mars geweiht. Doch dürfte der Löwe als sein Symbol andeuten, dass diese Gottheit ursprünglich solares Wesen war und zwar in der verzehrenden Sonnenglut, der versengenden Mittags- und Sommersonne sich darstellte, wie denn ein kossäisch-babylonisches Glossar Nergal mit Adar gleichsetzt[2]). Dass ein Götterverzeichnis die Bemerkung enthält, der Gott Nergal trage

---

geschichtliche Stellung der Semiramis, wohl einer babylonischen Königstochter, bestimmt.

1) Vgl. Tiele, Gesch. d. Rel. I, 191.

2) S. Friedr. Delitzsch im Calwer BL. Art. Nergal. — Jensen, Kosmologie S. 476 ff.

in der Stadt Mar[1]) den Namen Scharrapu, würde darauf führen, jene Nergalbilder mit den hebräischen Seraphim zusammenzustellen, wie die Adarbilder mit den Kerubim. Doch ist beides noch zweifelhaft[2]). Wegen der zerstörenden Gewalt des Gottes Nergal, die alles der Unterwelt weiht, wird auch der Name seiner Stadt Kuta für die Unterwelt gebraucht.

Mit Gott Nergal wesensverwandt ist die später mit dem Planeten Saturn[3]) in Zusammenhang gebrachte Gottheit, welche sumerisch Nin-ip[4]) geschrieben, nach aller Wahrscheinlichkeit aber Adar zu lesen ist nach 2 Kön 17, 31: Adrammelech, d. h. Adarumalik[5]), was auch als Mannesname erscheint, 2 Kön. 19, 37. Er ist Herr der Stadt Nippur. — Seine Gattin ist Gula = Anunit. In der oben berührten Voraussetzung, dass die stiergestaltigen Kolossalfiguren mit Männerkopf und Flügeln Abbildungen dieses Gottes seien und den hebr. Kerubim entsprechen, deren Zusammenhang mit den Wolken kaum zu bezweifeln ist, hat man Adar als Wolkengott gefasst. Allein anderes spricht dafür, auch in ihm eine Personifikation der Gewalt der Sonne zu sehen[6]), so dass er mit Nergal ursprünglich wesensgleich wäre. Friedr. Delitzsch[7]) sieht in Adar die versengende Süd- oder Mittagssonne, den Sonnengott nach der verderblichen Seite; Jensen[8]) dagegen die Ost- oder Frühsonne. Doch entspricht er gelegentlich auch der untergehenden Sonne. Diese Spezialisierungen sind daher sekundär. Er ist ungestümer Held im Kriege, daneben hilfreich und wohlthätig; Gott des Ackerbaus.

Ein Hymnus an Ninip-Adar lautet nach Jensen[9]):

Ninip, dem Ungestümen, Gewaltigen, Erhabenen, dem streitbaren, erlauchten, einzigen Führer der Götter, dessen Ansturm in der Schlacht ohne gleichen ist,

---

1) Hommel, Gesch. 373. — Friedr. Delitzsch: im Westland (Martu).

2) Der hebr. Name kerubim erklärt sich allerdings aus dem assyr. Synonymenverzeichnis, das ein Wort karubu = rubu, gross, erhaben, hehr, kennt. Aber der Nachweis, dass ein davon abgeleitetes kirubu speziell die geflügelte Stiergottheit bezeichne, welche sonst šêdu (vgl. die hebr. schêdim) heisst, ist nicht genügend erbracht.

3) Dieser heisst assyr. kaiwân und ist Amos 5, 26 (nach richtiger LA) genannt. Schrader, TSK 1874, 324 ff.; KAT² 442 f.; Jensen, Kosmol. S. 111. Das an derselben Bibelstelle genannte „Sakkut" scheint Beiname desselben Planeten oder seines Gottes zu sein. Vgl. auch Friedr. Delitzsch bei Smith, Chald. Gen. 274.

4) Auf Gudea's Inschriften: Nin-gir-su.

5) Vgl. oben das analoge Anammelech S. 180 f. Gegen die Aussprache Adar vgl. Jensen, Kosmol. S. 457 f.

6) Vgl. Diodor 2, 30, wonach der Planet Saturn der Sonnenstern hiess, und dazu Jensen, Kosmologie S. 115 f., sowie unten S. 190 f. die Kombination von Samas und Adar mit dem Venusstern. Die Gattin Ninip-Adars ist Gula-Anunit, die des Sonnengottes.

7) Friedr. Delitzsch, Kossäer S. 52.

8) Kosmologie S. 457 ff.

9) Kosmologie 465 ff., wo noch zwei ähnliche mitgeteilt sind.

dem erst(berechtigt)en Sohne, dem Zermalmer (?) des Widerstandes, dem Erstgeborenen Ea's, dem starken Kämpen der Igigi, dem Berater der Götter, der Ausgeburt von Ikur[1]), der das Verbindungsband hält
von Himmel und Erde, der die (Wasser-)Höhlungen öffnet, der auf die weite Erde tritt, dem Gotte, ohne den Bestimmungen im Himmel und auf Erden nicht bestimmt werden.
Dem Grossmächtigen (?), Starken (?), dessen Befehl nicht geändert wird, dem Fürsten der Weltteile, der den Herrscherstab und Bestimmungen der Gesamtheit aller Städte verleiht, dem Vordermann, dem Ungestümen,
dessen Lippenwort nicht verwandelt wird, dem Starken, Robusten, dem Weisen unter den Göttern, dem Gepriesenen, der Sturmsonne, dem Herrn der Herren, dessen Hand die Enden Himmels und
der Erde anvertraut sind, dem Könige des Kampfes, dem Machtvollen, der den Widerstand besiegt, dem Sieghaften, Einzigen, dem Herrn der (Wasser-)Höhlungen und der Meere,
dem Starken, Schonungslosen, dessen Andrang der Flutsturm ist, der das Land der Feinde niederwirft, der die Bösen (?) niederschlägt, dem erlauchten Gotte, dessen Ratschluss nicht verändert wird,
dem Lichte Himmels und der Erde, der das Innere des Weltmeers erleuchtet, der die Bösen vernichtet, der die Unbotmässigen beugt, der die Feinde zu Grunde richtet, dessen Namen unter allen Göttern
irgend ein Gott nicht ändert, der da Leben schenkt, dem barmherzigen Gotte, zu dem zu beten gut ist, der in Kalchu wohnt, dem grossen Herrn, meinem Herrn —

Sonnen- und Feuergott ist auch der assyrisch-babylonische Nusku = Nisroch 2 Kön. 19, 37, mit welchem der Feuergott oder -dämon Gibil verwandt ist. — Ebenfalls beiden Göttersystemen gehört als alter Luft- und Wettergott Bin oder Ramman an, unter letzterm Namen auch in Syrien verehrt[2]), hebr. jetzt Rimmon vokalisiert, wahrscheinlich aber unrichtig. Man hat vermutet, die Babylonier hätten diesen ungestümen Gott von den Assyrern und diese ihn von den Syrern übernommen. Allein er ist schon früh in Südbabylonien bezeugt (König Nûr-Ramman in Larsam c. 2300). Ramman ist der Gebieter des Luftkreises zwischen Himmel und Erde, daher der Stürme, des Regens, des Wirbelwindes, des Donnerwetters (nach Pinches vom assyr. ramāmu, brüllen: der Brüller, Donnerer), Er heisst auch der Ungestüme, Überreiche, Herr der Kanäle, Herr des Westlandes (Martu). Als Gott der Atmosphäre wird er leicht begreiflicher Weise Sohn des Himmelsgottes Anu und der Anatu genannt. Er gehört nicht zu den planetarischen Göttern, sondern wird mit Mond- und Sonnengott etwa zu einer Triade verbunden. Auf Abbildungen führt er den vierzackigen Blitzstrahl wie ein Flammenschwert in der Hand.

Unter den Göttinnen ist am bedeutendsten die von Anfang an selbständiger als die andern auftretende Ištar. Dieser Name, der vielfach auch appellativ für Göttin (z. B. ištarija „meine

1) Inneres der Erde als Geburtsort mancher Götter.
2) Er ist nahe verwandt mit dem syrisch-aramäischen Gott Hadad, keilinschr. Dad, der in Eigennamen wie Benhadad auftritt, und in dem geogr. Namen Hadad-Rimmon (bezw. Ramman) mit jenem verbunden erscheint.

Göttin") gebraucht wird, muss diesen allgemeinen Sinn haben. Die Ableitung des Worts aus dem Sumerischen (Friedr. Del. bei Smith, Chald. Gen. 273) ist wohl aufzugeben und der semitische Charakter desselben anzuerkennen[1]). Damit stimmt überein, dass wir das Wort ʿAthtar bei den Himjariten als Namen eines männlichen Gottes finden[2]). Allein wenn auch diese Gottheit semitischen Ursprungs ist, so fehlt ihr nicht ein altbabylonisches Gegenbild, mit dem sie sich verschmolzen hat. Es ist dies die Göttin Nanâ[3]), besonders verehrt zu Uruk[4]). Es ist die weiblich aufgefasste Natur, welche in diesem Wesen personifiziert wird, daher besonders die weibliche, liebende, fruchtbare, lebenschaffende, gebärende Kraft. Doch zeigt die babylonische Istar keineswegs nur den Charakter der Liebesgöttin. Sie hat auch eine strenge, jungfräuliche, männlich-energische Seite, welche ihre ursprünglich allgemeinere Fassung bekundet. Mit der Zeit erst sind diese entgegengesetzten Seiten in selbständige Gestalten auseinandergefallen. Und zwar ist Istar im allgemeinen Benennung für die mannhafte Göttin des Kampfes und der Jagd geblieben, während Bilit (die „Herrin"), was wohl ursprünglich nur Beiname derselben Göttin war, Bezeichnung der Aphrodite, Göttin des Liebreizes und der weiblichen Fruchtbarkeit wurde. Die ursprüngliche Zusammengehörigkeit zeigt sich darin, dass der Bilit wie der Istar der Venusstern zugesprochen wird, jener als Abend-, dieser als Morgenstern. „Während sie am Abend als Beltis die üppig sinnliche Göttin der Ruhe in Armen der Liebe ist, ruft sie am Morgen als Istar zum Kampfe des Lebens, welches für den Assyrer überhaupt nur ein „dem Tode entrinnen" war, ruft sie zum heissen Streit auf dem Schlachtfeld, zum muterheischenden Wagnis der Jagd. Und sie weckt und treibt nicht allein, sie zieht auch selbst mit. Sie ist die „Herrin der Schlacht", der „Schrecken im Kampf", sie trägt selber Köcher und Bogen: dem assyrischen Seher erscheint sie (Assurb. Sm. 124) mit rechts und links herabhängenden Köchern und einen Bogen in der Hand; sie heisst geradezu „die Bogenschützin der Götter"[5]). Auch sonst, abgesehen vom Kampf in offener

---

1) So Haupt, ZDMG 34, 758 f., Jensen, Zimmern u. A.

2) Vgl. Bäthgen, Beitr. 261.

3) Vgl. *Nαναία* 2 Makkab. 1, 13.

4) Nach H. Rawlinson wäre die Homorka des Berosus diese Um-Uruk, die Mutter von Erech, welche also in der Kosmogonie als Königin des Chaos gefasst ist. Auch das sizilianische Eryx, Erycina bringt man damit zusammen.

5) Asurbanipal hatte, wie er erzählt, die Göttin gegen seinen Feind Te-umman, König von Elam angerufen. Istar antwortete ihm: Fürchte nichts, ich begnadige dich mit meinem Mitleid. Ein Seher hatte in der gleichen Nacht einen prophetischen Traum und berichtete dem König: „Istar, welche Arbela bewohnt, trat vor mich. Sie war rechts und links von einem strahlenden Lichtglanz umgeben, trug einen Bogen in der Hand und war auf ihren Wagen gestiegen, wie um eine Schlacht zu liefern. Du hieltest dich in ihrer Gegenwart und sie hatte Mitgefühl zu

Schlacht, erscheint sie als mannhafte, energische Göttin. In dem ihr gesungenen Lobpreis II R. 66, Nr. 1 wird sie, die Erstgeborene des Gottes Anu, gefeiert als „die Thatkräftige, welche aufrührt die Meere, die Wälder zertritt“[1]. — Dagegen Bilit = Mylitta des Herodot ist als sinnliche Liebesgöttin gekennzeichnet durch das, was Herodot von ihrem Kultus in Babylon erzählt, wovon später.

Dass jedoch diese Zweiheit nur das Ergebnis einer spätern Spaltung der früher doppelseitigen Göttin ist, ergibt sich auch daraus, dass im Mythus von der Höllenfahrt der Istar diese sehr deutlich als Liebesgöttin gekennzeichnet ist (s. unten). Eben dasselbe ist der Fall in jener Gilgameš-Legende, wo Istar um die Liebe dieses Helden wirbt und er ihr ihre zahlreichen Liebschaften vorhält. Als der Geliebte ihrer Jugend erscheint an beiden Orten Duzi oder Dumuzi[2], ein jugendlich schöner Gott (etwa dem Baldur der nordischen Mythologie entsprechend), der dann von seinen Feinden getötet und von ihr beklagt wird: offenbar eine Darstellung des ersterbenden Naturlebens. — Auch hat sich die Gottheit Istar lokal in verschiedenen Fassungen besondert. Man unterschied die strenge Göttin als Istar von Arbela und die Liebesgöttin als Istar von Ninive. Als zwei Göttinnen werden diese beiden neben einander genannt in Inschriften Sanheribs, Asarhaddons und Asurbanipals[3].

Das astronomische Täfelchen, welches die Bedeutung des Venussterns angibt[4], enthält noch weitere Besonderungen. Es heisst dort (III R 53 Nr. 2):

Das Gestirn Dilbat bei Sonnenaufgang: Šamaš . . . .
Das Gestirn Dilbat bei Sonnenuntergang: Adar . . . .

---

dir, wie eine Mutter zu ihrem Kinde. Sie lächelte dich an, sie, Istar, die erhabenste unter den Göttern und sie gab für dich folgende Bestimmungen: „Gehe vorwärts um Beute zu machen! Der Weg ist vor dir offen, ich werde auch gehen.“ Du sagtest zu ihr: Herrin der Herrinnen, könnte ich doch an den Ort, wo du hingehst, auch gehen mit dir! Sie antwortete dir: ich werde dich beschützen. Bleibe in dem Nebo geheiligten Orte; iss (in Ruhe) deine Nahrung, trinke Wein, lass deine Musik spielen und verherrliche meine Gottheit, bis dass ich komme und diese Weissagung sich erfüllt. Ich werde das Verlangen deines Herzens erfüllen. Dein Angesicht wird nicht erbleichen, deine Füsse werden nicht straucheln, du wirst deine Ehre in der Schlacht nicht verdunkeln. In der Gnade ihres Wohlwollens beschützt sie dich und ist in Zorn gegen alle die, welche sich dir nicht unterwerfen. Vor ihr verbreitet sich ein schreckliches Feuer, um deine Feinde zu besiegen und die einen über die andern zu stürzen. Sie wendet sich gegen Te-umman, den König von Elam, der ihrem Angesicht verhasst ist.“ Smith, Assurbanipal, S. 119—137; Scholz, Götzendienst u. Zauberwesen S. 268 f., woselbst noch andere Beispiele zur Charakteristik der Kriegs- und Jagdgöttin angeführt sind; Lenormant, Magie der Chaldäer S. 499 ff.

1) Friedrich Delitzsch bei Smith, Chald. Gen. S. 271 f.

2) Hebr. Thammuz. Vgl. die Klage der Weiber um ihn Ezech. 8, 14.

3) Ménant, Annales des Rois d'Assyrie p. 223. 245. 253 s.

4) Vgl. H. Gelzer, Zeitschr. für Ägypt. Sprache 13, 128 ff.

Das Gestirn Dilbat bei Sonnenaufgang: die Göttin (Ištar) von Akkad mit Namen.
Das Gestirn Dilbat bei Sonnenuntergang: die Göttin (Ištar) von Uruk mit Namen.
Das Gestirn Dilbat bei Sonnenaufgang: Ištar unter den Sternen.
Das Gestirn Dilbat bei Sonnenuntergang: Bilit unter den Göttern.

Dilbat (sumer.) ist Name des Venusplaneten[1]. Dieses Gestirn wird hier nach seiner gegensätzlichen Bedeutung, die es als Morgen- oder Abendstern hat, charakterisiert. In seiner erstern Phase entspricht es der gestrengen Istar, in der letztern der üppigen Bilit; in der erstern aber auch der Göttin von Agane (Akkad), der Anunit, in der zweiten der Göttin von Erech, Nana; ferner in der ersten dem Samas, in der zweiten dem Adar, unter welchen Namen hier bestimmte Seiten des Sonnengotts verstanden sind. Endlich wird in einer vorausgegangenen Stelle der Stern Dilbat als weiblich beim Sonnenuntergang, männlich beim Sonnenaufgang bezeichnet, wodurch wiederum die zwei Seiten der Gottheit, bezw. der Natur charakterisiert sind.

Im Kultus äussert sich der Dualismus darin, dass Istar sowohl durch geschlechtliche Lust als auch durch blutige Opfer und zwar an Knaben und Mädchen gedient wurde; ersteres besonders in Babylon (s. unten) Erech, Ninive, letzteres in Agane und Arbela(?).

Entsprechend ihrer verschiedenen bald allgemeinern, bald speziellern Fassung wird die Göttin Istar auch nach ihrer Verwandtschaft verschieden vorgestellt. So tritt sie im Gilgames-Epos, Tafel 6 Col. 2, 38 f. als Tochter vor ihren Vater Anu und ihre Mutter Anatu. Am Anfang des Gedichts über ihre Hadesfahrt heisst sie dagegen Tochter Sins, des Mondgottes, was bei ihrem planetarischen Charakter leicht erklärlich. Als „die assyrische Istar“, d. h. die Landesmutter dieses Volkes, die politische Schutzherrin, in deren Namen die Könige ihre Feldzüge unternehmen, steht sie neben Gott Asur, dem göttlichen Landesvater[2]. Anderswo erscheint sie als Gattin des grossen Bel, und Marduk heisst ihr leiblicher Bruder. Wo sie Sins Tochter ist, hat sie den Sonnengott zum Bruder, wobei allerdings nicht zu vergessen, dass auch Marduk solare Bedeutung hat. So sagt sie in einem Klagegebet[3], das an Istar gerichtet ist, von sich selber:

Für die Wiederkehr der Jahreszeiten setze ich fest (die Dinge), zur Reife lasse ich gelangen (die Dinge).
Für meinen Vater, den Herrn der Zunahme[4], setze ich fest den perio-

---

1) Vgl. Hesychius 1, 472: *Δελέφατ ὁ τῆς Ἀφροδίτης ἀστὴρ ὑπὸ Χαλδαίων.* Die Griechen nannten Istar als Liebesgöttin gewöhnlich Aphrodite, als ernste Gottheit Hera.

2) Vgl. z. B. die Inschrift Asurbanipals: Ménant a. a. O. p. 254.

3) Friedr. Delitzsch, Assyrische Lesestücke S. 34 ff.; Lenormant, Magie 415 f.

4) Assyrische Version: Sin (Mondgott).

dischen Wechsel der Jahreszeiten, setze ich fest (die Dinge) ein jegliches zu seiner Zeit.
Für meinen Bruder, die Sonne, setze ich fest die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten, setze ich fest (die Dinge) ein jegliches zu seiner Zeit.
Mich hat mein Vater, der Lichtspender[1]), festgesetzt; ich setze fest die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten.
In den erneueten Himmeln setze ich fest die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten, setze ich fest (die Dinge) ein jegliches zu seiner Zeit.
Heilig ist meine Herrlichkeit[2]), erhaben meine Pracht; als Fruchtspenderin in der Höhe steige ich empor.
Herrin des Himmels, bin ich die Göttin der Abenddämmerung.
Herrin des Himmels, bin ich die Göttin der Morgendämmerung u. s. f.

Ausser den genannten gab es noch manche untergeordnete Götter oder Geister, wie dies bei der üppigen mythologischen Phantasie, welche schon den alten Sumeriern eigen war, nicht anders zu erwarten ist. Ein assyrisches Täfelchen setzt die Zahl der höchsten Götter auf sieben, die der grossen Götter Himmels und der Erde auf 50, die der Geister des Himmels auf 300, die der Geister der Erde auf 600[3]). Allein bei der Grosszahl derselben ist ihre Unterordnung, d. h. nur relative Göttlichkeit stets dem Volke bewusst gewesen, und wir sahen schon, dass es auch für die frühesten nichtsemitischen Babylonier über all den Geistern eine oberste Gottheit und zwar Himmelsgottheit Ana gab, zu welchem sich ergänzend der gute Geist der Tiefe gesellte.

Betrachten wir die einzelnen Hauptgottheiten, so ergibt sich, dass sie (ähnlich wie in Ägypten) anfänglich in ihrer Besonderheit nur lokale Verehrung genossen, indem jede Stadt ihr Heiligtum hütete, in welchem sie wesentlich nur eine Gottheit mit deren weiblicher Ergänzung, die stets etwas sekundäres ist, verehrte. So diente man in Ur dem Sin (Uru-ki) und der Nana; in Larsa dem Samas (Utu) mit seinem Sohn Nergal; in Sippar dem Samas und der Anunit, in Erech dem Anu und der Nana; in Nippur dem Bel und der Bilit, sowie dem Sohn derselben Adar; in Eridu dem Ea und seiner Gattin Daukina; in Babylon dem Marduk (auch Bel genannt) und der Zarpanit; in Borsippa dem Nebo, der hier die Nana zur Gattin hat, u. s. w. Die Art, wie diese Spezialgottheiten verehrt werden, zeigt, dass man nach der Weise des Kathenotheismus ihnen alle Gewalt beilegte. (Vgl. beispielsweise das oben S. 182 ff. angeführte Lied an den Mondgott.) Dies ist aber möglich gewesen, weil man in dieser speziellen Fassung die Gottheit überhaupt zu verehren sich bewusst war. In Sonne und Mond z. B. betete man nicht das endliche Wesen an, sondern die Erscheinung der unendlichen Gottheit. Mond und Sonne waren ursprünglich

---

1) Assyr. Nannar.
2) Assyr. Version: In der Höhe ist meine Herrlichkeit.
3) Lenormant, Magie S. 131.

Erscheinungsformen des Himmelsgottes[1]). Lehrreich ist auch z. B. die Vorstellung, wonach der sichtbare Mond nur die (Königs-) Mütze oder Krone des Gottes ist[2]). Dass die solare Gottheit sich vervielfältigte, indem sie unter verschiedenen Namen, an verschiedenen Orten und mit verschiedenen Attributen verehrt wurde, zeigte sich oben, wo wir sahen, dass Adar und Nergal, wohl auch Marduk auf die Sonne zurückgehen. Nur ist diese dabei nicht als endliches Phänomen gemeint.

Ebenso wird man nicht glauben, dass von dem Leuchtkörper des Venussterns in seiner endlichen Gestalt die umfassenden Ideen ausgingen, als deren Trägerin Istar erscheint. Jene allgemeine Naturmacht hat nur in jenem Stern ihren sinnfälligen Ausdruck gewonnen[3]). Aber allerdings hat auch hier die Bindung der Gottesvorstellung an etwas sinnliches eine Beschränkung ihrer Machtsphäre und Minderung ihres Gehalts zur Folge gehabt, indem diese endlichen Vorstellungen die Ergänzung durch andere herbeiriefen, welche man zunächst als weibliche Ehehälfte, Sohn u. dgl. ihnen zugesellte. Dazu kam (wie in Ägypten) das Bedürfnis, auch die ebenfalls besonderten Gottheiten anderer Städte anzuerkennen, wodurch die Zahl der Götter sich erheblich vermehrte. Im babylonischen und im assyrischen Reiche wurden auf diese Weise eine ganze Reihe von Göttern anerkannt und auch die Aufnahme von ausländischen war nicht ausgeschlossen. Selbst erbeutete Götterbilder, welche man in die siegreiche Stadt verpflanzte, verloren dadurch nicht alle Bedeutung, sondern wurden als nunmehr verbündete Mächte angesehen.

Aber trotzdem ging die Einheit der Auffassung nicht ganz verloren, welche durch die semitische Anlage begünstigt werden musste. Man brachte die konkurrierenden Götter in eine gewisse Ordnung, nicht ohne ihnen eine oberste Gottheit vorzusetzen. Dabei bediente man sich der bedeutsamsten Zahlen, vor allem der Dreizahl und der Sieben, dann auch der Zwölfzahl. Wir begegneten zwei Triaden, welche die ältesten Götter in Beziehung zu einander setzten: Anu, Bel, Ea, und Mond, Sonne, Bin-Ramman (an Stelle des letztern auch etwa Istar). Die Siebenzahl gewann man durch Kombination dieser

---

1) Vgl. Hommel, Geschichte S. 254.

2) Jensen, Kosmologie S. 104.

3) Vgl. Gelzer, Äg. Ztschr. 13, 133 f.: „Mit völligem Recht sagt E. Curtius: ‚Wie will man es wahrscheinlich machen, dass der Äther das ursprüngliche Objekt einer volkstümlichen Anbetung gewesen sei? Aber auch der Mond ist es nicht, so wenig die ephesische Artemis oder die syrische Göttin selbst der Mond waren; vielmehr ist der Mond das Sinnbild der natürlichen Fruchtbarkeit, des üppigen Erdsegens.‘ Es ist evident, dass die Theosophie der chaldäischen Priester in dem sichtbaren Gestirn Dilbat nicht das Wesen der Gottheit erkannte, sondern nur deren glanzvolle Manifestation. Man wird sich vergeblich bemühen, die einzelnen Gestalten der akkadischen Geisterreligion auf reine Naturpotenzen zu reduzieren. Wie könnten sonst Dilbat, Šamaš und Adar in ein mystisches ἓν καὶ πᾶν zusammenfliessen, wenn sie in der That nichts als der Venusstern, die Sonne und der Planet Saturn wären?“

beiden Dreiheiten, zu welchen etwa Istar sich gesellte oder Asur hinzutrat; namentlich aber durch Einordnung von Mond und Sonne in den Kreis der 5 Planeten, mit deren jedem man allmählig einen der Hauptgötter verschmolz. Während nämlich Istar und Nebo stets mit ihren Planeten Venus und Merkur scheinen verbunden gewesen zu sein, sind die ursprünglich solaren Gottheiten Adar, Nergal, Marduk erst späterhin an die ihrigen: Saturn, Mars, Jupiter gebunden worden[1]). Die letztgenannte Heptade (Mond, Sonne, 5 Planeten) wurde mit der schon von uralters her (nach den Mondphasen?) siebentägig angenommenen Woche kombiniert, was übrigens in verschiedener Weise geschah, so dass die wohl mehr astrologische als populäre Verteilung der Planeten auf die sieben Wochentage schwankte, wie die Reihenfolge dieser Planeten. Doch ist die letztere am häufigsten: Mond, Sonne, Jupiter, Venus, Saturn, Mars, Merkur[2]). Hieraus ist durch leicht ersichtliche Umstellung die später übliche Folge entstanden: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn, welche von den Babyloniern durch Vermittlung der Aramäer auf die Römer und von diesen auf die Germanen überging[3]).

Aber auch die Zwölfzahl bot sich den astronomisch gebildeten Chaldäern leicht zur Fixierung des Göttersystems dar. Die zwölf Hauptgötter, „Gebieter der Götter“, wie sie Diodor (2, 30) nennt, werden nicht immer völlig gleich aufgezählt; namentlich ist hervorzuheben, dass in den assyrischen Aufzeichnungen der nationale Gott Ašur[4]) an die Spitze des Systems tritt, welcher in der babylonischen Mythologie fehlt. Aber wesentlich ist es immer dieselbe Reihe, gebildet aus den zwei Triaden und den 5 Planeten, wobei jedoch neben Istar Bilit selbständig erscheint. So auf dem Obelisk Salmanassars II[5]) werden aufgezählt:

Ašur, grosser Herr, König über die Gesamtheit der grossen Götter.
1. Anu, König der göttlichen Igigi und göttlichen Anunnaki.
2. Bel, der Erhabene, Vater der Götter, Erzeuger.
3. Ea, König der Tiefe, Lenker des Schicksals.
4. Sin, König der Kronen, erhabenen Glanzes.
5. Ḇin, der Ungestüme, Überreiche, Herr der Kanäle.
6. Šamaš, Richter Himmels und der Erde, Regierer des Alls.
7. Marduk, Herold(?) der Götter, Herr der Empfängnis(?).
8. Ninip, Führer der göttlichen Abgalli und göttlichen Anunnaki.
9. Nergal, der Riesenhafte, König im Streit.
10. Nusku, Träger des glänzenden Szepters, erhabener Gott(?).

---

1) Jensen, Kosmologie 139 ff.

2) II R 48; III R 57. Jensen, ebenda S. 100. 132 f.

3) Vgl. über Planetenfolge und babylonische Woche Schrader, TSK 1874 S. 343 ff.; Lotz, Quaestiones de historia sabbati, Lips. 1883; L. Thomas, Le Sabbat Primitif, Genève 1892, p. 54 ss.

4) Sumer. wird derselbe Ausar geschrieben. Nach Delitzsch, Parad. 254 wäre Aušar erst Name der Stadt und des Landes gewesen, dann umgelautet in Aššur. Sodann wäre es Gottesname geworden mit Umwandlung in Ašur. Nach Andern wäre es umgekehrt erst Name des Gottes (der „Gütige“, „Heilbringende“) gewesen, was wahrscheinlicher.

5) Nach Frd. Delitzsch, Chald. Gen. S. 268.

11. Beltis, Gemahlin des Bel, Mutter der grossen Götter.
12. Ištar, die Älteste des Himmels und der Erde, mit vollendetem Heldenantlitz.

Abgesehen davon, dass sie Asur nicht kennen, welcher offenbar zu der schon in Babylonien abgeschlossenen Zwölfzahl hinzukam, wie er denn auch im Kalender nur den Schaltmonat erhielt, war das babylonische System vom assyrischen nicht verschieden. Marduk nimmt zuweilen statt der siebenten schon die fünfte Stelle ein[1]). Dass über den zwölf babylonischen Göttern, entsprechend dem Asur, Ilu gestanden habe (gleich dem vorderasiatischen El), als Obergott der Babylonier[2]), bestätigt sich nicht, da das regelmässig appellativ für Gott gebrauchte ilu als Eigenname auf diesem Boden nicht sicher nachzuweisen ist. Dagegen dominiert auch hier stets eine bestimmte Gottheit, z. B. in der Hauptstadt: Bel-Marduk mit Istar.

2. Magie und Mantik[3]).

Die Magie und Mantik der Babylonier, welche die Hauptquelle abergläubischer Vorstellungen für viele Völker bis über das Mittelalter hinaus gewesen ist, verlangen eine nähere Berücksichtigung. Was zunächst die Magie anlangt, so wurde bereits erwähnt, dass dieselbe in der vorsemitischen Religion der Sumerier und Akkader wurzelte, in welcher ein üppiger Geister- und Dämonenglaube wucherte. Auch als die babylonische Staatsreligion zu einer erhabeneren Auffassung der Gottheit gelangt war, lebte dieser Geisterglaube und die damit verbundene Magie fort und ging von da auch zu den Assyrern und zu weiterliegenden Völkern über. Die Zauberformeln sind bezeichnender Weise ursprünglich alle in der sumerischen Sprache abgefasst und haben sich meist auch in dieser erhalten, doch so, dass eine assyrische Übersetzung, welche sie verständlich machte, daneben gesetzt wurde. Das Wesen dieser Magie ist die willkürliche, d. h. nicht ethisch vermittelte Unterordnung göttlicher Kräfte unter menschliche Zwecke. Dieselbe ist nur möglich, wenn das Göttliche selbst als ein willkürlich und in Vereinzelung in der Welt waltendes gefasst wird, wie es in der altbabylonischen Religion der Fall war, wo die Geister einander vielfach entgegengesetzt wirken und nun der Mensch darnach trachtet,

---

1) Die Götter haben im System auch ihre heiligen Zahlen, und zwar folgende: Anu 60, Bel 50, Ea 40, Sin 30, Samas 20, Ramman 6, Marduk 11, Istar 15, Ninip 50, Nergal 14, Nusku (Nebo = Merkur) 10. Lotz (Quaest. de hist. sabbati p. 28 macht darauf aufmerksam, dass die Addition für die erste Triade 150 ergibt, ebenso für Mond, Sonne und die 5 Planeten 150. Bin = Ramman steht ausserhalb dieser Rechnung ($^1/_{50}$ der Gesamtsumme 300). Die untergeordneten Dämonen werden durch Bruchzahlen ausgedrückt nach Lenormant, Magie S. 24 f.

2) So z. B. Schrader, KAT² 10 f.

3) Das Hauptwerk darüber ist: François Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer, deutsch Jena 1878,

bei den wohlthätigen gegen die verderblichen Schutz zu finden, was auf äusserlichem, mechanischem Wege geschehen kann.

Die schädlichen Geister und Dämonen haben ihren Aufenthalt besonders in der Wüste, im unwirtlichen Gebirg, im Meer, in den Sümpfen. Sie werden empfunden in Gestalt gewisser ausdörrender Winde, welche dem Land Verderben bringen. Sie führen in der Natur die Missverhältnisse und Plagen herbei: Trockenheit, Überschwemmung, Misswachs, Erdbeben u. dgl. Sie treten aber auch den einzelnen Menschen nahe, besonders in Gestalt der Krankheit. Namentlich der Aussatz (bösartige Geschwüre) ist eine von ihnen herrührende Wirkung; Pest und Fieber sind gefürchtete Dämonen; insbesondere aber wird die „Krankheit des Hauptes", d. h. der Irrsinn, hier wie bei andern Völkern als Besessenheit, d. h. Einwohnung eines Dämons erklärt. Aber auch anderes Missgeschick wie Unfruchtbarkeit der Gattin, Missgeburt, plötzlicher Tod u. dgl. werden auf einen übelwollenden Dämon zurückgeführt.

Diese Dämonen sind zahllos, werden aber in verschiedene Klassen gruppiert. Häufig findet dabei die Siebenzahl Verwendung. So gibts eine böse Sieben von Geistern in der himmlischen Sphäre, Söhne des Ana (gewissermassen das Widerspiel der sieben guten planetarischen Götter), welche dem Monde hart zusetzen (sei es bei wirklichen Finsternissen, sei es beim Neumond[1]) und auch sonst den Lauf der Planeten stören, nachdem sie schon bei der Weltentstehung erbitterte Kämpfe gegen die ordnende Macht geführt haben. Sieben andere sehr gefürchtete Geister sind die Maskim („Schlingenleger"), welche im Erdinnern hausen und gleichfalls die Ordnung des Kosmos stören und auch den Menschen argen Schaden anthun. Diese sind aber noch von vielen andern Dämonen angefochten, die zum Teil mit Namen genannt werden. Man lebt daher in beständiger Angst vor solchen Unholden. Nicht selten werden diese auch von boshaften oder zornigen Leuten den Menschen durch Verwünschungen, bezw. Anwünschungen des Übels auf den Hals geschickt. Der Fluch von Vater, Mutter oder Feind, der böse Blick, womit gewisse Leute bezaubern können, die Hexenkünste ruchloser Zauberer, welche geheime Formeln sprechen und Tränke eingeben, bringen ihre Opfer leicht in die Gewalt des Dämons.

Dementsprechend geht die Entzauberung vor sich durch Reinigungsceremonien und namentlich Besprechung mit bestimmten Formeln, von welchen manche erhalten sind. Lenormant a. a. O. S. 4f. gibt u. a. folgende Beispiele:

Beschwörung.

I. Den bösen Gott, den bösen Dämon,
Den Dämon der Wüste, den Dämon der Berggipfel,

---

1) IV R 5. Vgl. Smith, Chald. Gen. S. 99 f. — Lenormant, Magie S. 25 ff. — Jeremias, Izdubar S. 60 f. — Jensen, Kosmologie S. 39.

Den Dämon des Meeres, den Dämon des Sumpfes,
Den bösen Genius, den gewaltigen Uruku,
Den durch sich selbst bösen Wind,
Den bösen Dämon, der den Körper befällt, der den Körper erschüttert,
Geist des Himmels, beschwöre ihn! Geist der Erde, beschwöre ihn!

II. Den Dämon, der sich des Menschen bemächtigt, den Dämon, der sich des Menschen bemächtigt,
Den Gigim, der das Üble thut, den bösen Dämon,
Geist des Himmels, beschwöre ihn! Geist der Erde, beschwöre ihn!

III. Die ḳedescheth[1]) mit widerspenstigem Herzen, welche das Heiligtum im Stich lässt,
Die ḳedescheth des Gottes Ana[2]), die ihren Dienst nicht versieht am Abend des unvollzähligen Monats,
Den Hierodulen, der unzuverlässig sich nicht auf seinen Posten begibt,
Der seine Brust nicht zerfleischt, der seine Hand nicht zerreisst,
Der . . . .
Geist des Himmels, beschwöre ihn! Geist der Erde, beschwöre ihn!

IV. Was nimmer verlässt, was schädlich wirkt,
Was sich ausbreitet, die bösartige Geschwulst[3]),
Die geisselnde Geschwulst, die um sich greifende Geschwulst, die fressende Geschwulst, die . . . . Geschwulst,
Die wuchernde Geschwulst, die bösartige Geschwulst,
Geist des Himmels, beschwöre sie! Geist der Erde, beschwöre sie!

VI. Den, der das gefertigte Ebenbild bezaubert[4]),
Das böse Antlitz, den bösen Blick,
Den bösen Mund, die böse Zunge,
Die böse Lippe, das schädliche Gift,
Geist des Himmels, beschwöre sie! Geist der Erde, beschwöre sie!

XII. Den Frost, der die Erde erstarren macht,
Die übermässige Hitze, die des Menschen Haupt springen lässt,
Das böse Geschick . . . .
Welches unversehens dem Menschen ein Ziel setzt,
Den bösen Durst, Vorboten des Hauches der Pest,
. . . .
Geist des Himmels, beschwöre sie! Geist der Erde, beschwöre sie!

In solchen eintönigen Formularen, welche genau nach dem alten Wortlaut zu sprechen waren, kam es besonders auf die Nennung der Namen an: Einerseits wurden die unholden Geister mit Namen und Zunamen darin bescholten, anderseits der hilfreiche Gott herbeigerufen. Und zwar sind es gewöhnlich der Geist des Himmels und der der Erde, welche am Schluss aufgefordert werden, jene zu bannen; zur Verstärkung werden etwa in der Form einer Litanei noch andere Götter beigesellt[5]). Insbe-

---

1) Gemeint ist die weibliche Hierodule.
2) Assyr.-semit. Form: Anu.
3) Nr. V und VII—XI geben ähnliche Beschwörungen für andere leibliche Uebel.
4) Dadurch, dass man jemand in effigie den Bezauberungs-Ceremonien unterwarf, erlangten diese Wirkung auf seine Person.
5) Lenormant, Magie S. 17.

sondere aber wird häufig ein beliebter, hilfreicher Vermittler zwischen Menschen und Göttern angesprochen, dessen Name geschrieben wird: Silik-mulu-khi[1]). Derselbe heisst des Ozeans Erstgeborner, der Sohn des Gottes Ea. In den assyrischen Texten steht statt seiner Marduk. Wo er nicht Macht genug hat, um den feindlichen Bann zu brechen, wendet er sich an seinen Vater Ea[2]). Zwiegespräche zwischen beiden bieten mehrere Beschwörungsformeln. Das stärkste Mittel, das aber die Menschen nicht anzuwenden sich unterstehen dürfen, ist „der grosse Name", der höchste Name, den Ea allein kennt und seinem Sohne mitteilt. Vor diesem den Menschen unbekannten Namen Eas beugt sich alles, was im Himmel und auf Erden ist, auch die Götter und die verderblichen Maskim[3]).

Eine umfängliche Sammlung magischer Sprüche enthielt die Bibliothek Asurbanipals; darin sind drei Abteilungen zu unterscheiden: 1) Bannsprüche gegen böse Geister, 2) gegen Krankheiten, 3) Hymnen. Bei der Besprechung von Besessenen, bezw. Kranken, bei welchen man Behaftung mit einem bösen Dämon vermutete, wurde häufig das Gegenteil erfleht, der Einzug holder, wohlthätiger Geister, da deren Gegenwart allein eine Bürgschaft gewährt gegen die Wiederkehr der bösen Dämonen. Beschwörungsformeln braucht man nicht blos zur Entfernung der letztern, sondern auch zu deren Fernhaltung. Sie dienen prophylaktisch gegen bösen Blick und alle Arten von Bezauberung und Schädigungen durch die Dämonen. Aber nicht bloss gesprochene Sprüche, sondern auch geschriebene sind wirksam. Ein solcher Talisman mochte aus einem beschriebenen Streifen Tuches bestehen, den man auf das Kleid heftete, oder aus einem harten Stein, den man an sich trug, oder aus einem andern Stoff. Häufig gab man ihm plastisch ein bedeutsames Aussehen: Götterbilder wie die Mischgestalten, die vor den Tempeln und Palästen lagern, und als Wächter derselben gedacht sind, halten feindliche Geister und Gewalten fern. Ebenso hatte man an der Schwelle der Häuser und in denselben kleinere Idole zu diesem Zweck. Besonders eigentümlich ist aber, dass man diesen Talismanen oft die Form des zu vertreibenden oder abzuwehrenden Dämons gab. Wie manche Beschwörungen das schreckliche Aussehen und das böse Thun und Treiben desselben ausmalen, so soll er bei plastischer Darstellung gewissermassen durch sein eigenes Bild abgeschreckt werden, wenn er sieht, dass man ihn

---

1) Vgl. Lenormant, Magie S. 30.

2) Zimmern — Vater, Sohn und Fürsprecher in der babylonischen Gottesvorstellung, Leipz. 1896 — hat zu Ea und Marduk noch Nusku oder Bilgi als dritten gesellt und die Frage aufgeworfen, ob nicht diese Trias mit der christlichen von Vater, Sohn und Paraklet verwandt sei. Siehe aber dagegen Jensen, TLZ 1897, S. 3 ff., wo die Grundlosigkeit einer solchen Annahme aufgedeckt ist.

3) Vergleiche den bei den spätern Juden und Arabern im Schwange gehenden Aberglauben an magische Wirkungen des Gottesnamens (Schem ham^ephôrâsch), der aus Babylonien stammen mag.

kennt und durchschaut. Diese Dämonen werden als missgestaltete Ungeheuer abgebildet mit phantastisch kombinierten Köpfen und Gliedmassen, welche ihre Schlechtigkeit und Verderblichkeit symbolisieren. Ein solches Bild z. B., das die schreckliche Pest darstellt (Namtar, masc.), soll auf den entblössten Unterleib des Kranken gelegt werden unter entsprechender Beschwörung. Ein anderes (im Louvre aufbewahrt), das den versengenden Westwind in Gestalt eines Ungeheuers symbolisiert, trägt einen Ring am Hinterkopf, um an der Thüre oder am Fenster des Hauses aufgehängt zu werden und diesen bösen Wind fernzuhalten. An den Bauten (z. B. am Schloss Asurbanipals) wurden auch einander bekämpfende Ungetüme abgebildet, gleichsam zur Verkörperung der Beschwörung: „Dass die bösen Dämonen ausfahren, dass sie sich gegenseitig anfallen mögen!“

Der Unterschied der weissen und schwarzen Magie, wie man ihn im Mittelalter machte, ist insofern schon in Chaldäa vorhanden, als zwar alle uns erhaltenen Sprüche dem dämonischen Unwesen mit Hilfe der guten Geister und Götter zu wehren bestimmt sind, aber darin die Existenz einer diabolischen Schwarzkunst, welche die Menschen bezaubert und quält, vorausgesetzt wird. Dieselbe ist verpönt und verabscheut. Man traut aber gewissen Zauberern und namentlich auch Zauberinnen (Hexen) zu, dass sie dieselbe aus Bosheit zum Schaden der Menschen ausüben. Als symbolische Handlungen, welche die bösen bezaubernden Sprüche begleiten, erscheinen namentlich das Schürzen eines Knotens, das Eingeben von Zaubertränken (wobei Gift eine Rolle spielen mochte), das Besprechen und Behandeln des künstlichen Bildnisses eines Menschen. Immerhin gehen die wohlthätige und die verderbliche Magie in einander über, indem auch die wohlmeinende furchtbare Verwünschungen enthält, gegen die Feinde, die Verrücker eines Grenzsteins u. dgl. gerichtet.

Die Mantik der Babylonier. Zur Zeit als das babylonische Reich eine festere politische Einheit erlangt und zugleich unter dem Einfluss der Priesterschule eine gemeinsame Civilisation und Staatsreligion sich gebildet hatte, zu deren Erzeugung die verschiedenen Völker und Städte beigetragen (c. 2000 v. Chr.), da erlosch zwar die bisher geschilderte altsumerische Magie nicht, sondern sie blühte fort. Aber sie erfreute sich doch nur geringern Ansehens als die mehr einer technischen Ausbildung fähige Wahrsagekunst. Nachdem man von uralters her auf mancherlei Omina aufmerksam geachtet und auch der Kunst sich beflissen hatte, durchs Los u. dgl. Orakel zu erlangen, haben die „Chaldäer“ (wie bei Griechen und Römern die babylonische Priesterklasse hiess) die Mantik immer technischer ausgebildet, namentlich nach der astronomischen Seite. Hatten Mond- und Sonnendienst von jeher ihre Heiligtümer in Babylonien gehabt, und war die Verehrung des Venussterns im Zusammenhang mit der Göttin Istar ebenfalls uralt, so wurden mehr und mehr die nun ebenfalls mit

Hauptgöttern in Verbindung gebrachten fünf Planeten als die eigentlichen Schicksalssterne angesehen, was sich bei ihrer stets wechselnden Stellung unter den übrigen leicht begreift. Aber auch die Mondphasen und der Sonnenlauf, die Fixsterne und Kometen wurden von den Babyloniern sorgfältiger studiert als von irgend einem andern Volke, stets in der Meinung, dass man es hier mit himmlischen, wie auf die irdische Natur, so auf das Leben und Schicksal der Menschen mächtig einwirkenden Gewalten zu thun habe; daher Astronomie und Astrologie, d. h. Naturforschung und deren Ausdeutung durch den Aberglauben unzertrennlich verbunden waren. Das Interesse bei den auf den Observatorien gepflogenen Beobachtungen der Sterne, Winde, Wolken u. s. f. war kein rein wissenschaftliches, sondern religiös bestimmt. Der Aberglaube nahm aber auf diese Weise systematische Gestalt an und wurde zu einer Wissenschaft.

Es zeigte sich, dass die Gestirne, auch die scheinbar unregelmässig sich bewegenden, eine wunderbare Ordnung einhielten und deren Lauf bis auf die Verfinsterungen u. dgl. sich vorausberechnen liess, die Gewalten also, welche durch dieselben wirksam gedacht wurden, in systematischer Folge diese Wirkungen ausübten. Der geordnete Zusammenhang der Welt wurde durchschaut und das, was man heute Naturgesetz nennt, wahrgenommen. Aber nicht als geistlose Natur fasste man das All auf, sondern als ein Zusammenwirken von mancherlei, zum Teil entgegengesetzten Kräften und geistigen Mächten, welche immerhin von einer höchsten Macht beherrscht sein mussten. Den Menschen gegenüber nahm aber diese Macht eben um ihrer Gebundenheit an die Natur willen den Charakter einer fremdartigen Notwendigkeit an.

Philo charakterisiert treffend diese Weltanschauung[1]: „Die Chaldäer scheinen sich im Unterschied von andern Menschen besonders um die Nativitätstellerei bemüht zu haben, indem sie die irdischen Dinge mit den sphärischen und die himmlischen mit den irdischen in Zusammenhang brachten, und wie durch Musik den abgemessensten Einklang des Alls nachwiesen, durch die Gemeinschaft und Sympathie der Glieder unter einander, die räumlich zwar getrennt, aber ihrer Verwandtschaft nach nicht gesondert seien. Diese vermuteten, dass diese sichtbare Welt allein existiere, indem sie entweder selber Gott sei, oder in sich Gott trage als die Seele von allem. Indem sie aber das Schicksal (*εἱμαρμένη*) und die Notwendigkeit (*ἀνάγκη*) vergötterten, erfüllten sie das menschliche Leben mit vieler Gottlosigkeit, indem sie lehrten, als ob es abgesehen von den sichtbaren Dingen überhaupt keine Ursache von etwas gäbe, sondern der Umlauf der Sonne und des Mondes und der andern Gestirne gutes und widerwärtiges jedem der Wesen zuteilte."

1) Philo, De migratione Abr. 32. Vgl. auch Quis rerum div. her sit 20 und de Abrah. 15.

Was bei Philo die Schicksalsmacht ist, die alles bestimmt und harmonisch leitet, das nennt Diodorus Sic. (2, 30) göttliche Vorsehung. Er sagt nämlich: „Die Chaldäer behaupten, die Natur der Welt sei ewig und habe weder zu Anfang einen Ursprung gehabt, noch werde sie späterhin dem Untergang anheimfallen. Die Ordnung und Ausschmückung des Universums aber sei durch eine gewisse göttliche Vorsehung (*πρόνοια*) geworden und die einzelnen Vorgänge am Himmel vollziehen sich jetzt nicht zufällig oder willkürlich, sondern nach einem bestimmten und fest beschlossenen Dekret der Götter. Da sie aber lange Zeiten hindurch die Gestirne beobachtet und die Bewegungen und Kräfte eines jeden genauer als alle Menschen kennen gelernt haben, so sagen sie den Menschen vieles, was sich begeben soll, voraus. Die meiste Beachtung und Kraft aber teilen sie den fünf Sternen zu, welche Planeten genannt werden, welche jene gemeinhin die Dolmetscher nennen, besonders aber dem, welcher bei den Hellenen den Namen Kronos führt, den sie als den bedeutsamsten, der die meisten und grössten Vorzeichen gebe, Sonne(nstern) heissen [1]); die vier andern benennen sie ähnlich wie unsere Sternkundigen nach Mars, Aphrodite, Hermes, Zeus. Dolmetscher nennen sie dieselben darum, weil während die andern Sterne nicht umherschweifen, sondern in geordneter Bahn denselben Umlauf haben, diese allein ihre eigene Bahn haben und so das Zukünftige anzeigen, indem sie den Menschen die Absicht der Götter dolmetschen. Einige derselben sollen durch ihren Aufgang, andere durch ihren Untergang und einige durch ihre Farbe vorbedeutend sein für die, welche genau darauf achten wollen. Zuweilen nämlich sollen sie Windstürme anzeigen, zuweilen ausserordentliche Regengüsse oder Trockenheiten, zuweilen auch das Erscheinen von Kometsternen oder auch Sonnen- und Mondfinsternisse und Erdbeben und überhaupt alle die aus der umgebenden Sphäre hervorgehenden nützlichen und schädlichen Umstände, nicht nur für die Völker und Gegenden, sondern auch für Könige und beliebige gemeine Leute. Unter die Bewegung dieser (Planeten) seien 30 Sterne gestellt, welche sie die ratgebenden Götter heissen: die Hälfte derselben blicke auf die über der Erde befindlichen Gegenden, die andere Hälfte auf die unter der Erde, indem sie sowohl das, was die Menschen treiben, als auch was im Himmel geschieht, beaufsichtigen; alle 10 Tage aber werde von den obern gleichsam als Bote einer der Sterne an die untern abgesandt, von den unter der Erde befindlichen aber ebenso einer an die obern; und diese Bewegung sei ihnen bestimmt und nach einem ewig festen Kreislauf vorgezeichnet. Über den Göttern aber gebe es Gebieter, 12 an der Zahl, deren jedem sie einen Monat und eins der 12 sog. Tierkreisbilder zuteilen. . . . . Jeder der Planeten habe seinen eigenen Lauf und wechselnde und mannigfache Geschwindigkeit und Zeitdistanz. Sehr viel aber tragen diese Sterne

---

1) S. oben S. 187.

gutes und schlimmes zu den Geburten der Menschen bei und aus ihrer Beschaffenheit und Beobachtung lasse sich hauptsächlich erkennen, was den Menschen zustossen werde. Nicht wenigen Königen haben sie nach ihrer Aussage gewahrsagt. . . . . Auch gemeinen Leuten sagen sie das Künftige so zutreffend voraus, dass die, welche es erfahren haben, sich wundern über das Geschehene und es für übermenschlich halten. Ausser dem Tierkreis unterscheiden sie 24 Sterne, von denen die Hälfte den nördlichen, die Hälfte den südlichen Gegenden zugeteilt seien, und von diesen rechnen sie die, welche gesehen werden, den Lebenden zu, die unsichtbaren den Gestorbenen, und nennen sie Richter über alles. Unterhalb aller der bisher genannten bewege sich der Mond, indem er des Gewichtes wegen der Erde am nächsten sei und seinen Lauf in der kürzesten Zeit vollende, nicht wegen der Schnelligkeit der Bewegung, sondern wegen der Kürze des Kreises. Dass er fremdes Licht habe und Verfinsterungen unterworfen sei wegen des Erdschattens, sagen sie ganz ähnlich wie die Hellenen. In betreff der Sonnenfinsternis aber bringen sie äusserst schwache Darlegungen vor und wagen nicht die Zeiten dafür genau zu bestimmen.“ — Man gewinnt hieraus eine Vorstellung von dem Stand der allerdings mit Aberglauben versetzten astronomischen Kenntnisse der „Chaldäer“. Wenn andere griechische und lateinische Autoren dieselben weit geringer taxieren, und ihnen z. B. kindische Vorstellungen von der Entstehung der Mondfinsternisse zuschreiben, so ist nach Lenormant S. 445 f. wahrscheinlich, dass Berosus, auf den sie sich dabei berufen, aus älteren Quellen, speziell vielleicht aus dem unter Sargons (I) Namen aufbewahrten astrologischen Hauptwerk geschöpft habe.

Man stellte Kalender auf, worin nach dem Stand der Gestirne die für Einzelnes geeigneten und ungeeigneten Tage angemerkt waren[1]). Wie die Gestirne wurden aber auch die Erscheinungen der Atmosphäre in mantischem Interesse genau beobachtet und aufgezeichnet. Auch hier fehlte nicht eine objektive Basis, sofern gewisse Erscheinungen wie Wolken, Winde u. dgl. als Vorzeichen für die Witterung sich auswiesen und daher von den Observatorien aus sorgfältig beobachtet wurden. Aus den Erfahrungen dieser Art stellte man gewisse Regeln zusammen ähnlich unsern Kalenderregeln in Bezug auf Fruchtbarkeit des Jahres u. dgl. Nur blieb man bei solchen in der Gesetzmässigkeit der Natur mehr oder weniger begründeten Vorhersagungen nicht stehen, sondern bezog die Zeichen der Natur auch auf das menschliche Geschehen. Dass dabei den Blitzen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, kann nicht befremden. Die Chaldäer unterschieden Blitze, die aus den Planeten kämen (besonders dem Mars) und solche, die vom Gott der Luftregion (Bin) stammten. Nach Plinius (hist. nat. 2, 43

---

1) Erhalten ist ein solcher Kalender für den Schaltmonat Elul II: IV R 32. 33. S. Lotz, Quaest. de hist. sabbati p. 39 ss.

vgl. 79. 81) hätten sie nur den aus den drei Planeten Jupiter, Saturn, Mars kommenden Blitzen weissagende Bedeutung beigelegt, die in der Atmosphäre entstandenen dagegen als zufällig angesehen. Mit der babylonischen verwandt ist jedenfalls die etruskische Fulgurallehre, in welcher nach Plinius elf verschiedene Blitzarten von Göttern, namentlich Planetengottheiten abgeleitet wurden (Plinius, hist. nat. 2, 52, 53)[1]).

Allein die Wahrsagekunst kannte noch eine Menge anderer Omina ausser diesen astralen und atmosphärischen. Offenbar ging schon in der altsumerischen Religion mit der dort herrschenden Magie Hand in Hand eine phantastische Mantik, zwar nicht im eigentlichen Sinne dieses Wortes, als ob aus prophetischer Begeisterung Wahrsprüche geflossen wären, sondern so, dass man aus allerhand Äusserungen der unvernünftigen Natur Vorzeichen entnahm und namentlich auch bedeutsame Zeichen künstlich veranlasste, d. h. Auspizien veranstaltete. Den Träumen, d. h. den Kundgebungen der Seele im unbewussten oder halbbewussten Zustand legte man prophetische Bedeutung bei, wie es das Buch Daniel voraussetzt und die Denkmäler reichlich bestätigen. Im Gilgames-Epos wird die Handlung gewöhnlich durch Träume in Bewegung gesetzt, worin die Götter den Menschen Weisungen für die Zukunft erteilen[2]). Dem alten babylonischen König Gudea wird im Traum der Grundriss zum Tempelbau vorgezeichnet[3]). Ebenso sind in der spätern Geschichte Träume von grösster Wichtigkeit gewesen[4]). Man pflegte auch die bei den Ägyptern und Hellenen übliche incubatio (ἐγκοίμησις), indem z. B. nach Jamblichus[5]) die Frauen sich in den Tempel der Zirpanith begaben, um dort einen divinatorischen Traum zu haben, welchen sie sich dann von den dortigen Deutern auslegen liessen[6]). Es gab aber in Assyrien wie in Babylonien auch Seher, welche vielleicht durch künstliche Mittel erregt, prophetische Träume hatten. Jenes Weib, das nach Herodots Beschreibung (1, 81) im obersten Gemach des Turmtempels von Babel mit dem Gotte nächtlicherweile eingeschlossen blieb, war vermutlich eine solche Seherin, welche Traumorakel spendete.

Eine ebenfalls zu allen Zeiten in Babylonien und den davon abhängigen Ländern ausgebeutete Quelle von Enthüllungen über

1) Vgl. Lenormant S. 457 ff.
2) A. Jeremias, Izdubar S. 12.
3) Zimmern, Das Traumgesicht Gudea's, Zeitschr. für Assyr. III, 232 ff.
4) Beispiele von hoher politischer Bedeutung, welche Träumen beigemessen wurde, siehe oben S. 189 f. und bei Lenormant S. 498 ff. Vgl. Jerem. 27, 9 f.; 23, 32.
5) Babylon. ap. Phot. Biblioth. cod. 94, S. 75, Ausg. v. Becker.
6) Ein Gebet um einen solchen Traum im Heiligtum des Bel-Marduk ist wohl das Lenormant S. 497 f. angeführte Bussgebet. Diese Deutung ist von Zimmern (Bab. Busspsalmen) bezweifelt, aber auch nach seiner Übersetzung S. 100 f. wohl die richtige.

die Zukunft bildete die Nekyomantie. Wie die Bewohner dieses Landes schon im frühesten erkennbaren Stadium ihrer Entwicklung von Geistern Abgeschiedener sich verfolgt und gequält glaubten, so lag es nahe mit diesen Geistern absichtlich in Verbindung zu treten, um Auskunft über Verborgenes zu erhalten. Die Zauberer vermochten durch magische Sprüche diese Geister aus der Erde heraufzubeschwören; man vernahm dann die Stimme des Abgeschiedenen aus dem Leibe des Beschwörers, *ἐγγαστρίμυθος*, gewöhnlich *πύθων* genannt. Letzteres war eigentlich Name jenes Geistes, der als zu befragender so heisst (Apostelg. 15, 16); dann des Beschwörers selbst. Ganz entsprechend ist das hebr. ōb (Lev. 20, 27) ein solcher Wahrsagegeist (sumer. Wort: ubi), dann der Beschwörer (1 Sam. 28, 9), welcher genauer baʿal ōb heisst 1 Sam. 28, 7. Auch jidʿōni, der wissende, schicksalskundige, wird dafür, wie es scheint, ziemlich synonym gebraucht, Lev. 20, 27. Der ōb oder jidʿōni genannte Geist im Beschwörer bildete das Medium, durch welches die Toten heraufbeschworen wurden (1 Sam. 28, 8), daher Deut. 18, 11 die Befragung der Toten von der des Dämons unterschieden ist. — Jes. 29, 4 redet der ōb gedämpft, mit Flüsterstimme, aus dem Grabe, ist also hier wohl die Stimme des Toten selbst[1]). Von Babylonien aus mag sich dieses Unwesen über manche andere Länder verbreitet haben, wiewohl die alten Völker alle leicht von sich aus darauf kamen und auch unter den modernen der Spiritismus reichlich Anhänger findet. Doch entzog sich dieses Gebiet wissenschaftlicher Regelung und scheint in der spätern Zeit nicht als ebenbürtige und völlig legitime Weise, den Willen der Götter zu erforschen, gegolten zu haben[2]).

In besonderm Masse zogen als ominöse Erscheinungen die Aufmerksamkeit auf sich Missgeburten, abnorme Gestaltungen von Menschen und Tieren, welche man nach genau vorgeschriebenen Regeln beurteilte, die zum Teil erhalten sind. Da gerade bei der Geburt, wie oben bemerkt, der Einfluss der göttlichen Gestirne besonders mächtig gedacht wurde, so begreift sich, dass man aus solchen ungewöhnlichen Gestaltungen den Willen der Schicksalsgötter glaubte lesen zu können[3]).

Auch die Beobachtung des Gebarens gewisser Tiere, Vögel, Schlangen, Hunde u. s. f. wurde noch in späterer Zeit nicht verschmäht[4]). Ebenso das Losen mit Stäben, bezw. Pfeilen, welches Ezechiel (21, 26) für die Zeit Nebukadnezars bezeugt, den er am Scheidewege mit Pfeilen losen lässt, welchen Weg er einschlagen, bezw. welche der feindlichen Städte er zuerst angreifen soll. Die Pfeile wurden, mit Inschriften versehen, in einem Köcher ge-

---

1) Vgl. Orelli, Alttestamentl. Weissagung S. 22. Dass die Totengeister zirpend, piepend und gurrend sich vernehmen liessen, zeigt Jes. 8, 19. Dasselbe werden wir von den Polynesiern hören.

2) Lenormant S. 517.

3) Beispiele siehe bei Lenormant S. 478 f.

4) Vgl. Lenormant S. 467 ff.

schüttelt, und der zuerst herausgefallene gab die Entscheidung. Diese Lospfeile mögen in Zusammenhang stehen mit den (gewöhnlich acht) Pfeilen, die sich auf assyrisch-babylonischen Abbildungen in den Händen der vornehmsten Glücksgötter Marduk und Istar finden[1]). An derselben Stelle erwähnt der israelitische Prophet als zweites Orakel die Teraphim, puppenartige Götterbilder, die man also im Feld mit sich führte, ohne dass ersichtlich wäre, wie man diesen Figuren Vorzeichen abgewann; drittens Leberschau. Bestimmtere Auskunft geben einzelne aufgefundene Thonfragmente über die Eingeweideschau der babylonischen Opferpriester, wonach sehr ausführliche Regeln bestanden, nach welchen Form und Farbe der Eingeweide bei verschiedenen Tieren verschieden zu beurteilen waren[2]). Diese Kunde hat von Babylonien aus ihren Weg zu den vorderasiatischen Völkern und von da zu den Hellenen und Römern gefunden. Die letztgenannten empfingen sie zunächst von den Etruskern.

Die Frage, wie ein so scharfsinniges Volk, dessen Beispiel so begabte und ebenfalls hoher Bildung teilhaftige Völker nachfolgten, in diesem „Fetischismus des Zufalls" befangen bleiben konnte, auch nachdem seine Religion sich rationeller abgeklärt hatte, ist dahin zu beantworten, dass eben die oben angegebene chaldäische Weltanschauung, nach welcher alles Dasein in einem unlöslichen Zusammenhang steht, keinen Zufall duldet und im scheinbar Zufälligsten die sichersten Symptome für die Bestimmung der ungewissen Zukunft zu sehen glaubt.

3. Sittlichkeit, Frömmigkeit, Kultus[3]).

Auch die babylonisch-assyrische Kultur ist nicht entstanden, ohne dass eine gewisse sittliche Kraft und Zucht das Volk geschickt gemacht hat, dieselbe zu erzeugen. In der naturalistischen Religion selber aber lag auch eine Quelle der Sinnlichkeit und Sittenverderbnis, von welcher ein unheilvoller Einfluss auf diese

---

1) In den von Knudtzon herausgegebenen assyr. Gebeten an den Sonnengott (s. oben S. 184) spitzt sich die Anrufung des Priesters häufig zu einer Anfrage auf Ja oder Nein zu: Ob die Feinde einen Angriff wagen werden? Ob Asurbanipal genesen werde? Ob Samassumukin nach Babel gehen soll? u. s. w. Durch welches Mittel die Antwort erzielt wurde, ist nicht angegeben.

2) Beispiele siehe bei Lenormant S. 452 f.

3) Am wichtigsten sind für die Bestimmung des zwischen Mensch und Gottheit bestehenden Verhältnisses die Gebets- und Beschwörungssammlungen: Heinrich Zimmern, Babylonische Busspsalmen, Leipz. 1885 (in Delitzsch und Haupt, Ass. Biblioth. VI). — Derselbe, Die Beschwörungstafeln Šurpu, Leipz. 1896 (ebenda XII). — Leonard W. King, Babylonian Magic and Sorcery; The prayers of the lifting of the hand, London 1896. — J. A. Knudtzon, Assyrische Gebete an den Sonnengott, Leipz. 1893. — K. L. Tallquist, Die assyrische Beschwörungsserie Maqlû, Leipz. 1894.

Völker ausging. Doch spricht sich im Umgang mit den Gottheiten vielfach ein ernstliches, inniges Verlangen nach Erlösung aus, wobei Sünde und Unrecht als Ursache des auf dem Unglücklichen lastenden Bannes empfunden werden und ein entwickeltes Pflichtgefühl zu tage tritt. Doch wird das Verhalten zu der überirdischen Macht nie ein wahrhaft sittliches, weil die Magie stetsfort zu ihrer Besänftigung in Anspruch genommen wird. Der Kultus war nach Zeit, Ort und Handlung durch priesterliche Satzung geregelt.

Es ist bezeichnend, dass die ältesten babylonischen Könige, ähnlich übrigens wieder die Herrscher des neubabylonischen Reiches, sich Statthalter der Götter (patesi, išakku) nennen, und der assyrische Herrscher zugleich der Hohepriester war. Nur auf göttlicher Autorität hat eine feste menschliche sich aufbauen können. Sehr frühe sehen wir auch bei den Babyloniern feste Rechtsanschauungen entwickelt, welche auch in schriftlich aufgezeichneten Gesetzen niedergelegt worden sind, von denen man freilich erst Fragmente gefunden hat. Es sind sumerische Texte mit assyrischer Übersetzung[1]). Das Familienrecht erscheint darin besonders fest geordnet. Die gesetzliche Stellung der Ehefrau zeigt sie zwar dem Eheherrn streng untergeordnet, aber keineswegs seiner Willkür preisgegeben. Sie geniesst vielmehr ihm und den Kindern gegenüber ein gesetzlich geschütztes Ansehen. Das Eherecht ist ein ziemlich ausführliches. Ein dem Gemahl untreues Weib wird in aller Form verstossen und mit einer diesbesagenden Urkunde auf dem Rücken ihrem Vater heimgeschickt. Völlig rechtlos ist erst die öffentliche Hure, die auch bei ihren Eltern keine Aufnahme mehr finden soll. Über die Sklavin hat der Besitzer Gewalt, und es gilt als eine Gunst, wenn er sich mit ihr verbindet. Die freie und legitime Gattin aber soll als Ehefrau und Mutter in Ehren gehalten werden; sie besitzt sogar ihr besonderes Eigentum.

Doch hat in dieser Hinsicht die sinnlich-naturalistische Religion einen entsittlichenden Einfluss ausgeübt. Die litterarischen Denkmäler lassen keinen Zweifel darüber bestehen, dass die Prostitution weiblicher Hierodulen zu den gottesdienstlichen Gepflogenheiten der Heiligtümer gewisser Gottheiten, besonders der Istar von Erech, gehörte. Die Nachtseite des Heidentums tritt hier schwarz hervor. Was es von seinen eigenen Göttern und Halbgöttern erzählte, konnte es nicht ernstlich verurteilen. Und wenn es sie durch das Laster zu ehren meinte, musste dieses auch im täglichen Leben unverfänglich scheinen. Herodot erzählt sogar, jede babylonische Jungfrau habe sich im hl. Hain der Aphrodite-Mylitta (d. h. Istar-Bilit) einmal einem Fremden preisgeben und so der Göttin ihren Tribut zahlen müssen[2]).

---

1) Vgl. Hommel, Geschichte S. 382 ff. — Lenormant, Magie S. 357 ff.

2) Siehe Herodot 1, 199 u. vgl. den apokryphischen Brief Jeremiä 43. Eine harmlosere Sitte preist Herodot 1, 196 als die weiseste der Baby-

Die biblischen Propheten schildern die Babylonier als ein üppiges, verweichlichtes, allen Genüssen, welche ihnen der Welthandel zuführte, ergebenes Geschlecht, und so sind sie in der That durch ihren Reichtum, den natürlichen des Landes und den von ihren Heeren geraubten, geworden. Nicht wenig hat aber dazu ihre sinnlich-naturalistische Auffassung der Gottheit beigetragen. Die Assyrer haben sich länger ihre Energie und Strammheit bewahrt. Sie waren ebenso tapfere Krieger wie tüchtige, sorgfältige Verwalter, entgingen aber auch ihrerseits auf dem Gipfel ihres Ruhmes nicht der entnervenden Genusssucht und der Zügellosigkeit, welche durch ihre Religion mehr entfesselt als gebändigt wurde.

Um so mehr verdient Beachtung, dass uns schon in altbabylonischen Texten ein schmerzlicher Ernst und eine tiefe Empfindung des Elends entgegentritt, und noch mehr, dass dieses Elend auf die Entzweiung des sündigen Menschen mit der Gottheit zurückgeführt wird, so dass hier doch eine ethische Wirkung der Religion sich äussert. Zwar gehört es zum Charakter der eigentlichen Magie, wie sie oben beschrieben worden, dass ihr Verhalten zum Göttlichen und ihr Verfahren nicht ethisch vermittelt ist. Doch hat man sich von Anfang an den Gegensatz von wohlthätigen und schlimmen Geistern nicht ohne allen ethischen Hintergrund zu denken. Schon in den magischen Beschwörungsformeln zeigt sich, dass der Zauberbann, der besonders in Krankheit sich äussert, namentlich durch Sünde und Vergehungen der Menschen herbeigeführt wird, daher die Bitte um Abhilfe zugleich auf Erlangung von Vergebung gerichtet ist, und wenn man auch auf äusserliche Manipulationen und Recitationen sein Vertrauen setzte, so tritt doch in etwas spätern Klagegebeten stark das Bewusstsein hervor, dass aufrichtige Reue die Vorbedingung der göttlichen Hilfe und Heilung sei. Die Krankheiten und ähnliche Übel werden dabei als Züchtigungen betrachtet, die dem Menschen um seiner Sünde, seines Unrechts, seiner Gottlosigkeit willen auferlegt worden; ob auch von bösen Geistern bewirkt, sind sie von den Göttern verhängt, welche diese damit beauftragt haben. Daher ist die Vorbedingung der Heilung in solchen Fällen die Aussöhnung mit den Göttern.

Unter den Hymnen und liturgischen Stücken, welche uns erhalten sind, nehmen diese Busspsalmen, wie man sie nach Analogie der, theologisch angesehen, von ihnen allerdings sehr verschiedenen hebräischen genannt hat, eine hervorragende Stelle ein. Sie sind babylonischen Ursprungs und meist in bilinguer (sumerischer und assyrischer) Form erhalten. Allein der Schluss, den man daraus gezogen hat, dass sie nichtsemitischer Herkunft sein

---

lonier: dass sie die heiratsfähigen Mädchen eines Orts jährlich einmal versteigerten. Die schönsten wurden zum höchsten Preis an reiche Bewerber verabfolgt. Aus dem Erlös wurde den nicht Begehrten, Hässlichen eine Aussteuer mitgegeben, indem man sie dem mindest Fordernden zusprach.

müssten, ist deshalb übereilt, weil die semitischen Babylonier gerade für Kultuszwecke sich mit Vorliebe der altbabylonischen Sprache bedienten. Vollends unberechtigt war die Vorstellung, dass das Sündengefühl der Hebräer akkadisch-sumerischen Ursprungs sei, da doch das gemeinmenschliche Bewusstsein der Sündhaftigkeit bei den Semiten original genug sich äussert und seine Läuterung und Vertiefung eine Frucht der biblischen Offenbarung gewesen ist [1]). Wahrscheinlich ist aber mit den meisten Assyriologen anzunehmen, dass die in diesen babylonischen Bussliedern ausgeprägten ethisch-religiösen Anschauungen semitischen Ursprungs sind, natürlich nicht von den Hebräern entlehnt, aber aus ursemitischem Boden erwachsen, während die mehr magische Auffassung der Beseitigung des Gegensatzes zur Gottheit, die in andern babylonischen Gebeten herrscht, sumerischen Charakter hat. Dass bei den Israeliten jene semitische Auffassung sich wesentlich vertiefte und reinigte, wird die Vergleichung der Busspsalmen beider Nationen unschwer ergeben. Bei den Babyloniern haben sich umgekehrt reinere Anschauungen mit schamanischen Vorstellungen der Sumerier vermengt.

Das Alter der altbabylonischen Bussgebete lässt sich nicht genau bestimmen. Doch dürften einzelne vor 2000 v. Chr. anzusetzen sein [2]). Nur bei wenigen tritt ein historischer Hintergrund zu Tage, eine Zeit des Nationalunglücks, wo am nächsten liegt, an die Eroberung und Unterdrückung durch Elam (c. 2300) zu denken. So heisst es in einem solchen Liede (Übersetzung von Zimmern) [3]):

Bis wann, meine Herrin, soll der gewaltige Feind dein Land aufreiben?
In deiner erlauchten Stadt Erech ist Verschmachtung ausgebrochen.
In E-Ulbar (?), dem Hause deines Orakels wird Blut wie Wasser vergossen.
In allen deinen Landen hat er Feuer angelegt über sie hingegossen wie Weihrauch (?).
O meine Herrin, gar sehr bin ich an Unglück gebunden.
Meine Herrin, du hast mich umringt, in Schmerzen hast du mich gebracht.
Der mächtige Feind wie ein einziges Rohr hat er mich niedergetreten.
u. s. f.

Angerufen ist hier die Göttin Istar von Erech. An eine Göttin wenden sich auch sonst diese Gebete mit Vorliebe, meist an Istar oder auch Anunit. Häufig sind die Gebete dialogisch gestaltet, so dass die Stimme des lustrierenden und fürbittenden

1) Noch mit etwas mehr Schein von Recht liess sich sagen, der „Parallelismus Membrorum", den die Babylonier mit den Hebräern einigermassen gemein haben, während andere Semiten ihn nicht aufweisen, sei von jenen übernommen. Doch ist auch diese rhythmische Form dem Hebräer so ureigen, dass dies höchst unwahrscheinlich.

2) Hommel versetzt diese Lieder im allgemeinen zwischen 2500 und 2000.

3) IV R 19 Nr. 3. Zimmern, Busspsalmen S. 74 ff.

Priesters mit der des Büssers abwechselt. Wie im obigen Hymnus das Nationalunglück wohl den besiegten König zu seiner Klage veranlasst, so häufiger persönliches Leiden und Missgeschick, besonders Krankheit. Man empfand also diese als Strafe eines Gottes und wandte sich an diesen, um den Fluch loszuwerden. So z. B. IV R 61; Nr. 1 (Zimmern S. 87 ff.) spricht der Priester:

Durchbrich seine Kette, löse seine Fessel!
Öffne seine Bande, seiner Gebundenheit . . .
. . . .
Krankheit, Seuche, Ungemach, Fieber
Haben ihn aufgerieben, schwach ist sein Seufzen.
Hinschlachtung (?), Ungemach, Schrecken, Druck
Haben ihn zu Fall gebracht, haben verstummen lassen seine Wehklage.
Gesündigt hat er, schmerzvoll weint er jetzt vor dir.
Sein Gemüt ist umnachtet, zitternd steht er vor dir.
Ergriffen ist er, einen Thränenstrom lässt er jetzt gleich einer Regenwolke hervorquellen.
. . . .
Gleich einem Strandläufer presst er Schreie hervor.
Seine Ergebung spricht er aus unter Seufzen.
Was hat gesonnen, geplant meines Herrn Knecht?
Offenbaren möge sein Mund was ich nicht weiss.

Auf diese Aufforderung zur Beichte spricht der Leidende:

Viel sind meiner Sünden, die ich gesündigt allesamt.
Dieser Bann möge weichen, hinausgehn in die Einöde!

worauf die Fürbitte aufs neue beginnt. Anderswo (Zimmern S. 86) findet sich die Zusage:

Mein Thun will ich dir sagen, mein Thun, das doch unsagbar ist.
Mein Reden will ich dir erzählen, mein Reden, das doch unerzählbar ist.

Der Schluss fehlt leider. Aber gründlich wird die Ethik des Leidenden in den Beschwörungsgebeten Šurpu[1]) gemustert, welche so heissen von der „Verbrennung" symbolischer Gegenstände, welche dabei vorkam. Man sieht also, dass die Anwendung der Magie die ethische Betrachtungsweise nicht ausschloss. Da befragt der Priester die Gottheit über den Leidenden, der unter seinem Bann seufzt:[2])

Hat er Vater und Sohn entzweit?
Sohn und Vater entzweit?
Mutter und Tochter entzweit?
Tochter und Mutter entzweit?
Schwieger und Schnur entzweit?
Schnur und Schwieger entzweit?
Bruder und Bruder entzweit?
Freund und Freund entzweit?
Genossen und Genossen entzweit?
Hat er einen Gefangenen nicht freigelassen?

---

1) Zimmern, Die Beschwörungstafeln Šurpu, s. oben S. 205.
2) Bei Zimmern a. a. O. S. 3 ff.

Einen Gebundenen nicht gelöst?
Einen Eingekerkerten das Tageslicht nicht erblicken lassen?
Einem Gefangenen „nimm ihn gefangen“?
Einem Gebundenen „binde ihn“ zugesprochen?
Ists etwa eine Sünde wider einen Gott? Ein Vergehen wider eine Göttin?
Hat er einen Gott gekränkt . . . eine Göttin verachtet?
Ists Versündigung wider seinen Gott, Verfehlung wider seine Göttin?
Gewaltthat wider den „Ahnherrn“, Hass gegen den älteren Bruder?
Hat er Vater und Mutter verachtet, die ältere Schwester beleidigt?
Im Kleinen gegeben, im Grossen verweigert?
Zu Nein Ja, zu Ja Nein gesagt?
Unlauteres gesprochen, Ungehorsames, Frevelhaftes gesprochen . . . .
Falsche Wage gebraucht . . . . .
Falsches Geld gegeben, rechtes Geld nicht genommen?
Einen rechtmässigen Sohn enterbt, einen unrechtmässigen eingesetzt?
Falsche Grenze gezogen, rechte Grenze nicht ziehen lassen?
Grenze, Mark und Gebiet verrückt?
Hat er seines Nächsten Haus betreten?
Seines Nächsten Weib sich genaht?
Seines Nächsten Blut vergossen?
Seines Nächsten Kleid geraubt?
Hat er aus seiner Gewalt einen Mann nicht entlassen?
Einen braven Mann aus seiner Familie vertrieben?
Eine wohlvereinte Sippe zersprengt?
Gegen einen Vorgesetzten sich erhoben?
War er mit dem Munde aufrichtig — im Herzen falsch?
Mit dem Munde voller Ja — mit dem Herzen voller Nein?
Ists wegen aller Ungerechtigkeit, auf die er sann,
Um Gerechte zu verfolgen, zu verstossen,
Zu vernichten, zu vertreiben, zu Grunde zu richten,
Gewalt aufzurichten, aufzuhetzen . . .
Zu freveln, zu rauben, rauben zu lassen,
Mit Bösem sich zu befassen?
Ist lose, unflätig sein Mund,
Trügerisch, widerspenstig seine Lippen?
Hat er unlauteres gelehrt, ungeziemendes unterwiesen?
Folgte er Bösem auf der Spur?
Überschritt er die Grenze des Rechts?
Hat er unlauteres begangen,
Mit Zauberei, Hexerei sich befasst?
Ists wegen des argen Unrechts, das er gethan,
Wegen der vielen Sünden, die er begangen?
Wegen einer Gemeinschaft, die er aufgelöst,
Einer wohlgeordneten Schar, die er zersprengt?
Ists wegen allem, womit er seinen Gott und seine Göttin verachtet?
Hat er mit Herz und Mund versprochen, aber nicht gehalten?
Durch ein Geschenk den Namen seines Gottes missachtet?
Etwas geweiht, gelobt, aber es zurückbehalten?
Etwas geschenkt . . . aber es gegessen?
Hat er ein rechtmässiges Speisopfer abgeschafft,
Seinen Gott und seine Göttin wider sich erzürnt?
Erhob er sich in einer Versammlung, sprach Unheilvolles?
Gelöst werde er, wodurch er auch immer gebannt ist!

Dieser in seiner Art dem des Totenbuches[1]) oder Hiob 31 vergleichbare Beichtspiegel gibt eine getreue Vorstellung von der babylonischen Ethik, welche demnach keine geringen Anforde-

---

1) Siehe oben S. 160.

rungen stellte. Wegen Übertretungen derselben ist der Zorn der Götter zu erwarten. Das schliesst nicht aus, dass man denselben durch magische Mittel beschwichtigen kann, wobei aber bussfertige Gesinnung sicherlich vorausgesetzt ist.

Lehrreich ist auch ein langes Gebet unter den „Busspsalmen“ aus der Bibliothek Asurbanipals[1]), worin die Stellen vorkommen:

Dass meines Herrn Herzens Zorn sich besänftige!
Dass der mir unbekannte Gott sich besänftige!
Die mir unbekannte Göttin sich besänftige!
Die Sünde, die ich begangen, kenne ich nicht.
Die Missethat, die ich begangen, kenne ich nicht.
Einen gnädigen Namen möge mein Gott nennen!
Einen gnädigen Namen möge meine Göttin nennen!
Einen gnädigen Namen möge bekannter und unbekannter Gott nennen!
Einen gnädigen Namen möge bekannte und unbekannte Göttin nennen!
Reine Speise habe ich nicht gegessen,
Klares Wasser habe ich nicht getrunken.
Das Leid von meinem Gott, unvermerkt ward es meine Speise.
Das Ungemach von meiner Göttin, unvermerkt trat es mich nieder!

Der Schluss lautet:

Die Menschheit ist verkehrt und hat kein Einsehen!
Die Menschen, so viele einen Namen nennen, was verstünde ihrer einer?
Mögen sie Gutes oder Böses thun, kein Einsehen haben sie.
O Herr, deinen Knecht, stürze ihn nicht!
In die Wasser der Hochflut geworfen, fasse ihn bei der Hand!
Die Sünde, die ich begangen, verwandle in Gnade!
Die Missethat, die ich verübt, entführe der Wind!
Reiss entzwei meine Schlechtigkeiten wie ein Gewand!
Mein Gott, meiner Sünden sind siebenmal sieben, vergib meine Sünden!
Meine Göttin, meiner Sünden sind siebenmal sieben, vergib meine Sünden!
Bekannter, unbekannter Gott u. s. w.
Vergib meine Sünden, so will ich in Demut vor dir mich beugen.
Dein Herz, wie das Herz einer Mutter, die geboren, erheitere es sich!
Wie eine Mutter, die geboren, wie ein Vater, der ein Kind gezeugt, erheitere es sich!

Dieses Gebet zeigt ein besonders intensives Sündenbewusstsein, das nur die allgemeine Unkenntnis und Fehlbarkeit der Menschheit als Milderungsgrund für seine Beurteilung anführen kann. Anderseits ist dem Beter die besondere Verschuldung, die ihm das besondere Unglück zugezogen hat, nicht bewusst. Ebenso weiss er nicht, ob ein ihm bekannter oder unbekannter Gott diesen Fluch über ihn verhängt hat. Unter dem unbekannten Gott ist nicht ein solcher zu verstehen, von dem man überhaupt keine Kunde hätte, sondern ein solcher, der nicht der seinige ist, in dessen Dienst er steht. Auch andere Gebete zeigen nämlich, dass der Einzelne in der Regel einen bestimmten Gott als *seinen* Gott kennt, dem eine entsprechende Göttin als *seine* Göttin zur Seite steht. Andere Gottheiten stehen ihm ferner, sind für ihn „unbekannte“. Zwar einen „monotheistischen Zug“ (Zimmern) kann man auch im zuletzt

1) IV R. 10. Zimmern, Busspsalmen S. 61 ff.

angeführten Gebet nicht finden, das die Unterschrift trägt: „Busspsalm von 65 Zeilen, Tafel für jedweden Gott". Nicht einmal Monolatrie herrscht hier. Allerdings ist von Bedeutung das Bedürfnis des Einzelnen, im Dienst eines bestimmten Gottes zu stehen; allein das schliesst nicht aus, dass er, wie obiges Beispiel lehrt, gegebenen Falles auch andere anruft. In dem Gebet IV R 29 Nr. 5 (Zimmern S. 9) wird für ihn, da sein Gott und seine Göttin ihm zürnen, die barmherzige Herrin über alles (Istar?) angegangen. Anderswo ruft der Beter eine ganze Reihe von Göttern mit ihren Göttinnen an, sie mögen sein Gebet der Istar verkündigen und vermitteln[1]. In einem Gebet an Anunit heisst es:

Vor dem tapfern Helden, Samas, deinem geliebten Gemahl, vertritt mich (?),
Auf dass ich ein Leben ferner Tage vor dir wandeln möge.
Mein Gott bricht vor dir in Wehklage aus, dein Herz beruhige sich!
Meine Göttin spricht zu dir Gebete, dein Gemüt besänftige sich!
Der tapfere Held, Gott Anu, dein geliebter Gemahl, möge mein Gebet dir verkündigen!

Die hier angerufene Anunit[2] ist die Göttin (Istar) von Sippara, der Sonnenstadt, daher Gemahlin des dortigen Sonnengottes, mit dem Anu kombiniert war. Eigentümlich ist aber, dass nach der vorliegenden Übersetzung sie angefleht wird, den Beter vor Samas zu vertreten und anderseits ihr Gemahl Anu als Fürsprecher vor ihr angerufen wird. In einem oben citierten Bussgebet wird der Gott angefleht, er möge sich durch Ea zur Milde bestimmen lassen; anderseits heisst es dort: „Erleuchte sein Angesicht, befiehl ihn seinem Gotte, seinem Schöpfer"[3]. Auch die Intercession der Geister wird gelegentlich erbeten[4].

Dass in diesen Klagegebeten, welche gewiss ursprünglich aus Herzensnot geboren waren, mögen sie auch späterhin als blosse liturgische Formeln gebraucht worden sein, das ethische Moment nicht fehlt, sollte aus obigen Proben einleuchten[5]. Dass durchweg äussere Not, Unglück, besonders Krankheit zu solcher Busse trieb, schliesst nicht aus, dass das Gewissen des Leidenden durch solche Heimsuchungen wirklich geweckt und ein aufrichtiges Sündenbewusstsein bei ihm vorhanden war. Die Selbstdemütigung der Beichte, deren Wichtigkeit dabei betont wird, ist ein Beweis dafür, dass man zur Erhörung nicht etwa bloss magische Formeln oder äusser-

1) Zimmern S. 34 f.; ähnlich S 80.
2) Zimmern S. 53.
3) Zimmern S. 89.
4) Zimmern S. 79.
5) Die Bemerkung Ed. Meyers, Gesch. des Altertums S. 178, urteilt darüber zu geringschätzig. Nach der anderen Seite übertreibt Tiele (Gesch. d. Rel. I, 214): „Die Religion Israels, wie sie durch die Propheten des 8. Jahrhunderts und der späteren Zeit geschaffen wurde (so spät erst?) überragt die babylonische an Reinheit und Erhabenheit der Anschauung freilich bei weitem. Aber der Geist, welcher sich bei den Propheten so herrlich offenbart, redet dann und wann (Beispiele wären erwünscht!) auch in den religiösen Liedern Babels und Assurs."

liche Ceremonien nötig erachtete, sondern eine reuevolle Gesinnung unerlässlich schien, und diese Reue ist nach allem eine schmerzlich empfundene gewesen. Anderseits freilich tritt der Minderwert dieser Erzeugnisse bei Vergleichung mit den hebräischen Psalmen in jeder Hinsicht hervor, welcher eben in der Verschiedenheit der beiden Religionen begründet ist. Der Mangel an Einheit in der Auffassung des Göttlichen zeigt sich in dem ratlosen Tasten nach einem Helfer und Fürsprecher, und der Naturalismus im Wesen der Gottheit macht ein ungetrübtes sittliches Verhalten zu ihr unmöglich, verhindert auch eine stärkere Betonung und tiefere Erfassung des Ethischen; daher denn freilich auf die Herzensstellung des Reuigen wenig eingegangen wird und man den Eindruck hat, als sollten die Menge der Worte, die Länge der Litanei, die Beschwörung aller erreichbaren Mächte die Gottheit erweichen und den bösen Bann brechen. Noch weit stärker aber tritt der Unterschied von den biblischen Psalmen hervor, sobald die von den Betern erflehten Segnungen verglichen werden. Davon, dass dem Menschen die Gemeinschaft mit seinem Gott das höchste und seligste ist, was ihn auch im Unglück tröstet, kann hier keine Rede sein, wo vielmehr langes Leben, Befreiung von nationalem und persönlichem Unglück und Leiden das einzige Ziel der inständigsten Bitten bilden, das Göttliche also keinen den Menschen voll befriedigenden Selbstwert hat, sondern nur als Mittel zum Zweck vom Betenden begehrt wird. Das schliesst nicht aus, dass dieses Volk lebhafter als viele andere den Zusammenhang von Schuld und Schicksal empfunden und ihm oft rührenden Ausdruck verliehen hat.

In Betreff des Kultus war von dem magischen Ceremoniell und den im Interesse der Mantik vorgenommenen Veranstaltungen bereits die Rede. In Bezug auf den eigentlichen Götterdienst sind bis jetzt zusammenhängende, ausführlichere Verordnungen oder Beschreibungen nicht zu Tage gefördert worden. Was von Festen, Opfern, Fasten, Reinigungen u. dgl. gelegentlich verlautet, lässt auf die sonst im Altertum gewöhnlichen Formen schliessen. Dass die Babylonier und Assyrer ihre Götter plastisch in Kolossen von Stein und auch Metall abzubilden liebten, wurde schon bemerkt. Dass man diesen Statuen Speisopfer hinstellte, wie die apokryphische Schrift von Bel und dem Drachen voraussetzt, bestätigt sich durch kalendarische Vorschriften. Die Bilder der Götter wurden bei festlichen Anlässen auch nicht selten in Prozession herumgetragen.

Öfter ist die Frage erörtert worden, ob die Babylonier und Assyrer wie die siebentägige Woche so auch die Feier des siebenten Tages als Ruhetag mit den Hebräern gemeinhätten[1]). Der S. 202 angeführte Kalender zum Schaltmonat Elul II, der hauptsächlich

---

1) Vgl. Friedr. Delitzsch bei Smith, Chald. Gen. S. 300. — Schrader, KAT² S. 18 ff. — und besonders G. Lotz, Quaestiones de Historia Sabbati, Lips. 1883. — Louis Thomas, Sabbat Primitif 1892, p. 55 ss.

für König und Priesterschaft angibt, welche Tage für ihre Verrichtungen günstig oder ungünstig seien, verzeichnet für den 7., 14., 21., 28. (allerdings auch für den 19.) Monatstag, dass der König kein gebratenes Fleisch essen, seine Kleider nicht wechseln, kein weisses Gewand anziehen, (den Tag über) kein Spendopfer bringen, auf keinen Wagen steigen, keine königlichen Weisungen erlassen soll; ähnlich sollen die Priester feiern und die Magier ihre Beschwörungen zur Heilung von Kranken unterlassen; der König soll (erst) am Abend seine Opfer darbringen. Ähnlich wie für diesen wird dies auch für die andern Monate gegolten haben. Manche haben geglaubt, diese Tage seien geradezu als „böse“ [1]) bezeichnet und jenes Feiern der Verrichtungen deute auf „dies atri“. Damit hat man in Verbindung gebracht, dass nach der zuletzt üblichen und auf andere Völker übergegangenen Ordnung der Woche der 7. Tag dem Unglück bedeutenden Planeten Saturn geweiht war. Allein das letztere kann nicht wohl der Grund der Entlastung des je siebenten Tages sein, da für denselben andern Göttern zu opfern vorgeschrieben ist. Dazu kommt, dass in einem Syllabar das Wort sabbatuv (= hebr. schabbāth) mit ūm nūch libbi, d. h. „Tag der Ruhe des Herzens“ erklärt wird, woraus hervorgeht, dass man diesen Tag nicht fürchtete, sondern seine Ruhe als eine positive Wohlthat zu schätzen wusste. Immerhin scheint dieser 7. Tag eine Art Busstag der Könige und Priester gewesen zu sein. Und es zeigt sich diese Übung sehr verschieden von der hebräischen, nicht nur weil die siebentägige Woche dabei vom Neumond an gerechnet wurde, statt unabhängig vom Mond durchs Jahr zu laufen, sondern auch weil eine ähnlich tief ins Volksleben eingreifende religiöse Sitte wie bei den Israeliten hier nicht nachzuweisen ist. Im Gegenteil zeigen die Kontrakttäfelchen, von welchen eine ansehnliche Zahl gerade von diesen Monatstagen datiert sind, dass das geschäftliche Leben an denselben nicht stillestand. Vielleicht galt ihre Beobachtung mehr nur für Regierung und Priesterschaft. Immerhin ist ein genetischer Zusammenhang zwischen babylonischem und hebräischem Brauch wahrscheinlich.

4. Kosmogonie und mythologische Epen [2]).

Auf dem Boden von Ninive (Palast Asurbanipals) hat man Überreste einer reichen mythologischen Litteratur gefunden, welche

1) Schrader, KAT² S. 19. Diese Übersetzung ist jedoch zweifelhaften Rechtes.

2) Vgl. George Smith, Chaldäische Genesis, deutsch von H. und Friedr. Delitzsch, Leipz. 1876. — Schrader, Die Keilinschriften und das AT², Giessen 1883. — P. Jensen, Die Kosmologie der Babylonier, Strassburg 1890. — Alfred Jeremias, Izdubar-Nimrod, Leipz. 1891. — Friedrich Delitzsch, Das babylonische Weltschöpfungsepos, Leipz. 1896. — Vgl. auch Hermann Gunkel, Schöpfung und Chaos, Göttingen 1895 (darin eine Übersetzung des bab. Schöpfungsepos von H. Zimmern).

über Weltentstehung, die grosse Flut und ähnliche urzeitliche Episoden sich verbreitet, und sich als mit den darauf bezüglichen biblischen Überlieferungen nahe verwandt ausweist:

Zunächst begegnen solche über die Weltbildung. Berosus [1]) hat am Anfang seiner babylonischen Geschichte eine Kosmogonie gegeben, welche den aus verschiedenen Stämmen zusammengekommenen Bewohnern Babyloniens, die erst ohne Ordnung wie die Tiere zusammengelebt hätten, von einem eigenartigen Wesen, Namens Oannes, das ihnen die Kultur brachte, sei mitgeteilt worden. Dieses Wesen wird beschrieben als eine aus Mensch und Fisch komponierte Gestalt [2]). An der babylonischen Küste des erythräischen Meeres sei es aufgetaucht und habe über Tag mit den Menschen verkehrt, sie über Schrift und Wissenschaft, Städtebau und Ländervermessung und Ackerbau belehrt, ihnen alle Erfindungen der Kultur anvertraut und auch ein Werk über Staatenbildung übergeben. Bei Nacht sei dieses Fischwesen wieder untergetaucht, ohne Speise genossen zu haben. Dieser Oannes nun (nicht mit Gott Anu, sondern mit Ea, dem Gott der Tiefe gleichzusetzen) habe sie über die Entstehung der Welt folgendermassen unterrichtet: Vor der Entstehung dieser Welt gab es eine Zeit, wo alles Finsternis und Wasser war. Diese belebten sich mit phantastischen Missgestalten: Menschen mit zwei und vier Flügeln und zwei Köpfen, Ziegenhörnern, Pferdefüssen; ebenso Stiere mit Menschenköpfen, Pferde mit Hundsköpfen u. dgl. mehr nach Art der im Tempel des Bel aufbewahrten Bildnisse. Über alle diese Wesen herrschte ein Weib namens Homorōka (Omorka), was chaldäisch Thalatth [3]), griech. *θάλασσα* heisse. Der Gott Bel spaltete dieses Weib mitten entzwei und machte aus der obern Hälfte den Himmel, aus der untern die Erde und stellte Sonne, Mond und Sterne, insbesondere auch Planeten am Himmel auf. Jene Mischgestalten, welche Luft und Licht nicht ertragen konnten, kamen um. Bel aber befahl einem der Götter, ihm den Kopf abzuhauen [4]) und aus der Mischung des dabei geflossenen Blutes mit der Erde Menschen und Tiere zu bilden.

Damascius [5]) sagt über die Kosmogonie der Babylonier, sie hätten über den ersten Anfang geschwiegen, und an die Spitze der Entwicklung zwei Wesen gestellt *Ταυθέ* und *Ἀπασών*, deren Gemahl. Jene sei Mutter der Götter. Sohn der beiden sei *Μωϋμῦς*,

---

1) Berosi Fragm. ed. Müller 1. 4. 7. — Lenormant, Essai de Commentaire des Fragments Cosmogoniques de Bérose, Paris 1871.

2) Eine Abbildung dieses Wesens siehe z. B. bei Smith, Chald. Gen. S. 40. Vgl. oben S. 182.

3) *Θαλάτθ* im Blick auf die folgende Erklärung, vielleicht blosser Schreibfehler für *Θαυάτθ* = Tāvat, Tāmat, Tiāmtu, Meer. — Schrader, KAT [2] S. 13.

4) Ob dieser Zug sich wirklich so bei Berosus fand, oder ob es sich um das Blut des Ungeheuers handelte, darüber siehe Zweifel bei Gunkel S. 20 f.

5) De primis principiis c. 125.

die sichtbare Welt (in Wirklichkeit vielmehr das Urwasser, mummu). Aus demselben Paar gehen hervor die Götter *Λαχή* und *Λαχός* (so zu lesen statt *Δαχη*, *Δαχος*), es ist das Götterpaar Lachmu und Lachamu, ferner *Κισσαρή* und *Ἀσσωρός* (die Götter Kišar und Anšar, welche der untern und obern Region, Erde und Himmel entsprechen), aus diesen die drei: *Ἀνός*, *Ἴλλινος* und *Ἀός* (die Trias Anu, In-lil = Bel, Ea); als der Sohn des *Ἀός* und der *Δαύκη* sei *Βῆλος* geboren, den sie für den Demiurgen halten. Die beiden Urprinzipien entsprechen dem *σκότος* und *ὕδωρ* bei Herodot, der assyr.-bab. Tiāmat (Meerestiefe, hebr. tchōm) und Apsu (Abgrund).

Aus den Keilinschriften ergibt sich nun, dass in Assyrien, bezw. Babylonien, woher man diese Mythen hatte (ohne dass damit ihr nichtsemitischer Ursprung bewiesen wäre), verschiedene Darstellungen des Weltanfangs in Ansehen standen. Am bekanntesten ist ein solcher aus der Bibliothek Asurbanipals, von dem umfängliche Fragmente erhalten sind, die genügen, um die Verwandtschaft mit Berosus einerseits und der Bibel anderseits zu konstatieren[1]). In diesem babylonischen Schöpfungsepos ist der auch auf alten Abbildungen häufig dargestellte Kampf zwischen Marduk (= Bel des Berosus) und Tiāmat (= Omorka des Ber. als Drache[2]) abgebildet) einlässlich erzählt. Die letztere erscheint als Gebärerin des Alls, aus welcher zuerst die Götter hervorgingen: Zuerst Lachmu und Lachamu, dann Anschar und Kischar, dann die Trias Anu, Bel, Ea, ferner des letztern Sohn Marduk, und die übrigen Götter, namentlich auch der Feuergott Gibil. Die Urmutter Tiamat will diese Götter vertilgen, wahrscheinlich weil sie ihre Alleinherrschaft durch deren Walten gefährdet sieht. Sie sammelt um sich die furchtbaren Götter und Geister der Finsternis, zu deren Haupt sie den Kingu erhebt, dem sie die Schicksalstafeln an die Brust heftet: „Dein Befehl werde nicht gebeugt, fest stehe dein Ausspruch.“ Um die bedrohten Götter zu retten, sandte Anšar gegen die wütende Tiamat zuerst den Gott Anu, der aber vor ihr erschrak und umkehrte, dann mit demselben Misserfolg einen anderen Gott; endlich aber den Bel Marduk, welcher sich als Preis die Herrschaft über alle Götter ausbedingt und dann den furchtbaren Kampf mit dem chaotischen Ungeheuer wagt. Er hieb den Leib der Tiamat mitten entzwei, „gleich einem Fisch“, indem er aus der obern Hälfte den Himmel, aus der untern den Bau der Erde herstellte. Er schloss die über dem Himmel wie die unter der Erde befindlichen Wasser ab und sonderte so auch Festland und Meer. Besonders lesbar ist die Stelle, welche dem

---

1) Smith a. a. O. S. 61 ff. — Schrader, KAT² S. 2 ff. — Jensen, Kosmologie S. 263 ff. — Gunkel-Zimmern, Schöpfung und Chaos S. 401 ff.; Fr. Delitzsch a. a. O. S. 92 ff.

2) Vgl. die Abbildungen bei Smith a. a. O. S. 90.

4. Tagewerk der Bibel Gen. 1, 14 ff. entspricht[1]). Die Verwandtschaft mit diesem Bericht ist hier am offenkundigsten. Merkwürdig ist aber, dass der babylonische Bericht viel künstlicher und komplizierter ist als der biblische, indem er die Sternbilder des Tierkreises, den Nord- und Südpol, die Planeten, die verschiedenen Mondphasen namhaft macht, während die Erzählung der Genesis eine kindlich naive und primitive Weltbetrachtung zeigt, so dass sie gewiss nicht aus dem vorliegenden künstlichen Entwicklungsstadium der babylonischen Sage durch Vereinfachung geflossen ist[2]), sondern mit dieser auf eine bedeutend ältere semitische Überlieferung zurückgeht. Die theologische Verschiedenheit zwischen beiden Darstellungen leuchtet ein und die Vergleichung dient am besten dazu, die hohe geistige und sittliche Erhabenheit des doch so kindlich naiven biblischen Schöpfungsberichts ins Licht zu setzen. Es scheint auch nicht einheitlich die ganze Schöpfung auf Bel = Marduk zurückgeführt zu sein[3]). Doch lässt sich darüber schwer urteilen, da der Abschnitt, der von Erschaffung des Festlandes, dessen Bekleidung mit Pflanzen und der Bevölkerung der Welt mit Tieren sowie von der Erschaffung des Menschen handeln musste, noch nicht gefunden ist. Bemerkenswert ist anderseits das stark monarchische Prinzip, das in diesem Epos bei der Auszeichnung Marduks vor allen Göttern zu tage tritt. Nach der Besiegung der bösen Mächte hat er die allmächtigen Schicksalstafeln, die Kingu trug, an sich genommen. Schon vor dem Kampf huldigten ihm die Götter, damit er ihnen helfe: „Du bist der Höchstgeehrte unter den grossen Göttern, dein Regiment ist ohne gleichen, dein Wort ist Anu. Von Stund an wird nicht gebeugt dein Befehl, Erhöhen und Erniedrigen sei deiner Hand Werk. Fest sei die Rede deines Mundes, unwidersetzlich dein Wort, niemand unter den Göttern soll deinen Bereich überschreiten. . . . Marduk, du, unser Rächer, dein sei das Königtum über das ganze All allzumal. . . . . Dein Regiment, o Herr, habe den Vorrang unter den Göttern. Vernichten und Schaffen — sprich, so gescheh es!“ Und den Schluss dieses im engern Sinn babylonischen Epos bilden Huldigungen an Bel-Marduk von Seiten der Götter und Geister wie von seinem Volke zu Babel.

Erwähnt sei noch, dass Jensen[4]) den Ursprung dieser Kosmogonie aus dem solaren Charakter des Marduk erklärt: Als die Frühsonne, welche siegend aus dem Ostmeer (= tiâmat) emporsteigt, ist er der Lichtbringer am Weltmorgen, der Himmel und

1) Smith a. a. O. S. 68 f. — Schrader, KAT² S. 15 f. — Jensen, Kosmol. S. 289 ff. — Gunkel-Zimmern a. a. O. S. 414. — Friedr. Delitzsch a. a. O. S. 108 f.

2) Gegen Jensen, welcher die vorliegenden assyrischen Texte „den Prototyp der biblischen Legenden“ nennt, Kosmologie S. 304.

3) Vgl. Jensen, Kosmol. 292 ff. — Friedr. Delitzsch a. a. O. S. 110.

4) Kosmologie S. 307 ff.

Erde scheidet, erst jenen, dann diese aus dem Chaos hervortreten lässt. Bekanntlich hat schon J. G. Herder[1]) die biblische Darstellung von Gen. 1 so aufgefasst, dass der Weltanfang nach Analogie des Sonnenaufgangs dargestellt sei, wobei dann freilich die dazu wenig passende Einteilung in sechs „Tagewerke" spätere Zuthat sein müsste.

In Bezug auf das Alter des besprochenen babylonisch-assyrischen Weltbildungsmythus gehen die Ansichten noch weit auseinander. Dass er Übersetzung aus einem sumerischen Text sei (Smith u. A.), wird mit starken Gründen bezweifelt[2]), und Sayce[3]) meint sogar, es dürfte diese Version relativ späten Ursprungs sein, vielleicht nicht vor dem 7. Jahrhundert entstanden. So viel ist gewiss, dass die Juden nicht erst im babylonischen Exil diese Weisheit der Babylonier sich angeeignet haben, was u. a. jene unnatürliche Annahme der Entstehung des Primitiven aus dem Künstlichausgebildeten erforderte. Viel mehr Wahrscheinlichkeit hat es, dass Abrahams Geschlecht schon um 2000 die Grundzüge dieser altsemitischen Überlieferung nach Westen mit sich nahm[4]), welche durch die Israel zuteilgewordenen Offenbarungen geläutert wurden, während sie bei den Babyloniern durch mythologische Phantasie und Gelehrsamkeit weitergebildet worden sind. Nicht anders wird es sich mit der Paradiesesgeschichte vom Fall des Menschen und ähnlichen Urgeschichten der Genesis verhalten. Dass dieselben lange vor dem Exil Eigentum der Hebräer gewesen sind, kann nicht bezweifelt werden, da sie dem jahvistischen Erzähler der Genesis angehörten. Sie stammen aber ebenfalls aus Babylonien. Zwar hat man noch keine sichere Spur von der Geschichte des Sündenfalls auf den Denkmälern gefunden[5]). Aber das Material jener Geschichte ist gut babylonisch: heilige Bäume, dämonische Schlange, Kerubim u. s. f. Die Lage des Paradieses hat man zwar mit Unrecht im Innern Babyloniens gesucht[6]). Doch stehen mit jenem Gottesgarten jedenfalls dessen beide Hauptströme, Euphrat und Tigris, in Verbindung, und die gleich zu besprechenden babylonischen Sagen legen die Vermutung nahe, dass es ursprünglich in der überaus fruchtbaren Gegend am Ausgang dieser Ströme gedacht wurde.

Besonders nahe berühren sich biblische und babylonische Berichte in der Schilderung einer Sintflut, deren nächster Schauplatz wiederum Chaldäa, das Land der Überschwemmungen, wird gewesen sein. Dass die Babylonier diese Überlieferungen besassen,

1) J. G. Herder, Älteste Urkunde des Menschengeschlechts 1774.
2) S. Jensen, Kosmologie S. 263 ff.
3) Sayce, Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschung S. 19.
4) Denkbar ist jetzt allerdings auch, dass sie diese babyl. Überlieferungen in Kanaan vorfanden, und zwar lange vor der assyr. Zeit.
5) Das Bildchen bei Smith, Chald. Gen. S. 87 reicht nicht hin, um deren Vorhandensein zu beweisen.
6) Friedr. Delitzsch, Wo lag das Paradies? 1881.

wusste man schon vor Entzifferung der Keilinschriften aus Berosus. Dieser berichtet[1]: 432 000 Jahre nach dem Regierungsantritt des ersten babylonischen Königs Aloros sei dem 10. dieser Könige, Xisuthros der Gott Bel im Schlafe erschienen und habe ihm geoffenbart, es werde am 15. des Monats Daesios durch ungeheure Regengüsse eine Überschwemmung des Landes erfolgen, weshalb er alle Schriften in der Sonnenstadt Sippara vergraben und für sich und seine Verwandten und Freunde ein Schiff von 9000 Fuss Länge[2] und 1200 Fuss Breite erbauen soll, in welches er auch Vierfüsser und Vögel aufzunehmen habe. Beim Eintreffen der Flut waren sie geborgen. Als die Wasser sich verliefen, liess Xisuthros zweimal Vögel ausfliegen, allein sie kehrten zurück, das zweite Mal mit Schlamm an den Füssen, das dritte Mal kehrten sie nicht wieder. Das Fahrzeug war auf einem Berge gestrandet; Xisuthros trat mit seinem Weibe, seiner Tochter und dem Baumeister des Schiffes heraus, verehrte die Erde, opferte den Göttern und verschwand mit den Seinigen. Seine Gefährten hörten nur noch seine Stimme, welche ihnen zurief, er sei zum Lohn für seine Frömmigkeit mit Weib und Tochter sowie jenem Baumeister zu den Göttern entrückt worden; sie sollten aus dem Armenierland nach Babylon zurückkehren und die vergrabenen Bücher holen. Sie befolgten die Weisung und bauten viele Städte und Tempel, insbesondere Babylon wieder auf. Vom Schiff des Xisuthros seien in den gordyäischen Bergen noch lange Überreste zu sehen gewesen.

Eine genauere Darstellung ist jetzt aus den Keilinschriften bekannt. Dieselbe war in das 12teilige Epos aufgenommen, welches den Heros Gilgameš, bisher gewöhnlich Izdubar oder Gištubar umschrieben[3]), feiert, der wahrscheinlich dem bibl. Nimrod Gen. 10, 8 ff. entspricht. Er mag ein König der Vorzeit gewesen sein, berühmt wegen kühner Heldenthaten in Krieg und Jagd, wurde aber dann vergöttert und mit dem Sonnengott in Beziehung gesetzt, der sein Schutzherr war. Der Name trägt im Epos das Götterzeichen. In einem Beschwörungsgebet wird er für einen Kranken angerufen als „gewaltiger König, Richter der Erdgeister“ und zu ihm gesagt: „Der Sonnengott hat Szepter und Entscheidung deiner Hand vertraut“[4]). Auf den Sonnenheros weist wohl auch die Zwölfzahl der epischen Gedichte über ihn, die den zwölf Zeichen des Tierkreises entsprechen werden. Im 11. Stück (vgl. das Zeichen des Wassermannes?) wird ihm die Geschichte der grossen Flut erzählt vom Helden derselben, Sitnapištim (auch Šamašnapišti

---

1) Abyd. Fragm. 1. 2 ed. Mueller. Berosi Fragm. 5.
2) So nach Euseb.; nach Sync. 5 Stadien = 3000 Fuss.
3) Die Lesung Gilgameš ist von Pinches durch ein Syllabar festgestellt worden im Babylonian and Oriental Record 1890 p. 264. Vgl. auch A. Jeremias, Izdubar S. 1 f. Einen babylonischen Sagenkönig Gilgamos kennt auch Aelian, Hist. anim. 12, 21.
4) Jeremias, Izdubar S. 3.

gelesen) oder Adrahasis, was jedoch umgekehrt Hasisadra scheint gelesen worden zu sein nach der bei Berosus erhaltenen Form Xisuthros. Dessen Erzählung[1]) ist auch theologisch interessanter als die des Berosus: Auf Bels, des den gottlosen Menschen zürnenden Gottes, Rat beschliessen die Götter, den Flutsturm über die Erde kommen zu lassen. Ea, der menschenfreundliche Gott, warnt den Sitnapistim und heisst ihn das Rettungsschiff bauen. Beim Andringen der Flut donnerte Ramman, Nabu und Marduk gingen voran, Ninip liess Sturm hinterdrein folgen. „Nicht sah der Bruder seinen Bruder, nicht wurden erkannt die Menschen im Himmel. Die Götter fürchteten sich vor dem Flutsturm, sie flüchteten, stiegen empor zum Himmel des Anu. Die Götter waren gleich Hunden . . . niedergekauert am Damm (?) des Himmels. Es schrie Istar wie eine Gebärende, es rief die hehre, die Schönstimmige: „„Dieses Volk ist wieder zu Lehm geworden . . . . . was ich gebar, wo ist es? Wie Fischbrut füllt es das Meer."" Die Götter weinten mit ihr über die Anunnaki. Die Götter sassen gebeugt unter Weinen, ihre Lippen waren zusammengepresst."

Die Überschwemmung, zu deren Herbeiführung die Wassergottheiten der Tiefe mit denen der Atmosphäre wetteifern, entsteht durch eine Springflut vom Meer her und gleichzeitige gewaltige Regengüsse, was auch die Meinung des biblischen Berichts ist, wie aus Gen. 7, 11; 8, 2 erhellt[2]). Die Dauer der Flut ist im babylonischen Bericht kürzer als im biblischen, wo sie nach der kleinsten Berechnung bis zur Aussendung der Vögel 40 Tage dauert[3]), während im keilschriftlichen Text sie 7 Tage zunimmt, 7 Tage das Schiff auf dem Berge sitzt, worauf die Aussendung der Vögel (Taube, Schwalbe, Rabe) beginnt, nach welcher die Tiere herausgelassen werden und die Menschen ebenfalls aus dem Schiffe treten. Sitnapistim erzählt weiter:

„Ich richtete einen Altar zu auf der Höhe des Berggipfels; je 7 Gefässe stellte ich auf; unter sie breitete ich Calmus, Cedernholz und Blitzkraut. Die Götter sogen ein den wohlriechenden Duft, wie Fliegen sammelten sich die Götter über den Opfernden. Als darauf die Göttin Istar herzukam . . . . . (rief sie aus): „„Diese Götter! Bei meinem Halsschmuck werde ich nicht vergessen, diese Tage werde ich erwägen, in Zukunft nicht vergessen! Die Götter mögen hinangehen an die Spende, aber Bel soll nicht hinangehen an die Spende, weil er unbesonnen gehandelt und meine Mensch-

---

1) Vgl. Smith, Chald. Gen. S. 222 ff. — P. Haupt bei Schrader, KAT² S. 55 ff. — Jeremias, Izdubar S. 32 ff. — Sayce, Alte Denkmäler S. 31 ff. — P. Haupt, Das babylonische Nimrodepos, Leipz. 1891. — Jensen, Kosmologie S. 368 ff.

2) Vielleicht auch Gen. 6, 17; 7, 6 mijjām statt majim zu lesen nach J. D. Michaelis? — Jeremias, Izdubar S. 37 f.

3) So wird gewöhnlich der jahvistische Bericht verstanden, aber mit zweifelhaftem Recht, da fraglich ist, ob die 40 Tage Gen. 7, 17 mit den 8, 6 erwähnten identisch sein können.

heit dem Gericht überantwortet hat."" Als darauf der Gott Bel herankam und das Schiff erblickte, stutzte er, von Zorn wurde er erfüllt gegen die Götter und die Igigi: „„Welche Seele ist entronnen? Kein Mensch soll dem Gericht entrinnen."" Da that Ninip seinen Mund auf und sprach, sagte zu dem streitbaren Bel: „„Wer ausser Ea hat die Sache angerichtet? . . ."" Da that Ea seinen Mund auf und sprach zu dem streitbaren Bel: „„Du bist der streitbare Führer der Götter. Warum hast du so unbesonnen gehandelt, dass du einen Flutsturm erregtest? Auf den Sünder lass fallen seine Sünde, auf den Frevler lass fallen seinen Frevel. Lass dich erbitten, dass er nicht vertilgt werde . . . . . Anstatt dass du einen Flutsturm erregest, mögen Löwen kommen und die Menschen vermindern; anstatt dass du einen Flutsturm erregest, möge eine Hungersnot eintreten und das Land verheeren; anstatt dass du einen Flutsturm erregest, möge der Pestgott kommen und die Menschen vermindern. Ich habe ihm nicht mitgeteilt den Beschluss der grossen Götter, einen Traum nur sandte ich Adrahasis, und er verstand den Beschluss der Götter." Da kam Bel zur Vernunft, stieg hinauf in das Innere des Schiffes, fasste meine Hand und hob mich empor, hob auch mein Weib empor und legte ihre Hand in meine, wandte sich zu uns, trat zwischen uns und segnete uns: „„Bisher war Sitnapistim ein Mensch, jetzt soll Sitnapistim und sein Weib gleich Göttern erhaben sein; wohnen soll Sitnapistim in der Ferne, an der Mündung der Ströme. Da entführten sie uns, an der Mündung der Ströme liessen sie uns wohnen.""

Wie einen Gerechten, der bei der allgemeinen Flut gerettet wird, so kennt bekanntlich auch die biblische Überlieferung einen solchen, der ohne zu sterben, entrückt wird, nur dass dort Noah und Henoch verschiedene Personen sind, während sie hier in Xisuthros vereinigt erscheinen. Das selige Gefilde, wo er wohnen sollte, dachte man sich ostwärts an der Mündung der Ströme (Euphrat und Tigris), wo vielleicht auch die ursprüngliche Lage des biblischen Paradieses zu suchen[1]). Bedeutsam ist, dass auch hier in der altbabylonischen Darstellung die Flut als ein Gericht über die sündige Menschheit erscheint, also moralisch motiviert ist. Doch kontrastiert um so mehr der Zwiespalt der babylonischen Götter bei dieser Katastrophe mit der biblischen Darstellung, wo die verschiedenen Schicksalswendungen auf Entschliessungen des

1) Die ursprüngliche Meinung der Beschreibung Gen. 2 ist dann, dass dort vier Ströme zusammenkommen, nicht entspringen, was allerdings im heutigen Text nicht mehr deutlich. Es leuchtet aber ein, dass die üppigste Landschaft am untersten Stromlauf sich besser zu solchem Gottesgarten eignet, als die unwirtliche Gebirgsgegend Armeniens, wo ihr Ursprung liegt. Zu beachten ist auch, was von der Lebenspflanze, die dort zu finden, unten verlautet. Dies erinnert an den Lebensbaum im biblischen Paradies; die Skorpionwesen, die den Weg dahin verlegen, an die Kerubim Gen. 3, 24.

Einen selben Gottes zurückgeführt sind, nicht zu reden von der kläglichen Mitleidenschaft, in welche die Götter bei der babylonischen Erzählung dieses Unglücks hereingezogen werden. Dass die biblischen Versionen (Jahvist und Elohist) nicht direkt aus dieser babylonischen abzuleiten sind, leuchtet übrigens ein.

Die Gilgamešlegenden, in deren Cyklus dieser Flutbericht als Episode eingeflochten ist, haben auch sonst religionsgeschichtliches Interesse. Smith glaubte, dieselben seien schon c. 2000 v. Chr. niedergeschrieben worden. Jedenfalls finden sich Szenen daraus schon auf altbabylonischen Siegelcylindern abgebildet, wie später in assyrischen Skulpturen. Sie stellen den Helden dar als eine riesenmässige, athletische, äusserst muskulöse Gestalt mit ausgeprägten, mannhaften Gesichtszügen, reichen Locken und üppigem Bartwuchs, wie er mit Löwe und Schlange oder einem ungeheuerlichen Stiere kämpft. Die von ihm handelnden 12 Tafeln (Bibliothek Asurbanipals) erzählen, wie dieser junge Held, dessen ursprünglicher Wohnsitz das von Feinden (Elam?) bezwungene Uruk-Erech war, auf eigentümliche Weise einen Genossen seiner Abenteuer und Kämpfe gewann an Eabani (Sohn der Ea, eig. Ea bildete), einem haarigen Gesellen mit Ochsenfüssen und Ochsenschwanz und Hörnern auf dem Kopf. Dieses faunartige, mit den Tieren mehr als mit den Menschen vertraute Wesen zeigt sich ebenso stark in seinen sinnlichen Begierden als kundig der Geheimnisse und siegreich im Kampfe mit Ungeheuern und Tyrannen. Mit diesem Kampfgenossen vereint, erschlug Gilgames den Zwingherrn Humbaba, der nach seinem Namen elamitischer König in Babylonien war, also Vertreter dieser Fremdherrschaft, von welcher in der Einleitung S. 172 die Rede war. Gilgames wird als Sieger König zu Uruk und herrscht über Gesamtbabylonien. Nun wirbt um seine Liebe die Göttin dieser Stadt, Istar. Sie erfährt aber von seiner Seite eine entschiedene Abweisung, obwohl sie ihm als ihrem künftigen Gemahl Reichtum und Ehre ohne Mass versprochen hat. Er hält ihr dabei vor, wie sie die zahlreichen Opfer ihrer Liebschaften stets wehrlos und unglücklich gemacht habe. Ergrimmt über die ihr widerfahrene Schmach, steigt sie zum Himmel hinauf und klagt dieselbe ihrem Vater Anu, der auf ihre Bitte einen göttlichen Stier schafft, welcher sie rächen soll. Allein Gilgames und Eabani ziehen gegen diese Bestie aus und erlegen sie, worauf sie dem Gott Samas ein Dankopfer bringen. Oft abgebildet ist die Szene, wo Eabani den Stier am Kopf und Schwanz festhält, während Gilgames ihm die Waffe in die Kehle stösst. Die darob höchlich erzürnte Istar sprach von der Stadtmauer von Uruk herab einen feierlichen Fluch über Gilgames [1]). Dieser Fluch

1) Dass die nachher zu besprechende Höllenfahrt der Istar hieher gehöre, da sie zum Hades hinabsteige, um dort Rächer zu finden, nachdem die himmlischen Götter ihr nicht hatten helfen wollen, wie Smith u. A. wollten, ist nicht wahrscheinlich, da in diesem Gedicht keinerlei

wurde erfüllt durch ihre Mutter Anatu, welche den Gilgames mit schwerer Krankheit (Aussatz?) schlug. Sein Elend wurde vermehrt durch den plötzlichen Tod seines Gefährten Eabani. Gilgames wandert nun durch die Wüste nach jenem fernen Eiland, wo Sitnapistim, sein Ahnherr, weilt, um dort Heilung zu erlangen. Der Weg dahin ist von zwei Ungeheuern (Smith 211) bewacht, halb Skorpionen halb Menschen, welche die Sonne bei ihrem Aufgang und Untergang bewachen. Nachdem er noch zu Schiff über grosse Wasser gelangt war, fand er den Gesuchten, und dieser erzählte ihm die oben besprochene Geschichte von der grossen Flut. Dann liess er ihn, seiner Bitte entsprechend, an einen Reinigungsort fahren, wo er von seinem Aussatz völlig rein gewaschen wurde. Ja er wies ihm auch die ersehnte Pflanze, eine Art Stechdorn, welche unerschöpfliche Lebenskraft gewähre. Gilgames wurde ihrer habhaft und brachte sie glücklich ins Schiff. Während er aber auf dem Rückweg durchs Land an einem Brunnen trank, entglitt sie ihm in die Tiefe, wo eine dämonische Schlange sie alsbald weghaschte. Nach Uruk zurückgekehrt, veranstaltete er aufs neue eine Trauerfeier um seinen geliebten Freund Eabani. Die Krankheit des Sonnenhelden und seine Genesung und Heimkehr wird auf die periodische Abnahme des Sonnenlichts und seine Verjüngung, in der es wiederkehrt, gehen. Auch der Gegensatz zu Istar, der sich durchs Ganze zieht, entbehrt nicht eines astralen Charakters.

5. Der Zustand nach dem Tode [1]).

Der Tote wurde bei Babyloniern und Assyrern, wie das eben angeführte und manche andere Beispiele zeigen, schmerzlich beklagt unter dem Gesang von Trauerliedern und mit Begleitung von Trauermusik, sowie Verbrennung von Spezereien und Ausgiessung von Trankopfern. Auch lange Verstorbenen brachte man mit zerrissenem Gewand solche Klageopfer unter Bussgebeten und erhoffte davon eine Erleichterung ihres Schicksals. Der Leichnam wurde begraben, nicht verbrannt, und auf ein ehrenvolles Begräbnis das grösste Gewicht gelegt. Wer kein Grab erlangt, dessen Seele irrt ruhelos umher. Daher man die Leichen von Verbrechern und leidenschaftlich gehassten Feinden schändet und den Raubvögeln preisgibt. An diese Bergung des entseelten Körpers im Schoss der Erde schliesst sich die Vorstellung an, dass die Seele

---

Beziehung auf diese Absicht zu erkennen ist. Das Hinabfahren der Istar zur Unterwelt hat vielmehr einen astronomischen Anlass in dem Unsichtbarwerden ihres Planeten, und wohl ein psychologisches Motiv im Verlangen der Liebesgöttin nach dem verstorbenen Geliebten (Thammuz).

1) Litteratur s. bei A. Jeremias, Die babylonisch-assyrischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode S. 1 u. 4.

nach dem Tod in die Unterwelt hinabfahre, welche im Innern der Erde gedacht ist[1]). Werden doch dieselben Zeichen (Ideogramme) für Grab und Unterwelt gebraucht. Das Erdinnere erscheint gemeinhin als Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, was nicht ausschliesst, dass es im fernen Osten ein Land der Seligen gibt, wie sich oben gezeigt hat. Am anschaulichsten schildert diese Unterwelt das mythologische Gedicht, welches die Höllenfahrt der Istar erzählt[2]), welches beginnt (Übs. Jeremias):

Nach dem Lande ohne Heimkehr, dem Lande . . . .
Richtete Istar, die Tochter Sin's (des Mondgottes) ihren Sinn,
Nach dem Hause der Finsternis, dem Sitze Irkalla's[3]),
Nach dem Hause, dessen Betreter nicht mehr herauskommt,
Nach dem Pfade, dessen Hingang nicht zurückführt,
Nach dem Hause, dessen Betreter (Bewohner) dem Lichte entrückt ist,
Dem Orte, da Staub ihre Nahrung, ihre Speise Kot,
Da Licht sie nicht schauen, in Finsternis wohnen,
Da sie gekleidet sind wie Vögel in ein Flügelgewand,
Auf Thür und Riegel Staub sich breitet.
Als Istar zum Thore des Landes ohne Heimkehr gelangt war,
Sprach sie zum Wächter des Thores:
Wächter des Wassers, öffne dein Thor,
Öffne dein Thor — eintreten will ich!
Wenn du nicht öffnest, ich nicht eintreten kann,
Werde ich zertrümmern die Thür, den Riegel zerbrechen,
Werde zertrümmern die Schwellen, aufreissen die Thürflügel,
Will heraufführen die Toten, dass sie essen und leben,
Zu den Lebendigen sollen sich scharen die Toten.

Der Wächter meldet der Königin der Unterwelt Allatu die Ankunft ihrer Schwester Istar, welche schadenfroh die Einwilligung zu ihrem Eintritte gibt. Der Wächter spricht zu ihr:

„Tritt ein, meine Herrin, Kutu (die Unterwelt) möge jauchzen,
Der Palast des Landes ohne Heimkehr möge deiner Ankunft sich freuen!"

Beim ersten der sieben Thore der Unterwelt nimmt er ihr ab die grosse Krone von ihrem Haupte und antwortet auf ihre befremdete Frage: So sei es die Übung nach dem Willen der Gebieterin der Unterwelt; ebenso muss sie beim zweiten Thor das Geschmeide von ihren Ohren lassen, beim dritten die Kette von ihrem Nacken, beim vierten den an der Brust getragenen Schmuck, beim fünften den Gürtel mit Edelsteinen von ihren Hüften, beim sechsten die Spangen von Händen und Füssen, endlich beim siebenten die letzte Umhüllung von ihrem Leibe. Allatu ergrimmt, wie sie die Istar sieht und befiehlt ihrem Diener Namtar (Pestgott) sie zu schlagen mit Krankheit an den Augen, Hüften, Füssen, am Herzen und am Kopf.

---

1) Siehe das Genaueste darüber bei Jensen, Kosmologie S. 215 ff.
2) E. Schrader, Die Höllenfahrt der Istar, Giessen 1874. — Smith-Delitzsch, Chald. Genesis 198 ff. 313 ff. — A. Jeremias, Vorstellungen S. 10 ff.
3) Beiname der Göttin der Unterwelt, Allâtu.

Allein die Oberwelt kann der Istar, die hier als Liebesgöttin erscheint, nicht entraten. Nach ihrer Fahrt in den Hades wollen Menschen und Tiere sich nicht mehr paren. Die Götter trauern um ihren Weggang. Samas klagt vor seinem Vater Sin und vor Ea. Ea aber sendet ein hiezu geschaffenes Wesen Uddušunāmir, dass es Istar befreie durch Beschwörung mit dem grossen göttlichen Namen und Besprengung mit dem Lebenswasser, das in der Tiefe der Totenwelt seinen wohlverwahrten Quellort hat. Die Göttin Allatu ist zwar höchlich erzürnt über diese Wendung und verwünscht den Boten Uddušunāmir, muss aber gehorchen. Istar wird mit dem Lebenswasser besprengt und kehrt aus den Thoren der Unterwelt zurück, wo sie am ersten ihr Leibgewand, am zweiten ihre Hand- und Fussspangen wiedererhält u. s. w.

Der Schluss des Gedichtes ist dunkel. Er scheint eine Aufforderung an einen um seine Schwester Trauernden zu enthalten: Er möge sich an Istar und ihren Jugendgeliebten Thammuz wenden mit Gebeten und Opferspenden, um die Befreiung der Verstorbenen aus der Unterwelt zu erlangen.

Der Hades ist in dieser Dichtung[1]) charakterisiert als ein ummauerter, mit festen Thoren und Riegeln verschlossener Ort[2]). Er ist zwar reich an Eingängen, da die Menschen auf mancherlei Wegen hineinkommen, aber ohne Ausgang, da die Toten in der Regel nicht wiederkehren. Dunkel ist der Ort, weil unter der Erde gedacht; Licht und Leben sind ohnehin verwandte Vorstellungen. Schön ist dargestellt, wie beim Eingang in diese Sphäre alles und jedes Schmuckwerk und Kleid muss zurückgelassen werden. Die Insassen sind schattenhafte, schwebende Wesen, daher wie befiedert. Ihre Speise ist Staub, nach einer andern Stelle[3]) Aas, ihr Trank (ebenda) stehendes Wasser, d. h. nichts ernährendes und belebendes. Sie sind an Augen und Gliedern, Haupt und Herz mit Krankheit geschlagen, d. h. die Funktionen ihrer Sinne und Gliedmassen stille gestellt.

So ist es, ähnlich wie in der volkstümlichen Vorstellung der alten Hebräer vom Scheōl, eine fast ganz negative Auffassung des Daseins nach dem Tode. Das Sein der Menschen hört dabei zwar nicht auf, verdient aber kaum den Namen eines Daseins, jedenfalls nicht eines Lebens. Doch ist die Wiederherstellung des Lebens und Rückkehr der Toten in die Welt nicht schlechthin unmöglich, wie nicht nur Istars eigenes Beispiel beweist, sondern auch ihre Drohung, dass sie die Pforten zertrümmern und die Toten befreien und auf die Erde zurückkehren lassen könnte. Dass in vereinzelten Fällen solche Geister, freilich ohne wahres Leben, zurückkehren, ist auch die Voraussetzung der Magie, welche

---

1) Vgl. in Betreff der Bedeutung derselben S. 222 Anm. 1.

2) Vgl. die „Pforten der Unterwelt“ oder des Todes bei den Hebräern Jes. 38, 10; Hiob 38, 17; Psalm 107, 18 und noch Matth. 16, 18.

3) IV R 49 Nr. 2. — Haupt, Nimrod-Epos 16—19.

mit vampyrischen Totengeistern zu thun hat[1]), und der Mantik, wo, wie wir sahen, Abgeschiedene zur Konsultation heraufbeschworen werden. Es findet sich aber auch im tiefen Grunde des Totenreichs eine Quelle des Lebenswassers, welche von den Mächten der Unterwelt ängstlich gehütet wird. Wer von den Toten dieses Wasser trinkt oder damit begossen wird, der empfängt wieder Leben wie Istar selbst. Aber nur ein gewaltiges Götterwort, insbesondere Eas, kann ihnen diese Wohlthat zuwenden.

Lehrreich für die altbabylonischen Vorstellungen vom Schicksal der Toten ist auch, was bei der Klage des Helden Gilgames um seinen verstorbenen Gefährten Eabani (12. Tafel des Epos) verlautet. Jener jammert darüber, dass sein (auf eine rätselhafte Weise umgekommener) guter Freund nicht mehr das Leben geniessen könne, aber auch nicht von Nergal (Kriegsgott) sei weggerafft worden, in welchem Fall er mit den in der Schlacht gefallenen Helden an einem bessern Ort Aufnahme gefunden hätte, sondern der Erde, dem trostlosen Land der Finsternis, anheimgefallen sei. Durch Fürbitte sucht er zu erlangen, dass sein Freund von da versetzt werde nach dem Aufenthaltsort der Seligen, die mit den Göttern wohnen, ruhend auf wonnigen Lagern und an köstlichem Mahl sich erquickend[2]). Allein weder Bel noch Sin vermögen diese Bitte zu gewähren. Nur Ea vermag das, und dessen Sohn, der hilfreiche Gott Marduk, vermittelt es, dass Eabanis Genius oder Dämon, sein Unsterbliches, aus der Unterwelt befreit emporsteigt. Am Schluss jenes Epos wird in einem Zwiegespräch zwischen Gilgames und dem aus dem öden Ort der Schatten glücklich erlösten Eabani die Seligkeit der in der Schlacht Gefallenen und ehrenhaft Begrabenen geschildert, dagegen das unglückliche Los derer beklagt, die unbestattet auf dem Felde liegen bleiben:

Auf einem Ruhepolster ist gelagert, reines Wasser trinkend,
Wer in der Schlacht getötet ward — du sahst es! Ja, ich sah es:
Sein Vater und seine Mutter halten sein Haupt
Und sein Weib [kniet] an seiner Seite.
Wessen Leichnam auf dem Felde liegt,
Du sahst es! Ja, ich sah es:
Dessen Seele hat nicht Ruhe in der Erde.
Wessen Seele keinen hat, der für sie sorgt,
Du sahst es! Ja, ich sah es:
Die Hefe(?) des Bechers, die Überbleibsel des Essens,
Was auf die Strasse geworfen ist, geniesst er[3]).

---

1) Lenormant, Magie S. 511 f.

2) Angeführt wird auch eine Stelle aus WAI III, 66 von Lenormant, Magie 510 f. Sayce, Denkmäler 199, wo die Rede sei von dem Lande des silbernen Wolkengewölbes, wo Segensgüter sind zu ihrer Nahrung und süsse Lust sie zu beseligen, wo ist Einhalt des Kummers und des Jammers. Allein es ist noch zweifelhaft, ob hier überhaupt vom Zustand der Seligen die Rede.

3) A. Jeremias, Izdubar S. 42 f.

Die Frage, wo jene Seligen weilen, beantwortet die Sage von Sitnapistim, welche ein Paradies an der Mündung der Ströme, im fernen Osten, auf einem Eiland jenseits der „Wasser des Todes" kennt. Doch ist die Vorstellung nicht an jenen Ort gebunden. Es scheinen auch andere Stätten für diesen Aufenthalt gegolten zu haben. Jenes Los ist immerhin nur ausnahmsweise den Irdischen beschert. Im Allgemeinen werden Grosse und Kleine, Hohe und Niedrige, Gute und Böse die Beute der Unterwelt. Und wenn Diogenes Laert. (de vit. philosoph., prooem.) behauptet, die Chaldäer hätten an eine schliessliche Auferstehung der Toten geglaubt, so mag dies auf blos hypothetischer Verallgemeinerung solcher Fälle wie die angeführten beruhen. Auch die Erwartung einer Vergeltung des Guten und Bösen zeigt sich — trotz jener Ansätze der Unterscheidung eines verschiedenen Ausgangs — wenig ausgebildet. Überhaupt blieb, wie A. Jeremias richtig hervorhebt, die Vorstellung vom Jenseits mehr der Volksphantasie überlassen, als dass die systematisierende Priesterweisheit sich ihrer angenommmen hätte. Die Religionslehre der letztern war im Unterschied von der ägyptischen viel mehr dem Diesseits zugewandt, in welchem der Schwerpunkt auch des geistigen und religiösen Lebens lag und für welches man sich der Gunst der Götter zu vergewissern suchte.

II. Religion der Phönizier, Kanaaniter, Karthager[1]).

Einleitung.

Westwärts von den Hethitern und den Aramäern wohnten die Phönizier, wie sie bei den Klassikern heissen, während ihr

---

1) Zu dieser Gruppe sind besonders zu vergleichen: G. Gesenius, Scripturae Linguaeque Phoeniciae Monumenta P. I—III, Lips. 1837. — Corpus Inscriptionum Semiticarum P. I s., Paris 1881 ss. — Friedr. Münter, Religion der Karthager, 2. Aufl., Kopenhagen 1821. — F. C. Movers, Die Phönizier, bes. Bd. I 1841 (diese beiden Darstellungen enthalten viel Material, sind aber sonst veraltet). — O. Meltzer, Gesch. der Karthager, Bd. I, Berlin 1879. — K. B. Stark, Gaza und die philistäische Küste, Jena 1852. — Richard Pietschmann, Geschichte der Phönizier, Berl. 1889. — George Rawlinson, History of Phoenicia, London 1889. — Graf W. Baudissin, Studien zur semit. Religionsgeschichte I. II, Leipz. 1876. 78. — P. Scholz, Götzendienst und Zauberwesen bei den alten Hebräern und den benachbarten Völkern, Regensb. 1877. — Friedr. Bäthgen, Beiträge zur semit. Religionsgeschichte, Berlin 1888. — Robertson Smith, Lectures on the Religion of the Semites, new edition, Lond. 1894. — Archäologisches bei E. Renan, Mission de

semitischer Name Kanaan lautet: „Niederland“[1]), weil sie ursprünglich an der niedrigen phönizischen Küste Fuss gefasst hatten, ehe sie auch in die palästinischen Thäler und Gebirge vordrangen. Schliesslich wurde der Name Kanaan auf das ganze westjordanische Palästina übertragen. Die Bevölkerung dieses Kanaan war nach manchen Anzeichen eine stark gemischte. Sprachlich war ein semitischer Stamm (die Emoriter?) massgebend. Die Sprache der Phönizier ist ebenfalls eine rein „semitische“, vom Hebräischen, der „Sprache Kanaans“, nur dialektisch unterschieden. Das Volk aber wird von der Bibel wohl mit ethnographischem, nicht bloss politischem Grund nicht zu den Semiten, sondern zu den Hamiten gerechnet. Gen. 10, 6. 15 f.; vgl. 9, 25 ff. Nach Herodot (1, 1; 7, 89) wissen die Phönizier selber davon, dass sie vom erythräischen Meere (dem persischen Golf) nach ihrer Küste gezogen seien, womit übereinstimmt, dass nach Strabo (16, p. 766) die Bewohner der Inseln Tyros (oder Tylos) und Aradus in jenem Golf die phöniz. Städte gleichen Namens als ihre Kolonieen ausgaben und dass sie ähnliche Tempel aufzuweisen hatten wie die Phönizier[2]).

Schon zu Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. müssen sie sich am mittelländischen Meere niedergelassen haben, wenn anders nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, was die Priester dem Herodot erzählten, dass nämlich die Erbauung der Stadt Tyrus und ihres Heraklestempels vor 2300 Jahren geschehen sei, also vielleicht 2750 v. Chr.; denn schon in frühere Zeit fällt die Gründung, der später von Tyrus überflügelten Hauptstadt Sidon. Auch die Städte Gebal (assyr. Gublu, ägypt. Kupnu[3]), bei den Griechen Byblus) und Arvad reichten ins hohe Altertum zurück. Die Phönizier haben sich von dieser Küste aus, wo eine Reihe von Buchten zur Schifffahrt einluden und das benachbarte Gebirge das beste Material für den Schiffbau lieferte, sehr bald aufs Meer hinausgewagt und sind die eifrigsten Seefahrer der alten Welt geworden. Im Zusammenhang damit entfaltete sich bei ihnen eine reiche städtische Kultur, wobei die einzelnen Städte in relativer Selbständigkeit sich zu Bündnissen zusammenschlossen, und die

---

Phénicie, Paris 1864. — Tiele-Gehrich, Gesch. der Rel. im Altert. I, 219 ff. — Fr. Jeremias bei Chantepie, Religionsgesch. S. 221 ff. — Ed. Meyer in Roschers Lex. Art. Astarte, Baal, Melqart, Moloch. — Graf Baudissin, PRE³ Art. Astarte, Atargatis, Baal.

1) So heisst das Land nicht im Gegensatz zu Aram, aber wahrscheinlich zu Amor, dem Amoriterland. W. Max Müller, Asien u. s. w. 208 ff.

2) W. Max Müller, Asien u. s. w. S. 229 rät, auf Nicht-Semiten in Palästina zu verzichten, da die ägyptischen Abbildungen für ganz Syrien und Palästina, abgesehen von den Hethitern, nur den semitischen Typus wiedergeben. Dies hindert ihn aber nicht, bei den Philistern eine nichtsemitische Einwanderung anzunehmen, und S. 293 weist er auf die Unsicherheit jenes archäologischen Argumentes hin, da die oberägyptischen Künstler hier nicht zuverlässig seien.

3) Vgl. W. Max Müller, Asien S. 188 ff.

mächtigste derselben, erst Sidon, dann meist Tyrus die Oberhoheit inne hatte, ohne dass es bei der engen Begrenzung der Küste und dem wenig kriegerischen Sinn der Bewohner zur Bildung einer politischen Grossmacht kam. Seine hohe Bedeutung hatte dieses Volk vielmehr als das bewegliche Bindeglied der alten Welt. Die Phönizier vermittelten zwischen Ägypten, dessen Erfindungen sie auszubeuten wussten, und Babylonien, dessen Kultur sie dem Westen zugänglich machten. Zwar die meisten Erfindungen, die man ihnen gemeinhin zuschrieb (Alphabet, Glasfabrikation u. a.), waren nicht ihre Leistung; aber ihr Verdienst bleibt es, dass sie diese Entdeckungen zum Gemeingut der Mittelmeervölker machten. Auch waren sie ebenso fleissig, geschickt und geschmackvoll in der Industrie wie rührig im Handel[1]. Die Metalle und Kleidungsstoffe, die sie auf ihren Handelsfahrten eintauschten, wurden in Tyrus und Sidon kunstreich verarbeitet. Aus dem fernher von Nord und West geholten Eisen bereitete man vorzügliche Waffen, aus dem afrikanischen Elfenbein kostbare Geräte. Die einheimische Purpurschnecke lieferte reichlich verwendeten Farbstoff. Noch mehr als späterhin die Araber und noch später die Juden waren diese Phönizier durch ihren meist zu Wasser gepflogenen Handelsverkehr bei allen im Altertum zugänglichen Völkerschaften bekannte und unentbehrliche Leute. Das 27. Kapitel des Propheten Ezechiel gibt uns unter dem sprechenden Bild eines grossartig ausgerüsteten Meerschiffes eine Darstellung vom Reichtum des Weltmarktes zu Tyrus, wo die Erzeugnisse und Bewohner aller Zonen zusammentrafen. Dieser Handelssinn verbunden mit grossem Gewerbefleiss führte zur Ansammlung ungeheuern Reichtums[2] in den Hauptstädten und zu einem üppigen Leben der Grossen und Reichen, während die zahllosen Sklaven, welche zur Erwerbung solcher Schätze nicht am wenigsten beitragen mussten, hart genug behandelt wurden. Auch waren diese Phönizier, so wenig man ihrer entraten konnte, bei allen Völkern, mit welchen sie verkehrten, wegen ihrer vor keinem Betrug sich scheuenden Gewinnsucht und ihrer grausamen Härte verrufen[3]. Wie sie überall auf Menschenraub und Sklavenhandel ausgingen, zeigen z. B. Odyss. 15, 413 ff., Herodot 1, 1; vgl. Joel 4, 6 (hebr.). Verglichen mit den Ägyptern, Assyrern und Israeliten zeigen die Phönizier keinen idealen Zug. Sie waren und blieben nach allen Zeugnissen ein der niedrigen Sinnlichkeit ergebenes Volk. Dem entspricht ihre Religion, welche trotz aller Kultur eine abstossende Roheit behalten hat.

---

1) Vgl E. Archinard, Israël et ses Voisins (Genève 1890) S. 73 ff.

2) Dies beweisen auch die hohen Tribute, welche diesem Land auferlegt werden konnten. Z. B. forderte Tiglatpilesar II von einem tyrischen König 150 kikkar Gold (= 52 Millionen Franken). Archinard a. a. O. S. 99.

3) Vgl. z. B. Hom. Odyss. 14, 288 f.

In Kanaan, wo die Bevölkerung zwar auch mit Vorliebe der städtischen Kultur sich zuwandte, immerhin vor ihrer Verdrängung durch Israel den Landbau betrieb, war der geistige und religiöse Zustand etwas anders als in den rein phönizischen Seestädten des Nordens. Im Vergleich mit den frisch eingedrungenen Israeliten zeigten die Bewohner sich fortgeschrittener in der Bildung, Baukunst, Kriegskunst und vielem andern; sie haben daher auch nicht ermangelt, auf die israelitischen Eroberer, deren naturwüchsiger Kraft und theokratischer Begeisterung sie erlegen waren, einen weit und nur allzu tiefgehenden Einfluss auszuüben. Wir erkennen ihre Gesittung und Religion wieder an den in Israel herrschend gewordenen Gebräuchen, welche den Charakter des durch Gottes Offenbarung am Sinai geheiligten Volkes vielfach entstellten und daher von den Trägern dieser Offenbarung lebhaft bekämpft, aber erst im Lauf der Jahrhunderte überwunden wurden.

Politisch zerfielen diese Kanaaniter in viele unter einander nur lose verbundene Stämme, welche wie die Jebusiter meist an einem städtischen Gemeinwesen ihren Mittelpunkt hatten und monarchisch regiert waren. Vgl. das Verzeichnis von 31 von Josua besiegten Königen Jos. 12, 7—24. Ein Teil derselben wird unter dem allgemeinern Namen Emoriter befasst, z. B. Jos. 10, 5. Zu unterscheiden von den Kanaanitern sind die Hethiter (1 Kön. 10, 29; 2 Kön. 7, 6), von welchen S. 171 die Rede war. Aber auch die Philister, im Südwesten Palästinas an der Küste niedergelassen, nehmen ethnographisch eine Sonderstellung ein. Während die Kanaaniter zur Zeit der israelitischen Einwanderung längst das Land innegehabt haben müssen, zeigen sich bei den Hebräern noch deutliche Erinnerungen an das Eindringen der Philister. Und zwar sind sie nach Deut. 2, 23; Am. 9, 7 von Kaphtor (Kreta) ausgegangen, wobei sie vielleicht ihren Weg über die ägyptische Küste nahmen, da sie Gen. 10, 13. 14 von Kasluchim (Cassiotis) hergeleitet sind. Möglicherweise sind auch zwei Einwanderungen zu unterscheiden. Jedenfalls lässt ihr offensives Vorgehen gegen das erstarkte Israel erkennen, dass sie noch abgehärteter und kriegstüchtiger waren als die Kanaaniter. Politisch hatten sie nach der Weise der letztern einen Städtebund (dazu gehörten Gaza, Asdod, Askalon, Gath, Ekron) mit monarchischer Verfassung und gemeinsamem Bundesgott. Ihre Abstammung ist zwar streitig, und man hat in ihnen schon Arier erkennen wollen. (Hitzig kombinierte ihren Namen mit dem der Pelasger.) Allein nach allem Anschein sind sie doch den Kanaanitern oder den Aramäern verwandt, als ein weiter nach Westen vorgedrungener und dort von arischem (hellenischem) Einfluss nicht unberührt gebliebener Zweig[1]). Dies bestätigt namentlich auch ihre Religion,

---

1) Anders W. Max Müller a. a. O. S. 387 ff., der die Philister für die Purasati der ägypt. Denkmäler hält: dieses Seeräubervolk aus Süd-

welche dieselben Grundzüge aufweist wie die phönizische, daneben auffällige Berührungen mit dem Osten (Babylonien), aber auch Beziehungen zum hellenischen Westen hatte.

Die Phönizier haben aber auch bei ihren Handelsfahrten eine Menge Kolonieen an der asiatischen und afrikanischen Küste sowie auf den griechischen und italischen Inseln und Gestaden, bis über die Säulen des Herakles hinaus (Gades in Spanien, vgl. das bibl. Tarsis) angelegt, wohin sich ihre Religion verpflanzte und von wo Weihgeschenke an die heimischen Heiligtümer gesandt wurden. Die bedeutendste dieser Niederlassungen war bekanntlich Karthago, dessen vornehmste Bevölkerung sich von Tyrus herleitete, wie denn auch diese Stadt von jener durch alljährlich übersandte Opfergaben als Mutter geehrt wurde. Diese Verwandtschaft wird wie durch die semitische Sprache der Karthager, so durch ihre wesentlich phönizische Religion und Gesittung vollauf bestätigt. Die Denkmäler karthagischen Ursprungs sowie die sonstigen Nachrichten über die Religion dieses Volkes dienen daher zur Bereicherung unserer Kenntnis dieser Gruppe, ebenso aber auch zahlreiche auf Cypern, Sizilien, Sardinien und an andern von Phöniziern und Karthagern besiedelten Küsten gefundene Denksteine. Als litterarische Quelle zur Religionskunde Kanaans und Phöniziens kommt hauptsächlich das Alte Testament in Betracht. Was von Menanders aus Ephesus Schrift „Phoenicica" bei Josephus und Clemens Al. erhalten ist, bietet wenig Ausbeute. Ferner Herodot, Strabo u. a., auch der Afrikaner Appulejus (2 Jahrh. n. Chr.).

1. Vorstellungen von der Gottheit.

Was nun die Religion der Phönizier (Karthager) und der vorisraelitischen Bewohner Kanaans anlangt, so sind sie nach der Bibel Polytheisten: sie dienten den Baalen und Astarten. Allein nähere Untersuchung zeigt, dass nicht nur am einzelnen Ort, z. B. in der einzelnen Stadtgemeinde ursprünglich Ein Hauptgott verehrt wurde, in der Regel mit seiner weiblichen Nebenfigur, die seine Ausstrahlung ist, sondern dass auch die an den einzelnen Stätten verehrten Hauptgottheiten auffällig ähnliche Züge aufweisen, so dass sie sich leicht als Vervielfältigungen eines Haupttypus, und zwar eines solaren, bezw. eines Himmelsgottes erkennen lassen. Der Umstand, dass die Gottheit bei diesen Stämmen in der Regel nicht nach einer Naturerscheinung, sondern nach ihrer Würde im allgemeinen benannt wurde als El (Gott), Baal (Herr), Adon (Gebieter) u. s. f., erleichterte es, dass die partikularen Besonderungen der Gottheit wieder zu einer einheitlichen Vorstellung zusammengefasst

---

westkleinasien (Lykien) und den ägäischen Inseln hätte im 11. Jahrh. die Küste Kanaans erobert, aber, weil nur eine Minderzahl der Bevölkerung bildend, sich dieser in Sprache und Sitte anbequemt.

werden konnten. Dass die geläufigsten Götternamen wie Baal, Astarte, dann auch Ramman, Dagon, Nebo u. a. mit den bei Babyloniern und Assyrern gefundenen identisch sind, lässt sich daraus erklären, dass der babylonische Einfluss auf diese Länder am Mittelmeer nach den Amarnabriefen schon sehr frühe muss ein starker gewesen sein, oder aber so, dass diese Benennungen der Götter diesen Westsemiten mit den östlichen von früher her gemeinsam waren. Ein Gott wie Nebo kann endlich auch von Westen nach Osten gewandert sein[1]). Erhabenheit und Sinnlichkeit sind übrigens bei der phönizisch-kanaanitischen Götterauffassung eigentümlich vereinigt, wie auch ihr Kultus unter einem Firniss von feiner Kultur barbarische Roheit verrät.

Die allgemeinste[2]) und verbreitetste Bezeichnung der Gottheit ist Baal[3]). Da dieses Wort auch im profanen Sprachgebrauch stets üblich war, musste seine appellative Bedeutung: Inhaber von etwas, Gewalthaber über etwas, Herr, stets im Bewusstsein lebendig bleiben. Aber nicht in dem Sinne brauchte die religiöse Sprache das Wort stets appellativ, dass es immer eine Gattung von Wesen bezeichnete, wie etwa wenn hebräische Autoren von „den Baalen" reden. Dass Baal im Singular eigentlich nur ein einzelnes Numen im Unterschied von andern als Inhaber eines bestimmten Orts, besonders einer Oase, bezeichne, wobei in dem Worte selbst die Beschränktheit und Vereinzelung dieses Wesens läge[4]), ist irrig. Vielmehr ist der allumfassende Baal, der Himmelsgott und Herr *κατ' ἐξοχήν*, älter als die einzelnen Lokalgottheiten, die seine Manifestationen und Besonderungen darstellen. Als allgemeiner und höchster Gott (Nebenbuhler von Jahveh) heisst er hebräisch mit Artikel habba'al. Zwar kommt

---

1) Dieselbe Frage erhebt sich in Bezug auf die südlichen Araber (Himjaren), die einen mit Istar zusammenhängenden Gottesnamen Athtar haben, ebenso einen Gott Sin wie die Assyrer.

2) Das eigentliche semit. Wort für Gott El findet sich zwar auch hier neben Elon oder Alon (Bäthgen S. 301), aber meist nur als Gattungsname, selten als eigentliche Benennung Gottes in Eigennamen, wo es dann synonym mit Baal. Gen. 14, 18 steht es mit näherm Attribut für den höchsten Gott, den auch ein Abraham als den seinigen anerkennen konnte. El Gabal heisst der Sonnengott von Emesa, der analog wie Baal durch Spitzsäulen dargestellt und mit Knabenopfern verehrt wurde (Scholz, Götzendienst S. 143), welchen grausigen Dienst Kaiser Heliogabalus erneuerte (Scholz ebenda S. 189).

3) Dies die phönizisch-kanaanitische Form; syrisch Be'ēl; vgl. assyr. Bel (mit Ausfall des ע). — LXX unterscheiden den babylon. Bel (*Βήλ* od. *Βῆλος*) vom kanaanit. *Βάαλ*, geben aber diesen in Zusammensetzungen auch mit *Βεελ* od. *Βέλ*. In Palmyra und sonst findet sich auch die Aussprache Bol in Zusammensetzungen, wie Aglibol, der neben Malakbel Hauptgott von Palmyra. Bäthgen, Beiträge S. 84.

4) Siehe gegen diese neuerdings beliebte Meinung Baudissin, PRE³ II, 325 f. Derselbe deutet S. 340 an, dass man einen Zusammenhang des phönizischen Baal mit dem babylonischen Bel (in seiner doppelten Gestalt) schwerlich abzuweisen berechtigt ist. Für einen solchen spricht schon die hüben und drüben wohlbekannte Astarte.

er auf den Inschriften nicht ohne näheres Attribut oder Genetiv vor. Allein die zahllosen mit Baal zusammengesetzten Personennamen[1]) beweisen, dass dieses Wort für sich allein genügte, um eine bestimmte Gottheit zu bezeichnen, und zwar kann bei der Allgemeinheit des Ausdrucks nicht ein einzelner Baal neben andern gemeint sein, sondern eben nur der Baal schlechthin, den man über den einzelnen Besonderungen nicht aus dem Bewusstsein verloren hatte. Formell sind diese Namenbildungen nicht anders zu erklären, als wenn ein Israelit seinen Sohn Ischbaʿal[2]) nannte, indem er mit „dem Herrn“ eben Jahveh meinte, der in älterer Zeit unverfänglich baʿali „mein Herr“ angerufen wurde[3]), so gut wie adōnaj „mein Gebieter“, bis der Gebrauch dieses Namens wegen der leicht möglichen Beziehung auf den ganz anders gearteten Gott der Kanaaniter verdächtig wurde.

Eben um seiner ursprünglichen und nie ganz vergessenen Allgemeinheit willen konnte der vorzugsweise mit dem Namen Baal bezeichnete Gott der Phönizier und Kanaaniter sich aufs mannigfaltigste besondern, wie denn auch die Griechen ihn mit den verschiedensten Namen wiedergeben. Manche Neuere haben in ihm einen ursprünglichen Sonnengott gesehen (J. G. Müller, Schrader u. A.). Allein jedenfalls mit Recht findet Schlottmann, ohne den solaren Charakter zu bestreiten, in ihm die vielgestaltige erzeugende Naturkraft, welche sich in den solaren Erscheinungen nicht erschöpft. Und es dürfte mindestens ebenso richtig und seinem ursprünglichen Wesen entsprechender sein, wenn man ihn als Himmelsgott bezeichnet. So lässt ihn noch das phönizische Epitheton erkennen Baal Samem, *Βεελσάμην* (bei Sanchuniathon) = *κύριος οὐρανοῦ* (Philo Byblius). Eine phönizische Grabinschrift[4]) beginnt לאדן לבעל שמם, dem Gebieter, dem „Herrn des Himmels“; eine sardinische Votivtafel ebenso, aber mit kontrahierter Form לבעשמם, Lᵉbassamēm[5]). Die palmyrenischen Inschriften geben die Form בעל שמן baal samin[6]). Augustin bezeugt als bei den Puniern geläufigen Gottesnamen baal samen[7]), und in der That schwört bei Plautus Poen. 5, 2. 67 der Punier Hanno „gune bal samem“, bei der Hoheit (גאוני) des Himmelsbaals. Verwandt mit dieser Benennung ist die des Baal rām, des erhabenen B. auf neuphönizischen

1) Z. B. Baaljathon oder Baliton, Baal spendet; Baalšama, B. erhört; Baalšamar, B. behütet; Asarbal = Asrubal = Asdrubal, Hilfe Baals; Inibal, Auge Baals oder: mein Auge ist Baal? u. s. f. S. ein Verzeichnis bei Scholz, Götzend. S. 168 ff. Geradeso bildeten die Babylonier Eigennamen mit ihrem obersten Gotte Bel. Auch Baal konnte demnach zum Eigennamen (des Hauptgottes) werden.

2) 1 Chron. 8, 33.

3) Hos. 2, 18 f.

4) CIS I, p. 30.

5) CIS I, p. 183.

6) de Vogüé, Syrie Centrale I Nr. 16 u. 73.

7) Quaest. 16 in Jud.

Inschriften[1]). Auch der Höhenkultus der Phönizier und Kanaaniter führt, wie wir sehen werden, auf eine himmlische Gottheit.

Als Himmelsgott aber wurde der Baal namentlich in der solaren Gestalt geschaut, auf welche bestimmter andere Epitheta weisen. So heisst er Baal chammān בעל חמן unzähligemal auf karthagischen und auch sonst auf nordafrikanischen, maltesischen und sizilianischen Inschriften; d. i. der Glut ausstrahlende, Baal solaris[2]). Die judäischen chammānim, Sonnensäulen (Jes. 17, 8 u. sonst), vielleicht den ägyptischen Obelisken ähnlich, sind Embleme dieses Gottes wie die Ascheren solche der Astarte. Eine eigentliche Abbildung desselben findet sich z. B. über einer afrikanischen Inschrift[3]), wo er als männliche Gestalt mit Strahlen um das Haupt dargestellt und ausserdem weiter oben die Sonnenscheibe mit menschlichem Gesicht angebracht ist[4]). Die ausgebreiteten Arme halten zwei grünende Bäumchen. Bei einer andern ebenfalls dieser Gottheit geweihten Inschrift[5]) ist eine ähnliche Gestalt zu sehen, deren Arme in eine riesige Weintraube und in einen Granatapfel auslaufen, wodurch sie ebenfalls als Spenderin des fruchtbaren Wachstums, das ihre Strahlen hervorrufen, gekennzeichnet ist. Die Wohlthätigkeit des Gottes wird auch durch die vielen Inschriften bezeugt, welche für empfangene Wohlthaten danken oder seine Segnungen erflehen. Dass der im benachbarten Baalbek (griech. Heliopolis) verehrte Baal Sonnengott war, ist unzweifelhaft; nur stammen allerdings die Nachrichten über sein dortiges Heiligtum aus sehr später Zeit.

Mit dieser Verehrung des Baal als Sonnengottes wird es zusammenhängen, dass die Karthager und auch die Tyrier zu Zeiten den Apollodienst bei sich aufnahmen. Höchst wahrscheinlich haben sie eben in dem griechischen Sonnengott nur eine nationale Modifikation ihres eigenen Gottes erkannt. Z. B. haben die Karthager aus Gela (Sizilien) eine kolossale Apollostatue entführt und sie den Tyriern als Trophäe geschickt, welche dieselbe im Tempel ihres Hauptgottes Herakles, d. i. Melkart (der dem Baal Chamman entspricht) aufstellten, dann aber während der Belagerung der Stadt durch Alexander, da sich das Gerede bildete, der Apollo wolle die Stadt verlassen, mit einer goldenen Kette an den Altar des

---

1) Scholz, Götzendienst S. 139. Dieses Baal-rām erscheint auch als Personenname. S. ebenda S. 168.

2) Gesenius, Monum. p. 170 ss., wo jedoch die Kombination mit dem ägypt. Amon, die bei ungenauer Schreibung des chammān nahelag, abzuweisen. Dass dieser Gott nicht von der Sonnensäule, sondern diese nach ihm benannt ist, leuchtet ein. Die Säule strahlte keine Wärme aus, hiess also nach dem Gotte chammān.

3) Gesenius ebenda tab. 21.

4) Auch in Phönizien fand Renan eine Säule mit dem Bild des Baal, von dessen Haupt Strahlen ausgehen (Mission en Phénicie p. 92 tab. 32 Nr. 2).

5) Gesenius a. a. O. Numid. IV, tab. 23.

Herakles fesselten[1]). — Ferner weiss Cicero[2]) von einer aus Agrigent durch die Karthager geraubten, von Myron verfertigten Apollostatue. — Bei der Zerstörung Karthagos durch die Römer wurde eine solche (aber schwerlich dieselbe!) Kolossalstatue des „Apollo“ von 1000 Talenten Goldes Gewicht durch die Truppen zertrümmert[3]). Eine damals erbeutete Apollostatue wurde von den Siegern in Rom gegenüber dem Circus aufgestellt[4]). Doch fragt sich in Bezug auf die letztern Fälle, ob es sich wirklich um Bilder des griechischen oder eines karthagischen Gottes handelt, dem die Ausländer diesen Namen gaben[5]). So verhält sichs gewiss mit dem Apollo von Utica, dessen Tempel die Phönizier nach Plinius[6]) schon 1178 Jahre vor seiner Zeit gebaut haben sollen.

An Apollo, welchem die Fliege heilig war, erinnert auch Baal-zebūb, d. i. der Fliegenbaal bei den Philistern zu Ekron 2 Kön. 1, 2. 3. 16. Er heisst so als der sömmerliche Sonnengott, dem dieses Tier heilig ist, während der Gedanke an die Abwehr der Fliegen (vgl. Zeus *ἀπόμυιος*) sekundär sein wird. Jedenfalls war er Orakelgott, und wahrscheinlich wurden seine Vorzeichen aus dem Benehmen der Fliegen erschlossen. Dass er auch Heilgott war, lässt sich aus dem an obiger Stelle erzählten Fall nicht sicher folgern, doch ist es nicht unwahrscheinlich. Von den rabbinischen Juden wurde später aus diesem Gott der schlimmste der Dämonen gemacht[7]) und zugleich sein Name in Beel-zebul umgelautet, was den Mistgott bedeutet, wenn die Verwandlung des b in l nicht blos der lautlichen Erleichterung zu liebe geschehen ist.

Nach seiner sozialen und politischen Seite heisst der Gott bei den Kanaanitern, von denen ihn die Sichemiten in der Richterzeit übernommen hatten, Baal-berith Richt. 8, 33; 9, 4 vgl. Vs. 46 El-berith. Damit wird nicht sein Bundesverhältnis zum Volke, sondern sein schirmendes Verhalten zum Bund der Menschen unter einander ausgedrückt[8]). Er ist der Schutzgott eines kanaanitischen Städtebundes, einer Eidgenossenschaft, vielleicht auch „der Gott, bei welchem Verträge geschlossen oder Vertragsopfer gebracht werden“ (Nöldeke ZDMG 42, 478). — Der Ortsname Baal-gad[9]) lässt auf einen Glücksbaal schliessen, der dort am Fusse des Hermon verehrt worden wäre[10]). Dagegen Baal-tamar (Richt.

1) Curtius 4, 15; Plutarch, Vita Alexandri M. c. 24.
2) Cicero in Verr. 4 § 93.
3) Appian. Pun. c. 127.
4) Plutarch, Titus c. 1.
5) Vgl. J. H. Mordtmann, ZDMG 32, 552 ff.
6) Plinius, Hist. nat. 16, 79.
7) Einen sprachlichen Erklärungsversuch dafür gibt Riehm im Bibl. Hdwb. Art. Beelzebub.
8) Vgl. Baudissin, PRE³ II, 334.
9) Jos. 11, 17; 12, 7; 13, 5.
10) Vgl. den Glücksgott Jes. 65, 11 und die syrische Gad-Tyche ZDMG 31, 99. Siehe unten S. 253.

20, 33) „Palmenbaal" erinnert an das oben über die befruchtende Wirksamkeit des Gottes Gesagte.

Eine Abart des Gottes wurde unter dem Namen Baal Peōr auf moabitischem Gebiet mit wollüstigem Kultus verehrt, an dem sich die Israeliten schon in frühester Zeit beteiligten[1]). Steht auch Num. 25, 2 nicht ausdrücklich, dass bei der Festfeier dieses Baal der unzüchtige Umgang sei gepflogen worden, so kann doch, da die Moabiterinnen ihre lüsternen Buhlen dazu einladen, kaum ein Zweifel sein, dass dies die Meinung ist[2]). Dagegen ist nicht nachzuweisen, dass dieser sinnliche und unsittliche Kultus im Namen Peōr ausgedrückt sei, den die Rabbinen „Entblössung" u. dgl. deuten wollten. Es scheint dieser Baalskult einer bestimmten Gegend eigen gewesen zu sein, wo das Gebirge Peōr und der Ort Beth Peōr lagen. Beide sind wohl nach dem Gotte benannt, doch könnte beim Berge auch das umgekehrte der Fall sein.

Auch bei andern Ortsnamen kann man im Zweifel sein, ob eine Spezialität des Gottes dem Ort oder ob der Ortsname dem Gott die Spezialbenennung gegeben hat: Baal-Hamon, B. Chazor, B. Šališa, B. Perazim, B. Meōn u. s. w. Doch ist hier meist letzteres anzunehmen. Anders verhält sichs mit Baal Zephōn oder Zaphon, dessen Heiligtümer weit auseinander liegen. Vgl. den Ort am roten Meer Ex. 14, 2 mit dem im Stamme Gad Jos. 13, 27 und dem karthagischen Personennamen עבדצפן, Diener des Zaphon[3]). Mit dem griechischen Namen Typhon ist es schwerlich identisch, wie Renan meinte. Eher bedeutet es den Baal des Nordens, der auf dem Götterberg im äussersten Norden (Jes. 14, 13) seinen Sitz hat (Bäthgen).

Da diese an sich allgemeine und vielseitige Gottheit, welche man Baal nannte, sich örtlich und qualifikativ so mannigfach besonderte, erklärt sich leicht, wie von einer wirklichen Mehrheit von Baalen gesprochen werden konnte, was natürlich nicht leicht im Kultus, aber um so häufiger von seiten der Fremden (hier der Hebräer) geschah. Man hat mit innerm Recht die verschiedenen Marien mit ihren lokalen Attributen im römischen Kultus verglichen[4]).

Der Baal von Tyrus führte speziell den Namen Melkart, d. i. melek kereth, König der Stadt, offenbar eigentlich ein Beiname, der seine politische Bedeutung aussprach. Ihm galten jene Huldigungen der Karthager. Wie das Königshaus von Tyrus, so rühmten sich die vornehmsten Familien Karthagos von ihm abzu-

---

1) Num. 25, 3. 5; 31, 16; Deut. 4, 3; Jos. 22, 17.

2) Anders Kautzsch, Die Ächtheit der moabitischen Altertümer, 1876, S. 74 f. Analog ist aber das Hos. 4, 14 gezeichnete Treiben.

3) CIS I, p. 342; vgl. 127 f.

4) Renan vergleicht auch mit den verschiedenen Tempeln, welche die unterschiedenen Baale oder Astarten in derselben Stadt haben konnten, die Pariser Kirchen Notre Dame des Victoires, Notre Dame de Bonne Nouvelle etc.

stammen[1]). Zwei maltesische Stelen[2]) sind geweiht לאדנן למלקרת בעל צר „unserm Gebieter, dem Melkart, dem Baal von Tyrus". Dem entspricht in der darunterstehenden griechischen Widmung: *Ἡρακλεῖ ἀρχηγέτει*. Auch Philo Bybl. identifiziert den tyrischen Melkart ausdrücklich mit Herakles[3]). Da letzterer Sonnengott ist, bestätigt sich auch von dieser Seite der solare Charakter des tyrischen Melkart, mit welchem man übrigens nach dem oben (S. 234 f.) Gesagten auch den Apollo verwandt ansah. Ferner ist zu beachten, dass nach Menander[4]) der König Hiram von Tyrus (Zeitgenosse Salomos) angefangen habe, die Auferstehung des Herakles in einem bestimmten Monat zu feiern. Das geht auf die Neubelebung der bis zur Wintersonnenwende abgestorbenen Sonne. Die Selbstverbrennung des Herakles wurde durch Scheiterhaufen symbolisch dargestellt. Jener König Amilkas, der nach Herodot 7, 167 sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte und dem die Karthager opferten, scheint der historisierte Melkart zu sein. Dass man diesen auch dort verehrte, zeigen die vielen mit diesem Gott zusammengesetzten karthagischen Personennamen, wie Abdmelkart, Germelkart (Schützling des M.), Hamilkar, Himilkar (= אחי מלקרת, Bruder, Freund des M.)[5]). Derselben Gottheit galten anderweitige phönizische Tempel des „Herakles", z. B. ein solcher auf Thasos im ägäischen Meer. Der thasische Herakles kehrte, wohl etwas gräzisiert, wieder nach Tyrus zurück und erhielt dort einen besondern Tempel[6]). Auch zu Gades hatten die Phönizier ihrem Herakles-Melkart ein berühmtes Heiligtum gebaut; ebenso wurde er verehrt in Tarsus, auf Sizilien (Heraklea = Rus Melkart, Vorgebirge des M.), Malta und anderswo. Abgebildet ist er auf Münzen von Gades mit jugendlichem männlichem Kopf und den Abzeichen der Keule und Löwenhaut. Seine Embleme im Kultus sind zwei Säulen. Im Haupttempel zu Tyrus waren dieselben, nach der angegebenen Stelle bei Herodot, von Gold und Smaragd. Dass der himmlische Sonnengott auch das Meer beherrschend, ja darin wohnend gedacht wurde, s. Baudissin, Studien II, 174 f. — Uebrigens kommt bei den Phöniziern auch das einfache milk, König, als Benennung Gottes vor und steht in diesem Sinn in manchen Eigennamen[7]). Die Bedeutung ist analog wie bei Baal zu erklären. Sie hat sich dann zu der einer bestimmteren Stammgottheit verdichtet, z. B. bei den Ammonitern, die ihren Gott nach dem Alten Testament Milkom oder Molek nannten, wobei aber die letztere Vokalisation wohl Zuthat der Schriftgelehrten ist, welche auf boschet

---

1) Virgil, Aen. 1, 729; Silius Italicus, Punica 1, 87.
2) CIS I p. 151 s.
3) Vgl. auch Herodot 2, 44; 2 Makkab. 4, 19 f.; Diodor, Sic. 20, 14.
4) Bei Josephus, Ant. 8, 5, 3.
5) S. Scholz, Götzendienst S. 200 f.; Bäthgen, Beiträge S. 21.
6) Herodot 2, 44.
7) Vgl. Bäthgen, Beiträge S. 37 ff.

(Schande) hinweisen wollten. Vielleicht hiess der ammonitische Gott auch einfach hammelek, oder melek, vgl. Zeph. 1, 5.

Die Idee des Ersterbens und Wiederauflebens der göttlichen Naturkraft prägt sich namentlich auch im Adonismythus aus. Die griechischen und römischen Autoren kennen einen phönizischen Gott Adonis. Dieses Adon ist ganz ähnlich wie Baal eigentlich Appellativ, den Herrn und Gebieter bezeichnend, daher bei den Hebräern stets unbedenklich zur Umschreibung von Jahveh gebraucht. Bei den Phöniziern verdichtete sich die Vorstellung zu der eines bestimmten Gottes, während es im Grund eine bestimmte Erscheinungsform der allgemeinen Gottheit (Baal) ist. So wurde Adon oder Adoni (griech. *Ἄδωνις*) ein nomen proprium für einen von Baal, Melkart u. s. f. unterschiedenen Gott. Lokal ist die phönizische Stadt Byblus (Gebāl) der Stammsitz des Adoniskultus, von wo er namentlich auch nach Cypern überging[1]). Er vereinigt in sich Schönheit, Jugendkraft und Minne, wird aber von einem feindlichen Eber getötet und von den Weibern beweint[2]). Er stellt also das unter widerwärtigen Einflüssen ersterbende üppige göttliche Naturleben dar, das sich übrigens wieder verjüngt. Die Frage, ob ursprünglich das abnehmende Sonnenlicht oder die verschmachtende Vegetation diese Idee nahelegte, ist mit Baudissin[3]) im erstern Sinne zu beurteilen. Doch trat (ähnlich wie in Ägypten) mit der Zeit mehr die letztere Vorstellung in den Vordergrund, welche namentlich bei den Griechen vorherrschte. Um der innern Verwandtschaft der Idee willen verschmolz der phönizische Adonismythus und -kultus sich mit der Zeit einerseits mit dem gleichfalls nach Vorderasien vorgedrungenen[4]) Thammuz-Dienst und anderseits mit dem des ägyptischen Osiris, der ja nach der jungen Gestalt des Mythus als Leiche eben nach der phönizischen Stadt Byblus gekommen und dort von der klagenden Isis gefunden worden sein soll.

Mit Adonis verwandt, gewissermassen ein Doppelgänger von ihm, ist Ešmun, der Heilgott, welcher die verjüngende Lebenskraft darstellt. In der grossen Sarkophaginschrift[5]) des Königs von Sidon, Eschmunazar (d. i. Eschmun hat geholfen), berichtet dieser, dass er mit seiner Mutter Ammaštart dem Baal, der Astarte und dem Eschmun Tempel errichtet habe. Auch andere Phönizier benannten sich nach diesem Gott, der wie in Sidon namentlich auch in Berytos verehrt war. Wegen seiner Heilkraft, welche die

1) Vgl. über die Namensform Bäthgen, Beiträge S. 42 ff. und über die Adonismythen, die uns nur in gräzisierter Form erhalten sind, Scholz, Götzendienst S. 218 ff.

2) Lampridius, Heliog. 7: Salambonam etiam omni planctu et jactatione Syriaci cultus exhibuit, geht auf das zum Beweinen ausgestellte Adonisbild. Salambo oder Salambas ist = צלם בעל, Bildnis des Baal. Robertson Smith a. a. O. S. 412.

3) Baudissin, Studien II S. 188.

4) Vgl. Ezech. 8, 14.

5) CIS I p. 13 ss. Siehe dort die Litteratur zu dieser Inschrift p. 12.

Kranken anriefen, nennen ihn die griechischen Inschriften Asklepios, die lateinischen Aesculap[1]). Auch er wurde in Karthago, auf Cypern und in anderen Kolonieen verehrt, wo er ebenfalls in zahlreichen Eigennamen begegnet wie Abdeschmun, Eschmunšillek (E. lässt frei ausgehen) u. s. f.[2]). In Karthago, wo er einen berühmten Tempel hatte, war er besonders angesehen.

Der Gott Rešeph, dessen Name in Personalbenennungen auf Cypern vorkommt und auf einer Inschrift aus Citium[3]) Rešeph Chēz heisst, R. mit dem Pfeile, ist nach der hebräischen Bedeutung des Wortes רֶשֶׁף (Flamme) zu schliessen, Blitzgott, Gewittergott. Er kommt auch in Ägypten vor in der Form Rašpu und ist dort als asiatischer Gott abgebildet[4]). Nach Ed. Meyer[5]) wäre er wie die Göttin Anath (s. unten) hethitischer Gott gewesen und diesem feindlichen Volk von den Ägyptern zur Zeit der 18. und 19. Dynastie entlehnt worden. Der anscheinend semitische Name ist jedoch diesem Ursprung nicht günstig.

Die Gottheit spiegelt sich nun aber bei diesen Völkern regelmässig in einem weiblichen Gegenbilde wieder. Der am nächsten liegende Name Baalat, welcher bei den Assyrern so gangbar geworden (Bilit, Beltis) wird seltener dafür gebraucht. Immerhin heisst auf der Inschrift eines Königs von Gebal[6]) die Göttin von Gebal (Byblus) הרבת בעלת גבל „die Herrin, die Baalat von Gebal". Sie buhlte mit Adonis-Thammuz[7]) und wurde als Liebesgöttin mit Unzucht gefeiert nach Lucian (de dea Syr. c. 6), der von einem grossen Heiligtum dieser *Ἀφροδίτη Βυβλίη* weiss. — Hie und da kommt auch eine Milkat als weibliche Ableitung von milk vor[8]).

Der gewöhnliche, bei all diesen Völkern verbreitete Name der Göttin ist jedoch Astarte[9]), lautlich und auch dem Wesen des Numens nach der assyrischen Istar entsprechend. Nur ist auch sie, dem vielgestaltigen Baal analog, eine dea multiformis (Appulejus). Denn auch das weibliche Götterwesen hat sich lokal und nach sonstigen Attributen mannigfach besondert. In der Regel ist es das weiblich empfangende, fruchtbare Prinzip wie Baal das männlich befruchtende. Und wie Baal in der Sonne seine vornehmste Erscheinung hat, so ist bei diesen vorderasiatischen Völkern Astarte meist lunaren Charakters[10]), indem dem Monde ein starker Einfluss

---

1) CIS I p. 188.
2) Vgl. Bäthgen, Beiträge S. 45 f.
3) CIS I p. 36 ff.
4) Vgl. die Abbildungen ebenda p. 38 und oben S. 150.
5) ZDMG 31, 719. Vgl. auch ZDMG 32, 557.
6) CIS I p. 1 ss.
7) Vgl. Baudissin, Studien I, 301 f.
8) Bäthgen, Beiträge S. 40.
9) Dies die phönizische Aussprache. Im AT. liest man ʿaschtoret, ob mit Recht? Vgl. Baudissin, PRE[3] II, 149.
10) So überhaupt in Vorderasien. Auch die „Himmelskönigin", welche abgöttische Frauen der Israeliten verehrten, war Mondgöttin. S. meinen Komm. zu Jer. 7, 18 und 44, 17.

auf die Fruchtbarkeit zugesprochen wurde, während wir bei den Babyloniern und Assyrern diese Göttin stets mit dem Planeten Venus verbunden fanden. Sie wurde als Göttin der animalen Fruchtbarkeit in Kanaan mit Kuhhörnern dargestellt[1]) (vgl. Isis-Hathor), was sich bei einer lunaren Göttin um so besser begreift — während Baal-Moloch in Stiergestalt oder mit Stierkopf symbolisch erscheint.

Sie heisst 1 Kön. 11, 5. 33; 2 Kön. 23, 13 Göttin der Sidonier, d. h. Phönizier. Gerade in Sidon aber war sie die Hauptgöttin und Schutzgöttin der Stadt. Die Inschrift Eschmunazars berichtet, dass dieser König von Sidon und seine Mutter, welche Ammaštart (Magd der Astarte) hiess, dieser Göttin einen Tempel gebaut haben. Mehrere sidonische Könige führen den Namen Abdastart (Bodastart), Verehrer der A.

Ähnlich war es in Tyrus, wo immerhin Melkart den Vorrang hatte. Z. B. war der Vater der israelitischen Königin Isebel, Ithobal, ein Priester der Astarte zu Tyrus[2]). Auch in Karthago genoss sie Verehrung; dort dominierte jedoch die Göttin Tanit (s. unten). Besonders merkwürdig ist, dass ein sidonischer Tempel der Astarte mit dem Zunamen שם בעל, Name des Baal, geweiht war[3]). Darin spricht sich das Bewusstsein wesentlicher Einheit dieser beiden Gottheiten aus, so zwar, dass die Göttin das sekundäre ist, eine Offenbarungsform, in welcher die Gottheit (Baal) den Menschen näher tritt. Die so häufige, auch in Israel bekannte Unterscheidung einer unnahbaren, verborgenen und einer offenbaren Gottheit, welche beide verwandt, ja im Grunde Eins sind, findet sich hier in geschlechtlicher Form. Ganz ähnlich heisst Tanit „Angesicht des Baal", wie wir sehen werden. Baal und Astarte wurden auch sehr häufig auf Einem Altar verehrt. Ihr Symbol heisst Aschera und ist ein aufgerichteter Baum, entweder mit frischen Zweigen, nach Art der Pfingstmaien, oder kahl und dürre geworden. Diese Ascheren werden von vielen (z. B. Archinard) als phallische Symbole der Liebesgöttin angesehen. Wahrscheinlicher stellen sie, wie die grünen Bäume, unter denen man am liebsten Altäre errichtete, das göttliche Naturleben dar[4]). Aschera kommt im A. T. aber auch als Wechselname der Göttin Astarte selbst vor[5]). Dass dies nicht auf Irrtum beruht, wie man behauptet hat, sondern das Wort eigentlich Benennung einer verwandten Göttin ist (ganz analog wie jenes chammân), geht aus den Monu-

---

1) Vgl. den Ortsnamen ʻAštĕroth ḳarnajim, (Ort der) zweigehörnte(n) A. Gen. 14, 5, nach Deut. 1, 4 in Basan.

2) Vgl. Josephus contra Apion. 1, 18 mit Ant. 8, 13, 2.

3) Nach der Eschmunazarinschrift CIS 1, p. 18. Gegen Dillmann, der lesen will: „Himmelsastarte des Baal", siehe Bäthgen, Beiträge S. 267.

4) Vgl. Robertson Smith, Rel. of the Semites, 1894, S. 456 f.

5) Siehe 2 Kön. 23, 4; 1 Kön. 15, 13; 2 Chron. 15, 16 und die allerdings angefochtene Stelle 1 Kön. 18, 19.

menten hervor[1]). Dagegen war es verfehlt, wenn man in Aschera im Unterschied von der gestrengen jungfräulichen Astarte die holde Liebesgöttin erkennen wollte. Diese Doppelseitigkeit ist zwar bei diesen Völkern auch vorhanden, entspricht aber keineswegs dem Gebrauch jener beiden Namen. Wie Baal-Melkart (Herakles) einerseits huldvolle, hilfreiche, lebenspendende Gottheit ist und auf der andern Seite gefürchtet und mit blutigen Opfern versöhnt wird, so lässt der Kultus der Astarte bald eine mannhafte oder jungfräuliche, kriegerische Gottheit erkennen, bald die der Lust und Liebe.

In der Bibel ist oft im Plural von Astarten die Rede — vorausgesetzt, dass es nicht pluralis eminentiae sein soll[2]) —, was ganz analog zu erklären wie der Plural bĕʿâlim, nämlich aus den örtlichen und qualitativen Besonderungen der weiblichen Gottheit, während die „Ascheren" auf die symbolischen Repräsentanten der Göttin gehen, wie übrigens auch bei den „Baalen" die Bilder zur Multiplikation des Numens beigetragen haben.

Zweier Doppelgängerinnen der Astarte ist noch besonders zu gedenken. Eine altpalästinensische Göttin ist ʿA n a t h, von der sich Spuren in Personen- und Ortsnamen erkennen lassen[3]). Fraglich ist, ob dieselbe mit der assyrisch-babylonischen Anatu identisch sei[4]). Ed. Meyer glaubt, sie sei vielmehr hethitischen Ursprungs und wie der Gott Rešeph (s. oben) von diesem Volke zu den unter der 18. und 19. Dynastie mit ihm im Kampf liegenden Ägyptern übergegangen. Jedenfalls wurde Anϑat oder Anta in Ägypten verehrt, und zwar wird sie mit Helm, Schild und Lanze, sowie mit einer Streitaxt in der Linken abgebildet. Sie ist also Kriegsgöttin und entspricht der Istar in dieser Fassung, oder der gestrengen jungfräulichen Astarte, daher sie die Griechen mit Athene gleichsetzen, was auch lautlich nahelag. So auf einer bilinguen cyprischen Inschrift[5]) wird die Widmung לענת עז חים „der Anath, der Kraft des Lebens" wiedergegeben mit *Ἀθηνᾷ Σωτείρᾳ Νίκῃ*.

Mit diesem Namen klingt zusammen der der Göttin T a n i t. Der Name ist dunkel, auch die Aussprache unsicher. So (Tnt) heisst auf den Inschriften die Schutzgöttin von K a r t h a g o. Auf unzähligen (bis jetzt über 2000!) hier gefundenen Votivtafeln ist sie neben Baal Chamman genannt, so zwar, dass sie v o r a n s t e h t.

1) Die Amarnatafeln nennen Abd Asirta oder Abd Asratum, Knecht der Aschera. Siehe überhaupt B a u d i s s i n, PRE³, II, 158.

2) S c h l o t t m a n n, ZDMG 24, 650.

3) Vgl. den Personennamen Richt. 3, 31; 5, 6 und die Ortsnamen Beth ʿAnath in Naphtali Jos. 19, 38; Richt. 1, 33 und Anathoth in Benjamin Jerem. 1, 1 u. s. f. Siehe B ä t h g e n, Beiträge S. 53. Auch die philistäische Stadt Anthedon (später Agrippias) in der Nähe von Gaza, welche in Böotien eine Namensschwester hat, ist zu vergleichen, R e l a n d, Palaestina, Norimb. 1716 p. 424.

4) Siehe gegen diese Annahme Ed. M e y e r, ZDMG 31, 716 ff.

5) CIS I, p. 114.

Gewöhnlich beginnt die Widmung: לרבת לתנת פן בעל ולאדן לבעל חמן d. h. „der Herrin Tanit, dem Angesichte Baals und dem Gebieter Baal Chamman". Merkwürdig ist hier, dass einerseits die Göttin voransteht, offenbar als die zu den Menschen in näheres Verhältnis getretene Schirmherrin der Stadt, anderseits derselben doch eine sekundäre Stellung zu Baal angewiesen wird, als dem „Angesicht" desselben, d. h. der Erscheinung seines Wesens. Formell erinnert diese Verwendung des „Angesichts" an Exod. 33, 14 f. wie die obige des göttlichen „Namens" an Exod. 23, 21.

Die ursprüngliche Einheit der Gottheit, die sich erst zu männlicher und weiblicher Besonderheit entfaltete, wird auch hinterher wieder hergestellt durch Wechsel des Geschlechts, d. h. Übertragung der weiblichen Attribute auf die männliche Gottheit und umgekehrt der männlichen auf die weibliche, sowie geradezu durch Gleichsetzung der Namen. Z. B. erscheint auf einer afrikanischen Inschrift[1]) ein Priester des Ešmun Aštart, was nur heissen kann, dass man einen Ešmun mit den Attributen der weiblichen Gottheit kannte, der das männliche und das weibliche Prinzip in sich vereinigte, ein Seitenstück zu dem Ἀφρόδιτος der Griechen, dem Venus almus der Römer. Auch Aštar Kemoš in der Mesa-Inschrift Zeile 17 scheint so erklärt werden zu sollen, dass es Astarte mit den Prädikaten des männlichen Gottes Kemosch, der die moabitische Sondergestalt des Baal ist, sein soll, also eine kriegerische Astarte. Nur ist hier im Unterschied vom vorigen Fall die weibliche Gottheit vorangestellt. Eine Komposition der erstern Art ist dagegen Milk Aštart[3]). Im erstern Fall wird das Männliche, im letztern das Weibliche überwiegend gedacht worden sein, wie die bildlichen Darstellungen bald einen verweiblichten Mann, bald ein vermännlichtes Weib (Venus barbata) erkennen lassen. Mit diesem Wechsel der Naturen hing es zusammen, dass Priesterinnen in Mannskleidung mit Waffen ihrer Göttin und Priester in Frauenkleidung ihrem Gott oder auch ihrer Göttin dienten, was Deut. 22, 5 untersagt wird. Aber auch Gottheiten gleichen Geschlechts werden, ähnlich wie in Ägypten, öfter einander gleichgesetzt, um auszudrücken, dass sie im Grund nur verschiedene Auffassungen ein und derselben Macht seien. So wurden auf Cypern Ešmun-Melkart, Ešmun-Adonis, Adonis-Osiris verehrt, was uns bei der oben angegebenen Verwandtschaft der zusammengekoppelten Götter sich so leicht erklärt, wie wenn in Karthago von einem Milk-Baal oder Milk-Osir die Rede ist[4]).

---

1) CIS I, p. 328.

2) Vgl. Schlottmann, ZDMG 24, 649 ff. — Bäthgen, Beiträge S. 256. Eine männliche Form עשתר, ʿathtar, kommt nur bei den Himjeriten vor.

3) CIS I, p. 33.

4) Vgl. die treffliche Abhandlung von Bäthgen, Beiträge S. 253 ff.

2. Kultus und Frömmigkeit.

Die Eigenart dieser Gottheiten lernt man am besten aus ihrem Kultus kennen. Sie erweisen sich durch denselben überall als Naturgottheiten, d. h. ihr Wesen wird nicht wahrhaft über der Natur erhaben vorgestellt, sondern in die Sinnlichkeit herabgezogen und bleibt einer wahrhaft übermenschlichen ethischen Würde bar. Zwar sind es nicht, wie bei den Ariern, einzelne Naturerscheinungen, mit welchen die Götter nahezu identifiziert würden. Auch der Sonnenbaal behält allgemeineren und geistigeren Charakter, als dass er je mit der Sonne als Phänomen identisch gedacht wäre. Allein die ethische Weihe macht sich bei diesen Göttern wenig bemerklich und lässt sich oft ganz vermissen. Wenn auch die sittliche Seite der Religion hier so wenig als in Babylonien gänzlich fehlt, so stellen die Gottheiten dieser Phönizier, Karthager u. s. w. doch meist nur jene übermächtige, unverstandene, aber tief empfundene Naturgewalt dar, welche bald den Menschen mit Wohlthaten überschüttet, bald ihn seiner Güter beraubt, ja sein Leben zürnend vernichtet. Jenachdem das eine oder das andere überwiegt, nimmt der Kultus einen lasciven oder einen unmenschlich grausamen Charakter an.

Zwar ist die Abbildung der Gottheiten, wobei man sie in Tier- oder Menschengestalt darstellte, bei diesen Völkern üblich. Aber ihre Bildnerei war meist eine rohe, wobei die symbolische Bedeutung die Hauptsache war, auf die Form wenig Mühe verwandt wurde und eine ideale Auffassung gar nicht zu plastischer Ausprägung kam, wo nicht griechischer Einfluss veredelnd einwirkte, was bei dem regen Verkehr mit diesem Volk an den Küsten bald der Fall war. Ein beliebtes Bild der männlichen Gottheit (Baal, Melkart) scheint die Stiergestalt gewesen zu sein, während die weibliche mit Kuhhörnern figurierte. Man pflegte zum Zeichen der Verehrung solche Bilder zu küssen[1]. Gewiss älter als solche Götterbilder sind aber bloss symbolische Embleme, welche die Gegenwart des Gottes andeuteten. Man errichtete einen Stein, eine Mazēba an Stellen, wo man das Walten der Gottheit erfahren hatte[2]. Und wie man zur Vergegenwärtigung des Sonnengottes steinerne Säulen (chammânim) aufrichtete[3], so pflanzte man zu Ehren der Göttin jene Bäume auf, welche das fruchtbare Leben versinnbildeten, die Ascheren[4].

Der Ort der Anbetung waren Anhöhen, Berge und Hügel. Manche heilige Berge begegnen in und um Kanaan, wie Karmel,

---

1) Vgl. 1 Kön. 19, 8; Hos. 13, 2. Es ist wohl Fusskuss gemeint.

2) Vgl. Genes. 28, 18. 22.

3) S. oben S. 234 und vgl. Jes. 17, 8; 27, 9; 2 Chron. 34, 4. Am kostbarsten waren die zwei Säulen des Melkart-Herakles in Tyrus, die eine aus lauter Gold, die andere aus Smaragd. Herodot 2, 44.

4) S. oben S. 240.

Hermon[1]), Libanon[2]), Nebo, Sinai u. s. f. und ungezählte heilige Anhöhen, bāmōth, welche dem Kultus dienten und zum grössten Teil durch die Israeliten von den Kanaanitern übernommen worden waren. Diese verehrten auf ihren Höhen, wo erst mit der Zeit und nur zum Teil Tempel mit Bildern errichtet wurden, ursprünglich die Gottheit unter freiem Himmel, also sicher eine himmlische Gottheit, der man sich in der Höhe näher fühlte und dort auf einem primitiven Altar Opfer brachte. Mit Vorliebe geschah das „unter grünen Bäumen“, d. h. wo ein riesiger Baum oder eine stattliche Baumgruppe, etwa durch eine Quelle getränkt, Schatten und Kühlung bot, zugleich aber die Anwesenheit des segnenden Naturgottes veranschaulichte. Dass auch sonst die Quellen vorzugsweise als Stätten desselben geehrt wurden, versteht sich leicht, da im Morgenlande, vollends in der Wüste, das Dasein einer Quelle so sichtbar alles Wachstum bedingt. Unrichtig ist es, wenn man neuerdings etwa meint, den Fetischismus, und zwar Steinkultus als die ursprüngliche Religion dieser „Semiten“ nachweisen zu können. Vielmehr hatten solche Steine, die an sich nichts weniger als geeignet waren die Gottheit, wie man sie sich dachte, darzustellen, commemorative Bedeutung und wiesen auf die sehr hoch gehaltene Heiligkeit des bestimmten Ortes. Und wenn auch zwischen den Steinen selbst und dem Numen, das sich da offenbarte, eine Beziehung angenommen wurde, die vielfach in Fetischismus ausartete, so hat sich doch nicht aus diesem eine höhere Religionsstufe entwickelt, sondern er war die letzte Stufe der Versinnlichung, auf die man gelegentlich herabsank. Wie Graf Baudissin[3]) nachgewiesen hat, standen die heiligen Bäume, Quellen, Gewässer u. s. w. mit überirdischen, astralen Gottheiten in Verbindung. Derselbe lässt PRE³ II, 329 die Möglichkeit offen, dass der Gott Baal an einzelnen Stätten eine von seinem sonstigen Charakter als Himmelsgott unabhängige tellurische Bedeutung gehabt habe und beide Seiten erst später zusammenwuchsen. Aber natürlicher bleibt doch die Annahme, dass man überall die Fruchtbarkeit eines Erdfleckens mit dem alles befruchtenden Himmel in Zusammenhang brachte. Bemerkt sei noch, dass Baal = Melkart (Moloch) nicht eigentlich Feuergott, sondern Sonnengott ist; denn das irdische Feuer wurde nicht göttlich verehrt.

Vom Kultus, wie ihn die vor Israel in Palästina wohnenden, Landbau treibenden, nachher durch die Israeliten aufgesogenen Kanaaniter pflegten, geben uns biblische Schilderungen ein Bild, welche von israelitischen Gebräuchen und Unsitten reden, die sie jenen abgelernt hatten. Man ersieht daraus, dass der Baal als Spender der Fruchtbarkeit und des Jahresertrages gefeiert wurde in lustigen Ernte- und Winzerfesten. Dabei kam die Freude,

1) Richt. 3, 3.
2) CIS I, 24 ss.
3) Baudissin, Studien II, 145 ff.

welcher der heiligende Eifer wahrer Gotteserkenntnis fehlte, zu ungezügeltem Ausdruck. Der feurige Wein des Landes floss reichlich, und mit der Völlerei ging Unzucht im Schwang. Dies waren aber nicht blos Ausschreitungen, wie sie auch bei Festen von ursprünglich ernstem Charakter in Israel und in der Christenheit vorkommen konnten; sondern in der schrankenlosen Hingabe an den Naturgenuss gab sich der Mensch an die Gottheit hin, welche als ungeheiligte Naturkraft gedacht wurde. Dies beweist der Umstand, dass man ihr durch Wollust und Unzucht geradezu zu dienen meinte, wie wir solches schon in Babylonien fanden. Die weiblichen Hierodulen (kĕdēšoth, mit kādōš, heilig, nächstverwandt!) waren solche, die sich zu Ehren der Gottheit den Männern preisgaben und den dafür empfangenen Lohn ihr weihten. Erzählte man doch von Astarte selbst, sie habe sich in Tyrus zehn Jahre lang preisgegeben[1]! Ebenso prostituierten sich Männer um Lohn, der dem Heiligtum zufiel[2]).

Aber so üppig diese Naturfeste waren, so fehlte doch auch die finstere Seite im Kultus nicht. Die himmlische Gewalt, welche man in der Sonne verehrte, konnte auch versengend wirken und vernichtend werden. Demselben Gott Baal = Melkart oder Chamman, von welchem Phönizier und Karthager die Segnungen der Natur ableiteten, opferten sie Menschen in grosser Zahl, um seinen Zorn, den eine Schuld ihrerseits erweckt haben musste, zu besänftigen, bezw. eine erkannte oder unbekannte Schuld zu sühnen. So war es besonders in den phönizischen Städten und in Karthago üblich. Wenn Unglück über die Stadt Tyrus kam, in Gestalt einer Seuche oder Dürre oder eines feindlichen Heeres u. dgl., fasste man das als Äusserung der Ungnade des Stadtgottes Melkart, und dieser Zorn war nur blutig zu beschwichtigen durch Opferung der liebsten Kinder, und zwar mussten es eigene, vornehme, womöglich einzige Kinder sein, nicht etwa gekaufte[3]). Während der Belagerung der Stadt durch Alexander d. Gr. verlangten einige Tyrier, dass man die durch die Perserkönige unterdrückten Kinderopfer wieder einführe und so den wegen ihrer Unterlassung zürnenden „Saturn" begütige und die Eroberung der Stadt abwende (Curtius 4, 3). Ebenso bei gefahrvollen Unternehmungen, Eröffnung eines Feldzuges, Gründung einer Stadt, einer neuen Kolonie wurde nach dem Zeugnis des Klitarch[4]) etwa ein Menschenopfer gebracht, ebenso nach errungenem Sieg weihte man die schönsten Gefangenen dem Opfertod. Aber auch an gewissen alljährlich wiederkehrenden

---

1) Epiphan. Opp. II, 107.

2) Sie heissen kĕdēschim oder kĕlābim (Hunde); vgl. Deut. 23, 18 f.; Apoc. 22, 15. — CIS I, p. 95. 97.

3) „Die Phönizier opferten bei grossen Unfällen, im Kriege, bei Dürre oder Seuchen das am meisten geliebte Kind dem Kronos nach vorhergegangener Abstimmung" Porphyrius de abstin. lib. II c. 56 p. 201.

4) Vgl. bei Münter, Rel. der Karthager S. 21.

Festtagen brachte man ein solches Sühn- oder Reinigungsopfer[1]). Dass bei den Karthagern diese Unsitte ganz besonders blühte und zwar während der ganzen Dauer der karthagischen Geschichte in eher zunehmendem als abnehmendem Masse, erhellt aus zahlreichen unverdächtigen Zeugnissen[2]). Auch hier sollten die liebsten Kinder geopfert werden. Als die Karthager (berichtet Diodor in der Hauptsache wohl zuverlässig) von Agathokles besiegt wurden, schrieben sie es dem Umstande zu, dass man nicht mehr wie in älterer Zeit die Blüte der eigenen Jugend, sondern fremde, zu diesem Behuf gekaufte und gemästete Knaben dem „Kronos“ geopfert habe (was an Mexiko erinnert). Die Untersuchung habe ergeben, dass einige Kinder von den Eltern auf die Seite gebracht worden. Da nun Agathokles vor den Mauern von Karthago erschien, habe man beschlossen, zur alten Sitte zurückkehrend, 200 Knaben aus dem vornehmsten Adel zu opfern. Ausserdem gaben sich noch 300 (Erwachsene?) freiwillig den Tod, um als Sühnopfer zu dienen[3]). Die Mütter hatten den Kinderopfern ohne Klage und Seufzen beizuwohnen; das Jammern der Kinder wurde durch Trommeln und Pfeifen übertönt. Die Todeszuckungen auf ihrem Antlitz wurden als vergnügtes Lächeln gedeutet, woher das berüchtigte „sardonische Lachen“ abgeleitet wird. Die Todesarten waren ohne Zweifel verschieden. Nach der rabbinischen Tradition war der Moloch ein eisernes Bild mit Stierkopf, dem man die Kinder in die Arme legte, nachdem diese durch eingelegtes Feuer glühend geworden. Ähnliches verlautet von solchen Statuen, die als Glühofen dienten, aus Afrika und andern Kolonieen. Biblische Stellen[4]) führen dagegen darauf, dass man die Kinder erst mit dem Messer abschlachtete (wohl schon um das Blut zu gewinnen), und dann den Leichnam verbrannte. So wird es in der Regel auch mit den Erwachsenen gehalten worden sein. Dass die Punier auch mit ihren Kindern so verfuhren, zeigen einige Inschriften[5]), wonach dieselben mit dem Messer durchbohrt und dann als Brandopfer dargebracht wurden. Das „Hindurchgehenlassen der Kinder durchs Feuer für den Molech“, welches öfter den Israeliten verboten oder vorgeworfen wird, haben die Rabbinen, z. B. D. Kimchi, Maimonides, Levi ben Gerson u. a. (nach Analogie der mit Sachen vorgenommenen Reinigung durch Feuer, Num. 31, 23), von einer blossen Weihe durch Hindurchführen zwischen zwei Scheiterhaufen verstehen wollen. Allein es lässt sich der Ausdruck schwerlich anders verstehen als Jerem. 7, 31, wo vom Verbrennen der Kinder die Rede, oder an den oben angeführten Stellen, wo von ihrer

1) Movers, Phönizier I, 301 f.
2) Siehe dieselben bei Münter, Religion der Karthager S. 17 ff.
3) Diodor. Sic. 20, 14.
4) Vgl. Gen. 22, 10; Ezech. 16, 20 f.; 23, 39.
5) Bei Gesenius, Monum. Numid. VI. VII. VIII, p. 448 s., 453. — Baudissin, Jahve et Moloch, Lips. 1874, p. 41. — Archinard, Israël etc. p. 233.

Abschlachtung die Rede ist. Vgl. besonders Ezech. 23, 37, wonach dieses durchs Feuergehenlassen dem Abgott die Kinder „zum Frasse" liefert[1]).

Dass solchen grauenhaften Verirrungen, um derentwillen namentlich die Karthager bei den andern Völkern berüchtigt waren, eine tiefe und edle, aber missleitete religiöse Empfindung ursprünglich zu Grunde lag, zeigen biblische Erzählungen wie die von Isaaks Opferung oder die der Tochter Jephtas; ebenso Stellen wie Micha 6, 7. Das Menschenopfer ging von dem Bewusstsein aus, dass man das Kostbarste der Gottheit zu weihen habe, und was war einem Vater oder einer Mutter teurer als das leibliche, das erstgeborene, das einzige Kind! Ein tiefes Schuldgefühl (vgl. Micha 6, 7), das alle geringern Gaben als unzureichend zur Sühnung empfand, oder ein edler Trieb der Hingabe des eigenen Fleisches und Blutes zur Rettung des ganzen Volkes oder Gemeinwesens (vgl. Jephtas Beispiel, der einen Hausgenossen dem Tode weiht), oder eine schrankenlose Verehrung der Gottheit, die sich nicht genug thun konnte (Abraham), mochten versucht sein, sich in dieser ungeheuerlichen Weise zu äussern. Allein es setzt das immerhin eine noch wenig entwickelte Gotteserkenntnis oder einen dieselbe verfinsternden Fanatismus voraus. Bei den Israel umgebenden Heidenvölkern erklären sich diese kalten Blutes durch alle Phasen der Kulturentwicklung hindurch gepflogenen Greuel aus der niedrigen Vorstellung, die man von der immerhin sehr intensiv empfundenen Gottheit hatte. Das Ethische machte sich bei diesen Menschenopfern, soweit wir sehen, äusserst wenig geltend. Man sah in dem Gott nur die feindliche Macht, welche ein Opfer verlangte, um beschwichtigt zu werden. So schob man ihr, die natürlichen Gefühle erstickend, ein unschuldiges Kind in den Rachen. An irgend eine ethische Versöhnung dachte man dabei kaum. Auch fand dabei die tierische Grausamkeit im Menschen Nahrung und mochte sich an solchem Schauspiel weiden.

Auch die wilden Tänze[2]) der Hierodulen und ihr tolles Gebaren zeigen, dass man sich bei diesem Kultus zu einem Taumel aufregte, in welchem die natürlichen Gefühle erstarben. Die Geschichte des Elia, 1 Kön. 18, erzählt von dem Treiben der 450 „Propheten" des Baal (und der 400 der Astarte) deren Kultus die tyrische Königstochter in Ephraim heimisch gemacht hatte. Sie heissen „Propheten" wegen ihres mantisch aufgeregten Treibens, wodurch sie den Baal herbeizurufen und die Menge für ihren Gott zu begeistern suchen. Bei ihren mit wildem Geschrei ausgeführten Tänzen um den Altar ritzten sie sich mit Messern blutig (Vs. 28), um den Gott zu erweichen oder die Menge zu fanatisieren. Man

---

1) Vgl. Gesenius, Thesaurus p. 985. — Riehm, Bibl. Hdwb. Art. Molech. — Archinard a. a. O. S. 234 f.

2) In einigen Inschriften kommt Baal Markôd, der „Baal des Tanzes" vor.

hat sich diese Chöre nach Art der heutigen Derwische vorzustellen, welche sich ebenfalls durch Geheul und Tanz in eine Art Ekstase hineinsteigern, in welcher sie gegen Schmerz unempfindlich werden und das Volk durch unerhörte Leistungen in Erstaunen setzen.

Auch der weiblichen Gottheit diente man mit solchem strengen Kultus. Zwar vertritt sie an sich dem strengen Gemahl (Baal, Melkart u. s. f.) gegenüber das mildere Prinzip, entsprechend dem Monde mit seinem sanftern Licht, sowie dem Wachstum und Leben in der irdischen Natur. Aber sie weist hier wie in Babylonien neben ihrer erotischen Gestalt auch eine gestrenge, enthaltsame, jungfräuliche auf. Und wie sie gleich dem Baal-Melkart, Molech u. s. f. mit Menschenopfern sich verehren liess, so auch mit blutigen Geisselungen, Selbstentmannung und sonstiger Selbstpeinigung. Die männlichen Kedeschen, welche ihr dienten, waren meist Verschnittene in Weiberkleidern, welche ähnlich das Land durchziehen mochten, wie die Cinädenbanden der syrischen Göttin, von deren Treiben Movers nach Lucian (de Dea Syra) folgendes Bild entwirft: „Der Bande voran ging ein Trompeter, der ihre Ankunft in den Dörfern, an den Meierhöfen oder auch in den Gassen einer Stadt mit seinem Blasinstrumente, einem gewundenen Horn in der Gestalt einer Schlange, ausposaunte. Ihm folgten in phantastischem Aufzuge die bettelnden Priester und Gallen[1]) mit ihrem Magister, der Esel, welcher das verschleierte Symbol der Göttin samt dem Bettelsack trug, in der Mitte. Sie waren in buntfarbige, schmutzige Frauengewänder gekleidet, Gesicht und Augen gleichfalls nach Frauenweise bemalt, den Kopf mit gelben leinenen oder seidenen Turbanen umwunden; andere trugen weisse Kleider, vorn mit der roten, herabhängenden Clava geschmückt. Die Arme waren bis zur Schulter aufgestreift; grosse Schwerter und Beile, auch die Geissel, dann Klappern, Pfeifen, Cymbeln oder Tympanen in den Händen, zogen sie mehr tanzend als gehend unter dem Schall einer wilden Musik ihre Strasse. An einem Meierhofe angekommen, stellen sie ihre Gaukeleien an. Ein misshelliges Geheul eröffnet die Szene. Dann fliegen sie wild durcheinander, das Haupt tief zur Erde gesenkt, aber in Kreisen sich herumdrehend, so dass das aufgelöste Haar durch den Kot schleift; dabei zerbeissen sie sich zuerst die Arme und zerschneiden sie zuletzt mit ihren zweischneidigen Schwertern. Dann beginnt eine neue Szene. Einer von ihnen, der es in der Raserei allen zuvorthut, fängt unter Ächzen und Stöhnen an zu prophezeien (התנבא wie die Baalspriester 1 Kön. 18, 29); er klagt sich öffentlich seiner begangenen Sünden an, die er durch die Züchtigungen des Fleisches nun bestrafen will, nimmt die knotige Geissel, welche die Gallen zu tragen pflegen, zerschlägt den Rücken, zerschneidet sich mit Schwertern, bis das Blut von dem verstümmelten Körper herunter-

1) Das Wort ist gallâch, der Geschorene, hier vielleicht Verschnittene?

trieft. Das Ende vom Ganzen ist eine Kollekte. Einige werfen ihre Kupfer-, wohl auch Silbermünzen in den vorgehaltenen Schoss, andere bringen Wein, Milch, Käse, Mehl herbei, was sie gierig zusammenraffen, in dem dazu bestimmten Säckel neben der Göttin dem Esel auf den Rücken legen, dann bis zum nächsten Dorf oder Landhaus weiterziehen, wo das ganze Ceremoniell aufs neue wiederholt wird. Am Abend in der Herberge angekommen, entschädigen sie sich durch einen Schmaus und allerlei Ausgelassenheiten, auch unnatürliche Laster von den blutigen Kasteiungen des Tages" [1]).

Dass der Kultus bei diesen Völkern ein mit der Zeit gesetzlich wohl geordneter war und bestimmte Satzungen über Priesterkleidung, Opferritus u. dgl. bestanden, erhellt aus manchen Notizen. Doch sind uns nur wenige Fragmente solcher Priesterordnungen erhalten, vor allem die Opfertafel von Marseille [2]), eine im alten Massilia gefundene Steintafel, welche jedoch in Karthago beschrieben zu sein scheint, so dass sie als Reglement für die massiliensische Kolonie oder sonstwie dorthin gewandert wäre. Sie gibt den Tarif, der die Abgaben regelt, welche bei jedem Opfer den Priestern zu entrichten waren. Es erhellt daraus, dass das gewöhnlichste Opfermaterial aus Rindern, Schafen, Böcken und Ziegen sowie aus Vögeln bestand. Auch Hindinnen beliebten die Phönizier zu opfern [3]). Unterschieden werden kalîl (das Ganzopfer), und šelem (Dankopfer). Ausserdem kommt ṣawʿat vor, ein Bitt- oder Sühnopfer.

Dass diese Naturreligion trotz der oberflächlichen Kultur, welche sich mit ihrem Dienste verbunden hatte, keinen wahrhaft veredelnden und heiligenden Einfluss auf diese Völker ausüben konnte, wird niemand befremden. Es prägte sich dabei jene niedrigstehende Charakterbildung und Gesinnung aus, die wir S. 229 als dieser Völkergruppe besonders eigen bezeichnen mussten. Die teils entnervende, teils abstumpfende Wirkung dieses Kultus aber hat jene ungünstigen Charakteranlagen noch verschlimmern und zur Degradation der Völker mächtig beitragen müssen. Letztere ist denn auch trotz aller materiellen Blüte rasch eingetreten, und zu einer ehrfurchtgebietenden Höhe vermochten sich weder die Phönizier noch die Karthager aufzuschwingen. Sie dienten zwar als ein Bindeglied der alten Welt mit ihrer rührigen Wanderlust und ihrem Handelstrieb, vermochten aber religiös ernstern und sittlich kräftigern Völkern nicht lange zu widerstehen. Wie die Kanaaniter, trotz ihrer Überzahl und ihrer Überlegenheit in Hinsicht auf weltliche Bildung, den eindringenden Israeliten erlagen, so die üppigen, weichlichen Karthager den gestrengen, pietätvollen

---

1) Movers, Phönizier I, 681—683. Über die freiwillige Kastration, welche diese Gallen in einem Anfall heiliger Raserei an sich vollzogen, s. ebenda S. 684 f. Vgl. auch Scholz, Götzendienst, S. 323 ff.

2) Siehe über dieselbe CIS I p. 217 ss.

3) Dass איל als Hirsch auf der Opfertafel zu lesen sei, wird von Renan bestritten.

Römern. Es erfüllte sich an dieser Völkergruppe jener Fluch Noahs, Genes. 9, 25 ff., weil die dort typisch gezeichnete rohe Pietätlosigkeit und schmutzige Sinnlichkeit ihr trauriges gemeinsames Erbe war. Das Gegenbild zu dem ruchlosen Kanaan ist in jener Erzählung der fromme Sem, zu welchem Jahveh in ein Eigentumsverhältnis tritt. Im stärksten Kontrast zum kanaanitischen Unwesen steht nun in der That, was von religiöser Entwicklung von einem Zweige dieses Stammes ausgegangen ist. Trotz sprachlicher und geographischer, geschichtlicher und religionsgeschichtlicher naher Berührungen zwischen beiden gibt es in der alten Welt keinen stärkern Gegensatz als den zwischen Ham-Kanaan und Sem-Israel.

III. Religion der Aramäer, Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Araber[1].

Zu der semitischen Gruppe, welche den Typus dieses Stammes am reinsten bewahrt hat, gehören namentlich die mit den Hebräern nächst verwandten Völkerschaften, welche in der Bibel von Terach abgeleitet werden. Dass die semitische Abstammung nicht einfach aus der Sprache gefolgert werden kann, wurde schon erinnert. Haben doch häufig Mischungen der Bevölkerung und damit verbunden auch Sprachentausch stattgefunden. Dagegen kann die nahe Verwandtschaft der Hebräer mit einem grossen Teil der nordöstlich von ihnen ansässigen Syrer (Aramäer) und südlich hausenden Arabern (Ismael, Midian), sowie mit den nächst benachbarten Edomitern, Moabitern, Ammonitern nicht in Zweifel gezogen werden. Die hebräischen Nachrichten darüber sind um so unverdächtiger, da die Israeliten mit den meisten dieser Völker (Midian, besonders aber Edom, Moab, Ammon), fast immer auf gespanntem Fusse lebten.

Auch in religiöser Hinsicht zeigen diese Völker Ähnlichkeit mit der vorhergehenden Gruppe, sind aber noch näher unter sich verwandt. Bei den Aramäern tritt allerdings, der politischen Zerfahrenheit, aber auch dem Umstand zufolge, dass uns alte Quellen fehlen, nirgends ein bestimmt abgegrenzter und ausgestalteter Götterglaube und -dienst hervor. Doch ist ihre ursprüngliche Stammreligion nach Analogie derjenigen der Ammoniter, Moabiter, Edomiter und

1) Siehe ausser den S. 227 f. angeführten Schriften: Joannis Seldeni De Dis Syris Syntagmata, ed. Beyer, Lips. 1668. — Fr. Buhl, Geschichte der Edomiter, Leipz. 1893. — Vgl. die Artt. der bibl. Wörterbb. über Ammon, Moab, Edom, über letzteres bes. Baudissin PRE³, V, 162 ff.

Araber zu denken, so nämlich, dass die Gottesverehrung um einen Stammgott concentriert war, der sich bald geschlechtlich differenzierte und lokal besonderte, indem eine Mehrheit von Göttern nicht unzulässig schien. Dieser Stammgott trug den Charakter einer Natur- und vielfach willkürlichen Schicksalsmacht an sich. Doch war er nicht ohne sittliche Attribute und diente bei den Israel nächstverwandten Stämmen einer reineren Frömmigkeit und Sittlichkeit zur Stütze. — Bei den Arabern ist nach den ältesten inschriftlichen Denkmälern ebenfalls eine erhabenere Gottesauffassung anzuerkennen, welche dem heidnischen Polytheismus weichen musste, aber wohl nie ganz von demselben verdrängt wurde.

Der nordwestliche Zweig dieser Semiten sind die Aramäer, welche zu beiden Seiten des obern Euphrat, im eigentlichen Mesopotamien und in Syrien sich ausgebreitet haben und hier mit andern Völkern wie den Hethitern, Assyrern, Babyloniern in mannigfache Berührung kamen. Ihre ursprünglich nomadischen Stämme wuchsen nie zu einer politisch vereinigten Nation zusammen. Einige kleinere Königreiche der Aramäer sind aus der Bibel bekannt, so Aram-Damaskus und das davon südlich gelegene Aram-Zoba. Bei dieser politischen Zerfahrenheit waren sie um so mehr auch dem religiösen Einfluss der in Vorderasien abwechselnd herrschenden Nationen ausgesetzt, und wie von Babylonien und Assyrien aus sich frühe eine gemeinsame Kultur über diese Länder ausbreitete, so zeigte bald auch die Religion in Vorderasien überall dieselben Grundzüge mit wenig geistiger Originalität im einzelnen und mannigfachem Synkretismus aus babylonisch-assyrischen, arabischen, ägyptisch-hellenischen Elementen.

Im allgemeinen herrscht auch hier der semitische Baal[1]), in Syrien Bel genannt, und eine mit diesem Gott geparte, ihn oft in den Schatten stellende Göttin.

In der israelitischen Überlieferung findet sich Genes. 31, 53 die Erinnerung an einen vom Gott des Stammvaters Abraham unterschiedenen, mit ihm aber ohne Zweifel nahe verwandten Gott Nahors, des Ahnherrn der aramäischen Vettern; ebenso daran, dass die in Israel noch lange spukenden Teraphim[2]) aus Aram importiert worden seien Genes. 31, 19 ff.; vgl. 35, 2.

Ein altsyrischer Göttername ist Hadad, nach welchem manche syrische Könige ihren Namen tragen, Hadadezer (הדד עזר) auf den assyr. Keilinschr. Dad'idri, und Benhadad, keilinschr. Bir dadda; Peschita: Barhadad. Dagegen zeigt der Name Chazael (חזאל) 2 Kön. 8, dass daneben auch die allgemeinste semitische Gottesbenennung El üblich war[3]). Die Vermutung, dass statt Hadad:

---

1) Vgl. auch El Gabal, oben S. 232 Anm. 2 und zum Gebrauch von Bel ebenda Anm. 3.

2) S. oben S. 205.

3) Josephus Ant. 9, 4, 6 meint naiver Weise, die Syrer hätten Könige dieses Namens zu Göttern gemacht.

Hadar zu lesen sei[1]), hat sich als unrichtig erwiesen[2]). Der Name Hadad ist aber etymologisch noch nicht aufgehellt. Macrobius Saturn. I, 23, 17 f. hält ihn wohl mit Recht für einen Sonnengott, indem er sagt: Accipe quid Assyrii (= Syri) de Solis potentia opinentur. Deo enim, quem summum maximumque venerantur, Adad nomen dederunt. Ejus nominis interpretatio significat „unus unus“ [3]). Hunc ergo ut potentissimum adorant deum; sed subjungunt eidem deam nomine Adargatin omnemque potestatem cunctarum rerum his duobus attribuunt ..... simulacrum Adad insigne cernitur radiis inclinatis, quibus monstratur, vim caeli in radiis esse solis, qui demittuntur in terram. Bäthgen (Beitr. S. 68) hält ihn dagegen für einen Donnergott vom St. הדד krachen (des Donners). Wenn er eigentlich Himmelsgott[4]) im allgemeinen war, so lässt sich beides vereinigen.

Der Ortsname Hadad Rimmon, Sach. 12, 11, weist diesen Götternamen in Verbindung mit einem zweiten auf, welcher ohne Zweifel identisch ist mit dem assyrischen Rammān[5]), und ist vielleicht nur irrtümlich von den Masoreten anders vokalisiert. Dieser Rammân (Rimmôn) ist ebenfalls Gewittergott, also ein Doppelgänger von Hadad, mit welchem er wieder wird identifiziert worden sein.

Jenes von Macrobius erwähnte weibliche Seitenstück zu Hadad, Atargatis, aram. עתר עתה Atar Atē (nach einer palmyren. Inschrift), bei Ktesias *Δερκετώ* geheissen (ʿAtar-atō), ist nach der ersten Hälfte ihres Namens die bekannte Atar[6]) = Aštar = Istar. Dunkel ist die zweite Hälfte der Zusammensetzung: עתה. Ansprechend vermutet Bäthgen, es sei der lydische Attes, eine männliche, aber verweiblichte Gottheit, mit der die Atar daher identifiziert wurde. Ein Atargateion (Tempel der Atargatis) zu Karnion (= Asteroth Karnajim) kommt 1 Makk. 5, 43; 2 Makk. 12, 26 vor. Die Göttin war also an diesem Ort Nachfolgerin und Erbin der alten Astarte. Atargatis hatte einen hoch berühmten Tempel in Hierapolis in Syrien (syr. Bambyke oder Mabug); ebenso war Damaskus ein Hauptsitz ihrer Verehrung. Nicht minder war ihr Heiligtum zu Askalon ein Wallfahrtsort für Nahe und Ferne. Am letztern Ort lief die Göttin in einen Fischschwanz aus, war also dem Bild des männlichen Gottes Dagon ähnlich, von dem dasselbe galt. Dagegen in Hierapolis, wo dies nicht der Fall, stand ihr Tempel an einem fischreichen See, und in Syrien überhaupt waren ihr die Fische heilig und durften nicht genossen werden. Die

---

1) Baudissin, Studien I, 312 ff.

2) Ed. Meyer, ZDMG 31, 734 ff. — Bäthgen, Beiträge 67.

3) Unrichtige Etymologie: chad-chad.

4) Die halb aram. Form בעל שמן (baal-šāmēn) findet sich in Palmyra: Philo Bybl. schreibt *Βεελσάμην*.

5) S. oben S. 188.

6) Auch Atar-samain begegnet auf assyr. Inschriften als Göttin eines nordarabischen Stammes. Die Form ist aber aramäisch, wie Bäthgen erinnert.

darüber umlaufenden Mythen[1]) sind sekundäre Phantasiegebilde, welche sie auch mit der halbmythischen Gestalt der Semiramis in Verbindung bringen. Der Fisch gehört ihr zu als Symbol der Fruchtbarkeit (schnellen Vermehrung) und Bewohner des fruchtbaren Elements; ebenso die Tauben wegen ihres anschmiegenden minnigen Wesens. Wesentlich dieselbe Göttin wird auch die „syrische Göttin" genannt, in Kleinasien die grosse Göttermutter, die phrygische Göttermutter Cybebe, Cybele, Urania, Aphrodite u. s. w.

Der Kultus derselben ist gerade in Syrien ein sehr lasciver und entsittlichender gewesen. Alles, was in Babylonien und Phönizien oder Kanaan oder auf Cypern von unzüchtigem Treiben beim Kultus verlautet, kam im grössten Massstab an den oben genannten Verehrungsstätten der Atargatis, beim Kultus der von dieser Göttin abzuleitenden Aphrodite auf Cypern und anderswo vor. Ebenso findet sich hier die wilde Leidenschaft bis zur unnatürlichsten Grausamkeit und Selbstmisshandlung gesteigert bei den zu Ehren der Göttin sich kastrierenden Gallen und ihrem tollen und lasterhaften Gebaren, wovon oben S. 248 f. die Rede war. Auch die Mythen[2]), welche die Entstehung dieser Gebräuche erzählen wollen, sind Erzeugnisse einer zuchtlosen Einbildungskraft, welche durch keine Schranke der Ehrfurcht davon abgehalten wird, auf die Gottheiten die schimpflichsten Ausschreitungen menschlicher Leidenschaft zu übertragen.

Ein syrischer Gott, ursprünglich nur eine besondere Benennung der Gottheit ist auch der bei den Philistern verehrte Marnas, vom syrischen mar, Herr, maran, „unser Herr", also eig. synonym mit adon, baal u. ä. Ein prächtiger Tempel zu Gaza war dem Marnas geweiht, welcher dort als von Kreta gekommener (*Ζεὺς Κρηταγενής*) galt. Auch im Hauran fand man eine Inschrift, wo Marnas als Gottesname figuriert[3]). Sehr häufige Spuren finden sich in Syrien von Verehrung der Glücksgöttin, Gād-Tyche[4]), in welcher der gute Genius der einzelnen Städte weiblich personifiziert und nicht selten z. B. auf Münzen abgebildet wurde. So hatte z. B. Gaza ein Tycheon, Heiligtum der Tyche, wie ein Marnion, Heiligtum des Marnas. Der ursprünglich männliche Glücksgott Gad (Baal Gad) scheint mit der Zeit zur weiblichen Tyche geworden zu sein, was nicht befremden kann, da die wenig persönliche Schicksalsmacht in ihm verehrt wurde[5]). Als Glücksgott wurde Gad mit dem Planeten Jupiter kombiniert. Nach Jes. 65, 11 wurden diesem Gott Tischopfer (Lektisternien) gerüstet, ebenso

---

1) S. dieselben z. B. bei Scholz, Götzendienst S. 305 ff.
2) S. dieselben z. B. bei Scholz, Götzendienst S. 305 f., 327 ff., 335 ff.
3) S. Bäthgen, Beiträge S. 66.
4) Vgl. oben S. 235.
5) Vgl. Bäthgen, Beiträge S. 76 ff.

seiner Mĕni, der Schicksalsgöttin, welche man in dem Planeten Venus schaute[1]).

Als zwei nahe zusammengehörige Völkerschaften begegnen uns Moabiter und Ammoniter, beide ostwärts von Kanaan wohnend, die ersteren mehr südlich am toten Meer, die letztern weiter nördlich oder nordöstlich um ihre Hauptstadt Rabbath Ammon. Ihre Mundart war von der hebräischen nur wenig abweichend, wie sich namentlich bei den Moabitern nachweisen lässt, von welchen ein grösseres Schriftdenkmal, die Siegesstele des Königs Meša aufgefunden ist[2]), während die massenhaften Funde von moabitischen Altertümern, die einige Jahre später auftauchten, und deren Echtheit Schlottmann u. a. verteidigten, sich als Fabrikat von Fälschern ausgewiesen haben[3]). Bei der religionsgeschichtlichen Wichtigkeit der Mešainschrift setzen wir den grössten Teil derselben nach der Vervollständigung und Übersetzung von Smend und Socin hierher:

(1) Ich bin Meša, der Sohn des Kĕmošmelek, der König von Moab aus (2) Dibon. Mein Vater war König über Moab 30 Jahre, und ich wurde König (3) nach meinem Vater, und ich habe hergerichtet dies Heiligtum dem Kĕmoš in Kirchah für die Rettung des Meša. (4) Denn er rettete mich von allen den Königen und liess mich meine Lust sehen an allen meinen Feinden. Omri, (5) der König von Israel, der bedrückte Moab lange Zeit; denn es zürnte Kĕmos auf sein (6) Land. Und dann folgte ihm sein Sohn, und auch der sprach: Ich will Moab bedrücken; in meinen Tagen sprach er solches. (7) Aber ich sah meine Lust an ihm und an seinem Hause, und Israel ging auf ewig zu Grunde. Und Omri nahm ein das ganze Land (8) Medeba, und es (d. h. Israel) wohnte darin seine Tage und die Hälfte der Tage seines Sohnes, 40 Jahre, und zurück (9) brachte es Kĕmoš in meinen Tagen; und ich baute Baalmeʿon und legte darin den Teich (?) an, und ich baute (10) Kirjatain. Und der Mann von Gad wohnte im Lande Atarot von Urzeit her, und es baute sich der König von (11) Israel Atarot; und ich kämpfte gegen die Stadt und nahm sie ein, und ich brachte um alle Leute aus (12) der Stadt, ein Schauspiel für Kĕmoš und für Moab; und ich brachte zurück von dort den Altaraufsatz Dôdah's (?) und schleppte (13) ihn vor Kĕmoš in Krijot; ich siedelte darin an den Mann von Siran (?) und die Männer von

1) S. meinen Kommentar zu Jes. 65, 11.

2) Der Mesastein, zuerst 1868 von Missionar F. A. Klein gesehen, stand beim alten Dibon (jetzt Dhībhān), einer moabitischen (früher von Gaditen bewohnten) Stadt, etwa 4 Stunden östl. vom toten Meer, und meldete die Thaten dieses Königs (Anfang des 9. Jahrh. v. Chr.). Die ansehnlichsten Bruchstücke sind jetzt im Louvre in Paris. Die beste Darstellung der Inschrift geben R. Smend und A. Socin, „Die Inschrift des Königs Mesa von Moab", Freiburg i. B. 1886.

3) Vgl. E. Kautzsch und A. Socin, Die Echtheit der moabitischen Altertümer geprüft, Strassb. u. Lond. 1876. Ferner die Mitteilungen von Kautzsch in der Beilage zur Allg. Augsb. Ztg. 1876, Nr. 193.

(14) Mochrath (?). Und Kĕmoš sprach zu mir: Geh, nimm Nebo Israel ab, und ich (15) ging in der Nacht und kämpfte dagegen vom Anbruch des Morgengrauens bis zum Mittag und nahm (16) es ein und tötete sie alle, 7000 an Männern und an Knaben und Weiber und Mädchen (17) und Sklavinnen (?); denn Aštar Kĕmoš hatte ich es geweiht; und ich nahm von dort die Altar(18)aufsätze Jahveh's und schleppte sie vor Kĕmoš. Und der König von Israel baute (19) Jahaṣ und lag darin, da er wider mich stritt, und es vertrieb ihn Kĕmoš vor mir, und (20) ich nahm von Moab 200 Mann, alle seine Häuptlinge, und ich führte es hinauf gegen Jahaṣ und nahm (21) es ein, um es zu Dibon hinzuzufügen . . ." [folgen noch 13, zum Teil defekte Zeilen].

Es erhellt aus dieser Inschrift, dass Kĕmoš von Moab als sein nationaler Gott oder Stammgott angesehen wurde, dem es seine Macht, seine Siege, seine Rettung vor den Feinden verdankte. Dabei ist eine gewisse Analogie mit Jahveh, dem Gott Israels, nicht zu verkennen. Ganz mit ähnlichen Worten, wie biblische Erzähler berichten, Jahveh habe seinem Lande gezürnt, sein Volk den Feinden preisgegeben, so hören wir hier von Kĕmōš, dass so lange er Moab zürnte, der feindliche König Israels Gewalt über dasselbe hatte, dass er dann sein Volk rettete und den König seine Lust sehen liess am Unglück seiner Feinde. Die Kriegsgefangenen wurden dem Kĕmōsch zu Ehren getötet (Zle. 11 f.), ebenso Zle. 16 namentlich auch die erbeuteten Weiber und Kinder dem Astar Kĕmoš. Vgl. den Chērem (Blutbann) der Hebräer zu Zle. 17. Die Altaraufsätze der besiegten Gottheiten, speziell Jahveh's, wurden als Beutestücke ins Heiligtum des Stammgottes geschleppt (wie die Bundeslade von den Philistern). Man beachte auch, dass Zle. 14 der Gott zum König spricht: „Geh, nimm Nebo Israel ab." Ebenso heisst es noch Zle. 32: „Und es sprach zu mir Kĕmoš: Zieh hinab, kämpfe gegen Horonain." Dies mochte durch Orakelzeichen geschehen oder durch Träume, wobei immerhin auch Vermittlung durch Wahrsager wahrscheinlich im Spiele war. Bei aller äusserlichen Ähnlichkeit mit biblischen Formen tritt aber der Unterschied zwischen beiderlei Religion deutlich genug hervor. Der Zorn des Gottes Kĕmoš über sein Volk ist nicht ethisch motiviert, ebensowenig das Eintreten seiner Gunst. Die Gottheit waltet unberechenbar willkürlich. Das stolze Ich aber des menschlichen Siegers tritt selbstherrlich hervor wie nie auf biblischem Gebiet.

Dass dieser Kĕmoš Moabs Volksgott war, bestätigen nicht bloss manche Eigennamen, die ihn aufweisen, wie Kĕmoš-Melek (Inschrift Zle. 1), Kamušnadbi keilinschriftl. = Kĕmoš nadab (K. ist freigebig)[1] u. a., sondern es wird auch durch manche biblische Angaben ausdrücklich bezeugt[2]. Der Name dieses Gottes ist ety-

---

1) Schrader, KAT² S. 288, 22. Vgl. auch Bäthgen, Beiträge S. 13.

2) Moab heisst Volk des Kĕmoš Num. 21, 29; Jer. 48, 46 und Vers 7. 13. Vgl. auch 1 Kön. 11, 7. 33; 2 Kön. 23, 13.

mologisch nicht aufgehellt; er selbst aber ist als eine der Modifikationen des Baal anzusehen, jenes solaren Himmelsgottes, der besonders auch als verderbliche Macht gefürchtet und mit blutigen Opfern beschwichtigt wird. Lehrreich ist 2 Kön. 3, 27, wo eben jener König Meša in seiner grössten Bedrängnis seinen erstgeborenen Sohn und Thronerben auf der Stadtmauer diesem Gott zum Opfer bringt und dadurch selbst nach dem israelitischen Volksglauben eine Wendung des Schicksals verursacht. Ebenso zeigte sich oben, dass man dem Kĕmoš, diesem kriegerischen Gott zu Ehren Gefangene abschlachtete. Dies ist Zle. 16 f. der Inschrift von Aštar-Kĕmoš gesagt, in welcher Zusammensetzung wohl eine Verschmelzung dieser männlichen mit einer weiblichen Gottheit erscheint[1]), wobei die voranstehende weibliche dominieren dürfte, so dass zu übersetzen wäre: der Aštar-Kĕmoš. Damit hängt wohl zusammen, dass dieser Gottheit namentlich auch Weiber und Kinder geopfert wurden.

Dass auf moabitischem Gebiet die Kultusstätte des Baal-Peor lag, sahen wir oben. Allein dieser Gottesname und Kultus scheinen mehr geographisch als national bedingt gewesen zu sein und die Machtsphäre des Kĕmoš innerhalb des Moabiterstammes nicht begrenzt zu haben. Auch von einem Nebodienste verlautet nichts, wiewohl der moabitische Ort dieses Stammes Offenbarungsstätte jenes babylonischen Gottes gewesen sein kann. Man sieht, diese Stämme zeigen noch deutlich den Übergang von einer natürlichen Einheit zur Mehrheit der Gottesidee. Den Stamm selber interessiert nur sein Gott, der ihm die Gottheit schlechthin ist, und erst im friedlichen oder feindlichen Zusammentreffen mit andern Völkern wird er eine wirkliche Mehrheit inne. Doch gibt er selbst im Fall des Unterliegens die Superiorität des feindlichen Gottes nicht zu: der eigene Gott hat nur ungnädig seine Hilfe versagt; sonst wären die Feinde nicht übermächtig geworden! Dies zeigt deutlich, dass man nicht meint, einen in seiner Macht beschränkten Partikulargott zu verehren, sondern in seinem Stammgott ein Wesen von unendlicher, unbeschränkter Machtfülle zu kennen glaubt, dem die andern Götter, welche auftauchen, nicht ebenbürtig sind.

Der Gott der Ammoniter heisst Milkom 1 Kön. 11, 5. 33; 2 Kön. 23, 13[2]). Er ist eine Weiterbildung des einfachern phönizischen Gottesnamens Milk („König"), bei den Israeliten auch Molek[3]), wie 1 Kön. 11, 7 der Ammonitergott genannt wird, sonst der mit diesem identische in Israel verehrte Abgott, welchem zu Ehren Kinder verbrannt wurden[4]). Die jüdische Haggada schildert das eherne Molekbild menschenähnlich, mit Ochsenkopf und aus-

1) Vgl. Bäthgen, Beiträge S. 255 f. und oben S. 242.
2) Vgl. auch zu Jerem. 49, 1. 3 und zu Zeph. 1, 5 und siehe oben S. 237.
3) Siehe über die Form oben S. 237 f.
4) Lev. 18, 21; 20, 2. 5; 2 Kön. 23, 10; Jer. 32, 35.

gebreiteten Armen, in welche die Kinder gelegt worden seien, nachdem man im Hohlraum der Statue Feuer eingelegt und sie glühend gemacht hatte. Dass die Ammoniter ihrem Milkom Menschenopfer brachten, ob auch vielleicht nur in Zeiten der Not und Gefahr, oder wenn ausländischer Einfluss dieser Unsitte Vorschub leistete, ist nicht zu bezweifeln. Von einem solchen Naturgott — offenbar ist ja auch dieser Milkom oder Molek kein anderer als Baal-Melkart in neuer, nationaler Besonderung — konnte ein heiligender Einfluss auf das Volk nicht ausgehen. Es haben denn auch weder die grausamen (Amos 1, 13) Ammoniter noch die grosssprecherischen (Jerem. 48, 29 f.) Moabiter irgend eine Spur höheren geistigen oder edlern religiösen Lebens hinterlassen. Das schliesst freilich nicht aus, dass auch bei ihnen, wie wir es gleich bei Edom finden werden, zu Zeiten eine reinere Gotteserkenntnis und bessere Lebensweisheit gedeihen mochte. In den Erinnerungen, welche die Israeliten über den Ursprung und die frühere Entwicklung dieser Stämme aufbewahrt haben, spricht sich aus, dass sie zwar vom selben würdigen Stamme wie Abraham ausgegangen, aber von Anfang an sich stark mit ihrer kanaanitischen Umgebung eingelassen und von ihr viel heidnische Unsitte angenommen haben.

Noch näher als die eben genannten Stämme war mit Israel Edom verwandt, ein südlich von Kanaan in meist öden Wohnsitzen hausendes Jägervolk, das immerhin nicht ohne eine gewisse Kultur zu denken ist und namentlich durch seine Spruchweisheit berühmt war[1]. Bei diesen Edomitern scheinen verschiedene Gottesnamen[2] gangbar gewesen zu sein nach den Eigennamen der Könige zu schliessen, die bald mit Baal[3], bald mit Malik[4], bald mit kaus, kōs[5] gebildet sind. Ein mit letzterm ähnlich klingender Name, den Josephus als idumäisch erwähnt, (Ant. 15, 7, 9) *Κοζέ*, ist davon zu unterscheiden, und mit dem arabischen Gewittergott ḳozeḥ[6] zu identifizieren. Allein diese Benennungen können doch nur auf wesentlich denselben Gott bezogen worden sein, der im allgemeinen einheitlich in Edom verehrt wurde, auf die Himmel und Erde regierende höchste Gewalt, welche freilich diesem Volke sich nicht so herrlich und heilig geoffenbart hatte, wie dem israelitischen Brudervolk, aber immerhin nicht ohne ernstern, sittigenden Einfluss auf das Leben scheint geblieben zu sein. Das Buch Hiob wenigstens, dessen weisester Redner Eliphas jedenfalls ein Themaniter, also Edomiter ist (mag man nun das Land Uz, welchem der Schauplatz der Geschichte angehört, in Edoms Nachbarschaft oder im Hauran suchen), lässt erkennen, dass der Schöpfer Himmels

1) Obadja Vers 8; Jer. 49, 7. Vgl. das Buch Hiob.

2) Gegen Stade, der Edom selbst als ursprüngl. Gottesnamen fasst, s. Bäthgen, Beiträge S. 10. Vgl. aber auch oben S. 150.

3) So Baal chanan Genes. 36, 38.

4) So Malikrām in assyr. Inschr. KAT² S. 150.

5) Assyr. ḳa-uš = קוס KAT² S. 150 u. 613. Bäthgen, Beitr. S. 11.

6) Bäthgen ebenda. Vgl. ZDMG 32, 563 f.

und der Erde, der Lenker aller menschlichen Geschicke, diesem Volke bekannt war, der sich in Natur und Geschichte dem kontemplativen Sinn der Weisen erschloss und mit den Frommen in ein näheres Verhältnis sich einliess, die sich von dem bei diesen Nomadenstämmen häufigen Gestirndienst rein hielten und an dem unsichtbaren, überirdischen Gott festhielten. Zwar ist hier die Religion dieser ausserisraelitischen Bruderstämme offenbar idealisiert, aber es musste dieselbe doch solcher idealer Auffassung einigermassen fähig und würdig sein. Von Bilderdienst der Edomiter verlautet denn auch nichts ausser 2 Chron. 25, 14. Vielleicht hat derselbe nur zeitweilig Eingang gefunden.

Ganz ähnlich haben wir uns die alte Religion der auf der Sinaihalbinsel und im Norden der arabischen Halbinsel niedergelassenen, mit Israel verwandten Stämme (Midian, Ismael, Keniter u. s. w.) zu denken.

Aber auch die Südaraber haben nach monumentalen Überresten, auf deren religionsgeschichtliche Bedeutung Hommel[1]) aufmerksam gemacht hat, in der frühesten erkennbaren Zeit eine nicht zu verachtende Höhe des Gottesbewusstseins innegehabt. Die betreffenden Inschriften im minäischen und sabäischen Dialekt reichen an den Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. zurück. Die frühesten von den sabäischen Königen, welche sich erst nicht Könige, sondern mukarrib oder makrub (Priesterfürsten) nannten, stammenden mögen aus dem 10.—8. Jahrh. v. Chr. herrühren; noch früher setzen Ed. Glaser und Hommel die des Königreichs Maîn an. Die in den minäischen angerufenen Gottheiten sind Athtar (sprich: Astar) = babyl. Istar, aber ein männlicher Gott; Wadd (Gott der Liebe), en-karih (Gott des Hasses), in Hadramaut besonders Sin (der babyl. Mondgott), Sohn des Athtar u. a. m. Hier herrschte also Polytheismus. Hommel macht aber geltend, dass in den minäischen Personennamen in der Regel nicht diese Götternamen, sondern einfach ilu erscheint, selten etwa Wadd oder Athtar, abgekürzt Atht. Er schliesst daraus auf eine weiter zurückliegende Zeit, wo die von aussen (Babylonien) importierten Götter noch nicht verehrt wurden, sondern die Gottheit schlechthin, ilu. Von dieser Gottheit sagen jene Eigennamen grosses und mannigfaltiges aus: Ili wahaba, „mein Gott hat gegeben". Ili jadaʿa, „mein Gott ist (all)wissend". Ili ʿazza, „mein Gott ist mächtig". Ili padaja, „mein Gott hat erlöst". Ili samiʿa, mein Gott hat erhört" u. s. f. Ebenso mit umgekehrter Wortstellung: Jadhkur ilu, „Gott gedenkt" u. s. w. Merkwürdig für das Verhältnis zwischen Gott und Menschen ist ferner, dass der Gottesname häufig durch Verwandtschaftsbezeichnungen umschrieben ist, deren Gebrauch eine innige Beziehung zur Gottheit voraussetzt, besonders durch

1) Fr. Hommel, Die Altisraelitische Überlieferung, München 1897, S. 75 ff.

abi[1]), z. B. Abi amara, „mein Vater gebietet", Abi samiʿa, „mein Vater hat erhört" u. s. f., ebenso mit ʿammi, mein Oheim (= Vormund, Beschützer), ebenso châli (mein Oheim, speziell Bruder der Mutter), dâdi, mein Vetter, achi, mein Bruder. Ferner wird statt Gott gesetzt sumhu, „sein Name". Diese Zusammensetzungen mit ammi, chali u. s. f. sowie mit sumhu sind am häufigsten in den minäischen und ältesten sabäischen Inschriften, werden dagegen späterhin selten; sie deuten also auf den frühesten Besitzstand der Religion, der kein geringer gewesen sein kann, da sie einen erhabenen und doch mit den Menschen in innigem Verhältnis und Verkehr stehenden Gott erkennen lassen.

Es ist hier auch daran zu erinnern, dass die „Königin von Saba" Salomo besuchte, um seine Weisheit zu hören[2]), was voraussetzt, dass ähnliche Weisheit, die nicht ohne allen religiösen Charakter zu denken ist, in ihrem eigenen Lande Pflege fand. Auch ist zu beachten, dass die Israeliten sich bewusst waren, ihre Spruchweisheit nicht als ein ausschliessliches Besitztum ihres Volkes ansehen zu dürfen, sondern sie in gewissem Sinn als ein Gemeingut mit den verwandten Stämmen pflegten, daher sie sich nicht scheuten, auch Sprüche nichtisraelitischer Weiser in ihre Sammlungen aufzunehmen, wie die Überschriften Sprüche Sal. 30, 1; 31, 1 beweisen[3]), oder in deren Namen zu lehren, wie das Buch Hiob zeigt, von welchem oben die Rede war.

Von dem, was wir erst aus nachchristlichen Quellen über das arabische Heidentum erfahren, wird später die Rede sein.

Der theologisch wichtigste Zweig dieser Gruppe aber, der israelitische, der sich als der lebensfähigste und fruchtbarste in der ganzen Religionsentwicklung erwiesen hat, kann und soll in diesem Buche nicht behandelt werden, da es nicht möglich wäre, ihm den nach seiner Bedeutung schuldigen Raum zu gewähren. Würde doch seine Darstellung nicht nur die gesamte alttestamentliche Entwicklung, sondern nicht minder die als Frucht und Krone daraus hervorgegangene Entstehung des Christentums, sowie dessen ganze Entfaltung in der Missions- und Kirchengeschichte bis auf unsere Tage umfassen müssen, Gebiete, welche in mannigfachster Weise von jeher bearbeitet worden sind, so dass es an Darstellungen derselben nicht mangelt. Hier möchten wir nur mit einigen Hülfslinien andeuten, wie diese Gebilde sich in den Entwicklungsgang des gesamten religiösen Lebens einordnen, zugleich aber von den übrigen Religionen sich charakteristisch

---

1) Diese Erscheinung ist von Wichtigkeit für die Erklärung der hebräischen Eigennamen Abinadab, Abieser, Amminadab, Achinadab u. s. w.

2) 1 Kön. 10, 1 ff.

3) Das nordarabische Königtum Massa Sprüche 31, 1 (vgl. Gen. 25, 14) ist auch durch die assyrischen Inschriften bezeugt. Siehe Sayce, Higher Criticism[5] (1895) S. 479 f.

abheben und den Höhepunkt bilden, welchem die andern gewissermaassen zustrebten, ohne ihn zu erreichen, von wo aus wir sie daher wahrhaft überschauen und ihren Wert beurteilen können.

IV. Israel und die Semiten[1].

Als die im engsten Sinn semitische Gruppe, welche den semitischen Typus am reinsten erhalten hat, sind die soeben aufgezählten, mit den Hebräern nächstverwandten syro-arabischen Völkerschaften zu betrachten, welche in der Bibel (wie Israel selbst) von Terach abgeleitet werden. Zu den Semiten gesellen sich aber auch die Assyrer und (teilweise) Babylonier (Chaldäer). Die Meisten rechnen dahin hauptsächlich um der Sprache willen, aber im Widerspruch mit den biblischen Angaben auch die Phönizier und (sämtliche) Kanaanäer und die Karthager. Es kann jedoch die semitische Abstammung nicht untrüglich aus der Sprachgemeinschaft abgeleitet werden, indem vielfach Mischung der Bevölkerung und Sprachentausch stattgefunden haben. Dagegen die Verwandtschaft der Hebräer mit den Arabern, sowie den ihnen benachbarten Völkerschaften Edom, Ammon, Moab und einem grossen Teil der nordöstlichen Syrer (Aramäer) kann nicht in Zweifel gezogen werden, und die hebräische Tradition darüber ist um so unverdächtiger, da Israel mit manchen dieser Völker (Midian, bes. aber Edom, Moab, Ammon) fast nur in feindliche Berührung gekommen ist.

Bloss hypothetischen Wert haben die Aufstellungen über den ursprünglichen Wohnsitz dieser Semiten. A. Sprenger[2]) und Eb. Schrader[3]) haben darzuthun versucht, dass das Stammland aller Semiten, die Chaldäer, Assyrer, Aramäer, Kanaanäer mit inbegriffen, die arabische Halbinsel gewesen sei, und manche

---

1) Vgl. ausser den S. 227 f. und 250 angeführten Schriften von Baudissin, Robertson Smith, Wellhausen, Tiele, Bäthgen u. s. f. besonders auch E. Renan, Histoire générale et système comparé des Langues Sémitiques, Paris 1855 (mehrmals abgedruckt). — B. Stade, Gesch. des Volkes Israel, 2 Bde., Berlin 1887. 88. — R. Kittel, Gesch. der Hebräer, 2 Bde., Gotha 1888—92; und besonders A. Köhler, Bibl. Gesch. A. T., 3 Bde., Erlangen 1875—1893. — P. Scholz, Götzendienst und Zauberwesen bei den alten Hebräern, Regensb. 1877. — James Robertson, Die Alte Religion Israels vor dem 8. Jahrh., Stuttg. 1896. — Fritz Hommel, Die altisraelit. Überlieferung in inschriftl. Beleuchtung, München 1897. — Ernst Sellin, Beiträge zur israelit. u. jüd. Religionsgeschichte I, II, Leipz. 1896. 97.

2) Leben und Lehre des Mohammad I, 241 ff. — Derselbe, Die alte Geographie Arabiens als Grundlage der Entwicklungsgeschichte des Semitismus 1875.

3) ZDMG 27, 397 ff.

Neuere haben dem beigepflichtet[1]). Allein die eingehender von Schrader hiefür angeführten Argumente dünken uns nicht zwingend, und der Hergang der Auswanderung, wie er ihn darstellt, wenig wahrscheinlich. Der starke Abstand, der in sprachlicher und religiöser Hinsicht die arabischen Semiten von allen andern trennt, ist der Herkunft dieser letztern aus Arabien nicht günstig. Dass die Araber in Sprache und Sitte den Semitismus am reinsten erhalten haben, lässt sich auch so erklären, dass dieser semitische Zweig schon in sehr früher Zeit sich von Norden oder Osten her auf jener Halbinsel festgesetzt hat und in diesem abgeschlossenen Lande seinen semitischen Typus am reinsten bewahren und ausbilden konnte[2]). Will man mit Sprenger besonderes Gewicht darauf legen, dass die nomadisch gewöhnten Semiten sich nur in der Wüste denken lassen, so gibt es hiefür geeignete weite Strecken auch am Euphrat, und man braucht nicht bis nach dem Nofûd im innern Arabien hineinzugehen. Der noch erkennbare Zusammenhang der Semiten mit den Ariern erhebt es zur Gewissheit, dass auch die arabischen Semiten von Norden hergekommen sind. Genes. 11, 10, wo Arpachsad als semitischer Ahnherr erscheint, würde nach herkömmlicher Erklärung auf das Land Arapachitis nördlich von Assyrien, nordöstlich vom obern Tigris führen als einen frühern Sitz der Semiten. Allein jene Gleichung Arpachsad = Arapachitis ist mehr als zweifelhaften Rechtes. Hommel[3]) erklärt jenes Wort = Ur Kasdim mit dazwischen getretenem ägyptischem Artikel pa. Cheyne[4]) löst den Namen in zwei auf: „Arpak und Keschad". Alle nähern Vermutungen in Betreff der Urheimat der „Semiten" gehen über den sichern Boden der Geschichte hinaus.

Wichtiger ist für uns die religiöse Anlage dieses semitischen Stammes, der, wie schon der alte Noah-Spruch andeutet (Genes. 9, 26), in religionsgeschichtlicher Hinsicht die höchste Bedeutung erlangen sollte, und aus dem die drei grossen monotheistischen Religionen, Judentum, Christentum, Islam hervorgegangen sind. E. Renan[5]) hat versucht, die semitische Rasse zu charakterisieren und dabei auch ihre religiöse Bedeutung aus ihrer natürlichen Besonderheit abzuleiten. Die Bedeutung der Semiten liegt nach Renan weder in der politischen Geschichte noch in der Philosophie, noch in der Kunst, sondern eben ausschliesslich in der Religion: In der Geschichte haben sie kein Geschick für Staatenbildung be-

1) Z. B. Ed. Meyer, Gesch. des Altertums I, 208.

2) Nur die Südaraber, Himjaren, zeigen, wie wir sahen, merkwürdige religiöse Berührungen mit den ihnen geographisch nahen Babyloniern. Das bab. Ištar erscheint bei ihnen in der männlichen Form Athtar. Ebenso haben sie den Mondgott Sin. Hier ist wohl Einfluss von aussen anzunehmen.

3) Hommel, Altisr. Überlief. S. 293 f.

4) Siehe bei Hommel S. 296.

5) Histoire générale etc. s. vorige Seite.

wiesen und kein grösseres Reich zu Stande gebracht. Durch ihre Vielweiberei auf einer niedrigen Stufe der Gesellschaftsordnung zurückgehalten und wegen des Mangels an Unterordnung der Einzelnen auch keiner grossen Machtentfaltung im Kriege fähig, sind sie bei den primitivsten Staatsformen stehen geblieben. Zur Philosophie mangelte ihnen die objektive Beobachtungsgabe und die Fähigkeit der Abstraktion, des reinen Denkens. Was z. B. die Araber von Philosophie hatten, war rein bei den Griechen geborgt. In der Kunst stehen die Semiten hinter den Ariern weit zurück. Nur die Musik erfreute sich bei ihnen stets liebevoller Pflege. Für die objektivierenden Künste, Architektonik, Plastik, Malerei zeigten sie keine Anlagen. In der Poesie besassen sie kein Epos und kein Drama, sondern nur Lyrik, Psalmen und symbolisierende Spruchdichtung. Allein um so mehr waren sie begabt, mit sicherm Instinkt, durch natürliche Intuition, die Gottheit zu entdecken und überall zu erkennen. Sie sind das Volk Gottes. Jene Zersplitterung der Gottheit, welche die Mythologie darstellt, ist bei ihnen nicht eingetreten. Dafür waren sie zu wenig ideal gerichtet. Ihr nüchterner Verstand, ihr Mangel an Phantasie, die Monotonie ihrer Wüste machten sie zu Monotheisten. Nicht die Reife des Nachdenkens, sondern eben ihr natürlicher Instinkt trieb sie zu dieser Religionsform, da sie keinen Sinn für die Mannigfaltigkeit besassen, sondern nur für die Einheit. Ihre besondere Geistesanlage prägte sich am genialsten in der Prophetie aus, in der Vision. Dabei waren sie in der Religion notwendig fanatisch und intolerant, eben weil sie ausser ihrem Einen Gott einen andern nicht ertragen konnten.

Renan selbst musste freilich sofort erkennen, dass diese Schilderung nicht auf alle die Völker passe, welche in der Bibel von Sem abgeleitet sind oder von der neuern Forschung diesem Stamme zugewiesen werden. Um von den organisationslustigen, gewerbsfleissigen Phöniziern nicht zu reden, die wir auch nicht als Semiten betrachten, tritt uns ein noch stärker von dieser Beschreibung abweichendes Bild in dem nach Blut und Sprache zweifellos semitischen Volk der kriegerischen Assyrer entgegen mit seiner grossartigen Reichsbildung und -verwaltung und einem unleugbaren Talent für Baukunst und Bildnerei. Renan half sich aber so, dass er aus dieser Völkergruppe einen nomadischen Zweig ausschied, welcher allein den semitischen Rassencharakter treu und rein bewahrt hätte, während die mehr politischen Zweige der Semiten sich zu sehr mit fremder Kultur berührten und bereicherten, als dass sie diesen Typus noch rein darstellten. Er schränkt diesen echt semitischen Zweig auf die Völkerschaften ein, aus denen Judentum, Christentum und Islam hervorgingen, die „syroarabischen“ Stämme mit Einschluss der Israeliten.

In dieser Begrenzung lässt sich Renans psychologische Charakteristik des Semitismus schon besser hören, und ist nicht zu leugnen, dass darin viel Zutreffendes gesagt ist. Auch wird man

der Annahme nicht abgeneigt sein, dass dieser Zweig in der That das semitische Wesen im allgemeinen reiner erhalten habe als andere. Zweifellos richtig ist sodann, was man freilich längst wusste, wie es denn schon Gen. 9, 26 angedeutet ist, dass diese Völkergruppe weder in ihren Leistungen auf dem Gebiete des Staates noch auf denen der Wissenschaft (Naturkunde, Philosophie) noch auch in der schönen Kunst hervorragen, dass sie dagegen einer unvergleichlichen Mission für die religiöse Entwicklung der Menschheit sich rühmen darf. Mag auch Renan die Geistesarmut der Semiten übertrieben haben — dass sie hinter den edelsten arischen Völkern auf jenen Kulturgebieten zurückstehen, ist nicht zu leugnen, und auch das ist nicht zu verkennen, dass die grossartige Einheitlichkeit ihrer Gottesauffassung mit ihrer weltlichen Beschränktheit in einem gewissen historischen Zusammenhang steht. Gerade ihre Armut befähigte sie, sich um so einheitlicher auf das Göttliche zu koncentrieren, da sie weniger als andere in Gefahr standen, in den zerstreuenden Welteindrücken sich zu verlieren. Es fiel ihnen leichter als den objektiver beobachtenden und dialektisch begabteren Ariern, mit Übergehung der Mittelursachen die Welt in unmittelbarer Abhängigkeit von Gott zu schauen, statt bei den Mittelgliedern des Kausalnexus der Dinge stehen zu bleiben. Gleichwohl war es unrichtig, wenn aus dem Monotheismus ein blosses Erzeugnis semitischer Rasseneigentümlichkeit gemacht werden wollte oder gar ein weiterer Mangel, der dieser Rasse anhafte, als ob die Kenntnis Eines Gottes eine niedrigere Geistesstufe bekundete im Vergleich mit einer ausgebildeten Mythologie! Vielmehr zeigt die Geschichte, dass die Naturanlage der Rasse zur Entstehung und Bewahrung des Monotheismus nicht ausreichte; noch viel weniger lässt sich aus ihr allein die erhabene Stellung erklären, welche die biblisch-semitische Gotteserkenntnis innerhalb der Religionsgeschichte einnimmt. Es zeigt sich nämlich, dass die streng einheitliche Auffassung der Gottheit gar kein durchgängiges Merkmal der semitischen Völker ist, nicht einmal wenn wir bei den letztern nur an den engen, von Renan gezogenen Kreis denken. Die Araber sowohl als die Hebräer zeigen einen starken, zeitweise übermächtigen Hang zur Vielgötterei bis hinab zum Fetischdienst. Und auf die geistige Aristokratie darf man sich, wie Max Müller[1]) mit Recht hervorhebt, nicht berufen, wenn man vom natürlichen Instinkt einer Rasse spricht; denn ein solcher müsste sich gerade in den Ungebildeten, im gemeinen Volk am unmittelbarsten und sichersten zeigen. Wohin aber der natürliche Trieb auch in dem „Volke Gottes“ *κατ' ἐξοχήν* ging, zeigt die Geschichte des stetsfort sich wiederholenden Abfalls Israels vom Einen, wahren, geistigen Gott, wobei es immer wieder zu dessen Verehrung im Bild und damit notwendig zur Vielgötterei herabsank. Schon vor Abraham war der Stamm nach deutlichen Spuren in solche Abwege hinein-

1) Essays I: Über den semitischen Monotheismus.

geraten. Anderseits sahen wir auch die Chinesen und Ägypter, sowie die nichtsemitischen Babylonier von einem einheitlichern Gottesglauben herkommen, und bei den Ariern wird sich dasselbe ergeben.

Gleichwohl ist nicht alles Einbildung, was man von natürlicher Anlage der Semiten zum Monotheismus gesagt hat. Nur genügte diese Anlage nicht, um einen wahrhaft monotheistischen Gottesglauben hervorzubringen, wofern nicht durch besondere geschichtliche Offenbarungen dieselbe geweckt, entwickelt und bewahrt wurde. Diese Anlage ist teils mehr negativer Art: Mangel an Einbildungskraft, welche die Einheit des Gottesbegriffes hätte stören können, Mangel an analytischer und dialektischer Begabung, welche leicht über zwischenliegenden Ursachen den obersten Urheber kann vergessen machen; dazu eine gewisse kunstlose Einfachheit der Sprache, welche den Ursinn der Wörter viel getreuer erkennen lässt und im Gedächtnis bewahrt als bei den Ariern, deren schillernde, vieldeutige Sprachen zur Entstehung der Mythen- und Götterwelt nicht wenig beigetragen haben. Als positive Eigenschaft der Semiten kommt ausserdem namentlich in Betracht eine gewisse energische Koncentration des Lebens und Strebens, welche zwar dasselbe auch in den Dienst geringer Güter stellen kann, aber im Dienste des höchsten Gutes das grösste leistet.

Der Boden, aus welchem die alttestamentliche Religion Israels hervorgegangen ist, war ein Semitismus, welcher einen überweltlichen Gott kannte, der freilich leicht in die Natur herabgezogen werden und zu einer Mehrheit sich spalten konnte, wie dies vor und nach Abraham bei allen mit ihm verwandten Stämmen mehr oder weniger eintrat. Fragt man nun, wie es in Israel allein zum bleibenden Besitz eines einheitlichen, wahrhaft über der Natur erhabenen Gottes kommen konnte, so ist aus der Bibel die Antwort zu entnehmen: Durch Offenbarung des lebendigen Gottes an einzelne Fromme, und zwar besteht die Form dieser Offenbarung in unmittelbarer Einsprache des göttlichen Wortes, des reinsten und wahrsten Ausdrucks, in welchem der Geist sich äussert, und unterscheidet sich so wesentlich von den mannigfachen Medien, durch welche die Völkerwelt Kundgebungen der Gottheit zu erlangen trachtete und glaubte [1]). Eben diese geheimnisvolle Form, in welcher später Gott unmittelbar zu seinen erkorenen Werkzeugen und durch dieselben redete, nimmt die einstimmige Überlieferung dieses Volks schon bei Abraham an, bei welchem ein erster Ansatz zur Bildung der spezifischen biblischen Religion auf semitischem Boden stattfindet. Ein weiterer Fortschritt knüpft sich an die ebenfalls prophetische Person des Mose, durch welchen die abrahamische Stammesreligion eine nationale wird. Und die weitere Erhaltung, Selbstreinigung und Fortbildung dieser Religion vollzieht

1) Siehe darüber v. Orelli, Die alttest. Weissagung von der Vollendung des Gottesreiches, Wien 1882, S. 15 ff. und PRE² Art. Weissagung.

sich meistens durch prophetische Organe, welche die göttliche Wahrheit und den reinen Willen Jahvehs immer wieder den entarteten Vorstellungen und Gebräuchen entgegensetzen.

Die abrahamische Religion beginnt zwar nicht — wie etwa der Islam — mit dogmatischer Formulierung der Einheit Gottes, aber mit so lebensmächtigen Bezeugungen einer einzigartigen, geistigen, in der Welt souverän waltenden und auf ihre Verehrer ethisch wirkenden Gottheit, dass neben ihrem Dienst jede Verehrung anderer Wesen als Untreue erscheinen musste. Nun sahen wir zwar, dass auch andere, besonders semitische Völkerschaften nur Einem Gotte dienten, und insofern ist der Unterschied zwischen ihnen und den Patriarchen Israels nicht sehr in die Augen fallend. Allein der Geist der Offenbarungen, welche letztere empfingen, war von Anfang an ein edlerer, höherer, reinerer. Von Abbildungen dieses Gottes findet sich in der patriarchalischen Zeit keine Spur, und wo die Teraphim vorkommen, spricht sich das Bewusstsein aus, dass diese Versinnlichungen von göttlichen Mächten etwas von einem anderen Stamme Importiertes, in Abrahams Haus eigentlich Verbotenes seien[1]). Dergleichen Spuren von Heidentum zeigen nur, dass der abrahamische Glaube ausarten konnte, wie es zweifellos bei Ammon, Moab und auch Edom geschehen ist und auch in Israel nach der Unart der menschlichen Natur geschehen musste, wenn nicht die Erkenntnis des wahren Gottes durch besondere Erfahrungen und fortgesetzte Offenbarungen immer wieder aufgefrischt wurde, so dass sie gegen den natürlichen Hang zur Anpassung des Göttlichen an die sinnlichen und selbstsüchtigen Triebe der Menschen sich siegreich behauptete.

Der im Himmel wohnende Gott Abrahams, der in seinen Offenbarungen durch keine Landesgrenzen beschränkt war, wurde vor Altären unter freiem Himmel angebetet. Wo geheiligte Steine vorkommen (Gen. 28, 18), sollen sie nur die Offenbarungsstätte des himmlischen Gottes kennzeichnen. Diesen Kultus aus dem Glauben an Steinfetische abzuleiten ist ein um so unberechtigteres Unterfangen, als auch die verwandten Stämme (die Araber eingeschlossen) nicht mit Fetischdienst angefangen haben, aus welchem überhaupt nirgends eine höhere Religion sich entwickelt. Aber auch nicht so verhält es sich, dass der Gott der Israeliten von Haus aus durch die engen Grenzen des Stammes beschränkt gedacht worden wäre. Dies ist nicht einmal bei jenen übrigen Stämmen das ursprüngliche. Vielmehr war diesen in der frühesten Zeit ihr Stamm ihre Welt, in welcher und für welche sie lebten, weshalb auch nur die Bedeutung der Gottheit für ihren Stamm sie interessierte; es war die einzige, von der sie wussten. Erst durch die Berührung mit andern Stämmen und Völkern, welche anderswie benannte und besonderte Götter verehrten, wurden sie zur Annahme mehrerer Götter genötigt, ohne jedoch willig einem

1) Vgl. Genes. 31, 19 ff.; 35, 2. 4.

andern Gott die Ebenbürtigkeit mit dem ihrigen zuzuerkennen, dessen Superiorität sie nach Kräften festhielten. Zu jener unfreiwilligen Vermehrung der Götter kam dann noch jener unwillkürliche Trieb, die überirdische Macht irdisch zn symbolisieren und das Symbol zu vergöttlichen. So kam es bei ihnen schliesslich zu Fetischismus und damit notwendig zu Polytheismus.

Was nun speziell die Hebräer anlangt, so hat ihnen seit Abraham, d. h. seit sie sich als selbständigen Stamm wussten, die Einzigartigkeit ihres Gottes festgestanden, und diese musste auch theoretisch zur Einheit führen. Zwar haben auch sie die Erfahrung gemacht, dass über andere Völker andere Götter herrschten, und so können auch die Träger der wahren Gotteserkenntnis empirisch von andern Göttern reden und ihnen einen relativen Machtbesitz zuschreiben, aber in eben jenen Aussprüchen, welche man für ihre Anerkennung anderer Gottheiten geltend macht, wird die Unvergleichlichkeit ihres Gottes, seine Superiorität über alle andern aufs stärkste betont, welche konsequent ausgedacht dazu führen musste, den andern die Gottheit überhaupt abzusprechen. Jene empirische Auffassung, die andern Göttern ein relatives Dasein und eine gewisse Macht zugesteht, und diese konsequent prinzipielle finden sich daher zeitlich nicht bloss nach einander, sondern auch neben einander, weil die eine die andere richtig verstanden nicht ausschliesst. Eben deshalb ist es aber auch nicht zutreffend, wenn man neuerdings es liebt, den ältern Israeliten (und zwar noch weit über Mose hinaus) nicht Monotheismus, sondern „Monolatrie" zuzuschreiben. Letzterer Begriff wird schon der ältesten erkennbaren Phase, der vormosaischen, nicht gerecht.

Wir verweisen in Betreff dieser Fragen namentlich auf Baudissin[1]) und Bäthgen[2]), von denen der Letztere auch aus den Eigennamen der Israeliten, die im Unterschied von den Personennamen der oben behandelten Völker nirgends auf mehrere Götter schliessen lassen, nachweist, dass wir uns die Israeliten, soweit unsre Nachrichten von ihnen zurückreichen, nicht als Polytheisten zu denken haben, sowie er den merkwürdigen Umstand hervorhebt, dass das Hebräische für „Göttin" nicht einmal ein Wort gebildet hat, woraus sich ergibt, dass die bei den übrigen Semiten durchgängige geschlechtliche Differenzierung der Gottheit bei diesem Volke nie stattgefunden hat.

Die Geschichtlichkeit der religiösen Entwicklungsstufe, welche durch den Namen Abrahams gekennzeichnet wird, können wir hier nicht näher darthun. Ebensowenig ist hier der Ort, die neuerdings bestrittene historische Realität des Mosaismus zu erhärten, wo der Eine, geistige, daher bildlose, heilige, d. h. über aller

---

1) Studien zur semit. Religionsgesch. I, 46 ff.: Die Anschauung des A. T. von den Göttern des Heidentums.

2) Beiträge zur semit. Religionsgesch.: Der Gott Israels und die Götter der Heiden.

Kreatur und ihrer Unreinigkeit erhabene Gott unter dem Namen Jahveh[1]) der Gott der zu einem nationalen Ganzen vereinigten Stämme wurde. Immerhin sei bemerkt, dass dieselbe namentlich auch durch die unanfechtbaren einstimmigen Zeugnisse der Propheten gestützt wird. Wenn in neuerer Zeit häufig die Vorstellung sich finden lässt, als wäre der ethische Monotheismus etwas, was erst diejenigen Propheten, deren Schriften wir besitzen (man denkt dabei in erster Linie an Amos, da man Joel viel später anzusetzen pflegt), den ethischen Monotheismus in Israel eingeführt, so widerstreitet dem die ganze Haltung des Amos und Hosea selbst, die nichts weniger als eine neue, höhere Lehre von Gott proklamieren wollen, vielmehr all das kanaanitische Unwesen in Leben und Kultus als einen unverantwortlichen Abfall von der höhern Stufe, die man unter Mose innegehabt, anklagen, und die Kenntnis des heiligen Gottes, der souverän in Natur und Geschichte waltet, als etwas Selbstverständliches voraussetzen. Aber auch die Zeugnisse der historischen Bücher für die Geschichtlichkeit einer am Sinai erfolgten grundlegenden Offenbarung des heiligen Gottes Jahveh unter Mose können nur durch tendenziöse Skeptik entwertet werden.

Bei der schöpferischen Gestaltung des israelitischen Volkstums, die Mose im Namen des neu offenbar gewordenen Gottes vollzog, ist gar nichts anderes denkbar, als dass er auch den gesamten Kultus und den rechtlichen Brauch des Jahvehvolkes nach dem Gesichtspunkt dieser Offenbarung ordnete. Nahm er doch äusserlich eine ähnliche Stellung ein wie Muhammed zu Medina, als der Mann Gottes, der in allen solchen Dingen die oberste, untrügliche Autorität darstellte und bei jedem Anlass um Thora, d. h. Mitteilung des göttlichen Willens, angegangen wurde. Dass er dabei nicht gänzlich neue Formen des Gottesdienstes und Lebens einführte, sondern die vorgefundenen semitischen Gebräuche verwendete, lehrt die Vergleichung der israelitischen mit denen verwandter Stämme. Allein diese gottesdienstlichen Formen haben

---

1) In diesem Namen prägt sich nach der authentischen Erklärung Exod. 3, 14 eben diese schlechthinige Erhabenheit aus. Alle andern Erklärungen sind teils notorisch unrichtig, teils unbeweisbar und daher wertlos. Ebenso verhält sichs mit den Vermutungen, welche diesen Gottesnamen von andern Stämmen ableiten oder in ihm einen ursprünglichen Naturgott (Feuergott oder Gewittergott) sehen wollen, wie z. B. Smend, Lehrb. der alttest. Religionsgesch. 1893, S. 21, Kayser-Marti, Theol. des A.T.[2] S. 58. Siehe Ed. König, Hauptprobleme S. 29 ff. James Robertson, Die alte Rel. Isr. S. 191 ff. Vgl. auch Herm. Strack, Kurzgef. Kommentar I, 182. — Hommel (Altisr. Überl. S. 101. 115. 225 f.) ist der Meinung, ein unverständlich gewordener altsemitischer Gottesname Ja oder Ai, Jah, Jahu sei von Mose zu Jahveh erweitert worden und habe dadurch jenen bestimmten Sinn erlangt, den Exod. 3, 14 angibt. (Die Form sei mehr arabisch als hebräisch, weil die Hebräer damals noch diese Mundart redeten.) Dafür spricht, dass schon der ägypt. König Thutmes III. (16. Jahrh.) eine Stadt Baitija (Haus des Ja) kennt. W. Max Müller, Asien etc. S. 312 f.

durch Beziehung auf Jahveh neuen, tieferen Inhalt und höhere Weihe empfangen und auch die von Mose aufgenommenen, bezw. beibehaltenen Bräuche wie Beschneidung, Reinigkeitssatzungen, Speisegesetze u. dgl. stehen mit dem ethischen Prinzip der Jahvehreligion in unverkennbarem Zusammenhang und dürfen daher nicht einfach aus dem Sinn heidnisch arabischer oder kanaanitischer oder gar polynesischer (Tabu u. dgl.) Gebräuche gedeutet werden, wie es neuerdings beliebt geworden ist.

In Betracht zu ziehen ist jedoch, dass seit der Einwanderung Israels in Kanaan und der Niederlassung in diesem Lande eine starke Versetzung der mosaischen Religion mit kanaanitischen Elementen stattgefunden hat. Musste schon ein Mose gegen den natürlichen Hang des Volkes zu sinnlichem Kultus kämpfen, so begreift sich um so mehr, dass die mit Kanaanitern gemischten, unter sich wenig zusammenhangenden Stämme und Splitter von Stämmen von jenem im Lande längst eingerichteten, ihnen an Kultur überlegenen Volk vieles angenommen haben. Sie übernahmen von diesem die heiligen Stätten, an welche sich teilweise auch für sie geheiligte Erinnerungen knüpften. Zugleich aber nahmen sie leicht auch deren sinnliche Symbole und üppigen Naturkult an. Mit dem Namen Baal, der als Ehrenname für Jahveh auch von den Hebräern anfänglich ohne Arg gebraucht wurde, schlich sich bald auch das unheilige Wesen des so benannten kanaanitischen Naturgottes in ihre Vorstellungsweise, ihren Kultus und ihr ganzes Leben ein. Der Höhendienst, in welchem die Israeliten ihrem Jahveh zu huldigen gewillt waren, wurde dem Baaldienst der bisherigen Inhaber dieser Heiligtümer nur allzu ähnlich, und die heidnischen Gewohnheiten, die sich von alters her an diese knüpften, dauerten trotz der Bekämpfung durch Propheten und einzelne strenger gesinnte Könige bis zum Exil fort. Dazu kamen ausländische Kultusformen und Unsitten, welche von den Nachbarn und den mit Israel im Lauf der Zeit in feindliche und freundliche Berührung getretenen Grossmächten her nur zu leicht Eingang fanden.

Ein Niedergang von der durch Mose im Volke massgebend gewordenen religiösen Erkenntnis prägt sich vor allem im Bilderdienst aus, d. h. in der Verehrung des übersinnlichen Gottes, Jahveh, unter der Gestalt einer Kreatur, besonders des Stiers[1]), wogegen schon Mose zu kämpfen hatte (Exod. 32)[2]). In Kanaan

---

1) Im A. T. ist dafür durchgängig der Ausdruck ʿEgel, Kalb gebraucht. Es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, dass Stierbilder gemeint sind (vgl. Psalm 106, 20), welche um der Verjüngung des Massstabs willen von den Verehrern des geistigen Gottes spottweise „Kälber" genannt werden mochten.

2) Den Nachweis dafür, dass die mosaische Offenbarung den Bilderdienst prinzipiell ausschloss, siehe bei Ed. König, Hauptprobleme und vgl. dazu James Robertson, Alte Rel. Isr. S. 150 ff. Beide Schriften haben überhaupt die moderne Vorstellung, als ob die Selbstentwicklung

finden wir beim Volke Israel den Bilderdienst bald wieder in der Richterzeit, zwar nicht sicher bei Gideon (Richt. 8, 27)[1]), aber jedenfalls zu Dan (Richt. 17), wo freilich über die Gestalt des Gottesbildes nichts verlautet. Dagegen ist bekannt, dass Jerobeam I solche Stierbilder zu Dan und Bethel errichtete und damit diese Stätten zu Mittelpunkten des israelitischen Kultus machte. Streitig ist, ob die Stiergestalt dieser Idole auf ägyptischen Einfluss zurückzuführen oder von den Kanaanitern abzuleiten oder angestammte althebräische Gottesdarstellung gewesen sei. Gegen die letztgenannte, von manchen Neuern[2]) vertretene Anschauung spricht, dass in der patriarchalischen Zeit bei Israel keine Spur davon zu finden ist. Auch wird nirgends das goldene Kalb als eine Entlehnung aus Kanaan bezeichnet. Gegen die erste (durch Ezech. 20, 7 f.; 23, 3. 8 nahegelegte) Ansicht lässt sich einwenden, dass man in Ägypten lebendige Stiere, nicht plastische, zu verehren pflegte, sowie dass dem hebräischen Sprachgebrauch die Verwendung von Stierhörnern u. dgl. zum Ausdruck der Kraft sehr vertraut war. Sicher ist, dass mit dem erhabenen, geistig-ethischen Gott vom Sinai, den Mose verkündete, eine solche nur die physische Macht und Zeugungskraft ausdrückende Abbildung im Widerspruch stand, weshalb von den erleuchteten Vertretern der mosaischen Religion dieselbe nirgends anerkannt wurde, während sie der sinnlichen Neigung des Volkes stets willkommen war. Direkt bekämpft wurde dieser Kultus von den Propheten Amos und noch mehr Hosea, welche darin eine unverantwortliche Verschuldung, weil einen Abfall vom Bunde mit Jahveh unter Mose finden.

Aber auch wo kein eigentliches Bild auf der Opferhöhe stand, waren die Altäre mit Mazeben, Steinsäulen und Ascheren[3]), den Sinnbildern der vorisraelitischen Gottheiten, des männlichen und des weiblichen Naturgottes, versehen. Die Sinnbilder des kanaanitischen Naturdienstes wurden also in den israelitischen Jahvehdienst aufgenommen und dieser so mit dem Baaldienst verschmolzen. Mit den Symbolen nahm man aber auch die sinnlichen Gewohnheiten dieses Kultus an, Üppigkeit aller Art, Unmässigkeit, Unzucht, wie die Rügen derselben Propheten beweisen. Um so leichter konnte der Versuch gemacht werden, an Stelle Jahvehs geradezu den phönizischen Baal zu setzen, was Isebel, die Gattin Ahabs, eine tyrische Prinzessin, Tochter des Königs und vormaligen Astarte-

---

der kanaanitischen Naturreligion zum Jahvismus wissenschaftlich nachgewiesen wäre, gut widerlegt. Siehe auch die Litteratur zur speziellen Frage bei König S. 1 ff.

1) Bestritten wird dies von König a. a. O. S. 62, Köhler, Lehrb. d. bibl. Gesch. ATs II, 89. Vgl. auch Oettli im Kurzgef. Kommentar z. d. St.

2) Vgl. z. B. Dillmann zu Exod. 32, 4, Baudissin, PRE² VII, 395 f.

3) S. oben S. 240. 243.

priesters Ethbaal, zielbewusst ins Werk setzte[1]), deren Unterfangen jedoch an dem Widerstand des grossen Propheten Elia scheiterte. Der religiöse Synkretismus und die Huldigungen an auswärtige Gottheiten hörten aber damit nicht auf. Ahabs Sohn Ahasja wandte sich in seinem körperlichen Leiden an den Gott zu Ekron, Baal-Zebub[2]) um Auskunft. Aus Amos 5, 26[3]) geht hervor, dass man unter der nachfolgenden Dynastie Jehus in Israel planetarische Gottheiten der Assyrer verehrte, deren Bilder in Prozession umhergetragen wurden. In unmittelbarer Form lag übrigens die Versuchung zum Gestirndienst den Semiten seit der nomadischen Zeit nahe[4]) und es fanden daher sowohl Sonnen- als Mond- und Sterndienst immer wieder leicht Eingang.

Im Reiche Juda war es namentlich König Ahas[5]), der teils aus Kleinglauben, teils aus Wohlgefallen an den heidnischen Kulten solche einführte. Der Chronist (2 Chr. 28, 22 f.) berichtet, er habe, als er von den Syrern geschlagen worden, deren Götter verehrt in der Hoffnung, dass sie ihm dadurch günstiger würden. Vielleicht ist damit der Sonnenkultus gemeint, für welchen er nach 2 Kön. 23, 11 f. heilige Rosse und Wagen hielt, die ohne Zweifel bei Prozessionen figurierten[6]). Auch die Opferung seines Sohnes an den Sonnen-Feuer-Gott (2 Kön. 16, 3; 2 Chr. 28, 3) kann damit in Zusammenhang stehen. Doch hatte er dafür ein näheres Vorbild an der altkanaanitischen, u. a. bei den Ammonitern und Moabitern herrschend gebliebenen Unsitte. Den Tempel Jahvehs auf Zion behandelte Ahas mit pietätloser Willkür, wie der 2 Kön. 16, 10 ff. erzählte Zug beweist, wonach er nach dem Muster eines Altars, den er zu Damask gesehen hatte, einen neuen Hauptaltar vor dem Tempel errichten liess, indem er den alten bei Seite schob. Da jener Aufenthalt in Damask eine Huldigung vor Tiglat pilesar (II) zum Zweck hatte, so ist auffällig, dass der König sich den Kultus des damals eben besiegten Damaskus zum Vorbild genommen haben soll. Manche meinen daher, es sei der tragbare (vielleicht dreieckige) assyrische Altar gewesen, den jener Herrscher mit sich führte. Allein der Wortlaut Vs. 10 scheint zu verlangen, dass jener Altar ständig zu Damaskus war; es dürfte daher mehr nur ästhetisches Wohlgefallen gewesen sein, was den König zur Nachahmung desselben trieb. Jedenfalls aber haschte er in seiner religiösen Haltlosigkeit nach möglichst vielen und sinnlichen Kultusformen und schreckte dabei vor den schlimmsten Greueln des Heidentums nicht zurück. Während er zuletzt das innere Heiligtum Jahvehs auf Zion rücksichtslos zuschloss (2 Chron. 28, 24;

---

1) Vgl. Archinard, Israël et ses Voisins S. 51 ff. — v. Orelli, Art. Elia in PRE[3].
2) S. oben S. 235. — 2 Kön. 1, 2 ff.
3) S. meinen Komm. z. d. St.
4) Vgl. Hiob 31, 26 f.; Deut. 4, 19; 17, 3.
5) Vgl. Köhler, Gesch. II, 2, 228 ff. Archinard a. a. O. 218 ff.
6) Vgl. auch die Sonnenuhr des Ahas Jes. 38, 8; 2 Kön. 20, 11.

vgl. 29, 3. 7), begünstigte er an allen Ecken der Stadt polytheistischen Bilderdienst und sanktionierte, wie schon bemerkt, durch sein eigenes Beispiel die Kinderopfer, welche fortan im Hinnomthale am Fuss der Hauptstadt dargebracht wurden. Welcher Gottheit, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Das Volk dachte an Baal-Moloch, scheint aber auch Jahveh mit diesem verschmolzen zu haben[1]). Seit seiner Unterwerfung unter Assur wird der König namentlich auch assyrischen Kultus der Planeten-Gottheiten auf dem Dache seines Söllers (2 Kön. 23, 12) gepflogen haben.

Zwar folgte unter Ahas' Sohn, Hiskia, eine Art Reformation, worin die Idole (darunter auch ein Schlangenbild, Něchuštān, welchem geräuchert wurde in Erinnerung an Num. 21, 9) vernichtet, der Tempel gereinigt, die übrigen Kultusstätten entweiht wurden. Allein schon dessen Sohn und Nachfolger Manasse leistete während seiner langen Regierung dem Heidentum, das im Verborgenen fortgelebt hatte, allen erdenklichen Vorschub, so dass die dem Götzenwesen geweihten Altäre wieder aufgerichtet und selbst im Tempelgebäude auf Zion aufgestellt wurden[2]). Gehörte dies zum alten Heidentum des Landes, so wurden auch auswärtige Gottheiten wieder aufgenommen, natürlich vor allem assyrisch-babylonische. Auch die Kinderopfer im Hinnomthal bluteten aufs neue und wurden vom Feuer des Baal-Moloch verschlungen. Auch hiebei ist assyrischer Einfluss nicht ausgeschlossen[3]). Jedenfalls rührt von diesem die Verehrung des „ganzen Himmelsheeres"[4]), wobei namentlich an die Schicksalssterne wird zu denken sein[5]), während beim eigentlichen Sonnendienst syrischer Ursprung (s. oben) wahrscheinlicher ist. Die treuen Propheten, welche gegen solche Greuel ihre Stimme erhoben, starben den Zeugentod[6]). Es versteht sich, dass auch jetzt mit dem Kultus der Naturgötter sinnliche Fleischeslust wie Grausamkeit ihren Einzug hielten, sowie das mannigfaltige Zauberwesen und anderer Aberglaube. Die Sinnlichkeit und Ungebundenheit solchen Gottesdienstes, welche dem fleischlichen Sinn des Volkes mehr zusagten als der nüchterne, strenge Jahvehdienst, erklären den Reiz, den er ausübte, und sein immer erneutes Eindringen auch in Zeiten, wo geistesmächtige Propheten Jahvehs dawider Zeugnis ablegten. Dazu kamen in der

---

1) Jerem. 7, 31; Ezech. 20, 26. Anders Köhler, Gesch. II, 2, 146.

2) 2 Kön. 21, 7; 23, 6; 2 Chron. 33, 7. Dieses „Bild der Aschera" = Astarte ist zu unterscheiden von den „Ascheren", d. h. symbolischen Pfählen der Göttin, welche gewöhnliche Zugabe der Baalsaltäre waren. Siehe oben S. 269.

3) Vgl. Bäthgen, Beiträge S. 238. Gegen die Beschönigungen, welche Stade, Smend u. a. diesem Treiben angedeihen lassen, siehe Köhler, Gesch. II, 2, S. 273 f.

4) 2 Kön. 21, 3. 5; 23, 4 f. 11 f.; 2 Chron. 33, 3. 5.

5) 2 Kön. 23, 5 sind Sonne, Mond und die Tierkreisbilder und das ganze Himmelsheer genannt.

6) Dies ergibt sich aus Kombination von 2 Kön. 21, 26; 24, 4 mit Jerem. 2, 30.

Regel auch politische Gesichtspunkte, welche die Regenten zur „Buhlerei“ mit den fremden Göttern, eigentlich aber mit den mächtigen Regenten, die unter ihnen standen, antrieben.

Noch einmal, und gründlicher als irgend einer seiner Vorgänger hat der fromme König Josia mit der heidnischen und halbheidnischen Religionsübung aufgeräumt und namentlich auch die zweideutigen Opferhöhen abgethan, um allen Gottesdienst in dem gereinigten Tempel zu Jerusalem zu koncentrieren. Doch vermochte auch diese Reformation nicht in die Tiefe zu dringen und den angeborenen Sinn des Volkes und seiner Grossen umzuwandeln, so dass nach seinem frühen, für das Land so unglücklichen Tode unter den letzten vier Regenten, unter denen das Haus Juda noch seine Existenz fristete, jenes Heidentum wieder mächtig auflebte. Dies geht namentlich aus den Schilderungen der Propheten Jeremia und Ezechiel hervor. Ezech. 8, 8 ff. gibt eine Darstellung des heidnischen Unfugs, wie er in den heiligen Tempelhallen selbst um die letzte Zeit vor der Zerstörung getrieben wurde: Man räuchert in einer Kammer eines Thorweges den an die Wände gemalten Idolen israelitisch-kanaanitischer Herkunft (Stier u. dgl.) sowie allerlei andern Figuren von vierfüssigen und kriechenden Bestien. Dies wie die ganze Verehrungsweise erinnert an Ägypten. Da Jahveh das Land verlassen zu haben schien (8, 12), nahm man seine Zuflucht zu allen möglichen Nothelfern. In einem andern Thor des Vorhofs sitzen Weiber, den babylonischen Gott Thammuz beweinend. Im innern Vorhof stehen, dem Heiligtum den Rücken kehrend, Priester, welche die aufgehende Sonne anbeten und dabei grüne Reiser an die Nase halten, was an das parsische Barsom erinnert, das man bei Anrufung von Lichtgottheiten vor den Mund hielt. So stellte der Jahveh geheiligte Tempel einen Sammelplatz von fremden, abgöttischen Religionsgebräuchen dar.

Und noch ins Exil nahmen die Juden ihre heidnischen Vorstellungen und Gewohnheiten mit. So muss Jeremia wie einst in der Heimat, so noch in der ägyptischen Verbannung es rügen, dass die Frauen der „Himmelskönigin“ opferten, wobei Feuer angezündet und Kuchen in gewisser Form, wahrscheinlich mondförmig, gebacken wurden[1]). Es ist mit diesem Ehrennamen wohl die vorderasiatische Astarte als Mondgöttin gemeint[2]). Als Göttin der Liebe und weiblichen Fruchtbarkeit war ihre Gunst den Frauen besonders erwünscht. Es wurde aber überhaupt Glück und Wohlfahrt von ihr abgeleitet. Ebenso bezeugt Deuterojesaja, dass im babylonischen Exil die Juden keineswegs vom Götzendienst und dem damit verbundenen Unwesen sich rein erhielten.

---

1) Vgl. Jerem. 7, 18 und 44, 16 ff. und dazu meinen Kommentar, Aufl. 2. Die Kuchen heissen hebr. mit einem Fremdwort kawwanim, womit das griech. *χαυῶνες*, *χαβῶνες* zusammenhängt.

2) Vgl. Atar-Samain in den Inschrr. Asurbanipals als Göttin eines nordarab. Stammes der Kedarener genannt (Schrader KAT² S. 414).

Allein gegenüber dieser paganisierenden Unterströmung hat sich seit Mose stets die wahre Religion, welche sich von ihm ableitete, in erleuchteteren Gliedern des Volks mehr oder weniger rein erhalten. Im Mittelpunkt der Theokratie befand sich ein Heiligtum, dessen Priesterschaft das mosaische Erbe am treuesten bewahrte, und vom prophetischen Geiste erfüllte Männer haben dasselbe nicht nur von Entartungen und Entstellungen immer wieder gereinigt, sondern auch durch eben jenen Geist, aus dem es geboren war, fortgebildet, bereichert, vertieft und vergeistigt. Sie waren die berufenen Organe der Fortentwicklung der Israel zu teil gewordenen Offenbarung. Ihnen dankte man auch die Weissagungen, durch welche sie die Vergangenheit und Gegenwart wie namentlich die Zukunft im Lichte dieser Offenbarung des wahren Gottes erkennen und die Geschichte ihres Volks und der Völker als zielstrebige Entwicklung auffassen lehrten, welche in der unbegrenzten Herrschaft dieses Gottes über die Welt ihren Abschluss finden werde. Dass die gesamte Religionsgeschichte zu dieser durch die Jahrhunderte mannigfaltig laut werdenden und doch innerlich einheitlichen Zukunftsverkündigung kein Analogon aufweist, haben wir anderswo gezeigt[1]).

Abklärend wirkte das babylonische Exil, in welchem der Stamm Juda Jahrzehnte lang von seinem Lande samt dessen Lokalheiligtümern und Bildern isoliert, einen Prozess der Vergeistigung seiner Religion durchmachte, so dass, als nach dem Eintritt der Perserherrschaft die eifrigsten Verehrer Jahvehs nach der Heimat zurückkehrten, die Gemeinde einheitlichere Sinnesart hatte und der Versuchung zum Götzendienst, welche ohnehin nicht mehr so verlockend war, nicht weiter zum Opfer gefallen ist. Nur zeigte die so gereinigte Religionsgemeinde nicht mehr die alte Urwüchsigkeit des nationalen Geistes, sondern eine ängstliche, gesetzliche Pietät, welche einseitig das Alte zu konservieren bedacht war. Nicht als hätten nicht schon längst heilige Gesetze über Kultus, Recht und Sitte auch schriftlich bestanden, wie neuerdings etwa mit starker Übertreibung behauptet wird. Aber die Religion ging nun mehr und mehr in pietätvoller Übung der überlieferten Satzungen auf. Diese gesetzeseifrige Richtung mündete in den Pharisäismus aus, welcher sich über das gemeine Volk hochfahrend erhob, während die vornehmeren, insonderheit die Angehörigen der Priesterkaste, dem verweltlichten Sadduzäismus huldigten und beim Essenismus auch fremdartige Weltanschauung und Askese im Judentum Eingang fand.

Parsischer Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Juden ist zwar in jener nachexilischen Periode nicht zu leugnen, doch betrifft er mehr die formale Ausbildung gewisser Vorstellungen, z. B. der Angelologie, als dass er das Wesen der Jahvehreligion

---

1) Die alttestam. Weissagung von der Vollendung des Gottesreichs, S. 47 ff. und PRE ^{2} XVI, 740 f.

alteriert hätte. Auch ist es eine Übertreibung, wenn man etwa die Figur des Satans aus dem Parsismus abgeleitet hat, welche vielmehr auf israelitischem Boden erwachsen ist. Das Gleiche gilt von der Messiasidee und der Auferstehungslehre. Dagegen ist richtig, dass in nachbiblischer Zeit das Judentum in seiner talmudischen Haggada wie der Geisterlehre so der Eschatologie des Parsismus viel entlehnt hat[1].

In den letzten Jahrhunderten vor Christus hatte das Judentum um so schwerere Kämpfe mit dem Hellenismus zu bestehen, der mit seiner Sprache und überlegenen Weltbildung auch Palästina überflutete und auf den Judaismus national und religiös zersetzend wirken musste. Damals bildete sich die seit Esra unter den Juden vorherrschende gesetzliche Tendenz noch einseitiger aus durch den Gegensatz gegen alles Heidnisch-Griechische in den Chasidim und den spätern Pharisäern[2], die zur Zeit Jesu als die strengreligiöse, d. h. überlieferungstreue Partei erscheinen, während die freisinnigere, mehr von politischen Interessen beherrschte, gegen den Hellenismus tolerantere Partei der Sadduzäer in der höhern Priesterschaft ihre Stütze hatte[3]. Siehe über diese beiden Parteien Josephus, Bell. Jud. 2, 8, 14; Ant. 18, 1, 2 ff.[4]. Ausführlicher schildert derselbe 2, 8, 2 ff.; Ant. 18, 1, 5 einen eigenartigen religiösen Orden, die Essener[5], über welche auch Philo[6] berichtet. Obwohl diese Genossenschaft auf die jüdische Geschichte äusserst wenig Einfluss ausgeübt hat, so ist sie religionsgeschichtlich interessant, weil sie eine Einpfropfung fremder religiöser Anschauungen auf dem Boden des Judentums darstellt. Dieser asketische Orden der Essener[7], welcher zur Zeit des Philo und Josephus etwas über 4000 Glieder zählen mochte, lebte über Palästina zerstreut, namentlich auf dem Lande und besonders zahlreich in der Wüste von Engedi am Toten Meer. Seine Abzeichen waren Axt, Schürze, weisses Gewand. Zu den Grundsätzen gehörten Gütergemeinschaft und Verwerfung der Sklaverei

---

1) Siehe den Nachweis von A. Kohut, „Was hat die talmudische Eschatologie aus dem Parsismus aufgenommen?“ ZDMG 21 (1867), 552—591.

2) Der Name Perūschim (Mischna) oder Perīschin (aramäisch) kommt seit der Makkabäerzeit vor und bedeutet: die Abgesonderten, in dem Sinn, dass sie von dem eindringenden hellenischen Heidentum und dem davon angesteckten gemeinen Volk, ʿam haarez, sich ängstlich absonderten.

3) Darauf deutet auch der Name Sadduzäer. Denn die Zaddukim sind wohl die von Zadok abstammenden; vgl. die „Söhne Zadoks“ bei Ezechiel, d. h. die vornehme jerusalemische Priesterschaft.

4) Näheres über beide und ihr Verhältnis zu einander bei Wellhausen, Die Pharisäer und die Sadduzäer 1874 und besonders Schürer, Neutestamentliche Zeitgeschichte[3] II, 380 ff.

5) Schürer a. a. O. II, 556 ff. Siehe dort die Litteratur.

6) Philo, De vita contemplativa und Quod liber sit quisquis virtuti studet. Vgl. auch Plinius, hist. nat. 5, 17.

7) Die Erklärung des Namens ist noch streitig. S. Schürer a. a. O. S. 559 f.

und des Handels, zu den Lebensgewohnheiten fleissige Arbeit, Mässigkeit[1]), Cölibat und beschauliche Gemütsruhe, was sich bei den gemeinsamen Mahlzeiten, die Josephus beschreibt, darstellt. Besonderes Gewicht wurde auf die Reinigkeitssatzungen gelegt, welche häufige Waschungen u. dgl. vorschrieben. Wer in den Orden trat, hatte ein mehrjähriges Noviziat durchzumachen und dann einen furchtbaren Eid abzulegen (während sie sonst das Schwören als eine Herabsetzung der Wahrhaftigkeit verwarfen), in welchem er sich zur Geheimhaltung der ihm anzuvertrauenden Lehre (wozu namentlich Engelnamen gehörten), verpflichtete. Der Sittlichkeit und dem frommen Sinn der Essener stellen Philo und Josephus die besten Zeugnisse aus.

Liessen sich diese Gebräuche zur Not aus der jüdischen Religion ableiten, so wäre dieser Orden doch jedenfalls eine sektenartige Ausgestaltung gewisser Maximen des jüdischen Gesetzes mit Vernachlässigung der andern. Allein es ist nicht zu bezweifeln, dass die gesamte Anschauung von Gott und Welt, welche diesen Regeln zu Grunde lag, von fremdem Religionswesen beeinflusst war. Dies ergibt sich, wenn Josephus seine Nachrichten nicht ganz aus der Luft gegriffen hat, schon daraus, dass sie der aufgehenden Sonne Anbetung darbrachten und vor deren lichtem Glanz die Unreinigkeit ängstlich verbargen, sowie aus ihrer Anthropologie, welche den Leib als Gefängnis der Seele auffasste, in welchen sie durch Sinnlichkeit herabgezogen worden sei, und aus welchem sie wieder befreit werden müsse, um im lichten Äther unsterblich zu wohnen, während der Leib vergehe, die bösen Seelen aber in einem finstern, kalten Winkel bleiben. Hier stossen wir auf einen Dualismus zwischen (physischem) Licht und Dunkel, unreiner Materie und gutem Geist. Von da aus erklärt sich auch jener ganze Dualismus, der das Leben dieser Eingeweihten durchzieht und dem Israeliten von Haus aus ganz fremd ist, das Vermeiden der Ehe, die Weltflucht, die Entsagung gegenüber erlaubten Genüssen wie Salben mit Öl u. s. f., die Scheu vor Blutvergiessen wohl auch bei Tieren, endlich die ganze Absonderung von der übrigen Gemeinde mit Geheimlehren u. dgl., welche der alttestamentlichen Frömmigkeit widerspricht. Anderseits zeigen spezifisch jüdische Gebräuche wie eine gesteigerte Sabbatheiligung, die Weihegaben an den Tempel u. a., dass wir es nicht eigentlich mit einer fremden Religion zu thun haben, sondern diese Frommen meinten mit ihren von aussen ihnen zugekommenen Ideen und Gebräuchen am reinsten ihre angestammte Religion erkannt zu haben und auszuüben.

---

1) Die zuverlässigen Gewährsmänner sagen nichts davon, dass Fleisch- und Weingenuss verboten gewesen seien. Doch folgert man dies wohl mit Recht aus der Gesamttendenz des Ordenslebens sowie daraus, dass die Essener das blutige Opfer verwarfen und nur unblutige Weihegaben zum Tempel schickten.

Von welcher fremden Religion her der Essenismus befruchtet war, darüber lässt sich streiten. Zwar der Buddhismus kann nicht ernstlich als Quelle in Betracht kommen, eher der Parsismus mit seiner Lehre vom guten göttlichen Licht, seiner Angelologie u. s. w. Doch könnte man höchstens an indirekten Einfluss desselben denken. Die Ordensgestalt dieser Sekte erinnert an den auch aus dem Orient (Ägypten) inspirierten Pythagoräismus. Mit dem letztern ist die Ähnlichkeit bei dem Essenertum, wie Zeller[1]) nachgewiesen hat, eine so grosse, dass eine gewisse Verwandtschaft kaum abgelehnt werden kann. Selbstverständlich kann aber der griechische Pythagoräismus nicht das Vorbild der Essener gewesen sein, dafür sind auch ihre anderweitigen, geistigen Verschiedenheiten zu gross. Eher können beide von derselben Quelle befruchtet sein, einem mystischen Orden oder einer spekulativen Religionsgenossenschaft. Diejenige nun, die am meisten den Essenern entspricht, sind die Mandäer[2]), eine nicht aus dem Parsismus, sondern aus der altbabylonischen Religion hervorgegangene Gemeinde, die wir freilich erst aus späterer Zeit kennen, wo sie von Judentum und Christentum beeinflusst war. Mandäische Ideen und Gepflogenheiten haben sich offenbar schon in vorchristlicher Zeit nach Westen verbreitet und auch ins Judentum eingenistet bei diesen Essenern, welche im übrigen fromme Israeliten sein wollten.

Das Christentum, welches an keine dieser Sonderrichtungen sich anschloss, sondern original aus dem Mark des Stammes der israelitisch-jüdischen Religion hervorgegangen ist, stellt die höchste Blüte und reife Frucht dieser Religionsentwicklung dar. Nach Ausscheidung des Christentums ist das Judentum nicht mehr fähig gewesen, etwas wahrhaft Neues zu erzeugen[3]). Um so starrer wurde bei der Erschöpfung, ja dem völligen Verschwinden des prophetischen Geistes, der diese Religion erzeugt und lebendig erhalten hatte, die gesetzliche Tradition festgehalten. Das Studium der Schrift, namentlich der Thora, welches schon zur Zeit Christi als die höchste Religionsübung bei den Pharisäern galt, verblieb den Juden auch nach der Zerstörung des jerusalemischen Tempels und dem damit verbundenen Aufhören des Opferdienstes als ein hohes Vorrecht der hiefür Gebildeten, und wurde noch mehr als zuvor der Mittelpunkt, um den Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sich bewegten. Das längst kanonisch gewordene Gesetz wurde dabei mit einem besondern Zaun schützend umgeben, der talmudischen Überlieferung, welche nach langer mündlicher Fortpflanzung in verschiedenen Stadien schriftlich aufgezeichnet wurde[4]). Der

---

1) Zeller, Philosophie der Griechen³ (1881) III, 2, S. 277 ff. und Theolog. Jahrbücher 1856 S. 401 ff.

2) Siehe deren Besprechung unten S. 291 ff.

3) Über die nachbiblische Geschichte des Judentums siehe bes. J. M. Jost, Geschichte des Judentums, 3 Bde., Leipzig 1857, 58, 59. — Pressel in PRE² VII, 224 ff.: Israel, Geschichte, nachbiblische.

4) Vgl. Pressel, PRE¹ XII, 470 ff., Art. Rabbinismus. — Strack,

schriftgelehrte, thorabeflissene Pharisäismus hat der weitern Entwicklung des Judentums seinen Stempel aufgeprägt. Sein Geist hat dieses erstaunliche Werk des T a l m u d erzeugt, welches ebenso durch seinen Scharfsinn in der Behandlung des Schriftbuchstabens wie durch seinen Mangel an geistigem Verständnis des Sinnes der hl. Schrift überrascht. Dieses Gesetz, das manche Observanzen enthält, welche auch nach der Auflösung des jüdischen Staates noch ausgeübt werden konnten, hat das über alle Kulturländer versprengte Volk fortan beherrscht und sein religiöses Interesse absorbiert, aber auch seinen nationalen Typus ihm erhalten trotz aller Berührungen mit den verschiedensten Völkern. Erst in unserm Jahrhundert hat die europäische Civilisation, welche den Juden Gleichberechtigung gewährt und sie in die christlichen Nationen eingliedert, die alten Übungen ernstlicher gefährdet, als die grausamsten Verfolgungen zu thun vermochten, und so eine stärkere Amalgamierung der Israeliten mit den Landesbewohnern veranlasst. Eine Reaktion gegen diesen Prozess stellt der heutige „Zionismus" dar, welcher das Nationalbewusstsein durch Anstreben politischer Unabhängigkeit im alten Land der Verheissung neu zu beleben sucht.

Während so der pharisäische Gesetzesgeist das jüdische Volk gefangen genommen und zum grossen Teil bis heute nicht mehr aus seinen Fesseln entlassen hat, ist die Verbindung, welche es um die Zeit der Entstehung des Christentums in Alexandrien mit g r i e c h i s c h e r Philosophie und Bildung eingegangen war, und wovon noch die Philosophie eines Plotin, die Theologie eines Philo, aber auch einige „apokryphische" alttestamentliche Schriften wie die „Weisheit Salomos" Zeugnis geben, ohne nachhaltigen Einfluss auf das Judentum geblieben, das dem Hellenismus gegenüber sich auf die Dauer ablehnend verhalten hat.

V. Das Christentum.

In Bezug auf das Christentum, dessen Darstellung der gesamte historische und der systematische Teil der christlichen Theologie zur Aufgabe haben, beschränken wir uns auf einige wenige Leitsätze:

Das Christentum hat sich nicht für eine völlig neue Religion ausgegeben, sondern erklärt sich für die wahre, volle Ausbildung der prophetisch-israelitischen Religion, wie sie von Abraham und Mose bis zum Erlöschen des prophetischen Geistes sich entwickelt

---

PRE [2] XVIII, 297 ff., Art. Thalmud. — S c h ü r e r a. a. O. — Ferd. W e b e r, System der altsynagogalen palästinischen Theologie, Lpz. 1880; 2. Aufl. 1897.

hat. Ja, es macht bei seinem ersten massgebenden Auftreten seine Berechtigung und Geltung davon abhängig, dass es zu den dort gegebenen Offenbarungen sich wie die Krone des Baumes zum Stamm verhalte bezw. davon, dass Jesus der Christ sei. Das wahrhaft und wesenhaft Neue, was Jesus von Nazaret bringt, ist nach seinem Wort die Erfüllung des von Mose und den Propheten Geweissagten und Vorabgebildeten. Diese Erfüllung besteht aber im Kommen seiner Person, in welcher das „Reich Gottes“, dieser Inbegriff der prophetischen Verheissungen, auf die Erde gekommen ist, und durch welche ausschliesslich der Anteil an diesem Reich, dieses höchste Gut, den Menschen vermittelt wird. Mehr als irgend eine andere Religion ist darum die christliche an die Person ihres Stifters gebunden und hat an ihr ihren charakteristischen Inhalt, wie anderswo näher dargelegt wurde[1]).

Durch die Person und das Werk Jesu Christi wird das Verhältnis der an ihn Glaubenden zu Gott ein neues (Versöhnung, Rechtfertigung, Innewohnen des hl. Geistes); ebenso bewirkt dieser Glaube an ihn eine neue Gemeinschaft mit den andern Gläubigen. Da dieser Glaube eine tief innerliche Bedingung der Zugehörigkeit des Einzelnen zu dieser Gemeinschaft ist, so ist das Christentum auch insofern von Haus aus eine persönliche Religion, welche in ihrer Herzensstellung zu Christo gleichartige Individuen umfasst, so zwar, dass die Unterschiede des Alters und Geschlechts, des Standes und Bildungsgrades sowie auch der Nationalität diese Gleichartigkeit nicht hindern und neben ihr nicht in Betracht kommen. Person und Werk Christi gehen nach ihrer Bedeutung über das Volk der Juden hinaus und zielen auf die ganze Menschheit ab. Durch Christum ist die nationale jüdische Religion in eine universale umgewandelt worden, welche in einem Mass wie keine andere erobernd auftrat. Der Buddhismus bietet zwar hiezu eine Analogie, insofern er den nationalen Brahmanismus, aus dem er hervorgegangen, zu einer auf persönliche Geistesart gegründeten Religion umwandelte, welche ebenfalls missionierend auftrat und universale Geltung anstrebte. Allein schon äusserlich angesehen, ist trotz der ungeheuern Ausdehnung, welche auch diese Buddhagemeinschaft gewann, der Unterschied in die Augen fallend, dass das Christentum geistig ungleich bedeutendere und unter sich verschiedenartigere Völker sich zu eigen machte und bei diesen eine unvergleichlich reichere Entfaltung fand als die Buddhalehre, deren innere Verschiedenheit vom Christentum wir später darthun werden. Vom semitischen Stamm ging letzteres hauptsächlich auf die arischen Völker über, deren Geisteswelt es völlig umgestaltete; von ihnen aus aber dringt es unaufhaltsam mit unverkennbarer innerer Überlegenheit unter allen Himmelsstrichen siegreich gegen die heidnischen Religionen vor, wie die Missionsgeschichte lehrt. Aller-

1) C. v. Orelli, Christus und andere Meister, Rektoratsrede, Basel 1893.

dings fehlt es, wie die Kirchengeschichte genugsam zeigt, auch beim Christentum nicht an Ausartungen und Entstellungen seines ursprünglichen Wesens und Charakters. Allein diesen gegenüber haben je und je wieder Reformationen stattgefunden, welche die Religion reinigten und verjüngten. Darin äussert sich eine unverwüstliche Lebenskraft, welche diese Religion vor dem geistigen und äusserlichen Absterben bewahrt.

Während das Christentum mit der alttestamentlichen Religion sich nicht nur geschichtlich verwachsen, sondern wesensverwandt weiss, verhält es sich gegen die sämtlichen ausserbiblischen „heidnischen Religionen" im allgemeinen ablehnend. Zwar finden die ersten und kompetentesten Zeugen der christlichen Wahrheit auch bei den Völkern noch deutliche Spuren der Offenbarungen des Einen, wahren Gottes in Natur, Geschichte und Gewissen, an welche sie gelegentlich anknüpfen. Aber die einzelnen historischen Religionen gelten ihnen mit gutem Grund nicht als elementare Vorstufen für das Christentum, sondern als Verbildungen und Verzerrungen der göttlichen Wahrheit durch Verirrung und Schuld der Menschen.

VI. Der Manichäismus[1].

Eine eigenartige für die Religions- und Kirchengeschichte bedeutsame Religionsbildung trägt nach ihrem Schöpfer, dem wenig bekannten Mani, einem im 3. Jahrhundert n. Chr. in Babylonien geborenen Perser, den Namen Manichäismus. Dieses Lehrsystem weist zwar manche Ähnlichkeit mit dem Parsismus auf, wie denn auch Mani es besonders auf Persien abgesehen hatte, wo er aber den Tod fand. Doch scheinen die Grundzüge seiner streng dualistischen Anschauung babylonischer Herkunft zu sein, wie denn manches an die alte babylonische Mythologie erinnert. Von einer babylonischen Gemeinde ausgegangen, als deren Nachfolger man die spätern Mandäer ansehen kann, hat Mani deren Ideen selbständig systematisiert und darein parsische, aber namentlich auch jüdische und christliche Ideen und Figuren verwoben, um seine Universalreligion zu bilden, welche

---

1) Besonders zu beachten: F. Chr. Baur, Das manichäische Religionssystem, Tübingen 1831 (jetzt grossenteils veraltet). — Gustav Flügel, Mani, seine Lehre und seine Schriften. Aus dem Fihrist . . . Text nebst Übersetzung, Kommentar u. Index, Leipz. 1862. — Fr. Spiegel, Eran. Altertumsk. II, 195—232. — K. Kessler, Untersuchungen zur Genesis des manichäischen Religionssystems, 1876. — Derselbe, Mânî oder Beiträge zur Kenntnis der Religionsmischung im Semitismus, Bd. I, Lpz. 1882. — Derselbe, PRE² Art. Mani, Manichäer. Siehe dort auch sonstige Litteratur.

die Wahrheiten aller Bekenntnisse enthalten sollte. Bei ihrem spekulativen und streng asketischen Charakter konnte freilich diese Lehre nirgends volkstümlich werden. Doch hat der Manichäismus gerade unter den Ernsteren und Gebildeten in verschiedenen religiösen Gemeinschaften vielen Anklang gefunden und bildete für diese Religionen (insbesondere das Christentum) ein gefährliches, zersetzendes Element, das unter dem Schein einer gewissen Übereinstimmung und Vergeistigung ihr wahres Wesen völlig zu zerstören drohte.

Was die Quellen betrifft, aus welchen wir diese Lehre zu schöpfen haben, so sind es lauter sekundäre, da Mani selbst zwar manche Schriften und Briefe verfasst hat, diese aber samt denen seiner Anhänger verloren gegangen sind. Nur Bruchstücke davon finden sich in den Berichten morgenländischer und abendländischer Gewährsmänner. Die morgenländischen verdienen in Bezug auf den ursprünglichen Manichäismus, der uns hier angeht, den Vorzug, da sie diesem geographisch näher stehen und die Muhammedaner, von welchen sie stammen, weniger polemische Tendenz zeigen als die Christen. Am wichtigsten ist hier das Zeugnis des Fihrist el Ulumi (Verzeichnis der Wissenschaften) von Abulfaradsch Muhammed Ibn Ischaak en-Nedim, der gewöhnlich Ibn Abi Jakub el-Warrak (= Papierhändler) genannt wird[1]. Seine Angaben haben um so mehr Gewicht, da er selbst früher Anhänger des Mani war und dessen Schriften wie solche seiner Schüler benützen konnte. Sein Buch ist im J. 987—88 n. Chr. zu Bagdad geschrieben. Später hat al-Schahrastâni († 1153 n. Chr.) in seinem für den Islam wichtigen Buch über die Religionsparteien[2] die Manawija (Manichäer) ebenfalls behandelt, etwas minder ausführlich und zuverlässig. — Diese beiden Autoren sind die wichtigsten. Unter den abendländischen Quellen seien genannt die sog. Acta disputationis Archelai et Manetis[3], nach Kessler[4] um das Jahr 320 verfasst. Von besonderem Wert für die abendländische Gestalt des Manichäismus sind die Schriften Augustins, der ja 9 Jahre lang der Sekte sich angeschlossen hatte und später öfter Anlass fand sie zu bekämpfen. Aber auch manche andere Kirchenväter wie Epiphanius (adv. haer. 66), Cyrill von Jerus., Photius u. a. haben sich einlässlich mit diesen gefährlichen Häretikern beschäftigt.

Die abendländischen Quellen leiten die Lehre des Mani von zwei Vorgängern ab. Ein gewisser Scythianus aus Arabien habe die heidnisch-griechische Litteratur und Weltbildung in Ägypten (zu Hypsela in der Thebais) kennen gelernt und nach um-

---

1) Flügels Ausgabe des betr. Stückes s. vorige Seite.

2) Deutsche Übersetzung von Haarbrücker, I S. 285—291.

3) Siehe darüber H. v. Zittwitz in Kahnis' Ztschr. für hist. Theol. 1873, S. 467—528.

4) PRE² IX, 226.

fassenden Studien die Lehre von den zwei Prinzipien aufgestellt. Er sei auch nach Jerusalem gereist, wo er sich mit der Lehre der damals lebenden Apostel vertraut machte und habe fleissig für sein System disputiert, ohne jedoch viel auszurichten, obgleich er magische Künste zu Hilfe nahm, die er in Indien und Ägypten erlernt hatte. Bei einem solchen Versuch, wo er durch magische Kraft gewisser Namen, die er anrief, schweben wollte, fiel er vom Dache und starb. In Ägypten hatte er eine schöne Buhlerin geheiratet. Da sein einziger Schüler Terebinthus diese Gattin seines Meisters nicht zur Frau nehmen wollte, floh er mit dessen Büchern und Geheimnissen und Schätzen nach Persien, wo er sich „Budda" nannte. Dort disputierte er mit den Mithrapriestern ohne Erfolg trotz seiner Magie, bei deren Gaukelkünsten auch er vom Dache herabstürzte. Seine Schriften aber kamen so in den Besitz eines Sklaven des alten Weibes, bei dem er wohnte. Dieser Sklave sei Cubricus gewesen, „der sich auch Manes nannte". Er versuchte den kranken Sohn des Königs von Persien zu heilen. Da dies misslang, kam er ins Gefängnis, wohin ihm seine Schüler die hl. Schriften der Christen aus Jerusalem brachten, die er studierte und in seiner Lehre mit verwendete. Freigeworden ging er nach der Festung Arabion (unbekannt) am Flusse Stranga (unbekannt). Er disputierte in Kaskar mit einem Christen namens Marcellus, unterlag ihm aber, ebenso einem Presbyter Trypton zu Diodori Vicus. Diesem stand der Bischof Archelaos bei, der schon der Disputation zu Kaskar beigewohnt hatte, und von dem jene „Acta" herrühren sollen. Manes entfloh nach der Festung Arabion; dort wurde er bald vom Perserkönig gefangen genommen und hingerichtet.

Diese Erzählung der Acta, mit welcher die Abendländer meist übereinstimmen, ist fast ganz ungeschichtlich; dies gilt namentlich von der gesamten Vorgeschichte dieser Lehre, wovon die Morgenländer nichts wissen. Baur und Spiegel haben mit Recht die Geschichtlichkeit des Scythianus (nach Spiegel Übs. aus Sakja-Buddha?) und Terebinthus verworfen. Kessler erkennt in dem erstern den aus Scythien (für Medien) gekommenen Vater des Mani (siehe unten) und im erstern das Appellativum tarbîtha, Zögling. Auch jene Disputationen sind erdichtet. Richtig ist nur, dass Mani zu Kaschkar, wohin er einen Brief gerichtet hat, Beziehungen hatte. (Kaschkar heisst einmal Südchaldäa von Wasith bis gegen Baṣra, sodann aber auch der ältere Teil der Stadt Wasith selbst.)

Viel glaubwürdiger ist, was der Fihrist anscheinend aus guten Quellen erzählt. Nach ihm war Mani[1]) der Sohn eines

1) Der Name Mani ist nicht durchsichtig. Ist er iranisch oder aramäisch-semitisch? Die Form „Manichäer" würde eher auf Manik oder Manich führen. Kessler identifiziert ihn mit Mana, dem Namen eines Lichtgeistes bei den Mandäern. Dann wäre, was nicht unwahrscheinlich, Mani der später angenommene Ehrenname. Kessler findet den ur-

Futtak Bâbek ben Abi Barzâm oder Fâtek (griech. *Πατέκιος*), aus dem berühmten persischen Geschlecht der Chaskanier stammend, der in Hamadan (Ekbatana) wohnte, aber nach Ktesiphon auswanderte, wo ihm Mani geboren wurde, für dessen Mutter verschiedene Namen genannt werden: Meis oder Uthakim oder auch Mar Marjam; sie stammte aus dem Hause der Asânier (= Aschghanier, Arsaciden, der einstigen Herrscherfamilie?). Der Vater Mani's erscheint als dessen Vorläufer. Erst besuchte er in Ktesiphon den Götzentempel wie die andern; eines Tags aber vernahm er eine göttliche Stimme, die ihm das Fleischessen, Weintrinken und den Umgang mit seiner Frau verbot. Darauf zog er weiter südwärts zu den Mughtasilah, die in der Landschaft Mesene am untern Tigris wohnten. Der Name dieser Sekte bedeutet die sich Waschenden, Täufer. Es waren Dualisten, die zwei entgegengesetzte Prinzipien aufstellten, ein männliches und ein weibliches, und dabei die Gestirne verehrten. Sie können als die Vorgänger der Mandäer betrachtet werden. Erst nach seinem Anschluss an diese Sekte wurde ihm der Knabe Mani (im Jahr 215/16 n. Chr. nach Birûni) geboren. Dessen Mutter hatte schon vor seiner Geburt bedeutungsvolle Träume und Empfindungen, z. B. dass das Kind ihr zeitweilig in die Luft entrückt werde. Besonders wohlgestaltet war der Knabe nicht; er litt an einem einwärts gedrehten Fuss.

Schon im 12. Lebensjahre hatte er göttliche Offenbarungen, wobei der vom König der Paradiese zu ihm gesandte Engel Eltaum ihm befahl, sich von jenen „Täufern" zurückzuziehen und enthaltsam zu leben. Dem 24jährigen befahl derselbe Engel als Prophet aufzutreten und die ihm durch jenen Offenbarungsengel gewordene Lehre zu verkündigen. Er that dies hauptsächlich in Persien, für welches Reich er seine Reform in erster Linie bestimmt glaubte[1]), hat aber seine missionierenden Wanderungen viel weiter nach Turkestan und Indien (u. China?!) ausgedehnt. Nach langjährigen Wanderungen kehrte er nach Persien zurück, wo bereits Gemeinden seiner Anhänger bestanden. Er wusste die Gunst des Prinzen Feroz, eines Bruders Schapurs I (241—272), zu gewinnen, der ihn seinem Bruder vorstellte und zwar an dem Tage, wo dieser zum ersten Male Audienz gab. Dabei sei von Mani's Schultern ein Licht wie von Lampen ausgestrahlt, was einem Parsen besondern Eindruck machen musste. Der König, der gegen den Neuerer von vornherein misstrauisch sein musste, scheint durch den Zauber seiner Persönlichkeit gefesselt worden zu sein, aber nicht für lange. Er musste nachher fliehen, lag auch einmal im Gefängnis. Schapurs Nachfolger, Hormizd I, scheint ihm

sprüngl. Personennamen in jenem Cubricus, was aus dem arab. Männernamen Schuraik entstanden sei.

1) Das schliesst nicht aus, dass er sich als den Propheten Babyloniens vorstellte, aus welchem Lande er nach Persien kam. Siehe unten.

günstiger gewesen zu sein, regierte aber nur ein Jahr. Dagegen Bahram I machte ihm, wohl durch die Priester Zarathustras bewogen, bald den Prozess und liess ihn in seiner Residenz Gundeschapur kreuzigen; die Leiche wurde geschunden[1]) und die mit Stroh ausgestopfte Haut vor einem Stadtthor aufgehängt, das noch lange den Namen „Thor des Mani" führte. Gleichzeitig brach eine heftige Verfolgung über seine Anhänger herein. Sein Tod wird durch gute Quellen ins Jahr 276/277 gesetzt. Er erreichte also ein Alter von 60 Jahren.

Leider reichen die auch unter sich widersprechenden Nachrichten der bessern Gewährsmänner nicht hin, von dem äusserlichen Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes ein irgendwie zusammenhängendes Bild zu geben. Vollends über seinen persönlichen Charakter und seine Religiosität, wie sie sich im Umgang mit seinen Schülern und mit Fremden zu erkennen geben mussten, verlautet so viel wie nichts. Jedenfalls war er ein geistig bedeutender und von seiner Mission durchdrungener Mann, da er schwerlich aus blossem Ehrgeiz allen Mühsalen der Reise und allen Gefahren seiner Thätigkeit trotzte. Er gab sich für „den Gesandten des wahren Gottes" aus, und zwar sei er der letzte und grösste der Reihe von Gottgesandten, welche schon da gewesen. Wie Buddha nach Indien, Zaraduscht nach Persien, Jesus in die griechischen Länder, so sei er nach Babylonien geschickt worden. Er gab sich für den von Jesus verheissenen Parakleten aus, was er aber nur den Christen gegenüber gethan haben wird, während er sich wohl den Parsen anders vorstellte. Seine universal angelegten Unternehmungen und sein System zeigen das Bestreben, die partikularen Volksreligionen zu einer Weltreligion zusammenzufassen, die deren Wahrheiten geläutert und auf die höchste Erkenntnisstufe erhoben wiedergäbe. Seine Herkunft aus Persien und sein Aufwachsen in Babylonien lassen verstehen, dass namentlich parsische und babylonische Religionsideen in seinem System massgebend wurden, und dass er auch das Christentum besonders berücksichtigte, erklärt sich leicht daraus, dass dieser Glaube in Mesopotamien wie anderwärts als eine kräftig erobernde Macht eingedrungen war, mit welcher der Stifter einer universalen Religion äusserlich und geistig rechnen musste. Indische, bezw. buddhistische Einflüsse, die übrigens jedenfalls nur untergeordnete Bedeutung hatten, sind bei den Beziehungen, welche Mani auch zu diesem Lande anzuknüpfen suchte, leicht denkbar. Wie sich diese verschiedenen Elemente zu einander verhalten, kann nur die genaueste Prüfung seiner Lehre erkennen lassen.

Das Lehrsystem Mani's ist im wesentlichen folgendes: Wie im Parsismus stehen sich bei ihm zwei Grundwesen unverträglich

---

1) Dass er lebendig geschunden worden sei, ist unrichtige christliche Tradition, vielleicht daraus entstanden, dass man ihm die Ehre des Kreuzestodes nicht gönnte.

gegenüber. Der **Dualismus** ist aber bei ihm konsequenter durchgeführt. Während nämlich nach der Lehre Zarathustras Licht und Finsternis zwar von jeher sind, aber der Gegensatz nicht ewig dauert, erklärt Mani auch in Bezug auf die Zukunft die beiden Wesen für gleich ewig; das Licht kann nach ihm die Finsternis so wenig vernichten wie umgekehrt. Dagegen sind die beiden von einander grundverschieden in der Substanz, der Seele, dem Thun, und verhalten sich im Raume zu einander wie eine Person zu ihrem Schatten[1]). „Zwei Wesen bilden den Urzustand der Welt, das eine Licht, das andere Finsternis, welche in scharfer Absonderung von einander stehen. Das Urlicht heisst auch der Erste, Herrliche; es ist Gott; er wird auch „König der Paradiese des Lichtes" genannt. Beide Wesen sind mit Sinnen begabte Kräfte, sie hören und sehen; sie haben beide zweimal fünf Glieder, in welchen sich ihre gegensätzliche Natur auswirkt. Die fünf körperlichen Glieder des Lichtwesens sind: Sanftmut, Wissen, Verstand, Geheimnis, Einsicht; die fünf geistigen: Liebe, Glaube, Treue, Edelsinn, Weisheit[2]). Wie Gott selbst mit seinen Gliedern, so sind auch der „Lichtäther" und die „Lichterde" anfangslos. Jedes dieser beiden hat wieder fünf Eigenschaften oder „Glieder", der Lichtäther Sanftmut, Wissen, Verstand, Geheimnis und Einsicht, also dieselben wie der Leib Gottes. Die Glieder der Lichterde sind: der leise Lufthauch, der Wind, das Licht, das Wasser, das Feuer. Diese Lichterde ist nicht mit unserer Erde zu verwechseln; sie enthält aber deren lichte Elemente, vereinigt alle Annehmlichkeiten derselben ohne ihre Schattenseiten und wird als ein Paradies beschrieben. Die Glieder sind Kräfte. Der leise Lufthauch z. B. ist „das Leben der Welt", die Seele der Lichtwelt.

Dieser steht die Welt der **Finsternis** gegenüber, welche auch ihre fünf Glieder hat: Nebel, Brand, Glühwind, Gift, Dunkel. Auch die Finsternis hat einen Luftkreis und eine Erde; diese ist voller Schrecknisse, finsterer Abgründe, giftiger Quellen, Sümpfe u. dgl. Die beiden Reiche des Lichts und der Finsternis grenzen an einander, so dass die oberste Stelle der Finsternis die unterste der Lichtwelt berührt; nach der andern Seite sind beide unbegrenzt. Zum Thun der Finsternis gehört das Böse, das Verderben, der Schaden, die Trübsal, die Verwirrung, die Unterbrechung, die Verschiedenheit. Aus dieser innern Bewegung der finstern Materie ging der Satan, Iblis[3]) oder Kadîm[4]) genannt, hervor, der seiner Substanz nach mit dem Lichte gleich ewig ist, nicht aber seiner Person nach, die erst in der Zeit entstand. Da die Finsternis im

1) Schahrastani-Haarbrücker I, 285 f., wo nur die Ansicht der Magier nicht ganz richtig angegeben scheint. Wenigstens die orthodoxen wussten nichts von einem Entstehen der Finsternis.

2) Anderwärts ist von 12 Gliedern gesprochen.

3) Iblis ist die arabische Form aus *διάβολος*, im Koran gewöhnlich.

4) Kadîm, der Alte, Vorzeitliche, wird im Islam als Umschreibung Gottes gebraucht.

Unterschied vom Lichte dicht ist, wird der Satan greifbarer geschildert als die lichten Wesen, und zwar erinnert die Beschreibung an den babylonischen Drachen: Er hat den Kopf eines Löwen, den Leib eines Drachen, Vogelflügel, Fischschwanz, vier Füsse. Mit der Entstehung des Satans kommt erst Störung des Gleichgewichts zwischen Licht und Finsternis. Erst wütet er nach rechts und links, dann auch nach oben und dringt so feindlich in das Lichtreich ein, weil es ihm widerwärtig ist, nach andern Darstellungen, weil er Verlangen darnach trägt. Zwar hätten schon die niedrigeren Lichtmächte den Angriff abwehren können; allein der Herr der Paradiese will sich selbst daran beteiligen; er erzeugt ein Wesen, das die Finsternis bekämpfen soll, den Urmenschen. Dieser ist aber nicht menschenähnlich zu denken; er ist eine Vereinigung der Lichtsubstanzen wie der Satan eine Ausgeburt der finstern Kräfte ist. Dieser Urmensch gebraucht im Kampfe mit dem Satan die Glieder der Lichterde als Rüstung: er hüllt sich in den leisen Lufthauch und in das brennende Licht wie in einen Mantel; darüber zieht er das Wasser an und zuletzt den blasenden Wind; das Feuer ist seine Schutz- und Trutzwaffe, Schild und Lanze. Ihm tritt der Satan entgegen, gerüstet mit den Gliedern der Finsternis, Rauch, Brand, Dunkel, Glühwind, Nebel. Nach längerem Kampfe unterlag der Urmensch, der Satan verschlang von seinem Lichte und umringte ihn mit finstern Elementen. Da sandte der König der Paradiese den Freund des Lichtes (den spiritus vivens nach den Acta) zu seiner Hilfe ab. Dieser befreite den Urmenschen, der, in die Höhe gehoben, zu einem Gott wurde. Die Acta erzählen, der lebendige Geist sei, von drei andern Mächten begleitet, mehrmals in die Finsternis hinabgestiegen und habe die dortigen Archonten heraufgeholt und am Firmamente gekreuzigt. Die himmlischen Mächte stellen sich den männlichen Dämonen gegenüber als schöne Frauen und vor den weiblichen als schöne Männer dar, um sie zu überwältigen und die von ihnen geraubten Lichtteilchen zu befreien. Dies erinnert stark an die Jatu und Pairika des Avesta; nur dass dort die finstern Dämonen sich das verführerische Aussehen geben.

Da gewisse Lichtteile des Urmenschen, an dessen Rüstung die Archonten gefressen hatten (Acta), in der Gewalt der Finsternis geblieben sind, so mischten sich dieselben mit der Finsternis, und so entstand unsere Welt mit ihrer Doppelnatur. Der Qualm mischte sich mit dem leisen Lufthauch, das Feuer mit dem Brand, das Licht mit der Finsternis, der Glutwind mit dem reinen Wind, das himmlische Wasser mit dem finstern Nebel. Daher sind unsere Elemente wie Luft, Wasser, Feuer u. s. w. sowohl wohlthuend als schädigend. Da stieg der Urmensch in den Abgrund hinab und schnitt die Wurzeln der fünf dunkeln Geschlechter ab, damit sie keinen Zuwachs mehr erhielten. Ein Engel zog die vermischte Weltmasse dahin, wo die finstere Erde an das Lichtreich grenzt. Hier schwebt nun unsere Welt. Die Geister des Lichts allein schufen die jetzige Welt aus den gemischten Elementen mit dem

Zweck, die Ausscheidung der Lichtelemente herbeizuführen, was ja das letzte Ziel ist, da eine Aufhebung der Finsternis nicht möglich. Ein Engel hält den oder die (10) Himmel; ein anderer trägt die Erde, genauer die 8 Erden. Jeder Himmel hat 12 Thore mit weiten Vorhallen. Während bei Zarathustra auch der böse Geist Geschöpfe auf Erden hervorbringt, schaffen also hier nur die guten Engel. Während aber nach Zarathustra die Himmel mit Sonne und Mond rein geblieben sind, werden hier auch die Himmel aus gemischten Elementen geschaffen, immerhin aus den möglichst rein gebliebenen. Sie dienen dazu das Licht zu läutern und auszuscheiden, und zwar reinigt die Sonne das Licht, das sich im Besitz der heissen, der Mond dasjenige, das in der Gewalt der kalten Teufel gewesen ist. Zu diesen Gestirnen führt die „Säule des Lobpreises“ die Lichtteile empor, die so heisst, weil unter guten Worten und Werken namentlich auch Lobpreisungen sie daran aufsteigen. Sonne, Mond und andere Gestirne sind Schiffe, die dieses aufsteigende Licht nach vollzogener Läuterung in die höhere Region befördern. Wenn einst nur noch ganz wenig Licht wird in der Mischung geblieben sein, so dass die Gestirne es nicht mehr ausscheiden können, lässt der Engel, der den Himmel hält, los, dass dieser auf die Erde stürzt. Alles mischt sich und gerät in einen Brand, der 1468 Jahre dauert. Dabei entweichen die letzten Lichtteilchen. Die Finsternis kehrt in ihr Grab zurück, das mit einem Steine verschlossen wird.

Nach der Weltbildung wird Adam, der Mensch, erzeugt und zwar von einem Archon (bösen Dämon) gemeinsam mit 5 weiblichen Unholden, und zwar einem Stern (die „Sternin“ der Syrer?), der „drängenden Gewalt“, Habgier, Sinnenlust und Sünde. Der Mensch ist also das Produkt böser Geister, denen auch sein Leib gehört, was nicht ausschliesst, dass in ihm Licht aus dem Urmenschen wohnt. Aus einer zweiten Begattung jener Dämonen ging „das schöne Weib“, Hawwa (Eva) hervor. Diese ist nun weit sinnlicher als Adam, es überwiegen in ihr die materiellen Elemente und schlimmen Gelüste. Da in diesen beiden Menschen das Licht so kläglich von der finstern Macht geknechtet war, baten die fünf Lichtengel die höhern Geister, dass man jemanden zu ihnen sende, der sie erlöse und durch Offenbarung der Erkenntnis und Gerechtigkeit befreie. Da wurde ihnen Isa[1]) gesandt, den ein Gott begleitete. Sie ergriffen die Archonten, welche die beiden Geschöpfe bewachten, und befreiten und belehrten diese.

Die weitere Entfaltung der Menschheit wird an der Hand des biblischen Stammbaums, aber mit Verunstaltung desselben nach den Grundsätzen des Systems gegeben. Die grösste Sünde der Menschen ist die Fortpflanzung, da durch diese die Gefangenschaft der Lichtteile verlängert wird. Eva hat denn auch nicht von Adam, sondern von einem Dämon den Kain geboren, Abel geht

---

1) Arabische Form für Jesus.

aus der Verbindung Kains mit seiner Mutter hervor. Durch Zauberei verführte Eva den Adam, dass auch er sich mit ihr verband, woraus Schâthil (Seth) hervorging. Die Schlange des Paradieses war ein Engel, weil sie die ersten Menschen ermunterte, von dem heilsamen Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen. Dagegen Jahveh, der es ihnen verbieten wollte, war ein Archont. Adam, Abel und alle, welche an der rechten Lehre festhielten, kamen ins Paradies, Eva, Kain. u. a. sinnlich sündige Menschen in die Hölle. Auch Noah und Abraham waren grosse Propheten. Dagegen Mose war ein Werkzeug der Finsternis und das Alte Testament wird verworfen. Echte Propheten waren dagegen die Buddha, Zarathustra, der „Messias", Paulus. Mani soll hinzugefügt haben, es komme noch das Siegel der Propheten im Lande der Araber, was die Muhammedaner natürlich auf ihren Propheten beziehen. Das Wort dürfte auch von ihnen herstammen, wenn nicht etwa Mani mit jenem Siegel sich selber gemeint hat. Seine Stellung zu Jesus ist unklar. Wohl heisst jener Gesandte Gottes, der zur Belehrung und Befreiung des ersten Menschenpares auf die Erde gesandt wurde, Isa; allein das ist ein überirdisches Wesen ohne menschliche Realität. Ein im Fleisch gekommener Sohn Gottes dagegen konnte bei der manichäischen Auffassung der Körperlichkeit keine Aufnahme finden. Der Leib des „Messias", den Gott gesandt hat, musste Schein gewesen sein und am wenigsten konnte er leiden und sterben. An seiner Stelle sei ein Mensch, „der Sohn der armen Witwe" und zwar ein schlechter, der Jesu Werk hindern wollte, also ein Teufel gekreuzigt worden. Gleichzeitig mit dem „Sohn der Witwe" war aber der göttliche Jesus auf Erden. Die occidentalen Manichäer nennen „Jesus patibilis" die Gesamtheit der in der Körperwelt, den Pflanzen u. s. f. eingeschlossenen Lichtsubstanz, die da leidet und sich nach Erlösung sehnt. Dies ist offenbar eine ganz andere Erlösung als die, welche das Christentum bringt. Auch die neutestamentlichen Schriften sind in der That nach Mani kritisch zu sichten, da sie viel jüdisches enthalten, was von den judenchristlichen Anhängern Jesu herrühre. Auch die Apostelgeschichte ist unecht, welche ja die Ankunft des „Parakleten" erzählt.

Die Anforderungen für das Leben, welche Mani aufstellte, sind so streng, dass nur wenige sich anschicken mochten ihnen zu genügen. Daher hat Mani (ähnlich wie der Buddha) neben seinen „Wahrhaftigen" (ṣiddîkûn) oder Vollkommenen auch blosse „Hörer" oder Katechumenen zugelassen. Der vollkommene Manichäer hatte sich des Fleisches, Weines und jeder Geschlechtslust zu enthalten. Er war mit einem dreifachen signaculum versehen, dem s. oris, Siegel, d. h. Verschluss des Mundes: durfte keine unreinen Speisen essen und keine unreinen Worte sprechen. Das s. manus oder manuum hinderte ihn an jeder Hantierung, wodurch schädliche Kräfte des Wassers oder Feuers entfesselt werden, auch am Brechen der Früchte, die er selber ass. Das s. sinus erinnerte ihn an das

Unstatthafte der geschlechtlichen Begierden. Auch sollte sein Herz von Heuchelei, etwa Hinneigung zu andern Bekenntnissen frei bleiben. Die blossen „Hörer" dagegen durften heiraten und hatten nur 10 Gebote oder Verbote allgemeineren Inhalts zu befolgen: Sie durften keine Götzen anbeten, mussten vor Lüge, Geiz, Töten lebender Wesen, Hurerei, Diebstahl, Betrug, Zauberei, heimlichem Anschluss an andere Bekenntnisse und Gleichgiltigkeit sich frei erhalten. So unterschied sich ihre Lebensweise nicht allzusehr von derjenigen der Christen oder Muhammedaner. Hoch verehrten sie die Vollkommenen. Zahlreich waren für alle die Fasttage, die Vollkommenen nährten sich auch sonst nur kümmerlich und ungenügend. Opfer brachten die Manichäer nicht; hingegen waren ihnen regelmässige Gebete in grosser Zahl vorgeschrieben; sie hatten 4 mal täglich nach einer Waschung zu beten und dabei namentlich Mani selbst anzurufen als den Parakleten, den Führer, den Gesandten des Lichts, die Wurzel der Erleuchtung, den Baum, der ganz Heilung ist u. s. f., dann den grossen Gott und Vater der Lichter mit seinen Heerscharen[1]. Das einzige Fest der Manichäer, von dem man Kunde hat, und das ihr grösstes war, führte den Namen Bêma (βῆμα), Rednerbühne, zur Erinnerung an Mani's Hinrichtung: Ein leer stehender Lehrstuhl, zu welchem fünf Stufen hinaufführten, war das Symbol seiner Gegenwart. Die fünf Stufen entsprechen den fünf Graden der Weihe. Über den „Wahrhaftigen" standen nämlich noch 1) die Lehrer als Söhne der Sanftmut, 2) die Dienenden oder Ausübenden als Söhne des Wissens, 3) die Presbyter als Söhne des Verstandes. Dann erst kamen 4) die Wahrhaftigen als Söhne des Geheimnisses und endlich 5) die blossen „Zuhörer" als Söhne der Einsicht.

In der Lehre vom Schicksal des Menschen nach dem Tode nähert sich Mani wieder stark dem Zarathustra. Scheidet eine der vollkommen manichäischen Seelen aus dem Leben, so sendet ihr der Urmensch einen Lichtgott in Gestalt „des leitenden Weisen" (Isa) entgegen sowie drei andere Götter mit Wassergefäss, Kopfbinde, Krone und Lichtglanz. Mit ihnen kommt eine Jungfrau, ähnlich der Seele des Wahrhaftigen. Zwar kommen auch die Teufel der Habgier, der Sinnenlust und andere herbei; sie werden aber von den guten Geistern verjagt. Diese nehmen dann die guten Seelen und bekleiden sie mit dem himmlischen Gewand, Kopfbinde, Krone samt Lichtglanz; sie geben ihr das Wassergefäss in die Hand und führen sie auf der Säule des Lobpreises hinauf zum Mond, dann zur Sonne, zum Urmenschen, endlich zum höchsten Licht im Paradiese, wo die Seele wieder so rein ist, wie vor der Vermischung[2]. Der Körper bleibt liegen, damit Sonne, Mond und

1) Siehe das Nähere bei Kessler PRE² IX, 242, wo auf die Ähnlichkeit dieser Hymnen mit den mandäischen und zuletzt den altbabylonischen hingewiesen ist.

2) Dies alles ist ganz ähnlich wie im Parsismus, nur fehlt das Gericht nach dem Tode.

Lichtgötter die Kräfte, d. i. Wasser, Feuer und den sanften Lufthauch ihm entziehen; diese Teile erheben sich zur Sonne und werden dort zu einem Lichtgott neu gestaltet, während der Rest des Körpers, der ganz Finsternis ist, in die Hölle geworfen wird. Die „Hörer“, jene untere Klasse der Manichäer, welche auch die „Kämpfenden“ heissen, werden ebenfalls durch lichte Genien den Teufeln entrissen, bleiben aber ohne Kleider und Kronen. Sie bleiben menschenähnlich, der Angst und dem Schrecken zugänglich, bis ihr Licht endlich befreit wird und sie nach langem Irren an den Sammelort der Wahrhaftigen gelangen und ihre Kleider anziehen dürfen. Die Nichtmanichäer dagegen, welche „die sündigen Menschen“ heissen, erfahren nach dem Tode von den ihnen begegnenden guten Geistern keine Hilfe. Ihre Seele irrt unter Peinigungen in der Welt umher bis zum grossen Weltbrand, wo alles Mischwesen aufhört. Dann kommt sie in die Hölle.

Vergleichen wir den Manichäismus mit dem System Zarathustras, so zeigen sich nicht nur mancherlei frappante Berührungen in einzelnen Figuren und Vorstellungen, sondern auch eine analoge Gesamtauffassung der Welt als eines Kampfplatzes und ihrer Entwicklung als eines mit wechselndem Erfolg geführten Krieges zwischen dem Lichtgeist und dem Fürsten der Finsternis. Allein eine starke innere Differenz durchzieht diese ganze Auffassung in den beiden Systemen. Die Verteilung der Sphären an die beiden feindlichen Mächte ist eine verschiedene, und der Ausgang des Ringens ist ebenfalls ein anderer hier wie dort. Im Parsismus endigt das wohlgefügte Weltdrama mit einem vollständigen Triumph des Lichtes und die Menschen erfreuen sich als auferstandene eines seligen Lebens. Im manichäischen System verläuft der Prozess zwar auch nicht resultatlos, indem nach der Lehre Mani's das Licht zuletzt völlig aus der Finsternis ausgeschieden wird (was einzelne seiner Anhänger übrigens bestreiten) und die vollkommen geläuterten Menschenseelen ins Lichtreich aufgenommen werden. Allein dieses Fortleben ist ein weniger ausgesprochen persönliches als beim Parsismus mit seiner Auferstehungslehre. Auch tritt das Ethische noch mehr hinter dem Physischen zurück als im Parsismus. Alles Materielle gilt eben dem Mani als unrein, höchstens mit Lichtelementen gemischt. Damit hängt zusammen seine ganz pessimistisch-asketische Stellung zum Leben, welche dem Parsismus völlig fremd, ja entgegengesetzt ist. Man denke z. B. daran, dass es nach parsischer Lehre ein Verdienst ist, Kinder zu haben, nach dem Manichäismus eine Schuld. Nur wäre ein Umschlagen der parsischen Anschauung zur manichäischen an sich keineswegs undenkbar; hat doch der vedische lebenslustige Optimismus sich auch in den brahmanischen Spiritualismus und Pessimismus verwandelt. Allein der Zusammenhang, in dem Mani's Lehre (wie sein Leben) mit Babylonien steht, seine Berührung mit den dortigen Täufern, seine Anlehnung an die altbabylonische Mythologie (Satan = Drache) die Verwandtschaft seines Systems mit der ältesten (ophitischen)

Gnosis und mit den spätern Mandäern machen wahrscheinlich, dass er seinen strengeren Dualismus und damit die Seele seiner Lehre dorther hatte. Die altbabylonische Religion ist freilich von diesen Systemen noch weit enfernt, und es ist dunkel, wie weit deren prinzipielle und systematisch dualistische Anlage hinaufreicht. Auch die Frage bleibt noch offen, ob nicht dieser babylonische Dualismus schliesslich verwandt ist mit dem System Zarathustras, der von Westen her die Impulse zu seiner systematischen Gestaltung der iranischen Lehre empfangen haben könnte[1]).

Eine Volksreligion zu werden, war der Manichäismus nicht angelegt. Nicht sein Kultus, sondern seine Lehre, mit welcher er sich rühmte die tiefsten Geheimnisse aufzuhellen, hat besonders Gebildete und geistig Aufgeweckte ihm zugeführt. In Persien verfolgt, zogen sich die Manichäer teils nach Turkestan, teils nach Irak zurück. In Babylon residierte nach Mani's Anordnung ihr „Imam", d. h. das Oberhaupt des Ordens. Der erste in der Reihe dieser Häupter war nach Mani's eigener Verordnung ein gewisser Sîs (Sisinius). Manichäer finden sich im Morgenland noch im 11. Jahrhundert, ebenso aber trotz aller Verfolgungen, die sie auch dort zu erdulden hatten, im Abendland, wohin sich die Sekte bald ausgebreitet hatte, so in Italien, Nordafrika, Gallien, Hispanien. Ausläufer von ihnen sind gewisse Sekten, besonders die Katharer in Südfrankreich (11., 12. Jahrh.), wie auch der Name zeigt, da die Glieder des Manichäerordens sich von jeher gern als die „Reinen" bezeichneten. Im Orient findet man sie wieder in den Paulicianern, armen. Arevordik = Sonnenanbeter (7—12. Jahrh.) und den Bogomilen. Auch die Zähigkeit, mit der sich diese Lehre behauptete, beweist, dass sie in ausnehmendem Grade im Stande war, das Bedürfnis nach Erklärung der Welträtsel, wie es jene Zeit empfand, zu befriedigen.

Ein Irrlehrer geringeren Schlags als Mani trat später in Persien auf, Mazdak aus Istachr. Es gelang ihm das Vertrauen des sasanidischen Herrschers Kobâd ben Feroz (490—531) zu gewinnen, den er durch ein vorgebliches Wunder getäuscht haben soll, indem er eine menschliche Stimme aus dem Feuer sprechen liess. Seine sozialen Lehren waren dazu angethan, die Hefe des Volkes zu entzücken. Allein um so grösser war die Missstimmung, welche sich gegen dieses Unwesen im ganzen Lande erhob und dem Kobâd, der eine Zeit lang gefangen gesetzt wurde, beinahe den Thron kostete, den er jedoch mit fremder Hilfe wieder zu gewinnen wusste. Seitdem bekannte er sich nicht mehr offen zu Mazdaks Lehre. Diesen habe Kobads Nachfolger Nuschirwan (531—578) töten lassen. Nach Schahrastani[2]) stimmte er in vielem mit Mani's Lehre überein, nur behauptete jener, das Licht handle mit Absicht und freier Wahl, die Finsternis dagegen ohne Plan

1) Dies nimmt Kessler an bei Justi, Gesch. d. a. Persien S. 185.
2) Schahrastani-Haarbrücker I, 291.

und nach dem Zufall. Das Licht sei wissend, sinnenbegabt, die Finsternis unwissend, blind; die Vermischung sei zufällig und ohne Plan, nicht mit bestimmter Absicht und freier Wahl entstanden, und ebenso gehe die Befreiung nur nach dem Zufall, nicht nach freier Wahl vor sich. Seine praktischen Grundsätze, welche das Reich in Aufruhr brachten, waren folgende: „Es untersagte aber Mazdak dem Menschen Widerspruch, Hass und Kampf; und da das Meiste davon seine Ursache in den Frauen und Glücksgütern habe, so liess er die Frauen frei und gab die Glücksgüter preis, und liess die Menschen daran gemeinschaftlich teilnehmen, wie am Wasser, dem Feuer und der Weide." Es begreift sich, dass die auf Güter- und Weibergemeinschaft hinzielenden Bestrebungen des Königs, der die Vorrechte des Adels aufhob und in der That auch die Gemeinschaft der Weiber gestattete, den gesunden Sinn seines Volkes empörten und ein Ende mit Schrecken nahmen.

VII. Die mandäische Religion[1].

Eine mit der manichäischen verwandte Religionsmischung tritt uns in den hl. Büchern der alten Mandäergemeinde entgegen. Der ausserordentliche Wert, den sie der Taufe beilegen, lässt diese Mandäer als Nachkommen der schon vor Mani bekannten, einst sehr ausgebreiteten „Taufbeflissenen" erscheinen. Dieselben haben ihre angestammten babylonischen Ideen mit parsischen, jüdischen und judenchristlichen Elementen versetzt und mittelst derselben phantastische Darstellungen von Weltbildung und Geisterkampf aufgestellt. Auf die Kenntnis dieser Geheimnisse wurde das grösste Gewicht gelegt, und die gnostische Richtung der alten Mandäer ist für die Kirchengeschichte bedeutsam. Doch fehlt in ihren Lehren, wie sie heute vorliegen, jede systematische Konsequenz, und sogar die Einheit in den Grundanschauungen ist mit der Zeit verloren gegangen.

Im Koran werden wir Ṣabier (Taucher, Täufer), genannt finden, welchen Muhammed, der selber oft „Ṣabier" gescholten wurde, als Anhängern einer verhältnismässig reineren Gotteserkenntnis und Besitzern heiliger Bücher neben Juden und Christen

---

1) Litteratur: Ignatius a Jesu, Narratio originis, rituum et errorum Christianorum Scti Joannis, Romae 1652. — Petermann, Art. Mandäer PRE¹. — M. N. Siouffi, Etudes sur la religion des Soubbas ou Sabéens, Paris 1880. — Siehe besonders K. Kessler, Art. Mandäer PRE² (1881) und Wilh. Brandt, Die Mandäische Religion, Leipz. 1889. — Derselbe, Mandäische Schriften aus der grossen Sammlung heiliger Bücher, genannt Genzâ oder Sidrê Rabbâ, Göttingen 1893. — Vgl. Derselbe, Jahrbb. für prot. Theol. Bd. XVIII.

Duldung gewährte, und von Mani hörten wir schon, dass er in einer Gemeinde von „Täufern“ (Mughtasilah) seine Knabenjahre zubrachte. Nun findet sich heute noch eine kleine Sekte, welche als Überbleibsel dieser einst in Babylonien weit verbreiteten Taufreligion anzusehen ist. Dieselbe besitzt auch noch einen Rest von heil. Büchern, die in einem eigenartigen babylonisch-semitischen Idiom[1]) abgefasst sind. Die Zahl der noch vorhandenen Handschriften ist bei der kleinen Glaubensgenossenschaft noch eine verhältnismässig beträchtliche, da es für verdienstlich galt, die hl. Texte abschreiben zu lassen. Doch ist keine älter als das 16. Jahrhundert. Die Texte selbst sind aus ältern und jüngern Bestandteilen gemischt; die ältesten Stücke reichen wohl in die Sasanidenzeit hinauf und ruhen auf noch ältern Grundlagen.

1) Das bedeutendste dieser hl. Bücher führt den Titel Ginsâ, d. i. Schatz oder Sidrâ Rabbâ d. i. das grosse Buch[2]). Es besteht aus zwei ungleichen Hälften, die nach der rechten und linken Seite benannt sind. Die umfänglichere rechte (jamîmâ) enthält den Hauptbestand der Lehre. Die linke (semâlâ) ist den Toten gewidmet und bietet namentlich Gebetsformeln für die Begräbnisse. Ferner ist zu nennen: 2) Kolasta[3]), „Gesänge und Vorträge über die Taufe und das Aufsteigen“, nämlich der Seele nach dem Tode, daher auch „Buch der Seelen“ genannt. — 3) Sidrâ d'Jahja, d. i. Buch Johannis des Täufers, auch D'raschê d'malkê (Vorträge der Könige) genannt. — 4) Asfar Malwâschê, Anweisungen astrologischer Art, besonders für Nativitätsstellerei. — 5) Der sog. Diwan, das Ritual für Sühnungen enthaltend.

Die Darstellung der mandäischen Religionslehre ist deshalb sehr schwierig, weil der Inhalt der heiligen Bücher kein einheitlicher ist, sondern im selben Buche abweichende Lehren und Systeme neben einander stehen, welche nach einander aufgetreten sind. Die ursprünglichen babylonischen Vorstellungen sind durch den Einfluss des Judentums, Parsismus, Christentums und Islam hindurchgegangen und haben sich stark aus diesen Religionen bereichert, wenn auch die mandäische Gemeinde diese selbst bald feindselig abstiess. Es gibt im Sidra Rabba Partieen, welche einen erhabenen Monotheismus zu lehren scheinen, wobei freilich der Einfluss der biblischen Religionen nicht selten sogar im Wortlaut

---

1) Siehe die bahnbrechende Mandäische Grammatik von Theod. Nöldeke, Halle 1875.

2) Textausgabe von Petermann: Thesaurus s. Liber Magnus, vulgo „Liber Adami“ appellatus, opus Mandaeorum summi ponderis, descripsit et ed. H. Petermann, Lipsiae 1867. Eine vollständige, zuverlässige Übersetzung fehlt noch. Veraltet und unzuverlässig ist die lateinische Matth. Norbergs: Codex Nasaraeus, liber Adami appellatus I—III, Londini Gothorum 1815. — Nahezu einen Viertel des Ganzen bietet W. Brandt in deutscher Übertragung. S. oben: Mand. Schriften 1893.

3) Autographiert und herausgegeben von Dr. J. Euting, Stuttgart 1867.

sich kundgibt, und andere, wo man sich in die babylonische Götter- und Geisterwelt zurückversetzt glaubt. So viel ist gewiss, dass man diese „Johanneschristen“, wie die Mandäer früher meist (nach Johannes, dem Täufer) genannt wurden, nicht mehr als eine entartete jüdische oder christliche Sekte (etwa gar als die von Johannes im Jordan Getauften, aber nicht zu Christo Bekehrten) betrachten darf, wie noch Petermann that, sondern dass sie eine von diesen Religionen wie auch vom Parsismus von Haus aus unabhängige Religion, freilich in stark alteriertem Zustand, darstellen.

Das Taufen, welches in ihrer Religion eine so grosse Rolle spielt, dass es ihnen den Namen Ṣubba (Plural von Ṣâbi) eintrug, werden sie schon vor ihrer Berührung mit Juden und Christen geübt haben. Auffällig ist ja allerdings, dass sie den Fluss, in welchem sie dieses Untertauchen vollziehen, Jordan nennen, ja jedes fliessende Wasser, auch in der Ober- und Unterwelt, mit diesem Namen bezeichnen. Allein eben wenn das Taufen die wichtigste Handlung ihres Kultus war, musste bei nachheriger, vielleicht nicht immer unfreundlicher Berührung mit den Christen der Täufer im Evangelium ihre besondere Verehrung gewinnen. Zeigen sie doch überhaupt eine starke Neigung, Elemente, die sie in andern Religionen vorfanden, mit der ihrigen zu amalgamieren, was sie nicht hinderte, gegen diese Bekenntnisse, sobald sie unbequem wurden, aufs schärfste zu polemisieren. Auch in ihren kosmogonischen Systemen finden wir an hervorragender Stelle fast lauter biblische Namen, wie Adam, Noah, Seth, Enosch, Abel u. s. f., die natürlich den Juden oder Christen entlehnt sind. Auch der Name Naṣoräer[1]), den die Mandäer im Munde Anderer häufig führten und der dazu beigetragen hat, dass man sie für eine judenchristliche Sekte hielt, weist wenigstens auf Zusammenhang mit einer solchen. Der Name Mandäer dagegen lässt tiefer in das Wesen ihrer Religion blicken. Er ist abzuleiten von Manda', Wissen, Erkenntnis. Diese Religion zeigt nirgends einen nationalen Charakter. Ihr Kern sind die Mysterien, in welche nur die Priester eingeweiht werden. Das Wissen um die übersinnlichen Dinge, die Namen der Geister und ihren Ursprung verleiht göttliche Macht in der Ober- und Unterwelt. So weit die Menschen dieses Wissen nötig haben, ist es ihnen von der Gottheit geoffenbart worden. Die schlichten Gemeindeglieder haben nur die Ceremonien zu verrichten und die moralischen Gebote einzuhalten, um ihren Seelen das Aufsteigen in die Welt des Lichtes zu sichern.

Nach dem oben angedeuteten Sachverhalt ist es nicht möglich ein konsequentes Lehrsystem des Mandaismus nach Analogie des manichäischen zu entwerfen. Die Nebenordnung und Mischung

---

1) Die Mandäer liebten diese Bezeichnung ebenfalls. Heutzutage nennen sie nur noch die durch Tugenden hervorragenden Glieder der Gemeinde Naṣoräer.

verschiedenartiger Anschauungen macht das mandäische Lehrbuch zu einem schwer zu entwirrenden Knäuel von emanatistischen und dualistischen Vorstellungen, welche teilweise auch monotheistische Deutung zulassen. Die heutigen Mandäer wollen Monotheisten sein und meinen darin mit ihren hl. Büchern in Einklang zu stehen. In der That enthält das Ginsa manche Partieen, wo die Gottheit in erhabener Einheit verehrt wird. Sogleich im Anfang des rechten Ginsa lesen wir[1]):

„Gepriesen seist du, Herr, mit reinem Herzen, Herr aller Wesen! Gepriesen bist du und gesegnet und hochgefeiert und verherrlicht und beständig ist der Gott der Wahrheit, dessen Macht ausgedehnt ist und der kein Ende hat! Reiner Glanz und grosses, unvergängliches Licht! Ein Barmherziger und Erbittlicher und Versöhnlicher und ein Erbarmer und Erretter aller Gläubigen und ein Erhalter aller Guten, stark und weise, und ein Wisser und ein Seher und ein Unterscheider und ein Herrscher, der über jegliches Ding herrscht. Herr aller Lichtwesen, der oberen und der mittlern und der untern, das grosse Antlitz der Herrlichkeit, der nicht gesehen und nicht begrenzt wird, der keinen Mitberechtigten an der Krone und keinen Genossen an der Herrschaft hat“ . . . „Einer ist der Lichtkönig in seinem Reich, und es existiert kein Grösserer denn er und ist Keiner der mit ihm Krieg machte“ . . . .

Ist diese Gotteslehre sicher nicht ohne Einfluss der biblischen Religionen und des Islam herrschend geworden, so zeigt sich dagegen in andern Stücken des Lehrbuchs die Gottheit ganz anders in die Endlichkeit und den Werdeprozess herabgezogen; und wie die erhabene Einheit, so lässt sich der ethische Gehalt dabei vermissen. Um so üppiger wuchert müssige Spekulation über den Ursprung und Zusammenhang der Welten. Diese Theogonieen und Kosmogonieen, Höllenfahrten und Prophetengeschichten bieten wenig Tieferes; sie sind mehr Exempel für die Irrgänge einer armseligen Phantasie.

Jener erhabene Gott, dessen Preis wir oben vernahmen, der Lichtkönig, heisst auch „der Vater aller ʿUtrê“ [2]), d. h. der lichten himmlischen Wesen. Er hat diese ins Dasein gerufen und ebenso einen Gesandten namens Hibil Siwa (auch Gabriel), den er mit der Weltbildung beauftragt. Dieser erhöht den Himmel und verdichtet die Erde; er bildete Adam und Hawa, welchen die ebenfalls von ihm ins Dasein gerufenen Feuerengel huldigen sollten. Einer derselben widersetzte sich u. s. w. Hier ist die Anlehnung an die rabbinische Theologie offenkundig.

Allein anderwärts begegnet eine wesentlich andere Voraussetzung und eine kompliziertere Darstellung der Anfänge: Im Anfang war Pîra rabba, wohl der grosse Abgrund[3]), im Pîra (in

---

1) W. Brandt, M. Schriften S. 5 ff.
2) Singular ʿutrâ, Reichtum.
3) Die Deutung ist unsicher; siehe Brandt, Mand. Rel. S. 23.

sich selbst), Ajar, der Äther, im Ajar und Mânâ rabba, der grosse Geist[1]). Aus diesem letzten, persönlicher als die andern gedachten Urwesen entströmte der „grosse Jordan", Jardĕna rabba, welcher die Himmelswelt beseelt[2]). Aus Mana rabba ist auch das „Erste Leben" hervorgegangen, aus welchem dann ein weiteres Leben und ein neuer Jordan entströmte. Auch ungezählte ʿUtrê gehen vom Ersten Leben aus, der vornehmste unter ihnen heisst Abatur, d. h. Vater der ʿUtrê. Das „Erste Leben", mit dessen Anrufung die Traktate regelmässig beginnen, scheint die Stelle Gottes bei der Verehrung einzunehmen, während der grosse Mana über der Welt und der Verehrung der Menschen erhaben und unzugänglich, nur für die obersten Emanationen sichtbar bleibt und allerdings auch von den Seelen der frömmsten Mandäer einmal nach dem Tode geschaut werden darf. Das „Zweite Leben" führt auch den Namen Juschâmin (hebr. Jeho-schamajim). Statt Hibil Siwa heisst das hilfreiche Mittelwesen anderswo Manda d'hajê, d. i. Lebensgeist, genauer Lebenserkenntnis. Auch der Urmensch oder „Erste Mensch" gehört der himmlischen Sphäre an. Manda d'hajê (von Kessler mit Marduk verglichen) erscheint nachher auf Erden in verschiedenen Inkarnationen, zuerst in den drei Brüdern Hibil (Abel), Schitil (Seth) und Anusch (Enosch). Besonders der erste, der gewöhnlich den Beinamen Siwa trägt, und der letztgenannte vertreten die Stelle des Manda d'hajê auf Erden.

Über die Unterwelt werden wir namentlich durch die Erzählung von den Höllenwanderungen des Hibil Siwa[3]) unterrichtet. Unter den himmlischen Lichtsphären war eine ungeheuere Leere. Auf dem Grund derselben befand sich schwarzes Wasser, dort begann das Reich der Finsternis. Der höchste Gott Mana war beunruhigt durch die von dem wachsamen Manda d'hajê ihm überbrachte Meldung, dass ein finsterer Dämon über die Grenze hinausrage, also wohl einen Einfall in das Reich des Lichtes plane. Deshalb sandte er den Hibil Siwa, den Sohn des Manda d'hajê, nachdem er ihn mit hohen göttlichen Kräften ausgestattet hatte, in die Unterwelt hinab. Er erzählt selbst, wie es ihm auf dieser Fahrt erging. Er gelangte zuerst zu den schwarzen Wassern, dem Reich der Rûḥâ[4]), wo er Jahrtausende verweilte, dann tiefer hinab in das Reich des Ṣartaj Ṣartanaj und seiner Gattin Ammamet, dann wieder nach langem Aufenthalt weiter hinab in das Gebiet des Hag und der Mag (Gog und Magog!), darauf in das noch tiefer

1) Siehe ebenda.

2) Kessler kombiniert die altbabylonische Trias: Anu (Himmel) Bel (Luft?), Ea (Wasser) mit den mandäischen Urwesen: Pira, Ajar, Mana, neben welch letzterm regelmässig sein Ebenbild, D'mûtha erscheint, das der Dam-kina (Daukina) entspreche.

3) W. Brandt, M. Schriften S. 137 ff.

4) Rûḥa ist von der hebr. ruach (Geist), Genes. 1, 2 entnommen, welche über den Wassern brütet wie Ruḥa an den schwarzen Wassern. Die nachherige Kombination mit dem hl. Geist s. unten.

liegende Reich des Gaf und der Gafan, der grossen Riesen der Finsternis, die aus den schwarzen Wassern entstanden sind; sodann in die Welt des Anatan und der Kin. Sind dies eine Art Vorhöllen, so gelangt Hibil S. nun erst zu den Thoren der tiefsten Finsternis, und findet da zuerst das Reich des Kriegers S'dûm, dann das Giv's des Grossen, und endlich kommt er in die unterste Hölle, wo Krun, „der grosse Fleischberg" haust, der ihn zur Hälfte verschlingt, aber wieder herausgeben und sich unterwerfen muss, da seine Eingeweide dabei zerschnitten worden. Der Gesandte aus der Lichtwelt verlangt von ihm einen Freibrief, und nachdem er den geheimen Namen der grossen Finsternis, der auf Kruns Siegelring stand, in Erfahrung gebracht, wandert er wieder rückwärts durch die verschiedenen unterirdischen Regionen, und weiss durch Verstellung, indem er sich in die Gestalt dieser Dämonen verwandelt, sogar mit einer Tochter dieser Sippe sich zum Schein vermählen lässt, ihr ihre Geheimnisse, besonders das ihres Ursprungs abzulocken und schliesst jedesmal das Thor der Region, die er verlässt, mit Schloss und Siegel zu. Die Ruḥa, welche mit dem schlimmsten der Teufel, Ur, schwanger war, weiss er von ihrem Geschlechte wegzubringen. Wie er schliesslich zum grossen Mana und dessen Ebenbild zurückkehrt, und diese über die Geheimnisse der Finsternis aufklärt, sind jene hoch erfreut, und der grosse Mana spricht zu ihm: „O Hibil Jawar, Aschkanda[1]), Verborgener, dem die Hand seines Vaters aufgelegt worden ist, und den wir uns gleich gemacht haben: Wenn wir dies nicht gethan hätten und du nicht die Sache geordnet hättest, so wären wir der Kraft des Ur und seiner Mutter nicht gewachsen gewesen"[2]).

Die Erschaffung der irdischen Welt und der Menschen aber wird in diesem mythologischen Zusammenhang nicht einfach auf den höchsten Gott und seinen Gesandten zurückgeführt, wie oben, sondern geschieht durch einen Demiurgen von niedrigerer Herkunft. Wie nämlich Abatur aus der obern Welt auf die schwarzen Wasser der Tiefe herabschaute, da entstand in diesem trüben Element sein Abbild, sein Sohn Ptaḥil. Diesen heisst Abatur, trotzdem er von Hibil S. davor gewarnt wird, die schwarzen Wasser dicht werden zu lassen. Er thut dies und spannt das Firmament auf. Allein Ruḥa bethört ihn, so dass er die Hilfe von sieben bösen Geistern annimmt, die sie geboren hat. Diese sieben helfen ihm den Leib des Adam bereiten, können ihn aber nicht aufstellen und ihm kein Leben einhauchen, bis im Auftrage des „Ersten Lebens" Hibil, Schitil und Anusch dem Adam den Lebensgeist brachten und ihn aufrichteten, damit er nicht blos eine Kreatur des Ptaḥil sei. Hibil Siwa belehrte auch Adam und Hawa über den grossen Gott und

1) Diesen Titel, im Klerus den Diakonen bezeichnend, führt Hibil S. häufig.

2) W. Brandt, Mand. Schriften S. 171.

hiess sie sich auf der Erde vermehren und die Waschungen vollziehen. Ptahil wird von seinem Vater Abatur in eine tiefere Region verstossen, wo er bis zum Weltgerichte harren muss. Dann wird ihn Hibil S. wieder erhöhen und zum König der ʿUtrê machen, nachdem er ihn getauft hat.

Jener Erzteufel Ur, das verzehrende höllische Feuer, ist von Hibil S. gefesselt und mit 7 eisernen und 7 goldenen Mauern umringt worden. Von ihm hat aber seine Mutter Ruha, die Mutter aller Unwahrheit und Unreinigkeit, Ketzerei und Zauberei, erst 7, dann 12 Dämonen auf einmal geboren. Jene Sieben wollte Hibil S. erst vernichten; doch verschonte er sie, weil sie nicht so greulich waren wie die Riesen, die er in der Unterwelt gesehen. Er überliess ihnen, dass sie den Lauf der Welt regieren, indem er ihnen Wagen gab, auf welchen sie in ihrer feurigen Rüstung am Himmel hinfahren [1]). Sie verführen die Menschen zur Anbetung. Ihre Namen sind: 1) Schamesch (Sonne); auch Adunaj nach dem Namen des alttestamentlichen Gottes genannt, ebenso El El und Kâdûsch. Dieser Archont verführt die Menschen zu Hochmut, Schlemmerei und Abgötterei und schickt auch Gesandte wie den Messias an sie. — 2) Der Planet Venus, Rûha d'kudschâ nach der Benennung des hl. Geistes in der syr. Bibel, ebenso Estera (= Istar) und Libat (aus Dilbat) genannt, Geist der Hurerei und Zauberei. — 3) Der Planet Merkur, Enbu (Nebo) und mit Vorliebe „der betrügerische Messias“ genannt. — 4) Der Mond, Sin oder Sira, auch Sawriel. — 5) Der Planet Saturn, Kêwan, bringt Klage und Weinen über die Menschenkinder. — 6) Der Planet Jupiter, Bîl. — 7) Der Planet Mars, Nirîg (aus Nergal).

Die Dauer der sichtbaren Welt ist auf 480 000 Jahre bestimmt. Die Entwicklung der Menschen wurde durch drei grosse Katastrophen gestört, welche durch böse Geister verursacht sind, die dem Menschen übel wollen. Zuerst wird das Menschengeschlecht „durch Schwert und Pest“ vernichtet bis auf Râm und sein Weib Rûd, von welchen die Menschheit sich wieder ausbreitet. Später wird sie durch eine Feuersbrunst hinweggetilgt. Übrig bleiben Schurbaj und Scharhabiel. Schon 466 000 Jahre waren seit der Weltschöpfung verflossen, als eine grosse Flut nur den Nu (Noah) übrig liess. Bei allen diesen Katastrophen sind die Seelen der Umgekommenen mit Einer Auffahrt zum Himmel emporgestiegen, weil sie die erste Lehre rein bewahrten und getreulich hielten. 6000 Jahre nach Nu trat in Abrâhim ein falscher Prophet auf, der den Adunaj (die Sonne) verehrte. Ein solcher war auch Mischa (Mose), welcher die Träger der wahren Religion (Pharao und die Ägypter) bekämpfte. Auch Salomo wird unter dem Namen Schlimun bar David hervorgehoben als ein Despot, dem die bösen Dämonen dienten. Schon die Gründung der Stadt Jerusalem, Uraschlam

1) Ginsa I, 171 f.; vgl. auch I, 51. — W. Brandt, M. Schriften S. 188 ff.; vgl. auch S. 85 f.

(= „Ur hats vollendet“) war ein Werk der Ruḥa und ihrer bösen Sieben.

Ein Gesandter des Adunaj, also Verführer, ist auch Jesus, Jischu Mschîchâ, der oben mit dem Planeten Merkur kombiniert erschien. Ihm ging der wahre Prophet, Jaḥja (Johannes) voraus, Sohn des Skarja und der Enischbai (Elisabeth). Der sog. Messias kam in heuchlerischem Sinn zu Jaḥja und begehrte scheinbar aus Demut die Taufe. Jaḥja liess sich täuschen und taufte ihn. Nach Vollendung seiner Mission kehrte der von den Juden getötete Jaḥja in das Lichtreich zurück. Während der falsche Messias, ein Wesen von feuriger Natur, auf der Erde war, trat auch Anusch ʿUtra, jener jüngere Bruder des Hibil Siwa, als heilender Wunderthäter in Jerusalem auf, nachdem auch er sich von Jaḥja hatte taufen lassen. Sein Kleid war aus Wasserwolken gebildet und nicht körperlich[1]). Jenen falschen Messias Jesus brachte er durch seine Anklage ans Kreuz. Er predigte die wahre Religion und kehrte dann wieder in die Lichtwelt zurück, nachdem er von Jerusalem 360 wahre Propheten ausgesandt, die Stadt selbst aber zerstört und die Juden zerstreut hatte, zur Strafe dafür, dass sie den Jaḥja getötet hatten.

Die Mandäer scheinen von den Christen bedrängt worden zu sein. Sie erzählen sogar, diese hätten sie ganz ausgerottet, allein 60,000 Mandäer seien aus der Welt des Pharao auf die Erde ge-

1) Vgl. Ginsa I, 28 f.; Brandt, M. Schriften S. 47 f.: „Sodann wird der Messias in einer andern Gestalt geoffenbart, feuerbekleidet und mit Feuer angethan, und Grossthaten zeigt er im Feuer. (Dies ist vielleicht aus der Verklärungsgeschichte Mark. 16, 12 geflossen.) Und auf Feuer ist sein Wohnsitz . . . und er spricht zu euch: Kommt und stellt euch zu mir, und ihr werdet nicht gebraten werden! Aber glaubt ihm nicht; denn mit Zauberei und Falschheit . . . . . Wenn er euch drängt, so sprecht zu ihm: wir sind dein! In euerm Herzen aber sollt ihr ihn nicht bekennen und nicht verleugnen die Rede eures Herrn, des hohen Lichtkönigs. Denn dem lügnerischen Messias ist das Verborgene nicht offenbar. Und er spricht: Ich bin Gott (Alaha), der Sohn Gottes (Alahas), den mein Vater hergesandt hat — und spricht zu euch: Ich bin der erste Gesandte; ich bin Hibil Siwa, der von der Höhe gekommen ist. Aber bekennt ihn nicht! Denn er ist nicht Hibil Siwa, Hibil Siwa ist nicht feuerbekleidet, und Hibil Siwa wird in jenem Zeitalter nicht geoffenbart. Hingegen Enosch ʿUtra kommt und geht nach Jerusalem. Wie mit einem Kleide von Wasserwolken bekleidet, einem Körper ähnlich geht er, und nicht mit einem körperlichen Kleid bekleidet, und Hitze und Zorn sind nicht in ihm. Und er geht und kommt in den Jahren des Pilatus, des Königs der Welt. Enosch ʿUtra kommt in die Welt mit der Kraft des hohen Lichtkönigs. Er heilt Kranke und macht Blinde sehend und reinigt Aussätzige und richtet Zerschlagene und Zerstossene auf, dass sie gehen und macht Stumme und Taube reden und gibt Toten das Leben und macht von den Juden eine Anzahl gläubig, und zeigt ihnen, dass da ist Tod und ist Leben und ist Finsternis und ist Licht und ist Irrtum und ist Wahrheit, und bekehrt Juden zum Namen des hohen Lichtkönigs.“ Vgl. auch Ginsa I, 54 ff.; Brandt, M. Schriften S. 89 ff. — Im Buche des Jaḥja heisst es: „Hütet euch vor dem Gott-Zimmermann! Dem Zimmermann gebührt die Axt, aber kein Weihrauch“. (PRE[2] IX, 213.)

kommen, so dass die Gemeinde nicht ausstarb. Noch weit drückender wurde das Joch des Islam. Als den letzten falschen Propheten nennen sie denn auch Aḥmat bar Bispad (Muhammed), der Falsches verkündigt und „den ganzen Stamm der Seelen irreführt“[1]). Als Beschirmer der Rechtgläubigen gegen dessen Anschläge und die des Chalifen Ali weilte Anusch in der Nähe. Die lebende Menschheit wird 4—5000 Jahre nach Aḥmat durch einen furchtbaren Sturm vertilgt werden. Doch wird dann die Erde nochmals für 50 000 Jahre durch ein Par aus der Oberwelt bevölkert. Zuletzt aber wird sie von Ur verschlungen, der daran zerplatzt und in den Abgrund stürzt. Alle finstere Welt vergeht dabei, und es bleibt nur das Lichtreich, das ewig dauert.

Die sittlichen Verpflichtungen des Mandaismus, welche besonders im „Buche des Jaḥja“ enthalten sind, sind die bei den semitischen Stämmen gewohnten. Streng verboten sind Mord, Ehebruch, Diebstahl, Unehrlichkeit beim Versprechen mit Handschlag, Lüge. Zuweilen treten aus der Bibel stammende Gebote auch im Wortlaut unverkennbar hervor: z. B. „O, ihr Gläubigen und Vollkommenen, alles, was euch selber verhasst ist, das thut auch euern Nächsten nicht an“[2]). Getadelt wird öfter das Spotten über die leiblichen Gebrechen Anderer; auch die Versöhnlichkeit gegen solche, von denen man Unrecht erlitten, eingeschärft. Die Kinder sollen ihre Eltern mit Ehrfurcht, die Gatten ihre Gattinnen mit Liebe behandeln. In die Ehe zu treten ist Pflicht, und zwar soll man sich nicht mit Andersgläubigen verheiraten. Man schreibt gewöhnlich den Mandäern grundsätzliche Vielweiberei im Interesse starker Vermehrung der Seelen zu. Allein wenn es auch an Ermahnungen zum Heiraten nicht fehlt[3]), so ist doch nirgends die Vielehe unzweideutig gelehrt, sondern es lassen sich jene Aufforderungen auch monogamisch verstehen[4]). Die heutigen Mandäer haben nicht mehr als zwei Frauen. Auch die Sklaven werden durch wohlthätige Bestimmungen des Gesetzes geschützt. Besonders häufig wird empfohlen Almosen zu geben, doch so, dass man nicht davon rede: „wenn ihr gebt mit eurer Rechten, sagt es nicht eurer Linken; wenn ihr gebt mit eurer Linken, sagt es nicht eurer Rechten“[5]). Hungrigen soll man Speise, Durstigen Trank, Nackten Kleidung schenken, die Gefangenen um Geld loskaufen.

Dagegen wird die Askese verworfen. Die christlichen Asketen, welche sich der Ehe enthalten, sind den Mandäern ein Greuel. Werden doch die Männer, welche keine Weiber und die Weiber, welche keine Männer suchen, mit der Hölle bedroht! Auch das Fasten ist eine untergeordnete Übung. Zwar haben die Mandäer

---

1) Brandt, Mand. Schriften S. 49.
2) Ginsa I, 21; Brandt, M. Schriften S. 36.
3) Vgl. Ginsa I, 67 ff. Brandt, Mand. Schriften 119 ff.
4) Siehe Brandt, Mand. Religion S. 85 f.
5) Ginsa I, 15. Brandt, M. Schriften S. 28.

einige Fasttage; aber öfter wird zu geistigem oder sittlichem Fasten ermahnt: Die Augen sollen fasten, indem sie nicht nach Verbotenem oder Unreinem sehen, die Ohren, indem sie nicht an den Thüren horchen, der Mund, indem er nicht Lügen spricht, das Herz, indem es keine bösen Gedanken hegt u. s. f.[1]). Singen und Tanzen sind verboten, weil sie mit böser Lust zusammenhangen, also aus der Hölle stammen. Aber auch die Totenklage ist verwerflich, da die Seelen der Verstorbenen dadurch nur geängstigt und in ihrem Aufsteigen zum Lichte gehindert werden[2]). Dagegen soll man ein besonderes Gebet (masaḳtâ = Aufsteigen) für sie verrichten, eine Art Seelenmesse.

Der Klerus weist verschiedene Grade auf. Wer dazu gehören soll, muss schon als Knabe (man wählt dieselben unter den Kindern der Kleriker) in die Lehre der Priester treten, worin er 12 Jahre zu verbleiben hat. Vom 19. Lebensjahr an kann er zum Schkandâ, Diakonus, ordiniert werden. Nach einem Jahr wird der Schkandâ zum Tarmîdâ (Talmida = Jünger), Priester, mit welcher Weihe nicht nur eine Taufe, sondern deren viele verbunden sind[3]). Ein höherer geistlicher Grad ist der des Gansibrâ, eig. Wardein, Schatzhüter, wohl vom Ginsa, dem hl. Kanon so genannt. Es ist der Bischof der Gemeinde. Auch diese Weihe empfängt der Ordinand unter manchen Taufen. Ausserdem hat er durch Erklärung der schwierigsten Stellen aus den hl. Büchern vor der ganzen Priesterschaft sich als zu seinem Amte befähigt auszuweisen. — Eine bloss ideale Würde ist die des Rîsch amma = Volkshaupt, d. h. des obersten Führers der Gemeinde, des Patriarchen oder Papstes. Es habe nur 2 Träger dieses Amtes gegeben: 1) den Pharao und 2) Adam abu-l-Farasch — beide aus der obern Welt gekommen —. Zu geistlichen Würden werden auch Frauen zugelassen, doch in untergeordneter Stellung.

Die wichtigste Kultushandlung ist die Taufe. Sie hat im Jordan, d. h. in einem fliessenden Wasser durch Untertauchen zu geschehen. Nicht nur einmal wird sie am Kinde bei der Aufnahme in die Gemeinde vollzogen, sondern bei jeder Gelegenheit, wo eine Verunreinigung angenommen ist, wiederholt. Auch findet jährlich ein 5tägiges Tauffest statt, wo auch die Besprengung mit Wasser ihre Stelle hat. Ein bei diesen Handlungen oft wiederkehrender, nicht genügend aufgeklärter Ausdruck ist kuschṭâ, was sonst „Geradheit“, „Wahrheit“, „Ehrlichkeit“ bedeutet. Die himmlischen Geister reichen einander kuschṭâ; ebenso der Priester den Täuflingen; es scheint die aufrichtige Gemeinschaft zu sein. Der Täufling streckt seine Hand nach dem Flusse, um sie von den Himmlischen zu empfangen.

---

1) Brandt, Mand. Schriften S. 29 u. 72.
2) Brandt, Mand. Schriften S. 33 f., 67 f. Auch Trauer und Totenklage stammen von den Dämonen, ebenso die Mahlzeiten auf den Gräbern.
3) Siehe Näheres bei Kessler, PRE² IX, 213 f.

Eine symbolische Verkörperung des himmlischen Lebens, welches dem Gläubigen zu teil wird, sind Pehtâ und Mambuhâ, von denen ersteres ein kleines, rundes Stück ungesäuertes Brot ist, nach besonderer Vorschrift zubereitet und geweiht. Der Priester reicht sie den Getauften, Reinen zum Genuss als eine Art Himmelsspeise. Denn auch die Bewohner der Lichtwelt geniessen solche. Die Mambuhâ ist ein Trunk Wasser, welchen der Priester aus geweihtem Fläschchen zu trinken gibt. Bei gewissen Ceremonien wird auch Wein beigemischt. So ähnlich dies der christlichen Eucharistie sieht, so ist doch nach allem Anschein dieses sakramentale Brot und Wasser nicht aus dem christlichen Gebrauch, sondern aus heidnisch naturalistischer Anschauung abzuleiten.

Von Festen der Mandäer sei erwähnt: der Sonntag, den sie wie die Christen feiern, was wohl aus dem Christentum geflossen; ferner ein Himmelfahrtsfest zur Feier der Rückkehr des Hibil Siwa in die Lichtregion; es beginnt am 15. des ersten Frühlingsmonats und dauert 5 Tage; ferner ein Fest zu Ehren der im roten Meer untergegangenen Ägypter (!); endlich das ebenfalls 5tägige Tauffest im Sommer, wo besonders viel gebadet wird.

Die mandäischen Tempel sind klein und unansehnlich und werden nur von den Priestern und Administranten betreten. Eine Thüre steht nach Süden offen; die Anbetung richtet sich nach Norden, weil dort der Sitz der Gottheit liegt. In der Umgebung des Tempels muss fliessendes Wasser für die Taufen zu finden sein. — Im heiligen Buche ist Weiss als Farbe der Kleidung den Verehrern der Lichtgottheit vorgeschrieben. Die Priester wenigstens mussten ganz in Weiss gekleidet sein und während der hl. Handlungen einen langen Olivenstab (oft für ein Kreuz gehalten) in der Hand tragen[1]. Weiss war überhaupt ihre Lieblingsfarbe. Doch mussten sie dieselbe den Muhammedanern überlassen und tragen jetzt gewöhnlich braune Kutten mit weissen Streifen und auf dem Kopf ein buntes, mit einem Strick zusammengebundenes Tuch.

Die mandäische Gemeinde muss einst weit verbreitet gewesen sein. Wenigstens rühmte sie sich später, unter den Abbasiden 400 Gotteshäuser in Babylonien gehabt zu haben; ihr Oberhaupt residierte damals zu Bagdad. Noch im 17. Jahrhundert sollen sie 20 000 Familien stark gewesen sein. Heute sind es nach Petermann nur noch etwa 1500 Seelen, welche über die Gegend südlich von Bagdad am Euphrat und Tigris sowie das persische Chusistan zerstreut sind. Sie sind meist Handwerker. Ihre Priester sind unwissend, und kaum versteht noch einer das mandäische Idiom ihrer hl. Schriften, da sie nur noch arabisch, bezw. persisch

---

1) Ginsa I, 25 u. 47 f.; Brandt, M. Schriften S. 42 u. 81. „Kleidet euch in Weisses und ziehet Weisses an, nach dem Bilde der Kleider des Glanzes und der Anzüge des Lichts; und setzet weisse Kopfbinden auf, nach dem Bilde der prangenden Kronen, und bindet (weisse) Gürtel um . ., und leget gespaltene Schuhe an, und nehmt Stäbe in eure Hände, wie die Stäbe der lebenden Wasser, welche die ʿUtrê nehmen am Lichtort."

sprechen. Sie stellen also den kümmerlichen, untergehenden Rest einer mehr als tausendjährigen, einst einflussreichen Glaubensgenossenschaft dar.

Ihre Religion ist ein seltsames Mischgebilde. Die Grundanschauungen geben sich als babylonisch zu erkennen. Doch weicht das Ganze stark ab von der altbabylonischen Staatsreligion, wie sie jetzt aus den Monumenten abzunehmen ist. Die Planeten samt Sonne und Mond, welche im altbabylonischen Priestersystem so hoch gehalten wurden, sind ja hier zu unholden Dämonen geworden. Man sagt wohl, der Mandaismus stelle im Gegensatz zum Priestersystem die babylonische Volksreligion dar. Allein dann fiele um so mehr auf, dass die mandäische Religion nirgends ein nationales Gepräge aufweist. Ihre Entwicklung aus dem altbabylonischen Glauben lässt sich einstweilen nicht ununterbrochen nachweisen. Jedenfalls ist die Lehre des Ginsa erst unter starker Berührung mit Judentum und Christentum sowie auch mit dem Parsismus entstanden. Auf dem Boden des Mandaismus ist das strenger dualistische System des Mani aufgewachsen, mit welchem die Verwandtschaft zu Tage liegt. Aber auch die christliche oder pseudochristliche Gnosis, deren Name nicht zufällig mit Manda sich deckt, hat ihre ersten Wurzeln in diesem Boden getrieben[1]).

VIII. Der Islam.

Einleitung.

Das Stammland des Islam ist die ausgedehnte arabische Halbinsel (von den Eingebornen dschezîrat el ʿArab geheissen), welche westlich durch das rote, südlich durch das arabisch-indische Meer, östlich durch den persischen Meerbusen abgegrenzt, im Nordwesten durch die Landenge von Suez mit Afrika (Ägypten), im Norden durch die Wüste mit Syrien und den Euphratländern zusammenhängt. Dieses über 2 Millionen Q.-Kilom. (gegen 50 000 Q.-Meilen) umfassende, aber nach seiner Natur stets wenig bevölkerte Land (man rechnet heute 4—5 Millionen Bewohner) wurde seit Ptolemäus von den Geographen in drei Teile geteilt: Arabia Petraea (von der edomit. Hauptstadt Petra) im Nordwesten, die Sinaihalbinsel mitumfassend, Arabia felix (ein schon früher üblicher Name, der im Gegensatz zur Wüste besonders die Küstenstriche am arab. Meerbusen bezeichnete, vorzüglich El Jemen) und Arabia deserta, den meist wüsten übrigen, wenig bekannten Rest in sich

1) Vgl. Wilhelm Anz, Zur Frage nach dem Ursprung des Gnostizismus. Leipzig 1897.

begreifend. Im Gegensatz zu diesen willkürlichen Benennungen der Alten lehnt sich der heutige geographische Sprachgebrauch an den einheimischen. So heisst die ziemlich bergige mittlere Gegend der Halbinsel En-Nedschd, die westliche Küste El Hidschâs, der südliche Teil der letztern El Jemen (das Mittagland), die mittlere Südküste Hadramaut, ferner der Südosten ʿOmân, die Ostküste El Hasa.

Es fehlt zwar nicht an Gebirgen, welche teils das Land gegen die Meere hin abgrenzen (besonders im Nordwesten), teils im Nedschd sich erheben. Aber das Ganze ist äusserst wenig bewässert und den weitesten Raum nehmen wellige, sandige Steppen ein (En-Nofûd heisst man dieses Wüstenland), die sich höchstens im Frühjahr mit einer dünnen Rasendecke überziehen, welche den bescheidenen Ansprüchen der wandernden Hirten genügen, während in der trockenen Jahreszeit, wo die Wadis versiegen, nur die Oasen und die Gebirgsabhänge ausgiebigeres Wachstum (Palmen, Getreide) darbieten. Fruchtbarer und reich an geschätzten Produkten ist der Jemen.

Die Bevölkerung ist semitischen Ursprungs und hat sich in dem abgeschlossenen Lande verhältnismässig unberührt und original in Sprache und Sitte entfalten können. Gleichwohl sind nicht alle Araber rein semitischen Stammes. Gen. 10, 7 wird ein Teil der Südaraber von Ham-Kusch abgeleitet, und es zeigen sich in der That Spuren davon, dass diese mehr städtisch kultivierten Bewohner der Südküste stark von aussen beeinflusst und mit fremden Elementen vermengt waren. Um so reiner erhielt sich der semitische Schlag im Innern Arabiens.

Die Bewohner haben sich nie wesentlich über die nomadische Lebensweise erhoben. Sie blieben in Stämme, Geschlechter und Familien geteilt wie in der patriarchalischen Zeit, ohne selbst in ihren lose gebauten und zusammenhängenden Städten zu einem festgegliederten Gemeinwesen oder Staat zusammenzuwachsen[1]). Unübertrefflich charakterisiert die Kulturflucht und Fehdesucht des Beduinen der Gottesspruch Gen. 16, 12, wo Ismael, der eine nordarabische, Israel nächst verwandte Sippe darstellt, ein „Wildesel von einem Menschen“ heisst; „seine Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider ihn“. An dem unbändigen Freiheitssinn der Beduinen des Hidschâs waren die Bemühungen der auswärtigen Reiche (Babylonier, Perser, Ägypter, Römer, Byzantiner) sich das innere Arabien zu unterwerfen gescheitert, während die an Syrien und Persien grenzenden Striche sich in Abhängigkeit von den persischen und römischen Herrschern befanden, und in Jemen Könige regierten.

Neben der Viehzucht (besonders Schafe und Kamele), war ein wenig Ackerbau fast die einzige friedliche Beschäftigung der unabhängigen Araber, wozu unter günstigen Umständen der Handel

---

1) Vgl. Wellhausen, Skizzen IV, 17 ff.

kam, den einzelne Stämme nach dem Ausland betrieben, während im Binnenland zu gewissen Jahreszeiten die Messen einen mächtigen Anziehungspunkt bildeten, an welchen die verschiedenen Stämme sich friedlich vereinigten. Fast endlos spielten sonst blutige Fehden, besonders durch die Pflicht der Blutrache unterhalten, zwischen den Stämmen und Stammteilen. Doch wurden dieselben mit einer gewissen ritterlichen Mässigung ausgefochten, so dass das kampflustige Volk sich trotzdem nicht aufrieb. Auch die äusserst ungünstigen Bodenverhältnisse vermochten seine Lebenskraft nicht zu erschöpfen im Lauf der Jahrtausende[1]). Die Schwierigkeit der Beschaffung des Unterhalts, die ihm jedenfalls grosse Genügsamkeit und Abhärtung auferlegte, scheint seine Widerstandsfähigkeit nur gestählt zu haben, so dass mehr als einmal von dieser unwirtlichen Halbinsel mächtige Überschwemmungen nach den verschiedenen Erdteilen ausgegangen sind. Der arabische Menschenschlag, der in Afrika wie in Mesopotamien, in Syrien wie in Spanien begegnet, aber am reinsten sich in Arabien erhalten hat, zeigt edeln, mittelhohen Wuchs, hagern, aber kräftigen, muskulösen Körperbau, die Schädelbildung der weissen oder kaukasischen Rasse, gebräunte Hautfarbe, die in Afrika dunkler wird, schwarzes Haar, dünnen Bartwuchs. Auch der geistige Charakter weist in ausgeprägtem Masse die semitischen Eigentümlichkeiten auf: scharfen Verstand, Nüchternheit, Erregbarkeit des Gefühls, subjektive Lebensauffassung, Familiensinn, Gastfreundschaft und sehr entwickeltes Gefühl für die Solidarität des Stammes. Die Intelligenz zeigt sich bei den Beduinen trotz ihrer Vernachlässigung der materiellen Kultur sehr entwickelt. Ihre Sprache übertrifft an Reichtum und Feinheit der Ausbildung die der übrigen semitischen Zweige weit. Ihre alte Poesie, welche Minne und Heldentum feiert, überrascht durch die mit der Einfachheit, ja Ärmlichkeit der Umgebung und der Lebensverhältnisse merkwürdig kontrastierende Fülle von Mannigfaltigkeit der subjektiven Auffassung und Stimmung, welche auch den sprödesten Gegenstand zu beseelen und ihm immer neue Seiten abzugewinnen weiss. Auch hier erschöpft sich freilich wie bei den übrigen Semiten die Poesie in der Lyrik.

1. Religion der vorislamischen Araber[2]).

Die Religion der Araber vor dem Islam liegt uns nicht in zeitgenössischen litterarischen Denkmälern vor, sondern wir haben

---

1) Typisch ist für die über ihm waltende Vorsehung, was Gen. 21, 15 ff. erzählt wird.

2) Vgl. besonders A. P. Caussin de Perceval, Essai sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme (3 vols.), Paris 1847—48. — Ludolf Krehl, Über die Religion der vorislamischen Araber, Leipz. 1863. Robertson Smith, Kinship and Marriage in early Arabia Cambr. 1885. — Derselbe,

aus der Zeit des Heidentums, „der Unwissenheit“ dieses Volks nur zerstreute Notizen darüber bei einheimischen und auswärtigen Autoren (z. B. Herodot) und aus der spätern weitläufigere Angaben der muslimischen Schriftsteller, welche aber nicht ohne Vorurteil und Tendenz darüber berichten. Dahin gehören besonders Ibn el Kelbi (2. Jahrhundert d. Hedschra), von dessen „Buch über die Götzen“ (kitâb el aṣnâm) nur Überreste in Jaḳûts geographischem Lexikon vorhanden sind[1]), aus viel späterer Zeit al Schahrastâni (starb 548 d. H. = 1153), dessen nicht unbedeutendes religionsgeschichtliches Werk milal wanihal vollständig vorliegt[2]); ferner al Dimischḳî's Kosmographie (starb 727 d. H. = 1327[3]) u. a. m. Auch die alten Personennamen, deren viele in genealogischem Interesse erhalten sind, geben religionsgeschichtliche Winke.

Darin stimmen die Angaben der muslimischen Autoren im allgemeinen überein, dass bis auf Muhammed Polytheismus, Gestirndienst und Fetischdienst bei ihrem Volk geherrscht haben, dass dies aber eigentlich eine Entartung der Religion gewesen sei, indem dasselbe (dessen Herkunft sie von Ismael herleiten) von Abraham her die wahre Gotteserkenntnis besessen habe und erst im Lauf der Zeit durch den Einfluss des Teufels Vielgötterei, Idole u. dgl. entstanden seien. Allerdings habe schon das vorsintflutliche Geschlecht Götzendienst getrieben, ja zum Teil schon die den Arabern später geläufigen Götzen verehrt. Aber die orthodoxe Lehre habe sich stets in einzelnen erleuchteten Trägern derselben erhalten, wozu Adam, Abraham, Mose, David, Salomo, Jesus u. A. gehörten, und sei den „Besitzern der Schrift“, d. h. den Juden und Christen bekannt geblieben, während für die Araber erst Muhammed, der grösste Prophet, sie wieder ans Licht zog. Diese im Anschluss an den Koran, also in Übereinstimmung mit Muhammed selbst, gebildeten Vorstellungen bedürfen allerdings in ihrer Naivetät kritischer Sichtung; sie stellen im allgemeinen die Religion unmittelbar vor Muhammed zu niedrig, die frühere Stammreligion zu ideal dar und verraten auch in manchen Einzelheiten das Bestreben der Schule, den Thatbestand nach dem Dogma zu formen. Wenn z. B. Sure 71, 22 Muhammed naiver Weise den Abgöttern der noachischen Periode die Namen der bis auf seine Zeit in Arabien verehrten gegeben hat, so erklärt dies el Kelbi so, dass diese Götzen von der Sintflut an den Strand von Dschidda (Hafenstadt von Mekka) geschwemmt worden seien und dort im Sande gelegen hätten, bis

---

The Religions of the Semites, new edition, London 1894. – Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, III u. IV, Berlin 1887 u. 1889. — Zur arabischen Litteratur im allgemeinen vgl. v. Hammer-Purgstall, Litteraturgeschichte der Araber, 5 Bde., Wien 1850—54. — Alexander Baumgartner, Gesch. der Weltliteratur I (Freiburg 1897), 293 ff.

1) Wellhausen, Skizzen III, 8 ff.

2) Herausgegeben von Cureton, London 1846. Deutsch von Haarbrücker, Halle 1850—51.

3) Vgl. über ihn Chwolsohn, Ssabier, II, S. XXVIII ff.

ein Araber (ʿAmr ibn Luḥaj) sie herausgrub. Derselbe Autor erklärt die Verehrung jener fünf Idole von Seiten der Zeitgenossen Noahs euhemeristisch: die Banu Kabil (Kainiten) hätten sich Bilder frommer Ahnen machen lassen, bloss um ihr Andenken zu ehren, dann um ihre Fürsprache bei Gott anzurufen. Die Verehrung habe sich aber von Generation zu Generation gesteigert, bis man sie schliesslich als eigentliche Götter anbetete[1]).

Schahrastânî führt ebenfalls den Bilderdienst auf jenen ʿAmr ibn Luḥajj zurück, der erst zu Anfang des dritten christl. Jahrhunderts zur Herrschaft kam und erzählt von ihm, dass er aus Syrien Götzenbilder einführte, die er dort kennen gelernt und von welchen man ihm dort gesagt hatte: „Wir flehen sie um Hilfe an und erlangen sie; wir bitten sie um Regen und erlangen ihn.“ —

Wenn auch der Polytheismus in Arabien viel älter ist, so spricht sich doch in solchen Angaben das richtige Bewusstsein aus, dass dieser Kultus von Idolen etwas Sekundäres sei. Fragen wir, welcher Art das arabische Heidentum war, so geht zunächst aus zahlreichen Zeugnissen hervor, dass vor allem Gestirndienst hier allgemein verbreitet war[2]). Die Gestirne waren das, was die Verehrung des Wüstenbewohners am leichtesten auf sich zog. Dazu kam die Beobachtung, dass das Erscheinen oder der Untergang gewisser Fixsterne den ersehnten Regen brachte, welcher neben dem Sieg über die Feinde Hauptgegenstand der Bitte des Arabers an die Gottheit war. Die Planeten galten auch hier als Schicksalssterne. Wir führen einige Zeugnisse an.

Al Dimischḳi[3]) sagt von den alten Arabern: „Der Stamm Himjar pflegte die Sonne zu verehren, und die Geschichte vom Wiedehopf und der Bilḳis[4]) ist Zeuge davon, dass sie und ihr Volk die Sonne anbetete. Nachher ist Himjar zum Judentum übergetreten. Und (der Stamm) Kenâna verehrte den Mond, trat dann gleichfalls zum Judentum über. Und die Stämme Lachm und Guḏâm verehrten den Jupiter, Asad den Merkur, Tasm den Debarân, („Aldebarân“, Hyaden), und Ḳais verehrte den Sirius und Thaj den Canopus. Darauf beteten sie später die Götzenbilder an“ u. s. w. Ganz ähnlich Abu-l-Faradsch, Specimen hist. Arab. ed. Pococke II p. 4. Auch Schahrastânî (Cureton p. 434) bezeugt den Sterndienst der heidnischen Araber.

Daneben aber ist von den ältern und neuern Gewährsmännern besonders stark bezeugt die Verehrung steinerner Idole, und

---

1) Ähnlich al Dimischḳi bei Chwolsohn, Ssabier II, 405.

2) Irreführend ist der Gebrauch des Ausdrucks „Sabäismus“, womit erst späte arabische Schriftsteller gelegentlich den Gestirndienst bezeichnen, welche von der wahren Bedeutung dieses Namens (s. unten S. 318 f.) keine klare Vorstellung mehr hatten.

3) Vgl. bei Chwolsohn, Ssabier II, S. 404 f.

4) Gemeint ist die koranische Geschichte von der Königin von Saba Sure 27, 20 ff., die in der That als Anbeterin der Sonne beschrieben wird. Vgl. auch den Kommentar Baidhawis z. d. St.

zwar ursprünglich nicht eigentlicher Bilder, sondern formloser oder auch durch ihre natürliche Form an ein lebendes Wesen erinnernder Stein- und Felsblöcke. Ein solcher Block war der schwarze Stein zu Mekka, über welchem das Haus der Kaʿba errichtet war. Ein ähnlicher schwarzer Stein führte den Namen Du-l-schara[1]) und war das Idol des Stammes Daus. Damit identisch ist Dusares, dem ein schwarzer, viereckiger, vier Fuss hoher und zwei Fuss breiter Stein in Petra geweiht war, der auf goldener Unterlage stand und mit Opferblut begossen wurde. Er wurde auch in Bostra und anderwärts verehrt. Ein ähnliches Numen war Du-l-Chalaṣa, in einem weissen Stein zu Tabâla, sieben Tagereisen südlich von Mekka[2]). Ein Block in der Gegend von Dschidda stellte den Gott Saʿd dar[3]). Die Göttin Manât[4]) fand man in einem grossen schwarzen Stein in der Küstengegend zwischen Medina und Mekka, dem Stamm Huḏail gehörig, aber von allen Arabern hoch verehrt, bis er im Jahr 8 d. H. auf Muhammeds Befehl von Ali zerstört ward. Mit dem Namen der Göttin sind Personennamen zusammengesetzt, ebenso mit dem der Allât[5]), nach der auch ganze Stämme benannt sind. Letztern Namen Allât (vgl. Herodot = Ἀλιλάτ, „Urania") führte auch ein viereckiger, weisser Felsblock mit einem Gebäude darüber und einer Höhle darunter, in welcher Kostbarkeiten geborgen wurden als Schatz der Gottheit. Allât, „die Herrin" und „Mutter der Götter" genannt, ist Doppelgängerin der ʿUzza, die auch mit ihr verschmolzen wird. Al ʿUzza[6]) wurde ebenfalls in einem Stein mit Gebäude verehrt, in einem Seitenthal von Hurâd, Sukâm genannt und ihr Kultus von den Kuraischiten besonders gepflegt. Sie hauste auch in drei Samurabäumen, die auf Befehl des Propheten umgehauen wurden. Zwar ist sie nach Aussage der Araber jünger als Allât und Manât; aber sie hatte in den letzten Jahren vor dem Islam wenigstens bei den Kuraischiten diesen den Rang abgelaufen.

Andere verehrte Steine hatten von Natur Ähnlichkeit mit menschlichen Gestalten, so die rote Felsspitze, welche Fuls oder Fals[7]) hiess, die Steine Isâf und Nâila[8]), in welchen man ein liebendes Par zu sehen glaubte und an welche sich ein Mythus hing; ebenso wohl Al Ukaiṣir, ein bekleidetes steinernes Idol[9]). Ein eigentliches Bild des Gottes Hobal[10]) stand in der Kaʿba zu

1) Siehe Krehl, Rel. d. vorislam. Ar. S. 48 ff. 83. — Wellhausen, Skizzen III, 45 ff.
2) Wellhausen III, 42 ff.
3) Wellhausen III, 54 f.
4) Krehl S. 73. — Wellhausen III, 22 ff.
5) Wellhausen III, 25 ff.
6) Krehl 89. — Wellhausen III, 30 ff.
7) Krehl, S. 15 ff., 81. — Wellhausen III, 48 ff.
8) Krehl, S. 58 ff., 83 f.
9) Krehl, S. 13 f. — Wellhausen III, 58 ff.
10) Wellhausen III, 70.

Mekka. Ebenso das Idol Wadd[1]) war ein grosses Mannsbild mit Schwert, Bogen, Speer, Fahne, Köcher und Pfeilen; desgleichen jene andern Sure 71, 22 genannten Idole Suwâ (ein Weib), Jaghûth (Löwe), Jaʿûḳ (Pferd), Nasr (Adler) hatten künstliche Gestalt.

Was jenen Steindienst betrifft, so leiten die Araber denselben (mit Unrecht) von nichts anderem als dem Kultus des Steines zu Mekka ab, der übrigens selber damit nicht erklärt wäre. Ibn Ischâḳ sagt: „Die Verehrung von Steinen bei den Ismaeliten hatte ihren Ursprung darin, dass man bei der Wallfahrt nach Mekka aus der geheiligten Umzäunung einen Stein aus Ehrfurcht vor der Kaʿba mitnahm und denselben, wohin man kam, aufrichtete und Prozessionen um ihn veranstaltete wie um die Kaʿba selbst, bis sie zuletzt jeden ansehnlichen Stein, welchen sie sahen, anbeteten und ihre Religion vergassen und den Glauben Abrahams und Ismaels änderten und Bilder anbeteten“ [2]).

Über die Götzenbilder, deren Ursprung nach muslimischer Anschauung oben S. 305 f. angegeben wurde, sagt Dimischḳi, nachdem er vom Gestirnkultus gesprochen (s. oben S. 306): „Darauf beteten sie nach diesem die Götzenbilder an und entschuldigten sich nachher damit, dass sie sagten: Wir verehren dieselben nur in der Absicht, dass sie uns Gott, dem Erhabenen, nahebringen mögen; aber sie glaubten nicht, dass dieselben Schöpfer und Lenker (der Welt) seien“ [3]).

Wie ist in Wirklichkeit bei diesem intellektuell begabten und regsamen Volke solcher Fetischismus zu erklären? Ist auch die in Arabien weit verbreitete Bindung der Gegenwart einer Gottheit an gewisse Steine ohne Zweifel sehr alt und nachweislich nicht bloss aus Nachahmung des schwarzen Steines zu Mekka zu erklären, so ist sie doch sicher nicht die erste und ursprünglichste Form, in der man die Vorstellung der Gottheit fasste. Es wäre ganz verkehrt, wenn man dächte, mit den Namen Saʿd, ʿUzza, Allât, Manât u. s. w. habe man ursprünglich einen Steinblock gemeint, etwa weil in Äusserungen einer späten Zeit, wo man dieser Götter überdrüssig wurde oder sie schon abgethan hatte, die Identität des Gottes mit seinem Idol vorausgesetzt und daraufhin seine Autorität verworfen wird. Die an sich allgemeinere und geistigere Gottheit wohnt nur in einem bestimmten Stein wie in ihrem Haus (vgl. Bätyl = Bethel) oder in einem Baum u. dgl. Sie ist aber erst durch den Trieb der Menschen, das Göttliche in greifbarer sinnlicher Gestalt vor sich zu haben, in diese Materie gebannt worden. Eigentlich sind diese Gottheiten siderischer oder doch himmlischer Herkunft, während man von chthonischen Göttern bei

---

1) Krehl, S. 61 ff., 85 ff. — Wellhausen III, 11 ff. — Sprenger, Leben Moh. I, 361 f.

2) Ibn Hischâm p. 27. — Muir, Life of Mahomet I, CCXIII.

3) Bei Chwolsohn, Ssabier II, 404 f., welcher jedoch unrichtig die Idole auf die Sterne bezog, während beiderlei Kultus zeitlich sehr bestimmt unterschieden ist, bestimmter als auch bei Krehl, S. 8 f.

den Arabern kaum etwas bemerkt. Heisst doch ein solches Idol geradezu el Schems[1]), „die Sonne“, ein anderes el Muḥarrik „der Verbrenner“, geht wohl ebenfalls auf dieses Gestirn[2]); und der astralische Zusammenhang anderer steht ausser Zweifel. Auch ist jene Menge von Göttern, welche man aus den Namen der Idole erschliesst, etwas spät Entstandenes.

Herodot[3]) hat den Arabern, die er kannte, nur zwei Götter zugeschrieben: Orotal und Alilat. Letzterer Name (1, 131 Alitta geschrieben) ist zusammengesetzt aus dem Artikel und Ilât oder Ilâhat und identisch mit Allât. Wie die Benennung zeigt, ist es eine allgemeine Gottheit, die mütterliche Allgöttin, bei Herodot Urania und Mylitta gleichgesetzt. Diese weibliche Gottheit wurde in Südarabien meist in der Sonne verkörpert geschaut. Im Grund eine Besonderung der gleichen Macht ist Al ʿUzza „die Mächtige“, welche bei den Arabern mit dem Stern Venus (Morgenstern) kombiniert wurde, dem sie Knaben opferten, wie die Syrer ihrer „Sternin“, kaukabtâ. Dies erhellt aus der Geschichte des Christenknaben Theodulus, Sohn des Nilus[4]), der ums Jahr 400 von Sarazenen im Sinaikloster geraubt, zu solchem Opfer bestimmt wurde. „Denn sie kennen keinen Gott, weder einen geistigen, noch einen mit Händen gemachten, sondern sie beten den Morgenstern an und schlachten ihm, wenn er aufgeht, das beste der Beute, am liebsten blühende Knaben, die sie auf zusammengeschichteten Steinen um die Morgendämmerung opfern.“ Abends vorher waren schon alle Vorbereitungen getroffen; Altar, Opferschale, Weihrauch standen bereit. Theodulus verbrachte die Nacht unter Wachen und Beten. Er flehte, Gott möge nicht sein Blut den Dämonen fliessen lassen, noch seinen reinen Leib einem Stern als Opfer gönnen, der mit der Göttin der unreinen Lust den gleichen Namen habe. Unterdessen guckte der Morgenstern hervor; die Sarazenen schliefen noch, bis die Sonne aufging und es zu diesem Opfer zu spät war. Der Knabe kam Tags darauf in andere Hände und war gerettet.

Manât ist nach dem Etymon die Schicksalsgöttin, ebenfalls eine Besonderung des allgemeinen weiblichen Numens. Der Name Saʿd bezeichnet den Glücksgott und wurde namentlich von den Planeten gebraucht. Die Beziehungen solcher Gottheiten auf bestimmte Steine ist also jedenfalls etwas sekundäres, wie denn auch an verschiedenen Lokalitäten verschiedene Steine als ihre Wohnsitze angesehen worden sind.

---

1) Wellhausen, Skizzen III, 55 f.

2) Krehl S. 39; vgl. Wellhausen III, 53. Fraglich ist der von den Arabern behauptete siderische Ursprung von Isâf und Nâila; s. Krehl S. 60 f.

3) 3, 8; vgl. 1, 131. Ausführlich erörtert diese Stellen Krehl S. 29 ff. Ob sich Orotal oder Urotal gleich Nûr Allah, Feuer Gottes, Sonne setzen lässt, ist allerdings sehr zweifelhaft und diese männliche Gottheit, welche Herodot mit Dionysos identifiziert, viel weniger durchsichtig als die weibliche.

4) Wellhausen III, 37.

Im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung der Muhammedaner, wonach all der Steindienst den mekkanischen zum Vorbild und Ursprung gehabt hätte, macht Wellhausen mit Recht geltend, dass andere Heiligtümer unabhängig von der Kaʿba entstanden und vor Muhammed mit dieser ebenbürtig waren, somit jene Ableitung aus der Tendenz geflossen sei, schon vor Muhammed Mekka als das Centrum alles Gottesdienstes hinzustellen. Was den Stein von Mekka selbst betrifft, so ist natürlich wertlos die muhammedanische Legende, die seine Verehrung auf Ismael oder Abraham zurückführt, welchem der Engel Gabriel diesen Stein (der damals weiss gewesen, aber wegen der Sünden der Menschen schwarz geworden sei) übergeben habe, um die Ecke des Gebäudes zu bezeichnen, von welcher der feierliche Umgang zu beginnen habe[1]). Mehr Zutrauen verdient die den Muslims unbequeme Tradition, deren Schahrastani abweisend gedenkt, und die auch el Masʿûdi erwähnt: die Kaʿba sei ursprünglich ein Tempel des Saturn gewesen[2]). Dazu würde die schwarze Farbe des Steines stimmen[3]), und es wäre der siderische Ursprung dann auch für diesen Fall direkt nachgewiesen.

Die Frage jedoch, wie man überhaupt dazu kam, die siderische oder sonst himmlische, auch unsichtbare Gottheit sich gerade in der Gestalt oder Behausung eines Steines gegenwärtig vorzustellen, ist nicht leicht zu beantworten. Erklären würde sich die Verehrung eines toten, formlosen Steines, wenn man annehmen dürfte, dass es Meteorsteine waren, welchen man um ihres Zusammenhangs mit der Welt der Gestirne willen solche Ehre angedeihen liess, oder dass wenigstens von solchen Aerolithen der Steinkultus ausgegangen sei. Allein das Aussehen der bekanntesten unter den göttlichen Steinen der Araber ist dieser Annahme nicht günstig. Dagegen mag öfter eine Begebenheit, besonders eine Vision oder sonstige Kundgebung der Gottheit örtlich durch einen Stein dem Gedächtnis überliefert worden sein, wie in der Geschichte Jakobs zu Bethel Gen. 28, 18 ff., wobei dann leicht die Verehrung sich um den die Lokalität charakterisierenden Stein so koncentrieren konnte, als wäre dieser selbst der Bürge oder gar die Erscheinung der Anwesenheit des Numens, das an dieser Stelle waltete. Weniger Gewicht würden wir (trotz des alten biblischen Gottesnamens „mein Fels“) auf die Härte und Dauerhaftigkeit des Gesteins legen, da nicht einzusehen ist, warum in dem an Steinen überreichen Arabien man diese Eigenschaft an einzelnen Stücken besonders verehrungswürdig gefunden hätte. Viel mehr kommt in Betracht die auffällige Farbe oder Form eines Steins, welche dazu veranlassen konnten, ihm eine besondere geistige Bedeutung und einen Zusammenhang mit der Gottheit zuzutrauen. Die Farbe: weiss, schwarz,

---

1) Krehl S. 71. — Vgl. auch Muir, Life of Mahomet I, CXCI f.
2) Krehl S. 72.
3) Siehe el Dimischki bei Chwolsohn, Ssabier II, 382 ff.

rot, wird in der Beschreibung oft hervorgehoben, ebenso die Form, welche nicht selten eine menschenähnliche war, wobei die mythische Verwertung nahe lag. Mit der Zeit hat man, wie wir hörten, auch künstliche Bilder angefertigt. Doch sind diese Götzen nach dem gewiss nicht unbegründeten Bewusstsein der Araber etwas später Hinzugekommenes, aus der Fremde Importiertes und Nachgeahmtes gewesen.

Zeigten sich nun schon im Bisherigen deutliche Spuren davon, dass die bunte Menge von Gottheiten der vorislamischen Araber unter dem Einfluss besonderer Mythologie und lokaler Symbolik erwachsen ist, so muss zur Ergänzung folgendes in Betracht gezogen werden. Neben und über diesen Göttern und Götzen war schon vor Muhammed den Arabern der Begriff Gottes, d. h. der Gottheit schlechthin, ganz geläufig unter dem Namen Allah (mit Artikel, zusammengezogen aus al ilāh), d. h. der Gott *κατ' ἐξοχήν*. Die Stellung dieser allgemeinen Gottheit zu den bestimmter gestalteten und benannten göttlichen Mächten ist stets eine übergeordnete. Nur ist Gott in seinem allgemeinen Wesen hinter den speziellen Trägern göttlicher Macht, welche der Sinnlichkeit und daher dem Menschenleben sich näher und greifbarer darboten, im Bewusstsein und Kultus stark zurückgetreten. Es wäre verkehrt zu meinen, der Begriff und Name der allgemeinen Gottheit habe sich erst aus dem Verfall des Götterglaubens herausgebildet. Vielmehr erweist sich der Name Allah als uraltes Sprachgut und findet sich fast durchweg (statt jener Götter) in der ältesten Poesie sowie in den Redeweisen des täglichen Lebens, wie Schwüren u. dgl.[1]).

Irrig ist es auch, wenn Wellhausen[2]) sich die Sache so denkt, als hätte die Sprache den Allah, d. h. nicht blos das Wort, sondern den Gott geschaffen. Er meint, aus dem beschränkten Sprachgebrauch des einzelnen Stammes, welcher das Wort Allah zunächst nur als Titel seines Stammgotts brauchte, sei dann unmerklich der Gedanke eines allen Stämmen gemeinsamen Gottes erwachsen. Eigentlich habe man von Allah geredet, wie ein König in seinem Land „der König“ heisse, nicht Wilhelm, ein Hausvater in seinem Hause „der Vater“ schlechthin u. s. w. Das Ursprüngliche ist vielmehr, wie bei allen semitischen Völkern, die Vorstellung, dass der Stammgott wirklich der Gott schlechthin sei, und die Möglichkeit, dass es ebenso andere Götter gebe, wie andere Könige, Väter u. s. w., lag dem Bewusstsein bei der Bildung der Form Allâh wie beim Gebrauch derselben ganz fern. Der Begriff ist einer Vermehrung nicht fähig und das Wort Allâh hat denn auch nie einen Plural entwickelt.

Dagegen konnte der Gott in besondere lokale oder politische Vorstellungsformen eingehen, auch in symbolische Darstellungsformen (eines Gestirns oder Steins u. s. f.) gekleidet werden. In

1) Wellhausen III, 184 f.
2) Ebenda 185.

diesem Fall war ursprünglich der Spezialgott mit Allâh identisch, doch nur so lang, bis man andere Stamm- und Nationalgötter kennen lernte. Oder es mochten untergeordnete Wesen auch göttlicher Ehre teilhaftig werden. Man vergleiche, wie die mekkanischen Götter „Töchter Allahs" heissen. Auf beiden Wegen kam es zu Vielgötterei, doch so, dass stets das Bewusstsein lebendig blieb, der allgemeine, himmlische Gott stehe über den Lokal- und Symbolgöttern. Nur trat diese Gottheit, die sich bei jener Vermehrung von der Vorstellung des Stammgottes ablöste, in deistischer Unbestimmtheit in den Hintergrund, wie wir es in China und anderwärts auch gefunden haben, und übte auf das Leben weniger Einfluss aus, als die den Kultus unmittelbar an sich ziehenden Götter. Als bezeichnendes Beispiel der Hintansetzung Allahs wird angeführt, wie man in der heidnischen Zeit bei der Teilung des Opfers zwischen Allâh und dem Götzen verfuhr. Die Opfergabe, bestehend in Getreide und jungen Kamelen, wurde in zwei Teile geteilt: Die eine Hälfte wurde Allâh geweiht und kam den Armen und den fremden Wanderern zu gut, die andere wurde dem Idol gespendet und diente daneben zum Unterhalt der Priester. Wenn nun zufällig bei der Teilung Allâh das vorzüglichere Teil erhalten hatte, so habe man unbedenklich umgetauscht[1]). In diesem Zug träte sowohl der höhere Charakter Allâhs in der Verwendung seines Opfers als auch die Vernachlässigung des altverehrten Gottes in seiner Benachteiligung hervor. Doch ist diese Auslegung der betreffenden Koranstelle zweifelhaften Rechtes. Jedenfalls ist immerhin Allâh schon nach vormuhammedanischen Spuren der Hüter des Gastrechts, der Wächter über Erfüllung von Pflichten gegen nahe und ferne Stehende, der Rächer des Frevels, auch an Fremden begangen; er ist die Autorität des allgemeinen moralischen Gewissens, soweit dasselbe entwickelt war. Doch tritt auch im Leben die Rücksicht auf Allâh stark zurück.

Es ist nun durchaus begreiflich, dass auf einer weiter vorgeschrittenen Stufe der geistigen Entwicklung, als der zu krassem Fetischismus ausgeartete Symboldienst die Verständigen im Volke immer mehr abstiess, dieselben sich noch an die allgemein und abstrakt gefasste Gottheit, Allâh, hielten, die sie freilich nicht als eine lebendig sich offenbarende, sondern als eine Art weltregierende Vernunft oder eine nicht näher zu bestimmende Schicksalsmacht ansahen. Zu solchem Deismus, welcher den nüchternen Arabern stets nahelag, konnten sie ohne fremde Beihülfe gelangen. Aber eine persönlichere, lebendigere Auffassung Allâhs, wie sie uns schon bei den Vorläufern Muhammeds entgegentritt, ist ohne Zweifel auf Einwirkung des Judentums und Christentums zurückzuführen. Das

---

1) Koran, Sure 6, 137 wird so ausgelegt von Baidhawi u. a., auch Dozy, Essai sur l'Histoire de l'Islamisme, französ. von F. Chauvain, Leyden u. Paris 1879, S. 6. — Sprenger, Leben Moh. I, 251. Allein die Einsprache Robertson Smiths (Semites 110) ist beachtenswert.

Neue, was schon diese Vorläufer in erster Linie betonten, war nicht die Existenz Allâhs, welche jedermann zugab, sondern die Leugnung aller andern Götter und die scharfe Missbilligung dessen, dass man andere Wesen an Allâhs Hoheit hatte teilnehmen lassen.

Der Kultus[1]) wurde in der heidnischen Zeit von den Göttern, bezw. Götzen fast ganz absorbiert, da diese in ihrer sichtbaren und greifbaren Realität der Sinnlichkeit des Menschen näher traten als der unsichtbare und schwer zu fassende Allâh. Die eigentlich nur symbolisch als Bürgen der Gegenwart einer Gottheit angesehenen Idole, unbehauene, unförmliche Steine oder solche von zufällig menschenähnlicher Gestalt oder endlich plastisch bearbeitete rohe Statuen waren gewöhnlich von einem heiligen Bezirk (Himâ) umgeben, innerhalb dessen keine Waffen getragen, kein Wild erlegt, keine Bäume gefällt werden durften. Was von Weidetieren, besonders Kamelen, sich auf ein solches Grundstück verirrte, galt als dem Gott verfallen und kam der Priesterschaft des Orts zu gut. Menschen fanden ebenda ein Asyl vor der Blutrache, womit Krehl die Asylstädte der Israeliten vergleicht. Besondere Priesterfamilien versahen den Dienst bei einem solchen Heiligtum. Nicht selten waren dieselben aus anderm Stamm als die Umwohner, da die Stämme wanderten, die Idole an ihrer Stätte blieben. Aber auch die fortgewanderten und überhaupt ferner wohnenden Stämme besuchten das Heiligtum zu gewissen Jahreszeiten. Die Wallfahrten hatten sehr grosse Ausdehnung angenommen. Sie geschahen unter dem Schutz des Gottesfriedens, welchen die heiligen Monate gewährten. Auch grosse jährlich wiederkehrende Messen schlossen sich daran, wobei auch die sonst durch Fehden meist entzweiten Stämme friedlich mit einander verkehrten. Dem heiligen Stein brachte man seine Huldigung vor allem dadurch dar, dass man das Heiligtum in feierlicher Prozession umwandelte. Dieser Umlauf war nicht bloss bei der Kaʿba zu Mekka, sondern auch sonst allgemeiner, uralter Brauch. Dabei fanden an gewissen Stellen spezielle Ceremonien statt, z. B. das Bewerfen eines Orts mit Steinen, wohl zur Verscheuchung böser Geister. Geopfert wurden besonders Schafe, doch auch Kamele, und zwar, wie es scheint, stets freiwillig, nicht nach gesetzlicher Vorschrift. Das Blut der Opfertiere wurde an jene Steine gestrichen. Auch bei Bundesschliessungen war das Bestreichen der Steine mit Blut von besonderer Bedeutung. Eine eigentümliche Sitte, die sich in Arabien überall findet, ist das Haaropfer, welches nicht bloss ein Zeichen der Vollendung eines Gelübdes ist, da man am Schlusse der Wallfahrt das längere Zeit nicht geschnittene Haar abschor und ins Feuer warf, sondern zugleich eine wirkliche Opfergabe vom eigenen Leibe, wie der Umstand beweist, dass an gewissen Orten auch Mehl dem Haar beigemengt wurde[2]). Weihgeschenke aller Art,

1) Vgl. bes. Wellhausen, Skizzen III, 64 ff. 98 ff.
2) Krehl S. 14. Damit hängt zusammen die von Herodot 3, 8 und

Früchte, Kleider, Kostbarkeiten brachte man ausserdem ins Heiligtum. Die Idole, Steine wie göttliche Bäume, waren häufig mit Gewändern, Schwertern u. dgl. behangen. Menschenopfer scheinen dagegen kurz vor Muhammed im mittlern Arabien weniger üblich gewesen zu sein[1]. Doch fehlt es keineswegs an Beispielen für dasselbe. So wurden dem oben erwähnten Idol el Muḥarrik regelmässig Knabenopfer dargebracht[2]. Gefangene wurden öfter geopfert; bestimmte Fälle werden vom König el Mundhir in Hira (im Nordosten von Arabien, unweit Kufa) erzählt[3]. Vgl. auch oben S. 309.

Das berühmteste Ziel der Wallfahrten war die Kaʿba[4] zu Mekka, das Heiligtum des schwarzen Steines[5], der an der östlichen Ecke der Kaʿba eingemauert ist. Letzteres, eig. „Würfel", ist der Name des das innerste Heiligtum umschliessenden Gebäudes, das ein unregelmässiges Viereck bildete. Noch heute ist es ein hochragender, missgestalteter Kubus, nach aussen mit einem Überzug aus schwarzem Brokat behangen, welcher durch die fromme Freigebigkeit der Sultane (heute des Khedive von Ägypten) jährlich erneuert wird. Ein goldgestickter Gürtel umfasst diese Kiswa auf $^2/_3$ der Höhe. Natürlich musste die Kaʿba trotz aller Pietät, mit der man sie konservierte, öfter umgebaut werden, zumal da in der Regenzeit die Giessbäche ihr etwa verhängnisvoll geworden sind. Vor Muhammed war es eine einfachere Einfriedigung ohne Dach[6]. Das Küssen des schwarzen Steins und der Umlauf um die Kaʿba bildeten stets Hauptakte des Kultus. Im Innern derselben befand sich ein Bildnis des Gottes Hobal, vor welchem Los-Orakel mit sieben Pfeilen oder Stäben[7] veranstaltet wurden. Auch ein trockener Brunnen war darin, in welchen man Weihegeschenke warf. Besonders wichtig aber erschien zu allen Zeiten der Quellwasser enthaltende Brunnen Zemzem in nächster Um-

---

Jerem. 9, 25 betreffend die Araber bezeugte Sitte, das Haar rings um die Schläfe abzuschneiden, so dass nur ein Haarschopf übrig blieb. Diese Sitte ist wohl mit um ihrer religiösen Bedeutung willen den Hebräern verboten Levit. 19, 27; 21, 5. Vgl. auch Krehl S. 32 f.

1) Koran S. 6, 138. 141 ist die Tötung der Kinder als Greuel des Heidentums namhaft gemacht, aber damit wohl mehr das Lebendigbegraben der Mädchen als das eigentliche Opfern von Kindern gemeint. So jedenfalls S. 81, 8 f.

2) Wellhausen III, 53.

3) Ebenda S. 112 f. — Ibn Hischâm 97 ff.

4) C. Snouck Hurgronje, Mekka, Haag 1888. 89, 2 Bände mit Bilderatlas, der gute Photographieen von der Kaʿba und ihrer Umgebung enthält. Den ersten Grundriss von Mekka verdankte man dem Reisenden Burckhardt (1814). Pläne von Stadt und Heiligtum sowie eine Abbildung des schwarzen Steins siehe bei Muir, Life of Mahomet, vol. II.

5) Es ist ein vulkanischer Basaltstein, in Silber eingefasst, und 42 Zoll über dem Boden eingemauert. Was von dem Steine sichtbar, ist 6 Zoll hoch und unten $8^1/_2$ Zoll breit. Muir II, 35 ff.

6) Ibn Hischâm 122.

7) Siehe das Nähere bei Sprenger, Leben Moh. I, 259 f.

gebung der Kaʿba gelegen, wo heute eine halbkreisförmige Einfassung derselben sich öffnet. Das spärliche und heute wenigstens nicht sehr wohlschmeckende Wasser dieses Quellbrunnens mag einst die Anlage des Heiligtums und der ganzen Stadt an dieser Stelle veranlasst haben. Die Pilger trinken mit Andacht davon und schreiben dem Wasser Heilkräfte zu. Um jene kreisförmige Umfassung her liegt ein weiter viereckiger Kiesplatz, von Kolonaden eingefasst. Dicht beim Zemzem-Brunnen befindet sich noch ein merkwürdiger Stein, der von der heidnischen Zeit her heilig war, dann aber mit Abraham in Verbindung gebracht wurde, so dass er seit Muhammed makâm Ibrahîm, Standort Abrahams, heisst[1]). Die S. 307 erwähnten Götzen Isâf und Nâila befanden sich in der vormuhammedanischen Zeit ebenfalls in der Kaʿba und ausser ihnen soll Muhammed in derselben noch hunderte von Idolen zerstört haben.

Ausserhalb der heutigen Kolonadeneinfassung zieht sich eine heilige Strasse durch die Stadt, welche die beiden nahe gelegenen Anhöhen oder Stadtteile eṣ-Ṣafa und el Merwa verbindet, zwischen welchen hin und herzulaufen ebenfalls ein religiöser Akt ist. An beiden Stätten befanden sich in heidnischer Zeit Idole; Muhammed hat aber dieser beliebten Prozession eine monotheistische Weihe gegeben Sure 2, 153. Einige Meilen um Mekka her ist ein Ḥarâm durch Grenzsteine abgesteckt, d. h. ein heiliger Bezirk, in welchem kein Blut vergossen, keine Tiere gejagt, keine Bäume gefällt werden dürfen. Auch noch ausserhalb dieses Ḥarâm gelegene heilige Stätten gab es, und deren Besuch wurde mit den mekkanischen Prozessionen und Festgebräuchen mehr und mehr verschmolzen, so die Prozession von Arafa (nahe an der Grenze des mekkanischen Ḥarâm gelegen), wohin auch nach Muhammed die Pilger gehen, um das heilige „Stehen“ (wukûf) vor Gott mit dem Rufe labbaika! „ich bin zur Stelle!“ zu vollziehen. Ebenso besuchte man von alters her Mina, auf dem Wege dahin Steinchen nach gewissen Plätzen werfend, schlachtete daselbst Opfer und schor sich das Haar, was alles ebenfalls später in die muhammedanische Wallfahrtsordnung aufgenommen wurde. An diese in den heiligen Monaten begangenen Festlichkeiten, welche die verschiedenen Stämme vereinigten, schlossen sich grosse Messen zu ʿUkâz (3 kleine Tagereisen von Mekka, zwischen Tâif und Nakhla), Mina u. a., wo sich ein national-arabisches Leben entfaltete und nicht nur äussere Güter ausgetauscht, sondern auch die geistigen Erzeugnisse, Gedichte u. dgl. von Stamm zu Stamm mitgeteilt wurden, während die Waffen ruhten. Drei zusammenhängende Monate waren so für Wallfahrten und friedlichen Verkehr geheiligt und ausserdem noch ein vierter heiliger Monat.

Die Stadt Mekka nun verdankte ihr hohes Ansehen und die centrale Bedeutung, die ihr trotz ihrer landschaftlich trostlosen

1) So schon Sure 2, 119.

Lage zukam, nicht nur ihrer centralen Lage an der Handelsstrasse, welche den fruchtbaren Süden Arabiens mit dem Norden, mit Syrien und Mesopotamien verband, sowie ihrer Verbindung mit der nahen Westküste, sondern vor allem ihrem hochangesehenen Heiligtum, nicht am wenigsten aber dem politischen Übergewicht des zu Mekka seit vorchristlicher Zeit wohnenden Stammes Kuraisch, der sich in der Stadt zu einem festern Gemeinwesen verbunden hatte, die benachbarten Heiligtümer und Messen ebenfalls beherrschte und so, wie kein zweiter, befähigt war, den Mittelpunkt des werdenden arabischen Volkstums zu bilden. Schon vor Muhammed nahm er denn auch mit seiner Stadt und seinem Heiligtum eine über den andern Stämmen weit hervorragende Stellung ein.

Ehe wir nun dem Leben Muhammeds uns zuwenden, dessen erster Schauplatz dieses Mekka war, das durch ihn erst seinen Weltruhm erlangte, müssen wir auf die religiösen Zustände, wie sie unmittelbar vor seinem Auftreten dort und in Arabien überhaupt beschaffen waren, noch einen Blick werfen.

Jener Zerfall der heidnischen Religion, von welchem schon vorübergehend die Rede war, hatte um das sechste nachchristliche Jahrhundert starke Fortschritte gemacht. Sprechende Züge werden davon erzählt, wie sehr der Glaube an die Fetische aller Art erschüttert war. Z. B. berichten el Kelbi und Ibn Ischâk, wie ein Verehrer des Gottes Saʿd seine Kamele vor dem Stein desselben aufstellen wollte, damit sie so seines Segens teilhaftig würden. Da aber die Tiere das Blut des Steines witterten und scheu entflohen, wurde er so ärgerlich darüber, dass er auf den Gott einen Stein warf und auf ihn den Spottvers dichtete:

„Wir sind zu Saʿd gekommen, damit er uns beisammen halte. Aber Saʿd hat uns zerstreut! Darum wollen wir nichts mit Saʿd zu thun haben. Saʿd ist nichts weiter als ein Felsblock in ödem Lande, der weder zum Irren noch zum Rechtgehen auffordert“ [1]).

Ebenso unehrerbietig benahm sich ein junger Araber, welcher in den Tempel des Du-l-Chalaṣa gekommen war, um mittelst der drei Pfeile zu losen, ob er den Tod seines Vaters rächen sollte oder nicht. Als er den Pfeil zog, der ihm dies verbot, fing er nochmals an, und als er dreimal nach einander denselben Bescheid bekommen, zerbrach er im Zorn die Pfeile, warf sie an den Felsblock und rief aus: „Elender, wenn dein Vater ermordet worden wäre, so würdest du mir nicht verbieten, ihn zu rächen!“ [2])

Ein weiteres Beispiel dafür, wie leicht man an der Macht und Hoheit dieser Götter irre wurde, ist folgendes [3]): Ein Priester des Idols el Fals (s. oben S. 307) hatte einer Frau ihre Kamelin geraubt. Der vornehme Beschützer derselben, Mâlik, verfolgte die

---

1) Wellhausen III, 54 f.
2) Dozy, Hist. de l'Islamisme, p. 10 f.
3) Krehl S. 82 f. — Wellhausen III, 48 f.

Spur, bis er das Tier im hl. Bezirk jenes Gottes fand, und verlangte es zurück. Als der Priester nichts davon wissen wollte, sondern erklärte: „sie gehört deinem Herrn“, nahm Mâlik die Kamelin ohne weitere Umstände mit sich fort. Der Priester rief seinen Gott an, er möge sich solche Verletzung seines Schutzgebietes nicht gefallen lassen. Ein gewisser ʿAdî, welcher eben opferte und so Zeuge des Auftritts gewesen war, erwartete mit Spannung, was dem Mâlik zustossen werde. Als diesen aber in der nächsten Zeit keinerlei Unfall traf, entsagte ʿAdî dem Dienste des Fals und aller Götzen; er wurde Christ und später Muslim.

Zu dieser Erschütterung des ausgearteten Volksglaubens trug nicht wenig der Einfluss der monotheistischen Religionen bei, mit welchen die Araber in Berührung kamen: des Judentums und des Christentums. Was die Einwanderungen von Juden betrifft, so wissen die Araber, denen offenbar die Juden selbst diese Überlieferungen beigebracht haben, mehrere aufzuzählen. Vielleicht ist die Nachricht begründet, dass dieselben zu Nebukadnezars Zeit in grösserer Zahl nach Arabien gekommen seien. Keinem Zweifel unterliegt es, dass sie in römischer Zeit vor und nach der Zerstörung Jerusalems sich vielfach im Lande ansiedelten. Dagegen die Nachricht von einem angeblich schon unter Mose gegen die Amalekiter im Hedschâs unternommenen Zug, in Folge dessen sich Israeliten bleibend in diesem Strich niedergelassen hätten, da man ihnen wegen Verschonung des Amalekiterkönigs die Heimkehr (nach Palästina!) nicht mehr gestatten wollte, ist abgesehen von andern Ungereimtheiten schon durch ihre offenkundige Abhängigkeit von 1 Sam. 15 verdächtig. Dozy[1]) hat nichtsdestoweniger im Anschluss daran geglaubt den Nachweis führen zu können, dass der Stamm Simeon (der später verschwindet) zwar nicht zu Moses aber zu Samuels Zeit verbannt worden und nach dem innern Arabien ausgewandert sei, wo er um Jathrib sich niedergelassen und namentlich auch die Stadt Mekka mit ihrem Heiligtum des Hobal (= ha-Baal) gegründet habe. Allein die besonders auf 1 Chron. 4, 24—43 gegründete, aus lauter losen Bausteinen errichtete Hypothese hat trotz allen darauf verwendeten Scharfsinns mit Recht wenig Glauben gefunden. Diese Bereicherung der altisraelitischen Geschichte lässt sich nur durch willkürliches Umspringen mit den gutbezeugten hebräischen Überlieferungen erkaufen.

Jedenfalls gab es in der christlichen Zeit nicht blos viele Juden in Arabien, sondern dieselben bildeten auch mancherorts kompakte Kolonieen oder Gemeinden, z. B. in Jathrib (dem spätern Medina), wo sie sehr mächtig waren, in Chaibar und anderswo. In Jemen hatten sie sogar zeitweilig die politische Oberherrschaft. Obwohl nun arabische Stämme und jüdische Gemeinden gesondert blieben, so vermischten sie sich natürlich doch manchmal, z. B. durch

1) R. Dozy, Die Israeliten zu Mekka von Davids Zeit bis ins fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Leipz. u. Haarlem 1864.

Sklaverei und Hörigkeitsverhältnisse. Auch fand viel Handel und Verkehr zwischen beiden statt. Die jüdischen Ideen und religiösen Vorstellungen fanden daher leicht auch in Centralarabien Eingang, zumal der Boden für etwas Höheres und Besseres, als man hatte, so empfänglich war.

Ausserdem aber hatte sich auch das Christentum in gewissen Grenzdistrikten des nördlichen Arabiens sowie im Süden (Jemen), wo es von Abessinien aus genährt wurde, schon stark eingebürgert. Von der Sinaihalbinsel und Syrien her hatte man auch reichlich Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen. Durch Handel, den die Christen trieben, und durch Leibeigenschaft kam man auch im Innern mit ihnen in nähern Verkehr. Es waren freilich wenig erleuchtete Teile der christlichen Kirche, mit welchen die Araber solche Fühlung hatten, und die durch sie erworbene Kunde vom Christentum war daher eine sehr mangelhafte. Den ehrwürdigsten Eindruck machten noch die christlichen Einsiedler, die in den nördlichen Landesteilen da und dort ihre Niederlassungen hatten. Die Christen überhaupt heissen im Koran Naṣârâ, Sing. Naṣrân, „Nazarener". Aus dieser Benennung wie aus der Auffassung der Person Jesu von Seiten Muhammeds dürfte zu schliessen sein, dass diese arabischen Christen in der Regel der jüdisch-christlichen Partei der Ebioniten oder Nazarener angehörten.

Neben Juden und Christen werden im Koran die Ṣabier genannt als solche, die zwar von jenen beiden zu unterscheiden sind, aber wie sie zu den Heiden in einem Gegensatze stehen. So Sure 2, 59: „Siehe die, welche gläubig sind (d. h. die Anhänger Muhammeds) und die Juden und die Christen und die Ṣabier, — wer da glaubt an Gott und den jüngsten Tag und Recht thut, — die werden ihren Lohn erlangen bei ihrem Herrn, und sie haben nichts zu fürchten und werden nicht gequält werden". Ebenso 22, 10: „Siehe, die, welche glauben und die Juden und die Ṣabier und die Christen und die Magier und die Götzendiener (Anbeter vieler Götter, Polytheisten), — siehe, Gott wird zwischen ihnen unterscheiden am Tage der Auferstehung."

Deutlich werden hier die Ṣabier von den Heiden unterschieden und mit den Anhängern der geoffenbarten Religionen in Eine Linie gestellt. Damit stimmt überein, dass die Anhänger Muhammeds in der ersten Zeit von den Ungläubigen Ṣabier genannt, bezw. gescholten wurden. Der Name hat dagegen, wie Chwolsohn [1]) nachwies, später seine Bedeutung stark gewechselt und ist Benennung für die Sternanbeter, ja so ziemlich die Heiden überhaupt geworden, besonders seit die dem syrisch-mesopotamischen Heiden-

1) D. Chwolsohn, Die Ssabier und der Ssabismus. Petersburg 1856, 2 Bde. Band II enthält eine reiche Quellensammlung zu diesem Gegenstand.

tum treu gebliebenen Bewohner der Stadt Haran[1]) (Carrae) im Jahr 830 dem Chalifen Ma'mûn gegenüber, der ihr Heidentum ausrotten wollte, sich als Ṣabier, eine der im Koran anerkannten Religionsparteien ausgaben und nun ihr Heidentum mit biblisch-koranischen Zuthaten verbrämten. Der wahre Charakter ihrer Religion konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben; der Name Ṣabier aber (vielfach auch irrtümlich mit dem bibl. Saba, und der Landschaft Sabaea der Alten verwechselt) wurde seitdem besonders für Gestirnanbeter gebraucht, ja für Heiden überhaupt, dann auch für eine religionsphilosophische Schule.

Wesentlich anderer Natur müssen die Ṣabier zu Muhammeds Zeit gewesen sein. Nimmt man mit den koranischen Stellen, die bei den ältern Muhammedanern über sie verlautenden Nachrichten zusammen, so ergibt sich, dass man sie am besten mit den Mandäern[2]) oder deren Vorläufern identifiziert. Baidhâwî bemerkt zu Sure 2, 59: „Die Ṣabier sind Leute, die zwischen den Christen und den Magiern (Parsen) in der Mitte stehen.“ Als andere, sekundäre Ansichten führt er noch an, erstens sie hätten eine von Noah abgeleitete Religion gehabt; zweitens dem Kultus der Engel obgelegen (passt auch auf die Mandäer mit ihrer Geisterverehrung); drittens die Sterne verehrt (daher der spätere Gebrauch des Namens).

Der den Arabern nicht mehr durchsichtige[3]) Ursprung des Namens Ṣabier scheint in dem aramäisch-syrischen Wort ṣbaʿ, tauchen, zu liegen. Die „Taucher“, „Täufer“ hiessen sie von ihren vielen Waschungen. Dass sie, obwohl sie ihre Identität mit den Mandäern vorausgesetzt, eine wesentlich heidnische Religion hatten, als Inhaber wahrer Offenbarungen galten, dankten sie teils ihren heiligen Büchern, welche den des Inhalts wenig kundigen Arabern der Bibel analog vorkamen, teils ihrer im Vergleich mit dem Fetischkult geistigeren Auffassung der Gottheit, wie denn auch die Magier (Parsen) ähnlich mit Auszeichnung genannt sind. Ausserdem werden diese Ṣabier vom Christentum beeinflusst, manche biblische Figuren sich angeeignet haben. Die Verehrung der Geister sah man ihnen leicht nach, da die Engel bei Juden und Christen auch eine wichtige Stellung einnahmen. — Diese mandäischen Ṣabier hatten ihre Sitze nordöstlich von Arabien in der Gegend von Baṣra, mit welcher die Araber einen regen Verkehr unterhielten. Durch den Zerfall des arabischen Heidentums einerseits und die Einwirkungen der monotheistischen Religionen auf Arabien anderseits war für Muhammed der Boden einer religiösen Neubildung gegeben. Er war aber nicht der Erste unter seinem

---

1) Deren frühere Schicksale siehe bei A. Mez, Gesch. der Stadt Harran bis zum Einfall der Araber, Strassburg 1892.

2) Siehe oben S. 291 ff.

3) Die Araber hörten aus dem Wort eher den Sinn eines sektiererischen Abweichens heraus. Siehe Baidhâwî a. a. O. Doch nannten auch sie die Mandäer: Mughtasilah, die „sich waschenden“, Chwolsohn I, 112.

Volke, der reinere Ideen über Gott und Religion aufstellte, sondern hatte seine Vorläufer in einer ganzen Gruppe von geistig und religiös höher stehenden Landsleuten, welche gemeinhin als Ḥanîfe bezeichnet wurden. Der etymologisch unsichere Name bedeutet für Muhammed den Monotheisten, wie er sich denn auch selbst als einen solchen bekennt. Im vulgären Sprachgebrauch der heidnischen Araber mochte es den verdächtigen Sektierer bezeichnen, weil diese Anschauung mit dem herrschenden Aberglauben im Widerspruch stand. Wellhausen (III, 207 ff.) glaubt nachweisen zu können, dass das Wort ursprünglich auf die christlichen Heiligen oder Asketen ging, deren heilige Absonderung vom Volke dann von jenen arabischen Weisen nachgeahmt wäre. Jedenfalls aber wird im Koran[1]), wo das Wort Ḥanîf stets günstigen Sinn hat, der Hanifismus deutlich von den Sonderlehren des Judentums und denen des Christentums unterschieden (siehe besonders 2, 129 und 3, 60!) als die allgemeinere und noch reinere Religion Abrahams, die den reinlichsten Gegensatz zur Vielgötterei bildet und die beste der Religionen ist, daher auch Muhammed sich an sie anschliesst.

Im Fihrist[2]) heissen die Ḥanife „abrahamische (d. h. an Abr. glaubende) Ṣabier“ und als ihre heilige Schrift werden die „Blätter (ṣuḥuf) Abrahams“ genannt. Diese Blätter Abrahams und in Verbindung damit auch solche des Mose erscheinen auch im Koran: 87, 18 f.; 53, 37 f.; vgl. 20, 133. Auf deren Inhalt wirft 53, 37—53 etwas helleres Licht, wo es heisst:

„Oder ist ihm nicht bekannt geworden, was in den Blättern Moses steht, und in denen Abrahams, welcher Wort gehalten hat? Dass keine belastete Seele belastet ist mit der Last eines andern — und dass dem Menschen nur zufällt, was er verdient hat — und dass sein Verdienst gewiss an den Tag kommt — dann wird ihm vergolten mit der vollsten Vergeltung — und dass man zuletzt zu deinem Herrn gelangt — und dass Er es ist, der lachen und weinen macht — und dass Er tötet und lebendig macht — und dass er die Gatten geschaffen hat, männlich und weiblich — aus einem Tropfen, wenn er hingegossen wird — und dass seine Sache ist die letzte Hervorbringung (Auferweckung der Toten) — und dass Er es ist, der Wohlstand und Besitztum gewährt — und dass Er der Herr des Sirius ist — und dass er die uralten ʿAditen vertilgte — und die Themuditen, ohne welche übrig zu lassen — und das Volk des Noah vordem; siehe sie sind ruchlos und frevelhaft gewesen — und die umgekehrten Städte (Sodom und Gomorrha) liess er versinken — und bedeckte sie mit dem, womit er sie bedeckt hat.“

Wenn auch Baidhawi die „Blätter Abrahams“ einfach auf

---

1) Sure 2, 129; 3, 60. 89; 4, 124; 6, 79. 162; 10, 105; 16, 121. 124; 30, 29.

2) S. bei Sprenger I, 45 f. 60 ff.

dessen Lebensgeschichte bezieht, welche obige Wahrheiten illustriere, die „Blätter Moses“ aber auf die Thora, so ist doch einleuchtend, dass diese „Blätter“ nicht auf das Alte Testament gehen können, sondern dass legendarisch erweiterte Erzählungen über die Patriarchen und sonstige Überlieferungen den Inhalt bildeten, der wohl auch didaktische Stücke umfasste. Diese Blätter wurden wahrscheinlich den Hanifen und dem Muhammed selbst leichter bekannt, als die wirkliche Bibel. Letzterer hat sie wohl im Koran vielfach benutzt und nachgeahmt. Dieselben konnten jüdischen oder christlichen Ursprungs sein. Der Stoff stammte selbstverständlich meist von den Juden; dagegen kann die Gestaltung und Vermittlung an die Araber das Werk christlicher Hände sein. — Ṣabisch-mandäischen Ursprungs war der Inhalt natürlich nicht, und es ist auch nicht wahrscheinlich, dass er den Arabern durch jene Ṣabier zugebracht war.

Sprenger (I, 45 ff.), welcher die arabischen Hanife als Vorläufer Muhammeds zuerst näherer Aufmerksamkeit gewürdigt hat, sieht in ihnen eine Sekte mit besondern heiligen Schriften; allein sie machen mehr den Eindruck einzelnstehender, suchender Gottesfreunde, welche keiner geschlossenen Gemeinschaft angehörten und auch nicht auf Gemeindebildung es abgesehen hatten, weshalb sie teils isoliert blieben, teils mit der Zeit dem Judentum, Christentum oder der Lehre Muhammeds sich anschlossen.

Einer der angesehensten Hanife war Ummajja[1]), ein wenig älterer Zeitgenosse Muhammeds aus der Umgebung Mekkas, ein gefeierter Dichter, von dessen, wie es scheint, auch religiösen Gedichten jedoch sehr wenig übrig geblieben ist. Muhammed behandelte ihn mit Auszeichnung, verurteilte ihn aber nachher um so schärfer, da seine persönliche Mission trotz seiner Beglaubigungszeichen bei Ummajja keine Anerkennung fand. Auf diesen letztern bezieht man die Stelle Kor. 7, 174 ff., wo der Prophet einem Gegner zugesteht, dass derselbe göttlicher Offenbarungen gewürdigt worden sei, aber ihn anklagt, weil er an Muhammeds Sendung nicht glaube: er habe sich vom Teufel in die Irre führen lassen. Ummajja soll aus den hl. Schriften erkannt haben, dass ein Gesandter Gottes kommen werde und dessen Ankunft für seine Zeit vorausgesagt haben. Als aber Muhammed auftrat, wollte er nichts von ihm wissen[2]).

Ein anderer Hanîf, Waraka, Neffe der ersten Gattin des Propheten, begrüsste zuerst dessen Auftreten mit Wohlgefallen, wurde aber später ein eifriger Christ, der sich ernstlich um die Kenntnis des Christentums bemühte und manche hl. Bücher desselben abschrieb. Ein gewisser Othman, welcher mit diesem gemeinsam dem Hanifismus huldigte, ging später an den Hof zu Byzanz und wurde ebenfalls Christ. Ein anderer Verwandter des

1) Sprenger I, 76 ff.
2) Vgl. Baidhawî z. d. St.

Propheten ʿUbeid Allah schloss sich nach einigem Schwanken dem Islam an und wanderte als Anhänger des Propheten nach Abessinien aus. Dort aber wurde er Christ und blieb es bis an seinen Tod.

Der vierte dieser Gruppe[1]), von welcher Ibn Ischak erzählt, dass sie nach einem kuraischitischen Opferfest sich verbunden hätten, den Götzen den Rücken zu kehren und die wahre Religion zu suchen, war Zaid ibn ʿAmr. Derselbe stellt am reinsten den Typus des Hanifismus dar. Eine Zeitgenossin erzählt bei Ibn Ischak: Ich sah Zaid ibn ʿAmr, als er schon alt war, den Rücken an die Kaʿba anlehnen und ausrufen: „Bei Ihm, in dessen Hand mein Leben steht, schwöre ich, dass ich der einzige unter euch bin, welcher der Religion Abrahams folgt. O Allah, wenn ich wüsste, welche Form der Verehrung dir am angenehmsten ist, würde ich dich danach anbeten; aber ich weiss es nicht.“ Abgesehen davon, dass er allen Götzendienst floh, hört man von ihm, dass er, wie andere edler gesinnte, den abscheulichen Missbrauch des lebendig Vergrabens der Mädchen verurteilte, und den Genuss von Götzenopferfleisch und von Blut vermied. Er fand weder beim Judentum noch beim Christentum, was er suchte, sondern starb als Hanîf. Muhammed hat ihn als Vorläufer anerkannt und sagte, als man ihn um Fürbitte für diesen Zaid anging: „Ich will es thun, er wird in der Auferstehung eine Kirche für sich selbst bilden.“ Von Zaid ibn ʿAmr stammen folgende Verse[2]):

„Gibt es Einen Herrn oder tausend Herrn? Soll ich glauben, wenn die Weltherrschaft getrennt ist?
Ich habe sowohl der Lât als der ʿUzza entsagt: so handelt der Entschlossene, der Ausdauernde.
Ich glaube nicht an ʿUzza, noch an ihre zwei Töchter; noch besuche ich die zwei Idole der Banû ʿAmr.
Ich glaube auch nicht an Ghanm. Er war in der That mein Herr zu einer Zeit, wo ich noch wenig Verstand hatte.
Nachts staunt man vor Täuschungen und so ging es auch mir. Aber der, welcher Augen hat, sieht ihre Nichtigkeit bei Tage.
Gott hat viele Menschen vertilgt, die sich Schändlichkeiten hingegeben hatten.
Andere hat er erhalten wegen der Frömmigkeit des Volkes; das schwache Kind wird unter ihnen gross und kräftig.
Wenn ein Mann sich auch verfehlt, so mag er eines Tages sich erholen, wie ein welker Zweig wieder grünt, wenn er vom Regen befeuchtet wird.
Ich bete den Raḥman (den Barmherzigen) als meinen Herrn an, damit er, der vergebende Herr, meine Sünden verzeihe.
Bewahret die Frömmigkeit gegen Allah, euern Herrn. So lange ihr sie bewahret, geht ihr nicht zu Grunde.
Du suchst die Frommen — sie wohnen in den Gärten des Paradieses. Die Frevler aber schmachten in der heissen Hölle.
Im Leben haben sie Schande, und wenn sie sterben, erwartet sie etwas, was die Brust beengt.“

---

1) Ibn Hischâm 143 ff. — Sprenger I, 81 ff.
2) Ibn Hischâm 145. — Sprenger I, 83 f.

Es erhellt hieraus, dass ausser der Einheit und geistigen Erhabenheit Gottes (Allahs) auch die moralische Weltordnung und eine Unsterblichkeitslehre mit schliesslicher Vergeltung zum Besitztum der Hanifen gehörten, somit die fundamentalen Dogmen des Islam. Dennoch hat sich dieser vielfach vom Hanifismus abweichend ausgebildet durch den persönlichen Einfluss Muhammeds, dessen Anerkennung als des Gottgesandten ja ebenfalls ein Hauptstück des neuen Glaubens geworden ist. Aber auch diese seine Sendung entsprang nicht rein der Gedankenwelt Muhammeds, sondern gewisse Anzeichen deuten darauf, dass man in jenen aufgeklärten Kreisen der Hanife jener Zeit mit Sehnsucht nach einem derartigen Propheten ausschaute. Schon vor Muhammed erweckten einige andere eine Zeit lang die Hoffnung, als wären sie die von Gott auserkorenen Werkzeuge, um ihr Volk zu erleuchten. Von dem zuletzt genannten Zaid ibn ʿAmr wird erzählt, er habe auf seinen bis nach Mesopotamien sich erstreckenden Wanderungen, bei welchen er alle möglichen Asketen und Heiligen besuchte, im Moabiterland einen solchen gefunden, der ihm verhiess, eben jetzt werde ein Prophet aufstehn, der die reine Religion Abrahams verkünde[1]). Damit diese Ideen sich zu einer lebensfähigen Religion zusammenschlossen, bedurfte es nur eines bedeutenden persönlichen Mittelpunktes, und dieser fand sich in Muhammed.

2. Muhammed, sein Leben und persönlicher Charakter[2]).

Quellen. Die Überlieferungen, welche vom Leben des Propheten handelten, waren von Anfang an geschätzt schon deshalb, weil die aus seinem Leben erzählten Züge, Ḥadîth („Anekdote") genannt, meist von einem Ausspruche des Propheten begleitet waren und diese Äusserungen neben dem Koran, der ja so viele Verhältnisse des Lebens und Fragen betreffend Recht und Kultus gar nicht berührt, normative Geltung hatten und so Beiträge zur Sunna (Lehrüberlieferung) gaben. Letzteres ist nicht der Name eines bestimmten Schriftwerkes, sondern zusammenfassende Bezeichnung der ausserkoranischen Lehrüberlieferung. Besonderes Gewicht legte man daher auf die Authentie der so umlaufenden Aussprüche Muhammeds; der einzelnen Anekdote ist ein Stammbaum vorgesetzt (isnâd), durch welchen sie auf einen Zeitgenossen

---

1) Ibn Hischâm 148 f.

2) Vgl. besonders: G. Weil, Mohammed, der Prophet, 1843. — W. Muir, The Life of Mahomet, 4 voll. Lond. 1861 (3. A. 1894). — A. Sprenger, Das Leben und die Lehre des Mohammad, 3 Bde. Berlin 1861—65, 2. A. 1869. — Kürzere Darstellungen: Theod. Nöldeke, Das Leben des Muhammed, Hannover 1863. — L. Krehl, Das Leben des Muhammed, Leipz. 1884. — A. Müller, Der Islam, I, Berl. 1885 (in Onckens Allg. Gesch.). — H. Grimme, Mohammed, I, Münster 1892. — Th. Houtsma, bei Chantepie[2], I, 326 ff.

des Propheten zurückgeführt wird. Damit ist freilich deren historischer Charakter für uns nicht verbürgt. Vielmehr zeigt sich, dass schon im ersten Jahrhundert der Hedschra viele wertlose Legenden über den Propheten in Umlauf waren. Der von Schafeʿi († 204 d. H.) offen ausgesprochene Grundsatz, in Traditionen zur Verherrlichung des Propheten sei es erlaubt zu übertreiben, wurde von Anfang an reichlich befolgt.

Zusammenhangende Biographieen Muhammeds wurden erst vom zweiten Jahrhundert der Hedschra an verfasst. Die älteste uns im wesentlichen erhaltene ist die des Ibn Ischâḳ († 151 d. H. = 768 n. Chr.): sîrat-er-rasûl, „Lebenslauf des Gottgesandten“ [1]). Hier findet sich schon sehr viel Legendarisches, was schwerlich Erfindung des Biographen ist, sondern ihm schon als Überlieferung vorlag. Dieses Werk des Ibn Ischâk ist uns jedoch nur erhalten in der etwa 50 Jahre später geschriebenen Überarbeitung des Ibn Hischâm († 218 [oder 213] d. H. = 833 n. Chr.) [2]). Glücklicherweise hat er seinen Vorgänger wesentlich vollständig ausgezogen und sich auf Einschaltung von Glossen beschränkt. Immerhin scheint er für Muhammed Ungünstiges, was in seiner Vorlage stand, unterdrückt zu haben [3]).

Wâkidî [4]) (geboren in Medina 207 d. H. = 823 n. Chr., starb zu Bagdad im Alter von 78 Jahren), ein Gelehrter von ungeheurem Wissen, der im Dienste der Abbasiden stand und schrieb, hat auf diesem Gebiet sehr umfassende Studien gemacht und Sammlungen angelegt. Doch sind uns unmittelbar von ihm geschriebene Werke nicht erhalten, ausser einer Schrift „Geschichte der Kriege des Propheten“. Dagegen hat Muhammed Ibn Saʿd, sein Sekretär († 230 d. H. = 844 n. Chr.) die Sammlungen el Wâkidîs überarbeitet, mit Sorgfalt gesichtet und aus selbständigen Quellen vervollständigt. Er gilt als besonders unparteiisch und zuverlässig. Von ihm ist eine „Biographie Muhammeds“ erhalten, welche den Anfang eines grösseren Geschichtswerkes bildet, das auch von den Genossen und Nachfolgern des Propheten handelte und den Titel Ṭabakât führte. Wâkidî und Ibn Saʿd geben manches bei den obengenannten Biographen nicht vorkommende Material.

Aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts der muhammedanischen Zeitrechnung ist Tabari [5]) († 309 d. H. = 921 n. Chr.)

---

1) Vgl. über Ibn Ischâḳ: Muir I p. XC ss.; Sprenger III, S. LXIX ff., Nöldeke, Geschichte des Korans, S. XIV f.

2) Das Leben Muhammeds nach Muhammed Ibn Ischâḳ, bearbeitet von Abd el Melik Ibn Hischâm. Im arab. Grundtext herausgegeben von F. Wüstenfeld, 2 Bde., Gött. 1858—60. — Dasselbe in deutscher Übersetzung von G. Weil, Stuttg. 1864.

3) Siehe bei Muir I, p. XCIV.

4) Sein voller Name lautet: Abu ʿAbdallah Muhammed ibn Omar el Wâkidî. Vgl. über ihn Muir I, p. XCV ss.; Sprenger III, S. LXXI; Nöldeke a. a. O. S. XIV.

5) Vgl. Muir I, p. C ss. Sein voller Name ist: Abu Dschafar Muhammed ibn Dscharîr et-Tabarî.

zu nennen „der Livius der Araber“ (Gibbon), dessen Geschichte der ersten Eroberungen des Islam seit dem Tode des Propheten schon seit 1831 mit lateinischer Übersetzung von Kosegarten herausgegeben vorlag, während seine Biographie Muhammeds erst von Sprenger in Lucknow (übrigens nicht vollständig) gefunden worden ist. Das davon entdeckte Stück umfasst die Lebensgeschichte von Muhammeds Geburt bis zur Belagerung von Medina 5 Jahre vor dem Tod des Propheten und enthält meist Auszüge aus Ibn Ischâk und Wâkidî, immerhin auch anderes Material. Wenig Wert hat dagegen beispielsweise die späte Darstellung des Abulfeda († 732 d. H. = 1331 n. Chr.), dessen Annalen sich lange Zeit besondern Ansehens erfreuten, bis man die ältern Quellen kennen lernte. Dagegen finden sich beachtenswerte Beiträge in den Sammlungen von Überlieferungen über fromme Männer, besonders den Propheten, vor allem in der des Buhârî († 257 d. H. = 870), der von seinen Zeitgenossen wegen seines fabelhaften Gedächtnisses bewundert wurde [1].

Geboren wurde Muhammed zu Mekka im J. 571 oder 570 [2]. Sein Vater ʿAbdallah war schon vor seiner Geburt auf der Rückkehr von einer nach Gaza unternommenen Handelsreise in Jathrib (Medina) gestorben. Betreffend seine Mutter Âmina werden allerlei wunderbare Erscheinungen erzählt, die sich vor und nach seiner Geburt sollen eingestellt haben. Der Grossvater ʿAbd-el-Mutallib, ein in Mekka hoch angesehener Scheich, wurde nun der Beschützer des Knaben, dem er den Namen Muhammed beilegte: „der Gepriesene“, welcher auch sonst, wiewohl selten, vorkam [3]. Nach einer mit Legenden zum mindesten stark ausgeschmückten Erzählung wäre die Ernährung des Kleinen bald einer Beduinenfrau namens Halîma aus dem Stamm der banu Saʿd anvertraut worden, so dass er das Arabertum bei einem kernigen Beduinenstamm mit der Muttermilch eingesogen und die arabische Sprache an der lautersten Quelle erlernt hätte. Nach der Legende brachte Halîma den Jungen unerwartet seiner Mutter zurück, weil sie auffällige Erscheinungen an ihm beobachtet hatte, die sie auf Besessenheit deutete: Sein Milchbruder, mit dem er spielte, sah, wie zwei Engel dem 4jährigen Muhammed den Leib aufschnitten, das Herz herausnahmen, dieses ebenfalls öffneten, einen schwarzen Blutklumpen daraus entfernten, dann Herz und Leib mit Schnee auswuschen, den sie auf einer goldenen Schüssel gebracht hatten. Könnte es

---

1) Dozy, Hist. de l'Islamisme p. 235.

2) Die Tradition schwankt. Sprenger gibt 20. April 571 als das Datum, das in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts der Hedschra allgemein angenommen wurde.

3) Sprenger (I, 155 ff.) nimmt dagegen nach einer vereinzelten Tradition an, der Kindheitsname des Propheten sei Kotham gewesen, Muhammed habe er sich erst nach seinem prophetischen Auftreten, kurz vor oder nach der Flucht nach Medina genannt, um seine Mission damit auszudrücken. Allein die Beweise sind nicht stringent.

nun auch nicht gerade befremden, wenn man an diesem Kinde wirklich abnorme Erscheinungen frühe beobachtet hätte, so trägt doch diese schon von Ibn Ischâḳ berichtete Erzählung den Stempel der Dichtung unverkennbar an sich und dürfte durch grob sinnliche Ausmalung aus Sure 94, 1 erwachsen sein[1]). Als er 6 Jahre alt war, nahm ihn seine Mutter nach Medina mit, wo sie die Verwandten besuchte, bei denen ihr Mann gestorben war. Er erinnerte sich nach mehr denn 40 Jahren, als er auf der „Flucht“ wieder dahin kam, noch lebhaft der Plätze, wo er mit seinen Kameraden gespielt hatte. Seine Mutter starb auf dem Heimweg.

So hat der Knabe frühe den Ernst und die Traurigkeit des Lebens kennen gelernt. Seine Lage war eine dürftige. Sein Vater hatte ihm wenig hinterlassen und obwohl aus angesehener kuraischitischer Familie stammend, gehörte er zu den Armen. Dies musste er namentlich inne werden, als der geachtete Grossvater, welcher das Amt der Spendung von Wasser und Nahrung an die Mekkapilger innegehabt hatte, ebenfalls starb. Zwar nahm sich ein mütterlicher Oheim Abu Ṭâlib des Knaben liebevoll an; aber jener war selber unbemittelt und hatte viele Kinder. Der kleine Muhammed hütete um geringen Lohn die Schafe, welches bei den Arabern niedrig geachtete Geschäft er übrigens später nicht unterliess als etwas bei den Propheten von alters her gewöhnliches geltend zu machen.

Schon als zwölfjähriger Jüngling soll er den Oheim Abu Tâlib auf einer Handelsreise nach Syrien begleitet und dabei in Bostra mit einem christlichen Mönch Bahîra eine merkwürdige Begegnung gehabt haben, der in ihm den gottgesandten Propheten erkannte und vor den Juden warnend, Abu Tâlib dazu vermochte mit seinem Schützling heimzukehren. Ähnliche Begegnungen mit christlichen und jüdischen Einsiedlern werden von der Tradition auch bei Anlass der spätern Reisen Muhammeds manche erzählt. Aber nirgends stösst man dabei auf feste, übereinstimmend erzählte Thatsachen.

In die Zeit des Jünglingsalters Muhammeds fiel eine überaus heftig geführte Stammfehde zwischen den Kuraischiten und den Hawazin. Alles, was man von ihm bei diesem Anlasse hört, ist, dass er an einem Schlachttage die von den Feinden verschossenen Pfeile gesammelt und sie seinen Oheimen gebracht habe. Man sieht, dass er für kriegerische Heldenthaten weniger natürliche Anlage und Neigung hatte, als man von einem zwanzigjährigen Sprössling seines Stammes erwarten sollte. Dagegen nahm er voller Begeisterung Anteil an einer bald darauf zwischen einigen kuraischitischen Geschlechtern zur Beschützung der Unterdrückten feierlich abgeschlossenen Liga, die sich näher zum Zweck setzte, den nach Mekka gekommenen Fremdlingen zu ihrem Recht zu

1) So auch A. Müller, Islam I, 45.

verhelfen, wenn dasselbe ihnen etwa beim Handeln vorenthalten wurde.

Eine zweite(?) Handelsreise, die Muhammed im Dienst und Auftrag einer reichen mekkanischen Witwe Ḥadîdscha machte, führte ihn abermals nach Syrien (Bostra), und wenn auch die bei diesem Anlass wieder erzählten Begegnungen mit prophetisch erleuchteten Christen gewiss erdichtet sind, so ist doch keine Frage, dass diese Reisen seinen geistigen Horizont beträchtlich erweitern mussten und ihm gewisse Eindrücke von der Überlegenheit der jüdischen und christlichen Religion beibringen konnten. Die geschäftlichen Beziehungen zu Ḥadîdschah hatten für ihn noch weitere glückliche Folgen. Nachdem er seiner Sendung sich mit Geschick und ungewöhnlichem Erfolge entledigt hatte, wurde er durch sie selbst ermutigt, um ihre Hand anzuhalten, wozu er, der 25jährige und nur seiner Armut wegen noch nicht verheiratete, sich gerne verstand, obgleich sie damals schon 40 Jahre alt war.

In sozialer Hinsicht war für Muhammed diese Verbindung mit der angesehenen, wohlhabenden Frau eine schätzbare Verbesserung. Ihr Vater soll sogar, weil diese Witwe von reichen und vornehmen Freiern umworben war, nur im Zustand der Trunkenheit seine Einwilligung zu dieser Heirat mit einem unbedeutenden Jüngling gegeben haben. Aber auch moralisch war diese Ehe mit der klugen, sittenstrengen Frau, mit der er durch wirkliche gegenseitige Liebe verbunden war, ein Gewinn und eine Bewahrung. Zwei Söhne und vier Töchter schenkte sie ihm, und bis zu ihrem nach 25jährigem Ehestand erfolgten Tod durfte er an keine weitern Weiber denken. Die Verehrung, die er für seine Gattin hatte, spiegelt sich in einer Äusserung seiner spätern Lieblingsgattin ʿÂïscha, welche gesteht, sie sei auf keine ihrer zahlreichen Nebenbuhlerinnen so eifersüchtig gewesen wie auf diese schon drei Jahre vor ihrer Heirat verstorbene Hadîdscha, welche Muhammed seinen Frauen stets als Muster vorgehalten habe. Nach seinem Erstgebornen el Ḳâsim wurde Muhammed auch Abulḳâsim genannt. Derselbe starb übrigens in früher Kindheit wie auch der zweite Knabe ʿAbd Menâf, dessen Name „Knecht des (Gottes oder Götzen) Menâf“ zeigt, dass der Vater damals sich noch nicht vom Heidentum losgesagt hatte. Dagegen adoptierte er den kleinen Ali, den Sohn jenes treuen, aber armen und kinderreichen Abu Tâlib, welcher einer seiner bedeutendsten Anhänger wurde, ebenso nahm er einen christlichen Sklaven Zaid an Sohnes statt an, der sein Leidensgefährte und Kampfgenosse geworden ist.

Von Muhammed, der weiterhin seinen Handelsgeschäften oblag, wird in den nächstfolgenden Jahren kein öffentliches Auftreten irgend welcher Art gemeldet ausser einmal bei der Einsetzung des schwarzen Steines, jenes Palladiums von Mekka. Die darüber vorhandene Überlieferung ist zwar schwerlich als historisch zu nehmen, aber sie kennzeichnet recht die mekkanischen Verhältnisse

sowie die Handlungsweise Muhammeds in delikaten Fällen. Da in Folge einer neulichen Überschwemmung durch den Giessbach die Kaʿba stark verwüstet war und sich die Notwendigkeit herausstellte, das Heiligtum durch einen festern Bau besser zu schützen, stritten sich vier kuraischitische Geschlechter, welchem von ihnen die Ehre zukomme, die Einsetzung jenes schwarzen Steins in die neue Mauer vorzunehmen. Schon griff man zu den Waffen; da machte ein alter Scheich den Vorschlag, man möge zu diesem Amte den ersehen, der zuerst durch ein bezeichnetes Thor hereinkomme. Dies fand Beifall. Gleich darauf trat von ungefähr Muhammed, der bisher der Versammlung nicht beigewohnt hatte, aus jenem Thor hervor, und so wurde er mit der vielbegehrten Funktion betraut. Er legte sein Gewand auf die Erde, hob den schwarzen Stein darauf und hiess vier Vertreter der streitenden Parteien das Tuch an den vier Zipfeln tragen bis an die Stelle, wo er dann mit eigner Hand den Stein einfügte. Man nannte ihn seitdem el Emîn, den zuverlässigen Schiedsrichter.

Hatte er nun auch eine gesicherte Lebensstellung, so fühlte sich Muhammed doch innerlich nicht auf die Dauer befriedigt. Er war wohl von Jugend auf ernst und in sich gekehrt, für religiöse Eindrücke zugänglich und leicht mächtig davon ergriffen. Er spürte in sich einen Drang nach religiöser Wahrheit und innerm Frieden, und als er die Wahrheit gefunden hatte und zwar im Gegensatz zum vulgären Aberglauben seines Volks, trieb es ihn, diesen Besitz nicht wie die Hanife für sich zu behalten, sondern seine höhere Erkenntnis Allen mitzuteilen, sein Volk zum wahren Gott zu bekehren.

Es ging aber seinem Auftreten, das erst in sein reifes Mannesalter fällt, ein längerer immer heftiger werdender, innerer Gährungsprozess voraus. Der dunkle Drang, der ihn erfüllte, trieb ihn in die Einsamkeit, wo sein nachdenkliches Gemüt ungestört grübeln und forschen konnte. Er widmete sich dort asketischen Übungen. Namentlich am Berge Hira, eine Stunde nördlich von Mekka, weilte er oft monatelang in einer Höhle, wo er nichts um sich hatte als die trostloseste Felsenwüste. Die Widersprüche, die er in sich bewegte, brachten ihn oft der Verzweiflung nahe. Durch diese Askese scheinen gewisse abnorme physische und psychische Zustände befördert worden zu sein, welche sich bei Muhammed um sein 40. Lebensjahr und seitdem öfter einstellten. Zwar nicht an epileptische, sondern eher an hysterische Anfälle wäre dabei zu denken, wie Dr. Sprenger empfiehlt, an den sich Dozy ganz anschliesst. Er erklärt den Fall für hysteria muscularis (Schönlein), welche ausnahmsweise auch bei Männern vorkomme. Genauer werden uns solche Anfälle aus der spätern Lebenszeit des Propheten von Augenzeugen beschrieben: Seine Lippen und seine Zunge zitterten, die Augen verdrehten sich, der Kopf bewegte sich willenlos. Bei heftigerer Anwandlung fiel er wie betrunken zu Boden, überrot im Gesicht, mit Schweisstropfen auf der Stirn, unter starken

Atmungsbeschwerden („er schnarchte wie ein Kamel"). Mit diesen Anfällen fielen seine Inspirationen zusammen. Er hat sie als Besuche seines Engels gedeutet und war gleich nachdem er sich erholt hatte, darauf bedacht, den Inhalt der empfangenen Offenbarung in Worte zu fassen. Dabei hat seine Subjektivität stark mitgespielt; auch schlaue Berechnung war, wie spätere Fälle zeigen, nicht ausgeschlossen. Selbst das Eintreten dieser prophetischen Anfälle richtete sich späterhin nach seinem Wunsch. Sie stellten sich ein, wenn es ihm diente, etwas neues als göttliche Weisung zu verkündigen. Auch diese bei Muhammed später handgreifliche Verstellungskunst und Verstellungssucht gehört bekanntlich zu den begleitenden Symptomen der hysterischen Krankheiten. Nur ist damit das Wesen der Sache nicht erklärt. Wie diese Leiden im allgemeinen heute noch den „dunkelsten Winkel der Medizin" bilden, so ist insonderheit der Zustand Muhammeds mit seiner Mischung von zielbewusstem Streben und ausserordentlicher geistigen Leistungsfähigkeit einerseits und einer psychischen Gebundenheit anderseits rätselhaft genug. Muir erinnert an die Möglichkeit wirklicher Besessenheit, spricht aber zugleich von einer Versuchung durch böse Geister, welcher Muhammed nicht widerstanden habe. In der That ist Muhammeds Zustand ganz verschieden von dem der biblischen Besessenen, welche von einer völlig fremden Macht gebunden und ihre willenlosen Werkzeuge sind. Er gibt sich dieser Macht gerne hin, welche seinem Ehrgeiz schmeichelt, seine Ideen sanktioniert und seine Gelüste gutheisst. Jedenfalls haben hier stärkere geistige Faktoren mitgewirkt, als man nach Sprenger meinen sollte, der Muhammed von vornherein nur als „den kranken Mann" behandelte und sich bei Hallucinationen des Gesichts und Gehörs beruhigte.

Wichtig ist, dass Muhammed selbst, als er jene ausserordentliche Stimme hörte und Erscheinungen sah, sich anfänglich für besessen hielt und untröstlich darüber war. Wollte er sich doch sogar mehrmals das Leben nehmen, indem er sich anschickte von jenen felsigen Höhen sich herabzustürzen, woran er aber von unsichtbarer Hand verhindert wurde. Dadurch ist die Annahme ausgeschlossen, als wäre die ganze Prophetenrolle, die Muhammed spielte, ein Werk der berechnenden Verstellung und des Betruges gewesen.

Dem Zustand furchtbarer innerer Zerrissenheit machte eine Vision ein Ende, die er im Monat Ramadan des Jahres 612 (oder 610) auf dem Berge Hira hatte. Nach Ibn Ischaks Bericht erschien ihm plötzlich der Engel (später Gabriel genannt, übrigens von Muhammed mit dem heiligen Geist verwechselt), nahte sich ihm auf zwei Bogenlängen (Sure 53, 9) mit einem beschriebenen seidenen Tuche und forderte ihn auf zu lesen. Er weigerte sich, da er nicht lesen könne; allein der Engel drückte ihn in das Tuch, dass er meinte sterben zu müssen, bis er las, was Sure 96 steht. Als er aus der Höhle ins Freie getreten war, hörte er eine Stimme

vom Himmel ihm zurufen: „Muhammed, du bist der Gesandte Gottes und ich bin Gabriel!“ Er blickte auf und sah den Engel in himmlischer Grösse vor sich stehen. Jene Worte des Engels aber standen so deutlich in seinem Herzen, dass er sie leicht dort ablesen konnte.

Wie bei ähnlichen Erlebnissen, die ihn beunruhigten, eilte er zu Hadidscha, welche ihn beglückwünschte, da er offenbar bestimmt sei der Prophet seines Volkes zu werden. Auch Waraka, der Hanife, den sie beizog, tröstete ihn und versicherte, dass dies nicht Eindrücke eines Besessenen, sondern echte Offenbarungen Gottes seien.

So viel geht aus den zuverlässigsten Zeugnissen, auch aus dem Koran (Sure 68, 2; 81, 15 ff.) hervor, dass Muhammed nicht nur von Gegnern als Besessener verachtet wurde wegen seiner auffälligen Zustände, sondern dass auch er selber schwer unter der Anfechtung litt, es könnten diese Offenbarungen Teufelswerk sein, und dies spricht ebenso für seine bona fides wie gegen seine Gleichstellung mit den biblischen Propheten. Erst das Zureden seines Weibes und vielleicht des vertrauten Hanifen Waraka, keinesfalls aber des Bahîra (Sprenger), dagegen gewiss auch die ihm imponierende Grossartigkeit jener Vision am Berge Hira überzeugten ihn nun umgekehrt, dass diese ungewöhnlichen Stimmen und Gesichte, die seine ganze Leiblichkeit wie seinen Geist so stark affizierten, eine besondere Auszeichnung von seiten des ihm sich offenbarenden Gottes seien.

Anderseits ist schon hier, beim verhältnismässig reinern und edlern Anfang seiner Inspirationen die Trübheit der Quelle, aus welcher diese flossen, nicht zu verkennen, wenn man damit die Weise vergleicht, wie die alttestamentlichen Propheten ihre Offenbarungen empfingen. Muhammeds eigenes Schwanken, ob er es mit göttlichen Kundgebungen oder dämonischen Einflüsterungen zu thun habe, sowie seine beinahe an die Schamanen erinnernden Anfälle zeigen die Unzuverlässigkeit seiner Berufung und die Inferiorität seines Prophetenamts, welche nachher in der Führung desselben immer stärker hervortreten. Schon seine ersten Kämpfe sind nicht solche ethisch tiefe Seelenkämpfe, wie sie ein Mose, ein Jeremia bei Übernahme ihres Amtes durchgemacht haben, sondern mehr pathologischer Art[1]).

Die ältesten Suren des Koran geben uns einen gewissen Einblick in das erste Auftreten Muhammeds und seine damaligen Stimmungen. Sure 93 tröstet ihn durch Erinnerung daran, dass schon, als er noch hülflose Waise war, Gott sich seiner huldvoll angenommen habe; Sure 74, welche einige Zeit nach jener ersten Offenbarung, als der Engel Gabriel ihm zum zweiten Male erschien,

---

1) Gegen Houtsma, der in Muh. einen wirklichen Propheten sehen möchte, vgl. auch Karl Haug, Die Frömmigkeit des Menschengeschlechts im Lichte des Christentums (Leipz. 1899) S. 129 f.

geoffenbart sein soll, fordert ihn zur Predigt auf. Dieselbe beginnt mit Bezug darauf, dass er, wenn er den Anfall, bezw. den Besuch des Engels herannahen fühlte, sich in eine Decke hüllte oder hüllen liess und zu Boden fiel:

„O du Eingehüllter, — stehe auf und warne — und preise deinen Herrn — und deine Kleider reinige — und das Abscheuliche (den Götzendienst) fliehe — und gewähre keine Gunst um Gewinnes willen — und harre deines Herrn — und wenn die Drommete geblasen wird — das ist einst ein schwerer Tag — nicht leicht für die Ungläubigen!"

Es erhellt aus den ältesten, meist kurz und poetisch gefassten Suren, dass das, was er bei seinem Auftreten als göttliche Botschaft verkündigte, eine Busspredigt war, welche vor dem jüngsten Gericht warnte, das namentlich die Verleugner Gottes treffe, die Ihn, den Schöpfer, nicht ehren und statt seiner oder neben Ihm die Götzen anbeten. Der wahre Gott, in den frühesten Suren nicht Allah, sondern „der Herr" oder „dein Herr" genannt, wird in seiner Einheit und Einzigkeit proklamiert und besonders als Schöpfer und Richter gepriesen. Die Aussicht auf das Gericht kehrt immer wieder. Die Höllenqualen und die Wonnen des Paradieses werden derb sinnlich ausgemalt (Sure 56; 83; 78 und sonst). Die Erfüllung der Menschlichkeitspflichten gegen Arme, Waisen u. s. f. wird im Namen Gottes gefordert, so dass Muhammeds Predigt auch ihre soziale Seite hatte, obgleich diese keineswegs das wesentliche daran war.

Die ersten Gläubigen fand Muhammed unter seinen nächsten Angehörigen, was zu gunsten seiner Aufrichtigkeit sprechen mag. Seine Gattin Hadîdscha war von der Göttlichkeit seiner Offenbarungen und seiner göttlichen Sendung überzeugt und tröstete ihn bei seinen innern und äussern Anfechtungen. Ausser ihr waren die Erstlinge seiner Gemeinde der Adoptivsohn Zaid, sowie der kleine Ali, ein begabter und beherzter Junge, damals 13—14jährig, ferner Abu Bekr, ein angesehener, treuer und kluger Freund des Propheten, der, ohne Aufsehen zu machen, für die Sache wirkte und später auch mit seinem ansehnlichen Vermögen für die bedrängten Gläubigen einstand. Frühe kam auch Othman ibn Affan hinzu.

Dagegen fehlte es Muhammed auch nicht an heftigem Widerspruch, selbst aus seiner Verwandtschaft[1]). So gehörte zu den Leugnern und Gegnern seines Prophetentums vor allen Abu Lahab, der Bruder Abu Tâlibs, der deshalb in Sure 111 kräftig verwünscht wird:

„Verflucht seien Abu Lahabs Hände und er selbst verflucht — nichts helfe ihm sein Reichtum und was er erworben hat — hinein

1) Bekämpft werden solche Gegner z. B. Sure 96, 9 ff.; 74, 11 ff.; 108; 104.

soll er ins flammende Feuer! — und sein Weib ebenso mit Brennholz beladen — mit einem Strick aus Palmfasern um ihren Hals!"

Seine Gattin soll nämlich den Weg Muhammeds mit Dornen bestreut haben, während er selbst ausgerufen habe: „Verflucht sei Muhammed! Ist das Alles, wofür er uns zusammengerufen hat?" Darauf sei obige Sure geoffenbart worden.

Noch unversöhnlicher hasste den Muhammed und seine Sekte ʿAmr ibn Hischâm = Abu'l Ḥakam, gewöhnlich aber nach seinem muslimischen Übernamen Abu Dschahl, „Vater der Thorheit" (des Unglaubens) genannt wegen seiner Feindschaft gegen den Islam. Ein gemässigterer Gegner war Walîd. Gleich diesen betrachteten ihn die meisten Mekkaner als einen Besessenen oder einen trügerischen Kâhin (Wahrsager). Sie verlachten seine Lehre von der Auferstehung. Was sie aber namentlich verdross, das war seine Verwerfung aller Gottheiten ausser Allah und die damit zusammenhängende Verkündigung furchtbaren Gottesgerichts über die Götzenanbeter. Was sie gegen ihn Partei ergreifen liess, war jedoch nicht nur religiöse Anhänglichkeit an die alten Schutzgötter, sondern noch mehr der gekränkte Stolz, der die Verdammung der Väter und des von ihnen geerbten Kultus nicht ertragen konnte, sowie wohl auch bald die Berechnung, dass durch Entwertung der Heiligtümer von Mekka der kuraischitische Stamm seines hohen Ansehens und seiner einträglichen Stellung verlustig gehen könnte.

Diese Beweggründe reizten die vornehmen Stammhäupter zu immer heftigeren Angriffen auf die Person Muhammeds und seine Getreuen. Zwar durften sie sich an ihm selbst nicht gröblich vergreifen, da Abu Tâlib ihn getreulich schützte, ohne sich selber zum Islam zu bekennen. Aber um so wehrloser waren die kleinen Leute und besonders die Sklaven, welche ziemlich zahlreich der Predigt des neuen Propheten ein geneigtes Ohr geliehen hatten[1]. Man liess sie wohl im Sonnenbrand halb verschmachten, bis sie abschwuren und den Göttern und Göttinnen Mekkas huldigten. Einzelne dieser Bekenner kaufte Abu Bekr los, wie den treuen Bilâl, Sohn einer abessinischen Sklavin, den spätern Mu'eḏḏin (Türmer). Andere leugneten wenigstens zum Schein, dass sie Anhänger Muhammeds seien, was ihnen der Prophet auch gestattete, unter der Bedingung, dass sie ihm im Herzen treu blieben. Als der Druck immer stärker wurde, wanderte nach seinem Rat eine kleine Karawane von 11 Männern, zum teil von ihren Frauen begleitet, nach Abessinien aus, in welchem christlichen Lande sie am ehesten Sympathie zu finden hofften, wie das Christentum im Jemen oft von dort her thatkräftige Hülfe erfahren hatte. Diese

1) Ehre macht dem Charakter Muhammeds, wie er sich S. 80 von Gott zurechtweisen lässt, weil er sich von einem Blinden, der Aufschluss über seine Lehre verlangte, abgewendet hatte, da er gerade mit einem vornehmen Kuraischiten sich besprach. Seine Feinde sind im Koran oft als reich geschildert.

ersten Flüchtlinge, unter denen sich auch Othman und sein Weib Rukejja, eine Tochter Muhammeds, befanden, fanden in der That gute Aufnahme im Lande des Nedschâschi (Negus), wie man in Arabien den abessinischen König nannte; doch kehrten sie nach wenigen Monaten zurück in der irrigen Annahme, dass sich die Verhältnisse zu Mekka wesentlich gebessert hätten.

Dies hing zusammen mit einer verhängnisvollen Schwankung, durch welche Muhammed in jener Zeit seine Lage zu verbessern gesucht hatte. Er sah ein, dass er gegen seine Gegner schwer aufkommen könne. Diese waren zum teil geistig nicht unbedeutende Kritiker, welche von dem neu aufgetretenen Propheten unerbittlich Beglaubigungszeichen für seine persönliche Sendung verlangten. Man sieht aus der Weise, wie er sie im Koran bekämpft, dass er nicht wenig Not mit ihnen hatte. Da sie von ihm göttliche Zeichen verlangten, und ihm keine solchen Wunderkräfte zu gebote standen, wie sie spätere Legenden ihm andichteten, er aber auch noch nicht wie später auf wirkliche Erfolge (z. B. die Schlacht von Bedr) hinweisen konnte, so musste er sich darauf beschränken, sich auf den erhabenen Stil und Inhalt seiner durch Inspiration empfangenen Sprüche zu berufen, ferner auf die heiligen Bücher der Juden, Christen u. s. w., welche angeblich von seiner künftigen Sendung redeten und deren Erzählungen von Joseph u. s. w. ganz übereinstimmten mit dem, was ihm angeblich von seinem Engel mitgeteilt worden war [1]). Auch redete er sich damit aus, dass ja die Ungläubigen, die Gott verstockt habe, doch nicht glauben würden, auch wenn die grössten Wunderzeichen geschähen [2]). Allein diese prekären Argumente machten auf Wenige Eindruck und seine Prophezeiungen vom nahen Weltgericht oder von schweren Heimsuchungen, welche über Mekka hereinbrechen würden, zögerten einzutreffen, daher er oft spottweise sich daran erinnern lassen musste.

Unter diesen Umständen wurde ihm zweifelhaft, ob es auf diesem Wege mit seiner Sache vorwärts gehen und seine Lehre sich weiter ausbreiten könne. Er machte daher eine weitgehende Konzession, die darauf berechnet war, jenen Widerstand durch Schonung der nationalen Vorurteile und Interessen zu brechen. Zwar hatte er selber niemals der Kaʿba seine Verehrung versagt und sich stets wohl gehütet, etwa den schwarzen Stein, das sanctissimum derselben geringschätzig zu behandeln. Vielmehr brachte er, wie wohl schon vor ihm die Legenden der Juden, dieses Heiligtum mit Abraham und Ismael in Verbindung und reihte es ohne das Bewusstsein einer Inkonsequenz in die „Religion Abrahams“ ein. Anders war es aber mit den eigentlichen Bildern und den ver-

1) Dies behauptet er Sure 12, 1 ff.; vgl. Vs. 103 ff. von der Geschichte Josephs, 28, 1 ff. von der Mose's, 38, 67 ff. von der Kunde des Falls der Engel, und sonst.

2) Sure 13, 27—29; 6, 8 f.; 6, 109; 25, 8 ff.; 17, 92 ff. und sonst.

schiedenen Gottheiten, welche dieselben darstellten. Diese waren durch seine Proklamierung des Monotheismus in Abgang erklärt zum grossen Verdruss der Kuraischiten, für welche namentlich die drei Göttinnen Lât, ʿUzza, Manât auch ein politisches Band bildeten, das sie mit den benachbarten Stämmen zusammenhielt und diese nach Mekka brachte.

Nicht wenig überrascht waren sie daher, als Muhammed eines Tages zur Kaʿba kam und den dort versammelten Stammesgenossen eine neue Offenbarung vortrug, in der es hiess: „Sehet ihr die Lât und die ʿUzza und die Manât, die dritte Göttin? Sie sind erhabene Kraniche (?) und man darf auf ihre Fürsprache hoffen." Die Hörer waren entzückt über diese Anerkennung ihrer Schutz- und Bundesgottheiten, und auf den Schlussvers „Werft euch auf das Angesicht vor Allah!" warfen sich alle nieder. Der Prophet hatte die Häupter seines Stammes gewonnen. Allein schon am folgenden Morgen musste er widerrufen, da der Engel Gabriel ihm jene Worte als ungehörig verwies: „Was ist das, was du gethan hast? Du hast Worte vor dem Volke wiederholt, die ich dir nie gegeben." Darauf wurde ihm geoffenbart, wie es statt dessen wirklich heissen sollte:

> Sehet ihr nicht Lât und ʿUzza und Manât, die dritte Göttin?
> Was? Sollet ihr männliche Nachkommen haben und er weibliche?
> Das wäre eine unbillige Verteilung!
> Siehe, sie sind nichts als Namen, die ihr und eure Väter gebildet habet . . . .[1])

Der Prophet erklärte nun dem Volke, dass der erstere Wortlaut ihm vom Satan eingegeben worden. Allein es versteht sich, dass nicht nur die Abneigung gegen seine Lehre in Folge dieses Widerrufs um so grösser wurde, sondern dass auch die Achtung vor seiner Persönlichkeit und seinem Prophetenamt durch dieses charakterlose Schwanken einen starken Stoss erlitt. Die Thatsache selbst wird zwar von muslimischen Autoren bestritten, ist aber durch unverdächtige Gewährsmänner gestützt. Vielleicht hatte er einen von der Gegenpartei nahegelegten Kompromiss sich angeeignet, indem er jenen drei Gottheiten eine ehrenhafte Anerkennung zu teil werden liess, die er seinerseits mit der jüdischen und christlichen Engellehre rechtfertigen mochte, indem er jenen weiblichen Genien eine dem Allah untergeordnete Stellung anwies — wie sie ja ohnehin „Töchter Allahs" genannt wurden — und ihnen nur eine vermittelnde Fürsprache zuerkannte. Allein bald musste er inne werden, dass er damit den Nerv seiner Opposition gegen den Götzendienst durchschnitten und seine treuesten Anhänger vor den Kopf gestossen hatte, daher jener Widerruf erfolgte, wenn auch schwerlich schon am folgenden Tag, da sonst kaum eine

---

1) Sure 53, 19—23. Vgl. über diesen Widerruf auch Sure 28, 85—88 und 22, 43 ff.

Nachricht vom Umschwung der Stimmung nach Abessinien hätte dringen können.

Um so schneidiger wurde nach diesem vorübergehenden Schwächezustand Muhammeds Verurteilung der Vielgötterei, des Bilderdienstes, der Interzession irgend welcher Wesen zwischen Gott und Menschen. Da der Druck in Folge dessen noch unerträglicher wurde, ermunterte Muhammed zur zweiten Auswanderung nach Abessinien, die etwa 100 Bekenner, worunter 83 Männer dorthin brachte (c. 616 n. Chr.). Die meisten blieben diesmal in jenem Lande bis nach der Hedschra und vereinigten sich erst in Medina wieder mit dem Propheten. Die feindlichen Mekkaner, welche die Beziehungen zu jenem ausländischen Fürsten ungern sahen, schickten eine Gesandtschaft an diesen, um den Islam anzuschwärzen, richteten aber nichts aus.

Um diese Zeit durfte der Prophet die Bekehrung zweier Männer erleben, welche seiner Sache neues Ansehen gaben und für die weitere Entwicklung des Islam von grösster Bedeutung waren: Hamza und Omar. Ersterer ein energischer, rasch entschlossener Kämpfer, der über persönliche Beschimpfung seines Vetters Muhammed durch Abu Dschahl so aufgebracht wurde, dass er gleich nach der Kaʿba eilte, diesen mit dem Bogen auf den Kopf schlug und sich als Muslim bekannte. Er wurde später „der Löwe Gottes“ geheissen. Bedeutender noch war die Bekehrung Omars, die sehr anschaulich, aber verschieden erzählt wird. Nach der bekanntesten Version soll er durch die Erhabenheit der Koransprüche überwunden worden sein, als er mit dem Schwert ausgezogen war, um Muhammed zu töten, unterwegs aber gehört hatte, dass seine eigene Schwester und sein Schwager „Ṣabier“ geworden seien, bei welchen er in der That ein Koranblatt fand. Eine hochgewachsene, gewaltige Erscheinung, war Omar zugleich ein ganzer Mann voller Tüchtigkeit und Thatkraft, der kühnen persönlichen Mut, wovon Muhammed nicht allzuviel hatte, und derbe Rücksichtslosigkeit mit klugem Scharfblick verband, und war so geeignet, Muhammeds mehr weibliches Wesen zu ergänzen und sein rechter Arm zu werden.

Diese beiden Bekehrungen bedeuteten für Muhammeds Sache einen wahren Triumph und erhöhten seine Zuversicht. Während er seit einiger Zeit nur in verborgenen Konventikeln im Hause des Arḳam seine Anhänger versammelt und in der Stille Propaganda gemacht hatte, getraute er sich jetzt mit seinen Anhängern zur Kaʿba zu kommen und dort öffentlich mit ihnen die Riten zu vollziehen. Den Kuraischiten wurde bang, er könnte die ganze Stadt erobern. Da beschlossen sie, über die Haschimiten, welche Muhammed als Sprössling ihres Geschlechts verteidigten, den Bann zu verhängen, nach welcher Massregel den übrigen Kuraischiten das connubium und sogar der Handelsverkehr mit ihnen untersagt war. Das Dokument, welches sie in die Acht erklärte, wurde in der Kaʿba aufgehängt. Die Haschimiten und Gläubigen zogen sich bei so ernstlicher Bedrohung in ein abgelegenes, schwer zugäng-

liches Quartier der Stadt, Scheb genannt, zurück. In diesem ihrem Ghetto führten sie während 2—3 Jahren ein durch Mangel und Not gedrücktes Dasein, mögen sich aber als Gläubige um so fester zusammengeschlossen haben. Endlich empfanden doch die Mekkaner diese Absperrung mancher wackeren Stammgenossen als eine Unbilligkeit, und als der hochbetagte Abu Tâlib ihnen mit beredten Worten solches zu bedenken gab, wobei er darauf hingewiesen haben soll, dass jenes Pergament in der Kaʿba von den Ameisen zerfressen worden, was sich beim Nachsehen bestätigte, da gelang es ihm, die Herzen zu erweichen, und niemand wehrte den in die Stadt zurückkehrenden Haschimiten.

Allein auf die Dauer gestaltete sich die Lage Muhammeds und seiner Getreuen nicht günstiger. Vielmehr trafen ihn bald schwere Schicksalsschläge durch den Tod der Hadîdscha und den seines treuen Beschützers Abu Tâlib. Der Tod seiner 25 Jahre mit ihm verbundenen Gattin war für ihn ein unersetzlicher Verlust, wenn er auch denselben nicht allzusehr empfunden zu haben scheint, da er sich gleich darauf wieder verheiratete mit Sawda, einer wenig genannten, wahrscheinlich geistig unbedeutenden Frau und dann gar auch mit der erst 6- oder 7jährigen ʿAïscha, dem Kind seines Freundes Abu Bekr sich verlobte, mit der er sich nach 3 Jahren wirklich vermählte! Der Tod Abu Tâlibs, welcher ohne Muslim zu werden, unentwegt seine schirmende Hand über dem Neffen gehalten hatte, war um so verhängnisvoller, als jetzt der feindlich gesinnte Abu Lahab an die Spitze der Familie trat. Es ist bezeichnend für die bei den alten Arabern fast unzerstörbare Stammes- und Familientreue, dass dieser zunächst wirklich dem verlassenen Muhammed seinen Schutz anbot, und dieser ihn auch annahm. Die Kuraischiten wussten sie aber zu entzweien. Sie stachelten Abu Lahab auf, er möge den Propheten fragen, an welchem Ort sein Vater ʿAbd-el-Mutallib wäre. Als derselbe antwortete: „in der Hölle" — war die Feindschaft wieder heftiger denn je.

Muhammed hatte wohl eingesehen, dass seine Sache in Mekka nie zum Durchbruch komme; so richtete er denn seine Blicke nach aussen. In einem misslichen Momente ging er, allein von Zaid begleitet, nach der Stadt Tâïf, $2^1/_2$ Tagereisen östlich von Mekka, und suchte dort Anhang und Schutz zu finden, doch mit schlechtem Erfolg. Die Bewohner behandelten ihn als verdächtigen Abenteurer, und unter Spott und Steinwürfen der Strassenjugend musste er nach wenigen Tagen unverrichteter Sache sich entfernen und ungern genug nach Mekka zurückkehren [1]). Um so günstiger zeigte sich bald der Boden in Jathrib, dem spätern Medina.

Die sonstigen Bemühungen des Propheten, bei den Karawanen

1) Auf dem Rückweg trug sich die Szene zu, wo er den Dschinn, den Geistern predigte, die er zu sehen glaubte, worauf Sure 46, 28 und Sure 72 angespielt ist.

der Festpilger und den Besuchern der grossen Jahrmärkte Eingang für seine Predigt zu finden, hatten wenig Erfolg gehabt, zumal die Kuraischiten beflissen waren, ihn bei den Fremden als berückenden Zauberer zu verdächtigen und vor ihm zu warnen, da er stets Unfrieden unter den Nächsten stifte. Dagegen gelang es ihm im Jahr 620 das Vertrauen von 6 Männern aus dem zu Jathrib mächtigen Stamm der Chazradsch zu gewinnen. Da ein ansehnlicher, einst sogar der herrschende Teil der Bewohnerschaft Jathribs jüdisch war, teils von Abstammung, teils von Bekenntnis, war man für die monotheistischen und prophetischen Ideen Muhammeds dort ungleich empfänglicher als andere Araber. Aufs folgende Jahr (621) kamen jene Medinenser etwa 12 Mann stark wieder und waren bereitwillig dem Propheten folgendes Bekenntnis und Gelübde nachzusprechen: „Wir wollen dem Allah kein Wesen beiordnen, wir wollen nicht stehlen, wir wollen keinen Ehebruch begehen, wir wollen unsere Kinder nicht töten, wir wollen keine Verleumdungen ausstreuen, wir wollen dem Propheten nicht zuwiderhandeln in dem, was billig ist.“ Dieses Bekenntnis wurde später (Sure 60, 12) den Frauen vorgeschrieben, da das Gelübde, für den Islam zu kämpfen, noch darin fehlt.

Die so Verpflichteten versprachen in ihrer Heimatstadt, welche seit einiger Zeit der Schauplatz blutiger Fehden und Wirren gewesen war, die neue Lehre zu verkünden und wenn ruhigere Zeiten gekommen wären, den Propheten bei sich aufzunehmen. Sie haben auch Wort gehalten. Bald schrieben sie ihm, er möchte ihnen jemand schicken, der im Stande wäre, in seiner Lehre zu unterweisen. Dies geschah und der Islam breitete sich auf diesem dankbaren Boden zusehends aus. Am nächsten Pilgerfeste im Frühjahr 622 kamen schon 72 Anhänger aus jener Stadt, um den Gesandten Gottes zu begrüssen. In einer abgelegenen Thalschlucht abseits von Mina, am Hügel Akaba, wo schon die vorjährige Verbrüderungsszene vor sich gegangen war, kamen die Eingeweihten nächtlicherweile zusammen zum „zweiten Bündnis von Akaba“. Muhammed war nur von seinem Oheim Abbas (Sohn Abd el Mutallibs) begleitet, welcher zwar nicht gläubig, aber ihm durch treue Freundschaft verbunden war. Es hatten sich 73 Männer und 2 Frauen eingefunden. Diese schwuren, die Person Muhammeds wie ihre eigenen Familien zu beschützen. Damit war ihm die künftige Richtung seines Weges angezeigt: Die Medinenser waren die „Helfer“, el anṣâr, des Propheten geworden.

Schon wenige Tage später gab Muhammed seinen Getreuen den Rat, nach Jathrib überzusiedeln, welches eine gewöhnliche Karawane in 10 bis 11 Tagen erreichen konnte. Omar und viele Andere zogen in kleinen Abteilungen dahin, nicht ohne manche Gefahren zu bestehen, da die Mekkaner sie mit Überredung und Gewalt zurückzuhalten trachteten. Diese waren jedoch durch die Plötzlichkeit des Auszugs so vieler Bewohner überrascht. Nur Muhammed selbst mit Ali und Abu Bekr blieben noch zurück

und waren in nicht geringer Lebensgefahr. Es gelang ihnen jedoch trotz scharfer Überwachung von seiten der Kuraischiten sich wegzustehlen und auf weiten Umwegen Jathrib zu erreichen. Ali und einige Weiber der Familie blieben noch in Mekka, doch folgten sie bald nach. Als Tag der Flucht, Hedschra[1]), gilt der 4. Rabî I = 20. Juni 622. Mit gutem Grund haben seine Anhänger von diesem Tag ihre Ära datiert[2]). Denn die Verpflanzung nach Medina hat über die Existenz und Zukunft des Islam entschieden.

Die Stadt Jathrib oder Medina[3]), wie sie bald von dem Propheten und seinen Anhängern genannt wurde, ist von Natur ungleich mehr begünstigt als das öde Mekka. An Wasser mangelt es in den Umgebungen nicht und dementsprechend auch nicht an fruchtbaren Feldern und besonders Dattelpflanzungen. Dass diese Oase stets zur Niederlassung einlud, versteht sich. Verschiedene arabische Stämme finden wir zur Zeit Muhammeds dort angesessen, namentlich die Aus und die Chazradsch; aber auch Juden wohnten hier kompakt beisammen und haben sogar in früherer Zeit die Stadt beherrscht. Auch jetzt noch, zur Zeit der Hedschra, wo sie mehr in Abhängigkeit von den Arabern lebten, gab es hier starke, ziemlich unabhängige jüdische Stämme, wie die Banu Ḳainuḳa, die Banu Nadhîr und Banu Ḳuraizha.

Der Zusammenhang der so verschieden zusammengesetzten Stadtbevölkerung war noch weit loser als in Mekka. Eine langjährige blutige Fehde hatte die Stadt in zwei feindliche Lager (Aus und Chazradsch) gespalten, und wenn auch der äusserliche Friede wieder notdürftig hergestellt war, so war die Eifersucht noch sehr rege. Die Juden, welche im allgemeinen nicht gemeinsame Sache gegen die Araber machten, sondern auf beiden Seiten kämpften, indem sie je dem Stamme halfen, der sie beschützte, übten auch auf die religiösen Anschauungen einen gewissen Einfluss aus. Wenigstens war man durch sie an die Verehrung des Einen unsichtbaren Gottes mehr gewöhnt und hing weit weniger an den heidnischen Gottheiten als die Mekkaner. Der Hanifismus blühte hier; der Boden war für den Islam wohl vorbereitet.

Kein Wunder daher, dass Muhammed bei den Festpilgern aus Jathrib am meisten Gehör fand und dass diese in ihrer Stadt

---

1) In dem arab. Wort liegt der Begriff der Sezession, des Weglaufens von seinem Stamm.

2) Diese Ära ist von Omar im 16. Jahr der Hedschra (= 637 n. Chr.) eingeführt worden. Da Muhammed das reine Mondjahr (354 Tage) als Norm festsetzte, decken sich die Jahre nicht mit den christlichen. So beginnt am 12. Mai 1899 das Jahr 1317 der Hedschra.

3) Medina bedeutet arab. die Stadt als Sitz der Gerichtsbarkeit. Der Eigenname ist nicht bloss als Abkürzung von medînet-en-nebî, „die Stadt des Propheten", zu erklären, sondern schon zu Muhammeds Lebzeiten hiess sie die medîna schlechthin als der Ort, wo er Recht sprach. Über die Zustände in Jathrib vor Muhammed siehe Wellhausen, Skizzen IV, 3 ff.

mit erstaunlicher Schnelligkeit seine Lehre ausbreiten konnten. Äusserst gespannt war man nun, ihn selbst zu sehen, von dem man seit Jahren so viel gehört hatte und welchen die Meisten als einen mehr oder weniger zuverlässigen Propheten zu betrachten sich gewöhnt hatten. Schon die Ankunft der vielen, zum teil hochangesehenen Flüchtlinge aus Mekka musste die Spannung steigern; endlich erschien er selbst, nachdem er noch in dem nahen Flecken Kuba einige Tage ausgeruht hatte. Der Empfang war ein ehrenvoller. Er wurde von den angesehensten Bewohnern bewillkommt und eingeladen, überliess aber klüglich seinem Kamel die Wahl seines Quartiers, wo er Herberge nahm. Sofort machte er sich dann daran, für Allah einen Tempel zu bauen und für seine Weiber, deren Zahl sich bald mehrte, in dieser Moschee, angrenzend an den Raum der Anbetung, in primitiver Einfachheit Wohnungen einzurichten.

Genial war die Gabe des Propheten, die verschiedenen Teile der Bevölkerung zu gewinnen und seiner Person wie seinen Zielen unterzuordnen. In den gläubig Gewordenen wusste er das Bewusstsein brüderlicher Zusammengehörigkeit so zu stärken, dass alle Unterschiede dahinter zurücktraten. Obwohl sich natürlich je und je die Eifersucht auf die eingewanderten Emigranten bei den Anṣâr, d. h. den gläubig gewordenen eingebornen Medinensern regte, so liess er es doch im Lauf der Jahre nie zu einem Zerwürfnis kommen. Schon gleich in der ersten Zeit stiftete er eine Art Bruderbund zwischen je einem Mekkaner und einem Medinenser, die sich sogar gegenseitig beerben sollten, um diese Elemente aneinander zu ketten — eine Einrichtung, die für den Anfang gute Dienste leisten mochte, aber bald überflüssig und auch undurchführbar erschien.

Den Juden, welche nicht ohne Befriedigung sahen, wie die Araber plötzlich ihr Heidentum ablegten, näherte sich Muhammed als Bundesgenossen, bei welchen er wesentlich dieselbe Religion voraussetzte. Er liess die Ḳibla, d. h. die Richtung, wohin die Anbetenden in der Moschee sich zu wenden hatten, nach Norden (Jerusalem) angeben, dem jüdischen Gebrauch entsprechend[1]), verordnete Fasten am Versöhnungstage (jôm kippur) der Juden u. s. f. Die Ungläubigen und die unaufrichtigen Anhänger („die Heuchler") trug er geduldig und beschränkte sich vorläufig darauf, sie in Worten zu warnen.

Sehr rasch wusste der selbstgewisse und gewandte Prophet auf diese Weise ohne Schwertstreich und ohne Wahl durch das Volk sich zum mächtigsten Manne in dieser ihm eben noch fremden Stadt zu erheben. Den Triumph seiner klugen Politik kennzeichnet ein Vertrag[2]), den er bald zwischen den verschiedenen

1) Vgl. Daniel 6, 10.

2) Den Wortlaut dieses merkwürdigen Aktenstücks aus Ibn Isḥâḳ siehe bei Muir III, 31 ff. — Sprenger III, 20 ff. — Krehl 142 ff. — Wellhausen, Skizzen IV, 67 ff.

beisammenwohnenden Stämmen abschliessen liess, und worin sich die Gläubigen zu Einer Gemeinde verbinden, die in den Sachen des Glaubens, namentlich im Kampf gegen die Ungläubigen, auf den man sich rüstet, solidarisch zusammensteht und auch im bürgerlichen Leben sich nicht entgegenarbeitet. Die Juden werden zum Tragen der Kriegskosten herangezogen und sollen dafür als Glaubensgenossen geschützt werden; ihre besondere Religion dürfen sie behalten wie die Muslims die ihrige. Medina ist unverletzliches Gebiet, wo man sich nicht bekämpfen darf; alle Bewohner, ob gläubig oder ungläubig, haben zur Verteidigung der Stadt mitzuhelfen. Bei eintretenden Differenzen der Kontrahenten ist die Entscheidung dem Allah und seinem Gesandten zu überlassen. Damit war Muhammed zum untrüglichen Schiedsrichter auch in weltlichen Händeln eingesetzt. Ein solcher Vertrag war nur möglich, wenn niemand in der Stadt mehr ihm offen die Spitze zu bieten vermochte.

Den stärksten geistigen Widerstand leisteten ihm jedoch bald die Juden. Sie erwarteten wohl einen Messias, aber aus ihrem eigenen Volk; mit dem arabischen Propheten wussten sie nichts anzufangen und glaubten nie aufrichtig an seine göttliche Sendung. Wenn er sich für dieselbe gegen sie auf ihre Schriften berief, so hatte der unkundige Mann mit seinen verworrenen Ideen vom Inhalt der Bibel den schlagfertigen Rabbinen gegenüber einen schweren Stand und musste stets den kürzeren ziehen, was die arabischen Quellen so gut als möglich verbergen. Muhammed selbst behalf sich dann etwa mit der Ausflucht, sie hätten ihre heiligen Schriften durch Fälschung und Streichung der betreffenden Zeugnisse entstellt. Auch war er doch in ihren Schriften bewandert genug, um ihnen häufig vorzuhalten, sie hätten ja stets ihren Propheten den Glauben und Gehorsam versagt. Er spürte übrigens in ihnen trotz aller Unarten ihres Stammes, die er wohl kannte, eine religiöse Macht, die ihm überlegen war und traf bei ihnen einen Mut des Bekenntnisses an, den die christliche Bevölkerung Arabiens weniger an den Tag legte. Aus dem Gefühl eigener geistiger Schwäche gegenüber dieser ihm unheimlichen Macht dürfte zu einem guten Teil die besondere leidenschaftliche Grausamkeit zu erklären sein, mit welcher Muhammed bald gegen die jüdischen Stämme vorging. Einstweilen liess er sie seinen Unwillen über ihre Verstocktheit nur durch Bescheltungen in Koranworten (z. B. Sure 2!) sowie dadurch empfinden, dass er seinen Kultus wieder unabhängiger von ihnen gestaltete. Bezeichnend war hierfür, dass er die Ḳibla wieder abänderte und die gläubige Gemeinde, statt nach Jerusalem, beim Gebet nach Mekka blicken liess. Der Islam sollte wieder eine echt arabische Religion sein, statt bei den Juden zu Gast zu gehen. Auch die Fasten löste er von den jüdischen Tagen ab und bestimmte dafür den Monat Ramadan.

Viel Gewicht legte Muhammed auf die Absolvierung der

täglichen Gebete zu fünf Tageszeiten, und sah es ungern, wenn diese Übung durch irgend einen Notfall verhindert wurde. Er selbst leitete in der Moschee die Gebetsversammlung als Vorbeter (Imâm). Die Gebetsstunde wurde durch den Muëddin (Ausrufer) von einem hohen Hause neben der Moschee (später vom Minaret herab) ausgerufen. Der Erste, der dieses Amt versah, war der getreue Bilâl, schon einst als Sklave in Mekka ein eifriger Bekenner.

Sobald Muhammed in Medina festen Fuss gefasst und sich der dortigen Einwohner versichert hatte, begann er nun Feindseligkeiten gegen die Kuraischiten. Dass er lediglich diesen habe zuvorkommen wollen, die ihn sonst überrascht hätten (Krehl), ist nicht anzunehmen. Vielmehr regte sich in ihm von Anfang an der Drang, sich für die von den Mekkanern erlittenen Unbilden zu rächen, und damit verband sich sein heisses Verlangen, die wahre Religion zum Siege zu führen und bald über das ganze Volk triumphieren zu sehen. Er begann also einen offensiven Raubkrieg, wobei seine Getreuen die Handelskarawanen der Mekkaner anfielen, ebensosehr durch Beutelust wie durch Glaubenseifer zum heiligen Krieg angetrieben. Muhammed selber beanspruchte bald nach göttlich festgestellter Regel (Sure 8, 42) ein Fünftel der Beute für sich. Die ersten Raubzüge dieser Art blieben meist ohne den gewünschten Erfolg, und einmal war dieser durch grobe Verletzung des heiligen Monats Radschab erkauft, was Muhammed bedauerte, aber nicht allzu ernstlich missbilligte: den Gottlosen gegenüber, welche die Gläubigen von Mekka vertrieben hätten und vom Heiligtum fernhielten, sei auch das ein verschwindend kleines Unrecht (Sure 2, 214). Er war eifrig beflissen, den Fanatismus der Seinigen zu diesem Kampf als einer heiligen Religionspflicht zu entflammen und versicherte die in solchem Streit Gefallenen der verlockendsten Belohnungen des Paradieses (Sure 4, 76). Er pflegte den von ihm ernannten Befehlshabern eigenhändig eine Fahne um die Lanze zu binden.

Ein für die ganze Zukunft seiner Religion wichtiges Ereignis war die Schlacht von Bedr im 2. Jahr der Hedschra (= 624). Auch diesmal handelte es sich um Beraubung einer grossen Karawane der Mekkaner, die Abu Sufjân nach Syrien geführt hatte und der jetzt auf ihrem Rückweg die Anhänger des Propheten, zum ersten Mal durch eine stattliche Schar von Medinensern verstärkt, auflauerten. Immerhin betrug sein Heer nicht viel über 300 Mann. Die Mekkaner, welche von der Nachstellung Bericht erhalten hatten, boten unverzüglich ein weit stärkeres von ca. 1000 Mann auf. Während dieses dem bedrohten Warenzug zu Hilfe eilte, entkam dieser glücklich auf einem Seitenwege zum grossen Verdruss der beutelustigen Muhammedaner. Die Kuraischiten wollten daraufhin zum teil umkehren, da sie keine Lust hatten, gegen ihre Stammesgenossen zu kämpfen, und einige Stämme zogen wirklich ab. Allein Abu Dschahl hetzte zum Kampf,

in welchem sie immer noch mit ca. 600 Mann und 70 Pferden ihren Gegnern, die keine Pferde hatten, übermächtig entgegenstanden. Die Führer der Muhammedaner nahmen gleichwohl den Kampf mit Begeisterung auf. Es ist bezeichnend, dass während die heidnischen Kuraischiten Bedenken trugen, gegen Stammesbrüder zu fechten, auf muslimischer Seite alle solche Rücksichten dank ihrer Religion erloschen waren. Blutsverwandtschaft galt nichts mehr bei ihnen, Glaubensgenossenschaft alles.

Muhammed, welcher wohl wusste, dass seine ganze Sache auf dem Spiele stand, betete zu Allah um den Sieg, den er bestimmt vorausgesagt hatte. Er ordnete selbst die Aufstellung seines Volks. Die Schlacht eröffneten Einzelkämpfe, wobei gleich zu Anfang drei der vornehmsten Mekkaner fielen. Den Tag über blieb es bei solchen einzelnen Kämpfen hervorragender Krieger, wobei die besten Streiter der Kuraischiten fielen. Erst gegen Abend stürmte das einheitlicher geschlossene Fussvolk des Propheten gegen den Feind heran. Eine Weile schwankte der Kampf. Ein winterlicher Sturm durchtobte das Thal, von dem Propheten auf Engelheere gedeutet, die zu seiner Hilfe gesandt wären [1]). Er selbst hob eine Hand voll Staub auf und warf ihn gegen den Feind mit dem lauten Ruf: „Verwirrung, fasse ihre Gesichter!" Das soll nach dem Glauben der Seinigen die Schlacht entschieden haben. Die Übermacht war dem kühnen Ansturm der begeisterten Glaubenshelden erlegen. Muhammed hatte nur 14 Mann verloren, die Mekkaner etwa 70 Tote und ebensoviel Verwundete; ihr ganzes Lager fiel den Feinden in die Hände. Die verstocktesten Feinde des Propheten lagen tot auf der Walstatt, darunter auch Abu Dschahl! Muhammed wies frohlockend auf die Erfüllung seiner Drohweissagungen hin, weidete sich am Anblick der Leichen seiner Gegner, die ohne Umstände in ein Massengrab geworfen wurden, und liess auch einzelne Gefangene, denen er besonders grollte, hinschlachten. Einem solchen, der vor der Hinrichtung jammerte: „Wer wird sich meines kleinen Töchterleins annehmen?" antwortete er: „Das höllische Feuer!" Die meisten dagegen wurden freundlich behandelt in der Hoffnung, sie für den Islam zu gewinnen, was auch vielfach gelang.

Diese Schlacht von Bedr, so unbedeutend sie, äusserlich angesehen, scheinen mag, war doch ein dem Islam ausserordentlich förderlicher Sieg, welcher das Ansehen Muhammeds bei den Medinensern und den umliegenden Stämmen gewaltig hob und von dem Propheten selbst als Erweis seiner göttlichen Mission reichlich ausgebeutet wurde. Sein unwillkürlicher Drang aber, die reine Lehre durch das Schwert auszubreiten, erhielt durch diesen glänzenden Erfolg einen neuen Impuls und immer eifriger war er jetzt darauf bedacht, ein für seine Sache begeistertes nationales Heer zu bilden und in unablässigem Kampfe zu üben.

---

1) Sure 8, 9. 10 und 3, 16. 17.

Auch den Meuchelmord stand er nicht an als ein Mittel zur Entfernung lästiger Gegner in seinen Dienst zu nehmen. So wurde eine ihm feindliche Dichterin Aṣma zu Medina, welche ihm vorwarf, dass er gegen seine Brüder gekämpft habe, durch den blinden Umeir im Schlafe erstochen, welche Unthat er öffentlich anpries. Zu ähnlichem Verfahren mit dem alten Abu Afak, einem Araber, der sich zum Judentum bekannte und ihn auch durch seine Verse erzürnt hatte — solche Gedichte, die sich rasch verbreiteten, übten denselben Einfluss aus wie heutzutage die Presse — forderte er die Gläubigen unmissverständlich auf, und sein Wille geschah. Treuloser Überfall einzelner missliebiger Personen auf Muhammeds Wink wiederholte sich in dieser Zeit öfter, doch stiess das die Araber nicht ab, so sehr es ihren Begriffen von Recht und Treue zuwiderlief; sondern es imponierte ihnen diese Religion, deren Anhänger blindlings ihrem Haupte gehorchten und durch seinen Willen alle Rücksichten der Pietät aufgehoben erachteten.

Bald nach der Schlacht von Bedr wurde auch ein erster jüdischer Stamm, der eine Vorstadt von Medina bewohnte, unschädlich gemacht, die Banu Ḳainuḳa, gewerbfleissige Leute, besonders Goldschmiede. Als ein Teil der Araber mit diesen in eine Fehde sich verwickelten, benutzte es Muhammed, um die verhassten Leute zu verderben; er belagerte sie, bis sie sich ergaben. Mit Mühe liess er sich bewegen, die Gefangenen nicht hinzurichten, sondern mit Zurücklassung ihrer reichen Habe in die Verbannung zu schicken.

Bald kam für die Herrschaft des Propheten eine ernste Probe. Die Kuraischiten zu Mekka waren durch ihre Niederlage zu Bedr und seitherige Raubanfälle der Muhammedaner zu tief verletzt, als dass sie nicht nach Rache hätten dürsten müssen. Schon zu Anfang des folgenden Jahres (3tes der Hedschra = 625) rückten unter der thatkräftigen Führung Abu Sufjâns 3000 Mann gegen Medina heran. Am Berge Uhud, $^3/_4$ Stunden von der Stadt, standen sich die Streiter gegenüber. Da Abdallah ibn Ubaj, das Haupt der Gegenpartei in Medina, es benutzte, dass er nur zur Verteidigung der Stadt, nicht zum Ausmarsch unter Muhammeds Führung verpflichtet war, und mit den ihm Ergebenen nach Hause zurückkehrte, blieben dem Propheten nur 700 Kämpfer. Diese aber stritten mit demselben Heldenmut wie zu Bedr. Allein trotz ihrer anfänglichen Erfolge gelang es der mekkanischen Reiterei unter der Führung des besonnenen Châlid ihnen in den Rücken zu fallen, da Muhammeds Bogenschützen, welche den Platz beherrschten, sich über die Beute hergestürzt hatten. Die Gläubigen flohen und der Prophet selbst, der ihnen, furchtlos wie immer, zurief: „Kehrt um, ich bin der Gesandte Gottes!“ wurde von einem Steinwurf getroffen und sank, mehrfach verwundet, zu Boden. Sein Leben hing an einem Haar; man sagte ihn bereits tot und dies hemmte den ohnehin nicht grossen Kampfeifer der Kurai-

schiten. Einige Getreue, welche ihn mit grosser Mühe verteidigt hatten, vermochten unterdessen den Gesandten Gottes aus dem Handgemenge zurückzutragen.

Die Niederlage Muhammeds war immerhin eine zweifellose; die Kuraischiten behaupteten das Schlachtfeld; sie hatten 20 Mann verloren, die Medinenser 74; auch die noch übrigen waren fast alle verwundet. Der streitbare Hamza war gefallen. Allein diese Herstellung der Waffenehre genügte dem Abu Sufjân und seinen Mitbürgern, der Sieg wurde nicht weiter verwertet, und die Sieger zogen heim! So war es Muhammed möglich, die schlimmen Eindrücke dieser Niederlage bald zu verwischen. Zu diesem Zwecke zog er schon am folgenden Tag mit seinen verwundeten Streitern wieder aus, angeblich um die Kuraischiten zu verfolgen, über deren Abzug niemand glücklicher war als er. Dass sein Missgeschick gleichwohl die Gläubigen eine Zeit lang befremdete und die Ungläubigen im Unglauben bestärkte, sieht man aus der Art, wie er im Koran[1]) diese Niederlage erklären muss aus dem Kleinglauben seiner Leute und ihrem Ungehorsam und darauf vertröstet, wenn sie nur treu bleiben, werde ihnen trotz aller Wechsel des Erfolgs, welche zur Sichtung der wahren und der nur scheinbar Gläubigen dienen müssten, der schliessliche Sieg gewiss sein.

Unterdessen erfolgte zu Medina bald auch ein Schlag gegen die Banu Nadhir, einen mächtigen jüdischen Stamm in der Nähe der Stadt. Angeblich, weil sie einen Anschlag auf das Leben des Propheten geplant hätten, thatsächlich, weil er in diesen Juden ein nicht assimilierbares Element erkannt hatte, richtete er an sie die summarische Aufforderung, binnen zehn Tagen bei Todesstrafe auszuwandern. Muhammed ibn Maslama, welcher ihnen diese Botschaft überbrachte, gab, als sie ihr Befremden darüber ausdrückten, dass er, ihr einstiger Bundesgenosse, einen solchen Auftrag ausrichten möge, die bezeichnende Antwort: „Die Herzen sind jetzt umgewandelt.“ Sie weigerten sich erst zu gehorchen und liessen sich in ihrer Festung belagern. Muhammed liess ihre kostbaren Dattelpalmen verbrennen. Nachdem sie eine Belagerung wenige Wochen ausgehalten hatten, ergaben sie sich unter der Bedingung freien Abzugs mit ihrer beweglichen Habe; nur die Waffen mussten sie zurücklassen. Nur zwei Männer verleugneten ihren Glauben; die andern zogen mit klingendem Spiel aus und wanderten nach Norden. Ihr fruchtbares Pflanzland teilte Muhammed an die Emigranten aus. Sure 59 sucht diese Austreibung zu rechtfertigen und erbaulich anzuwenden.

Unterdessen wuchs sein Ansehen fortwährend; auch wusste er die kriegerische Thatenlust seiner Leute durch manche kleinere Kriegs- und Raubzüge wach zu erhalten. Auf eine ernstere Probe stellte seine Widerstandsfähigkeit wieder das 5. Jahr d. H. (= 627), wo die Kuraischiten mit ungewöhnlich starkem Zuzug von Be-

1) Sure 3, Vs. 117—124 und Vs. 134—151. 156.

duinenstämmen vor Medina erschienen. Deren eigene Stärke wird auf 4000 Mann mit 300 Pferden und 1500 Kamelen angegeben; mit den zugezogenen Stämmen soll sich die Kriegsmacht auf 10 000 Mann belaufen haben. Da er von der letzten Begegnung am Hügel Uhud her die Gefahr einer offenen Feldschlacht kannte, willigte Muhammed in den Rat eines Persers, die Stadt nach ausländischem Kriegsbrauch mit Wall und Graben zu umgeben. Rasch wurde das Werk ausgeführt; Muhammed selber half Erde tragen, indem er durch ermutigende Gebetsworte die Arbeiter anfeuerte.

Bei der nun eintretenden Belagerung Medinas zeigte sich, dass auch die Banu Kuraizha, der letzte jüdische Stamm im Stadtgebiet, dem Muhammed feindlich waren und mit dem Feinde Verhandlungen pflogen. Die ohnehin schwierige Lage Muhammeds wurde dadurch noch misslicher; doch verliess ihn seine Geistesgegenwart auch während dieses „Grabenkrieges“ keinen Augenblick. Er wusste durch einen betrügerischen Sendling zwischen den Kuraischiten und jenen Juden Misstrauen zu säen, und als nach etwa 14 Tagen die grosse Armee, welche unter den Unbilden der Witterung viel zu leiden hatte, keinen Erfolg ihrer Bemühungen sah, gab Abu Sufjân plötzlich Befehl zum Abzug, was Muhammed als eine besondere Erhörung seines Gebets und einen deutlichen Beweis göttlicher Dazwischenkunft geltend machte (Sure 33, 9).

Kaum war Muhammed von jenem Ausmarsch zurückgekehrt, so erteilte er den Streitern Allahs Befehl, gegen die Banu Kuraizha auszurücken. Gabriel soll ihm zugerufen haben: „Wie, du legst deine Rüstung ab, während die Engel sie noch nicht ausgezogen haben? Mach dich auf gegen die Kuraizha!“ Diese auf eine Belagerung nicht gerüsteten Juden konnten nicht lang widerstehen und ergaben sich unter der Bedingung, dass ihre einstigen Allierten, die Banu Aus, über ihr Schicksal entscheiden sollten. Muhammed ging darauf ein, ernannte aber einen beim vorausgegangenen Kampf um Medina schwer Verwundeten dieses Stammes, dessen Hass gegen die treulosen Juden er kannte, zum Schiedsrichter. Dieser verurteilte die c. 800 gefangenen Männer zum Tode, die Frauen und Kinder zur Sklaverei. Muhammed, der dies als Gottes Urteil erklärte, brachte nur eine schöne Jüdin bei seite, die seine Leibeigene blieb, da sie es verschmähte seine Gattin zu werden. Dieses grausame Blutgericht war ganz im Sinne des Propheten und seiner Religion. Die unzuverlässigen Freunde sollten sich daran ein Exempel nehmen und die Blutgier und Beutelust der Gläubigen dabei ihre Rechnung finden. Namentlich aber scheint sein, wie wir oben angedeutet haben, tiefer wurzelnder Hass gegen die Juden ihn dazu angetrieben zu haben. Jetzt war der letzte jüdische Stamm in der nähern Umgebung von Medina vernichtet, und der Islam konnte nun ohne einen versteckten Feind im Rücken gegen die heidnischen Araber vorgehen.

Im Familienleben Muhammeds war seit seiner Übersiedelung nach Medina ebenfalls eine neue Wendung eingetreten, welche für die sittliche Würde und höhere Weihe seiner religiösen Thätigkeit verhängnisvoll war, in Wahrheit freilich nur offenbar machte, dass es ihm an tieferem, sittlichem Ernste und göttlicher Leitung und Zucht von Anfang an gebrach. Ausser seiner mitgebrachten Gattin Sawda hatte sich der 53jährige dort bald auch mit der ihm seit ihrer Kindheit verlobten Aïscha (Tochter Abu Bekr's) verheiratet, die, an Jahren noch immer ein Kind, mit ihrem muntern, aufgeweckten Geist und ihrer Anmut ihn bis zu seinem Tode fesselte, aber freilich nicht hindern konnte, dass er noch eine Reihe meist älterer Schönen in seinen ehelichen Umgang aufnahm, welche ihr immerhin nie auf die Dauer den Rang ablaufen konnten. So verheiratete er sich auch mit Hafsa, der eifersüchtigen und etwas zanksüchtigen Tochter Omars, im 3. Jahr d. H.; im folgenden Jahr mit Zainab, der Witwe seines Vetters Ubeida, der bei Bedr gefallen war. Diese hiess wegen ihrer Wohlthätigkeit „Mutter der Armen“, starb jedoch schon nach einigen Jahren. Gleich einen Monat nach dieser Heirat schloss er eine weitere mit Umm Salma, ebenfalls einer Witwe.

An diesen fünf Gattinnen hatte er jedoch nicht genug. Er vermochte nicht mehr so viel über sich, dass er die für sein Volk gültigen Gesetze der Moral respektiert hätte. Der schlimmste Beweis dafür folgte bald. Von Liebe zu der Gattin seines Adoptivsohnes Zaid entbrannt (sie hiess Zainab bint Jahsch) unterstand er sich sogar nach dieser seine Hand auszustrecken, obgleich dies bei seinem väterlichen Verhältnis zu Zaid im höchsten Grade verpönt war. Als dieser sie ihm freiwillig anbot, zierte er sich zwar; aber bald erlaubte ihm eine prophetische Eingebung zuzugreifen, und jener beeilte sich mit der Scheidung. Die Verteidigung findet sich Sure 33, Vs. 4 f. u. 36—39, wo zu diesem Zweck geoffenbart ist, die Adoptivsöhne seien nicht als wirkliche Söhne anzusehen.

Seine Weiber besassen ihre gesonderten, übrigens sehr bescheidenen Gemächer, welche an die Moschee angebaut waren. Der Prophet schenkte jeder einen Tag der Woche und verbrachte den grössten Teil seiner Zeit in ihrer Gesellschaft. Aïscha hat nach seinem Tode manche Mitteilungen über sein häusliches Leben gemacht, woraus hervorgeht, dass er in Hinsicht auf andere Lebensgenüsse sehr enthaltsam war, aber ein träges und weichliches Dasein liebte. Seine Frauen blieben ihm trotz seines Alters treu ergeben. Auf Aïscha selbst kam bei einem Kriegszug vorübergehend der Verdacht des Gegenteils, was nur deshalb von Bedeutung, weil ihre Abneigung gegen Ali, der an ihrer Unschuld zweifelte, daher stammte. Später vermehrte sich die Zahl der rechtmässigen Gattinnen noch um einige weitere, abgesehen von mehreren leibeigenen Konkubinen, die er sich zugesellte. Dieses ausgedehnte Haremsleben war unter seinem Volk ohne Beispiel; gestattete er doch den Seinigen nur vier rechtmässige Gattinnen. Seine Lizenz

bezeichnete er als ein Vorrecht, das ihm als dem Gesandten Gottes zukomme; so wenig übten seine Offenbarungen eine heiligende Zucht über ihn aus, dass sie vielmehr den Gelüsten seiner geilen Natur Vorschub leisteten. Diese ehelichen Verbindungen, die er zu Medina schloss, blieben übrigens ohne Nachkommenschaft. Dagegen gebar seine Tochter Fatima (von Hadidscha her), welche er dem Ali zum Weibe gab, ihm zwei Enkel Hasan und Husein. Ein Söhnchen Ibrahim, welches später die koptische Sklavin Maria dem Muhammed gebar, starb schon nach $1^1/_2$ Jahren.

Je mehr sich Muhammed von der jüdischen Religion ab und dem nationalen Heiligtum zugewandt hatte, desto schwerer fiel ihm der Umstand, dass er mit seinen Gläubigen von Mekka ausgeschlossen war. In Folge der geschilderten Ereignisse und kluger Verhandlungen mit den nomadischen Stämmen sah er sich nun aber in der Lage, den Kuraischiten auf ihrem eigenen Boden die Spitze zu bieten und ihnen den Zutritt zum höchsten Heiligtum Arabiens mit Gewalt abtrotzen zu können. Im Jahr 6 d. H. (= 628) beschloss er dies zu thun und an der sog. Umra, der „kleinen Pilgerfahrt" (im Monat dhu-l-kada) mit seiner Gemeinde teilzunehmen. Er rüstete sich also mit 1500 Mann nach Mekka zu ziehen und 70 Kamele an geweihter Stätte zu opfern. Die Kuraischiten befürchteten das schlimmste und bereiteten sich zu einem verzweifelten Entscheidungskampfe vor.

In Hudeibije, wenige Meilen von Mekka, an der Grenze des hl. Bezirks, liess Muhammed seine Scharen Halt machen, und die Verhandlungen begannen, welche zu einem Vertrage zwischen ihm und den Mekkanern führten: Die Muslims sollten dies Jahr noch auf den Einzug verzichten, der ihnen aber aufs nächste Jahr zugesichert wurde, wo sie drei Tage sich im Heiligtum aufhalten dürften. Zugleich enthielt dies Abkommen Bestimmungen, welche wesentlich den Kuraischiten zu gute kamen: Die Muslims sollten deren Karawanen, die in der letzten Zeit viel von den raublustigen Medinensern gelitten hatten, unbehelligt lassen und allfällige Überläufer zurückschicken, was auch eingehalten wurde. Die Muslims mussten diesmal ihre Kamele noch ausserhalb des heil. Gebiets schlachten. Höchst missvergnügt waren sie über diese Zugeständnisse ihres Propheten, der wahrscheinlich in der richtigen Voraussicht, dass die Mekkaner sich diesmal wie Löwen wehren würden, während er seinen Verbündeten, den wetterwendischen Beduinen, nicht allzusehr traute, den klügern Weg ging, auf welchem er in der That, wie sich bald zeigte, einen bedeutenden diplomatischen Erfolg erzielte. Dass es aber schwer hielt, seine Anhänger mit diesem halben Rückzug auszusöhnen, zeigt die Art, wie er Sure 48, 1 ff. diesen Vertrag als einen „deutlichen Sieg" göttlich rechtfertigte und ihnen auf die nächste Zeit reiche Beute versprach, wofür die Juden in Chaibar als Opfer ausersehen waren. Die Beduinen, welche sich zweideutig benommen hatten, sollten nicht mitkommen

dürfen, wohl aber wieder aufgeboten werden, wenn es gegen ein tapferes Volk gehe (Vs. 15 f.).

In der That wurde auch dieser Vertrag zu einer Stufe, auf welcher der Islam dank Muhammeds schlauer Ausnützung aller Vorteile zur Herrschaft emporstieg. Immer zahlreicher wurden die Gesandtschaften[1]), welche den Gebieter zu Medina aufsuchten, um mit ihm über Anschluss ihres Stammes an seine prophetische Klientel zu unterhandeln. Er forderte dabei natürlich ausschliessliche Verehrung Allahs, Beseitigung der Götzen, Anerkennung seines Prophetenamts, daneben auch sonst Abschaffung heidnischer Gebräuche und Unsitten (Tötung der Mädchen, Wucher, Luxus in der Kleidung u. dgl.) und in der Regel Entrichtung des Zehnten an ihn. Doch wusste er seine Forderungen den Verhältnissen anzupassen und zeigte sich im allgemeinen entgegenkommend und huldvoll, unterliess es auch nicht, solche Gesandte durch Geschenke zu ehren und durch Versprechungen zu gewinnen.

So sehr war schon jetzt sein Ansehen gewachsen und sein Bewusstsein einer einzigartigen Stellung in der Welt gestiegen, dass er bereits auch an die fremden Herrscher Gesandte mit Briefen ausschickte, worin er sich denselben als Gesandten Gottes vorstellte und von ihnen seine Anerkennung, also den Beitritt zum Islam verlangte, so an den Negus von Abessinien, den ghassanitischen Fürsten Ḥârith von Syrien, den koptischen Fürsten von Ägypten, den König von Persien, den Kaiser Heraklius in Byzanz. Wenn auch diese Schritte natürlich erfolglos blieben, bekundeten sie doch den Anspruch des Islam, Weltreligion zu werden[2]).

Nach kurzer Zeit führte Muhammed auch nach der nördlich von Medina gelegenen, von Juden bewohnten Stadt Chaibar seinen längst geplanten Kriegszug aus, um die letzte jüdische Macht in der weitern Umgebung seiner Residenz zu vernichten. Auch hier wurden die Unglücklichen, welche man gefangen nahm, hingeschlachtet. Die welche ihre Burgen übergaben, kamen mit dem Leben davon, mussten aber alles zurücklassen. Ein Häuptling wurde zu Tode gefoltert, da Muhammed ihm vorwarf, er habe seine besten Kostbarkeiten vorher vergraben. Muhammed nahm dessen Braut Safija zu seinen Weibern. Eine andere Jüdin, die ihren Gatten, Bruder, Vater und andere Verwandte bei dem Gemetzel verloren hatte, rächte sich, indem sie dem Propheten ein vergiftetes Böcklein vorsetzte. Er merkte bald, dass er Gift im Munde habe und entging für seine Person dem Tode, während einer seiner Gefährten daran starb; er spürte aber den Schaden davon bis an sein Lebensende. Wertvoll waren besonders die

---

1) Vgl. über diese und die Briefe Muhammeds bes. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten IV, 87 ff.

2) Die Dokumente aus Ibn Sa'd zu diesen Gesandtschaften, sowie zu denen, welche Muhammed in Medina empfing, s. bei Wellhausen, Skizzen IV, 87 ff.

Ländereien um Chaibar, welche man erbeutete und wovon Muhammed die Hälfte für sich nahm. Zwar wurden dieselben auch weiterhin von Juden bewohnt und bebaut, aber diese mussten die Hälfte des Ertrags nach Medina abliefern und wurden unter Omars Chalifat gänzlich vertrieben.

Im folgenden Jahre 7 d. H. (= 629) durfte der Prophet nach Abrede mit seiner Festkarawane drei Tage in Mekka verweilen und die Umra vollziehen, während die Mekkaner sich aus der Stadt zurückgezogen hatten. Er umritt auf seinem Kamel siebenmal die Kaʿba, indem er den schwarzen Stein zum Zeichen seiner Ehrerbietung mit seinem Stabe berührte und die Menge der Gläubigen unter dem Bekenntnis zu Allah den Rundlauf vollbrachte. Sie schlachteten ihre Opfertiere am gewohnten Ort und verrichteten ihre muslimischen Gebete in der Kaʿba. Muhammed brachte von diesem Zuge noch eine letzte (zehnte) Gattin, Maimûna, heim. Der Eindruck, den sein Auftreten bei dieser Pilgerfahrt machte, war ein gewinnender, und es konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, wie bald ihm das Heiligtum von Mekka ganz zufallen würde. Immer neue Anhänger erhielt der Islam. Auch Châlid ibn Walîd, ein bedeutender Heerführer, der am Berge Uhud die Schlacht entschieden hatte, wurde diesmal gewonnen und gehörte fortan zu den schneidigsten Führern der Gläubigen.

Vor dem entscheidenden Schlag gegen Mekka unternahm Muhammed noch einen Zug nach Norden. Bei Muta im syrischen Belka stiess sein 3000 Mann starkes Heer mit den kaiserlich griechischen Truppen zusammen, wurde aber nach hartem Kampf unter schweren Verlusten (es fielen Dschafar und Zaid), zurückgeschlagen, wobei sich Châlid auszeichnete, der den Rückzug deckte. Die schwindende Achtung der dortigen Araberstämme wurde rasch durch einen neuen Zug hergestellt.

Zu Anfang des Jahres 8 d. H. (630) rückte sodann Muhammed mit einem stattlichen Heer von 10 000 Mann gegen Mekka vor. Man erwartete eine blutige Entscheidung. Allein von mekkanischer Seite, wo man die Macht des Propheten hatte fürchten gelernt, wurden Unterhandlungen angeknüpft von Abbâs, dem in Mekka lebenden Oheim desselben und von Abu Sufjân selbst, dem bedeutendsten Führer der Mekkaner. Auch Muhammed wünschte jetzt eine friedliche Lösung, die ihn zum Herrn seiner Vaterstadt machte und das Heiligtum in seine Gewalt brachte. Er redete mit den Gegnern ab, die Bewohner sollten verschont bleiben, wenn sie ihre Häuser nicht verliessen. Nachdem sein Heer fast ohne Schwertstreich eingezogen war, zeigte er sich diesmal in seiner ganzen Grossmut und Versöhnlichkeit, da ihm viel daran lag, die mekkanische Aristokratie zu gewinnen. So sehr äusserte er seine Befriedigung über die Eroberung seiner alten Heimat, dass die Medinenser ihn zu verlieren befürchteten; allein er versicherte sie, dass er auch weiterhin bei ihnen wohnen werde.

In der Kaʿba zerstörte er gleich nach seinem Einzug mit

eigener Hand die Götzenbilder, angeblich 360 an der Zahl! Die Mekkaner mussten in einem feierlichen Huldigungsakt sich zu seinem Credo bekennen. Auch die Götzen der Umgebung wurden abgethan. Mit dieser Einnahme des geistig und politisch wichtigsten Punktes von ganz Arabien war die Herrschaft des Propheten und seiner neuen Religion über dieses Land entschieden. Der Widerstand der benachbarten Stämme konnte nicht von Dauer sein.

Die Stadt Tâïf, die einst es verschmäht hatte, des Propheten Stadt zu werden (S. 336), wollte freilich auch jetzt noch nichts von Unterwerfung wissen; die kriegerischen Stämme der Banu Thakîf und der Hawâzin verbündeten sich gegen ihn. Alsbald rückte daher der Prophet gegen sie aus, und zwar mit einem so stattlichen Heere, wie er es noch nie angeführt hatte (12 000 Mann). Erst wurde er in einem Engpass bei Hunain zurückgeschlagen; selbst sein persönlicher Zuruf: „Ich bin der Gesandte Gottes" brachte die Fliehenden nicht zum Stehen. Diesen anfänglichen Misserfolg führte er auf das falsche Vertrauen zurück, das die Seinigen auf ihre grosse Zahl und äussere Stärke gesetzt hätten (Sure 9, 25). Endlich gelang es jedoch der Panik Herr zu werden und den Kampf zu erneuern, der mit der Niederlage der Feinde endigte, deren Lager überreiche Beute bot. Die Stadt Tâïf selbst widerstand den Belagerern. Erst später haben ihre Bewohner, welche ihre Mauern nicht mehr verlassen konnten, ohne von Muslims angegriffen zu werden, sich dem nach Medina zurückgekehrten Propheten unterworfen, wobei sie die eigentümliche Bitte vorbrachten, man möge ihnen ihre Göttinnen Lât und ʿUzza wenigstens noch eine kleine Zeit lassen. Dies konnte ihnen natürlich nicht bewilligt werden, sondern ihre Idole fielen zum Schmerz ihrer Weiber unter den Streichen der Muhammedaner. Überhaupt empfing Muhammed nach seinem ehrenvollen Einzug in Medina aus allen Gauen Arabiens solche Gesandtschaften, welche die politisch ihnen wichtige Eingliederung in die Gemeinde der Gläubigen zum Zwecke hatten und für ihre Stämme und Städte nur möglichst günstige Bedingungen zu erzielen suchten.

Unterdessen rüstete sich das nunmehrige Haupt Arabiens auf gewisse Nachrichten vom angeblichen Anrücken eines Heeres aus dem Norden, den Byzantinern mit grosser Macht die Spitze zu bieten. Gegen 30 000 Mann folgten dem Ruf des Propheten, der selbst die Führung übernahm, während Ali zur Überwachung der „Heuchler" in Medina zurückblieb, da sich dort immer noch eine dem Propheten übel gesinnte Partei befand, deren Haupt Abd Allah ibn Ubaj übrigens bald gestorben ist, womit die Widerstandskraft dieser unbequemen Gegner gebrochen war. Der so energisch ins Werk gesetzte Feldzug erwies sich als überflüssig, da nirgends ein nordischer Feind sich zeigte. Man marschierte bis zu der Stadt Tabûk an der syrischen Grenze und kehrte dann nach einigem Aufenthalt zurück. Das Erscheinen einer so impo-

santen Heeresmacht erzeugte immerhin überall einen nicht geringen Eindruck und veranlasste neue Huldigungen.

Ein bemerkenswerter Fortschritt war es ferner, als Muhammed im Jahre 631 den Ali beauftragte, am mekkanischen Pilgerfest, woran er selbst diesmal nicht teilnahm, eine (in Sure 9 enthaltene) Proklamation zu verlesen, wonach allen Heiden der Besuch der hl. Stadt künftig untersagt sei (Sure 9, 28). Die Gläubigen sollten keinerlei Gemeinschaft mehr mit ihnen pflegen und sie bekriegen. Auch die Juden und Christen wurden darin als Lügner erklärt, die Gott bekämpfen möge, da sie ihre Lehrer und Mönche zu Herren machten statt Gott allein (Vs. 30 ff.)[1]. Den Mönchen wird noch besonders deshalb mit der Hölle gedroht, weil sie den Wohlstand des Volkes aufzehren und diese Güter nicht zur Ehre Gottes verwenden (Vs. 34). Die 4 Monate sollen heilig bleiben; aber auch während dieser Zeit, wo niemand dem andern Schaden zufügen darf, ist es Pflicht die Götzendiener zu bekriegen (Vs. 36).

Diese Kriegserklärung, die nach allen Seiten diejenigen bedrohte, welche nicht zum Bekenntnis Muhammeds schwuren, verfehlte ihren Zweck nicht. Die damals noch zahlreich zu Mekka versammelten heidnischen Araber beeilten sich, ihre Stammgenossen zu Hause zur rechtzeitigen Unterwerfung unter diese immer wachsende Macht zu mahnen. Muhammed war das unbestrittene Haupt des Landes, als er im folgenden Jahr (632) mit einer unabsehbaren Menge die letzte grosse Wallfahrt nach Mekka ausführte. Hier vollzog er die sämtlichen herkömmlichen Riten, soweit sie nicht durch Zerstörung der Idole in Wegfall gekommen waren; und die Art, wie er dieselben diesmal ausführte, ist für die Muhammedaner bis auf den heutigen Tag massgebend geblieben.

Bald nach seiner Rückkehr nach Medina ereilte den Propheten Arabiens der Tod, dem er so manches Mal nur wie durch ein Wunder entgangen war. Eine kurze Krankheit machte seinem bewegten folgenschweren Leben ein Ende. Vom Gemach der Aïscha aus, wo er sich von seinen Frauen verpflegen liess, trat der Todkranke nochmals in die Moschee und richtete einige Worte an die andächtige Gemeinde, vor welcher sonst während der letzten Tage Abu Bekr seine Stelle als Imâm (Vorbeter) einnahm. Muhammed starb am 8. Juni 632 und wurde im selben Gemach begraben.

Die Beurteilung des religionsgeschichtlichen Charakters Muhammeds hängt wesentlich davon ab, wie man sich zu seinem Anspruch auf göttliche Eingebung und Leitung stellt, wovon oben S. 328 ff. die Rede war. Wir mussten die Vorstellung abweisen, als ob er nur ein schlauer Betrüger gewesen wäre, der durch Simulierung göttlicher Offenbarungen sich zu Einfluss und Macht erhoben hätte. Er wurde erst gegen seinen Willen von mächtigen

---

1) rab, rabbi wird im Arabischen nur von Gott gebraucht.

Eindrücken überwältigt, die ihm psychisch und physisch Gewalt anthaten. Anderseits fehlte dabei jener heilige Geist, welcher die Propheten des Alten Bundes mit dem wahren lebendigen Gott in besondere Verbindung setzte und ihnen wirklich über ihr natürliches Sinnen und Denken Erhabenes vermittelte. Seine angeblichen Offenbarungen enthalten nichts, was nicht schon vorher in seinem Bewusstsein gelegen hätte. Aus seinen ausserordentlichen Zuständen schöpfte er nicht so fast seine Gedanken als vielmehr deren Legitimation. So lange er selbst von hohen, relativ reinen Ideen erfüllt war, lesen sich auch seine Sprüche wie Erzeugnisse ernster religiöser Überzeugung, wenn auch originaler Geist und Mannigfaltigkeit sich vermissen lassen und das etwas hohl klingende Pathos verrät, dass der Redner etwas höheres zu kopieren bestrebt ist. Immerhin fehlt seinem Auftreten zu Mekka, wo er, ohne äussere Macht und vielverfolgt um seiner reinern Lehre willen, ganz auf die Kraft und Erhabenheit seines Wortes angewiesen war, nicht eine gewisse prophetische Grösse. Als er aber zu Medina an die Spitze eines grossen Gemeinwesens sich gestellt sah, das er mehr durch seine angeborne Schlauheit und sehr menschliche Gewandtheit als durch religiöse Reden regieren musste, nehmen auch seine Offenbarungen diesen politischen Charakter an; ja sie steigen bis zur niedrigsten Stufe seiner sinnlichen Lüsternheit herab, um diese zu rechtfertigen. Es ist einleuchtend, dass Muhammeds religiöser Charakter in jener ersten Periode reiner und sympathischer sich darstellt als in der spätern. Aber es ist unzutreffend, wenn man von ihm als einem gefallenen Engel redet. Ein Abfall von seinen Ideen kann ihm nicht vorgeworfen werden. Er hatte zu Mekka keine höhere Religion als später zu Medina, wo sich sein Ideal realer gestaltete. Vielmehr fehlte von Anfang an die volle innere Wahrheit bei dem Prophetenamt, das er sich beilegte, und seine spätere Entwicklung hat diesen Mangel nur deutlicher ans Licht gebracht, der sich am handgreiflichsten darin zeigt, dass auf ihn selbst der Umgang mit Allah keinen wahrhaft heiligenden Einfluss ausübte [1].

Vom rein menschlichen Standpunkt aus angesehen, ist die geistige Grösse Muhammeds nicht zu unterschätzen. Er war nach allen Anzeichen eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit von unbeugsamer Energie, welche alles dem Einen Zweck der für allein wahr gehaltenen Religion unterstellte. In diesem Streben hat er ein seltenes Mass von persönlicher Hingebung und Entsagung wie von Menschenkenntnis und kluger Berechnungsgabe an den Tag gelegt. Ob er unerbittlich streng und grausam auftrat, oder überraschend mild, edelmütig, grossmütig, stets hatte er dasselbe Ziel im Auge, sein gesamtes Volk, ja die Welt dem wahren Gott, als dessen Gesandten er sich betrachtete, zu Füssen zu legen. Dieser Bestimmung diente sein beredtes Wort wie sein blutiges Schwert;

1) Vgl. oben S. 346 f.

weder Verheissungen und Wohlthaten noch Drohungen und Halsgerichte sparte er, um dieses Ziel zu erreichen. Dabei sind sich sein Scharfblick und seine Thatkraft bis zuletzt wesentlich gleich geblieben. Es widerspricht den vorliegenden Zeugnissen und Kundgebungen seines Geistes sowie den glänzenden Erfolgen, wenn man behauptet hat, er sei in den letzten Lebensjahren halb blödsinnig gewesen. Vielmehr wusste er bis zuletzt in steigendem Masse die verschiedensten Elemente seines Volks, den gutmütigen Abu Bekr wie den gewaltthätigen Omar, unter den Zauber seiner Persönlichkeit zu bannen und die ungeregelten, leichtsinnigen Beduinen wie die weichlichen Bewohner der Südküste zur Huldigung zu bringen. Eine echt semitische Frömmigkeit, welche alles von Gott ableitet und alles zur Ehre Gottes dienen lassen möchte, war ihm eigen. Nur haftete seiner Gottesauffassung wie seinem Gottesdienst, welche sich mit Grausamkeit, Arglist und Treubruch so gut vertrugen wie mit unmässiger Wollust, eine gewisse Äusserlichkeit an, welche verriet, dass diese Frömmigkeit nicht die Frucht einer Neugeburt durch den göttlichen Geist war. Daher erklärt sich auch die Leichtigkeit, mit welcher der Islam zunächst die arabischen Stämme gewann, indem er ihre Natürlichkeit nicht gebrochen, sondern nur in ein neues Bette geleitet hat.

3. Der Koran[1]).

Der Koran[2]), die heilige Schrift der Muhammedaner, besteht aus 114 Kapiteln, Suren[3]) geheissen und enthält Aussprüche und Reden, Anweisungen und Unterweisungen samt liturgischen Stücken, welche sämtlich von Muhammed selbst herrühren und als von ihm in prophetischer Inspiration gesprochen gelten. Die Reihenfolge der Suren ist keine chronologische. Vielmehr sind, abgesehen von der kurzen ersten Sure, dem Eingangsgebet, die längern Reden

1) Von Übersetzungen des Korans nennen wir als die beste englische die von E. H. Palmer, Oxf. 1880 (in M. Müller's SBE vol. VI und IX). Weniger bedeutend sind die französische von M. Kasimirski, Paris 1844, und die deutschen von Wahl, Halle 1828, und die von Ullmann, Cref. 1840. Eine deutsche Übersetzung, welche dem Stil des Korans gerecht würde, fehlt noch. Lehrreich über den Gegenstand sind G. Weil, Historisch-kritische Einleitung in den Koran, 2. Aufl. 1878, und namentlich Th. Nöldeke, Geschichte des Korans, Gött. 1860. Vgl. auch Hartwig Hirschfeld, Beiträge zur Erklärung des Koran, Leipz. 1886. — Hubert Grimme, Mohammed II: Einleitung in den Koran. System der koran. Theologie, Münster 1895. — Vieles darauf Bezügliche findet sich in den Biographieen Muhammeds von Muir und Sprenger.

2) El-Kur'ân = Vorlesung = hebr. miḳrâ, bedeutet das heilige Schriftstück, dann die gesamte heilige Schrift.

3) Sure bedeutet wahrscheinlich eig. die Reihe (vgl. hebr. schûr, Mauer als Reihe von Steinen, vgl. auch schîr, Lied), daher eine Kette von Aussprüchen.

vorangestellt, welche teils der medinischen Zeit angehören, teils schon der spätern mekkanischen; dann folgen die kürzern und endlich die kürzesten Suren, welche teilweise die ältesten sind.

Schon bei Lebzeiten des Propheten wurden nicht nur einzelne Aussprüche sondern auch längere Reden desselben aufgeschrieben und verbreitet. Er und seine Verehrer waren darauf bedacht, seine prophetischen Worte als Mittel ihrer Belehrung und Erbauung und als Norm für ihr Verhalten im Gedächtnis und schriftlich aufzubewahren. Sie sollten ihnen das sein, was den Juden und Christen ihre gepriesenen heiligen Bücher waren. Diese Aussprüche wurden daher oft wiederholt, in den Versammlungen feierlich vorgelesen, bei jedem Anlass citiert und namentlich bei Zwistigkeiten zur Entscheidung angerufen. Muhammed selbst scheint nicht geschrieben zu haben; ja eine starke Tradition behauptet, er habe weder lesen noch schreiben können[1]). Und so viel ist gewiss, dass das Schreiben nicht seine Stärke war, sondern dass er sich bei Abfassung von Schriftstücken durch Kundigere bedienen liess. Als sein Schreiber der hl. Offenbarungen wird besonders genannt Zaid ibn Thâbit. Bei der öftern Wiederholung der Sprüche aus dem Gedächtnis von Seiten des Propheten und seiner Anhänger konnte es nicht fehlen, dass sie in mancherlei Variationen umgingen, worüber er sich keine Sorge machte, indem er gelegentlich mit Bezug auf solche Varianten äusserte, der Koran sei eben auf sieben Lesarten geoffenbart worden[2]). Auch fehlte es noch bei Muhammeds Tod an einer Sammlung und geordneten Zusammenstellung.

Als aber nach seinem Ableben die Zahl der Korankenner sich allmählich verringerte, da veranstaltete Abu Bekr eine Sammlung aller heiligen Aussprüche des Gottgesandten, die auf Papier-, Pergament- und Seidenstücken sowie auf Palmblättern, Schulterknochen u. a. Materialien aufgezeichnet und unter den Gläubigen zerstreut waren. Man betraute mit dieser Sammlung jenen Zaid ibn Thâbit als den kundigsten Kenner und berufensten Schreiber des Korans. Omar scheint dabei die Aufsicht geführt zu haben. Auch blieb die Sammlung in seinen Händen und nach seinem Tode in denen seiner Tochter Hafṣa, woraus zu schliessen ist, dass sie noch kein öffentliches kanonisches Ansehen beanspruchte.

Allein als unter dem Chalifat Othmans verdriessliche Streitigkeiten über den wahren Wortlaut des Korans entstanden und sich gezeigt hatte, dass seine Varianten für die Einigkeit der gläubigen Gemeinde nicht ungefährlich waren, liess derselbe im J. 25 oder 30 d. H. alle Koranstücke einsammeln. Jener Zaid mit einigen der Mundart des Propheten vollkommen mächtigen Kuraischiten sollten diese Fragmente mit der bereits vorhandenen ersten Sammlung, welche als Grundlage diente, vergleichen und so einen

1) Siehe über diese Streitfrage Nöldeke, Gesch. des K. Seite 7 ff.
2) Siehe darüber Nöldeke S. 37 ff.

authentischen Text feststellen, dessen Alleinherrschaft dadurch gesichert wurde, dass Othman alle andern Exemplare verbrennen liess. Von diesem textus receptus wurden drei Kopieen genommen und an die Städte Kufa, Baṣra und Damaskus gesandt, während das Original in Medina blieb. Wohl ist nicht zu bezweifeln, dass dieser mit dem heutigen identische Koran manche Aussprüche des Propheten nicht enthält, welche auch Anspruch auf Aufnahme gehabt hätten. Doch scheint das aufrichtige Bestreben gewaltet zu haben, Alles aufzunehmen, was als Prophetenwort verbürgt war. Dieser normale Koran wurde denn auch damals von allen Muhammedanern anerkannt und die spätere Klage der Schiiten, Othman habe die für Ali ehrenvollen Stellen im Koran unterdrückt, verdient daher keinen Glauben.

Durch dieses kategorische Verfahren also war Einheit des Textes hergestellt. Geringfügige Varianten blieben dadurch freilich nicht ausgeschlossen. Vielmehr haben solche sogar zwischen den vier Normalcodices bestanden, und mit der Zeit musste sich deren Zahl mehren. Und da die Vokalzeichen damals überhaupt noch nicht gesetzt wurden, blieb für die textkritischen Diskussionen der Korangelehrten noch ein ausgiebiges Feld offen. Immerhin sind uns die prophetischen Reden Muhammeds auf diesem Wege mit grosser Treue und Ursprünglichkeit der Form erhalten geblieben.

Durch die Überschriften sind die meisten Suren der mekkanischen Zeit zugeteilt, die kleinere Zahl der medinischen; bei einigen ist der lokale Ursprung zweifelhaft. Auch sind manche, namentlich längere, gemischten Ursprungs, zumal der Umfang, bezw. die Abteilung der Suren nicht unwandelbar, sondern schliesslich vom Gutdünken der Sammler abhängig war. Im allgemeinen bestätigen sich aber die Überschriften durch Stil und Inhalt, welche übrigens auch innerhalb jener beiden Perioden verschiedene Phasen unterscheiden lassen. Doch kann die historische Folge der Suren nur annähernd erschlossen werden. Die ältesten mekkanischen sind kurz gefasst und zeigen die kühnste Begeisterung sowie den höchsten poetisch-rhetorischen Schwung. Sie sind zwar nicht in eigentlichen Versen, für welche die Araber schon damals eine strenge Metrik hatten, aber in der bei diesem Volke sehr beliebten gereimten Prosa abgefasst. Die Rede ist rhythmisch in kurze Sätze gegliedert, welche in nachlässige, leicht zu findende Endreime ausgehen. Von dieser Form hat sich der Prophet nie ganz losgesagt; aber die Verszeilen werden allmählich länger, der Stil gewöhnlicher, bis er fast ganz in Prosa übergeht.

Dem entspricht die Wandlung des Inhalts seit der Flucht. Während der Prophet anfänglich nur den Preis des wahren Gottes verkündigt und die Ungläubigen durch sein donnerartiges Gerichtswort erschreckt, ergeht er sich später ruhiger im lehrhaften und disputierenden Ton. Und vollends in Medina wechseln mit seinen religiös-sittlichen Ermahnungen Anordnungen politischen, militärischen, civil- und kriminalrechtlichen Inhalts ab, bei welchen die

Rede den hohen Kothurn ganz verlassen muss. Doch bleibt der Ton ein rhetorischer. Wenn auch die spätern Reden nicht mehr dieselbe leidenschaftliche Glut verraten wie die ersten, bringen doch auch jüngere Partieen noch den Eindruck der Erhabenheit hervor. Dazwischen freilich wirken die endlosen Wiederholungen des gedankenarmen und pathetischen Sprechers ermüdend. Dies ist um so mehr der Fall, da es ihm nicht gegeben ist, einen Gedanken durch ein grösseres Redestück logisch durchzuführen, sondern die Rede sich meist im Kreise bewegt. Der Unterschied von den alttestamentlichen Propheten ist auch in dieser Hinsicht ein erheblicher, obwohl die letztern sich ja auch mehr der momentanen Geisteswallung überlassen, als dialektisch fortschreiten. Noch fühlbarer ist ihre ungekünstelte Begeisterung derjenigen Muhammeds an Originalität überlegen, bei welchem der Enthusiasmus oft sichtlich affektiert und durch Ausrufungen, Ellipsen u. dgl. eine künstliche Steigerung des Eindrucks versucht wird.

Zusammenhängende historische Erzählungen finden sich nur ausnahmsweise im Koran, in welchen z. B. eine Geschichte Josephs (mit legendarischen Abweichungen von der Bibel) als „die schönste der Geschichten“ Aufnahme gefunden hat. Dagegen kommen sehr häufig Anspielungen auf biblische oder der Sage entnommene Erzählungen vor, welche lediglich der Paränese dienen. Dieselben zeigen hinreichend, dass Muhammed von dem Inhalt der heiligen Bücher der Juden und Christen nur ganz oberflächlich und lückenhaft unterrichtet war.

Die Polemik nimmt einen sehr breiten Raum in diesem Buche ein, da die neu entstehende Religion sich gegen die im Volk bestehende ihr Dasein erkämpfen und mit den ihr selbst verwandten monotheistischen sich auseinandersetzen musste. In der frühern Zeit wird gewöhnlich das arabische Heidentum bekämpft, später ebenso oft die lauen und unzuverlässigen Anhänger, die sog. „Heuchler“. Aber auch das Judentum wird öfter aufs Korn genommen, erst um es durch Hinweisung auf gemeinsamen Boden heiliger Überlieferung zu gewinnen, dann um es mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Seltener sind die Ausfälle gegen das etwas ferner stehende und weniger offensiv auftretende Christentum.

Der Koran ist bald das Hauptobjekt der muslimischen Gelehrsamkeit geworden und bis heute geblieben. Jedes Wort, jeder Buchstabe wurde grammatisch und logisch untersucht, die möglichen Leseweisen erörtert, dunkle Wörter des mittlerweile veralteten kuraischitischen Dialekts erklärt. Die abrupten Sätze, die Verschränkungen der Wörter, die Anspielungen auf wenig bekannte Personen und Vorgänge stellten den Scharfsinn unzähliger Ausleger auf die Probe. So gab es mit der Zeit eine ganze Anzahl Kommentare, unter welchen die berühmtesten sind der von Zamahschari († 538 d. H.) und der von Baidhâwi[1]) († 685 d. H.). Die Kennt-

1) Ausgabe von H. O. Fleischer, Lips. 1846—48.

nis dieser Erklärungslitteratur gehört zur gelehrten Bildung der Muhammedaner wie die des Talmud zu der der rabbinisch geschulten Juden.

4. Lehre und Kultus im Islam[1]).

Durch Muhammed war die Lehre des Islam in ihren einfachen Grundzügen und nach ihrem religiösen Charakter gegeben, wie sie bei den Muhammedanern wesentlich bis heute geblieben ist.

Wir sahen, wie seine Vorstellung von Gott nicht ohne indirekten und direkten Einfluss des Judentums und Christentums aus der arabischen von Allah erwachsen ist. Er erhebt nicht den Anspruch, einen neuen Gott zu lehren, sondern meint die „Religion Abrahams“ zu verkündigen, aus welchem reinen Monotheismus Judentum und Christentum nicht ohne trübende Zuthaten hervorgegangen seien. Es ist die Urreligion, die schon Adam hatte, die Noah predigte, deren Verkündiger Moses, David, Salomo und alle Propheten, auch Jesus, gewesen sind, die aber von den Heiden von jeher in ihrer Verblendung verunstaltet und zuletzt gänzlich verschüttet wurde, so dass sie von ihm selbst nach der ihm gewordenen Offenbarung seinem Volke wieder neu gepredigt werden musste. So sehr ist diese wahre Religion nach muhammedanischer Vorstellung die ursprüngliche, dass jeder Mensch eigentlich als Muslim geboren wird und erst durch Erziehung Jude, Christ oder Heide werden kann. Auch ein Teil der Dämonen (Dschinn) sind Verehrer des wahren Gottes; ebenso selbst die Tiere rechtgläubige Muslims, immerhin mit einigen unrühmlichen Ausnahmen (Hund, Schwein u. a.).

Dieser wahre Glaube hat zum obersten Satz die Einheit Gottes: „Es gibt keinen Gott ausser dem (wahren) Gott (= Allah).“ Dies ist das eigentliche Credo des Islam geworden, allerdings mit Hinzufügung des zweiten Satzes: „Muhammed ist der Gesandte Allahs.“ Dieses Doppelbekenntnis ist das eigentliche Unterscheidungszeichen der Gläubigen und die erste Bedingung ihrer Anerkennung von seiten Gottes und der Gemeinde. In thörichtem Wahn haben die Heiden, wie ihnen im Koran unzählige Male vorgeworfen wird, diesem Einen, wahren Gott „Genossen“ beigesellt, während doch nur Einer das All geschaffen haben und die Welt regieren kann, wie den Menschen schon die Vernunft lehren sollte, da ja verschiedene Götter mit einander streiten und sich einander

1) Vgl. hiezu Abr. Geiger, Was hat Muhammed aus dem Judentum genommen? 1833. — John Mühleisen-Arnold, Der Islam, Gütersloh 1878. — A. Müller, Der Islam I, S. 183 ff. — L. Krehl, Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Islam 1877. — H. Grimme a. a. O. — Otto Pautz, Muhammeds Lehre von der Offenbarung, Leipz. 1898. Sehr reichhaltig: Thomas Patrik Hughes, A dictionary of Islam, Lond. 1885.

unterwerfen müssten[1]). Die Verehrer vieler Götter können dagegen keinen Beweis für deren Walten vorbringen. Alle Propheten haben die Einheit Gottes verkündigt.

Sure 40, 64—70: „Dies da ist Gott, euer Herr, der Schöpfer jeglichen Dinges; keinen Gott gibts ausser Ihm; wohin wollt ihr euch denn abwenden? So wandten sich diejenigen ab, welche die Zeichen Gottes leugneten. Gott ist der, welcher euch die Erde geschaffen hat zum Aufenthaltsort und die Himmel zum Gebäude und euch gebildet in schönen Formen und euch versorgt mit guten Dingen. Dieses da ist Gott, euer Herr! So sei gepriesen Gott, der Herr der Weltgeschöpfe[2])! Er ist der lebendige, kein Gott ist ausser Ihm; so rufet Ihn aufrichtig an in eurer Religion! Lob sei Gott, dem Herrn der Weltgeschöpfe! Sprich: Fürwahr, mir ist verboten worden, diejenigen zu verehren, die ihr ausser Gott anruft, nachdem die deutlichen Offenbarungen von meinem Herrn mir zugekommen sind, und mir ward geboten, dass ich mich ganz ergebe dem Herrn der Weltgeschöpfe. Er ists, der euch geschaffen hat aus Staub, dann aus einem Tropfen, dann aus geronnenem Blut, dann liess er euch hervorgehen als ein Kind; dann (machte er) dass ihr zur Vollkraft gelangtet, dann dass ihr Greise werdet — doch sind welche von euch, die vorher weggerafft werden — und dass ihr gelanget zum festgesetzten Ziele, ob ihrs vielleicht verstehet. Er ists, der lebendig macht und der tötet; und wenn Er eine Sache beschlossen hat, so spricht Er nur: Sei! so ist es.“

Ein Hauptirrtum ist auch zu meinen, Gott habe einen Sohn oder Töchter. Letzteres geht besonders auf die heidnische Anschauung, wonach die Göttinnen als Allahs Töchter galten, was völlig ungereimt sei, da man Gott sogar die weniger erwünschte weibliche Nachkommenschaft zuschreibe, während die Menschen sich ihrer Söhne rühmen können[3]). Dass Gott einen Sohn habe, wird öfter abgelehnt und hat namentlich die Lehre der Christen im Auge, doch nicht ausschliesslich diese. Auch den Juden warf Muhammed vor, sie geben Esra als Gottes Sohn aus[4]). Ebenso kann in den ältern Suren heidnische Mythologie damit gemeint sein. Vornehmlich aber geht diese These gegen die Christen und deren Trinitätslehre.

Sure 4, 169 f.: „O ihr Besitzer der Schrift, übertreibet nicht eure Religion und saget über Gott nichts als die Wahrheit. Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist nur der Gesandte Gottes

---

1) Sure 21, 22; 23, 93.

2) Gewöhnlich wird übersetzt: „Herr der Welten.“ Allein die Araber verstehen es besonders von den vernünftigen Weltbewohnern, Engeln, Menschen u. s. f. Siehe Baidhâwî zu Sure 1. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, dass es ursprünglich das hebräische ʿōlāmīm, „Welten“, war.

3) Sure 53, 21.

4) Sure 9, 30.

und sein Wort, das Er in Maria geworfen hat, und ein Geist von Ihm. So glaubet an Gott und seinen Gesandten und saget nicht: „Dreie!“ Höret auf zu euerm Besten! Gott ist ein einziger Gott, gepriesen sei er (d. h. er ist darüber erhaben), dass Er einen Sohn haben sollte! Sein ist, was in den Himmeln und was auf Erden ist und Gott genügt als Verwalter. Der Messias verschmäht es gewisslich nicht, ein Knecht Gottes zu sein, noch thun es die nächsten (d. h. Gott nächsten, also höchsten) Engel.“

Baidhawi bemerkt zu dieser Stelle, jene Dreiheit gehe auf Gott, den Messias und Maria. Er beruft sich dafür auf Sure 5, 116, wo Muhammed in der That Gott Jesum folgendermassen zur Rede stellen lässt: „Jesus, Sohn der Maria, bist du es, der gesprochen zu den Menschen: Wählet mich und meine Mutter zu zwei Gottheiten ausser Gott?“ was Jesus dort feierlich ablehnt, da er den Menschen vielmehr befohlen habe, Gott allein als seinen und ihren Herrn anzubeten. Möglich ist daher in der That, dass Muhammed die christliche Trinität sich so vorstellte. Jedenfalls fällt nach ihm die Marien- und Heiligenverehrung unter dieselbe Verdammnis wie die Gleichsetzung Gottes und Jesu. Doch erwähnt Baidhawi auch eine Ansicht, wonach jene Drei auf die Hypostasen Gottes ginge: Vater, Sohn und hl. Geist, von denen der Vater das göttliche Wesen, der Sohn das Wissen, der Geist das Leben Gottes darstellen sollen. Jedenfalls aber hat Muhammed die christliche Lehre von der Dreieinigkeit als Vielgötterei verurteilt. Dass die Vorstellung, Gott habe einen Sohn, etwas ganz Monströses sei, siehe auch Sure 19, 90 ff.; 72, 3 und 25, 2; vgl. 39, 6.

Allah ist vor allem der schlechthin Erhabene, was jede Mehrheit von Gottheiten und ebenso jede Abbildung von ihm ausschliesst. Heidnische Götzenanbetung und christliche Bilderverehrung sind ein Greuel. Dagegen wird dieser Eine Gott mit manchen „schönen Namen“ (S. 7, 179) gepriesen, welche seine Eigenschaften aussprechen: der Barmherzige, der Gnädige u. s. f. Man hat 99 solche Namen zusammengestellt, welche eine Art Rosenkranz bilden, indem sie bei der Lobpreisung (Zikr) nach einander aufgezählt werden[1]. Die Erhabenheit Gottes wird im Koran oft mit beredten Worten und ausdrucksvollen Bildern dargestellt, und solche Stellen können am ehesten an die alttestamentlichen Propheten und das Buch Hiob erinnern. Mehr lehrhaft heisst es

Sure 2, 256: „Gott — es ist kein Gott ausser Ihm, Er ist der lebendige, der in sich beständige, über den kein Schlaf noch Schlummer kommt, dem alles gehört, was in den Himmeln und was auf Erden ist. Wer könnte bei Ihm Fürbitte einlegen ausser mit seiner Erlaubnis? Er weiss, was vor ihnen liegt und was hinter ihnen, und nur so viel umfassen sie von seinem Wissen,

1) Siehe die Aufzählung der 99 Namen z. B. C. H. Palmer, Qur'an p. LXVII.

als Er will. Sein Thron begreift Himmel und Erde unter sich und ohne Mühe überwacht Er beide. Und Er ist der Hohe, Gewaltige."

85, 12 ff.: „Siehe die Energie deines Herrn ist fürwahr gewaltig. Siehe, Er lässt (die Geschöpfe) hervorgehen und zurückkehren. Er ist der Vergebende, Liebreiche, der Inhaber des gepriesenen Thrones, der Thäter alles dessen, was Er will."

Allwissenheit und Allmacht Gottes werden häufig verkündigt und in seinem Walten in Natur und Geschichte nachgewiesen. Besonders aber wird seine Souveränetät, d. h. schlechthinige Unabhängigkeit betont. Seine Majestät lässt sich in keiner Weise zur Rechenschaft ziehen; man muss sich unbedingt vor ihr beugen. Der Mensch kann vieles in Gottes Walten nicht begreifen und sittlich rechtfertigen; er darf sich aber nicht beikommen lassen, Gottes Wege zu meistern. Auch das Ethische ist kein Gesetz, das über Gott stünde. Doch handelt er einst als der gerechteste Richter[1]). Besonders oft aber wird seine Barmherzigkeit gepriesen. Von ihr sind die häufigsten Beinamen Gottes genommen: bismillah er-raḥmân er-raḥîmi „im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen" ist die stehende Anfangsformel der Suren und im muhammedanischen Leben bis heute das Segensvotum beim Beginn jedes wichtigern Geschäftes. Das göttliche Erbarmen äussert sich namentlich auch im Vergeben der Sünden. Freilich ist auch hierin Gott sein eigener Herr. „Er vergibt wem er will." Er behält etwas stark Willkürliches, Unberechenbares, was an die Launen eines unumschränkten orientalischen Despoten erinnert. Weder jene fehllose Heiligkeit des alttestamentlichen Gottes, die auch an den Seinigen nichts unreines duldet, ist dem Gott Muhammeds eigen, noch ist die Liebe sein Wesen, wie im Neuen Testament.

Dagegen wird unter Anlehnung an die jüdische Religion von ihm erzählt, er habe Himmel und Erde in sechs Tagen[2]) geschaffen und insonderheit den Menschen bereitet. Den ersten Menschen, Adam, versetzte er in einen paradiesischen Zustand der Herrlichkeit und Unschuld. Das Paradies ist im Himmel gedacht. Gott forderte die Engel auf, vor diesem neugeschaffenen Wesen niederzufallen; alle ausser Iblîs (= *διάβολος*; auch esch-Schaiṭân = Satan geheissen) gehorchten; dieser wurde deshalb aus dem Paradiese vertrieben und war den Menschen fortan feindselig. So bringen die Muslims, jüdischer Spekulation folgend, den Fall des bösen Engels mit der Erschaffung des Menschen in Zusammenhang. Iblis war es, welcher Eva und Adam verführte, von dem verbotenen Baum des Lebens zu naschen.

---

1) Z. B. Sure 95 Ende.

2) Sure 10, 3; 11, 9; 50, 37; 57, 4. Zweifelhaft ist, wie die Tage der Schöpfung 41, 8—11 gezählt sind, wonach jedenfalls die Erschaffung der Himmel auf die der Erde folgt.

S. 7, 10—24. „Wir haben euch ja geschaffen; dann haben wir euch gestaltet; dann haben wir zu den Engeln gesprochen: Fallet nieder vor Adam! Da fielen sie nieder ausser Iblis; der war nicht unter den Niederfallenden. Er sprach: Was hält dich ab, dass du niederfallest, da ich dirs doch geboten habe? Er sprach: Ich bin besser als er; mich hast du aus Feuer geschaffen, ihn hast du aus Lehm geschaffen. Er sprach: So steige herunter von hier und nicht sollst du hier dich überheben dürfen; so mach, dass du fortkommst! Siehe, du bist (d. h. seiest) von den Geringen! Er sprach: Spare mich auf den Tag, da sie auferweckt werden! Er sprach: Siehe du bist von den Aufgesparten. Er sprach: Weil du mich denn in Irrtum geführt hast, so will ich ihnen schon aufpassen auf dem geraden Wege. Dann will ich an sie herankommen von vorn und von hinten und von rechts und von links, und die meisten von ihnen wirst du undankbar finden. Er sprach: Gehe hinaus von hier verachtet, verstossen; fürwahr, wer von ihnen dir nachfolgt, mit euch insgesamt will ich die Hölle anfüllen! Du aber, o Adam, wohne mit deiner Gattin im Paradies und esset von wo ihr wollt. Aber esset nicht von diesem Baum, dass ihr nicht Übelthäter werdet. Und der Satan flüsterte ihnen ein, um ihnen offenbar zu machen, was ihnen verborgen war, nämlich ihre Scham, und sprach: Euer Herr hat euch diesen Baum nur deshalb verboten, dass ihr nicht Engel werdet oder werdet Unsterbliche. Und er schwur ihnen: siehe ich bin euch ein aufrichtiger Berater. Und er betrog sie durch Vorspiegelung, und nachdem sie von dem Baum gekostet, trat ihnen ihre Scham entgegen und sie fingen an von den Blättern des Gartens an sich zu heften. Und es rief ihnen ihr Herr: Habe ich nicht euch beiden diesen Baum verboten und euch gesagt: Satan ist euch ein offenkundiger Feind? Sie sprachen: Unser Herr, wir haben unsere Seelen mit Unrecht beladen und wenn du nicht uns vergibst und Mitleid mit uns hast, dann sind wir gewisslich von den verlorenen. Er sprach: Steigt hinunter, verfeindet untereinander, und auf der Erde sollt ihr euern Wohnort haben und Unterhalt eine Zeit lang. Er sprach: Auf ihr sollt ihr leben und auf ihr sterben und von ihr zurückgebracht werden."

Unzertrennlich vom Islam ist der Glaube an die Engel, welcher sichtlich aus dem Judentum stammt. Diese lichten, himmlischen Wesen umgeben anbetend Gottes Thron, um welchen sie auch Prozessionen aufführen, und werden von ihm auf die Erde gesandt, um seine Befehle auszuführen, besonders auch seine Weisungen den Propheten zu übermitteln, wie denn Muhammed die seinigen durch den Engel Gabriel empfing, der ihm dabei zweimal in erhabener Menschengestalt sichtbar wurde, wie einst der Maria[1]). Ferner greifen die Engel in Augenblicken wichtiger Entscheidung ins Leben ein, so in den Schlachten von Bedr und

1) Sure 81, 20 ff.; 53, 5 ff.

Hunain, wo sie den Sieg der Gläubigen herbeigeführt haben. Die einzelnen Menschen haben Schutzengel, „Wächter“, welche sie begleiten und behüten und ihre Thaten in ein Buch aufschreiben [1]). Gabriel erscheint als der ausgezeichnetste der Engel und besonderer Beschützer des Islam. Michael, den die Juden (nach Dan. 12, 1) als ihren nationalen Schutzengel ehrten, ist neben ihm genannt S. 2, 92. Die Engel thun bei Gott Fürbitte für ihre Schützlinge; doch ist deren Wirkung durch Gottes Gutfinden bedingt [2]). Nach dem Tode führen sie die Gläubigen ins Paradies, die Gottlosen zur Hölle. Der gefallene Engel, Iblis = Satan, bringt über die Lebenden körperliche Leiden und Unglück aller Art, er bestärkt sie im Unglauben, verführt sie zum Bösen und betrügt sie dabei beständig. Doch ist seine Macht eine beschränkte, indem sein ganzes Walten durch Gottes Zulassung bedingt ist. Auch kann er damit nur bis zum jüngsten Tage fortfahren. Dann wird er mit allen bösen Engeln, deren es eine grosse Zahl gibt, in die Hölle geworfen.

Eine geringere Art von Geistern sind die Dschinn, offenbar eine Erbschaft aus dem arabischen Heidentum. Diese Dämonen sind teils gut, teils böse, wie die Menschen und gläubig oder ungläubig wie diese. Sie hausen auf der Erde und im Zwischenraum zwischen Himmel und Erde. Sie klettern wohl auch am Himmelsgewölbe hinauf, um etwas von dem zu erlauschen, was in der himmlischen Ratsversammlung, welche Gott mit den Engeln abhält, gesprochen wird. Das verraten sie dann den Zauberern und Wahrsagern, welche daher bisweilen etwas richtig voraussagen. Wenn aber ein Engel diese am Himmel emporkletternden Genien bemerkt, schleudert er einen Feuerball nach ihnen — das sind die Sternschnuppen!

Da Gott der allmächtige Schöpfer, Erhalter und Regent der Welt ist, der alles regelt und bestimmt, das Gute und das Böse nach seinem Ratschluss geschehen lässt, so bleibt für den menschlichen Willen nichts übrig, als sich blindlings dem göttlichen Willen zu ergeben. Diese völlige Ergebung an Gott heisst eigentlich Islam. Auch zu Glauben und Unglauben, Seligkeit und Verdammnis ist man durch Gottes absolutes Dekret prädestiniert [3]). Die Resignation des Muslim, der bei aller Widerwärtigkeit des Lebens spricht: Allah kerîm! (Gott ist gross) hat etwas Imponierendes und verleiht ihnen die Kraft die grössten Entbehrungen und Leiden geduldig zu ertragen. Allein es ist mehr eine sklavische, fatalistische Unterwerfung unter eine unbegriffene und unbegreifliche Macht als ein wirklich sittliches Verhalten zu Gott.

Die erste und oberste Pflicht des Muslim ist zu glauben, was Gott geoffenbart hat. Aber auch dieser Glaube ist mehr eine äusserliche Unterwerfung unter das vorgeschriebene Dogma als

---

1) Sure 86, 4; 82, 10.
2) Sure 53, 26 f.
3) Sure 3, 189.

eine gottvertrauende Gesinnung, welche auf einem ethischen Wechselverhältnis zwischen Gott und Menschen ruhte. Dass dem so ist, zeigen die sehr äusserlichen Lock- und Schreckmittel, welche der Prophet in der Übung hatte zur Gewinnung der Ungläubigen für den wahren Glauben anzuwenden. Es handelte sich dabei einfach darum, die Grundsätze des Islam nachzusprechen. Wenn auch Muhammed gelegentlich zwischen dem auf innerer Überzeugung ruhenden Glauben (imân) und dem äussern Bekennen (islâm) unterschieden hat[1]), so richtet sich das menschliche wie das göttliche Urteil doch im allgemeinen nach dem letztern. Es versteht sich übrigens, dass auch der Glaube des Menschen von Gott gewirkt ist; er wird sich aber notwendig äussern im Bekenntnis und in der Beobachtung der fünf Hauptgebote (Waschung, Gebet zur rechten Zeit, Almosen, Fasten, Pilgerfahrt). Durch Vernachlässigung dieser guten Werke nimmt der Glaube nach Muhammeds Lehre ab. Dagegen gibt es eine theologische Richtung, el Murdschia, welche lehrt, der Glaube sei ein unveräusserliches Gut, das von Gott nach freier Wahl gegeben werde und den glücklichen Inhabern die Freuden des Paradieses sichere; es bedürfe dafür keineswegs der guten Werke. Muhammed war ein zu praktischer Volksführer, um die Theorie so weit zu treiben; allein seine starke Betonung der souveränen Willkür Gottes mit rücksichtsloser Verdammung aller noch so Gerechten, welche nicht Muslims geworden waren oder hatten werden können, führte leicht zu solcher Auffassung, welche zwar in der rechtgläubigen Theorie stets bekämpft wurde, aber die Muslims aller Länder stark beherrscht. Zur Entschuldigung seiner Versäumnisse und sittlichen Fehler beruft sich der Muhammedaner häufig auf Allah, der ihn so und nicht anders habe handeln lassen. Und die Ansicht, der einmal Erwählte brauche sich nicht mehr anzustrengen, dem zur Verdammnis Bestimmten helfe der beste Wandel nichts, hat, mit Döllinger zu reden, wie ein moralisches Opium auf die Bekenner des Islam gewirkt.

Eine hervorragende Stelle in Muhammeds Predigt nimmt, wie wir sahen, von Anfang an die Ankündigung des jüngsten Gerichtes ein, wo die endgiltige Vergeltung des Guten und Bösen stattfindet. Diese oft neben die der Einheit Gottes gestellte Lehre vom Gerichtstag wird im Koran wie jene als unterscheidendes Merkmal der reineren Religionen der Juden, Christen und Ṣabier angesehen, was darauf hinweist, woher diese Lehre stammt, die nicht altarabischen Ursprungs ist. Sie wird fast in allen Suren des Korans wiederholt[2]). Immer aufs neue predigt Muhammed das höllische Feuer mit seinen Qualen, welches die erwartet, die ihn und seine Lehre verwerfen, ja auch alle aufgenommen hat,

---

1) Sure 49, 14. Vgl. auch Dozy, Hist. de l'Islam. p. 182 f.

2) Siehe beispielsweise Sure 50, 16 ff. 40 ff.; 52, 13 ff.; 23, 102 ff.; 25, 12 ff.; 44, 9 ff.; 54, 46 ff.; 74, 41 ff.; 75, 1 ff. u. s. w.

welche vor ihm im Heidentum gestorben sind. Umgekehrt werden den Gläubigen die Freuden des Paradieses, die sie geniessen werden, zumal wenn sie im Kampfe für den Islam gefallen, in den verlockendsten Farben ausgemalt als Genüsse des Fleisches, wie sie sich ein Morgenländer nur wünschen kann: Sie werden in Gewändern prangen, welche mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt sind, lustwandeln in üppigen Gärten an sprudelnden Bächen, in welchen Milch, Honig und Wein fliesst (47, 16), sich lagern im Schatten herrlicher Bäume, deren köstliche Früchte sie geniessen (55, 45 ff.). Sie werden sich vermählen mit reizenden Jungfrauen, Huri genannt nach ihren grossen Augen[1]) und von ihren holden Knaben umgeben sein (52, 17 ff.). Kurz, es erwartet die glaubenstreuen Muslims eine unendliche Fülle desjenigen Genusses, den sie auf Erden am meisten schätzten. Von einer geistigen Seligkeit ist nirgends die Rede, daher auch die Verheissungen nicht spiritualisiert werden können, was auch dem Geschmack der Sieger von Bedr und Kadesia wenig entsprochen hätte.

Das Weltgericht, welches über den endgiltigen Zustand der Seelen entscheidet, wird eingeleitet durch die Auferstehung der Leiber, diese selbst durch einen Posaunenstoss des Engels Asrafil, worauf alle auf Erden Lebenden sterben. Auf den zweiten Posaunenstoss stehen die Toten auf. Eine Brücke, dünner als ein Faden und schärfer als die Schneide des Schwerts führt über den Abgrund der Hölle zum Paradies. Die Menschen müssen darüber schreiten, wobei die Frommen von ihren Schutzengeln gehalten werden, während die Gottlosen hinunterfallen. Man dachte sich später diese Szene in jenem Thal (Josaphat) bei Jerusalem, wo die Juden das Endgericht erwarten. Der Faden ist dann über die Kidronschlucht gespannt, während Muhammed auf einer aus der Harammauer vorstehenden Säule seinen Standort haben soll. Nach einer andern bildlichen, aber gleichfalls eigentlich gemeinten Vorstellung wird der Spruch gefällt nach den Büchern jener Engel, die den Menschen durchs Leben geleitet haben. Muhammed selbst betont, dass keine Fürsprache, selbst nicht die Gabriels, an jenem Tage etwas ausrichte. Spätere legen ihm selbst das Recht der Interzession bei. Auch die Engel, die Dschinn und sogar die Tiere werden an jenem Tage ihr Urteil empfangen.

Die frommen Menschen werden dann von ihren Engeln ins Paradies eingeführt, die bösen sofort nach der Hölle gebracht, wo peinigende Geister sie in Empfang nehmen. Doch beginnen diese Seligkeit und Verdammnis nicht erst dann. Muhammed schaut gleich nach der Schlacht die Gefallenen schon im Paradies, und sagt von den Ungläubigen, sie befinden sich im höllischen Feuer. Auch kennen die Spätern ein Seelengericht schon gleich nach dem

---

1) Es ist nicht richtig, dass die gläubigen Frauen nicht ins Paradies gelangen sollen, was vielmehr Sure 43, 70 bestimmt verheissen ist; doch wird der Selige nicht blos auf sie angewiesen sein.

Tode des Menschen. Man findet auf den Gräbern stets zwei Steine, auf welchen die beiden Engel (nakîr und munkar) sich setzen sollen, die den Toten in der Nacht nach der Bestattung auf seinen Glauben zu prüfen haben. Damit er ja nicht vergesse, was er auf ihre Fragen zu antworten hat, wird ihm beim Begräbnis noch unzählige Male das Credo vorgesungen: Es ist kein Gott ausser Allah, Muhammed ist der Prophet Allahs! Nach Ghazâli werden von jenen examinierenden Engeln 4 Fragen gestellt: „Welches ist dein Herr? Welches deine Religion? Welches dein Prophet? Welches deine Kibla? Besteht er dieses Examen nicht, so wird der Tote von jenen beiden mit eisernen Barren auf Gesicht und Rücken geschlagen. Die Gelehrten wissen über den Aufenthalt der Seelen von da an bis zum Weltgericht allerlei zu sagen: Nur die Propheten sollen gleich ins Paradies eingehen, die Seelen der Märtyrer nehmen ihren Aufenthalt in den Kröpfen grüner Vögel, welche die Frucht und das Wasser des Paradieses geniessen, andere abgeschiedene Seelen sollen in der Tiefe des Brunnens Zemzem verweilen, noch andere im untersten Himmel mit Adam u. s. f.[1]). Die Seelen der Bösen sind in einem Kerker eingeschlossen, wo sie Pein erdulden.

Es mangelt diesen Vorstellungen systematische Einheit. Die späteren Theologen haben eine solche hergestellt, so z. B. Ghazâlî[2]), der in einer farbenreichen Bilderreihe die Vorgänge des jüngsten Gerichtes vorführt. Mit Recht hebt Gautier hervor, dass dieser Gegenstand innerhalb der starren orthodoxen Glaubenslehre fast der einzige war, der sich durch die Phantasie entwickeln liess und deshalb mit besonderer Vorliebe behandelt wurde. Verglichen mit dem Koran zeigt Ghazâlî's Darstellung nicht nur einheitliche Systematisierung, sondern auch ethische Vertiefung, obwohl von oberflächlicher Auffassung des göttlichen Waltens noch genug übrig bleibt. Während Ghazâlî darauf verzichtet die Paradiesesfreuden und Höllenqualen näher zu schildern, verweilt er um so länger bei dem Gericht und lässt hier einen sittlich viel strengern Massstab zur Geltung kommen, als man ihn bei Muhammed und seinem Anhang gewohnt ist. Charakteristisch ist die sklavische Furcht, in welcher doch auch nach ihm die Frömmsten vor Gott zittern, die Engel nicht ausgenommen, welche ebenfalls beim ersten Posaunenstoss sterben müssen. Wie nach der Auferstehung der Gerichtsspruch verzieht und die Menschen es fast nicht mehr aushalten, wagen es, eingedenk ihrer Sünden und Schwächen weder

1) Siehe Ghazâli, Perle précieuse ed. Gautier p. 32 ss. — Mühleisen-Arnold S. 80.

2) Siehe über ihn unten S. 386. Er hat die Eschatologie in seinem Hauptwerk „Belebung der Wissenschaften" und dann in einer Monographie „die kostbare Perle" behandelt, herausgegeben arabisch und französisch von Lucien Gautier, Genf 1878. Vgl. auch die moderne muhammedanische Schrift „über die Zustände der Auferstehung", welche Dr. M. Wolff, Leipzig 1872, herausgegeben hat.

Adam noch Noah, noch Abraham, noch Mose, noch Jesus (letzterer weil er samt seiner Mutter vergottet worden), Gott um Beschleunigung anzugehen. Nur Muhammed, das Siegel der Propheten, thut es ohne Scheu und mit Erfolg[1]). Bezeichnend ist auch wie in dieser Darstellung Jesus nur als einer unter andern Propheten ins Paradies einzieht. Wie nämlich Scho'aib (Jethro) an der Spitze der frommen Blinden mit weisser Fahne in der Hand, Joseph als Führer der Keuschen mit roter Fahne, Aaron als der Führer derer, die sich in Gott lieben, mit gelber Fahne; Johannes der Täufer, eine gelbe Fahne in der Hand, mit der Schar der Märtyrer u. s. w., so hält Jesus ebenfalls mit gelber Fahne seinen Einzug an der Spitze der frommen Armen, worauf Salomo mit bunter Fahne die frommen Reichen hineinführt[2]).

Es erhellt aus dem Angegebenen, wie viel wesentliches und untergeordnetes Muhammed und die ihm folgenden Religionslehrer aus dem Judentum und Christentum geschöpft haben. Damit ist nicht gesagt, dass er alles, was aus diesen Quellen stammt, direkt von Juden oder Christen gehört hatte; war doch die arabische Ideenwelt von manchen dieser Vorstellungen bereits durchdrungen. Er selber war, wie schon bemerkt, sich anfänglich der wesentlichen Einheit seiner Religion mit Judentum und Christentum bewusst. Er findet ihren gemeinsamen Ursprung in der „Religion Abrahams".

Abraham (Ibrahîm), häufig El Chalîl genannt: der Freund, nämlich Gottes (vgl. Jakobusbrief 2, 23), ist der Lieblingsprophet des Islam. Er hat seinem eigenen götzendienerischen Vater und dem Tyrannen Nimrod gegenüber die reine Gotteslehre verkündigt. Die Art, wie er zu dieser Erkenntnis kam, wird folgendermassen geschildert Sure 6, 75 ff.:

„Also zeigten wir dem Abraham die Herrschaft über Himmel und Erde, damit er zu den Befestigten gehöre: Als die Nacht ihn überschattete, sah er einen Stern; da sprach er: dies ist mein Herr! Als er aber unterging, sprach er: nicht liebe ich die untergehenden. Und als er den Mond aufgehen sah, sprach er: dies ist mein Herr! Als er aber unterging, sprach er: Fürwahr, wenn mein Herr mich nicht leitete, da würde ich gewisslich angehören dem Volke der Irrenden! Und als er die Sonne aufgehen sah, sprach er: dies ist mein Herr; dieser ist der grösste. Als sie aber untergegangen, sprach er: O mein Volk, siehe ich bin rein von dem, was ihr (Gotte) zugesellt; siehe ich wende mein Antlitz dem zu, der Himmel und Erde geschaffen, als Hanife und gehöre nicht zu denen, die (Ihm) Genossen beigesellen."

In Anlehnung an die jüdische Haggada wird auch von Muhammed erzählt, er sei wegen Zertrümmerung der Götzen von Nimrod in einen Feuerofen geworfen worden, aber darin unversehrt geblieben. Dass er mit seinem Sohn Ismael die Ka'ba er-

---

1) Ghazâlî, Perle ed. Gautier p. 59 ss.
2) Ebenda p. 86 ss.

baut hat, wurde schon berichtet. Auch die andern alttestamentlichen Frommen von Adam, Idris (= Henoch), Noah an werden häufig als treue Bekenner der reinen Lehre genannt; von Salomo werden jüdische Legenden über seinen Verkehr mit den Dschinn u. s. f. erzählt. Aber auch Alexander d. Gr. erscheint als muhammedanischer Glaubensheld und wird unter dem Namen Chidr gefeiert, übrigens mit dem hl. Georg und auch mit dem alten Propheten Elias verschmolzen.

Das Bild Jesu[1]) zeigt sich von den apokryphischen Quellen, Kindheitsevangelien u. a. beeinflusst und auch sonst höchst ungenügend. Von der Jungfrau geboren, ist Jesus[2]) von Kindheit an wunderthätiger Prophet, der das Gesetz Moses bestätigte, soweit es nicht durch das von ihm neu gebrachte Evangelium aufgehoben wurde. Sure 3, 30 ff. und 66, 12 ist seine Mutter Marjam (Maria) als die Tochter ʿAmrâns (oder ʿImrans) bezeichnet und 19, 29 heisst sie Schwester Aarons. Aus beidem zusammengenommen folgt, dass Muhammed sie mit der im Arabischen gleichnamigen Schwester Moses verwechselt hat, was auf die Unklarheit seiner Vorstellungen von der biblischen Geschichte ein grelles Licht wirft[3]). Auf doketischen Einfluss weist die Annahme, Jesus sei nicht gekreuzigt worden, sondern ein Doppelgänger von ihm[4]). Doch glauben die Muhammedaner auf Grund von 3, 48, Gott habe Jesum auf einige Stunden sterben lassen, ehe er ihn in den Himmel aufnahm. Die christliche Versöhnungslehre hat Muhammed nicht angenommen, ja schwerlich gekannt; sonst wäre Jesus aus der Reihe der blossen Propheten zu sehr herausgetreten und Muhammeds eigene Prophetenrolle dadurch beeinträchtigt worden. Seine Person soll in den heil. Büchern der Juden und Christen vorausgesagt sein, doch hätten diese die betreffenden Stellen meist unterdrückt. Er dachte wohl u. a. an die Verheissung des Parakleten (Joh. 14, 16), welche auch christliche Irrlehrer zu ihrer Legitimation missbraucht haben[5]). Muhammed erklärt sich für den letzten und grössten Propheten; aber seiner gesetzlichen Auffassung der ganzen Religion entspricht es, dass auch er lediglich die Mission hat, den vergessenen rechten Weg zu zeigen. Diese Mission hat er nach seiner anfänglichen

---

1) Er heisst im Koran Isa, was aber arab. = Esau. Dies deutet auf jüdische, dem Christentum feindliche Quelle, aus der man zuerst von ihm Kunde erhielt.

2) Vgl. oben S. 359. Sure 3, 52 steht die Erschaffung Jesu derjenigen Adams parallel.

3) Die Versuche, diese Verwechslung zu bestreiten, befriedigen nicht.

4) Sure 4, 156. Siehe die Meinungen der Gelehrten bei Mühleisen-Arnold S. 116.

5) Sure 61, 6: „Jesus, der Sohn der Marjam, sprach: O Kinder Israel, siehe ich bin der Gesandte Gottes an euch, der bestätigen sollte, was von Thora vor mir gewesen ist, und verkündigen einen Gesandten, der nach mir kommen wird, dessen Name Achmed." Man vermutet, *παράκλητος* sei dabei in *περίκλυτος* verwandelt worden.

Auffassung die Araber ebenso zu lehren wie Moses und Jesus die Juden; später aber dehnte er, da ihm die Abirrung dieser und der Christen von der wahren Lehre zum Bewusstsein gekommen, diese seine Mission auf alle Völker aus und verlangte von allen Anerkennung und Gehorsam.

Zu dieser seiner Religionslehre gehört die Einhaltung gewisser kultischer Vorschriften. Fünf Gebote sind die Pfeiler seiner Religion: Waschungen, Gebete, Almosen, Fasten, Wallfahrt. Die Reinigung durch Waschungen ist als Vorbereitung zum Gebet („Schlüssel des Gebets") regelmässig vor demselben zu vollziehen. Dabei sind jedesmal Gesicht, Hände und Füsse zu waschen; doch können sie in Ermangelung von Wasser auch mit Sand abgerieben werden. Am ganzen Leibe ist die Waschung in Fällen besonderer Verunreinigung vorzunehmen[1]).

Das Gebet ist fünfmal des Tages zu bestimmten Stunden[2]) abzuhalten, welche vom Muëddin vom Minaret herab ausgerufen werden, indem er mit kantillierender Stimme gewisse Lobpreisungen und Mahnungen recitiert. Dieser Ausrufer vertritt also die Stelle der israelitischen Posaunen oder der christlichen Glocken oder auch der Hammerschläge, wie sie in morgenländischen Kirchen üblich waren. Der erste Muëddin war der getreue Bilâl. Beim Beten hat man das Angesicht nach Mekka zu richten, welche Richtung (ḳibla) in jeder Moschee durch eine Nische angegeben wird. Man betet auf einem Teppich oder einer Matte, die nicht mit Schuhen oder Sandalen zu betreten sind. Als Inhalt der Gebete sind bestimmte Koransprüche und sonstige liturgische Stücke vorgeschrieben, ebenso gewisse ausdrucksvolle und nicht unwürdige Geberden, wie die Prostration (mit dem Angesicht zur Erde), das Halten der Finger an die Ohrläppchen (Zeichen des Aufmerkens auf Gottes Stimme), die Neigung des Kopfes nach rechts und links (um die seitwärts stehenden Schutzengel zu begrüssen) u. a. m.[3]). Die Äusserlichkeit und Unfreiheit des Gebetsverkehrs mit Gott tritt uns allerdings nicht erst in der Praxis des Islam entgegen, wo die gesamte Frömmigkeitsübung als opus operatum abgewickelt wird, sondern schon im Koran vermisst man jenen herzlichen Gebetsumgang des Menschen mit Gott, an welchen man von der Bibel her gewöhnt ist. Persönliche Bitten dürfen nur wenige in die Gebete eingeschaltet werden. Das häufigste Gebet ist die erste Sure des Korans, welche lautet:

---

1) Sure 5, 8. 9.

2) Die Gebetstunden sind: 1) bald nach Sonnenuntergang (wo der neue Tag beginnt wie bei den Juden); 2) 1½ Stunden nach Sonnenuntergang; 3) bei Tagesanbruch; 4) am Mittag; 5) ½ Stunde vor Sonnenuntergang. Am Freitag kommen noch besondere Akte in der Moschee hinzu, z. B. eine Predigt (chuṭba). Doch ist dieser ausgezeichnetste Wochentag kein Ruhetag.

3) Siehe die Abbildung der verschiedenen Gebetsstellungen bei E. W. Lane, Manners and Customs of the modern Egyptians, 2 voll. Lond. 1871. Vol. I, p. 95.

„Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmers. Preis sei Gott, dem Herrn der Weltgeschöpfe, dem Barmherzigen, dem Erbarmer, dem Gebieter des Gerichtstages! Dich verehren wir und dich rufen wir um Hilfe an. Führe uns auf dem geraden Pfade, dem Pfade derer, welchen du Huld erwiesen, auf denen kein Zorn liegt, und nicht den der Irrenden."

Die Almosen (S. 9, 60) blieben nur zum Teil dem freiwilligen Ermessen überlassen; es wurde auch eine bestimmte Steuer an den Staatsschatz verlangt, der zu wohlthätigen und religiösen Zwecken dienen sollte.

Das Fasten hat Muhammed als „die Thüre zur Religion" ebenfalls hoch gewertet und auf einen ganzen Monat, den Ramadhân in strengster Weise verordnet, so nämlich, dass während der Tageshelle über diese Zeit schlechterdings nichts genossen werden darf. Entschädigt man sich auch dafür von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durch Essen und Trinken, so ist doch die lange Entbehrung jeglicher Erfrischung namentlich, wenn der Ramadan in den Sommer fällt, äusserst peinlich. Gewisse Speisen sind den Muslims (wie den Juden) überhaupt verboten wie das Fleisch von Schweinen, Hunden, Katzen, nicht ordentlich geschlachteten Tieren. Ebenso hat der Prophet (vielleicht beim Zuge gegen Chaibar), den Gläubigen den Genuss des Weines[1]) wie das Maisir, ein Hazardspiel, streng untersagt, da beides dem Satan diene, um Streit und Vernachlässigung des Gebets zu bewirken.

Auch die Wallfahrten nach Mekka (Ḥadsch und ʿUmra) rechnete Muhammed zu den unerlässlichen Pflichten der Gläubigen[2]). Auch dafür sind bestimmte Monate anberaumt und ein herkömmlicher Ritus vorgeschrieben. Wer am Ḥadsch nicht teilnehmen konnte, sollte die Wallfahrt nachholen und durch 10tägiges Fasten die Versäumnis sühnen. Am 10. bis 12. Tage des Wallfahrtsmonats findet allenthalben im Gebiet des Islam feierliches Schlachten von Lämmern statt. Dies Fest heisst bei den Türken der „grosse Bairam", während man nach Schluss des Fastenmonats 3 Tage lang den „kleinen Bairam" feiert. Die Ceremonien, welche der Prophet bei seiner letzten Wallfahrt in Mekka und Umgebung verrichtet hat, galten seitdem als obligatorisch[3]); nach ihrer geistigen Bedeutung verstand man diese aus dem Heidentum stammenden Gebräuche von Anfang an nicht mehr. Die Befolgung des Wallfahrtsgebots selbst stiess natürlich bei weiterer Ausdehnung des Islam auf unüberwindliche Hindernisse und musste eingeschränkt werden. Doch gilt immer noch, dass jeder gläubige Mann wenigstens einmal die Kaʿba besucht haben sollte, und bis heute treffen dort alljährlich ungezählte Gläubige aus allen Gegenden, wo Mus-

---

1) Sure 5, 92 f.; 2, 216.
2) Sure 2, 192 ff.; 3, 90 ff.
3) Siehe die Beschreibung dieser Ceremonien bei A. Müller, Gesch. des Islam I, 201 f.

lims wohnen, zusammen, um die Riten nach alter Weise zu vollziehen, besonders den heiligen Stein zu küssen. Der Pilger darf sich Haare, Bart, Nägel nicht schneiden von dem Augenblick, wo er sich zur Pilgerfahrt rüstet, bis er zum Beschluss derselben in Mina angelangt ist, wo die Opfertiere (in den Tagen des Bairam) geschlachtet werden. Dann wird das Haupthaar abgeschnitten. Die Zurückkehrenden werden in der Heimat ehrenvoll empfangen. Später kam auch die Sitte auf, zu den Weli's, den Gräbern der Heiligen zu pilgern, was neuerdings sehr überhand genommen hat.

Aber auch freigebige Wohlthätigkeit ist eine Hauptpflicht des Muslim. Almosen sind ein Gott gegebenes Anleihen, das man in jener Welt verdoppelt und mit besonderer Belohnung wiederempfängt[1]. Doch wird gewarnt vor prahlerischem und mürrischem Almosengeben; besser als solche Gaben seien gütige Worte und Vergebung[2]. Selbstverständlich nimmt die Religion Muhammeds nicht blos für die Armen, Witwen und Waisen die Spenden ihrer Bekenner in Anspruch, sondern fordert auch ansehnliche Beisteuer zur Förderung des Islam, vor allem zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen.

Unter diesen fünf kanonischen Geboten erscheint die Beschneidung nicht, die überhaupt im Koran nirgends genannt ist. Doch hat der Islam sie aufgenommen, wie er sie in Arabien vorfand, und als einen Ritus der Reinigung für notwendig erachtet. Sie wird im reifern Knabenalter zwischen dem 6. und 12. Lebensjahr vollzogen und ist mit besondern Festlichkeiten verbunden.

Was die Moral des Islam betrifft, so zeigt sie wie diese Religion selbst, einen Kompromiss zwischen biblischen Maximen und der Landessitte, ferner einen Mangel an ethischer Tiefe, welcher sie leicht äusserlich und oberflächlich macht. Es fehlt im Vergleich mit der biblischen Religion die tiefere Erkenntnis der Sündhaftigkeit und Verderbnis der menschlichen Natur. Vorgeschrieben ist eine gewisse Werkgerechtigkeit, welche Gottes Wohlgefallen erwirbt, während die Leidenschaften nicht durch ein heiliges Gesetz, wie das mosaische, gebrochen werden, oder gar die alte Natur neu geboren wird wie im Christentum. Der Islam gründet sich durchaus auf den natürlichen Menschen mit seinen Tugenden und Fehlern. Die alten semitischen Tugenden wie Gastfreundschaft, Erbarmen mit den Schutzlosen, Armen, Schuldnern u. s. f., werden neu gepriesen und strenger eingeschärft; die altarabische Tapferkeit und Kampflust erhält ein würdigeres Ziel in der Ausbreitung des Islam und einen höhern Preis in der Verheissung des Paradieses. An die Stelle der Stammesbrüderschaft ist die Glaubensbrüderschaft getreten, und man muss anerkennen, dass es dem Islam wie schon seinem Stifter gelungen ist, die zerrissenen und stets entzweiten arabischen Stämme zusammenzukitten, ja auch

1) Sure 57, 10 ff.; 2, 255 u. sonst.
2) Sure 2, 265 f.

mit fremden Nationen durch eine gewisse Brüderschaft zu verbinden. Alle Muslims soll man nach Muhammeds Lehre als Brüder lieben. Weiter geht das Gebot der Nächstenliebe nicht. Es gibt zwar im Koran einige Stellen, wo man die „Brüder“ auf alle Mitmenschen beziehen könnte. Allein in diesem Sinn hat weder Muhammed die Liebe verstanden, noch haben seine Anhänger sie so ausgeübt. Aufrichtigkeit und selbst Höflichkeit, Teilnahme an Begräbnissen und dgl. sind nur dem Muhammedaner gegenüber Pflicht. Den nationalen Stolz verwandelte Muhammed in einen religiösen, der sich aufs schroffste gegen die verworfenen Heiden geltend machte. „Muhammed gab kein Gebot, welches zum Frieden und zur Achtung des Nächsten als Menschen aufforderte. Je weniger er that, um bei den Seinigen Duldung Andersdenkender zu wecken, um so stärker entwickelte sich jener Glaubensstolz, und dieses Gefühl verlieh ihnen auch die Energie, die sie zu allen Eroberungen befähigte.“ (Krehl.)

Grosse Unterwürfigkeit nach seiten des Himmels, welche mit dem Islam verbunden ist, darf man nicht mit wahrer Demut verwechseln. Es ist eine knechtische Furcht vor dem übermächtigen, oft willkürlichen Gott. Ein allgemeines, tieferes Schuldgefühl fehlt. Es gilt nur, die Störungen, welche durch absichtliche oder unabsichtliche Vergehen ethischer oder kultischer Art im Gottesverhältnis entstanden sind, durch Reue und Bussen zu beseitigen; dann tritt völlige Ruhe des Herzens und dauernde Freudigkeit schon hienieden ein.

Der Islam ist seiner Natur nach intolerant. Die faktische Toleranz der heutigen Muhammedaner in civilisierten Ländern geht mehr aus Staatsraison oder Indifferentismus hervor. Wo diese Religion sich ungehemmt in alter Wildheit entfalten kann, wie bei den Derwischschwärmen im Sudan, erzeugt sie blutdürstige Feindschaft gegen alle andern Religionen. Da gilt S. 47, 4: „Wenn ihr auf Ungläubige trefft, so schlagt ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine grosse Niederlage unter ihnen angerichtet, und machet fest ihre Fesseln!“ Unter diesen „Ungläubigen“ sind nun freilich Christen und Juden nicht notwendig zu verstehen und auch nicht ursprünglich gemeint gewesen; doch werden diese schon im Koran S. 9, 29 in gefährliche Verbindung mit den Ungläubigen gebracht, wobei geboten wird sie wenigstens zu unterwerfen und Tribut zahlen zu lassen: „Kämpfet gegen die, welche nicht an Gott und den Gerichtstag glauben und nicht verbieten, was Gott und sein Gesandter verboten hat, und nicht die wahre Religion ausüben, nämlich die, welchen das Buch gebracht worden ist[1]), bis sie von Hand Tribut bezahlen, indem sie geringe geworden sind.“ Hierauf folgt Polemik gegen Juden und Christen, welche offenbar als solche, die heilige Bücher haben, aber nicht die wahre Religion, unter

1) d. h. welche die Offenbarung schriftlich erhalten haben.

obiges Urteil gestellt sind. Muhammed erlaubte in der That den Juden und Christen und den Anhängern des Parsismus in der Provinz Bahrain den Aufenthalt im Land und die Ausübung ihrer Religion gegen Entrichtung einer Kopfsteuer, und Omar dehnte dies Verhalten sogar auf die berberische Bevölkerung in Nordafrika aus. So verfuhr man auch in Ägypten den koptischen Christen und in Persien den Parsi gegenüber. Dass die meisten derselben den Übertritt zum Islam vorzogen, war teils in der Haltlosigkeit ihres Glaubens, teils darin begründet, dass sie so von jener Besteuerung frei werden und zugleich der von den Muhammedanern zur Schau getragenen Verachtung und allerlei Vexationen entgehen wollten. Allein auch jene Duldung war, wie schon zu Muhammeds Zeit, stets eine leicht widerrufliche Konzession, die der strengsten Unduldsamkeit wich, sobald man kein Interesse mehr daran hatte, die Andersgläubigen auszunützen, und die Macht besass, sie als unbequeme Nebenbuhler zu vernichten.

Ein Krebsschaden im Leben der muslimischen Völker ist die niedrige Stellung, welche das Weib bei ihnen einnimmt. Schon vor Muhammed herrschte bei den Arabern eine niedrige, sinnliche Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse, was auch in ihrer Litteratur in abstossender Weise zu Tage tritt. Muhammed hat aber nicht nur nichts gethan, um die niedrige Stellung des Weibes zu heben, sondern im Gegenteil dessen sklavische Abhängigkeit vom Eheherrn noch verschärft, es durch noch grössere Erleichterung der Ehescheidung noch schutzloser der Willkür des Mannes preisgegeben und durch seine eigene schrankenlose und schamlose Leidenschaft die Missstände der Polygamie sanktioniert. Dass er strenge Abschliessung und Verschleierung der Frauen anordnete, ist die Folge solcher sinnlicher und des Weibes nicht würdiger Auffassung der Ehe, und keineswegs bloss aus dem Zufall abzuleiten, dass Aischa ein Muschelhalsband verlor und in Folge dessen ihre Tugend zweifelhaft wurde[1]). Jedem Muhammedaner sind vier legitime Gattinnen und eine beliebige Zahl von leibeigenen Konkubinen erlaubt, wenn auch die meisten schon der Kosten wegen sich mit einem einzigen Weibe begnügen müssen. Wie schon die Gattinnen des Propheten durch Eifersucht und Neid einander das Leben verbitterten und ihm manche schwere Stunde bereiteten, so ist es natürlich überall, auch da, wo die Nebenbuhlerinnen in gesonderten Wohnungen untergebracht sind. Aber auch das Verhältnis des Weibes zum Gatten ist nirgends ein würdiges, geistiges, sittliches. Die Frau bleibt ungebildet und ist von der höhern Geselligkeit ausgeschlossen. Es ist unschicklich, einen Muhammedaner nach seiner Frau zu fragen; so sehr gilt sie als ein geringeres

1) So A. Müller, Gesch. des Isl. I, 134. Muhammed verordnete damals die Bestrafung der Verkläger von verheirateten Frauen, wenn sie nicht vier Augenzeugen für ihre Anklage beibrächten. Aber keineswegs bloss die Schwierigkeit, vier Zeugen zu finden, macht den Muslim so misstrauisch gegen seine Frauen!

Geschöpf, dessen man sich eigentlich zu schämen hat. Man sieht sie auch nicht gern in der Moschee; ihre religiösen Handlungen erscheinen überflüssig, wo nicht unwürdig. Die Männer allein haben Zutritt zu Gott. Ein lehrreiches Bild vom Familienleben im heutigen Mekka hat Dr. Snouck Hurgronje[1]) entworfen. Hier wissen allerdings die klugen Frauen sich eine relative Selbständigkeit ihrem Gatten gegenüber zu wahren und beuten diesen oft nur aus, um dann die Scheidung herbeizuführen. Eben deshalb ist aber eine andauernde Ehe eine Seltenheit; die ehelichen Verhältnisse wechseln unaufhörlich; ein lebenslängliches hat der Mann am ehesten mit der Sklavin. — Dass unter allen diesen Umständen das Familienleben im Islam nicht gedeihen kann, liegt auf der Hand. Diese Missstände rächen sich auch physisch, indem die muhammedanische Bevölkerung meist, wie in der Türkei, abnimmt.

Fassen wir den Gesamteindruck zusammen, den diese Religion auf uns macht. So eng sich der Islam in manchen Stücken an das Judentum und das Christentum angeschlossen hat, so ist doch die Kluft, die ihn von diesen beiden Religionen trennt, eine grössere, als die zwischen ihnen bestehende. Dies rührt daher, dass neben biblischen Entlehnungen das arabische Heidentum ein konstitutiver Faktor bei seiner Bildung gewesen ist. In theologischer Hinsicht ist er gewissermassen ein Rückfall vom biblischen Monotheismus in einen gewissen Naturalismus. Zwar mit der Einheit und Transzendenz Gottes macht er scheinbar mehr Ernst als das Christentum, insonderheit das damalige orientalische. Allein des Menschen Verhältnis zu Gott ist dabei doch nicht ein wahrhaft geheiligtes, sondern ein fatalistisches und äusserlich-gesetzliches. Die Gottheit ist hier das heidnische Fatum in theomorphischer Vorstellung. Zwar fehlt es dieser Gottheit nicht an einem Sittengesetz, und insofern ist sie über den blossen Naturgottheiten weit erhaben; aber ein sittlich freies Wechselverhältnis zwischen Gott und dem Einzelnen ist hier nicht möglich. Dieser hat sich einfach vor der unverstandenen Macht zu beugen, sein Bekenntnis zu sprechen und seine Riten zu vollziehen, um dafür reichen Lohnes gewiss zu sein. Dieser Lohn besteht in Genüssen, welche nur eine Steigerung der diesseitigen fleischlichen Ergötzungen sind. Noch stärker zeigt sich der heidnische Einfluss in der Ethik. Die heidnische Polygamie steht schon an sich mit dem ethischen Monotheismus in einem innern Widerspruch. Die tiefe Stellung des Weibes ist eine Verkennung der Gottesebenbildlichkeit des Menschen.

---

1) Mekka II, 102 ff.

Dagegen hat gerade dieser Kompromiss zwischen mächtigen geistigen Wahrheiten und irdisch-fleischlichem Sinn dem Islam seine Zähigkeit und grosse Expansivkraft verliehen. Er war und ist eine volkstümliche Religion, die zwar mit ihrem erhabenen Nimbus dem Menschen imponiert und ihn unter ein höheres Joch beugt, zugleich aber seinen Begierden, seinem Stolz, Ehrgeiz, Thatendrang, seiner Habsucht und Fleischeslust entgegenkommt. Der Islam wurde daher wie wenig andere eine nationale und zugleich internationale Religion. Er begeistert und beherrscht die Masse leichter als das Christentum, das ungleich höhere und innerlichere Anforderungen an die Einzelnen und an die Gemeinde stellen muss, wenn es wenigstens nicht sich selber untreu werden will.

5. Ausbreitung und Spaltungen im Islam[1]).

Als Muhammed nach kurzer Krankheit aus dem Leben schied, waren seine Anhänger auf dieses für den ganzen Fortbestand seiner Religion kritische Ereignis nicht vorbereitet. Man hatte kaum ernstlich an dessen Möglichkeit gedacht. Omar wollte denn auch gar nicht glauben, dass der Prophet gestorben sei und versicherte dem Volk in der Moschee mit Ungestüm, er werde nach 40 Tagen aus seiner Ohnmacht zurückkehren. Allein Abu Bekr erinnerte an die Aussprüche (Sure 39, 31; 3, 138), in welchen Muhammed selber seinen Tod bestimmt vorausgesagt und die Seinigen für diesen Fall durch den Hinweis auf Gott, der nicht stirbt, beruhigt habe. Muhammed war wirklich tot und hatte keine Anordnung über die Nachfolge in seinem Amte als geistiges und weltliches Oberhaupt der Gläubigen hinterlassen. Höchstens liess sich darin ein Wink erkennen, dass er während seiner Krankheit Abu Bekr mit seiner Stellvertretung als Leiter des Gebets (Imâm) betraut hatte. Dieser älteste und treueste Freund, mit dem er einst selbander aus Mekka geflohen war, hatte in der That einen besondern Anspruch darauf, sein Chalife, d. h. Nachfolger[2]) zu werden. Doch war nicht einmal ganz sicher, ob Omar und gar Ali, der Adoptivsohn des Propheten, hinter ihm zurück-

---

1) Vgl. bes. Weil, Gesch. der Chalifen, Mannheim 1846—62, 5 Bde. — R. Dozy, Hist. de l'Islamisme. — A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland, 2 Bde., Berl. 1885. 87. — Über die „Religionsparteien und Philosophenschulen" gibt esch-Schahrastâni (deutsch von Th. Haarbrücker, Halle 1850/51, 2 Bde.) einlässliche Auskunft.

2) Dieser Titel lässt seinen Träger als Rechtsnachfolger Muhammeds erscheinen. Die Meinung ist aber dabei nicht, dass er jenem im Prophetenamt folge; vielmehr konnte er nur dann auf den Gehorsam der Gläubigen rechnen, wenn er mit dem Koran in Übereinstimmung blieb. Unter dieser Bedingung aber war seine Macht eine unbegrenzte, da sie sich auf das Geistliche und Weltliche erstreckte. Er war zugleich der oberste Imâm. Schon der Chalife Omar nahm auch den Titel: Emir ul mu'minîna „Befehlshaber der Gläubigen" an.

treten würden. Noch kritischer wurde jedoch die Sachlage dadurch, dass auf die erste Nachricht vom Ableben Muhammeds die Medinenser sich in einer Halle versammelten und den Augenblick benutzen wollten, um einem der Ihrigen die Führung zu sichern. Saʿd ibn ʿUbâda, der Scheich der mächtigen Chazradsch war auf dem Punkt, ihre Huldigung zu empfangen, als Abu Bekr und Omar eintraten und der Versammlung vorstellten, nur ein Spross aus dem Stamm des Propheten fände bei den Arabern Gehorsam. Auch wiesen sie den Vorschlag einer Verteilung der Gewalt an einen Medinenser und einen Kuraischiten weit von sich. Die Besonnenheit Abu Bekrs, die suggestive Energie Omars, die Uneinigkeit der Medinenser, die sich schon wieder fühlbar machte, entschieden für die alten Gefährten Muhammeds, unter welchen in jener stürmischen Verhandlung der ehrwürdige Abu Bekr die Huldigung empfing.

Er war in der That der richtige Mann, um das Ansehen des Propheten auf seine Nachfolger zu übertragen, da man ihm allgemein zutraute, er werde ganz in den Bahnen des von Muhammed hinterlassenen Gesetzes wandeln. Mit Klugheit und Milde verband er eine unerschütterliche Überzeugung von der Echtheit des Propheten und der Göttlichkeit seiner Lehre. Aber seine Festigkeit wurde gleich zu Anfang auf eine schwere Probe gestellt. Durch ganz Arabien war die Kunde von Muhammeds Tod zum Signal des Aufstandes für die freiheitsdurstigen Beduinen geworden, welche die kultischen Satzungen wie die Abgaben, welche der Islam ihnen auflegte, als ein äusserst lästiges Joch empfanden. Die Lage war um so kritischer, als die besten Streitkräfte unmittelbar vor Muhammeds Tod nach Norden ausgezogen waren. Der Aufstand dehnte sich von einem Ende des Landes zum andern aus und wurde namentlich auch durch einen „Propheten" Musailima in Jemâma genährt, der schon zu Muhammeds Lebzeiten als sein Nebenbuhler aufgetreten war, indem er dessen Koranstücke nachahmte, ihn durch Wunderthaten zu übertreffen suchte und sich dadurch beliebt machte, dass er die lästigen fünf Gebete auf drei reduzierte. Abu Bekr hätte die missvergnügten Stämme durch ähnliche Konzessionen leicht gewinnen können. Namentlich wurde ihm von mehrern der Wunsch vorgetragen, er möge ihnen den Tribut erlassen. Allein obgleich auch seine Freunde, den unbeugsamen Omar nicht ausgenommen, zur Nachgiebigkeit rieten, lehnte er solche Abweichung von der Satzung des Propheten standhaft ab. Die Waffen mussten entscheiden. ʿAmr ibn ʿAṣi (der spätere Eroberer Ägyptens) und Châlid, der längst erprobte Feldherr, führten die Scharen der Gläubigen gegen die Rebellen, jener durch Schlauheit ausgezeichnet, dieser, das „Schwert Allahs", durch erbarmungslose Grausamkeit furchtbar. Überall war der Sieg auf ihrer Seite, und die Abgefallenen traf namentlich von seiten des letztgenannten ein entsetzliches Strafgericht.

Kaum war das Land wieder dem Nachfolger des Propheten

unterworfen, so begann man, den Weisungen Muhammeds getreu, den Krieg nach aussen, und die arabischen Stämme, die sich eben noch feindlich bekämpft hatten, verbrüderten sich um so fester auf den Schlachtfeldern Syriens und Mesopotamiens, wo sie für denselben Glauben stritten und siegten. Schon unter Abu Bekrs Chalifat (632—634) war Omar der eigentliche Leiter der Politik, auch folgte er jenem nach dessen Tod und auf dessen Anordnung im Amte nach, welches er 634—644 bekleidete. In diese Zeit fallen die grossen Siege in Syrien über die Byzantiner (zuletzt bei Jakusa, südöstlich vom See Tiberias im J. 636) und über die Perser bei Kadesia (637). Unter Omar wurden Ägypten, Syrien, Mesopotamien, Babylonien und die westliche Hälfte des Perserreichs mit seiner schätzereichen Hauptstadt Ktesiphon erobert.

Erstaunlich ist namentlich, wie die mächtigen Reiche von Byzanz und Persien fast beim ersten Anprall der ihnen nicht nur an Zahl, sondern auch an Ausrüstung, Bildung und Kriegskunst weit nachstehenden Araber unterlagen und wie wenig geistigen Widerstand der Islam in den eroberten Ländern fand. Letzteres erklärt sich freilich sowohl in Syrien als in Ägypten teilweise daraus, dass die Kirchen dieser Länder mit dem Urteil der Irrlehre belastet und die Bewohner auch finanziell von Byzanz her stark bedrückt waren, so dass ein Wechsel der Herrschaft, wobei ihnen ihre Religion einstweilen gelassen wurde, ihnen nicht ungelegen kam. Auch die Organisation der eroberten Provinzen nach islamischen Grundsätzen führte Omar mit Kraft und Geschick durch. Die arabischen Muslims durften ausserhalb Arabiens weder Grundbesitz erwerben noch das Feld bebauen, wurden aber durch Gehalte entschädigt, die aus den Abgaben der nicht muhammedanischen Bevölkerung flossen, ungeheure Summen wanderten in die Hauptkasse zu Medina.

Bei Omars Ermordung erhielt das Chalifat Othman (644—656), dessen gutmütige Schwachheit seltsam von Omars rücksichtsloser Energie abstach. Obendrein machte er sich dadurch verhasst, dass er seine Familie bei Erteilung von Ehrenstellen überall bevorzugte. So war seine schliessliche Ermordung nicht wie die Omars ein Ereignis des Zufalls, sondern das Ergebnis von Machinationen, an welchen die angesehensten Gefährten Muhammeds nicht unbeteiligt waren, die denn auch den Schilderhebungen, die von Kufa und Ägypten her erfolgten, keinen Widerstand entgegensetzten. So fiel Othman den Banden der Aufrührer zum Opfer. Aber auch das moralische Ansehen des Chalifats erlitt unter diesen Umständen einen starken Stoss, und seine Behauptung wurde zu einer blossen Machtfrage.

Ali, der Adoptivsohn Muhammeds und Gatte seiner einzig überlebenden Tochter Fâtime, einer der tapfersten Krieger und seit seiner Kindheit einer der treuesten Bekenner des Islam, hatte gewiss die besten Ansprüche auf diese Würde, welche er schon

lange gerne an sich genommen hätte. Allein auch er musste bald erfahren, dass der Nimbus derselben, nicht ganz ohne seine Schuld, da er den Sturz seines Vorgängers nicht ungern gesehen hatte, im Schwinden begriffen war. Seine guten Rechte auf die Erbschaft Muhammeds wurden vom Statthalter Syriens Muâwia, einem Umajaden, nicht anerkannt, und dieser wagte es, ihm den Gehorsam zu verweigern und mit Waffengewalt Trotz zu bieten, angeblich um Othmans Blut zu rächen. Der Ausgang des Kampfes wäre immerhin nicht zweifelhaft gewesen, wenn nicht Arglist und Ränke aller Art hineingespielt hätten, worin der wenig diplomatische Ali seinen durchtriebenen Gegnern von ferne nicht gewachsen war. Die Hauptschlacht hatte Ali schon so viel als gewonnen, als Muawia's Spiessgeselle Amr ibn Aṣi auf den Einfall kam, seine Sache durch den Koran zu decken, welchem sie beide sonst nicht viel nachfragten: Man steckte Koranhandschriften auf die Speere und streckte sie den puritanisch gesinnten Kämpfern Alis entgegen, welche vor dem hl. Buche die tiefste Ehrfurcht hatten. Zugleich forderte man, dass statt der Waffen ein Schiedsgericht nach dem Koran über den Chalifat entscheide. Die List gelang vollkommen, die eifrigen Muslims bestürmten Ali, bis er nachgab, und die nachherigen Verhandlungen verliefen zu Gunsten seiner viel schlauern Gegner.

Die vier bisher genannten gelten als die vier legitimen Chalifen. Es folgte ihnen eine lange Reihe von Umajaden (661—750), von welchen die meisten religiös recht indifferent waren und sich nichts aus dem Glauben machten, desto eifriger aber als echte Kuraischiten darauf bedacht waren, ihre Macht und ihren Reichtum zu mehren und zu geniessen. Die strenge, patriarchalische Einfachheit, in welcher Muhammed, Abu Bekr und nicht am wenigsten Omar gelebt hatten, wich jetzt der Üppigkeit eines orientalischen Hoflebens, wie das erobernde Volk selbst durch seine Berührung mit den weichlichen Persern und Griechen von deren Genusssucht angesteckt wurde. Auch verzehrten innere Kriege die Kraft der Bekenner des Islam und hemmten dessen Fortschritte. Gleichwohl eroberte derselbe unter diesen Herrschern neue Gebiete. Die Araber drangen im Anfang des 8. Jahrhunderts wieder siegreich nach Indien und Turkestan vor, sie bedrohten Konstantinopel, eroberten Spanien (711) und waren im Begriff auch das Frankenreich zu unterwerfen, als Karl Martell in der Schlacht von Tours und Poitiers (im Jahre 732) ihrem Siegeslauf ein Ziel setzte. Spanien konnten sie längere Zeit behaupten, wurden aber dann nach dem Süden (Granada) zurückgedrängt und endlich auch von hier vertrieben (1492). Wie aber der in semitischem Boden wurzelnde Islam arische Nationen (Perser) gewonnen hat, so auch turanische: die Türken und Mongolen, welche zu einer Zeit, wo die Ausdehnungskraft der Araber nachliess, diese Streiter für Allah und den Propheten ablösten und den Kampf in ihrer noch ungleich roheren Weise fortsetzten, auch den Mittelpunkt der öst-

lichen Welt, Konstantinopel in ihre Gewalt brachten, so dass das Kreuz auch hier vor dem Halbmonde weichen musste[1]).

Aber schon in den blutigen Wirren der Zeit der Chalifen Othman und Ali, wo ein fortan unaufhörliches Spiel von Ehrgeiz, Habsucht, Treulosigkeit und Ruchlosigkeit um die Würde und Macht des Chalifats begann, sind auch die ersten Ansätze zu den Spaltungen hervorgetreten, welche die Einheit des Islam auf die Dauer zerrissen haben. So entstand in den auf Othmans Tod folgenden Kämpfen die Partei der Charidschiten aus streitbaren Muslims, welche draussen im Felde standen und gegenüber den Umajaden an der reinen Religion festhalten, aber auch mit Ali's Sache, die sich mehr auf persische Elemente stützte, nicht ohne weiteres solidarisch sein wollten. Diese Charidschiten waren die Puritaner jener Zeit, eifersüchtig auf das Selbstbestimmungsrecht der gläubigen Gemeinde auch den Chalifen gegenüber, wenn diese sich nicht an die heiligen Satzungen des Korans hielten. Diese zähen Gesellen machten den Statthaltern des Chalifen in Irâk und Chusistan viel zu schaffen; blutige Verfolgungen, welche sie wegen ihrer Unbotmässigkeit erlitten, vermochten ihre Widerstandskraft nicht zu brechen. Sie breiteten sich vielmehr auch in Arabien, Nordafrika und sonst aus.

Viel gefährlicher wurde jedoch der muslimischen Herrschaft die Schîa, d. h. „Partei" des Ali, welche nach dessen Tod seinen Nachkommen die Erbfolge zu sichern trachtete. Durch die unter Muawias Nachfolger Jesîd erfolgte Tötung von Alis jüngerem Sohn Husain aufs äusserste gereizt, traten die Schiiten den Umajaden als Vertreter der legitimen Erbfolge gegenüber. Es war aber nicht bloss die politische Machtfrage, welche diese Spaltung herbeiführte, die sich als unheilbar erwies. Der Islam der Schiiten, die sich an die persische Nationalität lehnten, war stark mit persischen, den Semiten fremden Ideen durchtränkt. Sie sahen in Muhammed, und besonders in Ali, dann in den alidischen Chalifen überhaupt eine Inkarnation der Gottheit, und verehrten auch die lebenden Chalifen (mit Ausschluss der nicht alidischen) als göttlich. Das Grab Ali's in Mesched und namentlich das des Husain in Kerbela wurde ihr beliebter Wallfahrtsort, hinter welchen die Kaʿba um so mehr zurücktrat, als ihnen die Wallfahrt dorthin lange Zeit ganz abgeschnitten war. Noch heute stellen sich nur wenige Perser in Mekka ein, nachdem ihnen in diesem Jahrhundert die Türken die Wallfahrt zur Kaʿba wieder gestattet haben.

Als die Umajaden herrschten und jede Regung der Anhänger Ali's blutig unterdrückten, bildete sich bei diesen die Vorstellung von einem unsichtbaren Imâm aus Ali's Haus (el Mahdi, der recht Geleitete), welcher irgendwo im Verborgenen lebe, bis er einst hervortrete. Die Aliden haben nicht wenig zum Sturz

---

1) Der Halbmond ist nicht arabisches, sondern türkisches Feldzeichen.

der Umajaden beigetragen, aber dabei freilich die Herrschaft nicht erlangt, sondern diese fiel den schlauern Abbasiden zu. Der Schiismus lebte jedoch fort und ist schliesslich die offizielle Religion von Persien geworden[1]). Die Hauptunterschiede sind folgende: Die Schiiten verwerfen jene drei Imâme zwischen Muhammed und Ali, stellen diesen fast noch höher als jenen, besonders ihre extremste Richtung die „Alianbeter". Sie haben eine eigene imaginäre Reihe von 12 Imamen, differieren aber auch unter sich in deren Aufstellung. Sie legen den Koran mit grosser Freiheit allegorisch aus und haben sogar zur Verherrlichung ihres Ali eine besondere Sure hinzugefügt. Die Sunna, d. h. die von Medina ausgehende Tradition verwerfen sie; daher die Orthodoxen im Gegensatz zu den Schiiten Sunniten genannt werden. Die eigene Tradition der Aliden ist stark tendenziös gefärbt. Beim Gebet legen sie (was dem altpersischen Religionssystem entspricht) besondern Wert auf die vorausgehende Reinigung. In der Prädestinations- und der Koranfrage (ob der Koran geschaffen sei oder von Ewigkeit bestehe) stehen sie auf der Seite der freier gerichteten Mu'taziliten, von welchen gleich die Rede sein wird. Auch in der Haltung der Frömmigkeitssatzungen wie Enthaltung vom Wein u. s. f. nehmen sie's vielfach nicht genau, wie man aus ihren weinfröhlichen Dichtern weiss. Im übrigen sind sie nicht minder bigott und fanatisch als die orthodoxen Muslims. Die Gebildeten aber zeigen öfter eine Neigung zum Pantheismus, welcher arische Natur und indischen Einfluss verrät. Die Ideen des Islam sind hier ihrem rein semitischen Charakter stark entfremdet.

Unter den Schiiten selbst gab es übrigens schon in älterer Zeit Spaltungen. So hat ein Teil derselben als siebenten Imâm einen gewissen Ismael anerkannt, der von seinem Vater Dschafar († 765) dieser Würde verlustig erklärt war. Man nannte sie daher Ismaeliten. Dieser Sekte bemächtigte sich 100 Jahre später ein schlauer Betrüger Namens Abdallah ibn Maimun, Perser von Geburt, ein gewissenloser Freigeist, obgleich er sich für einen erleuchteten Propheten ausgab, um sie zu einem staatsgefährlichen Orden mit neun verschiedenen Graden auszugestalten, der seine Sendlinge[2]) überallhin schickte, teils um die Leute für den Orden zu gewinnen, teils um an seinen Feinden Meuchelmord auszuführen. Die Adepten der untern Grade, welche man zu solchen Missionen gebrauchte, wurden in einem religiösen, scheinbar gut muhammedanischen System unterrichtet, dagegen die wenigen, die zu den obersten Stufen gelangten, in das Geheimnis eingeweiht, dass Philosophen wie Plato und Aristoteles weiser seien als alle

1) Dies geschah, nachdem (1499) Ismael, der Gründer der Cefewiden-Dynastie, den Thron bestiegen hatte. Diese Herrscher nannten sich mit Genugthuung: „Hunde an Ali's Pforte."

2) Dieselben hiessen Dâï, Rufer, Einlader.

Religionsstifter und die üblichen Formen der Religion nur als Mittel zur Beherrschung des Volks in Betracht kämen.

Auch als dieser Abdallah zu Salamija in der Nähe von Hamât in Syrien, wo er zuletzt seinen Aufenthalt genommen, gestorben war, ging dieses Treiben unter seinem Sohne Achmed, dem neuen Grossmeister des Ordens, fort. Diese bald auch unter dem Namen Karmaten[1]) bekannte Sekte beunruhigte überall das Reich, und ein weiterer Abkömmling jenes Abdallah, Saîd, wurde sogar (909) zum Chalifen ausgerufen, nachdem er sich nach Ägypten begeben und dort für einen Nachkommen Ali's und der Fatime, Ubeidallah, sich ausgegeben hatte. Der glückliche Betrüger, der sich ausserdem für den ersehnten Mahdi ausgab, ist der Begründer der Dynastie der Fatimiden geworden, welcher die Abbasiden weichen mussten. Unter den Herrschern dieser in Ägypten residierenden Dynastie hat sich bekanntlich Hâkim (regierte 996—1020) besonders als Verfolger der Christen und Juden ausgezeichnet. Er erachtete sich hiezu berechtigt, da die 400 Jahre, binnen welcher nach angeblicher Abrede Muhammeds mit denselben der Messias hätte kommen oder wiederkommen müssen, abgelaufen seien, so dass sie nicht länger Duldung beanspruchen könnten. Hâkims eigene Anschauung war anfänglich mehr orthodox, später wurde er extremer Schiit und stand mit Karmaten in Verbindung. Dies machte ihn gegen die andern Religionen duldsam oder indifferent. Sich selbst hielt er für eine Inkarnation des göttlichen Wesens und zugleich der Seele Ali's, nach der bei dieser Sekte häufigen Annahme einer Seelenwanderung.

In jener Zeit entstand, eben durch karmatische Sendlinge, mit welchen Hâkim verkehrte, die Sekte der Drusen[2]) im Libanon, gestiftet von Darazi und Hamza, die beide mit dem Chalifen viel Umgang hatten. Sie sind nicht als Muhammedaner anerkannt und verwerfen auch ihrerseits den Islam. Sie nennen sich „Unitarier“ und betonen vor allem die strenge Einheit Gottes, ohne Unterscheidung seiner Attribute von seinem Wesen. Aber Gott offenbart sich in menschlicher Gestalt. Der letzte der zehn Propheten, in welchen er erschien, war jener Sultan Hâkim, der nicht gestorben ist, sondern einst wiederkommt, um ein Weltreich aufzurichten, dessen Mittelpunkt die Drusen sein werden. Die Satzungen des Islam verwerfen sie, haben dagegen eigene heilige Gebote und Gebräuche sowie eine eigene religiöse Litteratur. Diese Drusen sind eigentlich keine andere Nationalität als die Syrer; sie haben sich von diesen nur seit Jahrhunderten abgeschlossen. Sie zeichnen sich durch Tapferkeit und gute Familiensitten aus, sind übrigens auf etwa 140,000 Seelen zusammengeschmolzen.

---

1) Karmat war der Übername eines gewissen Hamdân, der als Hauptstütze des Ordens eine Rolle spielte.

2) Siehe über die Drusen A. Socin, PRE³ (1898) V, 38 ff., wo auch die Litteratur angegeben ist.

Einen viel schlimmern Auswuchs des Schiismus stellen die Assassinen dar. Dieser Orden geht wieder auf einen jener in der Geschichte des Islam so häufigen gewissenlosen Abenteurer zurück, welche die Religion nur zum Zweck ihrer herrschsüchtigen Pläne missbrauchten und dabei eine raffinierte Schlauheit an den Tag legten. Keiner derselben wurde in dieser Hinsicht von Hasan es-Ṣabbâḥ übertroffen, der von Haus aus zu den Ismaeliten, näher zu den Zwölfern (von ihren 12 Imamen so benannt) gehörte, aber sich leicht für das karmatische System des Unglaubens und der Mystifikation gewinnen liess. Auf eigene Faust gründete auch er sich einen Orden und wusste (1090) sogar die starke persische Festung Alamut („Adlernest") in seine Gewalt zu bringen. Nach seinem geheimen Grundsatz „nichts ist wahr und alles ist erlaubt" schreckte er vor den schändlichsten Mitteln nicht zurück, um seine Zwecke zu erreichen und erlangte damit einen weitgehenden politischen Einfluss. Dem Scheine nach wirkte er für die fernen (in Kairo residierenden) fatimidischen Chalifen; er selbst nannte sich nur den „Scheich des Berges", herrschte aber weit und breit mit unumschränkter Macht. Sein Orden bestand wieder aus verschiedenen Graden mit besondern Geheimnissen. Die Glieder des fünften Grades (fidâî geheissen) wurden namentlich auch zur Ermordung unbequemer Herrscher und Gewalthaber ausgesandt und haben eine grosse Zahl derselben aus dem Wege geräumt. Man versetzte sie mittelst des haschîsch (Hanf), wovon sie Körner und Blätter kauten oder den Saft tranken, in eine Ekstase, in welcher ihnen die Freuden des Paradieses, das sie erwarte, vorgegaukelt wurden. So fanatisierte man sie zu ihren gefährlichen Unthaten, welche sie oft mit grausamem Tode büssen mussten. Sie hiessen daher auch haschîschîn, woraus die Franken assassins machten, und was sie „Mörder" deuteten. So waren sie die Werkzeuge eines gefürchteten Tyrannen, der durch sie einen wahren Terrorismus in Nähe und Ferne ausübte. Auch den Kreuzfahrern bereiteten sie viele Not. Die Nachfolger Hasans spielten die Rolle weiter. Hasan II. gab sich sogar für den endlich erschienenen, mit Sehnsucht erwarteten Imâm aus und schaffte kraft dieser Würde die Satzungen des Islam ab, welche jedoch nachher zum Schein wieder angenommen wurden. Zuletzt eroberten die Mongolen unter Hulagu im J. 1256 das Felsennest Alamut, von welchem aus 170 Jahre lang Mord und Schrecken in die islamische Welt ausgegangen waren.

Bilden beim ganzen Schisma der Aliden die politische Machtfrage und der nationale Gegensatz zwischen Arabern und Persern die nächsten und wichtigsten Ursachen der Spaltung, so hat die Lehreinheit des Islam durch einen innerlichen Gegensatz schon frühe gelitten. So lange die Glaubenslehre so einfach war wie zur Zeit Muhammeds, war die theoretische Einheit nicht schwer aufrecht zu halten. Allein sie fing sich zu spalten an, sobald die Theologen diese Lehre zum Gegenstand näherer Untersuchungen

machten, was schon von der ersten Zeit der Umajaden an geschah. Es waren vornehmlich drei Punkte, an welche solche Erörterungen und Distinktionen sich knüpften: die Lehren von Allah, vom Koran und von der Prädestination. Weniger in Arabien als im Irâk, zu Baṣra und Kufa, wo die gelehrten Schulen nicht ohne starke Beteiligung der Perser sich bildeten, wurden diese Probleme erörtert. Hasan el Baṣrî, Sohn jenes Koranschreibers Zaid ibn Thâbit, wird als Begründer dieser Scholastik genannt. War er noch rechtgläubig, so zeigen seine Schüler wie Waṣil ibn Atâ bereits jene Häresieen, deren Vertreter man Mu'taziliten[1]) nennt. Sie selber heissen sich die Bekenner der Einheit und Gerechtigkeit (Gottes). In ersterer Hinsicht leugnen sie, dass den Attributen Gottes wie Macht, Grösse, Majestät, Wille, Wort, Angesicht, Hände u. s. f. irgend eine besondere, ewige Existenz zukomme, da dies die Einheit des göttlichen Wesens beeinträchtigen würde. Diese Ausdrücke sind im Koran nur als Redeweisen zu erklären. Der Gerechtigkeit Allah's glauben sie sich annehmen zu müssen gegenüber der Behauptung einer absoluten Prädestination zum Guten oder Bösen, zum Glauben oder Unglauben. Vielmehr entscheide sich der Mensch frei für das Eine oder das Andere. Wenn ein Gläubiger sündigt, ohne Busse zu thun, so kann er nicht selig werden; dagegen wird sein Los noch erträglicher sein als das des Ungläubigen; es gibt somit einen Mittelzustand zwischen Paradies und Hölle, eine Art Purgatorium; auch eine Art Seelenwanderung nahmen Einzelne an. Der Koran ist in der Zeit geschaffen, er ist nicht von Ewigkeit her; sonst litte wieder die Einheit Gottes; es gäbe ja zwei göttliche Wesen. Auch sonst ist ihre Lehre eine Rationalisierung des Islam und waren sie für Einflüsse der griechischen Philosophie empfänglich; manche bestritten sogar die im Koran erzählten Wunder.

Die Orthodoxen behaupteten von alledem das Gegenteil, sahen sich aber durch diese Abweichungen von der Glaubenslehre nun auch genötigt, die von Muhammed gar nicht schulmässig definierten und systematisierten Begriffe näher zu bestimmen. Von orthodoxer Seite haben vier Lehrer Schulen gegründet, welche bis heute existieren als die vier Sekten der Sunniten, d. h. Orthodoxen[2]): Abu Hanîfa († 767) wurde das Haupt der Hanefiten; Mâlik, ein berühmter Lehrer zu Medina († 795) das der Malekiten; esch-Schâfî († 820) das der Schafe'iten; Ibn Ḥambal zu Bagdad († 855) das der Hambaliten. Die Differenzen, welche diese unter einander haben, beziehen sich mehr auf untergeordnete Punkte der Rechtslehre, aber auch ihrem religiösen

---

1) Dieser Name bedeutet die sich Abtrennenden. Sie heissen auch Kadariter. Über ihre verschiedenen Gruppen und Lehren siehe Schahrastâni (deutsch von Haarbrücker) I, 41 ff. und vgl. Heinr. Steiner, Die Mu'taziliten oder die Freidenker im Islam, Leipz. 1865.

2) Siehe oben S. 379.

Geiste nach sind sie verschieden, z. B. die Hambaliten fanatischer, die Hanefiten freier als die übrigen. Sie haben noch heute in Mekka ihre verschiedenen Vorbeterpulte, wo sie funktionieren[1]). Namentlich aber wetteifern sie, um die studierende Jugend in ihre Lehre, bezw. ihr System des kanonischen Rechts (fikh) einzuführen. Dieses Recht umfasst ähnlich wie das talmudische ausführliche Satzungen über Reinigungen, Gebet, Bestattungen, Almosen, Fasten, Wallfahrt, Verkauf, Erbrecht, Eherecht, Schwüre, Unterhalt, Verbrechen, Gerichtssprüche, Zeugnisse u. dgl.[2]). In der Glaubenslehre sind alle Orthodoxen einig, und zwar ist für alle el Asch'arî († 945 n. Chr.) der normale Dogmatiker geworden. Der Kampf zwischen Sunniten (Orthodoxen) und Mu'taziliten war unter den Umajaden und weiterhin ein sehr erbitterter. Die Chalifen nahmen bald für die eine, bald für die andere Richtung Partei, und von beiden sind Märtyrer gefallen, indem bald das Bekenntnis, der Koran sei geschaffen, bald das entgegengesetzte, er sei unerschaffen, den Tod bringen konnte.

Aber auch an einer mystischen Richtung fehlt es nicht im Islam. Zwar ist er eine Religion, die den Mystizismus wenig begünstigt. Nach dem Koran zu urteilen, bleibt das Verhältnis des Menschen zu dem starr über der Welt erhabenen Gott stets ein äusserliches; Gott bleibt ihm nach seinem Wesen innerlich fremd. Unerbittliche Schranken sind zwischen dem despotischen Herrn und seinen Knechten aufgerichtet. Es fehlt jenes Innewohnen des göttlichen Geistes im Menschen, welches das Judentum und noch viel vollkommener das Christentum kennt, damit aber auch die Grundbedingung für eine innige Vereinigung der menschlichen Seele mit Gott, wie sie die Mystik verlangt. Doch ist diese Verbindung des endlichen Geschöpfs mit dem unendlichen Gott ein so lebhaftes Bedürfnis für manche Gemüter, dass auch der Islam schon frühe des Eindringens der Mystik sich nicht hat erwehren können. Leicht erklärlich ist, dass der Antrieb dazu von seiten der persischen Muslims erfolgte, welche für solche Meditationen ungleich empfänglicher waren als die nüchternen Araber und ausserdem indische (brahmanische und buddhistische) Einflüsse bereits erfahren hatten, die zu einer mehr oder weniger pantheistischen Mystik trieben.

Die muhammedanischen Mystiker, Ṣufi[3]) genannt, führen

---

1) Snouck, Mekka I, 13 ff.

2) So ist die Reihenfolge bei den Schafeiten. S. Abu Ishâk esch-Schîrâzî, At-Tanbîh (Jus Schafiiticum) ed. Juynboll, Lugd. Bat. 1879.

3) Sie hiessen so von der wollenen Kleidung (arab. ṣûf, Wolle), die sie trugen. Diese Ableitung ist gegenüber neuern Versuchen beizubehalten. Vgl. Nöldeke, ZDMG. 1894, S. 45 ff. — Vgl. über den Ṣufismus ausser Dozy bes. Tholuck, Isufismus sive Theosophia Persarum pantheistica, Berol. 1821. — Derselbe, Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik, Berlin 1825. — A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, Leipz. 1868. — H. Ethé, Der Çûfismus und

allerdings schon von Muhammed und von Ali mystische oder mystisch deutbare Aussprüche an, wobei sie allegorische Erklärung des Koran lieben. Besonders aber rühmen sie die Frömmigkeit und mystische Tiefe einer Frau namens Râbia im 1. Jhdt. der Hedschra. Von ihr werden Aussprüche berichtet, welche an ähnliche Äusserungen der in die Gottheit sich versenkenden christlichen Mystiker und Mystikerinnen anklingen; z. B. das Wort: „Grosser Gott, verzehre durch Feuer mein Herz, das nach dir schmachtet!" In einer Krankheit sprach sie: „Eine geheime Wunde meines Herzens verzehrt mich und sie kann nicht heilen, bis ich mit meinem Freund vereinigt bin. Ich werde zu leiden fortfahren, bis ich mein Ziel erreiche am jüngsten Tage."

Auch die grossen Lehrer Hasan von Baṣra und Ḥakîk von Balk rechnen die Ṣufi mit sehr zweifelhaftem Recht zu den Ihrigen, stellen aber Râbia noch höher als diese. Jene beiden sollen sie einst in ihrer Krankheit besucht haben. Hasan sprach zu ihr:

> Aufrichtig ist im Glauben nicht, wer nicht geduldig trägt
> die Schläge seines Herrn!

Ḥakîk, der auf eine höhere Stufe weisen wollte, sprach:

> Aufrichtig ist im Glauben nicht, wer nicht Vergnügen hat
> an Schlägen seines Herrn!

Râbia aber, sie beide überbietend, sprach:

> Aufrichtig ist im Glauben nicht, wer seine Schläge nicht
> vergisst ob der Betrachtung seines Herrn!

Aber erst zu Anfang des 9. Jahrhunderts (um 200 d. H.) wird der Perser Abu Saîd ibn abi'l Khair, der ein muslimisches Kloster gründete, wovon Muhammed nichts hatte wissen wollen, als der eigentliche Stifter des Ṣufismus genannt. Im 9. Jahrhundert lebten zwei Gründer besonderer Schulen der Mystik, die Perser Bestâmî († 875) und Dschunaid, von denen der erstere schon ganz pantheistisch lehrte: „Ich bin der Ozean ohne Grund, ohne Anfang, ohne Ende. Wenn die Menschen sich einbilden Gott anzubeten, so betet Gott in ihnen sich selber an." Hier sind die Schranken zwischen Gott und Geschöpf so sehr hinweggeräumt, dass nicht nur der Islam, sondern jeder Theismus dabei aufhört. Vorsichtiger hat Dschunaid sich der koranischen Terminologie anbequemt. Auf den tauchîd, das Bekenntnis der Einheit Gottes, legt er wie Muhammed und alle seine Anhänger das grösste Gewicht, versteht aber darunter pantheistischen Monismus, statt Monotheismus, lehrt im übrigen ähnlich wie die Brahmanen und Buddhisten, man soll sich von Leidenschaften durch Bezähmung der Sinne und Erkenntnis der Wahrheit frei machen und das Gute thun.

---

seine drei Hauptvertreter in der persischen Poesie (Morgenländ. Studien, Leipz. 1876) S. 95 ff. — A. Baumgartner, Weltliteratur I, 548 ff.

Berühmt und berüchtigt war ein schwärmerischer Zeitgenosse Dschunaid's, der unter dem Beinamen Hallâdsch[1]) bekannte Ṣufi, welcher ebenfalls durch Askese zu einer übermenschlichen Höhe glaubte aufgestiegen zu sein. Während die Orthodoxen in ihm einen gemeinen Zauberer, Gaukler und Abenteurer sehen, verehren ihn die Schiiten als einen Heiligen und die Mystiker als höchstes Wesen, das menschliche Form angenommen habe. Übrigens sprechen auch milde Rechtgläubige, die für die Mystik nicht unempfänglich, wie Ghazâlî, ein günstiges Urteil über ihn. Er wurde, weil er sich in seiner mystischen Sprache für Gott auszugeben schien, zu Bagdad hingerichtet. Was die Ṣufi von seinen Wundern und seinem Martyrium erzählen, hat wenig geschichtlichen Wert, dagegen zeigt es anschaulich, welches ihr Ideal war. Auf dem Wege zum Schaffot sang er die Verse:

Nimmer wollt ich, dass mein Freund der Grausamkeit beschuldigt werde,
Er gab mir, was er selber trinkt, wie der Gastfreund dem Gaste thut.
Und während der Becher kreiste, rief er nach dem Block und dem Schwerte.
So gehts dem, der Wein trinkt mit dem Drachen in Sommersglut[2]).

Im Unterschied vom Koran betrachten die Ṣufi die Welt als von Ewigkeit bestehend. Die Seelen sind von Gott ausgegangen, während die sinnliche Welt kein wahres Wesen hat. Die Aufgabe des Menschen ist, mit Gott wieder Eins zu werden, was stufenweise geschieht. Auf der ersten Stufe, der des „Gesetzes", befleissigt sich der Ṣufi noch der koranischen Frömmigkeit. Auf der zweiten, der des „Weges" oder der Methode, wird die Unbedeutenheit der äussern Werke und des äussern Gottesdienstes gelehrt; alles komme auf den innern Zustand an; doch hat sich der Ṣufi um so mehr auch durch äussere Frömmigkeit auszuzeichnen. Er kommt in einen göttlichen Enthusiasmus (ḥâl genannt) hinein, welcher, wenn er andauernd wird, makâm heisst. Der dritte Grad ist der der Gewissheit. Da hat der Ṣufi Gott in sich gefunden und ist sich bewusst geworden, ein Teil der Gottheit zu sein. Mag er auch noch der muhammedanischen Redeweise sich bedienen, so sind ihm doch die verschiedenen Religionen gleichwertig und gleichgiltig.

Diese die Gemüter anregende mystische Strömung hat die poetischen Perser mächtig angezogen und ihrer Phantasie und Beschaulichkeit einen Ersatz geboten bei der Trockenheit des Islam. Der Ṣufismus hat aber nicht allein in Persien, sondern auch in Indien und den übrigen Ländern des Islam Anhänger gefunden.

---

1) Sein eigentlicher Name ist Husain ibn Manṣûr. Er war Perser, aber in Bagdad geboren. Siehe über ihn Tholuck, Blütenlese 311 ff.

2) Der „Freund" ist Gott, welcher auch mit Anspielung auf das Sternbild „der Drache" heisst. Er liess seinen Gast am seligsten Genuss teilnehmen, aber auch an der Selbstopferung, welche ihm eigen ist, der sich in die Einzelwesen spaltet.

Allein diese hochgespannte Mystik ging bei den persischen Dichtern leicht in liederliche Erotik und genusssüchtige Weltlichkeit über, die am Glauben wie an sittlicher Thatkraft Schiffbruch gelitten hatte. Anderseits fehlte es nicht an orthodoxen Theologen, welche dem Ṣufismus zuneigten und durch eine moderierte Mystik den starren Glauben der Muhammedaner erwärmten. Unter ihnen nimmt die erste Stelle der aus den Schafeiten hervorgegangene Ghazâlî[1]) ein. Sein Hauptwerk „Belebung der Religionswissenschaften" wird in den muslimischen Hochschulen noch viel gelesen und zeugt wie seine übrigen Schriften von edler, sittlich hoher Frömmigkeit.

Eine niedrigere Form der Versenkung in die Gottheit stellen die Derwische dar, die durch äussere Exerzitien sich begeistern und in einen Grad der Raserei sich hineinsteigern, der an die Priester der alten asiatischen Naturkulte erinnert. Sie bilden eine Art Orden und stehen unter einem Scheich. Solcher Orden sind unzählige über Asien und Nordafrika ausgebreitet. Die Ekstase wird teils durch Tänze, teils durch fortgesetztes Geschrei unter anstrengenden Körperbewegungen erzielt. In diesem Zustand setzen sie das Volk durch Proben ihrer Unempfindlichkeit und Unverletzlichkeit an Feuer und Eisen in Erstaunen. Leicht wissen sie die Menge auf diese Weise zu fanatisieren.

Während allen diesen Entwicklungen solche Elemente zu Grunde lagen, die dem Islam eigentlich fremd waren und daher mit dazu beitrugen, ihn von seinem Ursprung zu entfernen, fehlte es auch nicht an Reaktionen und Reformationen, welche ihn auf seine reine Urgestalt zurückzuführen strebten. Eine derartige Bewegung war seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Wahhabismus[2]), welcher bezeichnenderweise vom Herzen des arabischen Stammlandes ausging und sich auch wesentlich auf dieses Volk beschränkte. Der Stifter war Abd ul Wahhâb (geb. gegen 1720, starb 1787) aus dem arabischen Nedschd. Die Entartung des Islam, die Missbräuche, die sich in den heiligen Städten Mekka und Medina eingeschlichen hatten, die Vergötterung Muhammeds, die Verehrung der Heiligengräber (Weli's) und -Reliquien, die Üppigkeit in Kleidung und Lebensweise, die lasterhaften Gewohnheiten, welche selbst bei der Wallfahrt zu Mekka sich breit machten — das alles empörte ihn, und als er an diesen Orten, wo man am Fortbestehen solcher Unsitten interessiert war, kein Gehör fand, predigte er den Beduinen seiner Heimat die Umkehr zur reinen Religion des Propheten und fand Beifall beim Scheich

---

1) Abu Hâmid Muhammed el Ghazâlî, geb. 1058 zu Tus in Chorasan, lehrte an den hohen Schulen zu Bagdad, Damask, Jerusalem, Alexandria, zog sich dann in ein von ihm gestiftetes Kloster zu Tus zurück und starb 1111.

2) Vgl. über diese Bewegung auch Snouck-Hurgronje, Mekka I, 138 ff.

von Dereja, namens Muhammed ibn Saʿûd, der an die Spitze der kriegerischen Unternehmungen dieser neuen Sekte trat. Diese musste übrigens von den Gelehrten in Kairo als rechtgläubig anerkannt werden. Sie verabscheute namentlich auch die seidenen Kleider, die schon dem Muhammed ein Dorn im Auge waren, und das Tabakrauchen, das auch die orthodoxe Sekte der Malekiten untersagt. Den Rosenkranz, das Stehenlassen eines Haarschopfes und anderes, was dem Aberglauben Vorschub leisten kann, verwarfen sie. Auf Grund der wahhabitischen Reform wurde Abd-ul-Azîz, der Sohn jenes ibn Saʿûd, das Oberhaupt des bisher von Fehden zerissenen Nedschd. Die türkische Regierung zu Konstantinopel, vom Scherîf von Mekka aufgereizt und vom Pascha von Bagdad zu Hilfe gerufen, sandte Truppen gegen die neu erstehende unheimliche Macht der Wahhabiten, doch ohne Erfolg. Diese wurden in ihren Angriffen auf die nach ihrer Ansicht vom wahren Glauben und Kultus abgefallenen Muslims immer kühner. So zerstörten sie 1801 das den Schiiten teure Grabmal Husains und richteten dabei ein grosses Blutbad an. Und bald darauf nahm Abd ul Azîz Mekka ein, wo sie die kleinern Heiligtümer ebenfalls zerstörten und sogar den schwarzen Stein als ein Idol zerschlugen. Nach der Ermordung des Abd ul Azîz übernahm sein Sohn Saʿûd die Führung und eroberte Medina, wo auch das Grabmal Muhammeds nicht verschont blieb. So hatten sie schon ganz Arabien mit Ausnahme von Oman und Hadramaut in ihrer Gewalt, als der Vizekönig von Ägypten, der energische Muhammed Ali im Auftrage des Sultans sie mit Krieg überzog und schliesslich sein Sohn Ibrahim Pascha durch Eroberung von Dereja (1818) ihre Macht vollständig brach. Seitdem bestanden sie als puritanische Sekte ohne grosse politische Bedeutung fort[1]. Sie schliessen sich streng gegen Bildung und Civilisation ab, aber sie erhalten sich frei von Aberglauben und Weichlichkeit und dürften am ehesten das Bild der Urgemeinde Muhammeds wiedergeben.

Unter den Schiiten in Persien stand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein anderer Reformator auf, der Stifter des Babismus[2]: Mirza Ali Muhammed, zubenannt der Bab, d. h. die Pforte, nämlich der Erkenntnis, geboren 1820, starb 1850. Mit gewaltiger Beredsamkeit trat der Jüngling in Schiras gegen die Korruption der Geistlichkeit auf. Wie sein Titel andeutet, stellte er eine besondere, an den Ṣufismus sich lehnende und daraus hervorgewachsene Lehre auf. Er gab sich für eine göttliche Er-

1) Vgl. die vier Briefe der Wahhabiten an den Pascha von Damask ZDMG 11, 428 ff.

2) Edward G. Browne, Travellers Narrative written to illustrate the Episode of the Bab, 1891. Derselbe, New History of Mirza Ali Muhammed the Bab, 1893. — F. C. Andreas, Die Babi's in Persien, Leipzig 1896.

scheinung aus und nannte sich Nukte, den ersten **Punkt** des Wissens oder der Erklärung. Gott ist an sich unerkennbar, weil zu hoch über den Menschen erhaben. Aber in den Propheten Adam, Noah, Mose, David, Jesus, Muhammed und jetzt in ihm selbst, dem verheissenen Imam Mahdi (der „recht geleitete") ist der göttliche Urwille Fleisch geworden. Die Welt hat in der Zeit weder Anfang noch Ende. Sie ist aber vom göttlichen Urwillen hervorgebracht und im Verhältnis zu diesem das spätere oder abgeleitete. Zur Belehrung des Menschen hat sich die Gottheit in zahllosen Propheten jener Art in der endlosen Vergangenheit verkörpert, und dasselbe wird in der Zukunft geschehen. Unsterblichkeit gibt es so, wie ein ausgelöschter Buchstabe damit nicht vergangen ist, sondern immer wieder hergestellt wird. In diesem Sinn ist Mirza Ali derselbe wie einst Husain; doch haben darin die Muslims (gemeint sind Schiiten) mit Unrecht eine Seelenwanderung erblickt.

Was aber diesen Lehrer von andern Ṣufi unterscheidet, ist, dass er nicht bloss für eine Zunft oder einen Orden von Eingeweihten lehren, sondern das Volksleben heben und erneuern wollte. So wollte er die Frauen würdiger behandelt wissen, als es im Islam der Fall ist. Ehescheidung und Vielweiberei sollten eingeschränkt und die Frauen zu den religiösen Versammlungen der Männer zugelassen werden, und zwar ohne Schleier. Auch für Kindererziehung traf der Bab humane Bestimmungen; das Rauchen verbot er; auch verlegte er das Fasten auf eine andere Zeit als den Ramadan u. s. w. Er sandte begeisterte Apostel und auch eine Jüngerin, um seine Lehre bis nach Irak zu predigen. Diese sammelten viele Anhänger, welche bald zu einer politischen Partei geworden sind, die sich mit den Waffen verteidigte. Die Regierung bekämpfte sie seit 1848 heftig, und auf die Dauer vermochten sie der Übermacht derselben nirgends Stand zu halten. Aber die Leidens- und Sterbensfreudigkeit, womit die gefangenen Sektierer unsäglich grausame Marter erduldeten, hat ihrer Sache vermehrte Anziehungskraft verliehen. Der Bab selber war frühe interniert worden und hat, während die Seinigen sich für ihn schlugen, ein beschauliches Leben in der Stille geführt. Nachdem er für kurze Zeit die Freiheit wieder erlangt hatte, wurde er 1847 nach Maku im äussersten Nordosten des Landes gebracht, wo er noch einige stille Jahre zubrachte, bis er 1850 unter eigentümlichen Umständen[1]) hingerichtet wurde. Er hat manches geschrieben. Als kanonisch gilt bei seinen Anhängern das Buch Bejân („Erläuterung"), worin er seine Glaubenslehre niedergelegt hat. Unter den Nachfolgern des Bab ist besonders zu nennen **Mirza Husain Ali** mit dem Beinamen **Beha** „Glanz", welcher verschiedene Bücher schrieb und sich selber für einen der grossen, bezw. den

1) **Andreas** a. a. O. S. 26 ff.

grössten Propheten ausgab. Er wurde nach Akka in Syrien verbannt, wo er erst 1892 starb. Die Anhänger des Babismus haben tetsfo rt zugenommen.

Dass einige Babi im Jahr 1852 auf den Schah ein Attentat versuchten, führte zu neuen, massenhaften und furchtbar grausamen Hinrichtungen. Sie galten seitdem noch mehr als staatsgefährlich, und es versteht sich, dass die Geistlichkeit stets aufs neue gegen sie hetzte. Noch die Ermordung Naṣir eddins im Jahr 1896 wurde ihnen, wie es scheint mit Unrecht, in die Schuhe geschoben. Während man ihnen von jener Seite alles schlechte zutraut, werden sie von europäischen Kennern wie Dr. Andreas, vollends von Dr. Faber, günstiger beurteilt: Sie stellten wirklich eine edlere, fortschrittsfähige Religionsbildung im Islam dar und seien namentlich gegen Bekenner anderer Religionen duldsam, gegen das Christentum freundlich. Ob sie aber dem persischen Volke zu einer geistigen Neugeburt verhelfen können, ist äusserst zweifelhaft.

Der Islam gehört gegenwärtig zu den ausgebreitetsten Religionen der Welt. Auf Grund der neuesten Angaben hat Dr. Hubert Jansen[1]) in seiner sorgfältigen statistischen Zusammenstellung als Gesamtzahl der Bekenner des Islam 260 Millionen gefunden, oder 15,543 % der Erdbewohner, diese zu 1672,500,000 angenommen. Diese Muslims verteilen sich auf Asien, Afrika und Europa. Das Haupt der Rechtgläubigen ist der türkische Sultan in Konstantinopel, seit Muhammed II vom Stamm der Osmanli diese Stadt eingenommen hat. Er überträgt aber seine geistliche Gewalt auf einen Minister, den scheich-ul-islâm, der eine Menge untergeordneter Beamter zu seiner Verfügung hat. Natürlich erkennen die Schiiten die Oberhoheit des Sultans nicht an. Aber auch von Seiten der arabischen Stämme hat er oft Mühe sich Achtung zu verschaffen, da diese sich für bessere Muhammedaner ansehen als die europäisierten Türken. Ein heftiges Aufflackern des rohen, fanatischen Islam fand seit Anfang der 80er Jahre im oberägyptischen Sudan statt, indem dort ein Derwisch Muhammed Achmed sich für den erwarteten Maḥdi (den von Allah Geleiteten) ausgab und damit weite Kreise fanatisierte, während andere ihn nicht anerkannten. Seine Macht wurde für den Sudan und für Abessinien verhängnisvoll, indem seine Glaubenskämpfer ebenso tapfer den Feind aus dem Feld schlugen wie die Andersgläubigen grausam behandelten. Auch nach dem Tod dieses Maḥdi dauerte die von ihm gegründete Herrschaft am oberen Nil fort, bis der siegreiche Feldzug der Engländer 1898 (Schlacht bei Omdurman) diesem Schreckensregiment ein Ende machte.

In Afrika breitet sich der Islam noch immerfort aus, da die ihm ergebenen Araber, die als Händler den Weltteil durchstreifen,

---

1) Hubert Jansen, Verbreitung des Islams, Friedrichshagen bei Berlin 1897 (autographiert).

überall auch Mission treiben. Sie gewinnen mit leichter Mühe die ihrer Fetische überdrüssigen Neger, denen sie statt derselben Koransprüche als Amulette verkaufen und einige Gebetsformeln vorschreiben. Auch in holländisch Indien hat der Islam noch in den letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte gemacht und in britisch Indien wenigstens zugenommen. Anderwärts ist er längst stabil geblieben und hat auch viel über Indifferenz seiner Bekenner zu klagen. In entschiedenem Rückgang befindet er sich in der europäischen Türkei, Syrien, Palästina, Kleinasien, Unterägypten, Algier.

D. Indogermanische Familie.

Einleitung.

Der semitischen Völkerfamilie ähnlich, aber noch viel mannigfacher verzweigt ist die indogermanische oder (im weitern Sinne) arische, welche wie jene an ihrer sprachlichen Verwandtschaft erkannt wurde. Die Erkenntnis dieser ungemein ausgedehnten Sprachfamilie wurde freilich erst viel später erlangt, als vor nahezu hundert Jahren das Sanskrit, die Sprache der indischen Arier, sich den europäischen Gelehrten erschlossen hatte, und nun die Verwandtschaft dieser Sprache mit der griechischen, lateinischen, den germanischen, slavischen u. s. f. als eine enge nachgewiesen wurde unter Aufzeigung der Lautverschiebungsgesetze, nach welchen die Wortstämme sich von einem Zweig zum andern umgewandelt haben. Zwar nicht als die Muttersprache unter diesen Mundarten, aber als die älteste Schwester unter ihnen stellte sich das Sanskrit heraus. Ihm nächstverwandt zeigte sich die altiranische Sprache (fälschlich Zendsprache genannt), deren älteste Denkmäler die heiligen Schriften der Perser (Avesta) bilden. Im weitern Verlauf gruppierten sich dazu die griechischen und italischen Mundarten, ferner die germanischen, keltischen, slavischen. So stellte sich eine reiche Gruppe von Sprachen heraus, die, obwohl unter sich viel verschiedener lautend und viel weiter von einander abweichend als die semitischen Dialekte unter einander, doch durch die Sprachvergleichung als Glieder Eines Systems dargethan waren. Mit Sicherheit ergab sich daraus das Postulat einer urarischen Sprache, aus welcher alle diese historisch belegbaren Idiome mittelbar geflossen sein müssen und welcher die ihnen gemeinsamen Stämme und Wörter müssen angehört haben. Ebenso durfte, von allfälligem Sprachentausch abgesehen, der doch nur bei besonderen Verhältnissen denkbar ist, auf physische Verwandtschaft dieser Stämme geschlossen werden und auf ein arisches Urvolk, von welchem sie sich in verschiedenen Etappen müssen ausgesondert haben. Dies bestätigt die Physiologie und Völkerkunde. Die arischen Völker, ob in Indien oder Skandina-

vien wohnend, zeigen sich physisch als die edelsten Vertreter der kaukasischen Rasse und heben sich in diesem Sinne besonders stark ab von den mongolischen, malajischen und schwarzen Typen. Sie unterscheiden sich auch merklich von den semitischen Völkern, welche ihnen immerhin näher stehen, wie denn auch ein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen den arischen und semitischen Sprachen keinem Zweifel unterliegt, wenn derselbe auch bei weitem nicht ein so enger und geschlossener ist, wie er innerhalb dieser Familien stattfindet.

Wie nun die physische Entwicklung innerhalb der grossen arischen Gruppe sich mit Hilfe der Sprachvergleichung genealogisch sicher bestimmen lässt, so gewinnt von hier aus auch die Kulturgeschichte einen Ausgangspunkt und eine systematische Gliederung. Auf den Kultur- und Sittenzustand jenes arischen Urvolkes kann aus dem gemeinsamen sprachlichen Besitz der zerstreuten Indogermanen manches gefolgert werden. Z. B. lässt sich aus den zahlreichen uralten Verwandtschaftsnamen (vgl. Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, Leipzig 1889) und aus der Benennung der Gattin als „Herrin“ (sanskr. patis und patnî, Gatte und Gattin; griech. *πόσις* und *πότνια*; litthauisch pats und patì) schliessen, dass der Familiensinn bei diesem Muttervolk ein sehr entwickelter und die Stellung des Weibes eine hohe, monogamische war.

Von höchster Wichtigkeit ist nun aber jene Erkenntnis der Verwandtschaften für die Religionsgeschichte geworden, welche ihrerseits zu deren Bestätigung nicht am wenigsten beiträgt. Die epochemachende Entdeckung der linguistisch-ethnographischen Zusammenhänge auf indogermanischem Gebiet hat erst zur genealogischen Darstellung der Religionsgeschichte den rechten Anstoss gegeben und der Religionsvergleichung ihre volle Berechtigung und zugleich die rechte Methode gewiesen. Waren längst die zahlreichen Berührungen zwischen der griechischen und römischen Religion in die Augen gefallen, so wurde man nun erst in den Stand gesetzt, sicherer zu unterscheiden, wo Entlehnung, wo gemeinsame Erbschaft vorlag und die letztere in ungeahnte Ferne zu verfolgen. Ebenso wurde man aufmerksam auf die Analogieen, welche so weit auseinanderliegende Religionen wie die römische und die brahmanische, die hellenische und die skandinavische aufweisen, und lernte darin den Ausdruck einer historischen Verwandtschaft dieser Völker erkennen. Aus dem Inventar der gemeinsamen mythologischen Benennungen lässt sich nun auch eine urarische Religion erschliessen, welcher man freilich nur stufenweise zurückschreitend näherkommt. Das viele Gemeinsame, was die Religionen der Altinder und Altiranier enthalten, lässt noch ein volleres Bild der gemeinsamen Mutter dieser beiden erkennen. Weiter zurück führen die spärlicheren Spuren solcher Religionselemente, welche diesen genannten mit westlichen Indogermanen gemeinsam sind.

Dahin gehört z. B. die wichtige Erscheinung, dass sanskr. Djaus pitar offenbar identisch ist mit dem griechischen *Ζεὺς πατήρ* und dem latein. Diespiter = Jupiter. Gerade der Himmelsgott, der bei Griechen und Römern die unumstritten erste Stelle einnahm, ist demnach schon bei diesen Urariern verehrt worden und hat dort ohne Zweifel dieselbe dominierende Stellung eingenommen, wie der Himmelsgott bei den Semiten oder den Chinesen. Doch ist möglich, dass sich schon damals weitere Gottheiten in der Vorstellung des Volks gebildet hatten. Dies wird dadurch wahrscheinlich, dass (im Unterschied von China) jene Ursprache ein Appellativ für Götter aufweist, welches wie djaus selber von dem Stamm div, glänzen, abgeleitet ist: sanskr. dêva, Gott, iranisch daiva, daêva (was aber Dämon bedeutet!); griechisch *δῖος*; latein. deus, divus; litthauisch diewas; altnordisch tîvar, Götter und Helden.

Andere Gleichungen sind zweifelhafter. Viel reicher und mannigfaltiger sind die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der altindischen und der iranischen Religion, wie sich zeigen wird. Dies beweist, dass diese beiden Stämme noch längere Zeit dieselbe Religion gehabt haben, nachdem die andern sich schon von ihnen abgetrennt hatten.

Die Frage nach der geographischen Urheimat der Arier oder Indogermanen lässt sich auch nur annähernd beantworten und ist gerade neuerdings vielumstritten. Zweifellos ist der am weitesten ostwärts wohnende indogermanische Stamm, der in Indien sich niedergelassen hat, in dieses Land von Nordwesten her über die Kabul-Pässe zunächst ins Gebiet des Indus (Pandschâb) eingewandert und hat erst mit der Zeit von hier aus sich nach dem Gangesthal ausgebreitet. Vorher muss er mit seinen iranischen Brüdern im Quellgebiet des Oxus und Jaxartes zusammengewohnt haben. Eine andere Frage aber ist, ob auch die westlich zu treffenden Arier von dort ausgegangen sind, oder ob die Urheimat der Familie weiter nördlich oder westlich lag. Hierüber gehen die Meinungen weiter als je auseinander. Will man doch neuerdings sogar sämtliche Arier aus dem Norden Europas gekommen sein lassen. Viel mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, dass ihr Ursitz, wo sie noch ungeteilt beisammen waren, in Asien liegt, nicht allzuweit von jenem Stammland der Iranier, etwa im alten Baktrien und den westlich daran grenzenden Ländereien oder auch in den weiter nördlich gelegenen Steppen[1]). Nur Ein Volk hat von da den Weg ostwärts genommen nach Indien; die meisten sind westwärts ge-

1) Vgl. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte² 1890. — Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium 1880. — Ed. Meyer, Gesch. II, 34 ff. Letzterer hält für die indogermanische Urheimat „das weite Steppengebiet, welches sich vom südlichen Russland nördlich des Schwarzen, Kaspischen und Aralsee's bis nach Turan erstreckt." Ähnlich Schrader.

wandert nach Vorderasien und Europa hinüber, das fortan das eigentliche Gebiet dieser Familie wurde. Dieselbe hat übrigens an Expansivkraft und Kultur alle andern weit überflügelt und dehnt ihr Machtgebiet noch immer weiter aus, indem sie auch die „neue Welt", Amerika, besetzte und über Asien wie Afrika ihre Oberhoheit geltend macht. Dieses Verhältnis ist schon in dem merkwürdigen Spruch des Völkervaters Noah Genes. 9, 26 f. angedeutet, wonach Japhet sich weit in der Welt ausbreiten soll, während Sem sein kostbares Erbteil an dem ihm geoffenbarten Gott hat. Japhet entspricht nach Gen. 10, 2 ff. dem indogermanischen Stamm, der in der That der Träger der Kulturgeschichte und der Sieger in der Weltgeschichte geworden ist, während Sem nur in der Offenbarungsgeschichte unvergleichlich über ihm steht, so dass er in betreff der höchsten Güter bei Sem zu Gaste gehen musste und der eigentliche Träger des auf semitischem Boden gewordenen Christentums wurde, welches er samt seiner Kultur unter den fremden Völkern in der Neuzeit ausbreitet.

I. Indische Religionen[1].

Einleitung.

Der Wohnsitz eines ersten Zweiges der arischen Familie ist das sog. Vorderindien, die westliche der beiden grossen indischen Halbinseln, welche, nördlich vom Himâlajagebirge abgegrenzt, in Gestalt eines langgestreckten Dreiecks ins Meer vorspringt, wobei ihrer Spitze südöstlich noch die Insel Ceylon vorgelagert ist. Seine Bedeutung für die Menschheit dankt dieses Land jenem schon genannten Gebirge, welches die mächtigsten Schneegipfel und Gletscher der Erde trägt und als ein hochragender Wall das zu seinen Füssen liegende Land nicht bloss gegen Einfälle nordischer Barbaren schützt, sondern diesem auch reiche Wassermenge zuführt, indem es die von den südlichen Meeren aufsteigenden Wolken zurückhält und so dem bevorzugten Landstrich eine ungewohnte Regenmasse sichert, zugleich aber von seinen Schneebergen mächtige Ströme gen Mittag entsendet, die

---

1) Vgl. hierzu besonders Christian Lassen, Indische Altertumskunde, 4 Bde., 1847—61; Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl. 1867. 74. — John Muir, Original Sanscrit-Texts on the Origin and History of the People of India, Lond. 5 voll. (vol. 1—4 ed. 2 1868—73; vol. 5 ed. 1 1872). — S. Lefmann, Geschichte des alten Indiens (in Oncken's Allg. Gesch.), Berl. 1890. — Zimmer, Altindisches Leben, Berl. 1879. — Alexander Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur, Band II, Freiburg 1897.

in ihrem Lauf das Land befruchten und den Verkehr erleichtern, so besonders den Sindhu = Indus, der vom Mittelstock des Gebirges erst westwärts fliesst, dann westlich von dem anmutigen Bergland Kaschmir sich südwärts wendet und sich ins westliche Meer ergiesst; dann den Ganga = Ganges, der das Land nach Südost durchkreuzt und mit seinen vielen Nebenflüssen in noch viel reicherem Masse durch Überschwemmung die Thäler bewässert und fruchtbar macht. Noch weiter östlich ausbiegend fliesst der Brahmaputra (Brahmasohn) vom selben Centralgebirge aus, um sich schliesslich mit dem Ganges in dessen vielgespaltenem Auslauf zu vereinigen. Quer durch das Land zieht sich von West nach Ost das Vindhjagebirge, welches, mit den Küsten ein Dreieck bildend, das südliche Indien vom Norden abschneidet. Was südwärts davon liegt, heisst Dekhan (eig. dakschinapatha = Pfad zur Rechten; vgl. das hebräische thêman) = Mittagland.

Das Klima ist nur in den Gebirgsgegenden gemässigt, in den höchsten Regionen sogar rauh; in der Ebene ist es tropisch. Wo keine Flüsse dem Wachstum zu Hilfe kommen, liegen trostlos öde Striche; um so üppiger gedeiht die Pflanzenwelt in ihrer Umgebung. Am heissesten ist die Zeit vom März bis Mai. Dann folgt vom Juni bis Oktober eine Regenzeit, welche wenigstens in den höhern Landstrichen des Nordens die Hitze bedeutend mässigt; dort folgt dann eine kühle Jahreszeit bis Februar. Weite Reisfelder, von den Überschwemmungen begünstigt, gewähren durchs ganze Land die gewöhnlichste Nahrung. Aber auch Zuckerrohr, Baumwollenstauden, Palmen, Mangobäume, Bananen, riesige Feigenbaumarten (ficus Indica, ficus religiosa u. a.) und zahllose Gewürzpflanzen (wie Pfeffer, Zimmet u. s. w.), Lotus u. dgl. gedeihen in Indien in üppiger Fülle. Unwirtlich sind die von undurchdringlichen Dschangeln besetzten sumpfigen Niederungen, besonders an der Mündung der Ströme. Elefanten, Tiger, Rhinoceros haben hier ihre Heimat.

Der gesamte Umfang Vorderindiens beträgt c. 70,000 Q.-M., die Bewohnerzahl Vorderindiens nach der Volkszählung vom 5. April 1891 (mit Inbegriff von Britisch-Birma): 288,159,672.

Als die Arier durch die Pässe der Hindukusch, der westlich an den Himalaja sich anschliesst, ins Thal des Indus und seiner Nebenflüsse (Pandschâb) vorrückten, fanden sie daselbst schon eine ziemlich dichte Bevölkerung ganz andern Stammes vor, von der sie sich schon durch die Hautfarbe unterschieden. Als die Kräftigeren und Intelligenteren drängten die hellfarbigen Arja diese dunkeln Insassen ins Gebirge und nach dem Süden zurück, oder drückten sie, soweit sie mit ihnen fortan zusammenwohnten, zu einer niedrigen, verachteten Kaste herab. In der älteren Zeit hatten aber die Arja, d. h. die Würdigen, Gebieter, viel mit diesen Dasju oder Shudra zu kämpfen. Das Leben dieser geringern Rasse, welche übrigens in zahlreiche Völkerschaften mit verschiedenen Sprachen zerfällt, deren Zu-

sammenhang nicht ausgemacht ist, hat schon Herodot beschrieben 3, 98 ff., wo er erzählt, unter diesen am weitesten nach Osten wohnenden Indiern gebe es Fischervölker, welche sich Kleider aus den Binsen ihrer Flüsse machten, rohe Fische ässen und in Kähnen von Rohr (Bambus) fahren. Andere, die Padäer, hätten die Übung, jeden, der von einer Krankheit befallen werde, gleich zu töten und aufzuessen. Andere lebten nur von Gras und Körnern; wer unter ihnen krank werde, ziehe sich in die Wüste zurück und werde dort seinem Schicksal überlassen. Die Farbe aller dieser Völker sei schwarz. — Auch Ktesias weiss von Indiern weisser und schwarzer Farbe.

Die arische Rasse liess sich namentlich in dem Land zwischen Himalaja- und Vindhjagebirge nieder, welches sie Arjâvarta, = Land der Arier, nannten (Manu 2, 22 f.). Heutzutage heisst dieser nördlichere Teil Hindustan. Im Pandschab fand sie nicht lange den genügenden Raum, ging daher nach den Ufern des Ganges vor. Aber auch über das Vindhjagebirge hinaus schoben die Arier an der Küste im Osten und besonders im Westen ihre Vorposten weit nach Süden vor.

Bis auf den heutigen Tag lassen sich in Indien diese beiden verschiedenen Hauptrassen in den Sprachen und Stämmen unterscheiden. Nur sind die arischen Dialekte vielfach auf die unterjochten Völkerschaften andern Stammes übergegangen. Das Sanskrit zwar, einst der Dialekt des Pandschab, dann die Schrift- und Gelehrtensprache der indischen Arier, wird nicht mehr gesprochen, aber eine Reihe daraus abstammender Dialekte: Das Hindi ist die fast im ganzen Flussgebiet des Ganges herrschende Sprache, übrigens nicht zu verwechseln mit dem Hindustâni, welches durch den Einfluss des Islam mit starkem Zusatz von arabischen und persischen Wörtern sich gebildet hat und die Sprache der Muhammedaner durch ganz Indien ist. Das Sindhi wird am Indus und zwar an dessen unterm Lauf gesprochen, während das Pandschâbi die Mundart des obern Flussgebietes ist. Das Kaschmiri ist diejenige von Kaschmir, das Gudscharati der Dialekt der gleichnamigen Halbinsel südöstlich von der Indusmündung. Noch weiter südlich und östlich bis tief in das Dekhan hinein wird das Mahratti gesprochen, an der Westküste am weitesten nach Süden bis nach Kanara vorgeschoben das Konkani, im Osten an der Gangesmündung das Bengali, südlich davon an der Ostküste noch das Urija, die Mundart von Orissa.

Die Hauptmasse der vorarischen Bevölkerung hat sich im Dekhan erhalten. Man nennt sie dravidische oder Nischâda-Völker. Ihre Sprachen sind unter sich ebenso verschieden wie ihre Kulturgrade. Einzelne derselben besitzen eine alte Litteratur, während andere ganz ohne Schrift waren, bis die christlichen Missionare ihnen eine solche zueigneten. So hatte eine reiche alte Litteratur das Tâmil, auf der Südspitze Indiens, genauer dem östlichen Teil derselben, und im Norden Ceylons ge-

sprochen. Ähnliches gilt von der nördlich davon einheimischen Telugu- oder Telingasprache und vom Kanaresischen an der südwestlichen Küste. Diese südlichen Bewohner Indiens erfreuten sich also schon früh des Besitzes einer gewissen Kultur. Dagegen zeigen andere Stämme gar keine Spur von angestammter Bildung, soweit sie sich nicht dem brahmanischen Gesetz unterworfen haben. Solche rohe Stämme sind die Gonds, Kols, Mîna und Mêca, Khunds u. a. Von einzelnen derselben wurden nicht bloss Menschenopfer, sondern auch das Auffressen kranker und schwacher Angehöriger berichtet, so dass Herodots Schilderung nicht aus der Luft gegriffen ist. Der Körperbau dieser nichtarischen Stämme ist auch mannigfaltig; doch stechen sie durch unedlere Formen und dunklere Farben von den arischen ab.

Die alten Arier nannten die Ureinwohner Dämonen, Riesen, Affen, Schlangen u. dgl., worin sich der Abscheu ausdrückt, den sie vor ihnen empfanden. Auch mag darauf von Einfluss gewesen sein, dass diese wilden Jäger- und Nomadenhorden einem krassen Naturdienst huldigten und die Dämonen in Gestalt von Fetischen, Pflanzen (Bananen, Lotusblumen) und Tieren (z. B. Elefanten) verehrten. Dass die Arier auf diese vor ihnen überall zurückweichenden aber auch von ihnen unterjochten ältern Ansiedler Indiens einen starken Einfluss ausgeübt haben, indem sie ihnen sogar vielfach ihre Sprache und ihr Gesetz aufprägten, wurde schon bemerkt. Schwerlich ist jedoch die stark verbreitete Ansicht richtig, wonach allen altindischen Völkern ihre Kultur, soweit sie eine solche haben, erst durch die Arier zugekommen wäre. Vielmehr scheinen einzelne Stämme der erstern unabhängig eine ansehnliche Kultur erzeugt zu haben, welche nicht ohne Rückwirkung auf die Arier blieb, wie auch auf deren Religion die der ältern Landesbewohner nachweislich von Einfluss gewesen ist.

Was nun die arischen Inder betrifft, so erkennt man an ihren physischen und geistigen Anlagen leicht die Brüder der europäischen Arier. Obwohl ihre Haut unter der heissen Sonne Indiens sich leicht gebräunt hat — am hellsten sind die Brahmanen, welche sich ihren Strahlen weniger aussetzen mussten als die Kschatrja, die Krieger und die Vaishja, die Bauern — so tragen sie im Schädel- und Knochenbau und der ganzen Konstitution die Merkmale der kaukasischen Rasse an sich. Ihre Körperlänge ist etwas geringer als bei den meisten Indogermanen, die Gestalt schlank, anmutig, Hände und Füsse zierlich. Das Gesicht zeigt ovale Form, hohe Stirne, wohlausgebildete Nase, nicht grossen Mund, Lippen nie aufgeworfen, Backenknochen nie vorstehend, Augen gross und von dichten Augenlidern mit langen Wimpern überschattet. Das Haar ist glänzend schwarz, glatt und weich, nie wollig.

Ebenso stark tritt die geistige Verwandtschaft mit Griechen, Germanen u. s. w. zu Tage in der edeln Sprachbildung, der regen, reichen Phantasie und dem scharfen, durchdringenden Verstand

der arischen Indier. Nur haben diese Arier in dem üppigen, erschlaffenden Land ihre angestammte Thatkraft bald eingebüsst, und ihr geistiges Leben hat eine in sich gekehrte, träumerische Weise angenommen, die sich in phantastischen Formen und Symbolen gefällt, was nicht ausschliesst, dass das Volksleben ein weltfröhliches blieb. Mit der ganzen Energie ihres Stammes warfen sich die edelsten Vertreter desselben auf die Entsagung und Abkehr von der Welt und lebten innerlich die schwersten übersinnlichen Probleme durch. Dagegen bewiesen sie ihre Gleichgiltigkeit gegen das äusserliche Geschehen durch ihre politische Unthätigkeit und die damit zusammenhangende konsequente Vernachlässigung der Geschichte. Die Abwesenheit von Geschichtsquellen ist denn auch für die ältere, d. h. vorbuddhistische Zeit so empfindlich, dass aus einheimischen Quellen für dieselbe kein einziges fest umrissenes Ereignis, ja kein einziges sicheres Datum sich gewinnen lässt. Aus den freilich in üppiger Fülle vorhandenen nationalen Epen aber lassen sich zuverlässige geschichtliche Stoffe kaum gewinnen. Erst in nachbuddhistischer Zeit wird der Boden fester. Das erste Datum, das mit relativer Sicherheit sich feststellen lässt, ist das Todesjahr des Buddha 477 v. Chr. Dieses aber bezeichnet allerdings eine in jeder Hinsicht wichtige, einschneidende Epoche. Bis zum Buddhismus verläuft die arisch-indische Religionsgeschichte innerlich einheitlich. Die vom Buddha gestiftete theosophische Schule aber bringt einen Bruch mit der bisherigen Entwicklung hervor, und aus derselben bildet sich eine neue Religion, welche freilich später der Reaktion des alten Hinduismus erliegt, aber nicht ohne sehr stark auf ihn zurückzuwirken. Wir werden daher zuerst die vorbuddhistische Religion betrachten, innerhalb welcher wieder zwei Hauptphasen, Vedareligion und Brahmanismus, zu unterscheiden sein werden; dann den Buddhismus selbst und sodann die nachbuddhistische Religion, die man im allgemeinen als Hinduismus bezeichnen mag.

Was aus auswärtigen Quellen zur Aufhellung der indischen Geschichte beigebracht werden kann, ist leider auch nur höchst dürftig, da in der alten Zeit nachhaltige Berührungen des wohlabgeschlossenen Landes mit dem Westen nur selten stattfanden. Dem Umstand, dass die alten Perser unter Darius Hystaspis ins nordwestliche Indien vorgedrungen sind, verdankt man die Kunde, welche Herodot von dem Lande gibt, der selber nicht dort war, aber von Persern darüber Bericht erhalten hatte. Ktesias, der ebenfalls über das Land schrieb (nach 398 v. Chr.), hatte am Hofe des Artaxerxes Mnemon sich aufgehalten. Von seinem Buch über Indien sind nur Fragmente vorhanden. Eine länger andauernde Verbindung zwischen Indien und dem Abendland führte Alexanders d. Gr. Zug nach dem Indus herbei. Dieser unterwarf sich das Indusgebiet, und auch seine Nachfolger wussten eine gewisse Oberhoheit über diese Gegenden zu behaupten. Zugleich kam Indien damals mit der griechischen Kultur in nähere Berührung. Eine

Anzahl Begleiter Alexanders haben über Indisches geschrieben wie Aristobulus, Ptolemäus Lagi, Nearchus u. a., deren Werke zwar sämtlich verloren gegangen, aber später von dem gewissenhaften Forscher Arrianus (2. Jahrh. n. Chr.) benutzt worden sind. Am genauesten aber hat um jene Zeit Megasthenes über Indien berichtet, der (um 300 v. Chr.) von Seleukus Nikator als Gesandter an den König Tschandragupta geschickt wurde und durch längern Aufenthalt in Indien sowie durch seine wissenschaftliche Bildung in den Stand gesetzt war, wertvolle Nachrichten über Land und Leute (besonders im nördlichen Teil diesseits des Vindhjagebirges) zu liefern. Sein Werk *τὰ Ἰνδικά*, das leider auch verloren ist, benutzte besonders Strabo, auch Diodor. Sic. und Arrian. Alle diese und andere griechische und römische Quellen ergeben jedoch für die politische und religiöse Geschichte des Landes wenig zuverlässige Ausbeute. Über die Angaben des Herodot, Ktesias, Megasthenes siehe Einlässliches bei Lassen, Ind. Alt. Band II.

Viel wichtiger und massgebender sind trotz dem oben angegebenen Mangel die inländischen Quellen, welche seit 100 Jahren wieder entziffert worden. Die Litteratur des alten Indien ist eine überaus reiche, wenn auch eigentlich historische Aufzeichnungen in der älteren Zeit ganz fehlen und die grossen Epen wie die didaktischen, kultusgesetzlichen und dramatischen Schriften nicht der ältesten religionsgeschichtlichen Periode angehören. Dieser entspricht nur das älteste Schrifttum, der Vêda (eig. das Wissen), genauer gesprochen nur das Mantra (Lied, Spruch), die Sammlung der Lieder oder Sprüche, welche den Grundstock des Vêda ausmachen, an welchen sich spätere Notizen, Exkurse und Reflexionen angehängt haben, welche man mit unter dem Namen Vêda umfasst.

Es gibt aber vier solcher Sammlungen (Sanhita's):

1. Rig-Vêda = Veda der Lieder, die bestgeordnete, umfänglichste und wertvollste Sammlung der alten Hymnen an die Götter.

2. Sâma-Vêda = Veda der Gesänge, ein Choralbuch zu kultischen Zwecken, für die Priester beim Opfern bestimmt, aus Versen des Rig zusammengestellt.

3. Jadschur-Vêda = Veda der Gebete und Opfersprüche mit nähern Anweisungen zum Opferritual.

4. Atharva-Vêda oder Brahma-Vêda. Diese vierte, erst später zusammengestellte Sammlung von Gebeten und Zaubersprüchen war nicht überall als kanonisch anerkannt, was nicht ausschliesst, dass sich hier auch uralte Stücke finden. Neben manchen Versen des Rigveda stehen hier namentlich auch manche magische Formeln.

Der Rigveda wurde mit dem Kommentar des Sâjana herausgegeben von Max Müller, 6 Bde. 1849—1875. Von demselben erschien eine Textausgabe Lond. 1873, 2. Aufl. 1878; von demselben eine englische Übersetzung mit Erklärungen SBE vol. XXXII

Vedic Hymns I Oxf. 1891. Th. Aufrecht gab den Rigveda in latein. Transskription heraus in 2 Bdn. 1861—63. 2. A. 1877. — Deutsche Übersetzungen der Hymnen des Rigveda von A. Ludwig 1876—79 (mit Kommentar); eine metrische von H. Grassmann 1876—77. — Ebenso von K. Geldner und A. Kägi: 70 Lieder des Rig-Veda 1875. — Vgl. auch H. Oldenberg, Die Hymnen des Rigveda, I Metrische u. textgeschichtl. Prolegomena, Berl. 1888.

Den Samaveda gab Th. Benfey heraus 1848. Den weissen Jadschurveda oder die Vâgasaneji-Sanhitâ A. Weber 1852. Den schwarzen Jadschurveda oder die Taittirija-Sanhitâ A. Weber, Indische Studien Bd. 11. 12. 1871. 73. Die Atharva Sanhitâ Roth und Whitney 1855. Es gibt verschiedene Rezensionen des Atharvaveda. Vgl. Roth, Der Atharvaveda in Kaschmir, Tüb. 1875.

Über die vedische Litteratur überhaupt geben Aufschluss: Max Müller in den Essays und Chips. — A. Weber, Akademische Vorlesungen über Indische Litteraturgeschichte 1852. 2. A. 1875. — R. Roth, Zur Litteratur und Geschichte des Weda 1846. — H. T. Colebrooke, Miscellaneous Essays, 2 voll. Lond. 1837. 2 ed. 1858. Deutsche Übersetzg. seiner Abhandlung über die hl. Schriften der Indier, von L. Poley, Leipz. 1847. — A. Kägi, Der Rig-Veda, die älteste Litteratur der Inder, 2. Aufl. 1881. — H. Oldenberg, Die Religion des Veda, Berl. 1894.

Zu der Spruch- und Liedersammlung des Veda (mantra) gesellten sich in der brahmanischen Periode die Brahmana's, welche nähere Erläuterungen über deren kultischen Gebrauch u. dgl. geben. Ihren bedeutend jüngern Ursprung verraten sie durch wenig kongeniale Auffassung der alten Lieder. Sie sind nicht mehr der genuinen Vedareligion, sondern dem brahmanischen System entsprungen. Diese prosaisch abgefassten Erörterungen und Ausdeutungen des alten Kultus behandeln jene Hymnen nicht mehr als frei gedichtete Gebete, sondern schon als göttliche Offenbarungen, über deren Sinn schon Zweifel und verschiedene Ansichten walten. Die Upanischad, von denen die ältesten sich an die Brahmana zeitlich anschliessen, sind theologische Abhandlungen, wo dem Vedalied bereits ein theosophischer Sinn beigelegt wird, der seinen ursprünglichen Verstand wesentlich alteriert. Noch jünger sind die Sutra, welche sprachliche und metrische Regeln für das Vedalied aufstellen. Sie heissen teilweise auch Vêdânga, Glieder des Veda.

Für die sog. vedische Religion kommt nur das Mantra in Betracht, die alten Lieder selbst. Ihre Abfassungszeit lässt sich nur unbestimmt mutmassen. Zwar ist deutlich, dass die meisten Hymnen aus der Zeit stammen, wo die Arier noch nicht ins Gangesgebiet vorgedrungen waren, sondern sich im Pandschab und am Indus aufhielten. Allein auch die Zeit ihres Vordringens nach dem Osten lässt sich schwer bestimmen. Die Kultur, die uns in diesen Liedern entgegentritt, ist noch eine einfache. Wohl treibt das Volk auch Ackerbau, und einzelne Handwerke sind genannt.

Aber die Viehzucht ist noch dem ganzen Stamme hochwichtig. Sein Reichtum besteht namentlich in den Herden von Milchkühen, Rindern, Ziegen, Schafen, doch auch in Pferden. Die Priester treten noch verhältnismässig wenig hervor. Der Sinn der Männer ist noch kriegerisch; es gilt beständig zu kämpfen gegen die frühern Herren des Landes, auch gegen verwandte feindlich gesinnte Stämme. Die natürliche Kraft und der Lebensmut sind noch ungebrochen. Man ist noch weit entfernt vom brahmanischen Pessimismus.

Namentlich aus litterarischen Erwägungen, d. h. der Abschätzung des Verhältnisses zwischen den Brahmana's und Sutra's sowie der sonstigen indischen Litteratur zu den alten Hymnen ist man zu dem Schlusse gelangt, dass diese letztern im 2. Jahrtausend v. Chr. müssen entstanden sein. Doch gehen auch da die Schätzungen noch weit auseinander. Um nur die gemässigtesten zu nennen, denken sich Max Müller, Spiegel, Wurm, Lindner u. a. diese Lieder im Zeitraum zwischen 1500 und 1200 gedichtet, Oldenberg erst 1200—1000; dagegen Whitney, A. Kägi[1]) u. a. zwischen 2000 und 1500. Die Inder selbst legen ihnen ein masslos höheres Alter bei. Lange Zeit waren sie mündlich überliefert, ehe eine schriftliche Fixierung und Sammlung stattfand. Die Sprache der Lieder ist altertümlicher als das aus den Brahmana, den Epen u. s. f. bekannte Sanskrit; es ist diese Sprache in dem Stadium, wo sie noch Volksdialekt des Pandschab, nicht allgemeine Schriftsprache war. Daher die Übersetzung und Erklärung dieser Lieder von besondern Schwierigkeiten gedrückt ist und zu einem grossen Teil nur mit annähernder Sicherheit gegeben werden kann.

Die Hymnen des Rigveda, 1028 an der Zahl, sind nach den Sängern, von welchen sie abstammen sollen, in 10 Bücher (Mandala's) geordnet. So enthält jedes der Bücher 2—7 nur Lieder je einer Sängerfamilie. Dabei sind innerhalb jedes Buches die Hymnen nach den Göttern geordnet, an welche sie gerichtet sind, und innerhalb jeder dieser Gruppen (Agnilieder, Indralieder u. s. f.) stehen die längsten Gedichte voran, und es folgen (ähnlich wie im Koran) die kürzern nach ihrer absteigenden Verszahl. Siehe Näheres bei Oldenberg ZDMG 1884 S. 449. Diese systematische Anordnung und Sammlung ist natürlich erst spät erfolgt, vielleicht c. 800 v. Chr.

1) Vgl. noch andere Ansichten bei Kägi S. 144 f.

1. Die Religion der vedischen Zeit[1].

a) Die vedischen Götter.

Die Religion, welche uns in diesen vielen Liedern entgegentritt, ist eine naturbefangene. Die Götter, welche hier angerufen werden, sind zum Teil gleichnamig mit sinnlichen Erscheinungen wie Uschas = Morgenröte, Surja = Sonne u. s w. oder sie haben doch ein bestimmtes Naturgebiet, in welchem sie sich offenbaren wie Indra, der Gewittergott, Rudra, der Sturmgott u. s. w.

Dabei tritt uns hier auf dem altarischen Boden eine eigenartige Fruchtbarkeit der Phantasie entgegen, neben welcher die Anrufungen der Ägypter, Babylonier u. a. monoton und starr erscheinen. Mit poetischem Auge betrachtet der Arier die Naturvorgänge, welche sich in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit ihm darstellen und erblickt darin eine überaus lebendige und reiche Offenbarung der Gottheit. Diesen mythologischen Reichtum werden wir in der griechischen und nordischen Vorstellungswelt wiederfinden. Dort aber ist die Ausscheidung der einzelnen Götter und ihre plastisch-epische Ausgestaltung viel weiter gediehen als im Veda, wo die Natur noch einheitlicher angeschaut und verehrt wird. Zwar nicht die sinnliche Erscheinung an sich ruft der Inder an, sondern die in derselben sich manifestierende Gottheit, diese aber auch nicht gebannt an ihre Erscheinung, sondern mit freier Beweglichkeit das All durchwaltend.

So erklärt sich, dass bei Anrufung der einzelnen Gottheiten, des Indra, Agni u. s. f. der Beter leicht das Dasein anderer Götter ignoriert und diesem Gott, dem er huldigt, alles zuschreibt, was in seinen Augen göttlich ist, als wäre dieser nicht Spezialgott, sondern Universalgott — eine Erscheinung, welche M. Müller „Kathenotheismus“ genannt hat.

Mit der Benennung „Polytheismus“ wäre in der That diese altindische Religion nur sehr oberflächlich charakterisiert. Bei aller Vielheit der Götternamen liegt im Bewusstsein des Beters eine gewisse Einheit verborgen, welche in jener Art des Kultus zum Ausdruck kommt. Zwar sind die modernen Hindu im Unrecht, wenn sie dem Veda, soweit sie wenigstens darunter die Hymnen verstehen, die Erkenntnis der Einheit der Welt und der Gottheit zuschreiben, indem sie die Lieder nach späterer brah-

---

1) Vgl. ausser den schon genannten Werken von Colebrooke Kägi, H. Oldenberg, M. Müller u. s. w. Barth, Les Religions de l'Inde (in der Encycl. des Sciences Rel. von Lichtenberger u. separat). — Bergaigne, La Religion Védique, Paris 1878—83. — Paul Wurm, Geschichte der indischen Religion, Basel 1874. — Ed. Lehmann bei Chantepie² II, 1 ff. — E. Hardy, Indische Religionsgesch., Leipzig 1898.

manischer Weise interpretieren[1]). Aber ein latentes Bewusstsein dieser Einheit macht sich doch von Anfang an in diesen Gebeten geltend, welches auch darin sich ausspricht, dass die einzelnen Götter oft parweise angerufen werden und dabei ineinander fliessen. Es werden denn auch stets nur gute Götter angerufen und verehrt, obgleich man auch böse Geister kennt, gegen welche jene Schutz gewähren.

Bei der Aufzählung der wichtigeren Götter gehen wir nicht von Agni aus, an den die meisten Lieder sich wenden und dem in der jetzigen Sammlung der Vortritt gewährt ist. Denn geschichtlich ist seine Verehrung, namentlich in der hier vorliegenden Form, sicher etwas abgeleitetes. Das Opferfeuer, das Feuer überhaupt ist nur ein Vertreter des himmlischen Glanzes auf Erden und deshalb heilig und göttlich geachtet. Auf ursprüngliche Verehrung der Gottheit im Lichtgewand des Himmels führt auch die Etymologie von dêva aus div, glänzen, und insonderheit die Gleichung djaus sanskr. Himmel = Zeus u. s. f. S. oben S. 393. Die frühesten Gottheiten sind also himmlische gewesen. Die Inder selber unterscheiden die vedischen Götter nach den drei Sphären, in welchen sie wohnen: Himmel, Zwischenreich der Luft (Atmosphäre), Erde. Beginnen wir daher mit der obersten Sphäre, den Gottheiten des Himmels.

Die Vergleichung mit dem obersten Gott der Griechen und Römer (S. 393) hat uns bereits erkennen lassen, dass in der vorvedischen Zeit der Himmelsgott unter dem Namen Djaus, welches später noch appellativ Himmel bedeutet, an der Spitze der Götter muss gestanden haben. Im Veda wird er nur noch selten, und zwar zusammen mit der Mutter Erde (prithivî) angerufen, aber Vater der Götter und Menschen genannt und mit Vorliebe durch das Prädikat asura (göttlicher Gebieter) geehrt, das sonst in Indien die Bedeutung Dämon angenommen hat, während das Wort iranisch den höchsten Gott bezeichnet.

Der Himmelsgott heisst im Veda gewöhnlich Varuna[2]) (= *οὐρανός*?). Dieser wird oft angerufen als der alles umspannende, alles sehende Beherrscher der Welt. Er ist in diesen Liedern der am erhabensten aufgefasste Gott; er wird nicht wie Indra, welcher ihm mit der Zeit den Rang abgelaufen hatte und daher in noch zahlreichern Hymnen gepriesen ist, in menschliche Endlichkeit und Beschränktheit herabgezogen, sondern erweckt im Menschen das wahrhaft fromme Bewusstsein des unendlichen Abstandes von der Gottheit, und zwar auch in ethischer Hinsicht. Der in seiner

---

1) Vgl. z. B. D'Vivedi in WPR I, 317 f. — Das mystische Lied Rigv. 1, 164, wo Vs. 46 diese Einheit des göttlichen Wesens ausgesprochen wird, ist spätern Ursprungs.

2) Auch Trita wird derselbe Gott genannt 8, 41, wohl eine ältere Benennung. — Vgl. über Varuna auch J. Darmesteter, Ormazd et Ahriman, Paris 1876, p. 44 ss. — Karl Bohnenberger, Der altindische Gott Varuna, Tüb. 1893.

Erhabenheit festgehaltene Himmelsgott hat auch seine ethische Bedeutung bewahrt. Die an Varuna gerichteten Hymnen des Rigveda sind die edelsten und lassen sich noch am ehesten mit den biblischen Psalmen vergleichen[1]). Er wird mit Vorliebe gepriesen als der Allwissende, der die Bahn der Gestirne wie den Weg der Wolken und Winde kennt; zugleich aber als der Weltbereiter, der in seiner Weisheit dies alles geordnet und ebenso die irdischen Geschöpfe ausgestattet hat und über ihnen wacht wie ein Hirte. Und regelmässig schliesst sich an solche Lobpreisung die Bitte um Vergebung der mancherlei Sünde und Schuld, die vor Varuna's allsehendem Auge aufgedeckt ist. Er belohnt das Gute und straft das Böse, ist aber huldvoll und achtet auf Milderungsgründe, wenn man seine Gnade anfleht.

Als Beispiel diene 5, 85 (nach Grassmann):

1. Auf, singe laut dem Varuna ein Loblied,
ein tiefes, lieb dem allberühmten Herrscher,
der ausgebreitet wie das Fell der Schlächter
die Erd' als einen Teppich für die Sonne.
2. Er dehnte aus in Wäldern kühle Lüfte,
schuf Milch in Kühen, in den Rossen Raschheit,
im Herzen Weisheit, in den Wolken Blitze,
die Sonn' am Himmel, Soma auf den Bergen[2]).
3. Er kehret um der Wolken Wassertonne,
lässt strömen sie auf Himmel, Luft und Erde;
des ganzen Weltalls König netzt den Boden
mit ihr, wie Regen netzt die Gerstenfelder.
7. Welch Unrecht wir gethan am Busenfreunde,
am liebenden Genossen, was am Bruder,
am eignen Hause oder auch am fremden,
das Unrecht alles, Varuna, verzeihe!
8. Wenn wir getäuscht beim Spiel wie falsche Spieler,
wenn wir gefehlt unwissend oder wissend,
was uns verstrickt, das alles löse du uns,
Gott Varuna, und wieder sein wir lieb dir!

Als Beispiel eines eigentlichen Bussliedes führen wir an 7, 86:

1. Voll Macht und Weisheit ist doch dessen Wesen,
der Erd und Himmel festigte, die weiten,
die hehre Himmelswölbung hoch emportrieb,
das Sternenheer, der Erde Fluren aufthat.
2. Und mit mir selber sprach ich diese Worte:
„Wann werd ich doch mit Varuna vereint sein?
Ob er mein Opfer ohne Zürnen annimmt?
Wann werd ich seine Huld beseligt schauen?"
3. Ich frag, die Schuld, o Varuna, erspähend,
ich gehe hin die Kundgen zu befragen;
es sagen mir die Weisen eines Sinnes:
„Dir zürnet wahrlich Varuna, der König."

---

1) Vgl. die Parallelen bei Kägi, Rigveda[2] S. 85 ff.

2) Nach Oldenberg: „Im Herzen schuf er den Willen, im Wasser den Agni, die Sonne am Himmel, auf dem Felsen den Soma" (Rel. des Veda S. 109).

4. Was, Varuna, war meine schwerste Sünde,
dass du den Sänger, der dich liebt, willst schlagen?
Das künde mir, untrüglicher Beherrscher;
durch diese Andacht möcht ich dich besänftgen.
5. Lös ab von uns das väterliche Unrecht;
nimm weg das Unrecht, das wir selbst verübten,
wie Dieb', o König, die nach Herden trachten.
Lös wie ein Kalb vom Bande den Vasischtha[1]).
6. Nicht wars mein Will, o Gott, Verstrickung war es,
Rausch war es, Zorn, verwirrende Verblendung;
des Jünglings Fehl bewältigte den ältern;
der Schlaf selbst ist der sündgen Thaten Anlass.
7. Dem Knechte gleich will ich dem gnädgen dienen,
von Schuld befreit dem eifervollen Gotte;
die Thoren, die ihm treu, hat er belehret,
den Klugen führt der Weisere zum Heile.
8. Es möge dies mein Loblied, o Gewaltger,
o Varuna, so recht ans Herz dir dringen;
Heil sei beim Ruhn uns, Heil uns bei der Arbeit.
Ihr Götter, schützt uns stets mit eurem Segen!

Varuna wird im Veda zu den sieben Aditja gerechnet, als der vornehmste unter ihnen, d. h. zu den Söhnen der Aditi, nach Roth u. a. Unendlichkeit, Ewigkeit; dann wäre sie vermutlich Abstraktion aus Aditja, „die Ewigen“. Wahrscheinlicher aber ist sie die alte Erdgöttin[2]). Jedenfalls ist der Himmelsgott nicht allein geblieben, der unter dem Namen Varuna als allumspannender, allwirksamer gefeiert wird, wie wir sahen. Die bewegliche Phantasie hat bald auch speziellere Erscheinungen am Himmel unterschieden und als göttliche personifiziert. Die übrigen Aditja sind Varuna's Genossen (2, 27), insbesondere Mitra, sein „Freund“, mit dem er oft verbunden erscheint. Dieser ist jedenfalls auch eine Lichtgottheit, so gut wie in der iranischen Religion, an deren sieben Amschaspands auch die Siebenzahl der Aditja's erinnert[3]). Varuna und Mitra sind eigentlich Doppelgänger und ihrem Wesen nach nicht scharf geschieden.

Häufig werden sie gemeinsam genannt oder angerufen, wie auch der Mithra im Avesta mit Ahura Masda = Varuna. Vgl. Darmesteter, Ormazd S. 65, welcher Mitra dem himmlischen Licht gleichsetzt, Varuna dem lichten Himmel. Spätere Inder wie Sâjana bezeichnen Mitra als den am lichten Taghimmel herrschenden, Varuna als den Herrn des Nachthimmels, welche Einschränkung des letztern jedoch in den Hymnen offenbar nicht massgebend ist. Dass Varuna ursprünglich Mondgott[4]) wäre wie Mitra Sonnengott,

1) Name des Sängers.
2) Pischel, Ved. Studien II, 85 f. Lehmann a. a. O. S. 19.
3) Darmesteter, Ormuzd et Ahriman, S. 58 ff. Oldenberg, ZDMG 50 (1896), 43 ff.
4) So Oldenberg, Rel. d. V. S. 185 ff. Noch unwahrscheinlicher ist desselben Ansicht, dass diese beiden Gottheiten wie die übrigen Aditja (Sonne, Mond und fünf Planeten) aus einer nicht-arischen (semitischen oder akkadischen Religion stammen, von der sie die Inder und Iranier noch vor ihrer Trennung übernommen hätten. S. 193 f.

lässt sich nicht beweisen. — In der nachvedischen Zeit ist Varuna zum Wasser- oder Meergott herabgesunken. Den Übergang dürfte Darmesteter richtig angegeben haben: Als man sich des ursprünglich so nahen Verhältnisses zwischen Varuna und Mitra (Himmel und Licht) nicht mehr bewusst war, blieb für Varuna, da von Mitra die Vorstellung des Lichtes nicht zu trennen, die dunkle Seite des Himmels übrig: Nachthimmel, Region der Tiefe, der Wasser. Von andern Aditja sind im Veda genannt: Arjaman, Bhaga, Dakscha, Ansha; später kommen auch noch andere vor. Sie teilen mit Varuna die Beziehung aufs gerechte Weltregiment. Siehe 2, 27:

> 3. Der Aditi erhabne, weite Söhne,
> vieläugig sie, verletzend, unverletzlich,
> die beides, Recht und Unrecht, sondernd schauen;
> nah ist den Herrschern alles, auch das fernste.
> 4. Was geht und steht, erhalten die Aditja's,
> des ganzen Weltalls himmlische Behüter,
> die weiten Blicks die Geisterwelt bewachen,
> gerechten Sinnes jede Schuld bestrafen.

Mehr an sinnliche Phänomene gebunden sind die Personifikationen von Sonne, Morgenröte u. dgl. Die Sonne, das Auge des Mitra = Varuna, wird selbständig vergöttlicht, und zwar sowohl unter ihrem gewöhnlichen Namen Surja als auch unter den mythologischen Bezeichnungen Savitar (Erreger), Puschan (Ernährer), Vischnu (Wirker). Beispiel 1, 115:

> 1. Es stieg empor der Götter lichtes Antlitz,
> das Auge Mitra's, Varuna's und Agni's.
> Es füllte Himmel, Erde, Luft die Sonne,
> der Lebenshauch der Stehenden und Gehnden.
> 2. Der Sonnengott, er folgt der Morgengöttin,
> der strahlenden so wie der Braut der Freier;
> dort, wo die Frommen ihre Wagen schirren,
> von einer Seligkeit zur andern fahrend.
> 3. Die schönen, goldnen, lichten Sonnenrosse,
> die schimmernden, begrüsst von Jubelliedern,
> sie stiegen andachtsvoll zur Himmelshöhe
> und gehn in einem Tag um Erd und Himmel.
> 4. Das ist des Sonnengottes Macht und Gottheit,
> im Wirken rollt den Aufzug er zusammen.
> Hat er vom Wagen losgeschirrt die Stuten,
> so streckt die Nacht den Schleier über alles.
> 5. Vor Varuna's und Mitra's Aug entfaltet
> im Himmelsschoss die Sonne ihre Schönheit;
> ohn Ende führen bald den lichten Schimmer
> und bald den dunklen ihre Stuten aufwärts.
> 6. Befreiet heute bei der Sonne Aufgang,
> o Götter uns von Schmach und von Bedrängnis;
> Das mög' uns Mitra Varuna gewähren
> und Aditi, das Meer und Erd und Himmel.

Geschildert wird in den Hymnen an die Sonne (Surja) besonders das Phänomen des lichtvollen, lichtspendenden Sonnenlaufs. Der Sonnengott (männlich) eilt als jugendlicher Freier der jungfräulichen Morgenröte nach. Er fährt auf einem von sieben lichten

Stuten gezogenen Wagen. Das Dunkel wirft er von sich wie einen Mantel. Anderswo ist er als Ross oder Stier oder Vogel dargestellt. Er weckt auf der Erde alles zu Leben, Thätigkeit, Gesundheit, Frohsinn und spendet Reinheit, Gedeihen, Gelingen des Tagewerks[1]), Wohlfahrt, weshalb er beim Aufgehen über Opferfeuern angerufen wird. Ebenso führt er die Nachtruhe herbei. Das ethische Moment fehlt auch hier nicht. Vgl. 4, 54:

1. Gott Savitar ist hoch zu ehren nun von uns,
Zu rühmen heut am Tage von der Männerschar,
er, welcher Schätze austeilt an die Sterblichen,
damit er jetzt das beste Gut erteile uns.
2. Denn du zuerst verschaffst der heilgen Götterschar
Unsterblichkeit, o Savitar, als höchstes Teil,
Und dann erschliessest dem Geschlecht der Menschen du
Als ihren Anteil Leben, das auf Leben folgt.
3. Was thöricht wir verübten an der Götter Stamm
mit schwacher Kraft und mit Gewalt nach Menschenart,
o Savitar, an Göttern und an Menschen auch,
bei alledem befreie du uns von der Schuld.

Doch tritt das Ethische (wie die Beziehung aufs Leben nach dem Tod, zu welchem Savitar auch 10, 17, 4 hindurchführt) in der Regel hier zurück hinter dem Verlangen nach Förderung irdischer Zwecke.

Auch unter dem Namen Pûschan (Ernährer?) wird die wohlthätige Kraft der Sonne verehrt. Er ist der Hirte am Himmel, der allen Wesen reichlich Nahrung und Labung spendet, der freigebige Gott, dem der Geiz zuwider. Zugleich wacht er sorgsam über seinen Herden, dass ihm keins verloren gehe. Sein Wagen wird von Ziegenböcken gefahren; man opfert ihm, da er zahnlos, Gerstenbrei. Angerufen wird er besonders als Beschirmer auf gefährlichen Wegen; er verjagt die Wegelagerer und Raubtiere und lässt den rechten Weg finden. Da er der himmlischen Pfade so kundig ist wie der irdischen, so leitet er auch sicher die vom Leben Abscheidenden zu den Gefilden der Seligen, als Hermes *ψυχοπομπός*, wie übrigens auch Savitar (s. oben).

Auch Vischnu, der später so stark hervortritt, während er im Veda selten erscheint, ist ursprünglich eine solare[2]) Gottheit, der Beherrscher des weiten Raumes und der höchsten Höhe. Gerühmt wird stets von ihm, dass er mit drei Schritten die Welt durchmessen habe von der Erde bis zur höchsten Höhe (I, 22 E),

---

1) Ein kurzes Gebet an Savitar, welches die Mutter des Veda heisst, die sog. Gâjatrî oder Sâvitri, ist die ständige Gebetsformel der Brahmanen geworden, welche vor jedem Geschäft, zumal vor dem Lesen des Veda zu sprechen ist. Sie lautet: „Möchten wir diesen wünschenswerten Glanz des Savitar empfangen, des Gottes, der unsere Gebete fördern soll (Rigv. 3, 62, 10 nach Kägi).

2) Bezweifelt wird dies von Oldenberg 228 f., der den weiten Raum als Grundvorstellung ansieht, da die gewöhnliche Deutung der drei Schritte, Aufgang, Höhestand, Untergang der Sonne, nicht zur Schilderung des unentwegt aufsteigenden Gottes passen.

auf seinen Fusstapfen Süssigkeit zurücklassend. In der obersten Sphäre, wo er die Sonne hingesetzt hat und wo die hörnerreichen Stiere (= strahlenden Gestirne) sich ergehen, ist der Wohnort der Seligen, wohin die Beter zu gelangen wünschen 1, 154, 5 f.

Besonders anmutig wird Uschas = Eos, Aurora, die Morgenröte, geschildert als die holde, reizende Jungfrau, welche das Thor des Himmels aufschliesst, die Nacht mit ihrem Grauen vertreibt, alles froh und munter macht. Sie fährt auf einem mit roten Kühen oder Rossen bespannten Wagen. Dieselben sind Bezeichnungen der rötlichen Morgenwolken; im selben Sinn heisst Uschas „die Herrin des Kuhstalls“, 3, 61, 4. Der ewig jugendlichen Jungfrau folgt der Jüngling Sonnengott. Für Kultus und Religion hat sie, wie überhaupt die Göttinnen des Veda, weniger Bedeutung als die grossen Götter und ist mehr poetische Gestalt. Doch wird sie oft beim Frühopfer besungen und auch um Gaben angerufen, z. B.

1, 48. 9. O Himmelstochter, strahle her,
mit hellem Glanz, o Morgenrot
und führe du uns vieles schöne Glück herbei,
aufleuchtend bei dem Opferfest.
10. Denn jeden Wesens Hauch und Leben ist in dir,
wenn du erstrahlst, o herrliche,
die du mit hohem Wagen hell dich zeigst,
hör, Gabenreiche, unsern Ruf!
11. Gib Reichtum denn, o Morgenrot,
der herrlich bei den Menschen glänzt,
mit diesem fahre zu der Frommen Opfern her,
zu dem, der dir Gesänge weiht.

Endlich sind zu nennen die am Morgen zuerst lichtbringend hervortretenden Ashvin, Rosseherren oder Rosselenker oder Ritter, ein Zwillingspar, welches den Sonnenwagen zieht, oder auf gedankenschnellem Wagen stehend geschildert ist, den die holde Surjā, die Tochter des männlichen Sonnengotts Surja betritt, um welche diese Ritter freien. Das natürliche Phänomen, welches ihnen entspricht, ist nicht mehr deutlich zu erkennen. Nach gewöhnlicher Ansicht wären es die ersten hervorbrechenden Lichtstrahlen; nach Oldenberg der Morgenstern, der um seiner Beziehung zum Abendstern willen dualistisch gedacht wäre[1]), wobei aber seltsam, dass dieses Phänomen sich dem Auge nie parweise darstellt, während diese Ashvin nie anders vorkommen. Jedenfalls sind sie die frühesten Boten des nahenden Tageslichts, den Schiffern und Kranken, welche den Tag herbeisehnen, hoch willkommen; daher überhaupt hilfreiche Mächte in der Not und bei Krankheiten und Gebrechen. Viele Errettungen und Heilungen werden ihnen zugeschrieben[2]). Sie heissen die Wahrhaftigen und Treuen. Sehr oft werden sie als die hurtigsten gepriesen, welche beim morgendlichen Milchopfer sich einstellen.

---

1) Oldenberg, Rel. d. Veda S. 207 ff.
2) Siehe die Beispiele bei Kägi, Rigveda² S. 70 ff.

Die zweite Sphäre ist die Luftregion zwischen Himmel und Erde. Während in der Lichtregion des Himmels ungetrübte Harmonie waltet, ist diese Mittelsphäre das Gebiet des Kampfes, wo die den Menschen und Göttern feindlichen Dämonen, die Rakschase und Asura's[1]) ihr Wesen treiben, die von den guten Göttern zum Wohl der Menschen überwunden werden. Aus den Göttern dieser Sphäre hat sich einer mehr und mehr zum Hauptgott aufgeschwungen, Indra, der Gott des Gewitters, der mit dem Donnerkeil bewaffnete Kämpfer. Ein Einfluss des indischen Klimas auf diese Erhebung Indra's lässt sich schwerlich leugnen. Wurden im rauhen Iran die feindlichen Mächte als Geister der Finsternis gedacht, so sind sie jetzt in der Regel neidische Kobolde, welche den Regen hindern, indem sie die Wolkenkühe wegtreiben und in Felsenhöhlen gefangen halten[2]). Das schliesst nicht aus, dass diese feindlichen Mächte auch noch als Bekämpfer des Lichtes erscheinen. Dies ist die ältere Vorstellung, die sich auch noch erhalten hat.

Der schlimmste der Dämonen, den er besiegt hat, heisst Vritra („Feind"); Indra's Heldenkampf mit diesem Ungetüm, das in Schlangengestalt gedacht wurde, daher auch Ahi „Schlange" ein solcher Name des bösen Dämons ist, wird oft besungen. Mit dem Donnerkeil hat der Gott den Unhold zerschmettert, und dadurch den Wassern freie Bahn gemacht, die sich nun über das Land ergossen, während Vritra sie zurückgehalten hatte. Diese Wasser sind als irdische Flüsse, die sieben Ströme, dargestellt; doch ist kein Zweifel, dass man sie sich mit den vom Gewittergott entfesselten himmlischen Wassern in Zusammenhang zu denken hat[3]).

In einem andern Mythus heissen die Feinde Indra's die Pani (die „Geizigen"). Sie haben geraubte Kuhherden in einer Höhle in Verwahrung und verweigern die Herausgabe derselben der als

---

1) Asura ist in ältern Vedaliedern beliebter Beiname des Varuna-Mitra (entsprechend dem avestischen Ahura), dagegen in jüngern Vedatexten sind die Asura's feindliche Dämonen.

2) Muir, Or. S. T. V, 98 schreibt: Die Entstehung so vieler bildlicher Darstellungen (dieses Themas) ist vollkommen natürlich und leicht verständlich, besonders für solche, die in Indien gelebt und die Erscheinungen der Jahreszeiten dieses Landes kennen gelernt haben. Am Ende der langen heissen Periode, wenn jedermann sich nach Regen sehnt zur Befeuchtung der Erde und Abkühlung der Temperatur, ist es oft äusserst peinlich, die Wolken Tag um Tag sich sammeln und am Himmel vorüberziehen zu sehen, ohne ihren Inhalt zu entladen. Und in der frühen Periode, wo die vedischen Hymnen gedichtet wurden, war es eine den übrigen Vorstellungen, die man hatte, ganz entsprechende Idee, dass eine böswillige Macht dabei die Hand im Spiele habe und den Regen zu fallen verhindere, dessen die verschmachteten Felder so dringend bedurften u. s. w. (bei Kägi S. 176).

3) Auch Oldenberg S. 135 ff., der in diesem Mythus des Rigveda nur die Spaltung irdischer Berge und die Befreiung irdischer Flüsse findet, gibt doch zu, dass dem ursprünglichen Inhalt nach dieser Mythus das Gewitter meinte (S. 141). So haben ihn auch die Spätern allgemein verstanden.

Botin von Indra ihnen zugeschickten Sarama[1]), welche die Kühe für den Gott in Anspruch nimmt. Sie vertrauen auf die Festigkeit ihrer Burg und die Schärfe ihrer Waffen. Allein der furchtbare Indra, vor dessen Hauch die beiden Welten beben, kommt heran, verbündet mit den Angiras[2]), er spaltet den Berg und wirft die Wälle nieder. Die Höhle thut vor Schrecken sich auf, und der Gott treibt die Kühe heraus. Vala, der Dämon der Höhle, trauert um die ihm geraubten Kühe. Auch der eigentliche Sinn dieses Mythus kann nicht zweifelhaft sein. Er schildert die Freude über die dank dem Gewittergott endlich wieder sichtbar gewordenen Regenwolken. Die Priesterschaft, welche ihre Herkunft von den Angiras ableitete, hat darin allerdings einen Sieg ihrer Vorfahren über die geizigen Landesbewohner gesehen, welche ihrer Zunft die gewünschten Kühe nicht selten vorenthielten. Allein dies ist spätere Ausdeutung, welche dem Naturmythus nicht gerecht wird. Diesen selbst jedoch möchte Oldenberg[3]) anders deuten, nämlich von der Gewinnung des morgendlichen Lichtes, dessen Zeugen die roten Kühe sein sollen. Allein der gewaltig die Festen der Erde erschütternde Kampf des Gewittergottes würde dazu nicht passen, und man müsste dann diesen Mythus dem Indra absprechen. Dass jedoch in diesem die Auffindung des Lichtes, der Morgenröte und Sonne mit der jener Kühe verknüpft erscheint und von Indra gerühmt wird, er setze das Sonnenlicht an den Himmel u. dgl., lässt sich daraus erklären, dass er nach seinem Sieg die verdunkelte Sonne um so heller wieder erstrahlen lässt. Auch ist nicht zu vergessen, dass man ihm als oberstem Gott alle Werke der Natur, auch die Prädikate Varuna's, beilegte, obwohl er von Haus aus speziellere Bedeutung hat.

Indra ist in den Hymnen des Rigveda neben Agni der gefeierteste, der am meisten besungene und am reichlichsten mit Kultus bedachte Gott. Er fährt nach deren Schilderung auf einem von zwei fuchsfarbigen Rossen gezogenen Wagen, welche Pfauenfedern als Haare haben (Anspielung auf die Wetterwolken) und trägt den furchtbaren Donnerkeil in der Hand, womit er die Erde erschreckt und seine Feinde erlegt; auch mit Lanze, Bogen und Pfeil ist er bewaffnet. Als der Gott, der den alles befruchtenden Regen erwirkt, gewährt er reichliches Gut, wenn man ihm den Somatrank opfert, nach welchem er begierig ist. Mehr als die meisten vedischen Götter ist er dabei von der ursprünglich ihm entsprechenden Manifestation in der Natur abgelöst und menschenähnlich gefasst worden. Das hängt damit zusammen, dass er, was seinem Naturell entspricht, der eigentliche Kriegsgott war, dessen

1) Sarameja von Kuhn mit *Ἑρμείας*, dem Götterboten, kombiniert.

2) Vgl. *ἄγγελος* als Mittelwesen zwischen Himmlischen und Irdischen. Die Angiras werden von den Priestern als Ahnherren in Anspruch genommen.

3) Rel. d. Veda S. 143 ff.

Heldenthaten die Männer zu den ihrigen entflammten und von dessen Hilfe sie im Kampfe alles erwarteten. So wurde er der vertraute Kampfgefährte, der Genosse beim Zechgelage und hilfreiche Verbündete der arischen Krieger, der ihnen den Sieg über die Dasju, die dunkelfarbigen Landesbewohner, verlieh. Aber auch wo sie sich unter einander bekämpften, suchte jede der Parteien die Gunst Indra's zu gewinnen, welcher den Sieg verleiht im blutigen Streit wie im Wettkampf des Wagenrennens (8, 69). Er ist der eigentliche Nationalgott der arischen Inder. Nicht befremden kann es dabei, dass man nach indischer Weise ihm alle göttlichen Attribute beilegte, ihn Träger der Erde, Stütze des Himmels u. s. f. nannte, zumal er thatsächlich die andern Götter überflügelte und auch Varuna zurückdrängte. Beispielsweise seien angeführt:

1, 7. 1. Den Indra preist der Sänger Schar,
mit Preisgesang die preisenden,
den Indra laut der Jubelchor.
2. Indra mit seiner Füchse Par,
dem Wagen, der aufs Wort sich schirrt,
der goldne Indra mit dem Blitz.
3. Die Sonne liess er, weit zu schauen,
am Himmel steigen, er zerschlug
den Fels und liess die Kühe frei.
4. Hilf in den Schlachten, Indra, uns,
im Kampf, der tausend Schätze bringt,
mit mächtgen Hülfen, mächtiger!
5. Im grossen Kampfe rufen wir
den Indra und im kleinen auch,
den Freund, der auf die Feinde blitzt.
6. Eröffne jenen Kessel uns,
die Wolke, du, der alles schenkt,
o starker, unbezwinglicher!
7. Es steigen höher Stoss auf Stoss
des Blitzers Indra Lieder auf,
nicht geht mir fehl sein Preisgesang.
8. Wie Herden ein gewaltger Bull,
regt er die Völker an mit Macht,
unwiderstehlich, er der Herr.
9. Von allem, was da lebt, allein
ists Indra, der in seiner Hand
der fünf Geschlechter Güter hält.
10. Wir rufen euch den Indra her
von allen Orten, jedem Volk;
uns sei er eigen, keinem sonst.

1, 16. 1. Die Füchse mögen Indra, dich
Herfahren zu dem Somatrunk,
den Stier die sonnenäugigen.
2. Hier sind die Körner fettdurchtränkt;
den Indra fahr das Füchsepar
auf schnellstem Wagen zu uns her.
3. Den Indra rufen morgens wir,
den Indra in des Fests Verlauf,
den Indra zu dem Somatrunk.

4. Komm, Indra, her zu unserm Trank
mit dem bemähnten Füchsepar;
dich rufen wir beim Somasaft.
5. Komm her zu unserm Lobgesang,
zu diesem ausgepressten Saft,
und wie ein durstger Büffel trink.
6. Die Somatropfen stehen hier
gepresst, o Indra, auf der Streu,
zu deiner Stärkung trinke sie.
7. Zuerst sei sehr willkommen dir
dies Loblied und ergreif dein Herz,
dann trink den ausgepressten Trank.
8. Zu jedem ausgepressten Saft
kommt Indra zu berauschen sich,
der Vritrafeind zum Somatrunk.
9. Erfülle unsre Wünsche du
durch Ross und Rind, vielwirkender,
dich wolln wir loben andachtsvoll.

Dieses Lied, wie unzählige andere, zeigt uns die starke Neigung des Gottes zu seinem Lieblingsgetränk, dem Soma. Dieser Saft wird zwar auch andern Göttern zum Opfer bereitet, aber namentlich dem Indra. Er spielt im Kultus des Veda wie im Avesta (haoma) eine grosse Rolle. Es ist der berauschende Saft einer auf den Bergen wachsenden Pflanze [1]), die nach der Sage ein mythischer Vogel (Adler) vom Himmel geholt hat. Man übergoss diese Stengel mit Wasser, dass sie aufschwollen, legte sie dann auf eine durchlöcherte Platte und presste mit Steinen den Saft heraus; dann seihte man ihn durch ein Sieb aus Schafwolle. Darauf mischte man ihn mit Gerstenkörnern und Milch und goss ihn sogleich oder nach eintägiger Gärung den Göttern hin auf die Streu, auf welcher sie sitzend gedacht wurden. Die feurige, berauschende Kraft jenes Saftes hat ihn offenbar für etwas göttliches gelten lassen. Dabei muss er ursprünglich ein auch von den Menschen mit Lust genossener Trank (wie der Meth bei den Nordländern) gewesen sein. Da jedoch das Land, wo die Iranier die Pflanze reichlich auf den Bergen gefunden hatten, klimatisch von Indien, namentlich von den tieferen Thälern und Ebenen des letztern sehr verschieden war, so mussten die nach diesem Lande vordringenden Arier bald auf den Genuss verzichten, behielten aber das Opfer an die Götter in der alten Form bei, so zwar, dass sie allmählich andere, ähnliche Pflanzen dafür brauchten [2]).

Stark tritt bei Indra die Abhängigkeit des Gottes vom menschlichen Opfer hervor. Er wird durch den Trunk erst zu seinen Thaten gestärkt. Vom feurigen Soma berauscht, verrichtet er das Wunderbarste und ist zu allen Spenden an seine Verehrer aufgelegt. Man scheute sich nicht, die Trunkenheit Indra's bis ins Drollige auszumalen, wie 10, 119 zeigt. — Folgerichtig wurde denn auch dem Soma selbst, der so grossen Einfluss auf die Götter

1) sacrostemma acidum oder asclepias acida.
2) Vgl. Roth, ZDMG 1881, S. 680 ff. und 1884, S. 134 ff.

hat und auch, als Nektar genossen, den Menschen Unsterblichkeit verleiht, eigentliche Gottheit beigelegt und er als Gott besungen.

8, 68. 1. Dieser thätge, unerfasste
Soma, quellend, allbesiegend;
Dichter, Priester voll Begeistrung.
2. Er umhüllet, was da nackt ist,
Heilet alles, was da krank ist;
Blinde sehen, Lahme gehen.
3. Du, o Soma, reichest Schutzwehr
vor den selbsterzeugten Leiden,
vor den anderwärts entstammten.
7. Sei du freundlich uns und gnädig,
treu behütend, unversieglich,
Soma, sei zum Heil dem Herzen.
8. Setz uns nicht in Schrecken, Soma,
lass uns fürchten nicht, o König,
schlag nicht unser Herz im Zorne!
9. Wenn in meinem eignen Hause
ich die Götterhasser sehe,
König, so verjag die Feinde,
gnädig jage fort die Bösen!

Als feuriger Saft steht Soma in naher Beziehung zu Agni, ebenso zu den lichten Gestirnen; in jungen Liedern des Rigveda wird er speziell mit dem Monde identifiziert, welcher sich mit der Sonne (weibl.) vermählt. Das Niederthauen des himmlischen Saftes mochte man dem Einfluss des Mondes zuschreiben; doch ist die Wirkung des Trankes Ausgangspunkt der Vergötterung des Soma, welcher schwerlich als eigentliche Mondgottheit bezeichnet werden kann [1]).

Indra's Begleiter sind noch andere alte Wind- und Regengötter. Der stärkste unter ihnen ist Rudra, Gott des Unwetters [2]). Sein Glanz und seine Stärke werden gepriesen. Er wird besonders gefürchtet, weil er mit seines Blitzes Pfeilen oder seinem Speer Männer und Kühe tötet. Er sendet die Krankheiten, wendet sie aber auch ab. Und da er die Luft reinigt, gilt er als der beste der Ärzte, den man anruft, um durch seine Heilkraft langes Leben zu erlangen. Er ist ein weiser Gott, der tausend Heilmittel weiss, aber er behält etwas wildes und erregt Grausen. Sein Revier sind Wald und Berg, die Wildnis. Ganz besonders wird ihm das Vieh empfohlen. Sein ungestümes, wildes Wesen wurde nachher auf den spätern Gott Shiva übertragen.

Rudra heisst der Vater der Maruts [3]), deren stärkster er ist. Diese sind die Begleiter und Mitkämpfer des Gottes Indra, selber eine vom heranziehenden Gewitter entnommene Vorstellung. Die

1) Vgl. übrigens Oldenberg, Rel. des Veda, S. 177. 183 ff. 599 ff.
2) Oldenberg leugnet diesen Charakter des Gotts (S. 216 ff.) und erklärt ihn als Berg- und Waldgott. Dann muss aber jedenfalls mit ihm die Vorstellung des Sturmes und Ungewitters verbunden gewesen sein.
3) Der Name wurde schon mit Mars kombiniert.

wilde Schar zieht aus der Ferne am Himmel herauf, geschmückt mit goldenen Geschmeiden und funkelnden Waffen. Vor ihre feurigen Wagen sind weiss gefleckte Kühe oder Hirsche und Gazellen gespannt. Sie heissen „die Sänger des Himmels“ vom rollenden Donner, der auch von ihren Wagenrädern abgeleitet wird. Sie schiessen ihre Pfeile und Wurfspiesse auf die Feinde, melken aber auch ihre Mutter Prishni, „die bunte“ Kuh, die Wetterwolke und spenden so den ersehnten Regen. Auch die häufige Anrufung der Maruts ist ein Beweis, wie verlangend man nach der Wohlthat des Gewitters ausschaute, in welchem man das Walten wilder, aber wohlthätiger Mächte sah.

5, 60. 1. Den gütgen Agni preis ich mit Verehrung;
hierher gesetzt, verteil er unsre Opfer;
ich spende wie mit gutbeladnem Wagen;
der Maruts Lob vollführ ich rechtsgewendet.
2. Wenn sie bestiegen die gepriesnen Hirsche
und schnellen Wagen, sie, die lichten Maruts,
dann bücken sich aus Furcht vor euch die Wälder,
die Erde selbst erbebt und das Gebirge.
3. Es fürchten sich die mächtig hohen Berge,
des Himmels Gipfel bebt bei euerm Toben;
wenn ihr, o Maruts, speerbewaffnet tanzet,
dann strömet ihr vereint wie Wasserwogen.
4. Mit Goldgeschmeide schmückten sie die Leiber
nach ihrer Art, wie reichgeborne Freier;
die prangenden, die starken legten Lichtglanz
an ihre Wagen und an ihre Leiber.
5. Zu hohem Glück erwuchsen sie als Brüder
zugleich, es war kein ältester noch jüngster;
schön wirkend war ihr junger Vater, Rudra,
den Maruts reich an Mild und freundlich Prishni.
6. Wenn ihr, o reiche Maruts, seid im höchsten
im mittlern oder auch im tiefsten Himmel,
von dort, o Rudra's, kommt, und du auch, Agni,
beachte diese Speise, die wir opfern.
7. Wenn Agni du und Maruts, ihr allwissenden,
vom hohen Himmel fahret durch die Berge hin,
dann schenkt erfreut, o Stürmer, feindverzehrende,
dem Opfernden, dem Somapresser reiches Gut.
8. Trink Soma, Agni, freudig mit den leuchtenden,
den jubelnden, den Maruts, die in Scharen gehn,
den flammenden, den all erfreunden, emsigen,
o Männerhort, vereint mit Licht von Alters her.

Diesem Mittelreich der Lüfte gehören auch an Vâtu oder Vâju, der Wind, der am Morgen zuerst erwacht, ebenso der eigentliche Regengott Pradschanja, angerufen z. B. 5, 83. Auch die Ribhu, die drei Genien der Jahreszeiten, welche sich durch ihre Kunstfertigkeit Unsterblichkeit erwarben, indem sie z. B. den wunderbaren Wagen der Ashvin geschaffen haben und auch sonst mit dem Götterkünstler Tvaschtar, welcher Indra's Donnerkeil verfertigt hat, an wunderbarer Geschicklichkeit wetteiferten.

Auf der Erde endlich ist ein göttliches Wesen, das sich der grössten Zuneigung der Menschen erfreut und den Mittelpunkt des

Kultus bildet: Agni (= lat. ignis, Feuer), an den die grösste Zahl der Hymnen des Rigveda gerichtet ist. Das Feuer ist aber himmlischer Abkunft; es ist im Grund dasselbe göttliche Wesen, das in der Sonne glänzt; auch die mittlere Sphäre durchzuckt es in der Gestalt des Blitzes; auf der Erde wurde es durch besondere Gunst des Himmels heimisch, schlummert im Holz, und wohnt in den Wassern. So ist Agni das die Sphären verbindende Element, das zwischen Göttern und Menschen, Himmel und Erde vermittelt. Agni ist der Bote, welcher als Opferfeuer die Opfergaben und Gebete der Menschen den Himmlischen überbringt; anderseits fährt er die Götter hernieder zum Opferschmaus und Somatrunk.

Von Agni's Herniederkunft auf die Erde verlautet, Matarishvan, der Bote des Vivasvant[1]), habe ihn heruntergebracht, so dass Agni hier noch mehr sächlich als persönlich erscheint. Es mag dabei an das Niederfahren des Blitzes gedacht sein. Und wenn auffälliger Weise das Wasser als sein Wohnsitz angesehen wird, so kommt dafür in erster Linie die nasse Wolke, das himmlische Wasser in Betracht, wo er haust; man dachte ihn dann aber auch in den irdischen Gewässern wohnend, vielleicht weil diese den Blitzstrahl anziehen und in sich aufnehmen, vielleicht auch, weil vom Wasser das Pflanzenleben ausgeht. Jedenfalls erschien es wunderbar, dass die Menschen das Feuer erzeugen können, was gewöhnlich durch Reiben zweier Holzstücke geschah. Das weichere dieser beiden heisst die Mutter Agni's, in deren Schoss er verborgen schlummert, bis er, durch Reibung geweckt, daraus hervorbricht. So wird Agni jeden Morgen neu geboren, ist der jüngste der Götter, aber zugleich der älteste, Vater der Götter, Schöpfer des Alls. Er trägt ebenfalls diese Attribute anderer Götter — worin sich wieder das Bedürfnis nach einheitlicher Auffassung der Gottheit zeigt. Aber auch mit der Welt, und insbesondere dem Menschen sucht der Arier die Gottheit innerlich zu verbinden. Darum steht ihm Agni so hoch, der Priester, welcher das Opfer vermittelt. Auf seinen Kultus wird die grösste Aufmerksamkeit verwendet, wie dies sicher schon in der Zeit vor der Trennung von den Iraniern der Fall war, und im Veda kann nicht genug besungen werden, wie durch der Menschen Hand hervorgerufen, der schöne goldlockige Knabe hervorspringt, wie er durch die mit langstieligem Löffel ihm zugegossene Butterspeise hoch entfacht, an dem aufgeschichteten Holzstoss, mit scharfer Zunge ihn leckend, emporloht, und wiehernd wie ein Ross zur Höhe fährt. Durch seine Zunge geniessen die Götter das Opfer, oder er fährt sie selber auf feurigem Wagen hernieder auf die ihnen zubereitete Streu, wo sie den Somatrank geniessen.

---

1) Der Geist des aufleuchtenden Tageslichts; da er Jama's Vater ist, betrachtet ihn Oldenberg vielmehr als den ersten Menschen, der opferte.

Dass dieser am meisten in des Menschen Hand gelegte Gott, der priesterliche neben dem kriegerischen Indra, im Lauf der vedischen Zeit am meisten Kultus gefunden hat, darin offenbart sich die Tendenz, das Göttliche mit dem Menschen in die innigste Verbindung zu bringen und vom Kultus des Menschen abhängig zu denken. Zugleich ist Agni der im Hause heimische, wo das Feuer des Herdes sorgsam unterhalten wird, eine friedlich wohlthätige Macht, der man alles Gute zutraut, ein rechter Hausfreund.

Als Proben, wie er angerufen wird, mögen folgende Stücke dienen:

3, 19. 1. Den Agni wähl zum Priester ich beim Mahle,
den raschen, klugen, kundigen, allweisen;
er opfre uns beim Gottesdienst aufs beste,
schenkt Gaben uns zum Reichtum, zur Erquickung.
2. Dir streck ich, Agni, hin den trankgefüllten,
den gabenreichen, schmucken Butterlöffel;
nach rechts herum die Götterschar sich wählend,
versah das Opfer er mit guten Gaben.
3. Wen du begünstigst, der wird schärfern Geistes,
und du, o Spender, spend ihm Kinderreichtum;
wir seien im Besitz des reichsten Schatzes
von dir, o Agni, anerkannt, dem guten.
4. An dich ja fügten viele Glanzgestalten
die Menschen, Agni, die dich, Gott, verehrten;
drum fahre, jüngster, her die Götterallheit,
dass heute du die Himmelsschar verehrest.
5. Weil dich zum Priester bei dem Mahle salbten,
zu opfern dich die Götter niedersetzten,
so sei, o Agni, du uns hier ein Helfer,
und füge schönes Glück an unsre Leiber.

1, 69. 1. 2. Der lichte leuchtend — der Uschas Buhle,
füllt beide Welten — wie Licht des Himmels;
geboren ragtest — an Kraft hervor du
der Götter Vater — obwohl ihr Sohn doch.
3. 4. Es kennet Agni — der treue Sorger,
der Kühe Euter — der Tränke Labsal,
der anzuflehn ist — als Freund dem Menschen
sich lieblich setzend — in Hauses Mitte u. s. w.

Eine Analogie zur Vergötterung des Opferfeuers (dessen himmlischer Ursprung allerdings nicht zu vergessen ist) lieferte uns schon die des Somatranks. Später wurde sogar der Opferlöffel göttlich gepriesen. Aber schon früher findet sich eine merkwürdige Vergötterung des Gebets oder der priesterlichen Andacht, Brahman, woraus später der Gott Brahma hervorgegangen ist. Im Rigveda finden sich Hymnen an Brahmanaspati oder Brihaspati, den „Gebetsherrn“. Die kultische Gebetshandlung oder vielmehr ihr inneres, geistiges Wesen ist zur mächtigen Gottheit geworden, was bei der magischen Wirkung, die man ihr zuschrieb, nicht befremden kann. Alle Götter zeigen sich ja mehr oder weniger von diesem Kultus abhängig. Von diesem Genius des Gebets werden daher alle Thaten Indra's und der

andern Götter gerühmt. Er umfasst das All mit seinem Walten; mit seiner Kraft und seiner Stimme hält er die Enden der Erde, bläst die Mächte der Finsternis aus einander und verschafft den Menschen Reichtum. Offenbar liegt darin mehr als der kindliche Glaube an die Macht des Gebetes. Das echt Heidnische und Indogermanische dabei ist, dass die menschliche Kultushandlung (freilich nicht bloss äusserlich gefasst) als welt- und götterbestimmende erscheint.

Ausser den genannten sind noch manche mehr untergeordnete Mächte, Luft-, Flussgötter u. dgl. in den Hymnen genannt. Die Zahl der Götter wird nach einem Schema auf 33 angegeben[1]) (wovon 11 jeder Sphäre angehören); doch lassen sich dieselben nicht mit Bestimmtheit aufzählen, da die meisten dieser Gestalten flüssig sind, sich zu neuen Gottheiten besondern und wieder in einander übergehen. Im allgemeinen sind die Götter einander befreundet, befördern das Gute und beschirmen gemeinsam ihre Verehrer. Ein festes System von göttlichen Gestalten, welche gegen einander wohl abgegrenzt und in ihrem Verhältnis zu einander bestimmt wären, wie ein solches im homerischen Hellas gegeben war, existierte in Indien nie, am wenigsten zur Zeit der Hymnendichtung. Aber deutlich ist bei aller Mannigfaltigkeit der Phantasiegebilde eine gewisse Einheit in der Auffassung des Göttlichen, die nicht erst das Ergebnis späterer Entwicklung ist, sondern schon von Anfang an sich darin äussert, dass Eine Gottheit, ob auch nicht immer dieselbe, alles dominiert. Der uralte Dienst des lichten Himmels, wie er auch in Iran zu finden, tritt uns in der vedischen Verehrung Varuna's entgegen, und Beachtung verdient, dass gerade die ältesten Gottheiten, vor allem Varuna, dann auch die mit ihm verbundenen Lichtgötter auch ethische Bedeutung haben. Dies ist ein Erbe aus dem gemeinsamen Kultus der Arier.

Im Gegensatz dazu hat sich der Indramythus und -kultus erst in Indien so entwickelt, wie er in den Liedern vorliegt. Mag auch der iranische Dämon Andra mit ihm ursprünglich identisch sein, so ist doch eben das allherrschende Hervortreten Indra's etwas späteres, was, wie wir sahen, teils im Klima Indiens, teils in den dortigen politischen Verhältnissen begründet lag. Bei den Kriegen, welche die Arier dort gegen die dunkelfarbigen Landesinsassen zu führen hatten, bedurften sie des Beistandes eines kampfesfreudigen Gottes, wie der heisse Himmel des tropischen Landes sie nach den Spenden des Gewittergottes verlangend machte. Nun wird allerdings diese Bildung eines Nationalgottes und die Zurückdrängung des lichten Himmelsgottes durch denselben als eine allmähliche zu denken sein. Es ist auch nicht gesagt, dass in allen Stämmen des nach Indien vorgedrungenen Volkes sie gleichzeitig und gleichmässig stattfand. Einen akuten Gegensatz

1) Vgl. Kägi, Rigveda² S. 171.

zwischen Varuna- und Indradienst kennt der Brahmane denn auch nicht, sondern echt indisch läuft beides noch in der spätern Zeit der Vedareligion neben einander her. Immerhin zeigen sich gewisse Spuren des Bewusstseins, dass in dem jüngern Indradienst dem Varunakultus ein Rivale, ja ein Verdränger erwachsen sei, so in den Liedern 4, 42 und 10, 124, von denen das erstere die beiden Götter wetteifernd neben einander treten lässt, indem Varuna Strophe 1—4, Indra 5. 6 spricht:

4, 42. 1. Ich bin der König, mir gehört die Herrschaft,
dem Allbeleber alle Götterscharen;
die Götter folgen Varuna's Geboten;
der Menschen höchsten Zufluchtsort beherrsch ich.
3. Ich bin, o Indra, Varuna, und mein ist
das tiefe, weite, segensreiche Weltpar;
als weiser Künstler schuf ich alle Wesen,
den Himmel und die Erde, ich erhielt sie.
4. Ich liess die triefenden Gewässer schwellen,
befestigte im heilgen Sitz den Himmel;
der heilige Aditja hat gebreitet
durch heilges Werk den dreigeteilten Weltraum."
5. „Mich rufen an die rossbegabten Männer,
im Kampfe mich die eilenden, erlesnen.
Ich mächtiger errege Schlacht, ich Indra
reg auf den Staub von übermächtger Kraft ich.
6. Das alles that ich und der Götter Kraft selbst,
sie hemmet nimmer mich, den unbezwungnen.
Wenn Tränke mich erfreuten und die Sprüche,
so beben beide unbegrenzten Räume."

Das andere Lied, eines der jüngsten, 10, 124, ist geradezu eine Absage des Beters an Varuna zu gunsten des Indra, der jetzt die Macht erlangt habe und mit reichen Opfern verehrt werde, während Varuna mit seinen Asuren leer ausgehe und dem Reiche des Indra sich einfügen müsse.

Ferner ist deutlich, dass diese Religion auch zur Einheit von Gott und Welt oder Natur tendiert. Alle die genannten Götter sind naturbefangen, wenn auch nicht in einzelne Naturerscheinungen gebannt, sondern ins Universale und ins Transzendente hinüberspielend. Diese Religion ist eine pantheistische, aber Pantheismus in Gestalt einer Volksreligion, wo die Unterscheidung einer Mehrheit göttlicher Wesen unerlässlich ist. Dies tritt uns auch entgegen, wenn wir das Verhältnis des Menschen zu ihnen näher ins Auge fassen.

b) Das Verhältnis der Menschen zu den vedischen Göttern.

Wie der Mensch hier die Gottheit noch in inniger Verbindung mit der Natur schaut, so unterhält er auch lebhaften Verkehr mit ihr. Das zeigen die Vedalieder, welche recht eigentlich Opferlieder sind, und deren grosse Zahl und Mannigfaltigkeit be-

weist, wie angelegentlich man den Umgang mit der Gottheit pflegte.

Die Opfer werden in der Regel vom Einzelnen gespendet, dem Opferer oder „Opferherrn". Doch zeigt schon der Rigveda nicht mehr jenen anfänglichen Brauch, wie er noch in China uns entgegentritt, dass jeder selbst der Gottheit das Opfer rüstet und darbringt. Vielmehr verwalten berufsmässig geweihte Priester dieses Amt, und zwar Priesterfamilien, welche die Überlieferung des richtigen Ritus und Hymnus innehaben und aus welchen mit der Zeit die Brahmanenkaste hervorging. Dies ist wohl schon in der indogermanischen Periode so gewesen. In der indoiranischen müssen schon verschiedene Ämter der Priester sich ausgebildet haben. Dem vedischen Hotar, d. h. dem Priester, welchem die Rezitation der Hymnen beim Opfer oblag, entspricht im Avesta der Zaotar, welcher ebenfalls die Gatha's vortrug. Neben dem Hotar sind in den Hymnen andere Priester genannt, denen die Pflege des Feuers und andere Verrichtungen zustanden. Erst später (noch nicht im Rigveda) kommt der Brahman vor, der das gesamte Opfer überwacht und allfällige formale Verstösse gutmacht als „der Arzt des Opfers".

Wie im Avesta bildet hier das Feuer den Mittelpunkt des Kultus. Wird es doch selber, wie wir oben aus der Anbetung Agni's sahen, als göttliches Element verehrt. Es übermittelt in der Regel den Göttern die Opferspende, welche aus nährenden Substanzen wie Milch, Butter, Reis, Gerste u. dgl. besteht. Bei grösseren Opferakten begnügte man sich bald nicht mehr mit einem Feuer, sondern zündete deren dreie an, deren jedes seine besondere Beziehung hatte. Auch Tieropfer wurden dargebracht, besonders Rind, Ziege, Schaf. Das kostbarste und feierlichste war ein Rossopfer, welches der König bei festlichem Anlass spendete. Auch vom Menschenopfer finden sich Spuren, doch scheint dasselbe in der Zeit, von der wir handeln, schon ganz aufgehört zu haben[1]. Vom Soma, dem iranischen Haoma, war schon bei Anlass des Indrakultus (S. 412 f.) die Rede. Dieser berauschende Trank wurde nicht ins Feuer gegossen, sondern auf die Streu, wo die Götter sitzend gedacht waren — ebenfalls eine uralte Form der Oblation. — Zu gewissen Zeiten gab es regelmässige reichlichere Festopfer, so beim Beginn der drei Jahreszeiten, Frühling, Regenzeit, Herbst, aber auch schon an jedem Neu- und Vollmond.

Die Wirkung, die man von den Opfern erwartet, ist in der Regel die, dass es die Götter der Bitte der Opfernden geneigt macht, sie zur Spendung von Reichtum an Rossen und Kühen wie von Kindersegen und Gesundheit bewegt. Wird doch Indra erst recht stark und willig seinen Verehrern dergleichen zu erkämpfen und die bösen Feinde oder neidischen Geister niederzuschlagen, wenn er vom Somatrank aufgeregt und angenehm be-

1) Vgl. Weber, ZDMG 18, 262 ff.

rauscht ist. Neben dem Bittopfer, das ganz vorherrscht, tritt kaum das Dankopfer hervor. Das Sühnopfer fehlt zwar nicht ganz, da besonders in den Gebeten an Varuna und die Aditja die Bitte oft auf Vergebung der Sünde und Erlassung der Schuld lautet. Auf die Opfer musste man sich durch Reinigungen und Fasten vorbereiten. Aber das eigentliche Moment der Sühnung ist sehr wenig ausgesprochen. Vergleicht man die vedischen Hymnen mit den hebräischen Psalmen, so fällt ausserdem auf, wie wenig um geistige Güter oder innere Gemeinschaft mit der Gottheit gebetet wird. Die äusseren Lebensgüter erschöpfen das ganze Interesse, und zu einem wirklichen Vertrauensverhältnis zwischen Mensch und Gottheit, das unabhängig von der äussern Kultushandlung bestände, kommt es nicht. Auch eine tiefere Demut vermisst man hier. Der Mensch ist sich eben einer gewissen Verwandtschaft mit den Göttern bewusst, welche ihn ermutigt, sie für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen, und dies geschieht mittelst der Kultushandlung. Zwischen Gott und Menschheit, Himmel und Erde, besteht keine unübersteigliche Schranke. Wohl sahen wir, dass bald dem Varuna, bald andern Göttern, die man ehren will, die Setzung von Himmel und Erde zugeschrieben wird. Rigv. 10, 121 findet sich ein Hymnus an Pradschâpati (Herr der Nachkommenschaft oder Zeugung), als den Weltschöpfer, den höchsten Herrn des Weltalls, dem nicht nur Menschen und Tiere, Himmel und Erde, sondern auch die Götter unterthan sind. Allein solche Weltschöpfung ist nicht als freier Akt eines von der Natur unabhängigen Gottes zu verstehen, sondern mit Festhaltung der pantheistischen Grundanschauung. Diese tritt stärker hervor in einem Mythus, welcher die Welt aus dem geheimnisvollen Puruscha-Sukta, d. h. dem Opfer des Puruscha, ableitet. Letzterer ist der Mensch, der von den Göttern zum Opfer gebracht wird; nicht ein individueller Mensch, sondern das kollektive Urbild der Menschheit, tausendköpfig und tausendfüssig. Aus diesem rätselhaften Opfer entsteht die Welt, Himmel und Erde, Sonne und Mond, Menschen und Tiere; aus dem Gesicht des Puruscha der Brahmane, aus den Armen der Fürst, aus den Schenkeln der Bauer, aus den Füssen der Shudra[1]).

Anderwärts ist es die Andacht, welche als göttliche Glut das Leben der Schöpfung weckt, oder das Gebet, durch welches die göttliche Weltregierung bedingt ist. Siehe oben S. 416 f. zu Brahmanaspati. Zwischen göttlichem und menschlichem Wort (des Priesters), zwischen göttlichem Geist und menschlicher Andacht (brahman) ist so wenig ein wesentlicher Unterschied wie zwischen himmlischem und irdischem Feuer. So wurde denn das irdische Element und Organ des Opfers (Feuer, Soma u. s. w.) vergöttlicht,

---

1) Diese Darstellung findet sich Rigv. 10, 90, welches Lied allerdings ein späteres Anhängsel, wie denn auch der Mythus in obiger ausgebildeter Gestalt einer jüngern Zeit angehört.

da die Götter sich davon so abhängig zeigten. Auch die irdischen Opferreste wurden als göttlich angesehen; sogar der Opferlöffel hat nach dem Atharva-Veda den Himmel befestigt.

So kehrt sich mit der Zeit das Abhängigkeitsgefühl, welches der Mensch der Gottheit gegenüber hat, in sein Gegenteil um, in ein Bewusstsein der Abhängigkeit der Götter von der Welt und vom Menschen. Diese Erscheinung zeigt sich augenfällig, ob auch in charakteristisch verschiedenen Formen bei allen Ariern oder Indogermanen. Während die semitischen Naturreligionen in einer dumpfen Abhängigkeit von der in die Natur gebannten Gottheit verharrten, haben die Japhetiden, diese Träger der Kultur, das Göttliche zu sehr in sich selber verspürt, um nicht die vergötterte Natur sich unterthan zu machen, dabei aber leicht die absolute Abhängigkeit von der Gottheit verloren.

Jene Vergöttlichung der Kultushandlungen führte zu einer sehr ausgebildeten Magie, welche in der spätern Zeit üppig wucherte und besonders im Atharvaveda vorliegt. Allerdings wird manches, was hier von Zauberformeln und -Gebräuchen vorliegt, uralt und schon vor der Zeit der Hymnen in Übung gewesen sein. Allein nachweislich führte doch die eben angedeutete Auffassung des Kultus zu einer stetsfort sich steigernden Überschätzung des äusserlichen religiösen Aktes und damit zu rein magischer Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, während im Rigveda noch eine idealere und ethischere Verehrung der guten[1]) Götter vorherrscht. Nur den untergeordneten, meist als schädlich angesehenen Geistern gegenüber war schon damals ordinäre Magie gebräuchlich.

Als erster Mensch auf Erden erscheint im Rigveda die Doppelgestalt von Jama und Manu. Der erstere (im Avesta Jima) mit seiner Schwester Jami kommt fast nur in Betracht als der erste, welcher gestorben ist und den Menschen den Weg ins Jenseits eröffnet hat, wo er jetzt das selige Totenreich beherrscht. Manu dagegen ist im historischen Sinn der Urvater des auf Erden lebenden Menschengeschlechts, insonderheit des arischen Volkes. Er hat zuerst das Opfer auf Erden eingeführt. Anderswo wird Vivasvant, der Vater Jama's, als der erste Opferer genannt, über dessen ursprüngliche Bedeutung die Ansichten geteilt sind[2]). Nach den Einen wäre er der Gott des Morgenlichts, nach Andern der Urmensch, also Doppelgänger von Jama und Manu. Die Anfänge der Menschheit verschmelzen sich eben mit der Götterwelt.

Wie die Welt kein regelloses Durcheinander ist, sondern ein

---

1) Die eigentlichen Götter galten durchweg als gute, wohlthätige Mächte, deren Freundschaft man suchte. Eine Ausnahme macht etwa Rudra. Doch ist auch er nicht ohne wohlthätige Wirkungen und sein Kultus daher nicht bloss Abwendungskultus.

2) Vgl. oben S. 415.

durch das Rita, das göttliche Recht, geordneter Kosmos, so haben nun auch die Menschen sich diesem Gesetz zu unterziehen, widrigenfalls sie der Strafe der Götter verfallen. Insbesondere Mitra-Varuna und die übrigen Aditja strafen das Böse und belohnen das Gute; doch auch Indra trifft die falschen Freunde mit seinem Wurfgeschoss und Agni ist ein besonderer Freund der Guten. Was die Götter hassen, ist vor allem die Unwahrheit und Untreue, während sie selbst „die Wahrhaftigen", „Treuen" heissen. Die Treue hat sich zu bewähren in dem Verhältnis der Menschen zu einander, der Kinder gegen die Eltern, der Gatten, Geschwister, Freunde unter sich. Übel angesehen werden von den Göttern namentlich auch die Geizigen, welche kärgliche Opfer spenden und gegen ihre Sänger und Priester knauserig sind. Aber auch durch Spenden an die Armen und Notleidenden macht man sich die Götter zu Freunden, während mitleidlose Härte sie erzürnt. Ein Loblied auf die Mildthätigkeit siehe 10, 117.

Die Sünden und Vergehungen der Menschen gegen das göttliche Gesetz fanden wir schon in den Liedern an Varuna nach ihren verschiedenen Arten unterschieden. Man war sich bewusst, mannigfaltig, mit und ohne Wissen zu fehlen, ererbte und eigene Schuld in den Augen der Götter auf sich zu haben. Wenn Leiden und Missgeschick sich einstellten, flehte man deshalb zu Varuna um Vergebung für erkannte oder unerkannte Schuld. Allein die Gesamtanschauung ist noch eine optimistische. Eine tiefere Einsicht in die Verderbnis der Welt, wie bei den spätern Indern, oder in die der sündigen Menschheit, wie bei den Israeliten, ist hier nicht vorhanden. Die störenden Fehltritte können durch Gebet und Opfer ohne grosse Mühe unschädlich gemacht werden. Daher nimmt das Sühnopfer keinen blutigen Charakter an und tritt überhaupt die Notwendigkeit der eigentlichen Sühne wenig hervor. Auch die Furcht vor der Vergeltung im Jenseits beängstigt die Gemüter noch nicht stark.

Die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist zwar etwas selbstverständliches, und man hofft sogar auf ein recht positives Fortleben, nicht bloss ein schattenhaftes Dasein wie in der homerischen Vorstellungswelt. Aber im Unterschied von spätern indischen Anschauungen denkt man sich das jenseitige Leben fast immer als ein heiteres, glückseliges. Der Sterbende streift alle Unvollkommenheiten, alle Gebrechen des Leibes ab, um in der himmlischen Sphäre Gott Varuna und Jama, den Herrn der jenseitigen Menschenwelt (s. oben S. 421) zu schauen, sich mit den Opfergaben, die er hienieden dargebracht hat, zu vereinigen und mit den Seligen ein recht genussvolles Leben zu führen. Die Seligkeit erscheint als wenig vergeistigte Fortsetzung diesseitiger Glückseligkeit. Man trinkt Soma mit den Göttern und schwelgt in allen Freuden. Auch der Geschlechtsgenuss findet sich wieder. In einem Lied an Soma wird die künftige Seligkeit folgendermassen geschildert:

9, 113. 7.[1]) Wo unauslöschlich Licht erglänzt,
wo Himmelsglanz entzündet ist,
an den Ort bring mich, flammender,
der ewig unvergänglich ist.
8. Wo König ist Vivasvants Sohn,
und wo des Himmels Heiligtum,
wo ewig strömt der Wasser Born,
da mache du unsterblich mich.
9. Wo man durch Wunsches Kraft sich regt[2])
am dritten höchsten Himmelsdom,
wo glanzbegabt die Räume sind,
da mache du unsterblich mich.
10. Wo Wunsch zugleich Erfüllung ist,
und höchster Ort dem Flammenross[3]),
wo Sehnsucht und Befriedigung,
da mache du unsterblich mich.
11. Wo Freude, Lust und Wonne thront,
wo Fröhlichkeit und Seligkeit,
wo sich der Lust Verlangen stillt,
da mache du unsterblich mich.

Jama herrscht über dieses selige Reich als der erste der Menschen, der ihnen den Weg zu diesem glücklichen Lande erspäht und eröffnet hat. Varuna wird von den Seligen geschaut als der lichte himmlische Gott, der zugleich alles weiss und die Schuldlosen belohnt. Als Geleiter der Seele nach diesen sonnigen Gefilden erscheinen, wie wir sahen, Savitar und Puschan. Auch Agni ist Übermittler der Seelen aus dem Diesseits in das Jenseits, wie sich denken lässt, da ihm der Leib des Verstorbenen überantwortet wird. Denn das normale Verfahren bei der Bestattung war in diesem Zeitalter die Verbrennung der Leichen[4]). Doch kam auch Begräbnis vor, und es scheint dies der ältere Brauch gewesen zu sein. Wie der Tote bei der Bestattung angeredet wurde, zeigt

10, 14. 7. Geh vor, geh vor auf jenen alten Wegen,
auf denen unsre Ahnen heimgegangen,
die beiden Herrscher, die in Wonne schwelgen,
Gott Varuna und Jama sollst du schauen.

---

1) Nach Grassmann. Vgl. dazu auch Oldenberg, Rel. des Veda, S. 530 ff.

2) Wo man nach Lust sich bewegt, Oldenberg.

3) Der Sonne.

4) Den dabei befolgten Ritus siehe bei Oldenberg, Rel. des Veda S. 570 ff. Die Sitte, die Witwe auf dem Scheiterhaufen des Gatten zu verbrennen, ist spätern Ursprungs. Mit Unrecht berufen sich die Inder dafür auf den Veda. Vielmehr wird in einem Totenliede (10, 18, 8) die Witwe aufgefordert, vom Platz der Bestattung ins Leben zurückzukehren, da die Ehe mit dem Toten nun vollendet sei. Ja, noch im Gesetzbuch des Manu (5, 156 u. 160) wird von einem tugendsamen Weibe nur verlangt, dass es nach dem Tode des Gatten nicht mehr heirate, keines andern Mannes Namen nenne und in seinem Verhalten sich ganz nach dem Wohlgefallen des verstorbenen Mannes richte. Aber ohne Gesetz zu sein, kommt der freiwillige Tod der Witwe schon in den ältesten epischen Dichtungen vor.

8. Vereine dich mit Jama und den Vätern,
mit jedes Wunschs Gewähr im höchsten Himmel;
von Fehlern frei geh ein zu deiner Heimat,
mit neuem Leib vereine dich erglänzend.
10. Lauf graden Wegs vorbei an den zwei Hunden,
der Sarama[1]), die bunt sind und vieräugig,
geh dorthin zu den gabenreichen Vätern,
die mit dem Jama in Genüssen schwelgen.
9. Geht fort von hier, verlasst ihn und zerstreut euch,
schon schufen Väter ihm die selge Stätte,
den Ruheort, wo alle Tag und Nächte
des Segens Ströme fliessen, gibt ihm Jama.

Es ist eine Gunst der Götter, wenn sie den Menschen in diese Seligkeit eingehen lassen; allein man hofft zuversichtlich, dass sie dieselbe ihren aufrichtigen Verehrern gewähren und betrachtet das im allgemeinen unbedenklich als das Los der „Väter". Doch fehlt diesem Himmel der dunkle Gegensatz einer Hölle nicht ganz. Wer die Satzungen Mitra's und Varuna's frevelhaft verletzt, böse Feinde und treulose Gattinnen werden bedroht mit einem Aufenthalt in dunkler unterirdischer Kerkerhaft. Nur ist diese Hölle noch lange nicht so phantasiereich ausgemalt und tritt überhaupt viel weniger in den Vordergrund als bei den spätern Indern. Diese positiven Hoffnungen auf das Jenseits sind jedenfalls schon in vorvedischer Zeit den Indoiraniern eigen gewesen und haben nach der Trennung bei den Iraniern eine reichere Ausbildung erfahren.

2. Der ältere Brahmanismus[2]).

Der Brahmanismus ist Systematisierung der Vedareligion. Was dort noch verhältnismässig freie und unmittelbare Verehrung der in der Natur geschauten Gottheiten war, das wurde jetzt zu einer Menge von starren Satzungen gemacht durch den ordnenden Geist der Priester, der auf vollständige Korrektheit des in allen Einzelheiten künstlich bestimmten Ritus den grössten Wert legte und davon die Wirksamkeit der Kultushandlung fast ausschliesslich abhängig machte. Die litterarischen Erzeugnisse des alten Götterglaubens wurden selbst vergöttert, ebenso die Elemente des Kultus. Aber unvermerkt ist dabei die Religion selbst eine andere geworden. An die Stelle der bunten Fülle einander überbietender Gottheiten trat ein geschlossenes System mit streng einheitlicher Spitze.

---

1) Diese zwei gefleckten Hunde mit vier Augen und breiter Nase, Nachkommen der Sarama (Sturmwolke?) bewachen den Eingang ins Paradies. Vielleicht sind sie verwandt mit dem Cerberus.

2) Vgl. hiezu die S. 394. 402 angegebene Litteratur. Auch A. Wuttke, Geschichte des Heidentums, dessen Darstellung des Brahmanismus (II, 253 ff.) weniger veraltet ist als die der Vedareligion. — P. Wurm, Gesch. der ind. Rel. S. 63 ff.

Aber auch das Verhältnis der so auf dem Wege der Reflexion gefundenen Gottheit zur Welt war ein neues, zumal das der Menschen zur Welt in einem völlig andern Licht diesen spätern Geschlechtern erschien als denen, welche in frischem, jugendlichem Mut und Thatendrang in dieses schöne Land eingedrungen waren. Endlich gestaltete sich auch das Verhältnis der Menschen zu einander um, indem zwar die blutigen Fehden mit der Zeit zur Ruhe kamen, aber um so schroffer durch religiöse Vorurteile das Kastenwesen sich ausbildete.

Der Übergang vom flüssigen Vedatum zum starren Brahmanismus ist ein ganz allmählicher gewesen. In seinen Grundzügen tritt dieser schon in den jüngsten Hymnen des Rigveda uns entgegen. Weitere Fortschritte zeigen die grossen Epen Mahabharata[1]) und Ramajana, von denen freilich besonders das erstere aus Dichtungen weit auseinanderliegender Perioden zusammengesetzt ist. In den ältesten epischen Stücken begegnen wir im allgemeinen noch dem altvedischen Götterglauben; der kriegerische Indra und Agni herrschen darin vor, während die himmlischen Lichtgötter stark zurückgetreten sind. Es ist noch eine Zeit fröhlichen Kampfes, wobei die Kriegerkaste und ihre Könige im Vordergrund stehen.

Der eigentliche Brahmanismus, d. h. die priesterliche systematisierte Religion tritt uns entgegen in den jüngern (nicht hymnischen) Teilen des Veda. Seinen ältesten Niederschlag bilden die Brahmana's (s. S. 400), welche die Hymnen bereits als göttliche Offenbarungen behandeln, z. B. das Aitareja-Brahmana zum Rigveda u. a. Die Upanischad („Sitzungen") sind sehr verschiedenen Alters; diese theosophischen Spekulationen über den Veda werden später zum Teil auch noch zur Sruti (Offenbarung) gerechnet, im Gegensatz zur abgeleiteten Smriti (Tradition). Zu letzterer gehören namentlich auch hochangesehene Gesetzessammlungen (Dharmasutra), welche in den verschiedenen Schulen kodifiziert und gelehrt wurden. Am bekanntesten ist das besonders hochgehaltene Gesetzbuch des Manu, welches die jüngste und vollkommenste Ausgestaltung des brahmanischen Gesetzes darstellt[2]).

---

1) Das grosse und im Lauf der Zeiten stark umgestaltete Heldengedicht Mahabharata, das den Krieg zwischen den Geschlechtern der Kuru's und der Pandu's besingt, hat seine jetzige Gestalt erst in den letzten Jahrhunderten v. Chr. erhalten. Die späte Überarbeitung geschah besonders im Interesse des Vischnu- und Shivadienstes. Die älteren Partieen können schon um 1000 v. Chr. entstanden sein. Das Ramajana, welches die Thaten des göttlichen Helden Rama in märchenhafter Weise beschreibt, ist im allgemeinen jünger, vielleicht um 400 v. Chr. gedichtet. Vgl. zu beiden Epen A. Baumgartner, Gesch. der Weltliteratur II, 25 ff. und 81 ff.

2) Beste Übersetzung von G. Bühler (SBE 25): The Laws of Manu, Oxf. 1886. Andere Gesetzessammlungen: Jadschnavalkja, deutsch von Stenzler 1849. Apastamba, Gautama, Vasischtha, Bandhajana, engl. von G. Bühler, SBE 2. 14. — Vischnu, engl. von J. Jolly, SBE 7, Oxf. 1880.

Während sich in der Kasuistik dieser Gesetze der oft ins kleinliche sich verirrende Scharfsinn dieser Hindu darstellt, haben sie sich in ihren kühnen philosophischen Systemen einer mächtigen Spekulation fähig bewiesen, welche vor den letzten Konsequenzen ihrer Prinzipien nicht zurückschreckte.

a) Die Theologie des Brahmanismus.

Im brahmanischen Zeitalter finden wir nicht mehr nur Anschauungen und Vorstellungen von der Gottheit, sondern eine wirkliche Theologie, d. h. ein gelehrtes Systematisieren der religiösen Ideen, wobei die Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens über der Reflexion geschwunden ist. Charakteristisch ist dafür vor allem die Vergötterung des Veda, an welcher nicht bloss die an sich darauf gar keinen Anspruch erhebenden Hymnen, sondern successive auch die an diese gehängten Vorschriften und Betrachtungen Anteil bekamen. Schon die Brahmana's (c. 800 v. Chr.) sehen das Mantra (die Vedalieder) nicht mehr als menschliche Gebetslieder an, sondern als Offenbarungsurkunden. Den Sinn derselben verstanden sie wegen der Fortbildung der Sprache stellenweise schon nicht mehr, und es fehlt nicht an talmudischen Kunststücken bei der Erläuterung.

Die spätern Sutra überbieten sich in der Hochhaltung des Veda. So heisst es z. B. im Buch des Manu (12, 94 f.): „Der Veda ist das ewige Auge der Geister, Götter und Menschen." Alle Überlieferung und alle philosophischen Systeme haben nur Geltung, wenn sie auf den Veda sich gründen. Die Kenntnis des Veda ist in dieser und jener Welt zu allem guten nütze. Sie macht frei von Schuld und führt zur Vereinigung mit dem Brahma. Daher der hohe Wert, welcher, wie wir sehen werden, auf das tägliche Rezitieren des Veda gelegt wurde als auf ein Werk, das den Menschen sicher reinige und beselige.

Die Göttergestalten des vedischen Pantheon aber verschwinden zwar in der brahmanischen Zeit nicht aus dem Bewusstsein, sondern werden ab und zu erwähnt; aber sie verlieren von ihrer Wichtigkeit neben der Kultushandlung selbst, welche ipso facto wirksam ist, falls nach allen priesterlichen Regeln vollzogen. Und mehr und mehr tritt in der Spekulation der Brahmanen an die Stelle jener vielköpfigen Götterwelt ein einziger Gottesbegriff, in welchem jene Einheit bewusst hervorgetreten ist, zu welcher von Anfang an die indische Auffassung von Gottheit und Welt hinstrebte. Wer aber trat an die Spitze des ganzen Systems? Nicht der altehrwürdige Himmelsgott Varuna, welcher vielmehr zum Gott der Meerestiefe herabsank, auch nicht Indra, der feurige Kämpfer, der jenem den Vorrang abgelaufen hatte, auch nicht Agni, der vielverehrte und geliebte Gott des Himmel und Erde verbindenden Feuers, sondern

Brahma, eine Abstraktion aus dem priesterlichen Kultus, der Genius der Gebetshandlung.

Das Brahma bedeutet im Rigveda das Gebet, die Andacht; schon dort sahen wir daraus eine Gottheit hypostasiert: den Brahmanaspati oder Brihaspati[1]), den Gebetsherrn, welcher schon „Vater der Götter" heisst. Dieser Genius in seiner Verallgemeinerung zum All und Eins, das Welt und Gottheit in sich beschliesst, wird unter dem Namen Brahma das Centrum der pantheistischen Weltanschauung der Brahmanen. Es ist für dieselbe bezeichnend, dass der höchste Gott, oder wie man bei dieser spekulativ gearteten Theologie wohl sagen darf, das oberste Prinzip nicht aus den objektiven Naturmächten, sondern aus den Personifikationen menschlicher Frömmigkeitsübung genommen wurde.

Die Glut der Andacht galt bei Göttern und Menschen als wunderwirkend, Leben schaffend u. s. w. Es kann also nicht befremden, dass man diese Andacht, brahma mit dem athman, der Weltseele, verschmelzen liess und zum eigentlichen Wesen der Götter- und Menschenwelt erhob. Es ist eine Abstraktion, die alles Göttliche und Heilige, alles Wahre und Wesenhafte umfasst. Obwohl als männlicher Gott personifiziert, ist der Begriff des Brahma eigentlich nicht persönlich, auch nicht wahrhaft transzendent; dieses Wesen lebt gleicherweise auf der Erde wie in den Göttern des Himmels. Der Abstraktheit des Brahma thut jede nähere Benennung und Beschreibung Eintrag. Man braucht gerne dafür das unbestimmte Tat (das) oder die geheimnisvolle Silbe om[2]).

Aus dem Brahma gehen alle Dinge hervor und dahin kehren alle zurück. Gut bemerkt Wuttke II, 262 f.: „Das Brahma ist nichts als die auf ihre Einheit zurückgeführte Natur, das Natur-Eins, die einheitliche Grundlage aller natürlichen Dinge. Gott ist der in sich bestimmungslose Weltkeim, die unentfaltete, in ihren einigen Grund zurückgesetzte Welt, die Einheit, aus welcher die Vielheit sich entfaltet. Gott und Welt sind noch dem Wesen nach eins, es ist zwischen ihnen nur ein Unterschied der Form: Gott ist die zusammengefaltete Welt, und die Welt ist der auseinandergefaltete Gott." „Das Brahma ist Geist nur in dem niedrigsten Sinne des Wortes, nur insofern es nicht Stoff, sondern wesentlich Kraft ist, — es ist aber nimmermehr Geist als selbstbewusstes, denkendes und wollendes Wesen, ist nicht Persönlichkeit; alle an solche geistige Prädikate anklingenden Bezeichnungen des Urwesens sind dem ganzen Zusammenhang des indischen Bewusstseins gemäss nur als poetische Personifikation, als bildlicher Ausdruck zu fassen, sind eine die Natureinheit verbergende Maske."

---

1) Vgl. oben S. 416 f. u. 420.

2) Dieses ōm (oft für das höchste Wesen gebraucht im B. Manu) wird wie Ein nasaler Laut ausgesprochen und ist doch aus drei Lauten a-u-m zusammengeflossen, daher Sinnbild einer göttlichen Dreieinheit und wird etwa erklärt: was war, ist und sein wird. Dieses ōm wird auch genannt: „der saftigste Lebenssaft"; es ist die Quintessenz des Lebens.

Dieses neutrische, abstrakte Brahma wird nun allerdings mythologisch personifiziert und konkreter dargestellt im männlichen Gott Brahmâ, welcher an die Spitze der Götterwelt tritt, dem Brahmanaspati der Vedalieder entsprechend. Er ist aber seinem Ursprung und seiner eigentlichen Bedeutung gemäss nie eine volkstümliche Gottheit geworden, an welche sich die Volksreligion anschloss, die sich vielmehr dem Vischnu- und Shivadienst zuwandte, nachdem die alten Götter ihre Anziehungskraft verloren hatten, wovon später zu reden sein wird. Der Gott Brahma hat keine Tempel, wird auch nicht mit Opfern verehrt. Er ist der Gott der Priesterschaft, der gelehrten Schulen, was keinen Zweifel über seinen Ursprung lässt. Er wird mit vier Köpfen abgebildet (4 Zahl des Kosmos, 4 Weltgegenden u. s. w.). Die andern Götter, auch Varuna, Indra, Agni, sind ihm unterthan als Welthüter, deren Zahl auf acht angegeben wird. Die Gattin des Brahma ist Sarasvati, im Rigveda noch Flussgöttin, jetzt idealer Göttin der Ordnung, Harmonie, Sprache, Rhetorik, Poesie und Gelehrsamkeit. Brahma selbst hat die vier Veden geschaffen.

Viel macht sich die Weisheit der Brahmanen zu schaffen mit der Entstehung der Welt, deren Urheber Brahma ist. Der schon im Rigveda gelegentlich gefeierte Pradschâpati (s. oben S. 420) wird jetzt mit Brahma verschmolzen. Von einer freien Schöpfungsthat kann hier noch weniger als in altvedischer Zeit die Rede sein. In den Brahmana's heisst es z. B. von Pradschapati, er sei durch Hervorbringung der lebenden Wesen so erschöpft worden, dass er sich durch 1000jährige Askese wieder stärken musste; auch habe er erst eine Reihe misslungener Schöpfungsversuche gemacht. Am Anfang des Gesetzbuches Manu's wird eine (nicht ursprünglich dazu gehörende) Kosmogonie gegeben, welche in folgenden Hauptzügen verläuft (1, 5 ff.):

Das Universum war in Finsternis gehüllt, unbemerkt, ohne deutliche Unterscheidungszeichen, unerreichbar für den Verstand, unerkennbar, gewissermassen in tiefen Schlaf getaucht. Dann erschien der göttliche durch sich selbst Seiende,Unerkennbare, der aber alle Dinge erkennbar macht, mit unwiderstehlicher Schöpferkraft, und vertrieb die Finsternis. In der Absicht mannigfach geartete Wesen aus seinem eigenen Leibe hervorzubringen, schuf er zuerst durch einen Gedanken die Wasser und legte seinen Samen in dieselben. Dieser Same wurde zu einem goldenen Ei, das an Glanz der Sonne gleichkam. In diesem Ei wurde er selbst als Brahma geboren, der Erzeuger der ganzen Welt. Der Göttliche verweilte in diesem Ei während eines ganzen Jahres; dann spaltete er es durch seinen Gedanken (seine Andacht) in zwei Hälften, aus welchen er den Himmel und die Erde mit einem Zwischenraum zwischen beiden bildete. Er schuf auch die Götter, den dreifachen Veda (aus Feuer, Wind und Sonne), die Zeit, die Ströme, Berge u. s. w., ebenso die Askese, die Rede, Freude, Wunsch, Kummer u. dgl. und teilte den Geschöpfen Schädlichkeit oder Nützlichkeit,

Freundlichkeit oder Wildheit, Tugend oder Sünde, Wahrheit oder Falschheit zu, wie sie sich nachher spontan bei ihnen einstellten. Er liess den Brahmana aus seinem Mund, den Kschatrja aus seinen Armen, den Vaishja aus seinen Schenkeln, den Shudra aus seinen Füssen hervorgehen. Indem der Herr seinen eigenen Leib teilte, wurde er halb Mann, halb Weib; mit diesem zeugte er Viradsch; dieser brachte den Manu hervor (den angeblichen Verfasser des Buchs), welcher seinerseits nach strengen asketischen Übungen die sieben Rischi's, die Weisen der Vorzeit hervorbrachte, welche unter seiner Leitung noch weitere Wesen erzeugten, so dass Manu nicht bloss als Ahnherr der Menschen erscheint, sondern zugleich die Hervorbringung der niedrigeren Götter und der die Menschen umgebenden Tiere, Pflanzen u. s. w. veranlasst hat.

Es erhellt aus dieser freilich noch stark mythologisch gefärbten Kosmogonie, dass die Grundvorstellung der Brahmanen dabei eine emanatistische ist, was in ihren mehr philosophisch gehaltenen Darlegungen noch reiner hervortritt. Das Werden der Welt ist eine blosse Ausstrahlung des Urwesens, wofür sie die Bilder brauchen von der Spinne, welche alle Fäden ihres Gewebes aus sich selber hervorgehen lasse, aber auch wieder in sich aufnehmen könne, oder von der Schildkröte, welche ihre Glieder ausstrecke, gewissermassen aus sich hervorgehen lasse, aber auch wieder an sich zurückziehe. „Wie die Funken aus der Flamme oder einem glühenden Eisen hervorgehen tausendfach, so gehen alle Wesen hervor aus dem Unveränderlichen und kehren in dieses zurück“ [1]).

Zu diesem Emanatismus gehört nun aber auch die Vorstellung, dass die Elemente und Einzelwesen um so reiner, geistiger und besser sind, je näher sie noch dem gemeinsamen Ursprung stehen und um so gröber, unreiner, schlechter werden, je weiter sie sich davon entfernen. Ein guter Grund für das Dasein der Welt lässt sich nicht angeben; ihr Dasein ist eigentlich vom Übel. Der einzige Weg der Erlösung besteht in der Rückkehr ins Brahma. Den drei Hauptstufen der Entfernung vom Brahma entsprechen drei Haupteigenschaften [2]) (Guna's):

1. Die Eigenschaft der Sattva, Güte, eignet der am unmittelbarsten aus dem Urgrund des Daseins, dem Brahma, hervorgegangenen Sphäre des Gottes Brahma und der übrigen Götter, sowie dem Göttlichen in der Welt, dem Licht, der Weisheit, der Tugend, dem Vedastudium, der Askese.

2. Die Eigenschaft Radschas, Thätigkeit, Leidenschaft, eignet der zweiten Sphäre, wo Göttliches und Ungöttliches, Gutes und Böses mit einander kämpfen. Es ist das das Lebensgebiet des Menschen. Diese Eigenschaft äussert sich in Unternehmungs-

---

1) Mundaka-Upanischad 2, 1, 1.
2) Manu 12, 24 ff.

lust, Unbeständigkeit, Nachgiebigkeit gegen die sinnlichen Begierden u. s. f.

3. Die Eigenschaft Tamas, Finsternis, herrscht auf der untersten Stufe, bis zu welcher das Brahma sich entäussert hat. Hier ist Unreinheit und Tod. Es ist die Sphäre der Tiere, Pflanzen und unorganischen Gegenstände. Am Menschen äussert sich diese Eigenschaft als Lüsternheit, Schläfrigkeit, Grausamkeit, Gottlosigkeit und in üblem Lebenswandel.

Auch vier Weltalter (Juga's) stellen das stetige Schlechterwerden der Welt dar. Das Kritajuga (4800 Götterjahre dauernd) war das goldene, wo die Menschen wie die Götter in Harmonie, ohne Zwistigkeiten und Leiden asketisch lebten. Darauf folgte ein Trêtajuga (3600 Götterjahre), wo man anfing zu opfern und in äusserlichem Gottesdienst seine Gerechtigkeit und seinen Vorteil zu suchen, aber die Erkenntnis des Göttlichen höchste Tugend war. Das dritte war das Dvâparajuga (von 2400 Götterjahren), wo die Gerechtigkeit auf die Hälfte ihres ursprünglichen Standes gesunken war und viele Unglücksfälle die Menschen trafen, welche sie zu um so eifrigerem Opferkultus trieben. Das vierte Zeitalter, Kalijuga (Streitalter), in welchem wir stehen, dauert 1200 Götterjahre. Die Gerechtigkeit ist zu einem Viertel ihres normalen Bestandes zusammengeschwunden. Ungehorsam gegen den Veda, Verfehlungen gegen die Gebote desselben und Versäumnisse in Bezug auf die hl. Opfer sind an der Tagesordnung, daher so viel Unglück und Plage aller Art. Die höchste Tugend in diesem Zeitalter ist die Freigebigkeit. Alles ist im Verfall und Niedergang.

Erwähnt sei hier, dass wir auch im Brahmanismus die selbst in China nicht ganz fehlende Überlieferung einer Weltflut finden, welche in vorzeitlicher Periode alles Irdische hinweggeschwemmt habe und aus welcher nur der Stammvater der nachherigen Menschheit, Manu, auf göttliche Veranstaltung errettet worden sei. Zwar ist diese indische Flutsage nicht so nahe der hebräischen Überlieferung verwandt, wie etwa die assyrisch-babylonische; doch zeigen gewisse charakteristische Züge derselben, dass historische Verwandtschaft vorliegt. Dieselbe findet sich ausführlich im Mahabharata, und in einfacherer Gestalt schon in den Brahmana. Nach dem Schatapatha-Brahmana 1, 8, 1 ff. fand Manu eines Morgens in seinem Waschwasser einen winzigen Fisch, der ihn bat, ihm das Leben zu retten, so wolle er ihm denselben Dienst thun. Manu brachte das Fischlein auf dessen Wunsch in eine grössere Schüssel, dann, als es gewachsen war, in einen Teich und zuletzt ins Meer. Der Fisch sagte ihm zum Dank von einer grossen Flut, welche kommen werde, und mahnte ihn, ein Schiff zu bauen. Als die Katastrophe eintrat, schwamm der Fisch auf Manu's Fahrzeug los; dieser band es an das Horn des Fisches, welcher nun das Schiff sicher leitete über den nördlichen Berg hinweg. Dort band Manu es an einen Baum. Vom Berge stieg er sachte herab, im selben

Masse, wie die Wasser fielen. Von allen Geschöpfen allein übrig geblieben, führte Manu darauf ein Asketenleben. In sehnlichem Verlangen nach Nachkommenschaft senkte er ein Speisopfer ins Wasser, woraus nach Jahresfrist ihm eine Gattin hervorging. Auch in der ausführlicheren Version des Mahabharata spielt ein solcher Fisch, der sich schliesslich als Brahma entpuppt, die Rolle des Warners und Führers; doch sind die Umstände dort zum teil anders angegeben, und Manu wird nicht allein, sondern in Gesellschaft der sieben grossen Rischi's (vgl. die acht Seelen in der Genesis) gerettet, nachdem er auch Samen aller lebenden Geschöpfe mit sich ins Schiff genommen hat, aus welchem er nachher die Tiere durch asketische Andachtspflege hervorbringt.

Aus jenem Emanatismus ergibt sich nun auch eine pessimistische Auffassung des Daseins, oder diese hat vielmehr zu jenem geführt. Das Dasein der endlichen Wesen für sich ist eigentlich vom Übel. Die volle Glückseligkeit liegt nach der ausgebildeten Lehre (noch nicht in den Brahmana's) allein in der Rückkehr ins Brahma, wo das persönliche Fürsichsein aufhört. Diese vollzieht sich aber keineswegs etwa von selbst im Tode, sondern ist abhängig von der Art, wie der Mensch gelebt hat. Schon im jetzigen Leben sind Leibesgebrechen, wie Blindheit, Lahmheit u. dgl. und Geburt in einer niedrigen Menschenklasse in der Regel Strafen für sündhaftes Leben in einer frühern Weise der Existenz [1]), und wer sich schwerer Sünden schuldig macht, wird das nächste Mal in niedrigerer Form geboren, je nach seiner Unart und seinen Missethaten. Das Gesetzbuch Manu's, in welchem diese Vergeltungslehre durch Seelenwanderung, die in den Brahmana's noch fehlt, zu voller Entfaltung gekommen ist (Manu Kap. 12), bestimmt z. B., ein Korndieb werde als Ratte, ein Honigdieb als Insekt, ein Milchdieb als Krähe, wer würzige Brühe genascht, als Hund, ein Butterdieb als Ichneumon, ein Fleischdieb als Geier wiedergeboren, ebenso wer einen Elefanten gestohlen, als Wolf, wer ein Pferd geraubt, als Tiger, ein Obstdieb als Affe; wer Parfümerieen entwendet, als Moschusratte u. s. f.[2]).

Allein es gibt noch schlimmere Strafen. Während die Lehre von der Hölle im Vedalied noch kaum angedeutet ist, wird sie schon in den Brahmana's und dann späterhin stark ausgebildet. In den Höllen werden die Menschen zu Dämonen wie in den Himmeln zu Göttern. Sie werden dort mit allen erdenklichen Qualen gepeinigt. Ewig zwar sind die Höllenstrafen nicht — das widerspräche der emanatistischen Grundanschauung — aber die Inder gefallen sich in phantastischer Ausmalung der äonenlangen Dauer solcher Verdammnis. Nachher muss die Seele erst wieder die niedrigsten, niedrigern und höhern irdischen Existenzformen, Kasten und damit verbundenen Berufsarten durchwandern, ehe sie

1) Manu 11, 48—53.
2) Manu 12, 62 ff.

gänzlich von den Banden des Daseins erlöst werden kann. Eine ausführliche Stufenleiter dieser zu durchwandernden Existenzen gibt das Buch Manu nach den oben genannten drei Grundeigenschaften mit drei weitern Abstufungen.

12, 41 ff.: Die unterste Stufe des Reichs der Finsternis nehmen ein leblose Dinge, Insekten, Fische, Schlangen und Schildkröten. Einer mittleren desselben Reiches gehören an Elefanten, Pferde, Shudra's und Mletscha's (verächtliche Barbaren), Löwen, Tiger, Eber. Die oberste Reihe bilden hier die herumziehenden Sänger, Suparna's (eine Art Vogelgottheiten), Schauspieler, die Rakschase und Pishâtscha's (verschiedene Arten von Geistern).

Dem Mittelreich der Thätigkeit gehören an auf unterster Stufe die Ringer, Tänzer, Waffenschmiede, Spieler, Trinker; auf einer etwas höhern die Könige und Kschatrja's, die Hauspriester der Könige, Redekünstler, auf der obersten die Gandharven, Apsarasen und andere Genien.

In der Sphäre der Güte begegnen uns zuunterst Eremiten, Brahmanen, sowie Gottheiten der Luft und der Sternregion. Auf der mittlern Stufe Opferer, die Weisen, die Götter, die Veda's (personifiziert?), die himmlischen Lichter, die Geister u. a. Über diesen allen auf oberster Stufe stehen Brahma, die Schöpfer des Weltalls, das Gesetz, das grosse Wesen, und das unerkennbare Wesen.

Diese Lehre von der Wanderung der Seele durch alle diese Stufen lässt recht erkennen, wie einheitlich das Wesen der Welt und all ihrer Bewohner gefasst wird. Weder zwischen der Menschen- und Götterwelt noch zwischen jener und der Tierwelt befindet sich eine absolute Schranke. Alles geht in einander über. Wenigstens nach der nachbuddhistischen Vorstellung sind selbst die Götter nicht sicher, dass sie nicht durch schlimmes Betragen in eine tiefere Sphäre hinabgezogen werden.

Wuttke II, 401 bemerkt: „Die Seelenwanderung hängt mit der indischen Entfaltungslehre eng zusammen; ein Strom des Lebens wallt durch alle Dinge und alle sind nur unselbständige Formen eines einzigen Lebens, und zwischen den einzelnen Kreaturen ist nur ein Unterschied der Stufe, nicht des Wesens; Pflanzen, Tiere, Menschen, Götter sind mit einander innig verwandt und verschwimmen in einander. Eigentlich ist doch nur eine Seele in allen lebenden Wesen, die in die einzelnen Körperformen sich verzweigend ergiesst und sich aus denselben auch ebenso wieder zurückziehen und in andere einströmen kann. Tiere und Pflanzen sind dem Menschen ebenbürtig, und es ist dem Indier völliger Ernst, wenn er den Shudra in die Reiche der Tiere setzt; die Tiere sind gewissermassen nur eine niedrigere Kaste als die andern, und wenn ein Mensch nach dem Tode als Schwein wiedergeboren wird, so ist das nur eine einfache Ausstossung aus einem höheren Stande in einen niedrigeren."

Neben dieser Einheitlichkeit der Auffassung von Welt und

Gottheit ist für den Brahmanismus charakteristisch die Weltverneinung, die Abkehr vom Leben, welche schon in diesen theoretischen Grundlinien zum Ausdruck kommt. In dieser Hinsicht hat ein merkwürdiger Umschwung stattgefunden seit der Zeit, wo die lebenslustigen, kampfesfreudigen Vedalieder gedichtet worden sind. Nicht im Reichtum an Söhnen, Rossen und Kühen sieht die Weisheit der Brahmanen jetzt das höchste Gut, obwohl diese Dinge keineswegs im praktischen Leben allen Wert verloren haben; sondern in einer Eingezogenheit und Abgezogenheit von der sinnlichen Welt, wodurch der Geist sich den fesselnden Banden des endlichen, irdischen Daseins entwindet, auf welchem ein schwerer Druck lastet. Wir werden sehen wie in Übereinstimmung mit dieser pessimistischen Weltanschauung die Frömmigkeit in Weltflucht besteht und der Mensch aller Lust entsagt und alle Pein freiwillig auf sich nimmt, um dem verhängnisvollen Kreislauf zu entgehen, welcher seine Seele immer tiefer in die niedrige Welt hineinzubannen droht.

An die Upanischad, welche diese spekulative Lehre aufstellten, schlossen sich in späterer (nachchristlicher) Zeit verschiedene philosophische Schulen[1]), welche das Problem des Daseins mit dem Zweck der Erlösung der Seele in verschiedener Weise beantworteten. Man zählt ihrer sechs orthodoxe, d. h. auf dem Veda beruhende. Die bedeutendsten sind:

Der Vedanta[2]) (= Ende des Veda). Eine niedrigere Vorstufe dazu heisst Mimansa. Diese gibt noch praktische Vorschriften zum richtigen Gebrauch des Veda. Dagegen der Vedanta (besonders von dem Lehrer Sankara im 9. Jahrhundert n. Chr. entwickelt) bezeichnet alle Tugendübungen als unzureichend und findet den eigentlichen Weg des Heils in der Erkenntnis. Er zieht theoretisch die letzten Konsequenzen der Brahmalehre. Die Tugendwerke können wohl zu höhern Daseinsformen führen, aber nicht zu definitiver Befreiung vom Dasein und Rückkehr zum Brahma. Diese bewirkt eben die Erkenntnis. Die individuelle Seele ist identisch mit dem allgemeinen, unbestimmbaren, allein wahrhaft seienden Brahma, nicht etwa nur ein Teil von diesem. Indem sie dies erkennt, wird die Seele frei von der Welt. Diese hat keine wahre Existenz. Sie steht in der Mitte zwischen Sein und Nichtsein und gehört dem unrealen Gebiet der Einbildung oder Selbsttäuschung (Mâjâ) an. So wird der Widerspruch beseitigt, der zwischen der Unbestimmtheit des Brahma und dem Hervorgehen der konkreten Welt aus seinem Schosse bestand. Der monistische Pantheismus hat zum Akosmismus, zur Leugnung der Welt geführt.

---

1) Vgl. Colebrooke, Essays on the Religion and Philosophy of the Hindus, Lond. 1858.

2) Vgl. P. Deussen, System des Vedanta 1883.

Dieser Vedantalehre steht die Sânkhja[1]) gegenüber, welche nicht von der Einheit sondern von der Mehrheit ausgeht (Sankhja = Zahl), und deren bedeutendster Meister Kapila war. Hauptprinzip ist der Satz, dass der Geist von der Materie völlig unabhängig sei. Durch geordnete Aufzählung der verschiedenen Stufen der Natur gelangt der Geist zur Erkenntnis des wesentlichen Unterschieds, der zwischen der Natur und ihm selbst besteht, sowie seiner Unabhängigkeit von ihr. Von diesem Dualismus von Leib und Seele, Geist und Materie kommt die Sankhja auf eine Vielheit von Elementen. 23 solche Grundelemente werden in der sinnlichen Sphäre unterschieden, dazu kommen das Unwahrnehmbare in der Natur und die Seele selbst, oder vielmehr eine Unzahl von Seelen. Diese sind zwar in die Natur eingegangen, sollen aber von ihr endgiltig frei werden durch jene vollkommene Erkenntnis ihrer Unabhängigkeit. Auf die Götter ist in dem System keine Rücksicht genommen. Kapila hat sich zum Atheismus bekannt, weil er in einem schaffenden Gott begriffliche Widersprüche fand. Gleichwohl galt sein System als orthodox, weil es noch mit dem Veda im Zusammenhang stand und weil das theologische Interesse viel weniger auf die Gottheit als auf die Frage nach dem Weg zur Erlösung vom Dasein gerichtet war, die auch er in seiner Weise positiv beantwortete.

Die Joga („Verbindung") ist die indische Mystik. Sie vermittelt zwischen Vedanta und Sankhja, indem sie ein höchstes Wesen, Ishvara, über der Natur kennt, welchem der Mensch sich völlig ergeben soll, um nicht nur zur Befreiung vom Übel, sondern zur Vereinigung mit der Gottheit zu gelangen. In gemässigter Gestalt bietet diese Lehre die sog. Karma-Joga, werkthätige Mystik, welche das Werk nicht an sich verwirft, nur die selbstischen Motive: Der Mensch braucht bei Versenkung in die Gottheit nicht unthätig zu sein, nur darf er nicht von seinem Thun abhängig werden. Das berühmteste Werk dieser Art ist die Bhagavad-Gita, von welcher später zu reden sein wird.

Die Njâja-Philosophie des Gautama beschäftigt sich wesentlich mit der Logik und kommt daher für die Religionsgeschichte weniger in Betracht. Doch soll auch diese Erkenntnisweise die Seelen von ihrer lästigen Wanderung befreien. Die philosophische Spekulation hat eben hier überall einen religiösen Zweck.

b) Religiöses Leben im Brahmanismus.

Die Frömmigkeit, welche uns im Kultus und Leben der brahmanischen Zeit entgegentritt, charakterisiert sich gegenüber einer frühern Entwicklungsstufe der Religion durch ihre Gesetz-

1) Vgl. Richard Garbe, Die Saṃkhya-Philosophie, eine Darstellung des indischen Rationalismus, Leipz. 1894.

lichkeit und Äusserlichkeit. Von der Gesinnung ist beim Kultus nicht mehr ernstlich die Rede, um so mehr vom Ritus, der bis ins kleinste durch geschriebene Satzungen geregelt erscheint und von dessen korrekter Ausführung die Wirkung des Opfers abhängt.

Die neue Auffassung des Veda spricht sich darin aus, dass sein Studium als hochwichtige Lebensaufgabe und verdienstliches Werk aller Männer aus höherer Kaste erscheint, ja das Lesen des Veda zu den fünf täglich zu übenden Hauptpflichten[1]) gehört. Diese Rezitation des Veda ist ein täglich darzubringendes Opfer, von welchem man, wenn es regelrecht betrieben wird[2]), Reinigung und Tilgung der Schulden und Vereinigung mit dem Brahma erwartet[3]). Wer die Lieder des Rigveda liest, bringt damit ein Opfer von Milch; wer den Jadschurveda, ein solches von Butter; wer den Samaveda, bringt Soma; wer den Atharvaveda, ein Opfer von Fett dar.

Die eigentlichen Opfer haben die Brahmanen aus guten Gründen unangetastet gelassen. Man opfert noch den alten Göttern Indra, Agni, Soma u. s. f. Allein die Götter selbst erscheinen dabei weniger wichtig als die Handlung der Opfernden. Nicht von einer unberechenbaren Gunst der Götter, sondern von der Assistenz der richtigen Personen, vor allem der Brahmanen, vom Fernhalten aller unwürdigen Gäste und der richtigen Administration der Opfergebräuche und Rezitation der Opfersprüche hängt die gehoffte Wirkung der hl. Handlung ab. Die neue Weltanschauung aber drückt sich darin aus, dass die irdischen Güter, um die man einst mit seinen Opfern fast ausschliesslich sich bewarb, stark zurücktreten, da die Begierde der wahrhaft Frommen nach brahmanischer Weise nicht auf Irdisches, sondern auf Unvergängliches gerichtet ist.

Als Opfergaben gelten noch immer Speisen wie Butter, Reis, Gerste u. dgl., auch Somatrank. Die Tieropfer dagegen kommen mehr und mehr in Abgang. Merkwürdig ist eine Stelle im Schatapatha-Brahmana, wo gesagt ist, die Götter hätten anfangs den Menschen (puruscha) als Opfer genommen; dann sei die Opferfähigkeit von ihm gewichen und auf das Ross übergegangen, nachher auf das Rind, dann auf das Schaf, dann auf die Ziege, zuletzt auf Reis und Gerste, welche die Quintessenz aller dieser Opfertiere in sich enthalten.

---

1) Diese fünf Gebote für alle Tage sind: 1) den Tieren, besonders Vögeln, Gaben zu spenden; 2) ebenso den Menschen (Gastfreundschaft); 3) ebenso den Geistern; 4) ebenso den Göttern; 5) den Veda zu lesen.

2) Manu 2, 70 ff.

3) „Das tägliche Studium des Veda, die Darbringung der grossen Opfer nach jemandes Vermögen und Geduld im Leiden zerstören schnell alle Schuld, auch die durch Todsünden verursachte. Wie Feuer in einem Augenblick mit seiner hellen Flamme Brennmaterial verzehrt, das man darauf gelegt hat, so zerstört der, welcher den Veda kennt, alle Schuld durch das Feuer des Wissens“ (Manu 11, 246 f.).

Auch die Opfer an die verstorbenen Ahnen dauerten fort[1]), obwohl gerade die frühere Vorstellung von einem seligen jenseitigen Leben nicht festgehalten worden war. Man mochte jetzt annehmen, dass die ihnen geweihten Opfermahlzeiten den abgeschiedenen Seelen im Fegefeuer zu gute kommen und ihnen Kraft zum Durchwandern der höhern Daseinsstufen verleihen. Übrigens herrscht die Anschauung, dass die Ahnengeister vor der neuen Inkarnation 1000 und mehr Jahre in der Geisterwelt sich aufhalten.

Ein hochwichtiger Akt ist der, durch welchen Knaben der drei höhern Kasten in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen werden, die Umgürtung mit der hl. Schnur. Diese Weihe empfing der junge Brahmane (Abkömmling der Priestergeschlechter) im 8. Lebensjahr, der Kschatrja (Krieger) im 9., der Vaishja (Bauer) im 12. (Manu 2, 36). Der Gürtel, den der Brahmane empfing, war aus Mungagras, der des Kschatrja aus Bogensehnen, der des Vaishja aus Hanf (Manu 2, 42). Jeder erhielt dabei auch einen Stab, den er fortan zu tragen hatte; das verschiedene Holz und die ungleiche Länge des Stabes zeigten ebenfalls die Kaste an (Manu 2, 45 ff.). Die Männer dieser 3 Kasten sind „zweimalgeboren". Die Weihe durch den Gürtel kommt einer zweiten Geburt gleich (Manu 2, 169). Sonst wird auch das Lernen des Veda, welches diesen drei Klassen zustand, als zweite Geburt bezeichnet, welche im Unterschied von der ersten natürlichen ein nicht alterndes und dem Tode nicht ausgesetztes Leben verleihe (Manu 2, 147 f.).

Die uralte Unterscheidung von rein und unrein in Speise, Kleidung u. s. w. wurde von den Brahmanen beibehalten, obwohl sie eigentlich besser zum iranischen Dualismus passt als zu ihrer Religion, nach welcher im Grund alles irdische Dasein unrein ist. Ja, die Brahmanen haben diese Satzungen bis ins kleinlichste und peinlichste ausgebildet, ganz besonders für ihre eigene Kaste, welche als die göttliche sich am wenigsten mit unreinen Dingen beflecken sollte. Die Speisegesetze für den Zweimalgeborenen (siehe Manu 5, 5 ff.) erinnern öfter an die mosaischen, z. B. das Verbot, fleischfressende Vögel oder einhufige Tiere zu essen. Völlig verboten ist der Fleischgenuss nur den Brahmanen, abgesehen vom Opfermahl, wo auch sie sich denselben gestatten dürfen. Aber auch bei den andern Ariern gilt als tugendhaft und bringt Verdienst in jener Welt, wenn sie sich dessen ganz enthalten. Unbedingt zu billigen ist die Tötung von Tieren nur beim Opfer; denn das ist kein Töten. Die im Opfer dargebrachten Tiere er-

---

1) Manu 3, 70 nennt sechs Opferarten: Lehren heisst dem Gott Brahma Opfer bringen, Tarpana (Darbringung von Wasser und Speise) Opfer für die Manen, verbrannte Gabe Opfer für die Götter, das Bali-Opfer für die Bhuta's, Gastfreundschaft ist Opfer an die Menschen. — Vgl. W. Caland, Altindischer Ahnenkult, Leiden 1893.

langen höhere Existenz und die Opferer mit ihnen. Unnötige Tötung eines Tieres wurde dagegen streng geahndet und die Tierquälerei überhaupt sehr streng beurteilt im Zusammenhang mit der Vorstellung der Seelenwanderung, welche es nicht unmöglich erscheinen liess, dass selbst die Seelen naher Verwandten in einem solchen Tiere wohnten.

Besondere Reinigungen sind — wiederum wie bei den Israeliten — im Zusammenhang mit dem geschlechtlichen Leben (bei Kindesgeburt u. dgl.) und bei Todesfällen vorgeschrieben, indem jenes wie auch der Tod verunreinigt, letzterer bei Berührung einer Leiche oder eines Totengebeins. Die Reinigung geschieht besonders durch Waschungen, Baden im Ganges u. s. w. Ein Todesfall in einer Familie macht auf zehn Tage unrein; die Angehörigen müssen die zehn Tage hindurch jeder für sich auf dem Boden schlafen und dürfen nur ungekochten Reis essen. Darnach reinigt sich der Brahmane, indem er Wasser, der Kschatrja, indem er seine Waffen, sein Pferd, seinen Elefanten, der Vaishja, indem er seine Ochsen anfasst.

Neben dem Wasser galt aber auch als reinigend alles, was von der Kuh herkommt[1]. Selbst den Kuhmist und Kuhharn sah man als kräftiges Reinigungsmittel an. Wenn man einen Platz etwa zur Darbringung von Opfern heiligen will, lässt man Kühe eine Nacht darauf lagern oder beschmiert ihn sonst mit Kuhmist (Manu 3, 206). Der Sterbende glaubt sich noch dadurch von Schuld zu befreien, dass er einen Kuhschwanz in der Hand hält.

Die Vorschriften in betreff der Reinigkeit sind im Brahmanismus äusserst lästig und minutiös im Vergleich etwa mit den mosaischen. Der Hindu hat unaufhörlich vor Verstössen gegen dieselben auf der Hut zu sein, und je mehr er seine Gerechtigkeit in deren Beobachtung setzt, desto leichter kommen die wirklichen Sittengebote darüber zu kurz. Auch bestimmte Gebetsformeln waren für die einzelnen Stände und Stunden vorgeschrieben; man hatte solche zu sprechen am Morgen vor dem Bad, vor der Arbeit, beim Eintritt in ein Zimmer, beim Hinausgehen, Niedersitzen, Essen, Ausspeien, Niesen u. s. f. Auch die Grussformeln waren für den Verkehr mit jedem Stand wieder anders durchs Gesetz normiert.

Namentlich der Brahmane selbst war durch ceremonielle Vorschriften in seiner Lebensweise noch weit mehr beengt und geplagt als der Pharisäer. Die Behandlung seiner Haare und Nägel, seine Kleidung und Speisung, seine Stellung und Körperhaltung besonders beim Lesen des Veda, waren ihm genau vorgezeichnet. Er darf nicht singen, ausser beim Kultus, nicht springen, laufen, tanzen, nicht mit den Zähnen knirschen oder

---

1) Vgl. die rote Kuh bei der Lustration gegen Todesunreinigkeit im Priestergesetz Num. 19, 1 ff.

sich im Haar kratzen, geschweige denn mit Würfeln spielen oder etwas berauschendes trinken.

Das geringste Vergehen dieser Art konnte, wenn es nicht durch freiwillige Abbüssung gesühnt wurde, zu missliebiger Wiedergeburt und zu hundertjährigen Strafen führen. Daher suchte man sich von solchen Verschuldungen zu reinigen durch Fasten, hundert- oder tausendmalige Wiederholung von Gebetsformeln, grausame Kasteiungen bis zum Selbstmord. „Eine unabsichtlich begangene Sünde wird gesühnt durch Hersagen vedischer Texte, aber was Männer in ihrer Verblendung absichtlich sündigen, durch mannigfache besondere Bussen“ (Manu 11, 46).

Als Todsünden gelten Tötung eines Brahmanen, Trinken des berauschenden Getränks Surâ, Stehlen des Goldes eines Brahmanen, Ehebruch mit dem Weib eines solchen und endlich Gemeinschaft mit Leuten, die dergleichen verübt haben. Aber eine Reihe anderer Missethaten werden diesen gleichgesetzt. (Manu 11, 55 ff.). Z. B. sich fälschlich hoher Geburt zu rühmen und seinen Lehrer fälschlich anzuklagen ist so viel als einen Brahmanen erschlagen. Den Veda zu vergessen oder zu schmähen, falsches Zeugnis zu geben, einen Freund zu erschlagen, verbotene Speise zu essen kommt an Schwere dem Trinken jenes verpönten Getränkes gleich. Das Stehlen von deponiertem Gut, von Männern, Pferden, Silber, Land, Diamanten u. s. w. ist so schlimm als das Stehlen des Goldes eines Brahmanen. Fleischlicher Umgang mit Schwestern von derselben Mutter her oder mit einer Jungfrau oder einer Frau der niedrigsten Klasse oder mit der Frau eines Freundes oder Sohnes ist so schlimm als Ehebruch mit der Gattin eines Brahmanen.

Etwas geringere, wenn gleich immer noch schwere Sünden sind: Tötung von Kühen; Opfern für solche, die dessen nicht würdig sind; Ehebruch; sich selber (in die Sklaverei) verkaufen; seinen Lehrer oder Mutter oder Vater oder Sohn abdanken; das tägliche Studium des Veda aufgeben; das heilige häusliche Feuer vernachlässigen; dem jüngern Bruder erlauben vor dem ältern zu heiraten; Entehrung einer Dirne; Bruch eines Gelübdes; Verkauf eines Gartens oder seines Weibes und Kindes u. s. w.

Man fürchtet, wenn man sich solcher Sünden schuldig gemacht hat, viel weniger den weltlichen Richter, dessen Strafamt man sich vielmehr willig unterstellt, als die Vergeltung nach dem Tode, wo man erwartet, infolge solcher Übertretungen in niedriger Kaste oder in noch elenderer Tiergestalt wiedergeboren zu werden. Um dies zu vermeiden, unterwirft man sich willig den grössten Demütigungen und den grausamsten Selbstpeinigungen. So wird man von der Schuld rein. Z. B. wer einen Brahmanen getötet oder eine gleichwertige Schuld auf sich geladen hat, der soll zwölf Jahre lang in einer Waldhütte wohnen, von Almosen leben, einen Totenschädel als Flagge ausstellen und Kühen und Brahmanen Wohlthaten erweisen. Findet er Gelegenheit, einer Kuh oder einem

Brahmanen das Leben zu retten, so ist er frei von Schuld. Oder er soll sich im Krieg zur Zielscheibe der Bogenschützen machen; oder sich dreimal kopfüber in flammendes Feuer stürzen; oder den Veda hersagend, 100 Meilen weit gehen, wenig essend und seine Sinne wohl im Zaum haltend u. s. w. (Manu 11. 73 ff.). Wer jenes verbotene Getränk zu sich genommen hat, soll es zur Abbüssung dieses Vergehens siedend heiss trinken, bis sein Leib ganz verbrüht ist; dann ist er rein von Schuld; oder er soll siedenden Urin von der Kuh oder ebensolches Wasser oder Milch trinken, bis er stirbt. Wer jenen Golddiebstahl begangen, soll sich selbst beim Könige anzeigen und ihn auffordern, ihn mit der Keule zu erschlagen, die er mitgebracht hat. Durch diesen Tod sühnt er seine Verbrechen. Wenn aber der Dieb selber ein Brahmane ist, so stehen ihm jene obigen Bussen zur Sühnung offen. — Wer sich mit dem Weib eines Brahmanen vergangen, soll sich auf ein glühendes Bett von Eisen legen oder ein heiss glühendes eisernes Bildnis eines Weibes umarmen und so durch Feuertod rein werden oder sich entmannen und das abgehauene Glied in den Händen tragend, unaufhaltsam nach Südwesten wandern, bis er tot niederfällt. Doch werden auch gelindere Bussen dafür angesetzt: einjährige oder dreimonatliche Askese mit bestimmten Pönitenzen[1]).

Für die kleineren Verstösse gegen das göttliche Gesetz sind geringere Bussen vorgeschrieben. Z. B. wer eine Kuh erschlagen hat[2]), soll unter Fasten und Baden im Urin von Kühen drei Monate lang in die Haut der getöteten Kuh gehüllt, den Kühen nachlaufen, sich mit ihnen auf der Weide niederkauern und bei ihnen übernachten. Schliesslich hat er noch an studierte Brahmanen 10 Kühe und 1 Stier zu verschenken, eventuell, wenn er dies nicht besitzt, alles was er hat. Überhaupt nahmen die Brahmanen, wenn es nach dem Willen des Gesetzgebers ging, ausserordentlich viel durch solche Bussen ein.

Ein Viertel der für die Tötung des Brahmanen angesetzten Bussleistung ist vorgeschrieben bei Ermordung eines Kschatrja, ein Achtel bei der eines Vaishja, ein Sechszehntel bei der eines Shudra. Für gewisse Vergehungen war die Mondbusse[3]) vorgeschrieben, wobei man einen Monat lang nur Reis essen darf und zwar beim Vollmond beginnend 15 Mund voll Reis, dann jeden Tag einen Mund voll weniger bis zum gänzlichen Fasten eines Tags beim Neumond, darauf bei zunehmendem Mond jeden Tag wieder eine Hand voll mehr. Diese Busse musste man z. B. auf sich nehmen, wenn man verbotene Speisen genossen hatte. Auch sonst ist das Fasten sehr häufig vorgeschrieben.

Ein hoher sittlich-religiöser Ernst lässt sich in diesen strengen

1) Manu 11, 106 f.
2) Manu 11, 109—117.
3) Manu 11, 217.

Satzungen nicht verkennen. Nur eine feste Überzeugung von der über das Leben hinausreichenden Vergeltung konnte ein aufgewecktes, reich angelegtes Volk unter solche Zucht beugen. Erheblich beeinträchtigt wird freilich der ethische Wert dieser Übungen und Gewohnheiten durch die mangelhafte Auffassung des Sittengesetzes, welches auf Grund einer stereotypierten Naturreligion nicht rein und wahr zum Bewusstsein kommen konnte. Auch die Ethik zeigt sich hier naturbefangen, am stärksten in der Überschätzung der Tiere auf Kosten des Menschen, dann aber auch in der Überschätzung des Kultus, seiner Organe und seiner äusserlichen Akte. Dass das am priesterlichen Stamm begangene Unrecht viel schwerer ins Gewicht fällt und der diesem Stamm angehörige Schuldige glimpflicher bestraft wird, als wenn es sich um gemeine Leute handelt, ist dafür ebenso charakteristisch wie die Sühnkraft äusserlicher Kultushandlungen, besonders des Vedalesens bei den schwersten Verschuldungen, wobei auf die Gesinnung des Herzens wenig Gewicht gelegt wird. Es fehlt eben eine Gottheit, welche in wahrhaft heiligender Weise zu dem Sünder in Beziehung träte. Dieser hat mit einer unpersönlichen Natur- und Weltordnung seine Rechnung zu begleichen.

Diese natürlich erst spät so ausführlich ausgearbeitete Disziplin, welche immerhin auf alten Vorstellungen von Reinigkeit und Unreinigkeit beruht, lässt sich als Weiterbildung der Anschauungen der Vedareligion verstehen, obgleich schon dabei der Optimismus der alten Vedalieder, welche es mit der Sühnung und Vergebung nicht so ängstlich nahmen, ganz geschwunden ist. Die neue pessimistische Weltanschauung tritt aber namentlich hervor in der W e l t f l u c h t und Entsagung, welche jetzt dem Frommen auferlegt wird als unerlässliche Bedingung für die Erreichung des Ziels seiner Frömmigkeit. Weltbesitz und Weltgenuss erscheinen nicht mehr als die höchsten Güter, sondern Abkehr von der Welt und Gleichgiltigkeit gegen sie ist der Weg zum höchsten Gut.

Dem Brahmanen insonderheit ist vorgeschrieben, das erste Viertel seiner voraussichtlich ihm zugemessenen Lebenszeit zum Studieren des Veda zu verwenden, wobei die Einhaltung strenger Keuschheit eine Hauptbedingung, deren Verletzung er durch demütigende Bussübung gutmachen muss. Sodann in der zweiten Periode seines Brahmanenlebens soll er heiraten und Söhne zeugen und in seiner Haushaltung exemplarisch nach dem Gesetzbuch leben. Trotz der pessimistischen Grundrichtung des Systems wird die völlige Enthaltung von der Ehe nicht geboten. Im Gegenteil wird es in der Regel getadelt, wenn Einer, ehe er Vater und Grossvater geworden, sich in die Einsamkeit zurückzieht. Die Zeugung von Söhnen wird als eine Pflicht angesehen teils im Blick auf den Ahnenkultus, teils mit Hinweis auf Brahma, der analog die Welt erzeugt hat.

Sieht aber der Brahmane, dass seine Haare weiss werden und ist er schon Grossvater geworden, so wird ihm empfohlen,

sich als *Einsiedler* in den Wald zurückzuziehen, wohin ihm sein Weib folgen mag, wenn sie will. Dort soll er seine Haare und Nägel nicht mehr schneiden, von Wurzeln und Kräutern leben, fleissig den Veda rezitieren und dabei gegen jedermann freundlich sein. Durch asketische Übungen hat er sich gegen äussere Einflüsse immer mehr unempfindlich zu machen. Er soll sich auf dem Boden wälzen oder auf den Zehen stehen, im heissen Sommer sich zwischen fünf Feuer setzen, in der Regenzeit nasse Kleider anlegen und sich so in zunehmendem Masse unempfindlich machen.

Endlich im vierten, letzten Stadium seines Lebens wird ihm geraten als vollendeter *Asket* zu leben. Er hat dann seine drei Schuldigkeiten erfüllt, d. h. den Veda studiert, Söhne gezeugt und Opfer dargebracht, darf daher nun ganz seiner völligen Befreiung aus den Banden der Welt leben. Haupthaar, Bart und Nägel soll er nun wieder stutzen und im Lande umherziehen mit einer Almosenschale, um sich den Unterhalt zu erbetteln, und mit einem Stab und Wassertopf, gleichgiltig, ob er viel oder wenig bekommt, freundlich oder feindlich behandelt wird. Er soll völlig apathisch werden in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Obdach, völlig schweigend, allezeit nachdenkend über die Wanderung der Seele nach dem Tode. In allem soll er durch seine Meditation die höchste Seele, die alles durchwaltet, erkennen (Manu 6, 33—65).

So wird er allmählich los vom vergänglichen Wesen und erlöst vom Kreislauf des Sterbens und Geborenwerdens. „Verlassen möge er diese Wohnung, die aus den fünf Elementen zusammengesetzt ist, wo die Knochen die Balken sind, welche durch Sehnen (statt Seilen) zusammengehalten ist, wo Fleisch und Blut der Mörtel, welche zugedeckt ist mit übelriechender Haut und angefüllt mit Urin und Mist, geplagt von Alter und Kummer, bewohnt von Missbehagen, gequält von Schmerz, düster von Leidenschaft und vergänglich. Der, welcher diesen Körper verlässt, (sei es gezwungen) wie ein Baum (wenn er gefällt wird) das Flussufer, oder (freiwillig) wie ein Vogel einen Baum verlässt, ist befreit vom Elend (dieser Welt, das gleich) einem Haifisch“ (Manu 6, 76—78). Der beharrliche Asket erreicht die Vereinigung mit dem Brahma. „Wenn er durch die Disposition seines Herzens *gegen alle Dinge gleichgiltig* wird, erlangt er *ewige Glückseligkeit* in dieser Welt und nach dem Tode. Wer so stufenweise alle Zuneigungen aufgegeben hat, und *von allen Gegensätzen* (entgegengesetzten Affekten) *freigeworden* ist, *ruht im Brahma allein*“ (6, 80 f.).

Dass diese Askese leicht bis zum Selbstmord führen konnte, leuchtet ein. Das älteste bekannte Beispiel dieser Art ist der Brahmane Kalanos, der Alexander d. Gr. nach Persien begleitete und in Pasargadä „nach väterlicher Sitte den Scheiterhaufen besteigend“ sich verbrennen liess, wie Strabo (15, 1, 64. 68) sagt und auch Megasthenes bezeugt, der jedoch versichert, dass man

in Indien dieses Thun missbillige. Aus späterer Zeit wird von religiösem Selbstmord öfter berichtet. Die im modernen Vischnu- und Shivadienst sehr häufig vorkommende Selbsttötung ist dagegen aus andern religiösen Motiven zu erklären.

Was die eigentliche brahmanische Askese betrifft, so kann man ihr Bewunderung nicht versagen. Die ganze physische und geistige Energie dieses arischen Stammes hat sich darin heldenhaft geäussert. Allein über den ethisch-religiösen Wert solcher Bussübungen darf man sich keiner Täuschung hingeben. Diese heiligen Büsser treibt nicht eine wahre tiefe Erkenntnis ihrer Schuld und Sündhaftigkeit zu so namenlosen Anstrengungen, sondern das Verlangen, die angeborene menschliche Schwachheit abzulegen und an geistiger Macht den Göttern gleich zu werden, ja sie zu übertreffen. Dies zeigen die indischen Sagen deutlich genug, wenn sie z. B. von den grossen Asketen Vishvâmitra und Vasischtha erzählen[1]), welche sich in Selbstquälereien zu überbieten trachten, um einander an Macht überlegen zu sein und vor deren heroischen Bussübungen die Götter selber erschrecken, weil sie dadurch gefährliche Nebenbuhler bekommen. Die Götter suchen daher gewöhnlich durch reizende Nymphen und ähnliche holde Gestalten die harten Asketen von ihrer übermenschlichen Tapferkeit abwendig zu machen und in die Sinnlichkeit zurückzulocken, was ihnen nicht selten gelingt. Wir haben daher hier dasselbe Verhältnis wieder, das uns schon beim vedischen Opferkultus entgegentrat. Nicht um des unendlich erhabenen und heiligen Gottes willen quält sich der Mensch, damit Gottes Wille über seine Sünde und Unreinigkeit siege; sondern zu seiner eigenen Ehre, in der Hoffnung, damit den Göttern etwas Grosses abzwingen und sich selbst zur höchsten Macht erheben zu können. Die christliche Askese der alten und mittelalterlichen Kirche, welche freilich in ihren äusserlichen Bussleistungen die indischen Büsser nicht übertroffen, kaum erreicht hat, geht von einem viel tieferen Schuldbewusstsein aus und kennt ganz anders den Abstand zwischen Gott und dem Sünder. Dies schliesst freilich nicht aus, dass auch bei manchen christlichen Asketen der Ehrgeiz das innerste Motiv sein mochte, das sie zur Weltentsagung und Selbstkasteiung trieb. Die Ausartung des Christentums trifft hier mit dem Heroismus des Heidentums zusammen.

c) Soziales Leben im Brahmanismus[2]).

Nicht die unwichtigste Seite am Brahmanismus ist seine Ausgestaltung der sozialen Verhältnisse, die durch das Kasten-

1) Vgl. Wurm, Gesch. d. ind. Rel. S. 110 ff.

2) Vgl. Max Müllers Abhandlung über die Kaste im 2. Bändchen seiner Essays. — Senart, Les Castes dans l'Inde, les faits et le système,

System charakterisiert werden, in welchem die Priesterkaste die herrschende Stellung einnimmt. Dem portugiesischen Worte „Kaste“ entspricht das vedische varna, „Farbe“, welches daran erinnert, dass diese schroffe Trennung der Bevölkerungsklassen in Indien nicht bloss politisch, sondern auch ethnologisch begründet war. Von Anfang an erschien ja den hellfarbigen, schön gebauten, zur edelsten menschlichen Entwicklung angelegten Indoariern die vor ihnen im Lande angesessene dunkelfarbige Bevölkerung als eine bloss halb menschliche, welche höchstens als sklavisch unterworfene ein berechtigtes Dasein führen konnte. Allein die brahmanische Religion war ganz dazu angethan, diesen Unterschied zu sanktionieren und noch zu verschärfen, indem ihr peinlicher Ritualismus eine tiefe Kluft zwischen den ehrwürdigen Arja und den unreinen Schwarzhäuten setzte. Aber auch innerhalb des arischen Stammes wurde die Abstufung immer mehr betont, nach welcher der Kschatrja (Krieger) über dem blossen Vaishja[1] (Ansiedler, Bauer) steht, namentlich aber der Brahmane (Angehörige der Priesterkaste) über beiden weit erhaben ist. Als an den Ufern des Ganges das arische Volk zur Ruhe gekommen war, und an die Stelle blutiger Kämpfe mehr und mehr ein stilles, beschauliches Leben trat, konnte leicht die Priesterkaste der entbehrlicher gewordenen Kriegerkaste den Rang ablaufen. Namentlich aber lag dies in der Konsequenz der mitgebrachten Religion. Wir sahen, dass schon in ihrem frühern Stadium der menschliche Kultus, seine Handlungen und Werkzeuge mehr und mehr vergöttert wurden. Dasselbe musste in Bezug auf seine persönlichen Organe stattfinden. Je mehr der Wert des Gottesdienstes in die äusserliche Handlung verlegt und seine Wirkung vom korrekten Ritus abhängig gedacht wurde, desto höher mussten die Priester steigen als die Inhaber des (jetzt magisch verwerteten) Veda. Sie, welche die lange Zeit mündlich fortgepflanzten Lieder und Sprüche und heiligen Handlungen auswendig wussten und richtig anzuwenden verstanden, mussten als die eigentlichen Herrn der Erde erscheinen, ebenso göttlich, wie das Feuer, das sie anzündeten, oder das Gebet, das sie sprachen.

Vor dieser Konsequenz schreckten die Brahmanen keineswegs zurück. Während in den alten Liedern des Veda die Priester noch menschlich und von den Königen und Vornehmen stark abhängig erscheinen, werden ihre unveräusserlichen heiligen Rechte in den Brahmana's (c. 800 v. Chr.) schon viel stärker betont. Diese Stücke galten aber in der Folgezeit für ebenso göttlich wie

---

Paris 1896. Dazu J. Jolly, ZDMG 1896, 507 ff. — R. Fick, Die sociale Gliederung im nordöstl. Indien zu Buddhas Zeit, Kiel 1897. — H. Oldenberg, Zur Geschichte des indischen Kastenwesens in ZDMG 1897, 267 ff.

1) Von dieser zahlreichsten Klasse wurde auch der Name Arja gebraucht. Die drei arischen Klassen heissen so im weitern Sinn, wofür die im Gesetz übliche Bezeichnung: die zweimal Geborenen (siehe oben S. 436).

die Hymnen selbst. Schon hier[1]) werden sie geradezu Götter genannt: „Es gibt zwei Götterarten: erstens die Götter, dann die, welche Brahmanen sind und welche den Veda gelernt haben und wiederholen; dies sind menschliche Götter. Und das Opfer ist ein zweifaches: Darreichungen für die Götter und Gaben für die menschlichen Götter, die Brahmanen, welche den Veda gelernt haben und ihn wiederholen. Mit Darreichungen beschwichtigt er die Götter, mit Gaben die menschlichen Götter, die Brahmanen, welche den Veda gelernt haben und ihn wiederholen. Beide Götter versetzen ihn, wenn sie befriedigt sind, in Glückseligkeit."

Allein wenn auch die gesamte Auffassung der Religion auf solche masslose Überhebung des Priesterstandes hinführen musste, so war man doch gar nicht allgemein willig, sich den Anmassungen der Brahmanen zu fügen. Ein langer Kampf, der oftmals blutig wurde, ging ihrem Siege voraus. Es war namentlich die Kriegerkaste, welche Widerstand leistete. Dass die Brahmanen über die Kschatrja siegten, kann aber weder in ihrer Zahl noch in ihrer Tapferkeit begründet gewesen sein, obwohl von ihrem Helden Parashu-Râma Wunder der Tapferkeit erzählt werden. Ihre Macht lag in den religiösen Vorstellungen, welche sie geschickt zu nähren und zu gunsten ihres Standes zu verwerten wussten, und in der stetigen Uneinigkeit der Könige und des kriegerischen Adels, welche ihre Waffen gegen ihre Standesgenossen zu kehren pflegten und sich oft gegenseitig aufrieben.

Die drei arischen Kasten waren naturgemäss unter sich nicht so scharf geschieden wie die vierte von ihnen. Selbst in religiöser Hinsicht waren ursprünglich die Krieger und Arja überhaupt den Priestergeschlechtern insofern ebenbürtig, als fromme Rischi, berühmte, heilige Sänger und heroische Fromme der Vorzeit den nichtpriesterlichen Stämmen angehörten, welche die Brahmanen dann freilich nachträglich irgendwie in ihre eigene Kaste einzuverleiben suchten. Das Lesen oder Lernen (nicht Lehren) des Veda, sowie das Recht die hochwichtige Askese zu üben, verblieben auch später Gemeingut der edlern Kasten. So wurde auch das Connubium zwischen ihnen milder beurteilt als das zwischen arischem und unedelm Stamme. Kinder aus einer Mischehe der letztern Art verloren ihre Kaste. Insbesondere der Sohn eines Shudra und einer Brahmanin wurde zu den Tschandâlas gerechnet, zum niedrigsten Auswurf, und stand weit tiefer als ein Sohn, dessen Eltern beide Shudra's waren. Die Tschandala's müssen ausserhalb der Stadt wohnen, und kein Mensch darf mit ihnen verkehren. Dagegen kommen Kinder, deren Vater der höhern und deren Mutter einer niedrigeren Kaste angehört, glimpflicher weg, nach dem Grundsatz, dass guter Same auf schlechtem Boden zwar ausarte, aber noch leidliche Frucht trage, schlechter Same auf gutem Boden dagegen das schlimmste Unkraut erzeuge. Die Familie

1) Schatapathabrahmana 2, 2, 2, 6.

dessen, der einen Brahmanen zum Vater und eine Shudrafrau zur Mutter hatte, kann sich im siebenten Geschlecht wieder in die höchste Kaste erheben; inzwischen gehört sie einer Mittelkaste an.

Das Gesetzbuch des Manu kennt 16 Mittelkasten, die aus Connubium der 4 Hauptkasten entstanden sind. Aus diesen 16 entstehen durch weitere Zwischenheiraten neue Kasten. Denselben werden die verschiedenen Berufsarten zugeteilt. Dass die Verteilung der Berufsarbeit auf diesem genealogischen Wege erfolgt sei, ist natürlich nicht anzunehmen, sondern es ist hier die genealogische Kaste mit der gewerbsmässigen Zunft kombiniert. Aber richtig ist, dass sich Gewerbe und Beruf in Indien in den Geschlechtern erblich fortpflanzten und jedes auch sozial in Bezug auf Lebensweise und Heiratsgemeinschaft sich kastenartig ausbildete, wobei auch den geringern ein gewisses Selbstgefühl eigen ist, indem sie sich als solidarisch verbundene Klasse fühlen.

Da das heutige Indien eine unzählige Menge von Kasten aufweist, welche zum Teil ethnologisch, zum grossen Teil aber beruflich bestimmt sind, und schon im Gesetzbuch des Manu eine Menge Neben- und Zwischenkasten ähnlicher Art erscheinen, welche dort künstlich in eine genealogische Abhängigkeit von den Hauptkasten gebracht sind, so hat Senart[1]) bei manchen Beifall gefunden mit seinen Aufstellungen, wonach die vier Kasten überhaupt eine unhistorische Fiktion wären. Wohl lassen sich im Rigveda vier Stände (wie im Avesta) nachweisen; diese hätten aber nichts zu thun mit den Kasten, welche man sich schon damals in so grosser Zahl vorzustellen habe wie im heutigen Indien, so dass z. B. der Brahmanenstand in eine Menge von Kasten zerfiel. Die Kasten stammten nicht aus jenen vier Ständen (varna), sondern aus Geschlechterverbindungen, wie wir sie bei den Griechen und andern Indogermanen finden, und ihre Ableitung von jenen fälschlich sogenannten vier Kasten sei eine Fälschung der Geschichte von Seiten der Brahmanen. Demgegenüber hat jedoch Oldenberg[2]) überzeugend nachgewiesen, dass es nicht angeht, das heutige Bild der Kasten ohne weiteres in die vorbuddhistische, ja vedische Zeit zurückzutragen, und dass die Entwicklung des spätern Zustandes sich unschwer aus den Grundlagen erklärt, welche die brahmanische Tradition voraussetzt und welche durch unverdächtige Zeugnisse bestätigt werden.

Nach Manu 1, 88 ff. hat der Brahmane im allgemeinen den Beruf zu lehren und den Veda zu studieren, für sich und Andere zu opfern, Almosen zu geben und zu empfangen. Der Kschatrja hat die Bestimmung, das Volk zu beschützen, Gaben

---

1) Siehe oben S. 442 f.
2) Siehe oben S. 443.

zu verteilen, Opfer zu spenden, den Veda zu studieren (aber nicht zu lehren!) und sich nicht von sinnlichen Vergnügungen gefangen nehmen zu lassen. Der Vaishja hat das Vieh zu hüten, Gaben zu verteilen, Opfer zu spenden, den Veda zu studieren, Handel zu treiben, Geld zu leihen, das Land zu bebauen. Den Shudra's hat der höchste Herr nur Eine Beschäftigung vorgeschrieben, nämlich sanftmütig diesen drei höhern Klassen zu dienen. Immerhin wurden diese Shudra's menschlicher geachtet, welche sich der Lebensordnung des Brahmanismus unterworfen hatten, als die feindlichen Dasju, welche ausserhalb der Herrschaft des Veda ein menschenunwürdiges, verabscheutes Dasein führten.

Während die Kschatrja zu einem grossen Teil in den Kämpfen aufgerieben wurden oder sich mit andern Kasten vermischten und auch die Vaishja sich im Laufe der Zeit nicht standesmässig zu behaupten und unvermischt zu erhalten wussten, haben die Brahmanen alle Revolutionen überdauert, die durch den Buddhismus und andere Bewegungen hervorgerufen wurden, und so stellen späterhin die Brahmanen den Kern der altarischen Bevölkerung dar, welchem nur gemischte Kasten gegenüberstehen.

Doch hat sichs nie so verhalten, dass diese Brahmanen samt und sonders die ihnen vorgeschriebene eigenartige Lebensführung einhalten konnten. Schon die Rücksicht auf Gewinnung des Lebensunterhalts und des zur Macht und zum Ansehen auch hier unerlässlichen Reichtums hat sie genötigt auch zu Beschäftigungen zu greifen, welche eigentlich als unter ihrer Würde stehend galten. Daher finden sich schon Manu 10, 80 ff. merkwürdige Konzessionen, welche ihnen die Beteiligung an den Geschäften des Wehr- und Nährstandes ausnahmsweise gestatten. Ein Brahmane, der sein Auskommen nicht findet, darf wie ein Kschatrja oder Vaishja leben; er darf Viehzucht und Landbau treiben, nur nicht das Feld pflügen wegen des Leidens, das der Pflug der Erde und den darin lebenden Tierchen zufügt; er darf sogar Handel treiben, nur nicht mit gewissen Artikeln, z. B. nicht mit Milch, was ihn in drei Tagen zu einem Shudra machen würde, auch nicht mit Butter, Honig, wohlriechenden Spezereien u. dgl. Denn dadurch würde er in sieben Nächten zu einem Vaishja. Auch soll er nicht wie der Vaishja Geld auf Zinsen ausleihen; doch wird auch dies ausnahmsweise gestattet (Manu 10, 117). Ebenso ermöglicht das Gesetz dem Kschatrja im Notfall die Beschäftigungen des Vaishja aufzunehmen, ohne dass er dadurch seiner Kaste verlustig geht, und dem Vaishja nach Art der Shudra seinen Erwerb zu suchen. Dies zeigt, dass die Vorschriften nie in ihrer Strenge durchgeführt worden sind. Immerhin hat das Kastenwesen dem indischen Leben bis auf den heutigen Tag sein Gepräge aufgedrückt.

Dass das sittliche Urteil durch dieses Kastenwesen stark getrübt wurde, sahen wir oben (S. 442). Auch ein gesundes und leistungsfähiges Staats- und Gemeinschaftsleben konnte auf diesem Boden nicht erwachsen. Der reich begabte indisch-

arische Stamm ist, verglichen mit seinen Brüdern, in dieser Hinsicht merkwürdig unfruchtbar geblieben.

Auch das Familienleben ist durch die indischen Religionsanschauungen beeinträchtigt worden. Die Frau hatte hier freilich zu allen Zeiten eine bedeutend höhere Stellung als bei den meisten orientalischen Völkern. Sie ist nicht die Leibeigene ihres Mannes, sondern steht unter dem Schutze des Gesetzes, welches allerdings einschärft, sie dürfe nie selbständig sein: „Ein Mädchen oder ein junges Weib oder selbst ein bejahrtes soll nichts unabhängig thun, nicht einmal in ihrem eigenen Hause. In der Kindheit soll sie ihrem Vater unterworfen sein, in der Jugend ihrem Gatten, nach dem Tode dieses ihres Gebieters ihren Söhnen; ein Weib soll nie unabhängig sein (Manu 5, 147 f.)[1]).

In Bezug auf die Ehe galt die Monogamie als Regel. Dass im mythischen Epos Fälle von Polyandrie vorkommen, beweist nicht, dass diese einst bei den Ariern anerkannter Brauch war. Dagegen ist Polygamie nicht verboten. Zumal wenn eine Ehe kinderlos bleibt, ist der Gatte berechtigt, ein zweites Weib heimzuführen. Die erste Gattin eines Zweimalgeborenen muss seiner eigenen Kaste angehören, darf aber nicht mit ihm verwandt sein; dagegen darf er als Nebenweiber Frauen niedrigerer Kasten nehmen, deren Kinder jedoch die des Vaters verlieren (Manu 3, 12 ff.). Die bei der Wahl der Gattin zu beachtenden Eigenschaften werden namentlich dem Brahmanen genau vorgeschrieben; sie darf keinerlei körperliche Fehler haben, muss einen wohlklingenden Namen tragen u. s. f. (Manu 3, 6 ff.). Die Eheschliessungen, welche in der Regel durch Vertrag zwischem dem Vater der Braut und dem Freier abgemacht werden, können nach verschiedenen Weisen vor sich gehen, welche gesetzlich ebenfalls genau bestimmt sind (Manu 3, 20 ff.). Eine kultische Ceremonie war mit der Hochzeit verbunden. Der jüngere Bruder durfte nicht vor dem ältern heiraten.

Der Gattin werden ausser der ehelichen Treue und dem pünktlichsten Gehorsam gegen ihren Mann besonders auch Reinlichkeit und Sparsamkeit geboten. Besondere Sorgfalt soll sie den heiligen Geräten und Gebräuchen angedeihen lassen. Von ihrem Gatten ist sie in Ehren zu halten und zu schmücken, aber als ein der Verführung leicht zugängliches Wesen auch zu bewachen. Zwar ist sie im Leben nie so vom geselligen Verkehr abgeschlossen gewesen wie manche Orientalinnen; auch zeigen edle Frauengestalten in den Epen, dass man für weibliche Charaktergrösse nicht blind war; aber im allgemeinen gilt das Weib als ein Wesen von untergeordneter Bedeutung. Sie ist mehr Mittel zum Zweck. Sie heisst nach alter Tradition häufig der Acker, der Mann dagegen der Same, für welchen dieser Acker bestimmt ist (Manu 9, 33).

---

1) Merkwürdig ist die fast wörtliche Übereinstimmung mit der chinesischen Regel des Kong-tse. Siehe oben S. 69.

Der Mann hat auch das Recht sein Weib zu entlassen, also die Ehe aufzulösen, doch muss er für ihren Unterhalt weiterhin Sorge tragen und, wenn er sie ohne ernstliche Verschuldung ihrerseits verstösst, ihr sogar den dritten Teil seines Vermögens herausgeben. Auf Ehebruch wurden, wie sich oben zeigte, hohe Strafen gesetzt; dagegen beurteilt man um so weniger streng ausserehelichen Geschlechtsumgang.

Nach dem Tode des Mannes soll die Witwe ja nicht wieder heiraten, was verächtlich wäre und ihr im Jenseits übel bekäme. In späterer Zeit (bei Manu findet sich noch keine Spur davon) erwartet man sogar von einer treuen, ihren Gatten zärtlich liebenden Witwe, dass sie sich auf demselben Scheiterhaufen mit der Leiche ihres Gemahls lebendig verbrennen lasse. Unzählige Witwen haben bis in die Neuzeit hinein durch diesen Flammentod, der stets ein freiwilliger ist, ihrem Gatten Treue und Anhänglichkeit bis in den Tod bewiesen.

Wie hoch man den Besitz von Söhnen schätzte, namentlich auch, damit sie den Eltern und Voreltern Opferspenden darbringen, zeigt der vom brahmanischen Gesetz wie vom mosaischen (Deut. 25, 5 ff.) sanktionierte alte Brauch, dass wenn der Gatte, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, verstorben war, sein Bruder oder sonst ein Verwandter die Pflicht hatte, sich der Witwe beizugesellen, bis sie einen Sohn hatte; auch hiefür waren strenge Formen vorgeschrieben, um den Ernst der Pflichterfüllung zu wahren (Manu 9, 59 ff.). — Den Kindern wird besonders Ehrfurcht vor Vater und Mutter eingeschärft; aber am höchsten soll der Knabe seinen geistlichen Vater ehren, nämlich den Brahmanen, der ihn im Veda unterrichtet: Wer seine Mutter ehrt, gewinnt diese irdische Welt; wer seinen Vater ehrt, die mittlere Sphäre; wer seinem Lehrer gehorcht, die Welt des Brahma. So lange diese drei leben, soll er keine andern verdienstlichen Werke thun als ihnen dienen und seine Freude darin finden, ihnen angenehm zu sein. Alle andern Pflichten sind im Vergleich damit untergeordnet (Manu 2, 233 ff.).

3. Der Buddhismus.

a) Leben und Wirken des Buddha[1]).

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. erwuchs diesem im letzten Abschnitt betrachteten brahmanischen System ein Gegner, der es aufs tiefste erschütterte, obwohl er selber aus den gleichen

1) Vgl. ausser den zu den Indischen Religionen genannten Hülfsmitteln besonders: Carl Friedrich Köppen, Die Religion des Buddha und ihre Entstehung, 2 Bde., Berlin 1857. 59. — J. Barthélemy St. Hilaire, Le Bouddha et sa Religion, Paris 1860. — E. Senart, Essai

Grundanschauungen sich entwickelt hatte. Der Buddhismus ist aus den vedischen Voraussetzungen zu begreifen[1]). Wir sahen, wie schon durch den Brahmanismus die alte Götterwelt hinter dem geistigen Thun des Menschen in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Buddhismus hat vollends den Menschen auf sich selbst gestellt. Wir fanden in der bisherigen indischen Religionsentwicklung eine starke Tendenz zum Pessimismus. Der Buddhismus macht hiermit völligen Ernst. Wir hörten, wie das Bestreben aller weisen Lehrer des Brahmanismus dahin ging, den rechten Weg zur Erlösung vom Übel zu finden. Gerade das ist das Ziel des Buddhismus, und auch in dem Wege, den er dabei einschlägt, hat er mit jenen viele Ähnlichkeit. Er preist ebenfalls als Heilmittel die rechte Erkenntnis, die Abkehr von der Welt, das Absterben der Begierden.

Bei so vielen Berührungen könnte man sich wundern, warum zwischen Brahmanismus und Buddhismus mit der Zeit ein so feindlicher Gegensatz entstand, zumal ja die indische Toleranz für alle möglichen Systeme innerhalb der vedisch-brahmanischen Theologie Raum liess. Allein der Buddhismus war in der That für das bisher herrschende System praktisch und theoretisch grundstürzend. Schon dass er die formale Grundlage des Veda verschmähte, musste ihn als Häresie erscheinen lassen; seine Geringschätzung der Opfer und Ceremonien aber gefährdete die Interessen der Hierarchie. Die theoretischen Differenzen waren ebenfalls nicht unwesentlich. Die neue Religionsgestalt hat jenes Brahma, in welchem die ältere Weltanschauung als dem All-Eins ihre Zusammenfassung hatte, beseitigt (nicht den Gott Brahma, der bei den Buddhisten noch vorkommt, aber, wie alle Götter, bei ihnen eine untergeordnete Rolle spielt) und der Welt kein blosses Scheindasein, sondern ein wirkliches vindiziert, aber desto energischer ihr Dasein als Übel bezeichnet. Die Erlösung von diesem Übel suchte sie nicht in der Rückkehr ins Brahma, sondern im Eingang ins Nirvana. Zugleich aber verinnerlichte sie den Weg, der dahin führen sollte und legte dabei alles Gewicht ausschliesslich auf das persönliche Verhalten. Damit hängt die am tiefsten in das Brahmanensystem eingreifende Neuerung zusammen: die Ignorierung der Kaste

---

sur la Légende du Bouddha, Paris 1875, 2me éd. 1882. — T. W. Rhys Davids, Buddhism, London 1877. — Heinrich Kern (in Leiden), Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, übersetzt von Jacobi, Leipz. 1882. — Hermann Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, 3. Aufl. 1897 (eine in jeder Hinsicht meisterhafte Darstellung). — Ed. Lehmann bei Chantepie[2] II, 68 ff. — Joseph Dahlmann S. J., Buddha, Berlin 1898. — Als Quellen vgl. Die Reden des Gotamo Buddho's aus der mittleren Sammlung des Pali-Kanons übersetzt von Karl Eugen Neumann, Leipzig 1897. Ferner die englisch übersetzten hl. Schriften der Buddhisten in den SBE Bd. X, XI, XIII, XVII, XX, XLIX.

1) Gegen Senart, welcher ihn aus anderm Boden ableiten will, siehe Oldenbergs Bemerkungen in der Vorrede zum „Buddha", Aufl. 2.

bei der Verkündigung des neuen Heilsweges. Dass dieser Allen offen stehe, verkündigte der Buddha und liess es durch seine Jünger als ein Evangelium durchs ganze Land predigen. Das war, was seiner Lehre die Herzen gewann. Denn es lastete zu jener Zeit auf den Gemütern ein schwerer Druck, welcher nicht allein von der Beengung und Belastung der äussern Verhältnisse[1]), sondern insonderheit auch von der trostarmen Weltanschauung herrührte, welche für jedermann eine abschreckende Aussicht bot und nur den höhern Kasten einen Ausweg, und zwar einen äusserst ängstlichen und beschwerlichen zeigte. Wer einen für jedermann zugänglichen und Geist und Gemüt sicherer befreienden Gang der Erlösung zu eröffnen wusste, musste in weiten Kreisen freudige Aufnahme finden. Dieser Erlöser kam in der Gestalt des Buddha.

Das Leben des Buddha ist von der schrankenlosen indischen Phantasie mit so abenteuerlichen Legenden ausgeschmückt worden, dass man die Geschichtlichkeit dieser Person überhaupt bezweifelt und bestritten hat. So z. B. Kern und Senart, welche in der traditionellen Figur des Buddha den Sonnenheros sehen, aus dessen Schicksalen sich alle einzelnen Züge der Legende erklären sollen, ohne dass ein historischer Kern der Überlieferung dabei sich ergebe, wenngleich der Buddhismus allerdings einen persönlichen Stifter gehabt haben müsse. Dass z. B. bei der Empfängnis des Buddha nach der Legende ein Lichtglanz das All durchdrang, dass gleich nach seiner Geburt seine Mutter Maja (etwa der „Morgendunst") starb, dass er unter einem Baum (dem Wolkenbaum) mit dem bösen Geiste Mara (dem finstern Gewitterdämon) kämpfte und sodann das Rad der Erkenntnis (den lichtverbreitenden Sonnenball) durch die Welt rollen liess, bis er ins Nirvana einging (Sonnenuntergang) — dieses alles und vieles andere seien durchsichtige Züge aus einem solaren Naturmythus, nach deren Abzug nichts greifbares als geschichtlicher Kern für die Biographie des Buddha übrigbleibe.

Allein zu einem positiveren Ergebnis ist man namentlich seit der genaueren Erforschung der Pali-Litteratur gekommen. Die Buddhagemeinde auf Ceylon hat in Pali-Sprache (Dialekt von Magadha), in welcher sie die heiligen Überlieferungen frühe aus dem Stammland dieser Religion empfing, und von ihrer in anderer Sprache abgefassten Nationallitteratur gesondert aufbewahrte, uns eine viel einfachere Gestalt der Tradition erhalten, als sie in der sichtlich jüngeren, phantastisch ausgeschmückten Buddhasage des nördlichen Buddhismus, vor allem im Lalita Vistara (einer Lebensbeschreibung bis zum Auftreten in Benares) entgegentritt.

---

1) Wo sie die Gewalt hatte, drückte die Brahmanenkaste die andern Stände. Aber auch die Könige sogen das Land in der Regel unbarmherzig aus nach dem Spruch: „Das Land eines Fürsten gleicht dem Sesamkorn: man muss es pressen, schlagen, brennen und kochen, um Öl daraus zu gewinnen."

Zwar fehlt es auch den Palitexten nicht an legendarischen Zuthaten, und eine alte Biographie aus den ersten Jahrhunderten nach dem Tode des Buddha ist überhaupt nicht vorhanden. Allein die aus dem ersten Jahrhundert stammenden Überlieferungen von Aussprüchen des erhabenen Lehrers verbürgen doch die Geschichtlichkeit seiner Person und geben ein gewisses Bild von seinem Leben und Wirken. Auch sind glaubhafte Nachrichten über seinen Tod erhalten und was die Paliquellen von seiner Jugend und Entwicklung zum Buddha melden, ist im Vergleich mit jenen masslos übertreibenden Schilderungen schlicht und einfach zu nennen, was nicht auf einen Mythus als Ursprung der Sage führt, sondern für spätere mythologische Ausschmückung einer von Haus aus beachtenswerten Überlieferung spricht. Ausgeschlossen ist damit nicht, dass zu dieser Ausschmückung ein bestimmter Mythenkreis der Hindu die Züge hergegeben habe, woraus sich die Ähnlichkeit mit Krischna erklären liesse. Dies geben auch Rhys Davids und Oldenberg zu, welche auf Grund ihrer sorgfältigen Erforschung der Palitexte im Gegensatz zu den oben Genannten den festen Kern betonen, welcher dem Historiker trotz allem in der Überlieferung vom Buddha gegeben ist.

Die Zeit, in welcher der Stifter des Buddhismus lebte, lässt sich mit annähernder Bestimmtheit angeben. Sein Todesjahr nämlich fällt 100 Jahre früher als das Konzil von Vesali (c. 380), also c. 480 v. Chr., nach den Meisten genauer 477, nicht 543, wie man auf Grund der Ceylonschen Überlieferung gemeint hat. Da er nun nach alten Angaben 80 Jahre alt geworden sein soll, so lässt sich sein Leben ungefähr 550—480 ansetzen. Sein epochemachendes Auftreten fällt noch in das Ende des 6. Jahrhunderts.

Als Heimat des Buddha wird von der einstimmigen Überlieferung die später verschwundene, nie sehr bedeutende Stadt Kapilavastu genannt, welche in dem wasserreichen Lande am Fuss der Berge von Nepal im heutigen Oudhe lag, unweit dem heute noch unter demselben Namen bekannten Flüsschen Rohini, einem Nebenfluss der Rapti. — Nach der spätern Überlieferung wäre der Buddha der Sohn des Königs von Kapilavastu gewesen. Allein davon wissen die älteren Quellen nichts. Diese Gegend scheint überhaupt nicht streng monarchisch regiert gewesen zu sein. Jedenfalls aber gehörte Siddharta, wie sein eigentlicher Personenname lautete, zu dem dort herrschenden Geschlecht der Shakja, weshalb er später oft der Shakjasohn oder Shakjamuni („Einsiedler aus dem Geschlecht der Shakja") genannt wurde. Ebenso oft aber führt er den Namen Gautama, wie sich seine Familie im Anschluss an einen der altberühmten Rischi hiess. Der Buddha, d. i. der Erleuchtete, Wissende, wurde er wie auch andere Häupter religionsphilosophischer Schulen jener Zeit von seinen Anhängern genannt, nachdem er ihr Führer zur höchsten Erkenntnis geworden war. Das stolze Shakjageschlecht verlor übrigens seine Unabhängigkeit und wurde grossenteils ausgerottet

durch den König des Kosalareiches (dem heutigen Oudhe entsprechend), welche Katastrophe der Buddha noch erlebt haben soll.

Als Vater des Siddharta wird Suddhodana genannt, als seine Mutter, die aber schon sieben Tage nach seiner Geburt gestorben sei, Mâjâ, als ihre Schwester, unter deren mütterlicher Pflege das Kind aufwuchs: Maha Pradschapati. Seine Jugendzeit verlief ungestört unter Spiel und Leibesübungen. Mit dem Studium des Veda scheint er nicht viel geplagt worden zu sein, da das natürlich zu den Kschatrja zählende, edle Shakjageschlecht in seinem Ländchen den Einfluss der Brahmanen nicht zu mächtig werden liess. Nach Landessitte heiratete er in jungen Jahren und genoss das Leben, wie es die schöne Heimat, die angesehene Stellung und der Reichtum seiner Familie mit sich brachten. Doch wurden seine Lebenslust und sein Lebensmut schon frühe durch trübe Eindrücke, denen er in tiefsinnigen Gedanken nachhing, gedämpft. Die Sehnsucht nach Befreiung von den Fesseln dieser Welt, woran die Edelsten seines Volkes litten, erfasste auch ihn. Viel mehr lässt sich über seine Jugend nicht sagen.

Je weniger die alte Überlieferung zur Aufhellung derselben bot, desto üppiger wucherte hier die Legendendichtung, die wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, da sie wenigstens für den nördlichen Buddhismus kanonische Geltung erlangt hat. Sie handelt das Leben des Buddha nach dem Schema der zwölf Teile ab, von denen sechs auf sein Vorleben, sechs auf seine geistliche Laufbahn fallen: 1. Sein Entschluss, den Himmel zu verlassen. 2. Empfängnis und Aufenthalt im Mutterleib. 3. Geburt und erste Lebensjahre. 4. Erprobung seiner Gaben in allen Künsten. 5. Heirat. 6. Flucht aus seinem Hause. 7. Leben in der Askese. 8. Kampf mit Mara, dem Versucher. 9. Erlangung der Erleuchtung und Würde des Buddha. 10. Verkündigung seiner Lehre. 11. Eingang ins Nirvana. 12. Leichenbestattung und Verteilung der Reliquien.

Der Buddha, welcher nach seinem tugendhaften Vorleben sich im vierten Götterhimmel befand und nicht nötig gehabt hätte nochmals Mensch zu werden, entschloss sich dazu auf Bitten der Götter, um die atmenden Wesen zu erlösen. Da er sich für seine neue Geburt die Königin von Kapilavastu als Mutter ersehen hatte, senkte er sich in Gestalt eines weissen Elefanten auf dieselbe herab (was nicht selten abgebildet wird) und ging als fünffarbiger Lichtstrahl in ihren Schoss ein. Wundersame Vorzeichen am Himmel und auf Erden kündigen seine Geburt an, welche nach zehn Monaten erfolgt. In einem einige Stunden von der Hauptstadt entfernten Hain kommt der Knabe zur Welt, und zwar aus der rechten Seite oder Achselhöhle seiner Mutter, wobei Brahma und Indra Hebammendienste verrichten. Er ist mit allen 32 Merkmalen vollkommener Schönheit ausgestattet und kündet sich gleich mit lauter Stimme als der Erlöser der Welt an. Brahmanen, welche seine körperlichen Anzeichen untersuchen, urteilen: Ent-

weder werde er Weltherrscher oder aber, falls er die geistliche Bahn einschlage, der vollkommene Buddha werden. Ein Einsiedler vom Himalaja kommt, um das letztere zu bezeugen. Die Götter im Himmel freuen sich mehr als bei einem Sieg über die Asura's, ihre Feinde[1]).

Auch als heranwachsender Knabe war er unter den 20000 Knaben und ebensovielen Mädchen, die man ihm als Gespielen beigab, ein einzigartiges Wunderkind, das alle an geistigen Fähigkeiten wie an Geschicklichkeit und Gewandtheit des Leibes übertraf. Sein Lehrer war von seiner Weisheit so überwältigt, dass er ihn für den grössten der Götter erklärte, und als er einst in einen Tempel trat, verneigten sich die Götter tief vor ihm. Nachdem er 16 Jahre alt geworden, will sein Vater ihn verheiraten. Den hohen Anforderungen, welche der Jüngling stellt, entspricht die schöne, tugendsame Gôpâ. Allein deren Vater will seine Zustimmung nicht geben, da man den Jüngling, der es liebt die Spiele der Jugend zu fliehen und sich in Waldeinsamkeit seinen Gedanken zu überlassen, im Verdacht hat, Verstand und Männlichkeit gingen ihm ab. Er selbst dagegen ist es zufrieden in die Ehe einzutreten, nachdem er zu dem Schlusse gekommen, dass auch dadurch seine Seelenruhe nicht gestört werden könne, und besiegt seine Nebenbuhler im Wettkampf des Ringens, Laufens, Bogenschiessens, Schwimmens wie im Schreiben, Rechnen, Sprachkunde, Litteraturkenntnis, Philosophie u. s. f. So heiratet der Sieger die Gopa oder Jasodhara, wie sie auch heisst. Die Ehe mit ihr war die denkbar glücklichste, und er soll in den nächsten Jahren die Welt reichlich genossen haben. Mit echt indischer Masslosigkeit werden ihm 84000 Kebsweiber zugeschrieben.

Allein — und hier nähert sich die Fabel der historischen Wirklichkeit — alle diese Freuden vermochten ihn nicht von seinen tiefsinnigen Gedanken abzubringen, welche ihn schliesslich dazu bewogen, all dieser Herrlichkeit zu entsagen. „Nichts ist beständig", pflegte er zu sagen, „nichts ist wirklich". „Das Leben gleicht dem Funken, der durch Reibung aus dem Holze hervorspringt: Er entzündet sich und verlöscht, ohne dass wir wissen, woher er komme und wohin er gehe. Es gleicht dem Ton der Lyra, und vergebens fragt der Weise, woher es komme und wohin es gehe. Es muss eine höchste Geisteskraft geben, in der wir Frieden finden. Könnte ich sie erreichen, so könnte ich der Menschheit Licht bringen. Wäre ich selbst frei, so könnte ich die Welt befreien."

Die entscheidenden Eindrücke, welche ihn dazu trieben, einen neuen Lebenswandel anzufangen, werden in der Geschichte von den vier Ausfahrten erzählt: Eines Tages fuhr der Prinz durch das östliche Thor der Hauptstadt nach einem seiner Lustgärten. Da begegnete ihm ein abgemagerter, eingefallener Greis. Auf seine

---

1) Sutta-Nipâta 3, 11 (SBE X, 2, 125).

Frage, was das für ein Mensch sei, erhielt er von seinem Wagenlenker die Antwort, das Alter habe ihm ein so widerwärtiges Aussehen gegeben, und nichts besseres stehe allen Menschen bevor. Da rief der Prinz aus: Wie können die Menschen sich auf ihre Jugend etwas einbilden und sich mit Freude berauschen! Lenke den Wagen um, was hilft mir Belustigung, da ich ein Raub des Alters sein werde? Ebenso erblickte er ein ander Mal bei einer Fahrt aus dem südlichen Thor einen Fieberkranken, und erhielt dabei die entsprechende Antwort, dass alle Menschen von solchem Übel bedroht seien. Das dritte Mal war es der Anblick eines Toten, was ihn bewog umzukehren, damit er darüber nachdenke, wie dieses gemeinmenschliche Los könnte dem Menschen erspart werden. Bei der vierten Ausfahrt durchs nördliche Thor erregte seine Aufmerksamkeit ein Bettler im Mönchsgewand, der ruhig und ergeben der Gaben harrte, welche man ihm spendete. Auf seine verwunderte Frage erhielt er die Antwort: Das ist ein Bhikschu (Bettelmönch), der jedem Wunsch und Vergnügen entsagt hat und als Asket lebt, ohne Leidenschaften und Gemütsbewegungen. Das leuchtete dem Prinzen ein; sofort liess er umwenden und kam mit dem Entschluss heim, ebenso zu werden, da dieses Leben der Entsagung zum wahren Frieden führe.

Das ist spätere Ausmalung von Erwägungen, welche wirklich damals seine Seele erfüllten. Einfacher erzählt er selber in einer älteren Quelle[1]), wie ihm die Wahrnehmung von Alter, Krankheit, Tod, welche den Menschen Abscheu, Ekel, Trauer einflössen, die Freude an der Welt und den Mut zum Leben raubten, da er sich ja dem allem auch unterwerfen musste. Auch die Geschichte seiner Flucht aus dem eigenen Haus wird in lebhaften Farben dargestellt. Er erwacht in der Nacht, nachdem ihn reizende Sängerinnen in Schlaf gesungen haben und sieht sie in abstossender Unschönheit schlafend umherliegen[2]). Da erfasst ihn Widerwille gegen diese Welt des Scheins. Er wirft noch einen Blick auf seine holde Gattin, die mit seinem neugebornen Söhnchen schläft und ohne sie zu wecken eilt er von dannen auf schnellem Ross.

Thatsache ist, dass er als junger Mann (nach der Überlieferung 29 Jahre alt) zum Kummer der Seinigen Haus und Hof verliess und das gelbe Mönchsgewand anzog, um sich der Askese zu widmen, und dass es Erwägungen wie die obigen waren, welche ihn seiner bisherigen Lebensweise überdrüssig machten und in ihm das brennende Verlangen weckten, ein Rettungsmittel gegen diese Übel zu finden, welche den vernünftigen Menschen nicht seines Lebens froh werden lassen, sondern ihn mit stetiger Sorge und Angst erfüllen.

---

1) Siehe bei Oldenberg², S. 112.
2) Dasselbe wird ursprünglich (Mahavagga 1, 7; SBE XIII, 102) von dem jungen, reichen Jasa erzählt, der so zum Buddha getrieben und einer seiner ersten Jünger geworden sei.

Um die Ruhe seiner Seele wieder zu erlangen, begab sich nun der Shakjasohn in die Schule der berühmtesten Asketen seiner Zeit. Bei zweien derselben lernte er nach einander, ohne jedoch das erwünschte Ziel zu erreichen. Zuletzt ging er unbefriedigt seine eigenen Wege, gefolgt von fünf Mitschülern, welchen sein Eifer und seine Strenge in der Selbstpeinigung Ehrfurcht und gute Hoffnung einflössten. Allein sie wurden an ihm irre, als er nach einiger Zeit strengsten Fastens und unausgesetzter „Versenkung" diese Methoden der Kasteiung fahren liess in der Erkenntnis, dass dadurch die wahre Befreiung von der Angst des Todes nicht erreicht werde. Er aber kräftigte sich wieder durch Speise und Leibespflege, ohne von seinen Meditationen abzulassen.

Da kam für ihn, als er nun schon sieben Jahre von Hause fort war, der Augenblick der Erleuchtung. Er hatte in der Nähe von Gaja sich unter einen mächtigen Feigenbaum (ficus religiosa), von da an Bodhi-Baum genannt, hingesetzt mit dem festen Vorsatz, nicht aufzustehen, bis er zur gewünschten Erkenntnis gelangt wäre. Sein Geist machte sich methodisch los von den Schranken der Endlichkeit und Sinnlichkeit und drang ins verborgene Wesen der Dinge. Umsonst bot der böse Geist Mara alles auf, Schrecknisse der Natur wie die Lockungen seiner Töchter: Begierde, Sorge, Lust, um ihn von seiner Bahn abzuziehen; er liess sich nicht beirren. So gingen ihm denn in drei Nachtwachen die drei Grundwahrheiten auf vom Übel, dem Ursprung desselben und seiner Überwindung. Er schaute mit einem Mal in den gesamten Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen hinein, insbesondere auch den der Wiedergeburten, und erschaute den Ausweg aus diesem alles umspannenden Kausalnexus. So wurde der Bodhi-sattva (Aspirant auf die Buddhawürde), was er bisher gewesen war, ein vollkommener Buddha, ein Erleuchteter. Auch Tathagata „Vollendeter" liess er sich von jetzt an von den Jüngern anreden.

Der versuchende Geist, Mara, wollte ihn freilich nun bereden, sofort ins Nirvana abzuscheiden, damit er nicht die andern Menschen erlöse; allein auch diese Versuchung überwand er aus Mitleid mit den im Finstern weilenden und entschloss sich „das Rad der Religionslehre in Schwung zu setzen, das Banner des guten Gesetzes zu entfalten und alles, was Odem hat, von den Banden des Daseins zu erlösen". Der Moment, wo ihm jene Erleuchtung zu teil wurde, galt fortan als der schöpferische Anfang des Buddhatums auf Erden. Die Götter nahmen daran lebhaften Anteil. Ebenso hat der oberste Gott Brahma, der ihm erschien, ihn durch seine Bitten bestimmt, sein erlösendes Amt anzutreten.

Ist hier auch manches sagenhaft ausgemalt; so liegt doch kein Grund vor, das wesentliche, worauf die Reden des Buddha selbst nicht selten anspielen, als historisch anzunehmen, so vor

allem sein erfolgloses Streben, durch die gewohnte Askese zur vollkommenen Heiligkeit und Weisheit zu gelangen, sein Bruch mit diesem System, und wohl auch sein plötzliches Innewerden der Wahrheiten, welche er nachher allen als Heilmittel anpries.

Nachdem er, wie überliefert wird[1]), noch drei mal sieben Tage unter einem Baume, in Fasten und Meditation versunken, zugebracht, ging der Buddha nach Benares, wo er die fünf einstigen Gefährten seiner Askese wieder fand und als seine ersten Jünger für die neue Weisheit gewann. Bald erweiterte sich durch seine Predigt die Gemeinde zu 60 Anhängern, die er einzeln zu predigen durchs Land schickte. Er selbst begab sich von da nach dem zum Reich von Magadha gehörigen Flecken Uruvela (Gaja, südlich von Patna), wo er einst einsam die Wahrheit gesucht hatte, bis er sie fand. Jetzt bekehrte er hier viele Einsiedler zu seinem Evangelium, namentlich die als brahmanische Lehrer gefeierten drei Brüder Kashjapa. Sein Ruf erscholl bereits durchs Land, so dass, als er nach Radschagaha (südlich von Bihâr), der Hauptstadt des Königreichs von Magadha kam, der junge König Bimbisara ihm selber entgegenzog und sich als seinen Anhänger (Laienjünger) erklärte. Derselbe stellte ihm auch seinen Lustgarten, den „Bambuswald“[2]), zur Verfügung, welcher eine der besuchtesten Stätten der Verkündigung für die neue Lehre wurde und unterstützte die Sache derselben überhaupt fortan getreulich. Die Erfolge des Buddha in der Hauptstadt waren so gross und die hier vollzogenen Bekehrungen so zahlreich, dass das Volk seinem Verdruss über das rasche Wachstum der ehelosen Jüngergemeinde in Spottversen über den unwiderstehlichen Mönch Luft machte, der Witwentum und Kinderlosigkeit bringe[3]).

Über seinen weitern Lebenslauf ist keine fortlaufende Erzählung vorhanden. Erst bei seinem Tode werden die Nachrichten wieder zusammenhängender. Seine Wirksamkeit scheint, ohne von stark eingreifenden Ereignissen gestört zu werden, sich durch eine lange Reihe von Jahren erstreckt zu haben. Die Überlieferung lässt ihn im 80. Lebensjahr ins Nirvana eingehen. Das ergäbe eine Lehrthätigkeit von 44 Jahren, da er 29jährig sich aus der Welt zurückzog und sieben Jahre brauchte, ehe er die Buddhawürde erlangte und zu lehren beginnen konnte. Seinen Aufenthalt hat er häufig gewechselt, um überall die erlösende Botschaft kund werden zu lassen; ebendafür sandte er seine Jünger hin und her. Die Regenzeit brachte dabei alljährlich eine Rast von etwa drei Monaten, welche er mit einigen, die seines nähern Umgangs ge-

---

1) Eine ausführliche, freilich stark mit Legenden ausgeschmückte und mehr und mehr in Disziplinarstatuten sich auflösende Erzählung, welche von diesem Zeitpunkte bis etwa zur Bekehrung des Sariputra und seines Freundes reicht, findet sich zu Anfang des Mahavagga. SBE XIII, p. 73—151.

2) Veluvana = Bambuswald; Mahavagga 1, 22, 16 ff.; SBE XIII, 143.

3) Mahavagga 1, 24, 5 ff.; SBE XIII, 150 f.

würdigt wurden, in Ruhe und Eingezogenheit zubrachte. Dann wurde der Wanderstab aufs neue ergriffen. Seine Wanderungen erstreckten sich über weite Striche des nordöstlichen Indiens; hingegen scheint er den Westen von Hindostan nur flüchtig berührt zu haben, was wohl damit zusammenhing, dass dort der Brahmanismus allmächtig war. In den Königreichen von Magadha und Kosala dagegen konnte er sich frei bewegen, und in der Nähe ihrer Hauptstädte waren ihm von hohen Gönnern solche Parks mit den erforderlichen Gebäulichkeiten eingeräumt, die für ihn einen unschätzbaren Aufenthaltsort und für seinen Orden erwünschte Stätten der Zusammenkunft bildeten, da sie stille Zufluchtsorte und zugleich bequeme Ausgangspunkte für missionierende Thätigkeit in den naheliegenden volkreichen Städten waren, so der schon erwähnte „Bambuswald“ (Veluvana genannt) des Königs Bimbisara bei Radschagaha, und das Jetavana bei Savatthi, der Hauptstadt der Kosala u. a. m.

Auf seinen Wanderungen begleiteten den „Asketen Gautama“ wohl stets eine Anzahl Jünger, oft eine grosse Schar. Doch lebte er einfach und nach der alten Mönchsweise, wenn auch ohne unnütze gewaltsame Kasteiungen. In seinem gelben Bhikschu-Gewande ging er selber täglich mit seinem Almosentopf, den er stets bei sich führte, sich seinen Unterhalt im nächsten Dorf oder der Stadt erbitten, ohne ein Wort zu sprechen, gleich zufrieden, ob man ihm viel oder wenig gab; immerhin lehnte er es auch nicht ab, wenn er zur Mahlzeit geladen wurde.

Natürlich kamen zu ihm nicht bloss Verehrer oder Lernbegierige, sondern auch viele weniger empfängliche Neugierige und auch manche neidische Brahmanenschüler oder -meister und Einsiedler[1]), die ihn durch ihre Disputierkunst zu widerlegen suchten. Die uns erhaltenen, natürlich einseitigen Berichte seiner Schule lassen ihn selbstverständlich dabei jedesmal glänzend triumphieren. Auch werden von ihm die tollsten Mirakel erzählt, durch welche er seine Überlegenheit den feindlichen Asketen zu erkennen gegeben habe.

Zunächst war der Shakjasohn ein Ordens- oder Sektenhaupt geworden, wie es deren manche damals gab, vergleichbar z. B. mit dem Stifter der Dschainasekte, der mit ihm gleichzeitig gelebt hat. Auch war sein Verhältnis zu den Brahmanen nicht von Anfang an ein so schroffes, wie man sich oft vorstellt. Allerdings wollte er vom Opfer nicht viel wissen, sondern urteilte, es sei besser angebracht, gegen die Mönche mildthätig sich zu beweisen; das allerbeste Opfer aber bleibe die Ertötung der Begierden. Auch nahm er Glieder aus allen Kasten in seinen Orden auf, auch Shudra's. „Geöffnet sei Allen das Thor der Ewigkeit; wer Ohren hat, höre das Wort und glaube!“ Doch bekämpfte er das Kasten-

1) Brahmana's und Shramana's, Brahmanen und Asketen stehen bei solchen Anlässen meist neben einander.

wesen nicht direkt, da ihm an der sozialen Gestaltung des irdischen Lebens nichts lag. In seinem Orden allerdings, welcher gegen das Weltleben völlig gleichgiltig war, hörten alle Standesunterschiede auf. Doch ist auch beachtenswert, was Oldenberg gegen die landläufige, irrige Vorstellung geltend macht, als ob die Predigt des Buddha — ähnlich wie die Jesu von Nazareth — vornehmlich für die Armen und Niedrigen ein willkommener Trost gewesen wäre. Es zeigt sich nämlich, dass dieser Erlöser es in der Regel mit vornehmen, reichen, relativ gebildeten Leuten zu thun hat; selten wird einer Unterredung desselben mit einem wirklich Geringen gedacht. Dies ist auch sehr begreiflich. Gehörte doch schon ein entwickelter Intellekt dazu, um die philosophierende Lehre dieses Mönchs zu verstehen und einen befriedigenden Trost darin zu finden. Thatsächlich war diese Lehre nur für jene geistige Elite der Nation geniessbar, welche gewöhnlich der brahmanischen Askese sich zuwandte.

Von Anfang an gab es auch Freunde und Wohlthäter des Ordens, die nicht in diesen eintraten, aber ihn unterstützten, gewissermassen Laienbrüder, deren Stellung zum samgha (Gemeinde) später geregelt wurde. Ihr Credo lautete, wie das der Mönche: 1. Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha. 2. Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre (dharma). 3. Ich nehme meine Zuflucht zur Gemeinde (samgha). In den Orden selbst verlangten bald auch Frauen aufgenommen zu werden, und obgleich der Buddha, der den Frauen wenig gutes zutraute, hiergegen starke Abneigung bewies, liess er sich doch von seiner obengenannten mütterlichen Tante zu Kapilavastu bei einem Aufenthalt in dieser seiner Vaterstadt dazu bereden, auch den Weibern Zutritt zu gewähren, nicht ohne die trübe Vorahnung, dass dies seiner Gemeinde Schaden bringen werde. Gerne liess man sich dagegen die Wohlthätigkeit befreundeter Frauen gefallen, z. B. der viel gepriesenen Visâkha, einer reichen Bürgersfrau zu Sâvatthi, welche unermüdlich war in der Darreichung von Speisen und Gewändern an Jünger und Jüngerinnen (Mönche und Nonnen).

Die bedeutendsten Jünger des Buddha waren ausser den schon erwähnten Kashjapa vor allem die früh gewonnenen Sâriputra und Maudgaljajana (Pali: Moggallâna), ein Freundespar brahmanischer Abkunft und schon vor ihrer Bekanntschaft mit dem Buddha einem asketischen Orden angehörig. Beide folgten ihm ihr Leben lang nach, starben aber noch kurz vor ihm; ferner Ânanda, wie er selbst aus dem Hause der Shakja stammend, nach der Überlieferung 25 Jahre vor des Buddha Tod für seine Lehre gewonnen. Wenn der Buddha den Sariputra für seinen bedeutendsten Jünger und Nachfolger erklärt haben soll[1], so scheint ihm Ananda persönlich der liebste gewesen zu sein nach den vertrauten Abschiedsreden zu schliessen, die sich vornehmlich an ihn

1) SBE X, 2, p. 103.

richten. — Der Barbier Upâli gilt als Vertreter der niedrigen Klasse im Jüngerkreis, hatte übrigens die vornehme Familie Shakja bedient, ehe er mit einer Anzahl ihrer Glieder Mönch der neuen Art wurde. Er soll zuerst die buddhistischen Ordensregeln gelehrt haben.

Auch Râhula, der Sohn des Buddha, wurde in spätern Jahren Jünger und Anhänger seiner Lehre, ohne jedoch eine hervorragende Rolle zu spielen. Ein entfernter Verwandter des gefeierten Hauptes, Dêvadatta, ebenfalls Jünger, bereitete dem Meister viele Schwierigkeiten, indem er mit der Zeit abweichende Lehren vortrug, namentlich rigorosere Askese forderte und zugleich den alternden Buddha aus seiner Stellung zu verdrängen trachtete. Ihm wird in der Überlieferung alles Schlimme zugeschrieben. Er soll den Sohn des Königs Bimbisara zur Ermordung seines Vaters ermutigt und sogar dem Leben des Buddha nachgestellt haben, welcher aber wunderbar vor seinen Anschlägen bewahrt blieb, während dieser Judas selber elend umgekommen sei.

Über den Tod des Religionsstifters ist ein ausführlicherer Bericht vorhanden. Von Radschagaha zieht er nach Norden und überschreitet den Ganges an der Stelle, wo damals gerade die Stadt Pâtaliputra gebaut wurde, deren künftige Grösse er voraussagt. In der Nähe der Stadt Vesâlî bringt er die letzte Regenzeit zu. Hier wird der Hochbetagte von Krankheit überfallen, von der er aber dank seiner Energie, mit der er das Leben gewaltsam festhält, sich noch einmal erholt. Nochmals weist er die Versuchung des Mara, ins Nirvana ungesäumt einzugehn, zurück, da sein Werk noch nicht ganz vollendet ist. Erst in drei Monaten, antwortet er jenem, werde er die Welt verlassen und benützt nun die Frist, um noch Abschiedsreden an seine Jünger zu halten, unter welchen jener Ananda als vertrauter Liebling im Vordergrund steht. Der Inhalt dieser Reden ist eine letzte Wiederholung und Einschärfung der längst von ihm verkündigten Wahrheiten. — Von Vesâlî zieht er noch nach Kushinâgarâ (Pali: Kusinârâ) hin, wird aber unterwegs bei Pâvâ krank und schleppt sich nur noch mühsam bis in die Nähe von Kushinâgarâ, wo er in einem Haine unter blühenden Bäumen unter Blitz und Donner stirbt, bezw. ins Nirvana eingeht. Als Todesursache wird der Genuss von Schweinefleisch (Eberfleisch nach Oldenberg) angegeben, das ihm ein Freund Kunda, Sohn des Schmiedes zu Pava vorgesetzt hatte. Die Edeln der Stadt Kushinâgarâ kamen feierlich zu seiner Bestattung, welche nach seinem Wunsch unter fürstlichen Ehrenbezeigungen vor sich ging. Der Leichnam wurde verbrannt, die Reliquien verteilt. Dieses Ereignis fällt, wie bemerkt wurde, etwa ins Jahr 480 v. Chr. Neuestens (1898) soll sein Grab entdeckt worden sein.

---

b) Grundzüge der Lehre des Buddha[1]).

Bei dem mangelhaften Stand der für die Kenntnis seines Lebens zu Gebote stehenden Quellen ist begreiflich, dass auch in Bezug auf die Lehre des Buddha sich nicht mit Sicherheit angeben lässt, wie viel auf ihn selbst, wie viel auf seine Schüler und Anhänger zurückzuführen sei. Aber auch in dieser Hinsicht lassen die ältesten Quellen mit annähernder Gewissheit das Ursprüngliche erkennen, was als seine eigenste Lehre und Lehrweise anzusehen ist.

Der herrschende Gesichtspunkt und leitende Beweggrund, wovon er bei der Bildung seiner Lehre ausging, war von völlig praktischer Natur. Es handelte sich für ihn um die Erlösung des Ich vom Leiden. Wenn dies, wie oben erinnert wurde, nicht als etwas neues, ihm eigentümliches betrachtet werden kann, da vielmehr die brahmanische Spekulation und Askese ebenfalls diesem Zwecke dienen wollte, so ist doch beim Buddha dieses subjektiv persönliche Interesse am stärksten und centralsten geworden, wie er selber oft hervorhebt: „Wie das grosse Meer, ihr Jünger, nur von einem Geschmack durchdrungen ist, vom Geschmack des Salzes, also ist auch, ihr Jünger, diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, vom Geschmack der Erlösung."

Die Erlösung vom Leiden, welches dem Hindu schon früher so eindrücklich als das grosse Problem des Lebens sich aufgedrängt hatte, will der Buddha herbeiführen durch seine Lehre; denn durch deren Wissen und Erkennen wird man stufenweise zur Vollendung, d. h. Befreiung vom Leiden emporsteigen, welche dem Buddha selbst als dem ganz erleuchteten, vollkommenen Weisen eigen ist. „Thut euer Ohr auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tod ist gefunden: ich unterweise euch, ich predige die Lehre."

Und zwar sind es vier Grundwahrheiten[2]), welche er damals, als er die Buddha-Würde erlangte, erkannt und vom Anfang bis zum Ende seiner Wirksamkeit unermüdlich zu verkündigen sich beflissen hat: 1. die heilige Wahrheit vom Leiden; 2. die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens; 3. die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens; 4. die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens.

1. Wir sehen, das alle vier Sätze sich um das Leiden bewegen. Bezeichnend für den Buddhismus ist dieser gänzlich subjektive Ausgangspunkt: das Gefühl der Unlust. Das gesamte Menschenleben in der Welt wird als ein dem Leiden ver-

---

1) Vgl. bes. Oldenberg, Buddha[3] S. 232 ff.

2) Er lehrt sie schon die fünf Bhikschu's in seiner ersten Lehrrede im Tiergarten zu Benares Mahavagga 1, 6, 27 ff.; SBE XIII, 96 ff. u. oft.

fallenes und davon umspanntes angesehen. Das ist die erste Grundwahrheit, welche erkannt zu haben der Buddha sich rühmt: „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen was man begehrt ist Leiden, kurz das fünffache Haften am Irdischen ist Leiden.“ Mit diesem fünffachen Haften ist gemeint das Haften an der Körperlichkeit, an den Empfindungen, den Vorstellungen, den Gestaltungen und dem Erkennen.

Die konkreten Formen des Leidens, die uns dabei stets begegnen, sind: Geburt, Alter, Tod. „Wenn es drei Dinge nicht in der Welt gäbe, ihr Jünger, würde der Vollendete nicht in der Welt erscheinen, der heilige höchste Buddha, würde die Lehre und Ordnung, die der Vollendete verkündet, nicht in der Welt leuchten. Welche drei Dinge sind das? Geburt und Alter und Tod.“ Aber alle Veränderung, welche sich in der Welt vollzieht — und was verändert sich nicht? — bewirkt Leiden, das Werden sowohl als das Vergehen. Was der Mensch von irdischem Glück im besten Fall unter grosser Mühe und Anstrengung erringt, das bringt ihm keine Lust, sondern neue Last, Sorge, Furcht, Leiden. Und mit diesem unruhigen und unbefriedigenden, von Schmerz und Unlust beherrschten Leben ists nicht gethan. Nach dem Tod geht der unselige Kreislauf von neuem wieder an, indem die Seele endlos in andere Erscheinungsformen eingeht, die wieder dem Tode unterworfen sind, und aus dem Wechsel, und damit auch dem Leiden nicht herauskommt. Alles steht unter der Herrschaft des Todes. Die ganze Welt befindet sich in der Gewalt eines schlimmen Feuers, das überall brennt.

2. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens. Es ist der Durst, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt: der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht.“ Der Wille zum Leben, die Bejahung des eigenen Daseins, die Begierde — das ist also die Ursache des Leidens, welche die Seele in jenem verhängnisvollen Kreislauf umtreibt.

Dieser nämlich vollzieht sich nach einem ganz bestimmten Gesetz, dem Gesetz der Kausalität, welches die Buddhisten als das in der Natur- wie der Geisteswelt ewig gültige Gesetz hochhalten und zum Gegenstand einer nicht überall durchsichtigen Spekulation gemacht haben. Wie viel davon auf den grossen Lehrer selbst zurückgeht, ist zweifelhaft. Die angenommene, immerhin auch in den heiligen Texten variierende Formel [1]) lautet: „Aus dem Nichtwissen entstehen die Gestaltungen, aus den Gestaltungen entsteht Erkennen, aus dem Erkennen entsteht Name und Körperlichkeit; aus Name und Körperlichkeit entstehen die

1) Mahavagga 1, 2.

sechs Gebiete (entsprechend den sechs Sinnen, zu welchen auch das Denken gezählt ist[1]); aus den sechs Gebieten entsteht Berührung (der Sinne mit ihren Objekten); aus der Berührung entsteht Empfindung; aus der Empfindung entsteht Durst (oder Begierde); aus dem Durst entsteht Haften (an der Existenz); aus dem Haften entsteht Werden; aus dem Werden entsteht Geburt; aus der Geburt entsteht Alter und Tod, Schmerz und Klagen, Leid, Kümmernis und Verzweiflung. Dieses ist die Entstehung des ganzen Reiches des Leidens." Vgl. zu dieser Kette Oldenberg, Buddha³ S. 257 ff. und SBE XIII, 73 ff.

3. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäussern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren." Dieser dritte Satz ergibt sich einfach aus dem zweiten. Ist die Begierde die Ursache des Leidens, so wird dieses schwinden, wenn die Begierde ertötet ist. Und wenn das Nichtwissen die letzte Ursache ist, aus der auch die Begierde hervorwächst, so muss das Nichtwissen aufgehoben, in sein Gegenteil verwandelt werden; dann wird jener ganze verhängnisvolle Kausalnexus abgeschnitten. Der vollkommen Erleuchtete ist begierdelos und daher auch nicht länger in den leidensvollen Zusammenhang des Daseins verstrickt.

4. „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: Es ist dieser heilige, achtteilige Pfad, der da heisst: rechtes Glauben, rechtes Entschliessen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken."

Dieser Weg ist ein ethisch bestimmter. Wenn auch das Erkennen oder Wissen der Anfang und die Bedingung der Erlösung ist, so meint doch der Buddha damit kein bloss verstandesmässiges Erkennen oder Wissen, sondern ein ethisch bedingtes und bestimmtes. Die Vorbedingung der vollkommenen Weisheit ist die Tugend, freilich die indische, mehr duldender als thätiger Natur (indem zur Entwicklung der letzteren bei der buddhistischen Weltanschauung ohnehin die positiven Ziele fehlen würden): Bezähmung der Sinne und des eigenen Willens, Wohlwollen und Mitleid gegen alle Geschöpfe, Sanftmut, Selbstlosigkeit, Aufopferung.

Auch der buddhistischen Ethik liegt das Kausalitätsgesetz zu Grund. Jede gute That zieht ihren Lohn, jede böse ihre Strafe nach sich. „Wer mit unreinen Gedanken redet oder handelt, dem folgt Leiden nach, wie das Rad dem Fusse des Zugtiers. Wer mit reinen Gedanken redet oder handelt, dem folgt Freude nach wie der Schatten, der nicht von ihm weicht"[2]).

---

1) Anderwärts ist von den fünf Fesseln (den Sinnen) die Rede. Dhammapada 25, 370. Vgl. Uragavagga 9, 19.

2) Dhammapada 1, 1 f.

Das Gute wird hier (ähnlich wie im mosaischen Dekalog) zunächst negativ umschrieben, indem die verschiedenen Arten der Sünde verboten werden, und zwar in fünf Verboten, welche für alle der guten Lehre Zugewandten, auch die Laienbrüder, verbindlich sind: 1. nicht zu töten; 2. nicht zu stehlen; 3. die Ehe nicht zu brechen; 4. nicht zu lügen; 5. nichts berauschendes zu trinken.

Davon ist das erste auch auf die Tierwelt ausgedehnt; der Buddhist vermeidet es ängstlich, dem kleinsten Tier das Leben zu rauben. Das dritte ist für den Mönch zur Forderung strenger Ehelosigkeit verschärft. Der Geschlechtstrieb gilt als die gefährlichste Leidenschaft. Aber auch Trunkenheit gehört zu den fünf grossen Sünden des buddhistischen Katechismus.

Allein mit der blossen Beobachtung solcher moralischer Regeln ists nicht gethan. Dadurch kann und wird man zwar nach dem oben erwähnten Gesetze Lohn erlangen; aber aus dem Kreislauf des Daseins kommt man damit nicht heraus. Hiefür muss man aus dem Weltleben sich zurückziehn wie der Buddha selbst und seine Jünger, also Mönch werden. Zwar nicht selbstquälerische Askese empfiehlt der Erhabene, sondern zwischen dem niedrigen Leben in den Lüsten und der trübseligen Selbstpeinigung soll der Weise die richtige Mitte[1]) einhalten, in welcher das geistige Auge sich öffnet und die Seele zur wahren Ruhe und Harmonie gelangt, wie die Laute, deren Saiten weder zu straff angespannt, noch zu lose sind[2]). Aber zu dem Ende hin muss er sich aus den Verflechtungen mit der Welt zurückziehen, aus der Familie und dem bürgerlichen Leben ausscheiden und ein beschauliches Leben führen, wie der Buddha selbst, der ohne Eigentum, ohne bürgerlichen Beruf, ohne weltliche Beschäftigung der Meditation lebte, seinen Unterhalt täglich von der Mildthätigkeit der Leute sich erbettelnd.

Nur solche Mönche und Nonnen sind seine eigentlichen Jünger und Jüngerinnen. Für sie gelten jene fünf Gebote in strengerer Auslegung und entfalten sich zu zehn Satzungen, die schon den Novizen auferlegt sind und auch jeden weichlichen Genuss untersagen. Es kommen nämlich hinzu die Gebote: 6. nach Mittag nicht mehr zu speisen, worauf als auf eine Satzung der Mässigkeit viel Gewicht gelegt wurde, während die Auswahl der Speisen wenig beschränkt war; vgl. oben die Ursache des Todes des Buddha; 7. nicht zu singen, zu tanzen, zu musizieren; 8. nicht mit Blumen, Bändern u. dgl. sich zu schmücken; 9. nicht auf hohen oder breiten Ruhebetten zu sitzen oder zu liegen; 10. kein Gold oder Silber anzunehmen.

Tragen diese Satzungen einen mehr negativen Charakter, so fehlt es doch auch nicht an positiven ethischen Geboten.

---

1) Mahavagga 1, 6, 17; SBE XIII, p. 94.
2) Mahavagga 5, 1, 15; SBE XVIII, p. 8.

Der richtige Heilige soll nicht bloss keinem Wesen ein Leid zufügen, sondern gegen alle Wohlwollen hegen und beweisen, barmherzig, freundlich, liebevoll sein, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob man von den andern wohl oder übel behandelt wird. Die Wohlthätigkeit wird in schrankenlosem Masse gefordert. Alles hinzugeben ist eine Lust; wobei, wie Oldenberg treffend bemerkt, das eigentliche Moment des Wohlthuns völlig hinter dem der Selbstaufopferung verschwindet. Bei den Mönchen selbst konnte freilich, da sie nichts besassen, die Freigebigkeit sich kaum praktisch bethätigen, um so mehr bei ihren Freunden und Gönnern. Dabei hatte eigentlich der Spender der Gabe dem Empfänger zu danken, da die gespendeten zeitlichen Güter unvergleichlich gering und gemein waren neben den geistlichen, welche dem Spender daraus erwuchsen. Legenden zur Illustration freigebiger Mildthätigkeit werden vom Buddha selbst in seinen frühern Existenzen erzählt. Z. B. verschenkt er als Prinz Vessantara, nachdem er sich mit den Seinigen in die Einsamkeit zurückgezogen hat, zuletzt sogar seine Kinder und sein Weib, um die Buddhaschaft zu erlangen[1]).

In wie weitgehendem Masse Versöhnlichkeit ja Feindesliebe gefordert wurden, beweisen die berühmten Geschichten vom König Lebelang, und vom Königssohn Kunâla, von denen die erstere auf den Buddha zurückgeführt wird. Als einst Streit unter seinen Jüngern ausgebrochen war, da erzählte derselbe ihnen die Geschichte vom König Lebelang[2]): Der Vater desselben, König Leidelang, wurde von einem mächtigeren Nachbarn, König Brahmadatta, seines Reiches beraubt. Er konnte sich zwar flüchten mit seinem Weibe, das ihm in der Einsamkeit seinen Sohn Lebelang gebar. Nachher aber wurde ihr Aufenthalt jenem feindlichen König zu Benares verraten, der ihn samt seinem Weibe gebunden durch die Stadt schleppen und in vier Stücke hauen liess. Vorher aber fand der Unglückliche noch Gelegenheit seinem Sohn die Worte zuzurufen: „Mein Sohn Lebelang, sieh nicht zu weit und nicht zu nah; denn nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe; durch Nichtfeindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe.“ Der Knabe nahm unerkannt Dienst in den königlichen Ställen und wurde, um seines schönen Gesanges willen, ein Liebling des Königs, der ihn zu seinem Knappen machte. So kam es, dass der König eines Tags auf der Jagd mit dem Kopf in Lebelangs Schoss eingeschlafen war. Nun erinnerte sich dieser an all das schlimme, was derselbe seinen Eltern zugefügt und zog das Schwert zum Streich der Rache. Noch rechtzeitig fiel ihm aber jenes Wort seines sterbenden Vaters ein. Dieses bewog ihn einzuhalten. Dreimal zieht er das Schwert, aufs neue von Rachegedanken entflammt,

1) Köppen, Religion des Buddha 1, 324 f. — Oldenberg, Buddha[3] S. 347.

2) Mahavagga 10, 2; SBE XVII, p. 293 ff.; Oldenberg[3] S. 337 ff.

dreimal bezwingt er diese Leidenschaft. Da erwacht der König und erkennt die Gefahr. Lebelang fasst mit der Linken sein Haupt, mit der Rechten das Schwert und gibt sich ihm zu erkennen. Jener bittet um Verschonung seines Lebens, dieser gleichfalls; sie schenken es sich gegenseitig auf Grund von obigem Spruch, welcher von Lebelang erläutert wird: Sieh nicht zu weit, d. h. lass die Feindschaft nicht lange währen. Sieh nicht zu nah, d. h. entzweie dich nicht voreilig mit deinen Freunden u. s. w. Brahmadatta gibt ihm alles zurück, was er seinen Eltern geraubt hatte, und obendrein seine Tochter zur Gemahlin, worauf er lange glücklich regierte.

Hier sei auch die Legende von Kunâla[1]) angeführt, obwohl sie in späterer Zeit spielt, da der Held derselben der Sohn des Königs Ashoka (c. 250 v. Chr.) ist. Er führt seinen Namen seiner schönen Augen wegen, welche glänzen wie die des Vogels Kunâla. Eine der Frauen seines Vaters liebt ihn leidenschaftlich; da er sie tugendhaft abweist, entbrennt sie von Rache gegen ihn und sendet unter Entwendung des königlichen Siegels einen Befehl, ihm die Augen auszureissen. Niemand will diesen Frevel begehen, obwohl der Prinz in seiner buddhistischen Resignation zur Vollstreckung des königlichen Befehls auffordert. Als sich endlich ein schlechter Mensch findet, der dies thut, stellt Kunâla während dieser schmerzvollen Misshandlung philosophische Betrachtungen an, wünscht sich Glück, statt des Reiches, daran Leiden haften, das Reich der Wahrheit gewonnen zu haben, das Schmerz und Leiden vernichtet und segnet jene ruchlose Königin, die man ihm als die Anstifterin dieses Unheils nennt, da sie ihm zu so grossem Heil verholfen habe. Wie er dann später als blinder Sänger an den Hof kommt und dort erkannt wird, so will der König, nachdem er erst den Hergang erfahren, die Ruchlose zu Tode martern, Kunâla aber spricht: „Wenn sie unedel gehandelt, so handle du edel, töte nicht ein Weib. Es gibt keinen höhern Lohn, als den für das Wohlwollen; die Geduld, o Herr, ist von dem Vollendeten gepriesen.“ Auch versichert er: „O König, ich fühle keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Zornes; mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureissen. So gewiss diese Worte Wahrheit sind, mögen meine Augen wieder werden wie sie waren“ — und seine Augen waren wieder in ihrer vollen Schönheit da. Diese Erzählung veranschaulicht auch, mit welch gutem Humor der Buddhist alles Ungemach ertragen soll. So stark immerfort betont wird, alles Menschenleben sei vom Tod umfangen, so ist doch das Trauern darüber verpönt. Der Buddhist ist ja darüber hinaus und darum immer von heiterer Stimmung“ [2]).

---

1) Oldenberg[3] S. 340 ff.
2) Vgl. z. B. SBE X, 2, p. 106 ff.

Zu dem rechten Pfade nach dem Nirvana gehört nach oben angeführtem Satz als ein Hauptstück das rechte Sichversenken[1]), eine mystische Prozedur, welche gerade in der ältesten Gemeinde eine grosse Rolle gespielt hat. „Was für andere Religionen das Gebet, das ist für den Buddhismus die Andacht der Versenkung.“ Das Ideal des Buddhisten ist ein Verweilen unter den Bäumen des Waldes, wo man stille sitzt „mit gekreuzten Beinen, den Oberkörper gerade aufgerichtet, das Antlitz mit wachsamem Denken umgebend“. Bewegungslos verharrte man in dieser Stellung, nur darauf achtend: jetzt thue ich einen langen Atemzug oder: jetzt thue ich einen kurzen Atemzug, bis man sich der Reihe nach befreit hatte von den störenden Elementen der „Lust der bösen Regungen“, des Überlegens und Erwägens, der Freude und des Leides. Zuletzt stockte auch der Atem. Bei solcher Abstraktion von allem einzelnen und allgemeinen Dasein und Sosein erlangte der Geist zuletzt den Blick ins Unendliche und kam so in die Nähe des Nirvana. Es dürften pathologische Zustände wie die neuerdings wieder beobachteten der hypnotischen Ekstase, die man ja auch an sich selbst hervorbringen kann, gewesen sein, in welchen die Jünger des Buddha die höchste Seligkeit empfanden, gewissermassen einen Vorgeschmack des völligen Nirvana, welches das stetige Ziel des buddhistischen Strebens bildet.

Hinsichtlich dieses Nirvâna (Pali: Nibbana), d. h. Verwehen, Verlöschen, stehen sich noch immer zwei entgegengesetzte Auffassungen gegenüber. Die Einen betrachten dasselbe als das völlige Aufhören aller Existenz und berufen sich dafür auf die Konsequenz des buddhistischen Gedankensystems, nach welchem die Seele überhaupt nur ein Name sei, dem keine Realität zukomme. Die Andern machen geltend, dass an manchen Stellen, und zwar nicht bloss an jüngern, die Seligkeit des Nirvana sehr positiv geschildert werde, und dass ein solcher Nihilismus als Ziel einer Religion nicht denkbar sei (so bes. Max Müller). Das Nirvana bedeute also vielmehr ein vollkommenes Dasein, befreit von den irdischen Freuden und Leiden und sonstigen entgegengesetzten Affekten.

Die Durchforschung der Palitexte hat nun das merkwürdige Resultat ergeben, dass nach diesen ältesten Zeugnissen der Buddha selbst in seinen Gesprächen, wo ihm dieses Dilemma entgegentrat, eine ausweichende Antwort gegeben hat. Wenn er gefragt wurde, ob das Ich sei oder nicht sei, so schwieg er, und in der ältesten Gemeinde war die ständige Antwort auf die Frage, ob der vollendete Heilige (der Buddha) selber nach seinem Abscheiden lebe oder nicht lebe, dass derselbe darüber nichts geoffenbart habe. Er habe es abgelehnt, darüber wie über die Frage nach der Ewigkeit oder Nichtewigkeit der Welt, Endlichkeit oder Unendlichkeit des Raumes u. dgl. Aufschluss zu geben,

---

1) Oldenberg[3] S. 360 ff.

da dies zur Erleuchtung und Erlösung der Menschen nichts beitrage.

Daraus geht jedenfalls soviel mit Sicherheit hervor, dass die Buddhalehre jeder positiven Stütze einer transzendenten Hoffnung entbehrte, wenn sie auch keine ausdrückliche Negation derselben aussprach. Die Logik forderte, von da zu direkter Verneinung eines Seins in der Vollendung fortzuschreiten, was wohl von Anfang an von den mehr verstandesmässig beanlagten Schülern geschah. Doch war der Ahnung einer künftigen, von den irdischen Gegensätzen befreiten Welt nicht aller Spielraum verwehrt, was den einer solchen Hoffnung Bedürftigen willkommen sein musste und mit der Zeit von ihnen reichlich verwertet wurde, allerdings auf Unkosten der ursprünglichen Grundanschauung.

Als der Geist, der die Menschen nicht bloss zum ethisch Bösen verführt, sondern auch den Mönch an seiner Versenkung ins Nirvana stören und an diesem guten Pfad irremachen will, wird öfter Mara genannt, der schon in den entscheidenden Augenblicken der Entwicklung des Buddha begegnet, und diesem mit seinen Versuchungen zusetzte. Einmal, wird auch erzählt, habe er den Gedanken des Erhabenen durchschauend, dass man auch als König bis zu einem gewissen Grade in der wahren Gemütsruhe und Geistesverfassung bleiben könne, diesem ein Königtum angeboten, sowie auch ihn aufgefordert, den Himalaja in Gold zu verwandeln, sei aber von dem Erhabenen gebührend abgewiesen worden[1]. Er heisst der Besieger Mara's und Zermalmer seines Heeres[2]. Ebenso müssen seine Jünger stets auf der Hut sein, dass dieser Böse ihnen auf keine Weise beikomme und ihre Sinne nicht bethöre; sie müssen die letztern einziehen, wie die Schildkröte kein einziges Glied unter ihrer Schale hervorstreckt, so lange der Schakal in der Nähe ist.

Dieser Mara, eine jedenfalls aus der brahmanischen Vorstellungswelt übernommene Gestalt, ist nach Oldenbergs Ansicht mit dem brahmanischen Todesgott Mritju identisch. Es versteht sich, dass Mara bei den Buddhisten, je nachdem sie mehr oder weniger philosophisch gestimmt waren, bald mehr als persönliche Macht, bald mehr als unpersönliches Prinzip der dem Leiden und Sterben verfallenen Welt erscheint.

c) Weitere Ausgestaltung der Lehre und des Gemeindelebens[3].

Nachdem der Buddha ins Nirvana eingegangen war, wurden zunächst einzelne Aussprüche desselben unter seinen Getreuen ge-

---

1) Oldenberg³ S. 358 f.
2) SBE X, 2, p. 103.
3) A. Bastian, Der Buddhismus in seiner Psychologie, Berlin 1882, bietet manche Einzelheiten und Anregungen, ist aber besonders in-

sammelt, bald wohl auch diese in bestimmte Ordnung gebracht; aber erst allmählich hat sich ein ausführliches Lehrsystem und eine kasuistisch entwickelte Gemeindedisziplin ausgebildet. Nach der Überlieferung freilich wäre schon gleich nach dem Tode des Stifters vom ersten zu Radschagaha abgehaltenen Konzil der Kanon der hl. Schriften festgestellt worden durch die drei Schüler Upali, Ananda, Kashjapa. Dieser Kanon heisst Tripitaka (Dreikorb) nach den drei Hauptteilen: 1. Vinaja, 2. Sutra („Aussprüche") oder Dharma, 3. Abidharma[1]). Die dazu gerechneten Schriften waren aber damals noch gar nicht vorhanden, und auch das 100 Jahre später angesetzte Konzil zu Vesali kann die hl. Sammlung nicht abgeschlossen haben. Dieselbe blieb überhaupt nach ihrem Umfang schwankend, zumal in den nördlichen Gemeinden. Die südliche, in Palisprache erhaltene, ist beschränkter und bestimmter abgegrenzt. Der Umfang dieses südlichen Tripitaka ist nicht so ungeheuer, wie man oft gesagt hat, sondern nach Rhys Davids Berechnung nur etwa doppelt so stark wie die Bibel und dabei ausserordentlich reich an Wiederholungen.

Vinaja und Dharma verhalten sich nicht zu einander wie unsere Ethik und Dogmatik, sondern Dharma im bestimmten Sinn, wie es hier gemeint ist, umfasst die ganze Lehre, auch die Ethik, die ja für den Buddhisten auch theoretisch die Hauptsache ist. Dagegen Vinaja ist die Disziplin, das Gemeinderecht und enthält die Ordensregeln, Ceremonien, in welchen allerdings die Ethik recht zur Anschauung kommt. Wir beginnen mit dem Dharma als dem grundlegenden Teil. Der Abidharma (Metaphysik, Logik) hat weniger religionsgeschichtliche Bedeutung und ist auch noch nicht genügend übersetzt worden, daher wir ihn bei Seite lassen.

a) Dharma.

Die hieher gehörigen kanonischen Schriften geben meist lehrhafte Unterredungen des Buddha, welcher die an ihn gestellten Fragen beantwortet und die Frager zu seiner Lehre bekehrt[2]); oder auch Ketten von ethischen Sittensprüchen wie das Dhammapada[3]), in welchen die oben geschilderte Selbstzucht des buddhistischen Heiligen das stetige Thema bildet.

Von einer Dogmatik im christlichen Sinn kann beim Buddhismus nicht die Rede sein, der nicht auf einem Glauben an Gott

---

folge fortwährender Einmischung fremder Stoffe unübersichtlich und unklar.

1) Siehe über diese und noch eine andere Einteilung M. Müller, SBE X, p. IX f. Ursprünglicher ist die Unterscheidung von zwei Hauptteilen, Vinaja und Dharma, wie sie z. B. Kullavagga 11 im Bericht über das erste Konzil erscheint.

2) So z. B. das Sutta-Nipâta, engl. übersetzt von V. Fausböll, SBE X, 2.

3) Engl. Übers. von M. Müller, SBE X, 1.

oder an transzendente Realitäten ruht. Hingegen bildet den theoretischen Teil der Lehre die Darlegung jener Kausalitätsreihe von der Verkettung des Übels in der Welt. An die Stelle einer Gotteslehre (Theologie) ist mit der Zeit eine sehr ausgebildete Weltlehre (Kosmologie) getreten, und zwar handelt sichs dabei weniger um Kosmogonie als um Kosmographie. Denn eine Erschaffung der Welt durch einen über ihr erhabenen Geist kann es nicht geben. Hören wir, was der grosse Lehrer Jasomitra darüber sagt[1]):

„Die Wesen sind weder durch Gott (Ishvara), noch durch den Geist (Puruscha), noch durch die Materie geschaffen. Denn wäre Gott die einzige Ursache, oder jedes andere Prinzip, wie der Geist oder die Materie, so müsste durch die einzige Thatsache des Vorhandenseins dieser Ursache die Welt in ihrer Gesamtheit auf einmal geschaffen sein; denn man kann nicht zugeben, dass die Ursache sei, ohne dass die Wirkung da sei. Aber man sieht die Wesen nacheinander zur Welt kommen, die einen aus einer Gebärmutter, die andern aus einer Knospe; daraus folgt, dass es eine Aufeinanderfolge von Ursachen gibt, und dass Gott nicht die einzige Ursache ist. „Aber" — entgegnet man — „diese Mannigfaltigkeit von Ursachen ist die Wirkung des Willens Gottes, welcher gesagt hat: ein solches Wesen soll jetzt entstehen, in der Weise, dass ein solches anderes Wesen nacher entstehe; so erklärt sich die Aufeinanderfolge der Wesen, und es ist bewiesen, dass Gott die Ursache davon ist." Dem ist zu erwidern, dass mehrere Willensakte in Gott annehmen, soviel heisst als eine Mehrheit von Ursachen zulassen, und dass dadurch die erste Voraussetzung, dass nämlich nur Eine Ursache da sei, umgestossen wird. Noch mehr: diese Mehrheit von Ursachen könnte nur auf einmal hervorgebracht sein, weil Gott als Quelle der bestimmten Willensthätigkeiten einzig und unteilbar ist. Hier erhebt sich noch einmal der obige Einwand, dass man zugeben müsste, die Welt sei auf einmal geschaffen. Aber die Söhne Shakja's halten an dem Grundsatze fest, dass die Weltumwälzung keinen Anfang hat."

Dieser Ablehnung eines Alles hervorbringenden und Alles bedingenden Gottes ist der Buddhismus im allgemeinen treu geblieben, obwohl gelegentlich dieser Atheismus wieder in Pantheismus umschlug, wobei Buddha als die Alles umfassende Gottheit erschien[2]), was aber dem ganzen Wesen der Lehre widersprach. Ewig ist nach dieser keinerlei Sein, auch nicht die Materie, sondern nur das Werden und Vergehen. Seit unendlicher Zeit folgt Weltalter auf Weltalter, und im Raum unzählig sind die Welten, obgleich sich nicht bestimmen lässt, ob diese Welten begrenzt seien oder nicht. Vier Dinge sind unermesslich: die Wissenschaft des Buddha, der Raum, die Menge der atmenden Wesen und die Zahl der Welten.

1) Köppen, Rel. des Buddha I, 229 f.
2) Vgl. Köppen a. a. O. S. 228 f.

Den Mittelpunkt unserer Welt bildet der ungeheure Berg Meru. Er ragt in Gestalt einer abgestumpften Pyramide 84 000 Jodschana's über dem Meere empor; der Durchmesser seines Gipfels beträgt 10 000 Jodschana's. Seine vier Seitenflächen bestehen aus Gold, Silber, Krystall und Saphir. Das Meer, welches ihn umgibt, ist von sieben Felsgürteln eingeschlossen; um den äussersten derselben dehnt sich das Weltmeer; in diesem liegen die vier Erdteile, vier grosse Inseln umgeben von vielen kleinen. Der östliche Erdteil bildet einen Halbkreis, der südliche (Indien) ein Dreieck, der westliche einen Kreis, der nördliche ein Quadrat. Die Bewohner des östlichen haben halbkreisförmige Gesichter, die des südlichen dreieckige u. s. w. Der Mittelpunkt des südlichen Erdteils ist Gaja, der Thron der Erkenntnis, wo Siddharta zum Buddha geworden. Überhaupt erscheinen die Buddha's auf diesem Erdteil, auf welchem das Gebirge Himavant sich erhebt mit dem See Anavadapta, von welchem vier grosse Ströme ausgehen: der Ganges nach Osten, der Indus nach Süden, der Vatsch (Oxus) nach Westen, der Sîta (Fluss von Jarkand) nach Norden.

Vom Berge Meru aufwärts erheben sich die Himmel, und zwar zunächst sechs Götterhimmel, welche mit der Erde zusammen die Welt des Gelüstes bilden; darüber liegt die Welt der Form; in vier Stufen der Beschauung (dhjâna) sich aufbauend, mit 16 (bei den nördlichen Buddhisten 17 oder 18) Himmeln; darüber die Welt ohne Form mit vier Himmeln.

Unter der Erde befinden sich die Höllen, heisse und kalte, mit allen erdenklichen Qualen, welche phantastisch ausgemalt werden. Wer eine der fünf schlimmsten Sünden begangen hat: Mord, Diebstahl, Unzucht, Lüge, Unglauben, d. h. Verachtung des Buddha und seiner Heiligen, kommt in diese Räume der Unseligkeit, wohin ihm seine Thaten nachfolgen. Er wird mit eisernen Ruten gehauen, und muss glühendes Eisen verzehren, wird mit Messern zerschnitten, zersägt, zwischen Mühlsteinen zermalmt, in grossen Kesseln gekocht, an Spiessen gebraten u. s. f. [1]).

Diese Höllenstrafen sind freilich nach dem Grundgedanken des Buddhismus von der Unbeständigkeit alles Seins auch nicht von ewiger Dauer, also eine Art Fegefeuer; doch werden horrende Perioden [2]) angenommen, welche der Verdammte darin auszuhalten hat, ehe er wieder langsam die Stufen des Daseins erklimmen kann. Eine Ausnahme findet statt hinsichtlich der Verächter des Buddhismus, welche nicht erlöst werden, wobei wohl der Gedanke zu Grunde liegt, dass ohne ihn der Rückweg aus der Unseligkeit nie gefunden werden kann. In den Zwischenhöllen zwischen der Welt und Unterwelt, lôkântarika genannt, werden diese Geister des Widerspruchs in scheusslicher Gestalt wiedergeboren; wie Fledermäuse suchen sie sich an den eisernen Welten, die sie um-

1) Vgl. z. B. SBE X, 2, p. 123.
2) Vgl. z. B. SBE X, 2, p. 120 f.

geben, festzukrallen, aber umsonst; sich gegenseitig beissend und zerreissend, stürzen sie in ein Meer hinab, dessen ätzendes Wasser die Leiber wie Scheidewasser auflöst, und arbeiten sich dann wieder mit unsäglicher Mühe herauf, um wieder hinunterzufallen. Das Los der verworfenen Menschen teilen die bösen Geister, wie das der seligen die Götter, die nach der Lehre des Buddhismus auch am allgemeinen Kreislauf des Werdens und Vergehens teilnehmen.

Weit ausgesponnen ist die Lehre von der Umwandlung der Welten[1]). Wenn ein Weltalter (kalpa, Pali: kappa) vorüber ist, so zerstört sich die Welt selbst durch Wasser oder Feuer. Der Weltuntergang wird 100 000 Jahre zuvor von einem Deva angekündigt, damit die Wesen Busse thun und in diesem Fall noch vor der allgemeinen Auflösung in höhere Regionen aufgenommen werden. Die Zerstörung selbst dauert wieder unzählige Jahre. Dann folgt auf dieses Kalpa der Vernichtung ein Kalpa der Fortdauer der Vernichtung, d. h. ein leeres Kalpa, darauf ein Kalpa der Neubildung und ein viertes der Fortdauer der neuen Welt, die sich stetig verschlechtert, bis wieder die Auflösung erfolgt. Diese vier Zeiträume bilden zusammen ein grosses Kalpa. Von der Dauer eines solchen oder auch einer der vier Perioden geben nur Bilder eine Vorstellung, wie folgende: Wenn ein harter Felsblock von 16 Meilen Höhe, Länge und Breite alle 100 Jahre einmal mit dem feinsten Battisttuch flüchtig berührt würde, so würde von solcher Berührung der Felsen zur Kleinheit eines Mangokerns zusammengeschwunden sein, ehe eine solche Zeitdauer abgelaufen wäre. Oder wenn es 3 Jahre hintereinander auf der ganzen Erde regnete, so würde die Menge der gefallenen Tropfen noch nicht die Zahl der Jahre eines solchen Kalpa angeben.

In regelmässigen Zwischenräumen, und zwar jedesmal im Kalpa der Wiederherstellung der Welt erscheint ein Buddha, um die wahre Lehre (dharma) der Erlösung wieder bekannt zu machen. Unzählige solche Buddha's sind schon in frühern Weltaltern vorangegangen und ebensoviele werden in Zukunft wieder auftreten. Viel wird gefabelt von den frühern Existenzen des jetzigen Buddha, der schon in vielen der Götterwelt, der Menschheit, ja selbst dem Tierreich angehörigen Daseinsformen gelebt und die grossen Tugenden geübt habe, ehe er reif war, seine letzte irdische Wanderung als Buddha anzutreten. Er hätte nicht nötig gehabt, nochmals auf Erden geboren zu werden; aber das Erbarmen mit den Unerleuchteten und Unerlösten trieb ihn zu dieser letzten Verkörperung, nach welcher er ins Nirvana eingegangen ist, um nicht wiederzukehren. Das Gesetz, das er verkündigt hat, wird 5000 Jahre dauern und dann zugleich mit den Reliquien des Buddha verschwinden. Dann erscheint ein neuer Buddha, Mâitrêja (Pali: Mettejja) genannt.

---

1) Vgl. Köppen a. a. O. S. 266 ff.
2) Köppen a. a. O. S. 310 ff.

Durch die vom Buddha verkündigte Lehre werden die atmenden Wesen aus dem unseligen Kreislauf erlöst, in welchen sie hineingebannt sind. Der Buddhismus hat, wie wir schon sahen, die brahmanische Vorstellung von einer Wanderung der Seelen durch die verschiedenen Welten und Daseinsformen acceptiert, und zwar ist diese Wanderung eine Folge ihrer Unreinheit und die Richtung derselben durch ihr Verhalten in den frühern Daseinsformen ethisch bestimmt. Wenn die Seele, die mit einer Flamme verglichen wird, am Dasein haftet, so geht beim Tode die Flamme auf andern Brennstoff über, und zwar kann sie durch den Wind auch in ein ganz entlegenes Reich entführt werden, so dass die Seele dort ein neues Dasein annimmt. Immerhin geht die genauere Lehre nicht dahin, dass das Ich durch alle diese Wanderungen sich schlechthin gleichbleibe, wie man sich das gewöhnlich bei „Seelenwanderung" vorstellt. Dies würde eine Wesenhaftigkeit der Seele voraussetzen, welche dieser Grundanschauung fremd ist. Vielmehr vergleichen die Buddhisten das Verhältnis der späteren Existenz zu der früheren mit dem Licht einer Lampe, das an einer andern angezündet ist — die Flamme ist dieselbe und doch nicht dieselbe — oder einem Baum, der aus der Frucht eines andern Baumes hervorgewachsen; der zweite Baum ist ein anderes Exemplar als der erste, obwohl er seine Existenz aus jenem geschöpft hat. So erkläre sich auch, dass der Mensch keine Erinnerung an seine früheren Existenzen habe; es sei denn, dass er die höchste Stufe der Erkenntnis ersteige, wo er diese seine Wiedergeburten in ihrem Zusammenhange schaut.

In diesen Kreislauf ist Alles einbezogen, was lebt und atmet, auch die überweltlichen Götter und unterweltlichen Dämonen nicht ausgenommen. Dass aber auch die Pflanzenwelt und sogar auch die unorganischen Gebilde daran teilnehmen, ist zwar eine hie und da auch im Buddhismus vorkommende Vorstellung, aber eher dem pantheistischen Brahmanismus angemessen. Als Ausweg aus diesem Kreislauf wird unermüdlich die Zuflucht zum dharma gepriesen, und dieses enthält jene Lehren vom Übel und weist auf den oben geschilderten Weg zu seiner Überwindung. Immer wieder wird als das rechte Verhalten eingeschärft Begierdelosigkeit, Freiheit von aller Leidenschaft, Gleichmut, Seelenruhe ohne Stolz und Neid, Enthaltung von Sinnengenuss, namentlich mit dem Weibe, ein Leben als selbstgenügsamer Bettler.

Der wahre Brahmane ist nicht der, welcher es von Geburt ist, sondern der die rechte Gesinnung hat. Der wahre Asket (Shramana) ist nicht der sich quält, sondern der seine Sinne überwunden hat und von der Welt abgezogen ist. „Nicht Nacktheit, nicht geflochtenes Haar, nicht Schmutz, nicht Fasten, nicht Liegen auf der Erde oder Einreibung mit Staub, nicht regungsloses Sitzen kann einen Sterblichen reinigen, der nicht seine Begierden überwunden hat"[1]. Die völlig der Lehre des Buddha Ergebenen

1) Dhammapada 10, 141. SBE X, 1, 38 f.

heissen Arhat[1]). Mit der Zeit hat man aber eine ganze Stufenleiter von Heiligkeitsgraden ausgedacht. Zunächst teilt diese Hagiologie[2]), wie man sie genannt hat, alle Menschen ein in Erweckte und Unerweckte, wie wir sagen würden. Die letzteren heissen Prithagdschana's, Abgesonderte. Das sind die natürlich, fleischlich Gesinnten, die unter der Macht der Erbsünde stehen und von den Affekten der Begierde und des Hasses beherrscht werden. Sie kennen die „Pfade" nicht, die zum Nirvana führen. Ihnen gegenüber stehen die Arja's, d. h. die Ehrwürdigen, welche die vier geistlichen Wahrheiten erkannt haben: 1) das Übel, 2) den Ursprung des Übels, 3) die Vernichtung des Übels, 4) den Weg, der zur Vernichtung des Übels führt. In alter Zeit konnten auch Laienbrüder als Arja gelten. Diese Arja zerfallen wieder in 4 Stufen:

1) Der in die Strömung Eingegangene Shrôtaâpanna. Er ist aus der Flut des Weltlebens herausgetreten. Er ist frei von dem Irrtum derer, welche lehren: „ich bin" und „das ist mein". Er glaubt an die Wahrheit der Buddhalehre und an deren Kraft, aus dem Kreislaufe des Daseins zu erlösen. In diesen drei Beziehungen ist er rein, in allen andern unrein. Er kann nur noch als Gott oder als Mensch, nicht mehr als niedrigeres Wesen geboren werden. Nach sieben Wiedergeburten erreicht er die höchste Stufe.

2) Der einmal Wiederkehrende, Sakridâgâmin. Er steht 100,000 mal höher als der eben Genannte und kommt nur noch einmal in die Götter- oder Menschenwelt zurück. Er ist in fünffacher Beziehung von Sünde und Irrtum rein.

3) Der nicht Wiederkehrende, Anâgâmin, wird nicht mehr auf Erden, nur noch im Götter- oder Brahmahimmel geboren. Er ist in zehnfacher Beziehung rein und steht eine Million mal höher als der auf der zweiten Stufe.

4) Der vollkommen Würdige, Arhat, ist der vollendete Arja völlig rein und sündlos, ohne Begierden, ja den Naturgesetzen nicht mehr unterthan. Er besitzt die ganze Erkenntnis, die dem Buddha mitgeteilt worden. Die Legenden erzählen von diesen Arhats die übertriebensten Mirakel. Der Arhat kann unmittelbar ins Nirvana eingehen.

Was die Lehre vom Nirvâna betrifft, so siehe oben S. 466 f.

β) Vinaja.

Der Vinaja heisst die Seele des guten Gesetzes und das Mittel zur Erlösung der atmenden Wesen. Der Name bedeutet die Disziplin, Ordnung. Es ist das buddhistische Gemeinde-

1) So z. B. Mahavagga 1, 10 die ersten 60 Bekehrten, mit dem Buddha selbst 61. SBE XIII, 112.

2) Vgl. Köppen a. a. O. 397 ff.

recht; da aber eigentlich nur die Mönche (Bhikschu, = Bettler) die Gemeinde (samgha) bilden, kann man diese Gesetzgebung auch als die Ordensregel bezeichnen. So frei der Buddha dem Formelwesen der Brahmanen gegenüberstand, so hat doch schon er nicht umhin gekonnt, auch für seine Jünger und Anhänger gewisse Formen vorzuschreiben, welche für seine Gemeinde rechtsgiltige Normen wurden und eine weitere Ausgestaltung bis ins einzelnste erfuhren. Diese Verordnungen für die Mönche (und Nonnen), nebenbei auch die Laienbrüder und -schwestern, bilden den Inhalt des Vinaja. Sie werden alle auf den Buddha selbst zurückgeführt. Wie viel davon wirklich auf ihn zurückreicht oder auf seine unmittelbaren Jünger, unter denen Upali als der erste Lehrmeister des Vinaja gilt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls bedurfte es von Anfang an, um die geistige Höhe, die er verlangte, zu ersteigen und zu behaupten, gewisser äusserlicher Lebensregeln und Satzungen. Dieselben tragen aber nicht die harte, gewaltsame Art des Brahmanismus an sich, sondern gehen darauf aus, einen frohen, freudigen Geist der Entsagung zu wecken und die gleichmütige Selbstgenügsamkeit in Unabhängigkeit von der Welt zu erleichtern. Ein wesentlicher Unterschied ist auch, dass der Brahmanismus den Einzelnen möglichst isolierte, während der Buddha auf die gegenseitige Einwirkung der Mönche besonderes Gewicht legte und daher dafür sorgte, dass sie immer wieder zusammenkamen, und wenigstens zeitweilig in Klöstern, allerdings ursprünglich in gesonderten Hütten mit einem gemeinsamen Versammlungsraum, zusammenlebten.

Die Aufnahme in den Orden ist Gegenstand weitläufiger Reglemente. Es werden dabei zwei verschiedene Weihen, Pabbadscha und Upasampadâ, unterschieden. Die erstere, Pabbadscha, ist das Hinausgehen aus dem bisherigen Stand, der Austritt aus der Welt, entsprechend dem Weggang des Shakjamuni aus seiner Heimat. Sie vollzieht sich dadurch, dass der Aufzunehmende sich Haar und Bart abscheren lässt und das gelbe Gewand anlegt. Dem Ordinierenden erklärt er dabei: „Ich nehme meine Zuflucht beim Buddha. Ich nehme meine Zuflucht bei der Lehre (dharma). Ich nehme meine Zuflucht bei der Gemeinde (samgha). So wird er zunächst Novize und hat als solcher schon die oben (S. 463) angeführten zehn Gebote zu beobachten [1]).

War der betreffende nicht unter zwanzig Jahre alt und kein sonstiger hinderlicher Umstand, so konnte ihm gleich auch die folgende höhere Weihe erteilt werden, welche umständlicher und vor der versammelten Mönchsgemeinde zu vollziehen war. Bei dieser Upasampada hatte der Ordinand ursprünglich ebenfalls

1) Siehe die nähern, sehr ausführlichen Regeln zu beiden Weihen im Anschluss an das Verfahren des Buddha mit seinen ersten Jüngern Mahavagga 1. SBE XIII, 73 ff.

die drei Zufluchtsformeln zu bekennen, was späterhin vom Buddha selbst soll abgeändert worden sein (Mahav. 1, 28, 3). Dagegen musste hier der ganze versammelte Samgha seine Zustimmung geben. Man wurde bei den Aufnahmen vorsichtiger, da sich allerlei unberufene und unlautere Elemente zudrängten, gerade weil das Leben der buddhistischen Mönche im Unterschied von demjenigen anderer Orden als ein bequemes und angenehmes, beschwerdeloses galt. Vollends als der Orden von Seiten der Grossen manche Vergünstigungen erhielt, liefen manche zu, um auf diese Weise sich ihren Verpflichtungen zu entziehen und sich ein sorgloses Leben zu sichern. Daher wurde mit der Zeit vor der Aufnahme der Ordinand einem gründlichen Examen unterworfen, in welchem er zu beteuern hatte, er sei kein Soldat (der sich dem königlichen Dienst entziehen wolle), kein Räuber (der sich vor der Bestrafung flüchte), kein Schuldner (der den Gläubigern entrinnen möchte), kein Sklave, auch nicht ein gegen den Willen seiner Eltern von Hause weggelaufener Jüngling, kein Muttermörder oder Mörder eines Heiligen (Arhat). Selbst das musste er bezeugen, dass er Mensch, nicht etwa ein Schlangendämon sei, der nur Menschengestalt angenommen; desgleichen aber, dass er nicht an einer der fünf Krankheiten (Aussatz, Kropf, weisser Aussatz, Schwindsucht, fallende Sucht) leide oder ein Gebrechen habe, da er sonst der Gemeinde zu sehr zur Last fiele und es ihm wohl nur um Versorgung durch dieselbe zu thun wäre. Eingeschärft wurden dem Aufgenommenen noch besonders die Entbehrungen, welche mit dem Orden verbunden seien: Er soll essen, was er erbettelt, sich in Lumpen kleiden, die er gesammelt, seine Lagerstätte nehmen unter den Bäumen des Waldes, als Arznei den Urin von Tieren gebrauchen — wodurch nicht ausgeschlossen sein sollte, dass er sich von mildthätigen Leuten Besseres reichen lasse. Die vier Grundgebote für ihn waren aber: 1) völlige Enthaltung vom Geschlechtsgenuss; 2) von der Aneignung irgend eines fremden Eigentums; 3) Vermeidung irgend einer Tötung, und wäre es einer Ameise oder eines Wurms; 4) das Unterlassen falschen Rühmens von geistlicher Grösse und Vollkommenheit, die er nicht besitzt.

Das sind Vergehungen, durch die man aufhört, Mönch zu sein. Wenn sie der Gemeinde bekannt wurden, wurde der Missethäter ausgeschlossen. Bei kleineren Vergehungen wurden ihm geringere Strafen auferlegt, aber im allgemeinen nicht gewaltsame Kasteiungen nach brahmanischer Art, sondern mehr geistliche. Er muss vor allem seinen Fehler bekennen, worauf grosses Gewicht gelegt wird; bei geringern Verstössen genügt das blosse Bekenntnis. Bei schwereren findet eine Art Degradation statt; der Schuldige wird auf kürzere oder längere Zeit in einen Probezustand zurückversetzt. Noch schwerer ist die Strafe, wenn keiner der Mönche ihn mehr anredet oder ermahnt[1]). Dem frei-

1) Kullavagga 11, 1, 15. SBE XX, p. 384.

willigen Rücktritt aus dem Orden standen keine besonderen Schwierigkeiten im Wege; im Gegenteil wird derselbe eher empfohlen solchen, die nicht die nötige Kraft in sich finden, um seinen Anforderungen zu genügen. Natürlich verzichtet aber jemand durch seinen Rücktritt auf alle die hohen geistlichen Vorteile, welche dieser Stand in diesem und jenem Leben bietet.

Die Mönche brachten viele Zeit in der Einsamkeit zu, sollten aber auch regelmässig zusammenkommen. Besonders bei gewissen Anlässen war ihre Vereinigung unerlässlich. So vor allem bei der zweimal monatlich stattfindenden Beichtfeier. Die hierbei giltige Beichtordnung, Patimokkha[1]), gehört wohl nach ihrem Hauptbestand zu den ältesten litterarischen Reliquien des Buddhismus. Der Samgha, d. h. die Gemeinde der in einem Sprengel wohnenden Mönche muss sich vollzählig am angesagten Ort, meist einem Vihâra, Klosterhof, einfinden; wenn welche fehlen, darf die Versammlung nicht abgehalten werden. Für Kranke und sonst Verhinderte ist ein besonderes Verfahren vorgeschrieben, wie auch sie ihre Beichte an die Versammlung können gelangen lassen. Bei dieser Feier, welcher keine Nonnen (die ihre besondern Beichten hatten), keine Novizen und keine Laien beiwohnen dürfen, wie denn der Wortlaut der Formeln Geheimnis des Ordens war, wird das ganze Register der Übertretungen von den schwersten bis zu den geringfügigen verlesen und die Versammlung bei jeder gefragt: wisst ihr euch rein davon? Schweigen gilt für Bejahung. Ursprünglich wurden ohne Zweifel die Fehltritte bei diesem Anlass gebeichtet; später verblieb nur die formale Rezitation, und es wurde sogar vorgeschrieben, dass die Vergehungen nicht ungesühnt in die Versammlung gebracht, sondern vorher einem Bruder bekannt werden sollten. Immerhin hatte diese Feier stets den Nutzen, die zahlreichen Obliegenheiten des Bhikschu ihm immerfort gegenwärtig zu erhalten. Zuerst wurden jene eben genannten vier grossen Hauptsünden genannt: Unkeuschheit, Diebstahl, Mord (auch Verleitung zum Mord oder Selbstmord), falsches Rühmen seiner hohen Erkenntnisstufe ohne nachheriges demütiges Geständnis. Dann kamen in verschiedenen Abstufungen die geringeren und geringsten Fehler an die Reihe. Aufgezählt wird allerlei Ärgernis, das man andern Bhikschu's durch Bosheit, Zorn, Lieblosigkeit, Lüge, Verleumduug gegeben; ferner Sünden der Begehrlichkeit, welche namentlich beim Erbetteln von Nahrung und Kleidung vorkamen. Insbesondere galt als Vergehen das Annehmen von Silber und Gold; ebenso verurteilte man Sünden der Unmässigkeit aller Art und der Verweichlichung. Letzterer begegnete man durch genaue Vorschriften über die Beschaffenheit, welche die angefertigten Matten, Stühle, Bettlager haben mussten. Verstösse dagegen wurden dem Sündenregister angeschlossen; dazu manche Einzelheiten, wie das Graben des Bodens, die absichtliche

1) SBE XIII, p. 1 ff.

Tötung eines Tierchens. Auch ausführliche Regeln über wohlanständiges Benehmen wurden bei dieser Gelegenheit rezitiert.

Während der Regenzeit wurde das Wandern geradezu verboten. Die Mönche sollten über dieselbe in einem Vihara still, aber nicht etwa stumm[1]) beisammen verweilen in Meditation und gegenseitiger Erbauung und nur in Notfällen sich weiter von ihrem Wohnsitz entfernen, als der tägliche Rundgang zum Behuf des Almosensammelns sie führte. Am Schlusse dieses dreimonatlichen Zusammenlebens fand noch ein eigenartiger Akt statt, Pavâranâ[2]) genannt, wo eine Art Censur vorkam, indem jeder Mönch die andern bitten musste, allfällige Ungehörigkeiten, die sie an ihm bemerkt hätten, ihm namhaft zu machen.

Die Nonnen durften auch beim Pavarana nicht anwesend sein. Siehe dagegen besondere Satzungen für sie Kullavagga 10 (SBE XX, p. 320 ff.).

Der Vinaja enthält ausser den umständlichen Vorschriften für diese Feierlichkeiten noch sehr eingehende Regeln über die Bekleidung, welche eine sorgsame sein sollte (nackt durfte der buddhistische Mönch nie sein), die nötigen Gerätschaften, sowie die Heilmittel und die Lebensweise für Kranke, deren es offenbar viele gab und die mit Rücksicht und Schonung behandelt wurden. Eine eigene, Kathina genannte Ceremonie war die Verteilung der Gewänder an die Mönche aus dem dem Orden übermachten Vorrat[3]).

Solche Gemeindeakte und Ceremonien vertreten die Stelle des Kultus, welcher nach dem Grundcharakter des Buddhismus eigentlich in dieser Religion keine Stelle hat. Waren doch die Götter zu endlichen, bedingten Wesen herabgesunken, die man zu seinem Heil nicht mehr brauchte. Der echte Buddhist hatte nichts besseres zu thun als sich selbst zu kultivieren, um sich über die Götter zu erheben. Allein sobald der Buddhismus anfing, Volksreligion zu werden, musste auch wieder ein eigentlicher Kultus entstehen. Das war nicht bloss Ausartung, sondern auch Reaktion des religiösen Abhängigkeitsgefühls, das nach einem Höhern ausser ihm sucht, um es zu verehren, freilich allemal fehlgreift, wenn ihm nicht der wahre Gott bekannt gemacht wird. Daher die bemerkenswerte Erscheinung, dass der tief innerlich angelegte Buddhismus, der im Bewusstsein seiner göttlich hohen Menschenwürde keiner Götter mehr über sich zu bedürfen meinte, mehr als irgend eine der höhern Religionen in äusserlich sinnlichen Kultus versank. Zunächst war es Menschenkultus. Der Buddha selbst und seine Heiligen wurden bald als übermenschliche Wesen verehrt, obwohl er für sich solchen Kultus nicht in Anspruch genommen hatte und im Grund nur der Wegweiser zur

---

1) Dies wird getadelt Mahav. 4, 1, 12 (SBE XIII p. 328).
2) Mahav. 4 (SBE XIII, p. 325 ff.).
3) Mahav. 7 (SBE XVII, p. 146 ff.).

Rettung sein wollte, nicht der Mittler, der durch sein Werk die Erlösung objektiv schaffe. Nach seinem Tode wurde sein Bild göttlich verehrt, wiewohl er nur Vorbild auf dem Wege der Tugend und Erkenntnis hatte sein wollen; ebenso die Bilder seiner Schüler und Apostel. Solche Bilder wurden auf der Brust getragen als Amulette, vor allem aber in den Versammlungsräumen aufgestellt, wo man ihnen Blumenspenden brachte. Theoretisch war zwar die eigentliche Anbetung der Bilder und das Opfern vor denselben untersagt; allein in der Praxis kam man doch darauf hinaus. Zum Bilderdienst gesellte sich von Anfang an der Reliquiendienst. Die Überreste des Shakjamuni, welche schon gleich bei seiner Bestattung gesammelt worden, wurden, ob echt oder unecht, heilig gehalten und davon manche Wunder erzählt. Besonders hohes Ansehen genoss der linke obere Augenzahn des Buddha. Dieser Reliquiendienst ist dem Brahmanismus ein Greuel, der die Berührung von Totengebeinen verabscheut.

Auch sonst erinnert der spätere buddhistische Kultus vielfach an den Katholizismus. Er besteht in glänzenden, sinnlichen Ceremonien. Auf Altären werden Gaben, Schalen mit Früchten, Blumen und Rauchwerk dargebracht. Die Liturgie wird in einer dem Volke fremden Sprache (Sanskrit oder Pali) gesungen unter musikalischer und mimischer Begleitung. Am Altar wird das Bild des Buddha auf einem Spiegel aufgefangen und mit geweihtem Wasser übergossen. Auch eine Kindertaufe kommt bei den Lamaisten in Tibet vor. Ebenso Seelenmessen, um das Los der auf der Wanderung durch die Unterwelt, wo Jama als Totenrichter gilt, Befindlichen zu lindern. Eine Art Rosenkranz mit 108 Kugeln zur Abzählung der Gebete findet sich stetig in der Hand der Mönche, wird aber auch von Laien getragen. Die mystischen Worte ôm mâni padmê hum, ein nie genug zu wiederholendes Gebet, wird massenhaft auf Papierfetzen geschrieben und diese in ein Rad gelegt, welches umzudrehen ein verdienstliches Werk ist. Das Rad wird auch auf Dachgiebeln oder über dem Herde angebracht, um vom Wind oder Rauch umgetrieben zu werden. In diesen Gebetsmühlen ist die Mechanisierung der Religion vollendet.

Als heilige Zeiten gelten dem Mönch drei Stunden des Tages, wo er zu beten hat, allem Volke Vollmond und Neumond, aber auch die mittleren Mondsphasen, also ein Tag in der Woche. Ferner hat der Buddhismus drei Feste im Jahr: 1. um den Neumond des November, also am Schluss der Regenzeit das Lampenfest. Der Buddha soll dieselbe im Götterhimmel zugebracht haben und nachher wieder herabgekommen sein. Der Aufzug der ihn dabei begleitenden Götter wird in einer Prozession dargestellt. 2. Das Neujahrsfest oder wie es die Chinesen nennen, Laternenfest im Frühling, feiert den Sieg des Buddha über die brahmanischen Asketen. 3. Das Geburtsfest des Shakjamuni am Vollmond des Mai gefeiert unter glänzenden Ceremonien. Dabei wird die Priesterweihe erteilt. Dass diese Feste ursprünglich eine na-

türliche Bedeutung hatten, ergibt sich aus ihrer Stellung an den indischen Jahreswenden.

Auch heilige Stätten hat der Buddhismus, welche öfter von Pilgern aufgesucht werden, wenn auch im Lauf der Jahrhunderte dies manchmal ganz aufgehört hat, da diese mit dem Leben des Buddha zusammenhangenden Örtlichkeiten seinen Anhängern oft unzugänglich geworden sind und eigentliche Vorschriften betr. Wallfahrten nicht gegeben waren. Gegenwärtig besteht eine eigene japanische Gesellschaft, welche dieselben würdig herzurichten bemüht ist. Sie nennt deren vier: Buddha Gaja, wo der Buddha seine vollkommene Erleuchtung empfing, Kapilavastu, seinen Geburtsort, den Tiergarten zu Benares, wo er seine erste Predigt hielt, und Kushinagara, wo er ins Nirvana einging[1]).

d) Spätere Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus.

Wie die Überlieferung meldet, haben nach dem Tode des Buddha grosse Konzilien zur Befestigung und Ausbreitung dieser Religion das meiste beigetragen. Die Tradition[2]) erzählt, schon wenige Monate nach dem Eingang Shakjamuni's ins Nirvana habe das erste Konzil, bestehend aus 500 Arhats, unter dem Vorsitz des grossen Kashjapa zu Radschagaha getagt. Hier seien die Lehrreden und Verordnungen des Buddha (Dharma und Vinaja) authentisch fixiert worden, wobei Upali über den Vinaja, Ananda über den Dharma die massgebende Auskunft erteilt habe. Davon mag so viel historisch sein, dass die Anhänger des Meisters nach seinem Tode sich fester zusammenschlossen und sich bemühten, das von ihm hinterlassene Erbe möglichst sicher zu stellen, zumal er keinen Nachfolger in seiner Würde eingesetzt hatte.

Das zweite Konzil lässt die Tradition 100 Jahre nach diesem Ereignis, also um 380 v. Chr., in Vesali stattfinden und von 700 Arhats gebildet werden. Dort habe es sich darum gehandelt, gewisse Missbräuche zu verbannen, die sich eingeschlichen und Entzweiung verursacht hatten. Es war nötig, das Trinken starker Getränke, geschlechtlichen Umgang, das Annehmen von Gold und Silber, das Betreiben unedler Gewerbe aufs neue zu untersagen; aber auch kleinlichere Satzungen sollen damals ausgegeben worden sein.

Um jene Zeit hatte der Buddhismus schon ansehnliche Fortschritte gemacht. Der damalige König von Magadha, Ashoka (der Ältere), war ihm günstig. Noch mehr Gewinn zog diese Religion aus den Erschütterungen, welche den Einbruch Alexanders des

---

1) WPR I, p. 130 f.

2) Siehe über das erste und zweite Konzil Kullavagga 11 und 12 (SBE XX, p. 370 ff.).

Grossen in Indien (327 v. Chr.) begleiteten, da derselbe den starren Schranken, welche das nicht nur in Kasten, sondern auch in viele kleine Königreiche geteilte Volk trennten, einen starken Stoss versetzte. Nicht lange nachher that sich bei einer Erhebung der Einheimischen gegen die fremden Eroberer ein kühner Abenteurer, Tschandragupta hervor, als dessen Vater Maurja genannt wird. Er war nicht von fürstlichem Geschlecht; der König von Magadha hatte ihn verbannt. Als es ihm aber gelungen war, den mazedonischen Statthalter des Pandschab zu verjagen, wandte er sich gegen jenen König seiner Heimat und setzte sich zum Herrscher von Magadha ein (c. 315 v. Chr.), indem er das Reich durch seine Thatkraft erweiterte und eine neue Dynastie begründete. Er starb 291 v. Chr.

Sein Enkel nun, Ashôka (der Jüngere) ist der „Konstantin des Buddhismus" geworden. Auch er war ein kraftvoller Herrscher, der sein Reich während einer langjährigen Regierung (263 bis c. 230) nach verschiedenen Seiten stark erweiterte. Seine Bedeutung in der Geschichte aber liegt in seinem Eifer für die buddhistische Religion. Von Haus aus war er der brahmanischen zugethan. Sein Vater Vindusâra (reg. 291—263) soll täglich 60 000 Brahmanen unterhalten haben, ebenso er selbst während der ersten Jahre nach seiner Krönung (259 v. Chr.), die übrigens erst im vierten Jahr seiner Regierung zu Pataliputra stattfand, nach welcher er aber in seinen Edikten zu rechnen gewohnt ist. Über seine Bekehrung existieren verschiedene Versionen. Die südlichen Buddhisten lassen ihn durch ein Kind von sieben Jahren, seinen Neffen Nigradha, dessen Vater er bei seiner Thronbesteigung getötet hatte, bekehrt werden. Viel unglaubwürdigeres noch fabeln die nördlichen. Auch behaupten sie, er sei aus einem grausamen, wilden Tyrannen durch seine Bekehrung zu einem Wunderkönig von Gutherzigkeit umgewandelt worden. Sicher ist nur, was er selbst in seinen zahlreichen Inschriften, die er in allen Teilen seines Königreiches auf Felsen und Säulen anbringen liess und wovon viele erhalten sind, ausspricht. Daraus geht hervor, dass er anfänglich ein weltliches Regiment nach Art der Kschatrjakönige führte, dagegen im Laufe seiner Regierung von den Ideen des Buddhismus mächtig erfasst, seine Regierungsweise und Hofhaltung darnach umgestaltet hat. Im zehnten Jahre der Krönung ist nach dieser Quelle die neugewonnene Einsicht in seiner Lebensweise zu vollem Durchbruch gelangt, was aber nicht ausschliesst, dass er, wie sonst bezeugt wird, schon im dritten Jahr von dieser Geistesströmung, für die er offenbar empfänglich war, angefasst sein konnte.

Ashoka nennt sich in diesen Inschriften nicht mit seinem gewöhnlichen Personennamen, sondern „der göttergeliebte Prijadarshin, d. h. liebevoll Gesinnte." Der Inhalt dieser Manifeste ist stets ein buddhistisch-religiöser. Z. B. meldet er in einem solchen[1]):

1) Nach Bühler, ZDMG 37, 424.

„Eine lange Zeit ist vergangen, während welcher die göttergeliebten Könige auf Vergnügungsreisen auszogen. Bei der Gelegenheit wurden Jagden und andere ähnliche Vergnügungen veranstaltet. Als der göttergeliebte König Prijadarshin zehn Jahre gesalbt war, zog er aus um der höchsten Erkenntnis willen. Deshalb wird jetzt hier (in meinem Reiche) eine Reise um des Gesetzes willen regelmässig veranstaltet. Auf dieser findet folgendes statt: der Empfang von Asketen und Brahmanen und ihre Beschenkung; ferner der Empfang von Greisen und die Verteilung von Gold, auch der Empfang der Bewohner der Provinzen und die Unterweisung derselben in der Pflicht und das Forschen in der Pflicht. So geniesst der göttergeliebte König Prijadarshin seitdem mehr und mehr die Freude, welche jene tugendhaften Handlungen verschaffen“ [1]).

Seine eigene frühere Art der Kriegführung, wobei viele Tausende erschlagen worden, missbilligt er in einer andern Inschrift [1]). Unermüdlich preist er in diesen väterlich ermahnenden Edikten das Gesetz (dharma), die rechte Pflichterfüllung, welche für dieses Leben erspriesslicher und fürs jenseitige fruchtbarer sei, als inhaltsleere oder zweifelhafte Ceremonien [2]). Als Hauptforderungen dieses Gesetzes schärft er immer wieder ein: Freigebigkeit gegen Asketen, Brahmanen und Mönche; barmherzige Schonung aller lebenden Kreaturen; Gehorsam gegen die Eltern; geziemendes Betragen gegen alle Verwandten. Dies zeigt, wie die Moral des Buddhismus für das Laienvolk sich praktisch gestaltete. Für Menschen und Tiere liess er Hospitäler einrichten und heilsame Kräuter sammeln und pflanzen [3]). Eine edle, hochherzige persönliche Gesinnung dieses Landesfürsten spricht aus diesen Monumenten, z. B. wenn er sagt [4]):

„Der göttergeliebte König Prijadarshin hält Ehre und Ruhm nicht für Dinge von grossem Nutzen, ausser dass er sich Ehre und Ruhm wünscht, damit sein Volk in der Gegenwart und in der Zukunft seinem Gesetze Gehorsam leiste und seinem Gesetze nachlebe. In dieser Hinsicht wünscht sich der göttergeliebte König Prijadarshin Ehre und Ruhm. Alles, womit er sich bemüht, bezieht sich nur auf das Jenseits, nämlich darauf, dass jedermann frei von Gefährde sei. Die Gefährde aber ist die Sünde. Schwer fürwahr ist das zu vollbringen sowohl für die Leute von niedrigem als auch für die von hohem Rang, ausser durch die äusserste Anstrengung und durch das Aufgeben von allem. Aber unter diesen beiden fällt es gerade den Hohen am schwersten.“

Dabei hat der König nicht etwa gewaltthätig die Lehre

---

1) ZDMG 37, 590 f.
2) ZDMG 37, 431.
3) ZDMG 37, 98.
4) ZDMG 37, 574.

anderer Bekenntnisse unterdrückt, sondern eine Art Duldung proklamiert[1]):

„Der göttergeliebte König P. ehrt die Mitglieder aller Sekten durch Gaben und mancherlei Ehrenbezeigung. Doch hält er nicht so viel von Freigebigkeit und Ehrenbezeigung als wovon? Davon, dass ein Wachsen ihres Kernes stattfinde. Das Wachsen des Kernes aller Sekten geschieht auf mannigfache Weise. Die Wurzel derselben ist aber die Vorsicht im Reden: Das Hochpreisen der eigenen Sekte oder das Schmähen fremder Sekten soll ohne Grund nicht vorkommen, und wenn es gerechtfertigt ist, soll es mässig sein" u. s. w.

Immerhin hat er sehr energisch die Ausbreitung der von ihm angenommenen Lehre unterstützt und im 12. Jahre der Krönung seine Unterkönige und ihre Schreiber angewiesen, alle fünf Jahre im Land umher zu reisen, um das Volk darin zu unterweisen[2]). Im 13. Jahre setzte er „Gesetzesobere" ein, welche über der Befolgung des Gesetzes wachen, dazu ermahnen und allfällige Hindernisse beseitigen sollten[3]). Ja er ordnete an, dass wo er ging und stand, selbst in seinen geheimsten Gemächern, jederzeit hiefür bestellte „Anzeiger" vor ihn treten und ihm melden sollten, wo sich Anstände befänden oder Verstösse gegen die Lehre zu beseitigen oder Streitigkeiten zu schlichten wären[4]). „Denn ich bin von meiner Thätigkeit und von der Erledigung der Geschäfte nie befriedigt. Denn ich halte es für meine Pflicht, für das allgemeine Heil und Wohl zu arbeiten."

Auch erliess er allgemeine Edikte, welche wenigstens indirekt die Ausübung der brahmanischen Religion sehr erschweren mussten. So verbot er[5]) das Tier- und Opferschlachten in seinem Reiche, sowie gewisse Festversammlungen, unter welchen die Moral Schaden nahm. Sichtlich ungern und in verschiedenen Anläufen gewöhnte er auch seinem Hofe und sich selbst die Fleischnahrung ab, wie das charakteristische Wort zeigt: „Früher wurden in der Küche des göttergeliebten Königs P. täglich viele Hunderttausende von Tieren geschlachtet, um sûpa (das engl. curry) zu bereiten. Jetzt, da dieses Religionsedikt geschrieben ist, werden täglich nur 3 Tiere geschlachtet, nämlich 2 Pfauen und 1 Antilope; auch ist die Antilope nicht für alle Tage bestimmt. In Zukunft werden aber auch diese 3 Tiere nicht mehr geschlachtet werden."

Zur Zeit dieses Königs, und zwar in seinem 17. Regierungsjahr (= 246 v. Chr.) und auf seine Veranlassung hin fand ein drittes grosses Konzil in seiner Hauptstadt Pâtaliputra (jetzt Patna) statt, welches auch inschriftlich bezeugt ist. Es wurden dort gewisse Wirren und Streitigkeiten über Lehre und Gebräuche

1) ZDMG 37, 585.
2) ZDMG 37, 105.
3) ZDMG 37, 266.
4) ZDMG 37, 275 f.
5) ZDMG 37, 91 f.

geschlichtet, die namentlich durch die bei der Gunst des Hofes sehr zahlreich zum Buddhismus übergetretenen Brahmanenjünger verursacht worden waren. Besonders wichtig aber wurde diese Versammlung, die übrigens nur bei den südlichen Buddhisten als kanonisches Konzil gezählt wird, dadurch, dass sie beschloss, die Buddhalehre in alle Völker und Reiche hinauszutragen. Der Buddhismus wurde so zu einer in grossartigem Massstab, und zwar auf friedlichem Wege, missionierenden Religion, welche mit dem Anspruch Ernst machte, Weltreligion zu werden. Sendlinge gingen nun aus nicht nur nach Kaschmir, sondern auch nach den Kabulländern und in den südlichen Himalaja, ferner nach dem Dekhan, zu den Mahratten u. s. f. Sogar an Antijaka, den König der Javana, d. h. den Griechen- oder genauer Mazedonierkönig Antiochus und die diesem benachbarten Herrscher will Ashoka mit Erfolg seine Lehre zu wissen gethan haben. Sicher ist, dass unter seiner Regierung Ceylon (Lankâ) für den Buddhismus gewonnen wurde. Nach einer ausführlichen, freilich auch legendarisch ausgeschmückten Überlieferung ist Mehendra, der Sohn des Königs, Bruder des ebenfalls als Heiliger gefeierten Kunâla (siehe oben S. 465), der Bekehrer der Insel Ceylon gewesen, welche fortan die eifrigste Hüterin der Buddhalehre gewesen und dieser Religion bis heute ununterbrochen treu geblieben ist. Überall, wo dieselbe Fuss fasste, wurde das Land mit Klöstern besät, deren Ashoka selbst unzählige hat bauen lassen. Die Reliquien spielten ebenfalls eine grosse Rolle, und viel Gewicht wird darauf gelegt, dass einige der kostbarsten auf Bitten der Einwohner Ceylons nach dieser Insel übergeführt wurden.

Die Nachfolger Ashoka's vermochten sich nicht auf seiner Höhe zu behaupten, und etwa 50 Jahre nach seinem Tod wurde die Maurjadynastie gestürzt, worauf im Reiche von Magadha der Brahmanismus die Oberhand gewann. Die Disputationen der Buddhisten mit den Brahmanen fielen für die erstern gar nicht immer so glänzend aus, wie sie zu erzählen lieben, wurden ihnen vielmehr oft verhängnisvoll. Man pflegte solchen Redekampf auf bestimmten hierzu erlesenen Plätzen vor König und Volk ins Werk zu setzen. Schiedsrichter entschieden über Sieg und Niederlage. Der Besiegte musste Sklave des Siegers werden, falls er es nicht vorzog sich zu ertränken oder von einem Felsen herabzustürzen. Es versteht sich, dass diese Kampfweise, durch welche ganze Klöster entvölkert wurden, mit der Lehrweise des Buddha, der vielmehr vor Disputiersucht gewarnt hatte, nicht in Einklang war.

Wenn aber schon so frühe in Indien der Stern des Buddhismus zu erbleichen drohte, so kam ihm der Umstand mächtig zu Hilfe, dass jetzt fremde Stämme ins Land drangen, welche sich mit ihm viel leichter befreunden konnten, als mit dem Brahmanentum; so namentlich seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die Juetschi, od. sog. Indoskythen, ein Nomadenvolk turanischen, genauer tibetanischen Stammes, dessen Fürsten wie andere

dieser Rasse der Reihe nach verschiedene Religionen sich angeeignet hatten, schliesslich aber dem Buddhismus huldigten, wenn sie auch manche Bestandteile ihres früheren Aberglaubens beibehielten. Der dieser Völkerschaft angehörige König Kanischka, beunruhigt durch allerlei Zwiespalt innerhalb der Buddhabekenner, berief gegen das Jahr 100 n. Chr. ein viertes Konzil nach dem Kloster Dschâlandhara in Kaschmir, das übrigens von den nördlichen Buddhisten als drittes gezählt, von den südlichen aber gar nicht anerkannt wird. Hier beschäftigte man sich besonders mit dem Kanon, den man durch Aufnahme neuer, in Sanskrit abgefassten Schriften bereicherte, während die südliche Buddhagemeinde bei ihren in Pali geschriebenen heiligen Büchern blieb. Von da an datiert sich dann eine förmliche Spaltung des Buddhismus in einen nördlichen und einen südlichen Zweig, welch letzterer mehr und mehr in Ceylon seinen Hauptsitz erhielt, während der nördliche sich nach jenen turanischen Völkern hin ausbreitete.

Theologisch entwickelte sich der nördliche Buddhismus in der Schule der „grossen Überfahrt", womit die rechte Weise gemeint ist, über den Strom des Weltlebens nach dem Nirvana überzufahren. Dagegen bezeichnete man die bis dahin giltige und auch weiterhin im Süden gangbare Lehrweise als die „kleine Überfahrt". Die Schule der grossen Überfahrt überbietet die letztgenannte durch ihre Spekulationen über die künftigen Buddha's. Sie setzt es als höheres Ziel, nicht ins Nirvana einzugehen, sondern Bodhisattva, Kandidat für die Buddhawürde in künftigen Geschlechtern zu werden.

Wieder anders entwickelte sich der Buddhismus in China, wo er seit 65 n. Chr. ebenfalls Eingang gefunden hat[1]), und von wo er seinen Weg nach Korea und über dieses Land nach Japan nahm[2]). Die Einführung in Korea ging vom Jahr 372 n. Chr. vor sich; diejenige in Japan war namentlich im Jahr 552 von Erfolg begleitet.

Nordwärts drang der Buddhismus durch Vermittlung jener turanischen Völker schon frühe in Baktrien ein. In Tibet[3]) aber eroberte er das Land, wo der nördliche Buddhismus sich am ungestörtesten entfaltete, freilich auch in geistiger und religiöser Hinsicht auf eine niedrige Stufe herabsank. Das Volk der Bod, welches das von Hochgebirgen umschlossene „Land des Schnees" (Tibet) bewohnte, war vom selben Stamme wie jene nach Indien vorgedrungenen Juetschi und stand auf einer niedrigen Kultur-

---

1) Siehe oben S. 81 ff.

2) Siehe oben S. 105; Lassen, Indische Altertumsk. IV, S. 746 ff.

3) C. F. Köppen, Religion des Buddha II: Die Lamaische Hierarchie und Kirche, Berlin 1859. — Geschichte des Buddhismus in der Mongolei. Aus dem Tibetischen des Jigs-med nam-mk'a, herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dr. Georg Huth, I [Tibet. Text], Strassb. 1893.

stufe. Ihre Religion wie die der benachbarten und stammverwandten Mongolen war der Schamanismus der turanischen Rasse, verbunden mit Anbetung des Himmels. Bei den Mongolen werden ja Gott und Himmel mit demselben Namen Tengri benannt. Mit dem Buddhismus erhielten die Tibetaner von Indien aus zugleich auch eine gewisse Kultur, vor allem eine der indischen nachgebildete Schrift. Doch wirkte bald auch von China her die dortige Civilisation auf sie ein.

Im 7. Jahrhundert wurde in Tibet der Buddhismus als herrschende Religion durchgeführt durch den Herrscher Ssrongtsan Gampo, der von 629 an regierte (bis 698?) und seine Residenz in der später heiligen Stadt Lhassa nahm. Sein Minister Thumi Ssambhota hatte sich in Indien aufgehalten und soll die tibetanische Schrift gebildet haben. Die Bekehrung des Volkes ging sehr primitiv vor sich. Man lehrte es die 5 Gebote, die 3 Zufluchtsformeln und vor allem die vier magischen Worte ôm mani padmê hûm, welche unzählige Male rezitiert, geschrieben und in Gebetsmühlen umgedreht werden, aber auch auf Fahnen, an Bäumen, Felsen, Mauern angebracht wurden. Der einheimische Schamanismus wurde von der neuen Religion um so leichter geduldet, da ihre Verkündiger selbst schon einen starken Beisatz davon aus Indien mitgebracht hatten, wo damals die niedrigeren Religionen (Shivaïsmus) den Buddhismus in diesem Sinne beeinflussten.

Ihre eigentliche Verkörperung aber fand die buddhistische Religion in Tibet durch den Lamaïsmus. Lama ist das tibetische Wort für Vorsteher, Priester. In diesem Lande, wo es die buddhistischen Mönche mit einer tieferstehenden Rasse zu thun hatten, nahmen sie von Anfang an eine mehr priesterlich-amtliche Stellung ein, und es entstand hier eine ausgebildete Hierarchie, was den tibetanischen Buddhismus wesentlich vom indischen unterscheidet. Die höchsten Lama's sahen die weltlichen Chans nur als ihre Mandatare an, welche ihr Licht von ihnen hätten wie der Mond von der Sonne und übten nicht selten die oberste Gewalt im Lande aus.

Auch die wilden Mongolen fügten sich dem milden Joch des Buddhismus und liessen sich von ihm bezähmen. Ihr grosser Eroberer Tschingis-Chan war für seine Person nur von Einem Grundsatze durchdrungen: Ein Gott im Himmel und der Chan (eigentl. Chagan) auf Erden. Dem irdischen Alleinherrscher, d. h. ihm, dem Gott die Herrschaft auf Erden übertragen, soll man gehorchen wie Gott. Dagegen die übrigen Glaubenslehren und Ceremonien waren ihm gleichgiltig. Da seine Eroberungszüge die Völker in nie gesehenem Masse durcheinanderwarfen, kam er mit den verschiedensten Religionen in Berührung und wurde von ihren Sendlingen umworben, von nestorianischen, armenischen, katholischen Christen, von Buddhisten aus Indien, Tibet, China, von Muhammedanern, Konfuzianern u. s. f., ohne dass er für seine Person sich

eines dieser Sonderbekenntnisse angeeignet hätte, über welchen er, als der Alleinherrscher, sich erhaben dünkte. Er verhielt sich daher zu den einzelnen Kulten tolerant aus Indifferenz und empfahl in seinem Testament auch seinen Nachfolgern diese Haltung, welche sie noch einige Zeit beobachteten.

Der Bedeutendste unter ihnen, sein Enkel Chubilai[1]), äusserte noch zu Marco Polo: „Es gibt vier Propheten, welche von den vier verschiedenen Geschlechtern der Welt verehrt und angebetet werden: Die Christen betrachten Jesum Christum als ihren Gott, die Sarazenen Muhammed, die Juden Moses, und den Heiden ist Sogomombarkhan[2]) der höchste ihrer Götter. Ich achte und verehre alle vier und bitte den, welcher in Wahrheit der höchste unter ihnen ist, dass er mir helfen wolle.“ Aber obgleich er auch andere Religionen duldete und sogar (wie das Christentum) begünstigte, schloss er sich immer mehr dem Buddhismus an, und zwar nicht dem chinesischen Foïsmus, sondern dem tibetanischen Lamaïsmus. Dem Haupte desselben, dem Pagspa, d. h. dem Abte des Klosters zu Ssa-Kja, gestand er allerhöchste Befugnisse zu. Auch in China leistete er dem Buddhismus auf alle Weise Vorschub, und seine Nachfolger thaten darin noch mehr, so dass zahllose Klöster im Reiche entstanden und viele sich durch müssiges Mönchsleben den Steuern, dem Kriegsdienst u. dgl. entzogen und schon unter dem ersten Kaiser nach Chubilai in einer Provinz mehr als 500 000 zweifelhafte Asketen aus den Klöstern herausgetrieben werden mussten.

Ein tibetanischer Reformator stand auf in Tsongkapa (Sunkaba genannt), geb. c. 1355, † 1419, welcher den Orden der gelben Mönche stiftete, die sich durch gelbe Hüte oder Mützen auszeichneten, während bisher Rot die Farbe der Buddhisten in Tibet gewesen war. Tsongkapa forderte von seinem Anhang strengen Cölibat, während bis dahin die tibetanischen Kleriker in die Ehe treten und darin bleiben durften, bis ihnen ein Sohn geboren war (also mehr nach brahmanischer Weise). Auch beschränkte er die dem Buddhismus eigentlich fremde Magie, ohne ihrer doch ganz entraten zu können, und führte den Monlam ein, d. h. grosse Versammlungen zum Gebet, die alljährlich 15 Tage lang dauern und das buddhistische Kirchenjahr eröffnen. Diese Versammlungen bildeten das Stelldichein seiner Anhänger, der Gelbmützen aus dem ganzen Lande.

Das hierarchische System empfing ebenfalls durch diese immer weiter um sich greifende Bewegung einen neuen Impuls zu seiner Vollendung. Da die gelben Priester chelos sein sollten, konnte nicht wie bei den roten von Erblichkeit der Stellen die Rede sein. Um so mehr empfahl sich das System der Inkarnationen, das

1) Vgl. oben S. 34.

2) Nach Köppen II, 92 aus Shakjamuni und dem mongolischen Burchan (= Buddha) korrumpiert.

sich aus der buddhistischen Lehre von der Seelenwanderung und der Lehre von den Wiedergeburten der Buddha's allmählich ausbildete. Man blieb nicht bei der Annahme stehen, dass die Buddha's sich in Menschengestalt verkörpern könnten, sondern behauptete auch eine ununterbrochene Reihenfolge dieser Inkarnationen für gewisse Ämter, was man mit einem mongolischen Wort die chubilganische Erbfolge nennt: die Seele des Priesters (Lama) von höherm Rang gehe bei seinem Tode in ein eben jetzt empfangenes Kind ein und werde dann als Heiliger für die Stelle, welche der Verstorbene bekleidet hatte, wiedergeboren. Daher suchte man beim Tode der höchsten Würdenträger nach einem Kinde entsprechenden Alters, das sich als Buddha ausweise und fand immer auch ein solches; dasselbe wurde gewöhnlich etwa im Alter von 5 Jahren in seine Würde eingesetzt und bekleidete sie lebenslänglich. Natürlich hatte die Klerisei die Wahl (auf welche zu Zeiten immerhin auch der chinesische Hof einwirkte) und das Regiment in der Hand, letzteres um so mehr, da der Grosslama nicht gerade jedesmal ein hervorragender Geist sein konnte und auch wenig zur Thätigkeit aufgefordert wurde, vielmehr ein beschauliches Leben führen und sich von den Andächtignn verehren lassen sollte. Seine Bevollmächtigten waren thatsächlich die Inhaber der Gewalt, die sie in seinem Namen ausübten. Mit dieser Gewalt des Lama hatten erst die einheimischen Fürsten, dann der Hof von China zu rechnen. Merkwürdiger Weise sind es aber zwei oberste Lama's, welche seit der Zeit des Tsongkapa im hierarchischen System ebenbürtig nebeneinander stehen, beide aus der gelben Klerisei hervorgegangen. Sie weihen und segnen sich gegenseitig. Der bekanntere ist der in Lhassa residierende Dalai-Lama („Ozean-Priester"); der andere ist der Tescho-Lama, auch Bogdo-Lama genannt, dessen Sitz zu Taschilhumpo in Hintertibet. Ob aber auch an Rang beide sich gleichstehen, war doch der erstere schon durch seine Residenz, wohin als nach der heiligen Stadt viel gewallfahrtet wird, zu einer mächtiger eingreifenden Rolle bestimmt als der andere und fand bei den weltlichen Herrschern mehr Berücksichtigung. Als z. B. die Mandschu China eroberten, setzten sie sich sofort mit dem Dalai-Lama in Verbindung, und dieser besuchte sogar den ersten Herrscher dieser Dynastie in Peking.

Die Lamaïsche Hierarchie ist aber auch nach unten eine sehr ausgebildete[1]). Unter diesen beiden grössten Lama stehen zunächst die Chutuktu (mongolische Bezeichnung), ein Kollegium, das nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten zusammentritt. In den verschiedenen Landesteilen haben dieselben mehr oder weniger Rechte, im eigentlichen Tibet liegt die ganze Civilverwaltung in ihren Händen. Unter diesen stehen die Chubilgane, d. h. die Wiedergeborenen, die ebenfalls als lebende Buddha's

1) Siehe darüber Köppen II, S. 243 ff.

gelten. Dazu kommt eine Unzahl von Priestern, Mönchen, Novizen u. s. f. Diese Lama sollen von Almosen leben; allein sie nehmen viel ein für ihre geistlichen Funktionen, die bei Geburt, Namengebung, Hochzeit, Krankheit, Begräbnis u. s. f. nicht fehlen dürfen. Insbesondere auch ihre Seelenmessen für die Abgeschiedenen werden gut bezahlt. Dazu besorgen sie die Heilkunde, Astronomie, die Exorcismen und allerlei mit den hl. Geräten, Amuletten u. dgl. zusammenhangende Handwerke. Die Klöster sind oft reich an Grundbesitz und Vermögen. Gerade hier im hierarchischen Tibet ist die äusserliche Ähnlichkeit mit dem christlichen Katholizismus eine grosse. Ausser den zahlreichen Tempeln für den Kultus gibt es auch viele kleine Kapellen. Eine frappante Berührung mit dem christlichen Gebrauch der Kindertaufe findet sich hier ebenfalls: Bald nach der Geburt des Kindes (oft am 3. oder 10. Tage) wird an ihm bei der obengenannten Namengebung eine Art Taufe vollzogen. Auf dem Hausaltar werden dabei Kerzen und Rauchwerk angezündet. Der Priester liest oder spricht seine Weihegebete und taucht dann das Kind dreimal ins Wasser, indem er es dem Buddha weiht und ihm seinen Namen beilegt. Nicht selten wird dem Kindlein dabei auch das Horoskop gestellt, jedenfalls seine Geburtsstunde genau aufgezeichnet, da dieselbe astrologisch wichtig.

So niedrig diese Religion in mancher Hinsicht steht, und so ausgeartet sie, mit dem ursprünglichen Buddhismus zusammengehalten, erscheint, so lässt sich doch nicht bestreiten, dass sie auf diese rohen Tibetaner und die wilden, grausamen Mongolen und ähnliche Stämme einen zähmenden, mildernden Einfluss ausgeübt hat.

c) Buddhismus und Christentum[1]).

Unser schliessliches, theologisches Urteil über die geistige Bedeutung und den religiösen Wert des Buddhismus kann sich nur durch seine Vergleichung mit dem Christentum bestimmen. Zu dieser Vergleichung liegt um so mehr Veranlassung vor, da beide Religionen vielfache innere Berührungspunkte und äusserliche Ähnlichkeiten aufweisen, während sie allerdings in ihrem Wesen grundverschieden sind.

Beide ruhen auf einer längern historischen Entwicklung, deren Abschluss und Höhepunkt sie darstellen. Beide führen sich auf einen persönlichen Stifter zurück, und zwischen dem äussern Leben des Buddha und dem des Christus bestehen manche Ähnlichkeiten, obwohl eine wesentliche Abhängigkeit der einen Überlieferung von der andern nicht anzunehmen ist. Beide Meister wirken, predigend im Lande umherziehend und von einer Jüngerschar begleitet, durch

---

1) Vgl. u. a. Falke, Buddha, Muhammed und Christus, 2 Bde., Gütersloh 1896/97.

die geistige Macht ihrer Persönlichkeit und ihre Lehre. Beide, der Buddha wie der Christus, verkünden eine frohe Botschaft, Erlösung von allem Übel, und veranlassen die Gläubigen in gewissem Sinn mit der Welt zu brechen, um dieser Erlösung teilhaftig zu werden. Beide setzen in Erstaunen durch ihre erhabenen Sittenlehren, insbesondere die Forderung weitgehender Selbstverleugnung in der Liebe zu den Mitmenschen.

Damit ist schon angedeutet, dass diese beiden Gemeindestifter nicht auf ein Volkstum oder eine bestimmte Kaste sich beschränken, sondern die rein persönliche Gesinnung zur Bedingung der Zugehörigkeit zu ihrer geistigen Gemeinschaft machen. Folgerichtig haben denn auch beide sich die Aufgabe gestellt, allen Menschen das Heilmittel zu bieten und sie durch friedliche Mission zu gewinnen; beide Religionen beanspruchen, Weltreligion zu werden. Ihr äusserlicher Erfolg war denn auch, auf die Zahl ihrer Bekenner und Anhänger gesehen, annähernd gleich gross. Man rechnet heute c. 340 Millionen Christen und ebenso viele Millionen Buddhisten[1]). Eigentümlich ist, dass wie das Christentum vom semitischen auf den arischen Stamm übergegangen ist und hier seine stärkste Vertretung und bedeutendste geistige Entfaltung gefunden hat, so der Buddhismus ebenfalls, aus seinem arischen Stammlande verdrängt, bei einer fremden Rasse, der mongolischen (von Tibet bis Japan) seine ergebensten Anhänger fand.

Aber nicht nur hat der Buddhismus sich von der alten nationalen Brahma- und Vedareligion losgemacht wie das Christentum die nationale Hülle der alttestamentlichen Religion sprengte, sondern jene Aufgabe, eine Erlösung zu bieten, setzt auch in Indien einen Bruch mit der populären, alten, optimistischen Weltanschauung voraus, welcher freilich schon im Brahmanismus vollzogen, aber noch nicht vollendet war. In gewisser Weise ist hiezu analog, dass das Christentum eine Abkehr von der diesseitigen unmittelbaren Verwirklichung der Gottesherrschaft predigt und dadurch den Schwerpunkt ins Jenseits und in die Zukunft verlegt.

Diese geistigen Berührungen sind wichtiger als die äusserlichen, die zu einem grossen Teil sicher zufällig sind, zu einem kleineren vielleicht von Entlehnungen herrühren, welche aber erst bei der sekundären Fortbildung beider Gemeinschaften denkbar sind. So ist christlicher Einfluss auf die spätere Ausgestaltung des Buddhismus in spekulativer wie in kultischer Hinsicht nicht ausgeschlossen, und ebenso mag das umgekehrte Verhältnis zwar nicht bei der Entstehung der Evangelien, wie Seydel[2]) meinte,

---

1) Lassen, Ind. Altertumskunde[2] II (1873) gibt 340 Millionen Buddhisten und 337 Mill. Christen an.

2) Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre, Leipzig 1882 (hiegegen Oldenberg, TLZ 1882 S. 415 ff.) und derselbe, Die Buddha-Legende und das

aber bei der morgenländisch befruchteten Askese der altchristlichen Kirche statthaben.

Viel tiefer als diese Übereinstimmungen geht aber der Gegensatz, der zwischen diesen beiden Religionen besteht. Schon die Stifter derselben bieten in religiöser Hinsicht ein grundverschiedenes Bild dar. Der des Buddhismus ist erschreckt durch das Übel in der Welt, das ihm den Genuss des Lebens verdirbt, und brütet darüber, wie man den Menschen von diesem Übel frei machen könne. Der des Christentums ist von der Liebe zu seinem himmlischen Vater erfüllt und ganz von der Gemeinschaft mit ihm durchdrungen; er sieht es als seinen Lebenszweck an, dass das Reich dieses Gottes alles auf Erden beherrsche und als Zweck seines freiwilligen Todes, dass die Macht der Sünde gebrochen werde, welche Gott und die Welt trennt. Der Schaden, von welchem die Menschheit erlöst werden soll, wird also vom Christentum viel tiefer und ethischer gefasst.

Das Verhältnis zu Gott, welches im Christentum die Seele der Religion ist und dessen Wiederherstellung zu reiner Harmonie und vollster Gemeinschaft das Werk des Christus bildet, kommt sogar im Buddhismus ganz in Wegfall, der in seiner reinen Gestalt einen allesschaffenden, -beherrschenden und -beseligenden Gott nicht kennt und für den die Götter, wo er ihre Existenz anerkennt, nur untergeordnete, relative Wesen sind, welche ebenfalls die Phasen des Werdens und der Wiedergeburt durchlaufen, auf deren Hilfe jedenfalls der Mensch zu seiner Erlösung nicht angewiesen ist. Das Göttliche tritt im Buddhismus so sehr zurück, dass sich allen Ernstes darüber streiten lässt, ob er überhaupt als eine Religion anzuerkennen oder als blosse Philosophenschule zu betrachten sei. Diese Frage kann sich freilich nur auf den ursprünglichen, spekulativen Buddhismus, nicht auf die spätere Volksreligion beziehen, und auch in Hinsicht auf den Buddha selbst und seine Jünger muss zugegeben werden, dass ihre Lehre und Lebensweise auf religiöser, nicht auf rein philosophischer Grundlage erwachsen ist, und dabei ein starker mystischer Zug von Anfang an nicht fehlte. Es war ihnen im Grund nicht um das Erkennen, sondern um die Erlösung der Seelen aus dem Bereiche von unsichtbaren, transzendenten Mächten zu thun; aber allerdings ging ihr Streben negativ dahin, völlige Unabhängigkeit von allem, was ausser dem Menschen ist und auch vom eigenen Ich zu erlangen. So wird hier das Grundverhältnis der Religion, welches ein solches der Abhängigkeit von der Gottheit ist, in sein Gegenteil verkehrt, weil jede positive Erkenntnis Gottes mangelt. Dieser Mangel ist bis heute dem Buddhismus geblieben, soweit er seine Grundsätze nicht verleugnet hat. Es fehlt hier der Glaube, das Gottvertrauen, jeder Ansatz zur Gotteskindschaft, d. h.

Leben Jesu nach den Evangelien, Leipzig 1884, 2. Aufl. 1897 (hiegegen Oldenberg, TLZ 1884, S. 185 ff.).

das eigentliche Leben einer Religion, es fehlt das Gebet, an dessen Stelle die Meditation oder Versenkung tritt. So sehr konnte man freilich die Bedürfnisse des menschlichen Herzens nicht lange verkennen und unerfüllt lassen. Sobald die Anhänger der Religion sich mehrten und dieselbe nicht mehr bloss Sache einer Schule, sondern einer grossen Gemeinde, ja eines Volkes wurde, musste auch wieder eigentlicher Kultus da sein und für diesen fand sich im Buddha selber, der solches nicht begehrt hatte, das erste Objekt. Die Emanzipation von der Gottheit rächte sich durch um so krassere Abhängigkeit vom Menschen und sinnlichen Dingen (Reliquien, Bilder u. s. f.), in welche man geriet, sobald das natürliche religiöse Grundgefühl befriedigt sein wollte.

Ursprünglich wollte der Buddha nur der vor andern und in höherm Masse als die andern Erleuchtete sein, welcher die Wahrheit vom Übel durchschaut und so den Weg zum Nirvana entdeckt hatte. Er verkündigte diesen Ausweg aus dem Kreislauf des leidvollen Daseins, ohne dass er sich selbst als Erlöser hingestellt hätte; vielmehr liegt es in der Natur dieser Art von Erlösung, dass jeder den Weg selbst gehen und sich nach jenen Vorschriften durch Selbstzucht und geistige Arbeit läutern muss. Ein Mittler, der für die andern einträte, ist hier nicht denkbar. Der Buddha selbst vergleicht sich in einer gewiss alten Lehrrede[1]) mit demjenigen Küchlein, das zuerst von einer Brut die Eierschale zerbrochen hat und hervorgekrochen ist. „So habe auch ich unter den Wesen, die im Nicht-Wissen leben und wie in einem Ei verschlossen und befangen sind, die Eierschale des Nichtwissens zerbrochen und allein in der Welt die erhabenste, universale Buddhaschaft erlangt.“ Christus dagegen nimmt für sich in Anspruch, dass er durch seine Sendung von Gott ein neues Leben den Menschen bringe und durch seinen Tod ihnen den Zugang zum Reich Gottes erst eröffne, das Heil also ganz an seine Person gebunden sei[2]). In Bezug auf den Buddha bemerkt vielmehr Oldenberg[3]): „Es möchte paradox klingen, aber es ist zweifellos richtig, dass die buddhistische Lehre in allem Wesentlichen das sein könnte, was sie in der That ist, und sich doch der Begriff des Buddha aus ihr fortdenken liesse. Dass die unvergessliche Erinnerung an Buddha's Erdenleben, dass der Glaube an Buddha's Wort als an das Wort der Wahrheit, die Unterwerfung unter Buddha's Gesetz als unter das Gesetz der Heiligkeit — dass alle diese Momente für die Gestaltung des religiösen Lebens und Empfindens in der Gemeinde der Buddhajünger die höchste Geltung bewährten, braucht kaum ausgesprochen zu werden. Aber für die dogmatische Auffassung des einen grossen

---

1) Oldenberg, Buddha³ S. 374 f.

2) Siehe Christus und andere Meister, Rektoratsrede von C. v. Orelli, Basel 1893.

3) a. a. O. S. 372 f.

Problems, um welches allein sich die ganze buddhistische Dogmatik bewegt, der Frage nach dem Leiden und der Erlösung, steht das Dogma vom Buddha im Hintergrunde. In der Glaubensformel der vier heiligen Wahrheiten kommt das Wort Buddha nicht vor." Die Menschheit ist denn auch nicht an die Person dieses Einen Buddha gewiesen, sondern wie in früheren Perioden andere Buddha's dieses Werk der Lehrverkündigung besorgten, so werden in künftigen Zeitaltern andere es thun.

Aber auch die vielgepriesene Ethik des Buddhismus ist, bei allem Gleichklang in gewissen Forderungen, von der christlichen grundverschieden. Seine fünf Sittengebote decken sich fast mit denen der zweiten Tafel des Dekalogs; aber es fehlt jeder Ersatz für die erste Tafel, welche dort die Grundlage der zweiten bildet. Die buddhistische Liebe, welche allen Kreaturen soll entgegengebracht werden, ermangelt vor allem des Vorbilds der göttlichen Liebe, von welcher nach christlicher Erkenntnis die reinste Liebe des Menschen nur ein schwacher Abglanz ist. Echte Bruderliebe ist nur da möglich, wo man den gemeinsamen Vater kennt, von welchem der Buddhist nichts weiss. Für seine Menschenliebe fehlt ihm deshalb das wahre Objekt, die von Gott geadelte Seele, daher die Liebe zu den Tieren fast auf eine Linie mit der zu den Menschen gestellt wird, was Schopenhauer als einen Vorzug ansieht, während es in Wahrheit den Mangel an richtiger Würdigung der menschlichen Persönlichkeit verrät, wobei freilich der Wahn der Seelenwanderung trübend mitgewirkt hat. Die buddhistische Liebe zu allen Wesen, auch den Feinden, ist heroisch in ihrer Selbstentäusserung, aber im Grund doch egoistisch, wie dies selbst in den glänzendsten Beispielen von König Lebelang und Kunala (siehe oben S. 464 f.) hervortritt: Man soll versöhnlich sein auch gegen den Todfeind, weil dies allein zum Frieden und langen Leben führt; man soll die ärgsten Misshandlungen gelassen, ja dankbar über sich ergehen lassen, weil sie geistigen Gewinn bringen. Ebenso in den Mönchsregeln wird liebevolles Betragen gegen die Brüder eingeschärft, weil das Gegenteil der eigenen Seele schadet. Aber ein positiver Grund zur Nächstenliebe ist nicht vorhanden. Auch die natürlichen Bande, welche die Familie verknüpfen, haben keinen Wert, sondern bilden nur eine Hemmung für das geistliche Leben. Als dem Siddharta, kurz vor seinem Weggang von Hause, die Geburt seines Söhnchens Râhula gemeldet wurde, rief er aus: „Eine Fessel ist mir geschmiedet!" Es fehlt dieser buddhistischen Menschenliebe eben auch das positive Ziel, ohne welches die Liebe, die nach ihrem Wesen Leben erzeugt und erhält, keine Energie haben kann. Es geht ihr die Hoffnung ab; daher es bei einer kraftlosen Sympathie mit den Leidensgefährten bleibt, welche in dieser traurigen Existenz mitgefangen und im gleichen Werdeprozess begriffen sind, aus welchem es keine erlösende und heilende Wiedergeburt gibt. Der Ausweg aber, welchen Shakjamuni zeigt, ist, wie

er selber befürchtete, allzu schwierig, als dass die gemeinen Leute ihn auch nur verstehen könnten. Er setzt eine Denkkraft und Willensenergie voraus, wie sie nur einer kleinen Elite geschenkt sein können. Daher ists denn auch nicht weit her mit der Universalität der Heilsbotschaft des Buddha. Die kleinen, geringen, ungebildeten Leute hat er nicht in seine Weisheit einweihen können. Die Weiber wollte er lange gar nicht zulassen, die physisch Kranken und Gebrechlichen konnte er nicht gebrauchen. Hier ist wiederum der Gegensatz zwischen ihm und Jesus von Nazaret in die Augen springend. Vgl. nur Matth. 11, 25!

In neuester Zeit versucht etwa der Buddhismus auch in der Christenheit Propaganda zu machen, welche freilich über wertlose Eroberungen Einzelner, die am Christentum Schiffbruch gelitten haben und doch noch irgend eine mystische Religion begehren, nicht hinaus kommt. Diesen Bestrebungen dient ein episches Gedicht von Edwin Arnolds[1]), welches aber den Stifter des Buddhismus christlich idealisiert, und ein in Amerika, Asien und Europa verbreiteter „Buddhistischer Katechismus" des Präsidenten der theosophischen Gesellschaft, Henry S. Olcott[2]). Die beigefügten Anmerkungen zeigen, wie der Buddhismus mit der modernen Naturwissenschaft in Einklang gebracht und zugleich mit dem heutigen Spiritismus kombiniert wird, um ihm bei den entchristlichten Elementen der nordamerikanischen Bevölkerung Eingang zu verschaffen.

Dass die pessimistische Schule in der neuern Philosophie und die von ihr Inspirierten nach Schopenhauers Vorgang dem Buddhismus als der Religion des Weltschmerzes die Palme vor dem Christentum reichen, ist charakteristisch. Wenn aber gelegentlich von einer Religion der Zukunft geträumt wird, die aus Christentum und Buddhismus kombiniert werden soll, so beruht dies auf Verkennung des unversöhnlichen Gegensatzes, welcher diese beiden Religionen für immer scheidet.

4. Der Dschainismus[3]).

Shakjamuni war zu seiner Zeit nicht der einzige, der lehrend umherzog und die ihm anhangenden Jünger zu einem festen Orden verband. Und nach den neuern Forschungen scheint es, dass

---

1) The Light of Asia or the Great Renunciation. Being the life and teaching of Gautama, prince of India and founder of Buddhism 1879 (die 31. Aufl. erschien 1885).

2) Ein buddhistischer Katechismus nach dem Kanon des südlichen Indiens, bearbeitet von H. S. Olcott. Geprüft und zum Gebrauche für buddhistische Schulen empfohlen von H. Sumangala, dem Hohenpriester von Sripada und Galle. Deutsch Leipzig 1887.

3) H. T. Colebrooke, Essays (London 1858) S. 280 ff. — Lassen, Altertumskunde IV, 755 ff. — A. Weber, Über die heil. Schriften der Jaina, Indische Studien XVI. XVII. — E. Leumann, Beziehungen der

auch einem seiner Rivalen der Erfolg zu teil wurde, eine bis auf unsere Tage fortlebende religiöse Gemeinschaft zu gründen: die Religion der Dschaina's. Ihr Stifter führt bei ihnen den Ehrennamen Dschina (Überwinder), gelegentlich auch Buddha (wie übrigens auch die Buddhisten ihren Meister etwa Dschina nennen), namentlich aber Mahâvîra (ehrwürdiger Asket). Sein eigentlicher Personenname war Vardhamâna; daneben heisst er Gnatriputra. Seine Lebensgeschichte ist freilich noch mehr in Dunkel gehüllt als die des Buddha; sie ist im selben Masse der Gegenstand üppig phantasierender Legenden geworden, wie dessen Person bei den nördlichen Buddhisten. Immerhin spricht für die Geschichtlichkeit der Person des Mahavira, dass einige wichtige Züge der dschainistischen Tradition durch die buddhistische eine auffällige Bestätigung erhalten. Denn diese erzählen von einem Irrlehrer Nâtaputta (nach Bühler und Jacobi = Gnatriputra), mit welchem der Buddha zu schaffen hatte; und dafür, dass jener Dschina wirklich Zeitgenosse Shakjamuni's war, zeugt der Umstand, dass die Dschainaschriften ihn zur Zeit des Königs Bimbisara von Magadha und des weisen Gosâla leben lassen, die zur Umgebung des Buddha gehören. Auch nennen beiderlei Quellen die gleiche Stadt als Ort seines Ablebens. Die früher herrschende Meinung, wonach die Dschaina's nur ein sekundärer Absenker des Buddhismus wären, eine Sekte, die sich von diesem abgetrennt und ihrem vermeintlichen Stifter unter Nachahmung der Buddhalegende eine ähnliche Existenz angedichtet hätte (so Lassen, Weber, A. Barth), ist daher als irrig aufzugeben und dem Dschainismus eine selbständige und gleichaltrige Entstehung einzuräumen, welche natürlich einen Einfluss der buddhistischen Legende auf die dschainistische nicht ausschliesst. Jacobi (SBE XXII, S. XXXIV) vermutet sogar, der Dschainismus gehe auf vorbuddhistische Zeit zurück und sei von Mahavira nur reformiert worden. Bühler hat ihm darin beigestimmt.

Was das Leben dieses Heiligen betrifft, so fabeln die dschainistischen Schriften mit Vorliebe von den wunderbaren Umständen seiner Geburt. Er war nach ihnen der Sohn eines Königs Siddhârtha in Kundagrâma, wahrscheinlich aber eines angesehenen Edelmannes (Kschatrja) oder Häuptlings dieser Ortschaft, die in der Nähe der Stadt Vêsâli scheint gelegen zu haben, welche bald ein Hauptsitz dieser Lehre wurde. Seine Mutter soll die Schwester des Königs von Vesali und mit König Bimbisara von Magadha verwandt gewesen sein. Mehr noch als aus solchen Verbindungen erklärt sich aus seiner Zugehörigkeit zum Adel des Landes, dass er, wie der Buddha, unter den edeln Kschatrja besonders viele Anhänger fand. Während König Bimbisara beide

---

Jainaliteratur zu andern Literaturzweigen (Oriental. Kongress, Leiden 1883). — H. Jacobi, Gaina Sutras SBE XXII (1884). — Vgl. auch Chicago Congress Acts S. 1222 ff. — Ed. Lehmann bei Chantepie[2] II, 63 ff.

Rivalen begünstigte, war sein Sohn Kunika dem Buddhismus abgeneigt und wurde erst acht Jahre vor dem Nirvana des Buddha zum Beschützer seiner Lehre, vielleicht aus politischen Gründen, da er gegen den König von Vesali feindlich gesinnt war.

Betreffend den Lebenslauf Vardhamana's wird nicht unglaubwürdig erzählt, er habe im Alter von 28 Jahren nach dem Tod seiner Eltern die asketische Laufbahn eingeschlagen; 12 Jahre lang lebte er unter harten Kasteiungen, ging nackt umher u. s. w., bis er nach Ablauf dieser Zeit als allwissender Prophet, als Dschina, Mahavira anerkannt war. Dann zog er noch 30 Jahre im Land umher, verkündete seine Lehre und organisierte seinen Orden. Seine Anhänger führten den Namen Nirgrantha, „die von Fesseln Befreiten". Er wählte sich 11 Vertraute aus, von welchen aber nur einer, Sudharman ihn überlebte, dem die Leitung der Gemeinde nach seinem Tode zufiel. Mahavira selber starb in der Stadt Papa (Pâvâ), wie auch die Buddhisten von ihm (Nâtaputta) bezeugen. Einsam in des Königs Kanzlei sitzend und die Hauptstücke seiner Lehre rezitierend, verschied er, befreit von allen Plagen.

Die Lehre des Dschina ist auf den ersten Blick derjenigen des Buddha ungemein ähnlich. Beide setzen die Seelenwanderung voraus, mit Normierung der Wiedergeburt durch Verdienst oder Schuld der früheren Existenz; beide betrachten diese Welt als eine üble, aus welcher sie die Erlösung suchen. Vom Brahmanismus aber unterscheiden sich beide durch ihre Verwerfung des Veda und der darauf sich gründenden Opfer. Auch zogen sie zu ihrer erlösenden Askese von Anfang an besonders die Nichtbrahmanen (Kschatrja) heran. Im Dschainismus finden wir auch wieder wie im Buddhismus den Unterschied von Mönchen (jati's) und Laien (shrâvaka's = Hörern). An beiden Orten werden die Heiligen, welche sich durch ihre Askese über die Welt erhoben haben, hoch gefeiert. Nur ist die Askese selbst in den beiden Orden eine recht verschiedene. Während der Buddha zur Erkenntnis gekommen ist, dass die leiblichen Kasteiungen nicht von der Furcht des Todes befreien, und den Menschen eher vom wahren Ziele abführen, fordert der Dschainismus strengste Entsagung und Selbstpeinigung von dem, der von den Fesseln befreit werden will. Seine Mönche laufen daher am liebsten nackt umher. In diesem wichtigen Punkt ist er dem Brahmanismus näher geblieben. Ebensogross ist der Unterschied vom Buddhismus in der Auffassung des Wesens der Welt. Während die Buddhisten die brahmanische Lehre vom Âtman, dem weltbeseelenden Prinzip bekämpfen und der Seele kein bleibendes Wesen zuschreiben, legen die Dschaina's grossen Nachdruck auf die Realität der Seelen, die sie sich begrenzt, aber nicht nur in Menschen und Tieren, sondern auch in Pflanzen, ja im Wasser, in der Erde, im Wind und im Feuer wohnend denken. Die lebenden Wesen werden in 6 Klassen eingeteilt: 1) solche mit Erdkörpern, 2) mit Wasserkörpern, 3) mit Feuerkörpern, 4) mit Windkörpern, 5) Pflanzen. Diese haben alle

nur den Tastsinn. Die 6. Klasse, die wieder in vier Unterabteilungen zerfällt, hat 2—5 Sinne; der ersten Abteilung mit 5 Sinnen gehören manche Tiere, z. B. die Vögel, aber auch die Menschen und Götter an. Dem Seelenleben, welches das göttliche Prinzip ist, steht das nicht Seelische (Materie) gegenüber. Die Gebräuche der Dschaina haben zum grossen Teil den Zweck, die überall befindlichen Seelen zu schonen, ihnen kein Leides zuzufügen. Und das Nirvana, das sie bei ihrer Askese zu erreichen anstreben, ist infolge dessen viel positiverer Natur als bei den Buddhisten: Es ist der Zustand des ungetrübten Daseins der Seelen.

Auf die Erkenntnis legt auch der Dschainismus grossen Wert. In eigenartiger Weise hat er 5 Stufen derselben aufgestellt: „Richtige Erkenntnis ist fünffältig: 1) mati, richtige Auffassung; 2) shruta, klare Kenntnis; 3) avadhi, eine Art höherer Erkenntnis; 4) manahparjâja, klare Erkenntnis der Gedanken Anderer; 5) kevala, die höchste Stufe der Erkenntnis: Allwissenheit. Die vollkommen Erleuchteten, welche in der Welt als Propheten auftreten, heissen Tirthakara's (was dagegen bei den Buddhisten Irrlehrer bedeutet). Im unendlichen Weltlauf, der in riesige Perioden geteilt ist, sind deren 24 erschienen (während die Buddhisten 25 solche Erleuchtete zählen).

Dem Jati, welcher den von ihnen gewiesenen Pfad gehen will, sind fünf Hauptgebote vorgeschrieben: 1) kein Leben zu zerstören; 2) nicht zu lügen; 3) nicht zu nehmen, was man nicht geschenkt erhalten hat; 4) keinen geschlechtlichen Umgang zu pflegen; 5) aller weltlichen Begierde zu entsagen, insbesondere nichts sein Eigentum zu nennen. — Diese Gebote oder Verbote entsprechen, abgesehen von etwas verschiedener Reihenfolge fast ganz den fünf buddhistischen Hauptgeboten. (S. oben S. 463.) Nur ist das 5te viel umfassender als das buddhistische, keine berauschenden Getränke zu geniessen. Hier läge also sehr nahe, Abhängigkeit vom Buddhismus anzunehmen. Allein eine andere Möglichkeit verdient den Vorzug, nämlich dass die Dschaina wie der Buddha sich hier an brahmanische Vorschrift anlehnen. Denn auch der brahmanische Asket übernahm 5 Hauptpflichten, welche sich näher mit denen der Dschaina decken: 1) kein Lebendes zu verletzen; 2) Wahrhaftigkeit; 3) das Eigentum Anderer sich nicht anzueignen; 4) Enthaltsamkeit; 5) Freigebigkeit (welche bei den dschainistischen und buddhistischen Bettelmönchen von selbst in Wegfall kam).

Die heil. Schriften[1]) der Dschaina (im Magadhi-Dialekt abgefasst) sind verhältnismässig jung. Ihre Überlieferung selbst gibt an, ihre Lehre sei in der ältesten Zeit bloss mündlich vorgetragen und fortgepflanzt worden. Erst Devarddhi Ganin habe (nach 450 n. Chr.) den Kanon (siddhânta) niederschreiben lassen. Diese Nachricht ist nicht unglaubhaft. Da unter den Geräten, welche

1) Vgl. Näheres bei Jacobi, SBE XXII, Einl. S. XXXVII ff.

die Mönche mit sich führten, nie heilige Schriften genannt werden, ist in der That nicht wahrscheinlich, dass sie in der ältesten Zeit sich solcher zur Einprägung der Lehre bedienten. Hingegen ist kaum anzunehmen, dass bis ins 5. nachchristliche Jahrhundert gar keine Aufzeichnungen dieser Art bestanden. Die Nachricht wird so zu fassen sein, dass Devarddhi solche Texte sammelte, aus mündlicher Überlieferung ergänzte und zu einem förmlichen Kanon erhob. Dieser Kanon besteht aus 11 Anga's und 12 Upanga's. Wenn aber auch manche Stücke davon in vorchristliche Zeit zurückgehen mögen, so kommt doch auch Jacobi, der dies verficht, zu dem Schluss, dass die ältesten der jetzt vorliegenden Schriften nicht früher als c. 300 v. Chr. können verfasst sein, so dass sie immer noch durch einen Zwischenraum von c. 200 Jahren vom Ursprung der Sekte getrennt wären. Doch weist er hin auf die öfter erwähnten Pûrva's als auf ältere, verloren gegangene Schriften, an deren Stelle allmählich der neue Kanon getreten sei. Besonders geschätzt ist bei den Dschaina's das „Kalpa Sutra", welches phantastische Lebensbeschreibungen der Dschina's, voran des Mahavira, und Regeln für die Jati's (Mönche) enthält.

Trotz des beträchtlichen Umfangs dieser Litteratur und mannigfacher Ähnlichkeit derselben mit der buddhistischen, reicht sie doch an die geistige Tiefe und Bedeutung der letztern von ferne nicht hinan. Sie erschöpft sich meist in Äusserlichkeiten. Namentlich wird immerfort mit peinlicher Ängstlichkeit eingeschärft, dass man ja kein Lebendes verletze, z. B. vor dem Gebrauch des Wassers dieses durchseihe, damit nur empfindungsloses Leben darin zurückbleibe[1]). Ausserdem wird stetig gewarnt vor jeder Handlung, die einen Gewinn oder Lohn (karman) bezwecke. Sammlung und Entsagung führen dazu, dass die Ursachen der Sünde zerstört werden. Gleichgiltig gegen Hitze und Kälte, Lust und Schmerz fühlt der Nirgrantha nichts von der Strenge seiner Askese. Er handelt nie nach Zwecken, noch weniger gewaltthätig; er hat keine feindlichen Gedanken, und so befreit er sich und andere vom Elend des Daseins. Kann er ohne das sein Gelübde nicht halten, so wird ihm der Selbstmord empfohlen, der den Buddhisten verboten war. Das alles aber wird nicht mit jener psychologischen Feinheit und in den anmutigen Bildern vorgeführt, welche wenigstens gewisse Stücke der buddhistischen Schriften auszeichnen; um so breiter ergeht sich die Reglementiersucht in ihren Vorschriften über Nahrung, Kleidung u. dgl. und geistlose Phantasie in der Ausmalung der Geburt des grossen Überwinders.

---

1) In Chicago rühmte ein Dschaina, schon lang vor Entdeckung des Mikroskops hätten seine Weisen über die Empfindungsorgane des kleinsten Tierchens Rechenschaft geben können (WPR S. 1223). Allein es ist längst bekannt, wie schlimm für sie die Erfindung des Mikroskops war. Als ein Mönch zu Benares sich von der Menge der Tierchen in einem Wassertropfen überzeugte, gelobte er nicht mehr zu trinken und starb. Ch. Coleman, Mythology of the Hindus, Lond. 1832, S. 221.

Die Entwicklung und Geschichte dieser religiösen Gemeinschaft liegt fast ganz im Dunkeln. Sie muss eine bedeutende Ausdehnung gewonnen haben nicht nur im nördlichen Indien, sondern auch im Dekhan und auf Ceylon. Frühe spaltete sie sich in zwei Sekten, die mehr im Norden wohnenden Shvetâmbara (d. h. Weissgekleideten) und die südlichen Digambara (die Nackten, eig. in Luft Gekleideten). Die letzteren (welche übrigens nur bei den Mahlzeiten ihre Kleider ganz ablegten) bildeten die strengere asketische Richtung; sie nahmen keine Weiber in den Orden auf, während sonst in den heil. Schriften stets auch auf Nonnen Rücksicht genommen ist und auch Jüngerinnen des grossen Meisters (Mahavira) aufgeführt sind. Auch zu der Zeit, da der Buddhismus unterdrückt und aus dem Lande verdrängt wurde, haben sich die Dschaina in Indien behauptet, wohl infolge ihrer näheren Verwandtschaft mit dem Brahmanismus, welche auch darin zu Tage trat, dass sie die Hindugötter auch anbeteten, während sie z. B. die Reliquienverehrung der Buddhisten verabscheuten. — Noch heute gibt es in Indien eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl von Dschaina's. Sie schätzen sich selbst etwa auf anderthalb Millionen [1]); sie sind friedliebende, wohlhabende Leute, Bauern [2]) und Städter. Die Jati's sind jetzt ihre Priester, welche von Jugend auf dafür bestimmt und erzogen werden. Sie bleiben ehelos und haben die Obliegenheit, die hl. Schriften zu lesen und den Laien zu erklären, sowie die gottesdienstlichen Ceremonien auszuführen. Prächtige Tempel sind dafür vorhanden. Auch an Spitälern für Tiere fehlt es nicht. Aber das eigentlich Religiöse tritt, wie es bei dem Fehlen einer kräftigeren Gotteserkenntnis nicht anders sein kann, hinter populär-philosophischer Spekulation über die Zustände und Lebewesen der Welt und ceremoniellen Satzungen zurück. Ihr Vertreter am Kongress von Chicago (1893) sprach sich dahin aus [3]): „Gott im Sinn eines ausserweltlichen persönlichen Schöpfers hat keinen Raum in der Dschaina-Philosophie. Sie leugnet ausdrücklich einen solchen Schöpfer als unlogisch und bedeutungslos im allgemeinen Schema des Universums. Aber sie stellt fest, es gebe eine feine Essenz, welche allen Substanzen zu Grunde liege, sowohl bewusst als unbewusst, welche ewige Ursache aller Veränderungen werde und Gott heisse."

1) WPR S. 96. Vgl. unten S. 526.
2) Das Pflügen ist ihnen freilich untersagt wegen der damit verbundenen Tötung lebender Wesen.
3) Ebenda S. 1224.

5. Der Hinduismus[1]).

a) Allgemeine Charakteristik.

Dem Hinduismus mangelt im Unterschied vom früheren Brahmanismus die systematische Einheitlichkeit. Es ist eine aus verschiedenen, nie völlig ausgeglichenen Strömungen erwachsene Religion. Eine gleichwertige Weiterbildung war nach dem Buddhismus nicht mehr möglich. Statt dessen arten die bisherigen Erscheinungen aus und vermengen sich mit einander. Letzteres geschieht nicht nur zwischen Brahmanismus und Buddhismus, sondern auch zwischen der brahmanischen und der Volksreligion, ja zwischen arischer und dravidischer Religion. Angesehene Guru (Lehrer, Religions- oder Sektenstifter) hatten die Vedalehre ins gemeine Volk hineingetragen, sie aber durch Aufnahme der beliebtesten Volksgötter und Helden ihm geniessbarer gemacht. So entstanden vielerlei lokale „Sekten", die sich aber mehr und mehr um die beiden Götter Vischnu und Shiva gruppierten, welche neben Brahma im Hinduismus als die drei Hauptgötter mit einander konkurrieren. Diese Centralisation, die gewiss das Werk der Lehrer ist, vollzog man namentlich durch die jetzt beliebt werdende Vorstellung der Avatara's, d. h. Verkörperungen (eig. „Niedersteigungen") der Gottheit, wodurch man alle Volksgötter und Heroen, auch gefeierte Sektenhäupter, als Incarnationen des Hauptgottes (Vischnu oder Shiva) erklären konnte. Auch fehlt es nicht an Versuchen, die drei Hauptgötter in Eine Gottheit zusammenzufassen.

Der wohl tausendjährige Kampf zwischen Brahmanismus und Buddhismus hat mit einem völligen Siege des ersteren und der Verdrängung des letzteren aus dem Lande seiner Geburt geendigt. Der Buddhismus konnte sich nur in Hinterindien und auf Ceylon behaupten, während er ausserhalb des indischen Bodens, besonders in den weiten mongolischen Gebieten (Tibet, China) seine Eroberungen immer weiter ausdehnte. Dass in Indien selbst diese neue Lehre trotz mächtiger Gönnerschaft (Ashoka) und zeitweiligen Triumphes schliesslich der alten Religion weichen musste, beweist, wie starke Wurzeln das Brahmanentum mit seiner ehrwürdigen Askese, seiner altheiligen Litteratur und seiner festen sozialen Gliederung im Bewusstsein der Inder geschlagen hatte. Es ist aber auch darauf zurückzuführen, dass der Brahmanismus zum Teil aus eigenem Antrieb, zum Teil wohl auch im Wettstreit mit

---

1) Vgl. besonders H. T. Colebrooke, Miscellaneous Essays, ed. by E. B. Cowell (2 Bde. 1873). — H. H. Wilson, Works ed. by Rost (5 Bde. 1861—65). — Charles Coleman, The Mythology of the Hindus, Lond. 1832. — B. Ziegenbalg, Genealogie der malabarischen Götter, Madras 1867. — Ausserdem Lassen (IV, 569 ff.), Wurm, Lehmann-Chantepie² (II, 114 ff.).

der gegnerischen Lehre und in Anlehnung an diese sich volkstümlicher gestaltet hatte. Es war das das Werk mehr oder weniger selbständiger Lehrer, die dem gemeinen Volke, dem die vedischen Götter verblasst waren und das mit den brahmanischen Abstraktionen nichts anfangen konnte, im Anschluss an den Veda, aber auch an das volkstümliche Epos und den lokalen Aberglauben, eine greifbarere und populärere Religion boten, welche gelegentlich an geistiger Erhabenheit dem alten Brahmanismus nichts nachgab, wie z. B. die Lehre des Râmânuja, eines Brahmanen des 12. Jahrhunderts im südlichen Indien[1]), oft aber auch mit niedrigem Fetischglauben und Zoolatrie versetzt war, namentlich da, wo solche aus der dravidischen Bevölkerung eindrangen. So entstand eine grosse Mannigfaltigkeit von lokalen Religionsgenossenschaften, die jedoch durch gewisse vedische Gestalten und Ideen zusammengehalten waren. Auch ist bei aller Zersplitterung ein starker Zug zur Vereinigung spürbar, der ohne Zweifel bewussterweise durch den Lehrstand verstärkt wurde, so dass sich die verschiedensten mythologischen Figuren je um einen Hauptgott gruppierten.

Der Gott Brahma freilich konnte diese Stelle im volkstümlichen Glauben nicht einnehmen; dafür war er zu abstrakt, er blieb nach wie vor Brahmanengottheit. Dagegen bewegt sich die volkstümliche Religion um Vischnu oder um Shiva. Diese beiden herrschen schon in manchen Partieen der Epen Mahabharata und Ramajana vor, während sich Indra mehr in seinen Himmel zurückgezogen hat. Dabei ist allerdings wahrscheinlich, dass in jenen Heldengedichten die Stücke, welche Vischnu und Shiva feiern, später von Verehrern dieser Götter eingeschaltet sind.

Besonders merkwürdig ist eine neue Erscheinung, die der Hinduismus gebracht hat, die Avatara, d. h. das Herabkommen des Gottes in einer beliebigen Gestalt. Man hat diese Vorstellung oft auf den Buddhismus zurückgeführt, und richtig ist ja, dass die Buddhisten in ihrem menschlichen Haupte einen willkommenen, persönlichen Helfer vor dem Brahmanismus voraus hatten, was für das populäre Bewusstsein einen grossen Vorzug bedeutete. Der Hinduismus mag mit Gestalten wie Krischna einen Ersatz dafür haben bieten wollen. Allein eine näherliegende Erklärung bietet die Annahme, dass man dem Volke einen Hauptgott belieben wollte. Man that dies so, dass man die ihm liebsten Götter und Heldengestalten als Incarnationen dieses Gottes erklärte. In diesem Sinne sind die alten Epen überarbeitet und theologisch bereichert worden. Aber nicht bloss Heroen wie Krischna, Rama, auch geschichtliche Persönlichkeiten, namentlich gefeierte Religionslehrer, in welchen der pantheistisch gerichtete Hindu leicht etwas Gött-

---

1) Ebenda trat um 1400 n. Chr. der grosse Reformator Râmânanda auf, welcher in der Volkssprache (Hindi) lehrte und die religiösen Ceremonien sehr niedrig anschlug.

liches erblickt, konnten so als Erscheinungen der Gottheit ausgegeben werden. Vom Vischnu werden besonders viele Avatara (gewöhnlich 10) erzählt; aber auch von Shiva und selbst Brahma und anderen Göttern wird ähnliches gefabelt, der Gott wird dabei im Himmel unbeschränkt weiter regierend gedacht, während seine Verendlichung als sein alter ego auf Erden lebt und wirkt.

Ein letzter Schritt zur Vereinheitlichung der Gottheit wurde damit gethan, dass man gelegentlich die drei Hauptgötter, welche jetzt um die höchste Stelle sich bewarben, unter einander kombinierte. Dies geschicht z. B. von den Verehrern des Vischnu so, dass sie diesem den Brahma und Shiva unterordnen. Aber es werden auch die Dreie in eine Art Dreieinigkeit (die freilich wenig innerliche Ähnlichkeit mit der christlichen hat), d. h. als drei Seiten des göttlichen Wesens zusammengefasst. Diese Dreiheit, Trimurti, wird in drei unter sich verwachsenen Gestalten abgebildet, wobei Brahma die Vorderseite einnimmt, mit Almosentopf und Rosenkranz in der Hand, Vischnu rechts und Shiva links zu sehen ist. Man schreibt dabei Brahma die Rolle des Schöpfers zu, Vischnu die des Erhalters, Shiva die des Zerstörers. So hat man künstlich für alle dreie als Seiten des göttlichen Wesens Raum geschafft. Eigentlich aber ist jeder der dreie vielseitiger und von seinen Verehrern als allbeherrschende Gottheit anerkannt. Sie sind eigentlich nicht auf einander angelegt, sondern die Gottheiten dreier Religionen, der Priesterreligion und der beiden Volksreligionen, die sich alle dreie freilich mannigfach berühren.

So ist der Hinduismus, unter welchem Namen man alle dreie befasst, allerdings dem alten Brahmanismus entsprungen. Aber nur die Religion der Priesterkaste bildet dessen direkte Fortsetzung. Sie pflanzte ihren Veda fort, und Manu blieb ihr Gesetzbuch. Auch die alte Philosophie wurde in diesem späteren Zeitraum erst konsequent ausgebildet[1]). Allein die Volksreligionen hatten viel Fremdartiges aufgenommen. Irreführend ist es immerhin, den Anhang des Vischnu und Shiva als „Sekten" zu bezeichnen, da sie im nationalen Leben den breitesten Raum einnehmen.

Die litterarischen Produkte der volkstümlichen Sekten und Religionen sind die Purana (= alte Überlieferung), welche grossenteils an die Epen anknüpfen, den Stoff aber mythologisch und theologisch weiter ausführen und manche eigentümliche Erzählungen und Fabeln sowie auch gottesdienstliche Vorschriften bieten. Die 18 erhaltenen Purana stammen erst etwa aus dem 12. Jahrhundert. Dazu kommen noch 18 Upapurana. Einer shivaitischen Sekte gehören die Tantra an, magische Formeln enthaltend.

Endlich sei noch daran erinnert, dass auch auswärtige Einflüsse den Hinduismus berührt haben, deren Spuren da

1) Vgl. oben S. 433 f.

und dort nicht zu verkennen sind. Schon in den letzten Jahrhunderten v. Chr. pflogen die Griechen dauernde Beziehungen mit Indien. Dann drangen skythische und tatarische Stämme ein und setzten sich auf mehrere Jahrhunderte fest; später muhammedanische, so dass der Islam seit 1000 n. Chr. weite Strecken des Landes beherrschte. Seit dem 15. Jahrh. überschwemmten es nochmals muhammedanische Mongolen und richteten schliesslich das Reich des Grossmogul zu Delhi auf. Christliche Einwirkungen fanden jedenfalls schon seit dem 5. Jahrh. statt, wo Missionare nestorianischen Bekenntnisses („Thomaschristen") bedeutende Erfolge erzielten. Im 16. Jahrh. folgten diesen römisch-katholische und im 18. protestantische nach. Ein mächtiger Faktor in der Gestaltung des Lebens und Denkens im neuern Indien war ausser der Mission der steigende Einfluss der christlichen Kultur.

b) Die drei Hauptgötter und die Religionen des Hinduismus.

α) Brahma. Was den Gott Brahma betrifft, so sahen wir S. 428, dass er schon im ältern Brahmanismus männlich, nicht mehr nur neutrisch, gefasst und mit einer Gattin Sarasvati verbunden wurde. So ist er fortan im Hinduismus heimisch. Er stellt hier als der Sprecher des schöpferischen Wortes den Anfang oder Ursprung aller Dinge dar. Er ist aber mehr ein Gott der Gelehrten als des Volks und gehört immer noch mehr der Gedankenwelt und dem System als der epischen Mythologie an. Immerhin wird er nicht selten abgebildet, meist mit vier Köpfen und vier Händen, in welchen er den Veda, den Rosenkranz, den Opferlöffel und die Wasserschale hält. Während er aber so den alten Kultus darstellt, ist er selbst kaum Gegenstand des öffentlichen Kultus. Dagegen hat seine Gattin Sarasvati als Göttin des Wissens, der Beredsamkeit, Musik, Bildung, jährlich einmal ein Fest, wo ihr besonders von der lernenden Jugend Blumen, Reis und Wohlgerüche dargebracht werden und die Hindu's sich des Lesens und Schreibens enthalten, das von dieser Göttin stammt.

β) Vischnu. Wir sahen (S. 407 f.), dass Vischnu im Rig-Veda eine untergeordnete Stelle als Sonnengott einnimmt, der die Welt mit drei Schritten durchmisst. In der nachbuddhistischen Zeit tritt er so sehr in den Vordergrund, dass er Indra verdrängt und zum Hauptgott wird, wie die Epen zeigen, deren Lieblingsgott er ist. Sein Charakter ist ein freundlicher, den guten Menschen wohlgesinnter und hilfreicher. Seine liebste Gattin ist Lakschmi, die Göttin der Schönheit, Fruchtbarkeit, Ehe, des Erntesegens und Reichtums. Seine welterlösende und menschenfreundliche Thätigkeit beweist er namentlich als Gott der Ava-

tara's: So oft das Elend der Welt in einem Zeitalter zu gross wird, steigt er in einer beliebig angenommenen Gestalt hernieder, um sie zu erlösen. Man zählt nach späterem Schema 10 solche Verkörperungen. Die Auffassung der Gottheit ist in den Volksreligionen eine persönlichere und lebendigere als im Brahmanismus und nähert sich bei den edelsten Vertretern des Vischnuismus einem erhabenen Theismus. Auch das rechte Verhalten zu ihr wird von ihnen tiefer gefasst, nämlich als Hingabe in Vertrauen und Liebe (bhakti).

Die zehn Avatare Vischnu's sind: 1) Die Legende von der Incarnation des Vischnu als Fisch ist eine vischnuitische Variante der S. 430 f. angeführten brahmanischen Flutsage. Entpuppte sich dort (im Mahabharata) der rettende Fisch bei der grossen Flut als Brahma, so ists nach dem Matsja-Purana Vischnu, der dem Geretteten erscheint und ihn über Entstehung und Schicksale der Welt belehrt. Auch bringt dieser Fisch nach dem Bhagavata-Purana den durch einen boshaften Dämon in den Abgrund des Meeres entführten Veda zurück. — 2) Als Schildkröte erscheint Vischnu in den Epen und Purana's. Dieses Tier ist Symbol der die Welt oder Erde tragenden Kraft. Götter und Dämonen vereinigen sich, um die Unsterblichkeitsspeise (amrita) zu bereiten. Zu diesem Zweck buttern sie nach Anweisung Vischnu's das Milchmeer, indem sie den Berg Mandara mittelst der um ihn geschlungenen Unendlichkeitsschlange darin umdrehen. Vischnu stellt sich als Schildkröte unter den Berg und bietet so die nötige feste Unterlage. Auch sorgt er dafür, dass die Götter, nicht die Dämonen die gewünschte Speise erhalten. Bei jenem Prozess gingen ausser der Amritaschale noch andere kostbare Dinge aus jenem gequirlten Meer hervor, z. B. die Kuh des Überflusses, die Weingöttin, der Baum mit allen Früchten, der Mond, die Glücksgöttin Shri u. s. f. „Die Bedeutung dieser Incarnation ist offenbar eine kosmogonische. Aus dem Urmeer soll nach indischer Anschauung die Welt nach jedem Weltuntergang wieder entstehen. Wie kann aus der Flüssigkeit etwas Festes hervorgehen? — Dafür hatte das Volk ein Bild in der Bereitung der Butter." [1]) — 3) Ebenso hat der dritte Avatar kosmogonische Bedeutung, wo Vischnu als Eber mit seinen Hauern die durch Dämonen in den Abgrund des Urmeers versenkte Erde herausgräbt und heraufbringt, um sie wieder an ihren Ort zu setzen, nachdem er dem König der feindlichen Asura's, Hiranjâkscha, den Bauch aufgeschlitzt hat. — 4) Vischnu in Gestalt eines Mannlöwen, d. h. eines Mannes mit Löwenkopf, tötet den Bruder des eben genannten Dämonenkönigs, Hiranjakashipu, welcher die Herrschaft der drei Welten an sich gebracht hatte und tyrannisch regierte, indem er dem Vischnu trotzte. Diese vier ersten Avataren werden dem

1) Wurm, Gesch. der ind. Religion S. 230.

ersten Zeitalter (s. oben S. 430) zugeteilt. Es folgen dann mehr menschliche Incarnationen:

5) Vischnu erscheint als Zwerg. Ein Dämonenfürst Bali hat durch seine Askese und seine Opfer so grosse Macht erlangt, dass er für die Götter unüberwindlich und gefährlich geworden und im Begriff ist, sie ganz aus ihrer Herrschaft zu verdrängen. Da wendet sich der besorgte Indra an Vischnu. Dieser erscheint vor dem trotzigen Herrscher als zwerghafter Brahmane und bittet sich von ihm so viel Land aus, als er mit drei Schritten abmessen könne. Der König sagt ihm die Bitte eidlich zu und giesst ihm zur Bekräftigung Wasser auf die Hände. Da schwillt der Zwerg riesenhaft an und durchschreitet mit drei Schritten Erde, Luftraum und Himmel, so dass dem Tyrannen nur die Unterwelt als Herrschaftsgebiet bleibt. Hier tritt der ursprünglich solare Charakter Vischnu's noch deutlich hervor (S. 407). — 6) Vischnu erscheint als Parashu Rama (d. h. Rama mit dem Beil). Dieser Avatar hat den Kampf zwischen Brahmanen und Kschatrja um die Oberhoheit zum Gegenstand. Der Vater des Rama, ein Brahmane, war von den ungerecht und gewaltthätig herrschenden Kschatrja erschlagen worden. Da führt der Sohn einen blutigen Vertilgungskrieg gegen diese, und dank der ihm geschenkten Streitaxt Vischnu's und dessen ehernem Bogen besiegt er die Kschatrja in vielen Schlachten und vernichtet sie völlig. Darauf begründet Parashu Rama verfassungsmässig das Brahmanentum und verbreitet die Kultur in den Gangesländern. — In diesen mythischen Schilderungen hat sich eine Erinnerung an gewaltsame Kämpfe zwischen den beiden edelsten Kasten erhalten. Wenn auch die Brahmanen, sofern sie der ihnen vorgeschriebenen Lebensweise treu blieben, wenig zu Kriegen taugten, so handelt es sich schwerlich um bloss geistig geführte Kämpfe; es ist vielmehr ganz glaublich, dass sie ihren grossen Einfluss auf die untern Kasten gelegentlich dazu gebrauchten, um die Königsherrschaft gewaltsam zu brechen und dass sie auf diese Weise ihr Ansehen zu erhöhen wussten. — 7) Vischnu als Ramatschandra, auch einfach Rama genannt, ist der grosse Held des nach ihm benannten Epos Ramajana. Er ist von Geburt an Incarnation Vischnu's und deshalb dem Parashu Rama, der erst als Mensch lebte, an Kraft überlegen. Seine schöne Gattin Sîta wird ihm von dem riesenhaften und dämonischen König Râvana durch die Luft nach seinem Inselreich Lankâ (Ceylon) entführt. Um sie wiederzugewinnen, leistet ihm ein Affenkönig mit seinem Volke besonders wirksame Hilfe, namentlich durch seinen Feldherrn Hanumân, welcher mit einem Sprung auf die Insel übersetzt und die Herausgabe der Geraubten fordert. Da man ihm dort den Schwanz anzündet, rächt er sich so, dass er auf den Dächern umherhüpfend die Stadt in Brand steckt. Dann erfolgte der oft abgebildete Sturm auf Lanka, wobei die Affen Felsblöcke in die Meerenge warfen und so einen Damm nach der Insel hinüber bauten, auf welchem die Armee

von Affen und Bären gegen die Rakschase von Ceylon vorrückte, welche nach hartem Kampfe besiegt wurden. Rama bekam seine Gattin wieder. Die Mitwirkung des Affenvolkes kann nicht befremden, da die Ureinwohner von den Ariern nicht anders als solche Tiere angesehen wurden. Wenn die Sage einen historischen Kern hat, was freilich sehr fraglich, so erinnert sie an das Vordringen der Arier bis nach Ceylon, wobei ihnen einheimische Stämme Beihilfe geleistet haben können.

8) Vischnu als Krischna eröffnet das dritte Zeitalter. Dieser achte Avatar ist der wichtigste und berühmteste. Die in den drei letzten Avataren auftretenden Erscheinungen des Gottes sind für die Religion bedeutsame Figuren, so 8) und 9) geradezu Religionsstifter. Krischna ist für die Verehrer Vischnu's ebenso wichtig und von ihnen ebenso hoch gehalten wie dieser Gott selbst. Von ihm wird schon im Mahabharata erzählt, dann weitläufiger in den Purana's: Da die Macht des Bösen auf Erden überhand genommen hatte, brachte die Erde in Gestalt einer Kuh ihre Klagen vor die versammelten Götter wegen der Tyrannei der Könige, besonders des Kansa und der bösen Asura's. Die Götter klagten durch den Mund des Brahma die Not dem Vischnu, der sich entschloss, als Mensch zu erscheinen, um Erlösung von diesen schlimmen Mächten zu schaffen. Er liess ein weisses und ein schwarzes Haar zur Erde fallen; jenes kam zur Welt in Bala Rama, dieses in seinem Bruder Krischna („der Schwarze"). Sie sind Söhne der Devaki, der Schwester jenes Kansa, welcher ihnen nachstellte, da er durch eine Prophezeiung misstrauisch gemacht war. Bei der Geburt des achten Kindes jener Mutter (Krischna), vor dem man ihn besonders gewarnt hatte, befahl er sogar, alle neugeborenen Knäblein zu töten; Krischna entging ihm doch, man hatte ihn zu Hirten geflüchtet, in der Hütte eines solchen wuchs er auf. Einem Herakles ähnlich tötete er schon als zarter Knabe die nach ihm ausgesandten Unholde aller Art. Und wie sich selbst, wusste er auch die Hirten in seiner Umgebung zu schützen und erlangte ihr höchstes Vertrauen. Auf seinen Rat opferten sie nicht mehr dem Indra, der kein Gott für Hirten sei, sondern verehrten nach seiner Weisung einen Berg, beziehungsweise den Krischna selbst, der sich auf den Gipfel stellte und ausrief: ich bin der Berg. Und als Indra sich durch furchtbares, alles überflutendes Unwetter rächen wollte, hob Krischna den Berg mit einem Finger in die Höhe, dass er das Land wie ein Regenschirm beschützte. Ebenso bezwang er in gewaltigem Ringkampfe die böse Schlange Kâlija, welche die Wasser vergiftete, drückte ihr den Kopf zusammen und tanzte auf ihr herum, so dass das ganze Schlangengeschlecht sich vor ihm demütigen musste. — Nach seiner liebenswürdigen Seite zeigte sich Krischna den Hirtenmädchen (Gopa's) gegenüber, mit denen er tanzte und sinnliche Liebe pflog. Der König Kansa lud ihn mit seinem Bruder Bala Rama an den Hof zum Kampfspiel ein, um sie durch seine stärksten Kämpfer töten

zu lassen, wurde aber selber bei diesem Anlass von Krischna umgebracht. Aber auch an den Kämpfen der Kuru und Pandu (Mahabharata) nimmt er eifrigen Anteil, weniger als Kriegsheld denn als Weiser, Ratgeber, freundlicher Berater der Kämpfenden. In der Wahl seiner Mittel ist er dabei nicht wählerisch, sondern nimmt auch zu betrüglicher List seine Zuflucht. Es ist aber überhaupt diese Gestalt des Heldenfreunds älter als ihre Kombination mit Vischnu. Die spekulativ vollendete Lehre der Verehrer Vischnu-Krischna's ist in der Bhagavad Gita, von der gleich die Rede sein wird, niedergelegt.

Zum vierten Zeitalter rechnet man den neunten und zehnten Avatar. 9) Als neunte Incarnation Vischnu's erscheint merkwürdiger Weise der Buddha, worin wir es offenbar mit einem Versuch zu thun haben, diesen Heiligen dem brahmanischen System einzuordnen. Doch ist dies nicht allgemein anerkannt und nur von einer Sekte mit besonderem Nachdruck gelehrt worden, von den Bauddha-Vaischnava's, in welcher beide Religionen sich verschmolzen. — 10) Als Kalki wird Vischnu in der Zukunft erscheinen. Wenn gegen Ende des gegenwärtigen Zeitalters (Kalijuga), das 1200 Götterjahre (= 360 000 Menschenjahre) dauert, die Macht des Bösen derart wird überhand genommen haben, dass ein völlig trostloser Zustand eingetreten ist, indem die Gebote des Veda ausser Übung geraten, die Menschen physisch und geistig verkommen sind und überall Ungerechtigkeit herrscht, da erscheint Vischnu als Kalki, ein unwiderstehlicher Krieger und besonders gerechter Richter, der die Bösen vertilgt und das heilige Recht auf Erden wieder einrichtet. Die noch lebenden Menschen werden verklärt und das erste, glücklichste Zeitalter (Krita-Juga) kehrt wieder. Erst spät (seit dem 13. Jahrh.) wird Kalki auf weissem Ross und mit zweischneidigem Schwert abgebildet.

Der Krischnaismus enthält überhaupt manche auffällige Berührungen mit dem Christentum. Schon die Figur des Krischna, sein Name, die Umstände seiner Geburt erinnerten an Christus. Das Kind im Schoss seiner Mutter wird auffällig ähnlich mit Vorliebe dargestellt wie Maria mit dem Christuskinde. Auch wird er abgebildet, wie er der Schlange den Kopf zertritt. Christlicher Einfluss ist in solchen Einzelheiten nicht ausgeschlossen, wiewohl auch nicht sicher erwiesen. Jedenfalls ist das Wesen des Krischna, ob er nun als alter Gott oder als Held zu denken ist, von Haus aus total verschieden von dem Erlöser, den die christliche Kirche bekennt; das tiefere religiöse Element fehlt, ebenso die sittliche Grösse und Vollkommenheit. In anderer Weise erinnert die Bhagavad-Gita an die johanneische und paulinische Lehre. Allein auch hier ist der Einfluss sehr fraglich und bei näherem Zusehen der Unterschied viel grösser und wesentlicher, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Die Bhagavadgîta[1]) (Gesang des Bhagavad, des Erhabenen,

1) Die Bhagavadgîta ist öfter herausgegeben und übersetzt

Höchsten) verdient nähere Berücksichtigung, da sie eines der edelsten und einflussreichsten Erzeugnisse des Hinduismus ist. Ihr Alter wird noch sehr verschieden angesetzt. Während die meisten Neuern seit Lassen wenigstens darin übereinstimmen, dass das Gedicht nachbuddhistisch sei, hat K. T. Telang[1]) wieder die umgekehrte Meinung verfochten und seine Entstehung mit der der ältern Upanischads zusammengestellt (mindestens vor dem 3. Jahrhundert v. Chr.). Allein der vermittelnde Geist, welcher sich darin ausspricht, weist auf bedeutend spätere Zeit. Sankara, der sie im 8. Jahrhundert kommentierte, hat wohl nur wenige Jahrhunderte später gelebt als ihr Verfasser. Allerdings steht dieses nicht streng philosophisch gehaltene sondern poetisch meditierende Lehrstück als eine Episode im alten Heldengedicht Mahabharata und ist wohl für diese Stelle gedichtet. Allein ebenso einleuchtend ist, dass diese spekulierenden Paränesen, deren Ausdehnung die Handlung des Gedichtes so störend unterbricht, von keinem epischen Dichter herstammen. In dem Augenblicke nämlich, wo die entscheidende Schlacht zwischen den beiden königlichen Geschlechtern der Kuru und Pandu geschlagen werden soll, wird die Bhagavadgîta in ihrer beschaulichen Weitläufigkeit von Krischna dem Haupthelden der Pandu, Ardschuna, vorgetragen. In dem Moment, wo dieser Fürst den Bogen spannen will, wird er beim Anblick so vieler Verwandten und Freunde, denen er das Leben rauben soll, da sie im gegnerischen Lager stehen, von bitterm Unmut ergriffen und kann sich nicht entschliessen, ein grausames Thun zu beginnen, gegen welches sein Herz sich sträubt. Da ermutigt ihn Krischna, der die Stellung eines Wagenlenkers bei ihm angenommen hat, und zwar durch lange tiefsinnige Betrachtungen, in deren Verlauf er sich ihm auch einmal nach seiner wahren Gestalt zu schauen gibt. In diesen Reden führt der erhabene Krischna besonders folgende Gedanken aus:

Die Klage um Getötete, bezw. Verstorbene, ist gegenstandslos. Denn nicht habe Ich je nicht existiert, noch du, noch werden wir alle je nicht mehr sein. Wie der Mensch im Leben verschiedene Phasen durchmacht (Kindheit, Jugend, Alter), so nach dem Tod, indem er einen neuen Leib annimmt. Der Weise wird nicht berührt von den Affekten der Materie (Frost, Hitze, Lust, Leid)[2]). Was real existiert, muss immer existieren; was nicht real ist, kann nie existieren. Also tötet niemand und niemand wird

---

worden. Textausgaben von A. W. von Schlegel (Bonn 1823, 2. Aufl. 1846) und Thomson (Hertfort 1855). Vgl. W. von Humboldt, Über die unter dem Namen Bhagavadgîta bekannte Episode des Mahabharata (Berlin 1826, auch in Bd. I der gesammelten Werke). Deutsche Übersetzungen von Peiper (Leipzig 1834), Lorinser (Breslau 1869), Boxberger (Berlin 1870). Englische Übersetzung von Kâschinâth Trimbak Telang SBE VIII, Oxf. 1882.

1) SBE VIII, 27 ff.

2) Dies erinnert stark an die Sankhja-Philosophie.

getötet. Der Geist kleidet sich ja in neue Körper, wie der Leib ein neues Gewand anzieht. Dem Geborenen ist der Tod sicher, dem Gestorbenen die Geburt. Es ist also kein Grund über den Tod zu klagen. Also kämpfe, gleich achtend Lust und Leid, Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage!

Soweit hast du die Lehre der Sankhja (wahre Erkenntnis) gehört; höre nun, was die Joga (Vertiefung) lehrt: Kennst du diese Lehre, so wirst du frei vom Band der Handlung (d. h. von der Verwicklung in die Folgen der Handlungen, auch der guten, falls sie aus eigennütziger Hoffnung auf Belohnung geschehen). Wer in dieser Verfassung ist, dem kann nichts misslingen; er überwindet alle Hindernisse, und ein wenig von dieser Frömmigkeit bewahrt vor grosser Gefahr. Da gibts nur Eine Gemütsverfassung, während die am Vedawort hangen Bleibenden unbeständig sind, indem sie es auf die Frucht der dort vorgeschriebenen Handlungen abgesehen haben. Der Veda hat es mit den Wirkungen der drei Eigenschaften (s. oben S. 429 f.) zu thun — sei du über den Wirkungen der dreie erhaben, frei von Sorge um neuen Gewinn und Bewahrung des alten Besitzes und sei ganz bei dir selbst. Die Handlung allein, nicht ihre Frucht, liege dir am Herzen. Auch vom Hang zur Unthätigkeit halte dich frei. Wichtiger aber als Handlung ist Gleichmut, Vertiefung des Gemüts: handle in Vertiefung!

Wenn ein Mann alle Wünsche seines Herzens von sich wirft und in und durch sich selbst zufrieden ist, dann ist er beständigen Gemüts. Wenn sein Herz mitten im Unglück nicht erschüttert wird, wenn er nach keinen Freuden verlangt, frei von Zuneigung, Furcht und Zorn ist, dann ist er ein Weiser von beständigem Gemüt. Eines Mannes Gemüt ist beständig, wenn er seine Sinne von allem abzieht, wie die Schildkröte ihre Glieder einzieht. Wer dagegen bei Sinnlichem verweilt, empfindet Zuneigung dazu; daraus geht Begierde hervor, daraus Ärger, daraus Mangel an Unterscheidungsgabe, daraus Verwirrung des Gedächtnisses, daraus Verlust der Vernunft, und daraus völlige Zerrüttung. Wer sich dagegen unter den sinnlichen Dingen frei von Zuneigung und Abneigung bewegt, erlangt Ruhe; er gelangt zum Brahma-Zustand, und, wenn er bis zu seinen letzten Augenblicken darin verharrt, zur Brahma-Seligkeit.

Auf die Einwendung Ardschuna's, wie Krischna, wenn doch Vertiefung des Gemüts höher stehe als Handlung, ihn zu solch schrecklichem Werk antreiben könne, erwidert Krischna:

Es gibt in der Welt einen zweifachen Weg (der Vertiefung oder Andacht): den der Sankhja's: Andacht in Gestalt von Erkenntnis; und den der Jogin, nämlich Andacht in Gestalt von Handlung. Niemand kommt durch blosse Unthätigkeit zur Vollkommenheit. Ohnehin kann niemand auch nur einen Augenblick ohne Handlung bleiben. Wer sich der Handlungen enthält, aber an die sinnlichen Dinge denkt, ist ein Heuchler. Viel höher steht,

wer seine Sinne beherrschend, frei von Affekten in der Vertiefung handelt. Dieses Handeln ist besser als Unthätigkeit. Ohne alle Handlung könntest du ja nicht einmal deinen Leib unterhalten. Also handle, aber ohne Hang und Neigung! Verzicht auf Werke und Werke in Vertiefung gethan — beides ist ein Weg zur Seligkeit, aber der letztere ist besser.

Auf Mich (Krischna) musst du dein Sinnen und Denken koncentrieren, in Mir bleiben und so handeln. Ich bin der Schöpfer und Zerstörer der Welt. Ich bin im Wasser der Geschmack, an Sonne und Mond das Licht, in allen Veden das Om, im Raume der Schall, im Menschen die Kraft, an der Erde der Wohlgeruch, am Feuer der Strahlenglanz. Ich bin in allen lebendigen Wesen das Leben, in den Asketen die Askese. Ich bin der ewige Same aller Wesen. Die Wesen, welche unter den Eigenschaften der Güte, Leidenschaft, Finsternis stehen, sind alle von Mir; sie sind in Mir, aber Ich nicht in ihnen. Sie sind von einer göttlichen Täuschung umgeben, welche aus den drei Eigenschaften hervorgeht. Nur diejenigen überwinden diesen Zauber, die sich allein zu Mir flüchten. Wenn ein solcher Mich über alles schätzt, schätze Ich ihn wie Mich. Bleibt er in Mir, so kennt er das Brahma. Wer im Tode Meiner gedenkt, geht in meine Natur über. Darum gedenke Meiner zu jeder Zeit! Die Andern kehren auf den Pfad der Sterblichkeit zurück. — Die andern Göttern opfern, opfern ebenfalls Mir, nur in ungehöriger Form. Die Mich aufsuchen, ob sie auch aus sündigem Mutterschoss geboren seien, — Weiber, Bauern (Vaishja's), Sklaven (Shudra's) selbst, gehen in den höchsten Weg ein[1]. — Nicht durch Vedalesen, Busse, Gaben, Opfer gelangt man dazu, Mich zu erkennen und zu schauen, sondern allein durch ausschliessliche Verehrung Meiner. So nur kann man mit Mir Eins werden. Dabei hat man alle Pflichten zu erfüllen, auch die Opfer darzubringen, aber ohne Berechnung des Nutzens, ohne Hang und Neigung. —

Dieses System stellt eine Art Versöhnung zwischen der strengen Mystik (joga) und der praktischen Thätigkeit (karma) dar. Man hat sie deshalb karmajoga, Werkmystik genannt. Charakteristisch ist, dass durch diese Einschärfung der Ablösung von der sinnlichen Welt der Held sogar zum Kriege angefeuert werden soll. In dieser Bhagavadgîta fehlt es nicht an zahlreichen Anklängen an das Neue Testament. Schon der Umstand, dass hier alle Gottheit und Offenbarung in dem menschlich auftretenden Krischna vereinigt ist, der seinen Verehrer auch für einen Augenblick seine ganze göttliche Herrlichkeit schauen lässt (im 11. Gesang), hat an die Christologie des Neuen Testaments erinnert, das auch eine Verklärung Christi erzählt. Sodann haben manche

1) Diese liberale Haltung den Kasten gegenüber mag auf Einfluss des Buddhismus zurückzuführen sein.

Stellen Ähnlichkeit mit den johanneischen Aussprüchen von der Vereinigung Jesu mit seinen Gläubigen. Andere berühren sich mit der paulinischen Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben ohne die Werke, wodurch diese aber nicht ausgeschlossen sind, vielmehr ein neuer Lebensgrund für die Thätigkeit des Menschen geschaffen wird. Allein der Unterschied zwischen dieser indischen und der christlichen Gesamtanschauung ist weit grösser als die Übereinstimmung, da die erstere durchaus auf pantheistischer Grundlage ruht und aus dieser aufgebaut ist. Auch ist ein Einfluss der christlichen Lehrform auf die Bhagavadgîta trotz dem Versuch Lorinsers denselben aufzuzeigen weder im Ganzen noch im Einzelnen zur Evidenz nachgewiesen.

Aber auch sonst fehlt es im Vischnuismus nicht an edlerer Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch. Namentlich unter den Verehrern Rama's und Krischna's wird die Bhakti als Heilsweg empfohlen. Während man im alten Brahmanismus nur den Weg des Werkes (Kultus und Sittlichkeit) und den der Erkenntnis schätzte, gibt man hier der an Gott sich hingebenden Gesinnung (bhakti) den Vorzug. Diese Gesinnung, welche Glauben und Liebe umfasst, steigt stufenweise empor. So unterscheidet man fünf Stufen: 1) die ruhige Kontemplation der Gottheit; 2) den knechtischen Gehorsam; 3) das freundschaftliche Verhältnis; 4) das kindliche Verhältnis; 5) das minnige Verhältnis zu ihr. Alle diese Verhältnisse gehen aber von der gütigen Gottheit (Vischnu oder Rama oder Krischna) aus, die dem Menschen liebevoll nahetritt, und es wird unter den Schülern Ramanujas darüber gestritten, ob sich der Mensch dabei rein passiv verhalte wie das junge Kätzchen, das seine Mutter herumträgt, oder ob er die göttliche Gnade ergreifen müsse, wie das junge Äffchen, das sich an seiner Mutter festhalte. — Bemerkenswert ist, dass diese Volksreligionen im allgemeinen die Gottheit bestimmter, persönlicher und lebendiger auffassen als der emanatistische Brahmanismus und zum Theismus wenigstens Ansätze vorhanden sind, wodurch auch das Verhältnis des Menschen zum Gotte ein persönlicheres und lebendigeres wird.

γ) Shiva. Die dritte Gottheit, welche diesen Namen führt, hat im Hinduvolk bis auf den heutigen Tag mindestens so viel Ansehen und Bedeutung erlangt wie ihr Rivale Vischnu. Er heisst Shiva oder auch Rudra, und ist somit der alte Sturmgott des Waldgebirges. Damit stimmt überein, dass er im Himalaja haust, wo sich sein Palast Kailâsa befindet, und als wilder Jäger umherstürmt. Er ist dabei Asket und ein so gewaltiger Büsser, dass er allein von den Göttern nicht durch Askese kann bezwungen werden. Er wird als Zerstörer gefürchtet und hat mit seinem dritten Auge auf der Stirne ein grausiges Aussehen. Doch erschöpft sich seine Bedeutung in dieser verderblichen Seite bei weitem nicht. Er ist als oberste Gottheit (Mahadêva) vielseitig und namentlich auch Gott der schöpferischen Fruchtbarkeit,

Zeugung, daher sein Symbol der Lingam (Phallus), welchen die Glieder der Lingaiten-Sekte stets in einem Büchschen mit sich führen. Manche Elemente seines Kultus deuten auf dravidischen Ursprung, und so ist wahrscheinlich, dass Rudra durch Verschmelzung mit einer dravidischen Gottheit zu dieser alles beherrschenden Stellung emporgestiegen ist. Damit stimmt auch überein, dass während der Vischnu-Kultus im allgemeinen milden Charakter hat und der blutigen Opfer sich fast ganz enthält, der Shivakultus wild, zügellos und grausam ist.

Auch die Gattin Shiva's, Kâli[1]), auch Umâ, Durgâ, Pârvatî geheissen, verrät grossenteils einen nichtarischen Ursprung. Namentlich in Südindien, wo der Shiva- und Kalidienst besonders blüht, wird sie abschreckend grässlich dargestellt mit einem Halsband von Totenschädeln, heraushängender Zunge, hervorstehenden Zähnen, wildfliegenden Haaren, blutbefleckten Händen u. s. w. Sie ist die Göttin der Kirchhöfe, die dort mit den Geistern tanzt, der Epidemieen, besonders der Cholera. Man fleht sie an, um diesen Plagen zu entrinnen, und bringt ihr namentlich viele Opfer, und zwar blutige. Das Kalika Purana, welches genau die ihr darzubringenden Opfertiere aufzählt, gibt an, mit dem Blut eines Menschen oder eines Löwen könne man sie für tausend Jahre besänftigen, durch Abschlachten dreier Menschen sogar für 100 000 Jahre. Ohne Zweifel sind früher in der That auch Menschen ihrer Blutgier zum Opfer gefallen; jetzt muss sie sich mit Tieren begnügen, von welchen die mannigfaltigsten Arten ihr wohlgefällig sind, so Vögel, Schildkröten, Krokodile, Fische, Böcke von Ziegen und Schafen, vollends Bären, Tiger, Löwen u. a. Fleisch und Blut hält man ihren Bildern vor. Das Blut wird ihr in goldenen und silbernen, aber auch kupfernen oder ehernen, nicht in eisernen oder zinnenen Schalen dargebracht. Dabei ist sie anzurufen: „Hrang, Hring, Kali, Kali! O Göttin mit den schrecklichen Zähnen! Iss, schlage, vernichte alle Bösen! Schlage mit dieser Axt — binde, binde — fasse, fasse — trinke Blut — fahre los, fahre los — halte fest, halte fest — Huldigung der Kali!" Bei diesem blutigen Kultus berauschen sich nicht selten auch die Menschen und geben sich wilder Unzucht hin. — Doch stellt diese vielnamige und äusserst mannigfach abgebildete Göttin wie Shiva auch andere Seiten der Naturgottheit dar, insonderheit die weibliche Fruchtbarkeit. Darin berührt sie sich mit den Shakti's, Müttern oder Ammen, welche im Volke als die alles gebärenden Mächte verehrt werden, zum Teil in unzüchtiger Weise. — Eine Sekte verehrt die drei grossen Götterfrauen, Sarasvati, Lakschmi und Kali gemeinsam; deren heilige Schriften sind die oben genannten Tantra's, in welchen übrigens Kali ungleich mehr als die beiden andern hervortritt, wie sie überhaupt viel mehr Kultus hat als jene.

1) Von ihr hat Kalkutta seinen Namen (Kali-gat).

Eine besonders beliebte Gestalt ist der Sohn des Shiva und der Kali: Ganesha, welcher mit Elefantenkopf abgebildet wird. Er ist der Gott der Klugheit und Vorsicht, mit dessen Anrufung jedes Buch beginnt und jedes Geschäft angefangen wird. Er ist auch, wie einst Agni, der gute Genius des Hauses und findet sich in Tempeln und Häusern überaus häufig abgebildet. Sein Bruder, der oft neben ihn gestellt wird, ist Kartikeja, oft mit 6 Köpfen abgebildet, sonst auch mit einem, auf einem Pfauen reitend. Er hat den bösen Tyrannen Taraka besiegt, und gilt als Kriegsgott, Führer der himmlischen Kriegsheere. — Noch eine Menge anderer Gottheiten hat die indische Phantasie geschaffen, welche die Tempelwände bevölkern und Gegenstand mythologischer Erzählungen sind.

Mit dem Shiva- und Kali-Dienst sowie der Verehrung der Shakti's ist im Dekhan auch der Bhutendienst verknüpft, welcher alte Volksreligion sein muss: ein Geisterdienst ähnlich dem Schamanismus. Sowohl Geister von abgeschiedenen Menschen als allgemeinere Naturgeister werden da verehrt, und zwar in Gestalt von Bildern, welche man mit Opfergaben bedenkt aus Furcht, sie könnten sonst Schaden zufügen. Die Bilder haben die Gestalt von Tieren (Hahn, Schwein, dann Eber, Büffel und sonstige gefährliche Tiere), auch von furchtbaren Menschen. Als Opfer für die Bhuten dienen besonders graue Schweine, schwarze Ziegenböcke und schwarze Hühner.

c) Religiöse Sitten und Gebräuche des Hinduismus.

Die Lebensform der dem Hinduismus huldigenden Völker wird bis heute durch das Kastenwesen bestimmt[1]). Die Zahl der Kasten ist heutzutage eine unzählbar grosse, während die Einteilung in vier Hauptkasten im allgemeinen sich verloren hat. Die Brahmanenkaste hat freilich ihre Erhabenheit behauptet und noch rechnet sichs eine zahlreiche Klasse — ob auch schwerlich mit Recht — zur hohen Ehre an, von den alten Kschatrja abzustammen. Allein die grosse Masse der Hindubevölkerung ist durch zahllose Kasten geschieden, welche zum Teil einen ethnischen Hintergrund haben, namentlich aber durch ihre Berufsthätigkeit unterschieden sind. So gibts eine Kaste der Hirten, der Betelpflanzer, Sänger, Maler, Fischer, Wäscher, Gärtner, Weber u. s. f. Jede dieser Kasten hat eine gewisse Organisation; ein Haupt und ein Kollegium stehen ihr vor. Ihre Mitglieder sind es durch die Geburt geworden, welche selbstverständlich über die Berufswahl entscheidet. Sie sind auch gehalten, ihre Gattinnen innerhalb der Kaste zu wählen. Die Kaste hat aber auch ihre besondern Satzungen über Speise, Kleidung, Reinigkeitsbeobachtung u. dgl. Je

1) Siehe oben S. 442 ff.

nach der Schätzung des Berufs und der Höhe der Anforderungen, welche die Kaste stellt, auch etwa noch nach dem Mass, in welchem sie arisches Blut aufweist, gilt sie als höher oder niedriger stehend. Im übrigen ist die Kastenbildung eine unerschöpfliche. Aus Kindern von Mischehen kann eine neue Kaste hervorgehen, ebenso aus der Einführung neuer Gebräuche und Satzungen. Die Macht und der Einfluss der Kastenoberhäupter, welche Bussen und Pönitenzen auflegen können und das Ausschliessungsrecht handhaben, ist eine sehr grosse, die Scheidewand, welche die Kasten trennt, eine hohe. Die moderne Kultur, die europäische Regierung Indiens und nicht am wenigsten die christliche Mission sehen sich auf Schritt und Tritt durch die Kaste gehemmt und zu ernstlichem Kampfe mit ihr genötigt.

Die Brahmanen bilden die geistliche, und darum angesehenste Kaste von alters her, doch leben nicht alle Nachkommen derselben dem Studium des Veda und priesterlichen Obliegenheiten oder klösterlicher Askese, sondern es widmen sich auch manche dem Staatsdienst, dem Handel und Gewerbe, selbst dem Ackerbau. Bei letzterer Beschäftigung dürfen sie freilich nach alter Satzung den Pflug nicht selber halten, da das scharfe Eisen Pflanzen und Tieren Verletzung und Tod bringt. Auch noch manche andere Hantierungen treiben sie. „Es dienen sogar arme Brahmanen bei Shudra's als Köche, wobei der unreine Herr seines heiligen Koches Küchengeschirr nicht berühren darf. Zu Spionen und Schmugglern eignen sich die Brahmanen besonders wegen ihrer Unantastbarkeit“ [1]).

Vor allem aber bilden die Abkömmlinge der alten Brahmanenkaste den Klerus, und zwar sowohl bei den verschiedenen Gruppen der Vischnuverehrer als bei den Shivaiten, deren Brahmanen im Norden Dandi's, im Süden Smârta's genannt werden. Die höhere Geistlichkeit rekrutiert sich aus den Klöstern, wo die Brahmanen chelos beisammen leben. Aus diesen gehen namentlich die Swâmi's hervor, eine Art Bischöfe, welche das Land bereisen, über Aufnahme oder Ausschluss aus der Kaste entscheiden u. s. f. Ausserdem befinden sich in den Klöstern die Guru's (Meister, eig. gewichtig, ehrwürdig), welche in den Lehren und Satzungen der Religion unterrichten. Eine andere Klasse bilden die im Gegensatz zu den bisher genannten meist verheirateten Purohita's, Hauspriester, welche um schweres Geld für die höhern Kasten Ceremonien verrichten. Für das geringere Volk bleiben die Astrologen oder Kalendermacher, welche in jedem Dorf den Kalender bekannt machen und Vorzeichen angeben, daher sie bei jedem Unternehmen beraten werden. Sie verrichten das Priesteramt bei dem gemeinen Volk. Das Ansehen der Priester ist ein ungemein hohes. Selbst die Lingaitensekte z. B., welche stets zum Brahmanismus in Opposition stand und ihren Lingam, den sie bei sich

1) P. Wurm, Gesch. der ind. Rel. S. 280.

trägt, überall verehren kann, erweist ihren Priestern eine unsäglich devote Ehrerbietung. Siehe Wurm a. a. O. S. 283 ff. Der Tempeldienst wird von untergeordneten Tempeldienern versehen. Auch an Tempeldirnen fehlt es mancherorts nicht, die durch Gesang und Tanz die Menge zum Heiligtum locken sollen.

Die Tempel[1]) selbst, Pagoden genannt, sind in Bezug auf Grösse und Reichtum der Ausstattung sehr verschieden, von den kleinen Gewölben, welche oft nur ein thönernes Bildnis oder Symbol eines Gottes enthalten, bis zu den reichgeschmückten Tempeln mit Vorhof und einem hohen pyramidalen Turm über dem Haupteingang oder gar den Gruppen in Felsen gehauener Grottentempel, wie sie in Ellora, Karli, auf der Insel Elephanta und anderwärts das Staunen des Betrachters hervorrufen. In dieser Baukunst ist übrigens der Buddhismus dem Brahmanismus vorangegangen, und dieser hat jenen nicht übertroffen. Auch der Dschainismus hat Bedeutendes geleistet. Es ist weniger die Harmonie der Verhältnisse als der reiche dekorative Schmuck der Skulpturen und Malereien, was an dieser indischen Kunst Bewunderung verdient. Reichen Stoff lieferte dafür die Mythologie mit ihrer buntgestalteten Götterwelt und ihren Avataren.

Die zahlreichen Feste locken ungeheure Volksmengen zu den grössern Heiligtümern; sie werden mit Pomp und Pracht, aber auch mit Ausgelassenheit und Ausschweifungen begangen. Besonders beliebt sind Prozessionen, wobei das Götterbild auf einem Wagen unter der bewundernden Menge umhergefahren wird. Am bekanntesten ist die Prozession des Dschagannâtha (Dschagernaut). Dies ist ein Beiname des Krischna („Herr der Welt"). Ein hölzernes Bild desselben am gleichnamigen Ort (Dschagannath) in Orissa soll Reliquien von seinen Gebeinen enthalten. Wie die neben ihm stehenden Bilder seines Bruders Bala Rama und seiner Schwester Subhadra hat er weder Arme noch Beine, da der Künstler an der Vollendung durch die Neugierde des Königs gestört worden sei. Diese Bilder werden alljährlich von ihrem Heiligtum auf Wagen nach einem etwa eine Meile entfernten Ort gebracht, wo ihr „Landhaus" sich befindet, wobei vor den Wagen des Dschagannatha (von 60 Fuss Höhe!) solche sich legten, die lebensmüde waren oder dem Gott zu Ehren sterben wollten, während die andern das verdienstliche Werk thaten, das Gebäude, auf welchem er thronte, vor sich her zu stossen, bis die englische Regierung diese Greuel unterdrückte. Noch viel grösser war die Zahl derer, die sonst bei diesem Wallfahrtsfeste jährlich umkamen, so dass dieser Göttersitz eine wahre Stätte des Todes war. Die Prozessionen dauern in harmloserer Form fort. Ursprünglich war dieser Kultus buddhistisch, worauf die Verehrung der Reliquien deutet, er wurde aber dann von den Vischnuiten aufgenommen und dem Krischna zu

1) Siehe über die indischen Tempelbauten Lassen, Ind. Altertumskunde IV, 853 ff.

Ehren umgestaltet, dessen Verehrung sonst keinen so fanatischen Charakter an sich trägt. Dagegen zeigt sich beim Shiva- und Kali- oder Shakti-Kultus auch in Indien, dass Grausamkeit und Wollust sich im Heidentum vereinigen, um die ungeheiligte Naturgottheit zu feiern. Das Schlimmste wird dabei geheim gehalten und ist nur den Eingeweihten bekannt. Nicht in diese Kategorie gehört übrigens der gewohnheitsmässige Mädchenmord, der bei den Radschputen („Fürstensöhnen") im nördlichen Indien die Regel ist. Diese Grausamkeit hat nicht einen religiösen, sondern eher einen sozialen Grund, indem diese Kaste, die sich (mit anfechtbarem Recht) als die Nachfolger der alten Kschatrja betrachtet und ein sehr hohes Standesbewusstsein hat, die Heirat innerhalb desselben Stammes verboten ansieht, und ihre Töchter nicht an die geringern Kasten abgeben will, von welchen sie selber ihre Frauen bezieht. Doch zeigt diese Unsitte allerdings, dass der Hinduismus trotz seiner zarten Rücksichten auf das Leben des kleinsten Tierchens die wahre Achtung vor dem Menschenleben nicht zu wecken gewusst hat.

d) Die Sikhs.[1]

Einen Ausläufer des Hinduismus mit muhammedanischer Färbung stellt die Religion der Sikhs dar. Um die Zeit, wo diese Sekte entstand, hatte der Islam nicht nur politisch die Herrschaft im nördlichen Indien erlangt, sondern es bekannte sich wohl auch ein Drittel der dortigen Einwohner zur Lehre Muhammeds, und zwar fand die mystische Richtung des Islam, der Ṣufismus[2]) hier begreiflicherweise besonders Anklang. Diesem mystischen Theismus standen manche Systeme der Hindu mit ihrem Pantheismus nicht allzufern. Schon ehe Nanak, der Stifter der Sikhsreligion auftrat, hatten mehrere Hindu ähnliches gelehrt und dabei unter Hindu's und Muhammedanern Schule gemacht. Der bedeutendste dieser Vorläufer war Kabîr (um 1450), der auch für die Sikhs als Autorität gilt, und von dem sie wie von andern Gesinnungsgenossen manche Verse in ihre heilige Sammlung aufgenommen haben.

Das Stammland und der gewöhnliche Schauplatz des Auftretens der Sikhs war das Pandschab. Der Stifter ihrer Sekte, Nânak, wurde 1469 n. Chr. geboren im Dorfe Talvandi am Flusse Ravi (griech. Hydraotes), etwas oberhalb Lahore gelegen. Er war

---

1) Ernst Trumpp, The Adi Granth, or the holy scriptures of the Sikhs, translated from the original Gurmukhi, Lond. 1877. Derselbe, Die Religion der Sikhs nach den Quellen dargestellt, Leipzig 1871. Derselbe, Nanak, der Stifter der Sikh-Religion, München 1876.

2) Siehe oben Seite 383 ff.

ein Khatri (Kschatrja). Sein Leben ist zwar, wie das all dieser indischen Heiligen, mit bunten Mythen verziert worden. Doch lassen sich noch gewisse geschichtliche Grundzüge in diesen Biographieen erkennen. Nanak war demnach eine mystisch in sich gekehrte Natur; schon als Knabe liebte er es, bei den Herden seines Vaters sich in religiöse Betrachtungen zu versenken. Seine Gedanken bewegten sich fast ausschliesslich um den höchsten Herrn (paramēsur) und er trieb sich am liebsten mit den Fakirs (Bettelmönchen) umher. Nicht leicht war es, ihn an das Leben eines Beamten zu gewöhnen; auch da verbrachte er die Nächte mit Psalmodieren; seine Loblieder, die er improvisierte, begleitete sein Freund Mardana mit der Laute. Während er einst im Kanal badete, wird erzählt, sei er von den Engeln entführt und vor Gottes Thron gebracht worden, wo er seine Prophetenweihe empfing. Unterdessen suchte man den ertrunken Geglaubten im Kanal. Nun war sein Entschluss gefasst. Er verteilte seine Habe, liess sein junges Weib mit zwei Knaben im Stich und zog als Fakir in Begleitung Mardana's im Lande umher, indem er die Welt mit dem Schlagwort überraschte: „Es gibt keinen Hindu und keinen Muslim.“ Auf seinen Zügen, die er abwechselnd nach verschiedenen Landesteilen unternahm, hatte er mancherlei Abenteuer, wusste sich aber durch seinen überlegenen Geist und durch Wunder, die er gethan haben soll, allenthalben zur Geltung zu bringen und gewann manche Schüler (Sikhs), die er zu strengstem Gehorsam gegen seine Person anhielt, während er ihnen nicht eben viel Wissen beigebracht zu haben scheint. Die Legende lässt ihn bis nach Ceylon, ja gar bis Mekka, wo er die Gelegenheit wahrnahm, die Muslims seine überlegene Hoheit fühlen zu lassen, seine Wanderungen ausdehnen. Er starb in Kartarpur bei seiner Familie, nachdem er zu seinem Nachfolger in der Guruwürde seinen Schüler Lahana oder Angad bezeichnet hatte dadurch, dass er fünf Kupfermünzen ihm zu Füssen legte und sich vor ihm niederwarf. Dieser Ritus wurde auch bei der Weihe der nachfolgenden Guru's befolgt. Bei der hohen Stellung des Guru, welchem alle Sikhs zu jeder Dienstleistung bereit sein sollten, war das Amt von hoher Wichtigkeit. Auch nahm man bald an, der Geist des Stifters lebe in den nachfolgenden Guru's fort.

Noch sicherer, als aus den legendarischen Erzählungen lernt man Nanak aus seinen eigenen Versen kennen, deren manche im Sikh Granth, dem hl. Buch der Sekte, aufbewahrt sind. „Er war nach allem, was wir von ihm lesen, mild, freundlich und mitleidig, und da er von einem heiligen Eifer beseelt war, das in die tiefste Unwissenheit und Aberglauben versunkene Volk zur Verehrung des Einen höchsten Wesens zurückzurufen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der einfache ungelehrte Fakir in seinem grotesken Aufzug, begleitet von seinem Spielmann Mardana, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog, der mit unerschütterlichem Selbstvertrauen sich für den wahren Guru erklärte, der

die, die sich seiner Leitung anvertrauen wollten, über den Ozean der individuellen Existenz hinüberzuführen versprach" [1]).

Bis dahin war an dieser Erscheinung nichts ausserordentliches; es gab eben viele solcher Sekten, die sich an einen berühmten Meister hingen. Aber schon der vierte Guru Ramdas (1574—1581), wie seine Vorgänger ein Khatri, führte eine festere Organisation herbei. In der Mitte eines Teiches, den er Amritsar (Nektar-Teich) hiess, richtete er ein Heiligtum ohne Götzenbild ein; um den Teich her bildete sich die Stadt gleichen Namens, welche das Centrum der Sekte wurde. Jährlich einmal sollten deren Anhänger sich alle hier einfinden, um die vorgeschriebenen Waschungen zu vollziehen. Noch ungleich mehr trug sein Nachfolger Ardschun (1581—1616) zu Ausbildung und Befestigung der Genossenschaft bei. Er war der erste wohlgebildete Mann, der dieses Amt bekleidete, während seine Vorgänger, selbst Nanak, wenig geschulte Leute waren. Er hat nicht nur viel gedichtet — beinahe die Hälfte des Granth stammt von ihm —, sondern auch diesen Kodex zusammengestellt aus Gedichten und Sprüchen seiner Vorgänger sowie früherer Gesinnungsverwandter wie Kabir. Dieses Granth („Buch") verdrängte allmählich den Veda und die übrigen hl. Bücher, zumal es in der verständlichen Volkssprache (Hindi) geschrieben war. Auch führte er eine förmliche Besteuerung seiner Anhänger ein und wurde so eine Art Fürst. Er zog aber das Misstrauen der kaiserlichen Beamten auf sich und scheint im Gefängnis gestorben zu sein. Sein Sohn Hargovind, der 6. Guru (1616—1638), bewaffnete die Sikhs und bekriegte die Muhammedaner, um seines Vaters Tod zu rächen. Sein Krieg mit den kaiserlichen Truppen war von wechselndem Erfolg begleitet. Er hat den Grund gelegt zur kriegerischen Macht und Gewohnheit der Sikhs, während er sich um die Religion nicht viel bekümmerte. Diese Lebensweise war sonst den indischen Frommen ebenso ungewohnt wie muslimischen geläufig.

Auf dieser Bahn schritt namentlich der 10. (und letzte) Guru fort, Govind Singh (1675—1708), der aber auch auf die Disziplinierung seiner Scharen bedacht war. Er führte für die ihm ganz ergebenen Jünger eine besondere Weihe, den Pahul, ein; die so Geweihten bildeten die Khalsa, d. h. „die reine" (Gemeinde); er schaffte für sie die Kaste ganz ab und machte sie durch gewisse Satzungen kenntlich: Sie durften das Haar nie scheren, mussten immer einen Kamm, ein Messer und ein Schwert bei sich führen, kurze Hosen bis an die Kniee tragen und durften nicht Tabak rauchen. Auch führte er ein neues, im Unterschied vom alten sehr kriegerisches Granth (Buch) ein, das aber bald wieder hinter dem Adi Granth, d. h. dem ursprünglichen Buch zurücktrat. Durch diese Neuerungen, besonders die rücksichtslose Aufhebung der Kaste, veranlasste er eine Sezession; manche Sikhs

1) Trumpp, Religion der Sikhs S. 13 f.

blieben zurück; allein um so mehr Anhang strömte ihm aus den niedrigen Kasten zu. — Bald bekam Govind Singh Händel mit den unabhängigen Radscha in den Vorbergen des Himalaja; diese wussten auch den Kaiser zum Angriff auf ihn zu bewegen. Solcher Übermacht vermochte der verwegene Guru in seiner Feste Anandpur nicht zu trotzen. Es gelang ihm zu entfliehen. Auf der Flucht verlor er freilich noch seine beiden jüngern Söhne, welche verraten und lebendig eingemauert wurden, während die beiden älteren schon während der Belagerung gefallen waren. Günstiger gestaltete sich seine Lage nach dem Tode des Kaisers, dessen Nachfolger ihn als seinen Vasallen behandelte und nach dem Dekhan schickte, so dass seine Religion sich auch dorthin verbreitete, aber ohne rechten Boden zu gewinnen. Auch Govind Singh starb eines gewaltsamen Todes. Einen neuen Guru soll er absichtlich nicht mehr eingesetzt haben. Doch warf sich in den nun folgenden Wirren ein gewisser Banda zum Führer auf, ein gewesener Hindu-Asket, der mit kaltem, herzlosem Fanatismus den Kampf gegen die Muhammedaner wieder aufnahm, aber schliesslich von den Kaiserlichen mit dem Rest seines Heeres durch Hunger zur Übergabe gezwungen und grausam getötet wurde.

Aber trotz des Vernichtungskrieges, welcher damals scheinbar mit Erfolg gegen die Sikhs geführt wurde, tauchten sie in den Stürmen, welche das Reich des Grossmogul erschütterten und schliesslich zu Fall brachten, immer wieder auf. Ihr bedeutendster Regent, Maharadscha Randschit Singh schuf ihnen eine ansehnliche politische Macht, indem es ihm gelang, eine Anzahl kleiner Sikhstaaten, die sich gebildet hatten, unter seinem Szepter zu vereinigen, sowie auch die Afghanen aus Kaschmir zu vertreiben. In dem ansehnlichen Reich, das er sich so gebildet hatte, herrschte die Sikhsreligion, ohne mit Gewalt den Bewohnern aufgenötigt zu werden. Nach seinem Tode (1839) jedoch kam das Regiment in schwache Hände, und Zwietracht sowie der Mangel einer festen Autorität führten den Untergang des jungen Staates herbei. Die Engländer standen mit unzweideutigen Absichten am Grenzfluss Salutsch. Der Krieg wurde ihnen von den Sikhs 1845 erklärt, wobei die Häuptlinge der letzteren eine verräterische Rolle spielten, ihr Heer aber nach tapferster Gegenwehr in mehreren Schlachten geschlagen wurde. Das Land wurde nun England dienstbar und jene Raub- und Beutekriege, welche die Sikhs von jeher liebten, wurden von dem neuen Regiment nicht mehr geduldet. Es ist ihnen unter englischer Herrschaft unbenommen, ihrer Religion zu leben; ob aber diese sich unter solchen Umständen wird behaupten können, ist zweifelhaft. Dazu fehlt ihr doch wohl die innerliche geistige Kraft. In den Zeiten ihres Aufschwungs hat die Mehrzahl ihrer Bekenner sich wenig anders um die Religion bemüht, als dass sie ihr Leben zum Kampf wider die Andersgläubigen einsetzten. Man sagte, im Lager der Sikhs sei alles erlaubt,

nur nicht das Essen von Kuhfleisch, in welchem Punkt sie allerdings noch ängstlicher waren als die Hindu.

Die Religion der Sikhs muss hauptsächlich aus dem Adi Granth geschöpft werden, in welches Äusserungen der grössten Lehrer und Guru aufgenommen sind. Als Hauptlehre, welche schon Nanak aufgestellt hatte, ist das Bekenntnis Eines höchsten Wesens zu nennen. Darin kam eine indische Strömung mit der muhammedanischen zusammen. Auf Grund dieses Bekenntnisses konnte Nanak Hindu's und Muslims zu seiner Nachfolge auffordern. Er sagt: „Wisse, dass es zwei Wege gibt (Hinduismus und Islam), aber nur Einen Herrn.“ Dieses höchste Wesen ist das allein real Existierende, unerschaffen, ewig, endlos, zeitlos, unsichtbar, unnahbar und unbeschreiblich. Es ist Urheber von Allem, Schöpfer aller Dinge — wobei aber nicht an Erschaffung der Welt aus dem Nichts zu denken, da das Eine Wesen mehr pantheistisch gefasst und der Akt der Schöpfung auch „Ausbreitung“ genannt wird: die Gottheit breitet sich dabei aus, wie sie sich wieder zusammenziehen kann. Das Universum wird nicht selten mit diesem Absoluten geradezu identifiziert. Die endlichen Wesen haben keine wahre Existenz, sie sind nur Erscheinungen oder „Belustigungen“ des Höchsten. Doch wird anderswo genauer Gott vom Universum unterschieden. So sagt Ardschun: „Mein Herr ist unerreichbar, unfassbar; in jedem Körper wohnt er immanent. [Aber] der Geber der lebenden Wesen ist immer von ihnen abgesondert“ [1]). Oder Gott wird als Licht und Lebenskraft bezeichnet: er durchdringt alles und ist doch davon geschieden. (Diese Auffassung fällt mit derjenigen der Bhagavad Gita zusammen.) Dieses Absolute ist ohne Empfindung, „ohne Gefühl und doch weilend in Glückseligkeit“. Von den strengern Denkern ist dieses Absolute unpersönlich und unbewusst gedacht, was freilich vom rechtgläubigen Islam weit abliegt. Das hindert nicht, dass Gott oft als weise, gütig, gerecht, barmherzig gepriesen und ihm teilnehmende, liebevolle Fürsorge zugeschrieben wird. So spricht derselbe Ardschun zu diesem höchsten Wesen: „Du bist mein Vater, du bist meine Mutter, du bist mein Neffe, du bist mein Bruder, du bist mein Beschützer an allen Orten, was sollte ich mich fürchten und grämen, o Herr!“ [2]) Allein es fehlt diesen mystisch-pantheistischen Äusserungen doch die volle persönliche Bestimmtheit und Energie des biblischen Gottesbegriffs. Das Wesen, das so überschwenglich angeredet wird, behält etwas Fliessendes und Unsicheres. Es fliesst leicht mit der Welt oder mit des Menschen Geist zusammen. Derselbe Guru ruft auch aus: „Du bist der Ozean, du der Schaum, du die Blase, ausser dir gibt es keinen, o Herr! Du bist ohne Eigenschaften und begabt mit

1) Trumpp a. a. O. 74 f.
2) Ebenda S. 77.
3) Ebenda S. 78.

allen Eigenschaften, du Geber des Vergnügens, du bist vollkommen ruhig, [und doch] sinnlich und der Lust ergeben."

Ebensowenig wie die bewusste Setzung eines Anfangs der Welt ist ein göttliches Ziel ihres Daseins und Lebens zu erkennen. Das Ganze ist ein Spiel der Gottheit. Und zwar bestimmt diese so sehr alles Dasein und Sosein, dass von individueller Freiheit nicht die Rede sein kann. Nanak singt: „Durch den höchsten Lenker ist das Schicksal geschrieben. Wie er es macht, so ist das Gewand einer jeden Kreatur" [1]).

Unbeschadet dieser Einheit Gottes, der mit den auch sonst üblichen Namen Hari, Brahm, paramesur u. dgl. benannt wird, werden die vielen Götter des Hinduismus nicht geleugnet, aber sie sind (wie im Buddhismus und in andern Systemen) zu untergeordneten Figuren degradiert. Eine sonderbare Ausnahme machte Govind Singh, der die Göttin Durga hoch in Ehren hielt. Der Bilderdienst wird getadelt und verspottet, so schon sehr scharf von Kabir: „Die Gärtnerin bricht Blätter ab, in den Blättern, in den Blättern ist Leben. Der Stein, für den sie die Blätter abbricht, ist dagegen leblos .... Ein Stein wird durch den Hammer geformt und zu einem Bilde gemacht, indem man ihm Hände und Füsse gibt. Wenn dieses Bild wahr ist, dann wird es den Hämmerer fressen. Gekochter Reis, Gemüse und süsses Backwerk wird von dem geniessenden [Priester] genossen, im Munde dieses Bildes ist Asche" [2]). In der Praxis haben mehr und mehr die Sikhs die Verehrung eines einzigen, persönlichen Gottes mit Ausschluss aller Hindugötter gepflogen.

In Bezug auf den Menschen wird gelehrt, der Leib löse sich im Tode wieder auf, die Seele lebe fort in neuer Verkörperung (also auch hier die Seelenwanderung); und zwar sei die Zahl der Seelen stets dieselbe: 4 Lakh = 400 000. Mit letzterer populären Vorstellung stimmt nicht recht überein, dass den Seelen als Ziel gesetzt ist, zum reinen Lichte zurückzukehren, davon wieder „absorbiert zu werden". Diese Rückkehr wird freilich erschwert durch die Werke des Menschen, die guten und die bösen, da beide eine Vergeltung (Genuss und Leiden) herbeirufen. Zu solchen Handlungen treiben die Seele der man (die Intelligenz, sanskr. manas) und die fünf Sinne. Gott hat nämlich über das Universum die Maja [3]) (Illusion) ausgebreitet, selbst über die Götter, so dass die Menschen in dieser Täuschung sich selbst suchen und sich zur Dualität (Differenz zwischen dem Einzelwesen und dem Absoluten) oder zur „zweiten Liebe" verleiten lassen, indem sie die Welt für etwas reales halten. Es sind drei Eigenschaften am Menschen, die seine Handlungen näher bestimmen: die Güte (satto), die Lei-

1) Trumpp a. a. O. S. 79.
2) Ebenda S. 80.
3) Vgl. oben Seite 433.

denschaft (radscho) und die Finsternis (tamo)[1]). Je nachdem nun in einem Menschen die eine oder andere Eigenschaft überwiegt, werden seine Handlungen gut oder böse ausfallen. Sittliche Freiheit gibt es dabei nicht, sondern der Mensch ist eine Puppe, die Gott tanzen lässt. Die Sikhs sind denn auch in ihrer Auffassung des Lebens noch fatalistischer gesinnt als die Muslims. Dennoch wird dem Menschen sein Thun zugerechnet und vergolten: Wer gute Werke vollbracht hat, kommt nach dem Tode in den Himmel oder ins Paradies; dort darf er sein Verdienst so lang geniessen, bis es erschöpft ist; dann wird er wieder auf der Erde geboren, aber in hoher Kaste, und sein Lebensprozess beginnt aufs neue. Wer in der „Leidenschaft" handelte, wird in einem weltlich gesinnten Hause wiedergeboren, wo er leicht in noch schlimmere Sünde fällt. Wer in der „Finsternis" wandelte und handelte, kommt nach seinem Tod in die Unterwelt oder Hölle, wo er gepeinigt wird, bis er endlich als gemeines Tier wiedergeboren die Wanderung aufs neue antreten und zur niedrigsten menschlichen Stufe mit der Zeit aufsteigen kann. Aus dieser endlosen Reihe von Wiedergeburten erlöst zu werden ist auch der Sikhs höchste Hoffnung. Diese Erlösung vollzieht sich dadurch, dass das Individuum vom Absoluten wieder absorbiert wird. Also nicht das Paradies (wie beim Muhammedaner) ist das Ziel der Wünsche, sondern das Nirban (= Nirvana), das Verwehen im All-Eins. Hier bekundet sich selbst im Wort buddhistische Nachwirkung! Um zu dieser ersehnten Befreiung von der Schwere des Daseins zu gelangen — dazu reicht aber nicht aus der Askese, des Badens an hl. Plätzen, der Almosen und ähnlicher Frömmigkeitsübungen sich zu befleissigen; allein die Anrufung des Namens Hari's vermag das. Dies klingt sehr weitherzig. Allein so war es nicht gemeint. Damit nicht jeder den Eingang ins Nirban selber finden könne, wurde dem wahren Guru allein die Gewalt zugesprochen, den Namen Hari's in gültiger Weise anzurufen. Der Guru gewährt diese Kraft denen, die durch ewiges Dekret dazu bestimmt sind. Der Leitung des Guru hat sich der Sikh mit Leib und Seele zu überlassen. Die Kraft des Guru erlöst nicht nur den Schüler, sondern lässt ihn auch zum Werkzeug der Erlösung für seine Familie werden. Vier Stufen hat der Schüler bis zu seiner Vollendung durchzumachen: Auf der ersten muss er seinen Egoismus überwinden lernen, auf der zweiten sich vom Thun und Treiben der Leute losmachen, auf der dritten die drei Eigenschaften besiegen, so dass ihm Freund und Feind dasselbe ist; auf der vierten tritt die Vereinigung mit Hari ein, und er hört in sich nur noch den Laut Hari's. In diesem höchsten Zustand ist er ohne Begierde und Hoffnung, ja das höchste Brahm selbst[2]).

---

1) Vgl. im Brahmanismus die drei Eigenschaften: sattva, radschas, tamas oben Seite 429 f.

2) Trumpp a. a. O. S. 103 f.

Die Knechtung der Anhänger unter den Willen des Guru war eine absolute, so lange diese Würde lebendige Träger hatte. Dabei bediente man sich in der älteren Zeit immer noch der Brahmanen zu priesterlichen Funktionen, was aber der letzte Guru untersagte, so dass die Sikhs zunächst gar keine Priester hatten. Doch rückten an diese Stelle allmählich die Granthi's, d. h. Vorleser des Granth, welche bei feierlichen Anlässen Abschnitte aus dem hl. Buch vortrugen. Beachtenswert ist, dass keine Weltflucht gelehrt wird; der Stand des Haushalters sei Hari ebenso angenehm wie der des Anachoreten. Eine wichtige Ceremonie ist noch immer der Pahul, d. h. die Einweihung der jungen Adepten in die Khalsa, welche beim Eintritt der Reife vorgenommen wird, am liebsten am Teiche von Amritsar. Dort steht der einzige Tempel der Sikhs; sonst haben sie überall einfache Dharm-sâla's, „Religionshallen", wo ihnen der Granthi ihre hl. Schrift vorliest und auslegt. Mit besonderer Feierlichkeit wird eine gewisse kultische Mahlzeit, karah prasad genannt, zubereitet und genossen. Auch durch ihre Gebräuche unterscheiden sich die Sikhs von den Hindu und Muslim: Verboten ist ihnen der Rauchtabak, das Würfelspiel, der Besuch von liederlichen Häusern, der Genuss von Kuhfleisch und von allem Fleisch, das nicht von einem Sikh geschlachtet ist, der den Tieren dabei zuerst den Kopf abhaut. Die Tötung neugeborner Töchterlein ist ihnen ebenfalls streng verboten.

Es gibt unter den Sikhs noch verschiedene Sekten, wie z. B. die Udâsi's („von der Welt Abgewandte"), eine Art Mönchsorden, die Suthrê („die Reinen"!), eine sehr entartete Genossenschaft lasterhafter Müssiggänger, welche durch ihre Bettelei lästig fallen und selbst von den Sikhs verachtet werden; namentlich aber die Akâli, d. h. Verehrer des Akal, des unendlichen höchsten Wesens, welche seit dem Abtreten des letzten Guru als die fanatischsten unter allen Sikhs nicht selten eine Rolle spielten und die Gemeinde terrorisierten. Sie tragen blaugetupfte Kleider und in ihrem Turban einen scharfen stählernen Diskus; dies war früher ihre gefürchtete Waffe, mit der sie auf weite Entfernung ihrem Opfer den Hals abschnitten.

Trumpp (a. a. O. S. 123 f.) fasst sein Urteil über diese Religionsgenossenschaft in folgenden Worten zusammen: „Ich habe während meines Aufenthalts unter den Sikhs (1870—72) den festen Eindruck bekommen, dass ihre Religion im Sinken begriffen ist. Einen eigentlichen Priesterstand, der das Volk in der Religion unterwiese, gibt es nicht, und es ist mehr Zufall, wenn ein Sikh etwas tiefer in das Wesen seiner Religion eingedrungen ist; die Masse begnügt sich vollkommen mit den wenigen vorgeschriebenen Ceremonien und äusserlichen Abzeichen. Der Sikhismus wird sich zwar wohl noch längere Zeit als besondere Religion halten, aber seine Kraft ist allem Anschein nach dahin, indem immer mehr einzelne Teile sich von ihm loslösen und entweder

in den Schoss des zähen Hinduismus zurückkehren, oder aber dem aufstrebenden Christentum sich zuwenden. Dass der Sikhismus ein grosser Fortschritt war gegenüber dem damals verrotteten Hinduismus, ist nicht zu leugnen; aber die falsche Bahn, auf die er übergeleitet wurde, brachte den Sikhs selbst keinen Segen, ihre Geschichte ist vielmehr mit blutigen Lettern in die Annalen des indischen Volkes eingeschrieben, das dadurch in seinem Fortschritt schliesslich mehr gehemmt als gefördert wurde, wenn er auch die kriegerische Tüchtigkeit der Jat-Bevölkerung des Pandschab ins glänzendste Licht stellte. Auch diese misslungene reformatorische Bewegung zeigt wieder aufs deutlichste, dass aus dem alten pantheistischen Hinduismus heraus kein Heil für die Auferstehung jenes wackeren und tapferen Volkes zu erwarten ist."

c) Der Brahma-Samadsch[1]).

Eine ganz andere Erscheinung bilden die in der Gegenwart nicht selten auftauchenden Gemeinschaften, in welchen der Hinduismus mit christlichen Ideen versetzt sich darstellt. Die bekannteste ist der Brahma-Samadsch, d. h. die Brahmagemeinschaft. Gründer derselben war der fromme und geistvolle Ram Mohun Roj (korrekter: Rama Mohana Raja), ein in Bengalen 1772 geborener Brahmane, der 1833 bei einem Besuch in England zu Bristol gestorben ist. Er hatte in seiner Jugend Sanskrit, Arabisch, Persisch studiert und sogar eine Reise nach Tibet gemacht, wo er die Weisheit der Lama's kennen lernte. Schon als Jüngling trat er in einem Buche gegen die Vielgötterei als eine Verirrung auf und behauptete die Einheit Gottes. Deshalb verfolgt, musste er die Heimat meiden. Von 1816 an trat er reformatorisch auf, indem er überzeugt war, der polytheistische Volksaberglaube sei nur eine Verderbnis des ursprünglichen monotheistischen Hinduismus. Seine Schüler und Anhänger in und um Kalkutta waren in christlichen Erziehungsanstalten, nicht in religionslosen Regierungsschulen gebildet; der Einfluss der christlichen Mission auf die Entstehung der Sekte ist daher unleugbar. Dieselbe wollte aus den Religionsbüchern nur das Wahre und Edle behalten und richtete Gottesdienste ein, in welchen Stücke des (monotheistisch verstandenen) Veda und Hymnen gesungen wurden. Eine Art Konstituierung fand 1830 statt. Dabei wurde der Name Brahma-Samadsch adoptiert statt des bisher üblichen „Unitarische Kirche von Kalkutta". Mit dem Christentum setzte sich Ram Mohun Roj in dem Werke Precepts of Jesus auseinander. Er bewundert darin die praktischen Seiten des Christentums, macht

---

1) Vgl. Germann in der Allgem. Missionszeitschrift II, 3 (1857) S. 97 ff. Ferner: BMM XX (1876) S. 385 ff. und WPR I, 345 ff.

aber vom Verhalten des Menschen, von seinem persönlichen Verdienst seine künftige Glückseligkeit abhängig.

Nach seinem Tode ging die Bewegung fort und machte sich bis nach Madras geltend. Aber in Kalkutta trat ein Stillstand ein, bis 1839 der Babu Debendra Nath Tagora auftrat und die Zeitschrift Sabha gründete. Inzwischen hatte sich die Gesellschaft mehr aus den religionslosen Regierungsschulen rekrutiert, wo der Glaube an das alte System erschüttert wurde, ohne dass ein anderer Glaube geboten worden wäre. Debendra Nath Tagora hing denn auch viel ausschliesslicher an den religiösen Büchern der Hindu als seine Vorgänger. Allein bald nach 1840 erwies sich der behauptete Monotheismus der Veden als eine Illusion; man erkannte darin Dienst der verschiedenen Naturgewalten. Deshalb begnügten sich nun die Brahmaisten, Aussprüche alter Weiser als Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens zusammenzustellen. Die geschriebene Offenbarung wurde verworfen und statt dessen das Buch der Natur als heilig proklamiert. Dann betonten sie unter dem Einfluss der Schriften Francis Newmans das innere Licht, die mystische Intuition.

Nach und nach traten frische Elemente aus den Missionsschulen herzu, und eine Schwenkung zum Christentum hin fand statt, namentlich durch Babu Keschub Chunder (Tschander) Sen, der entschiedenere Ablösung vom orthodoxen Brahmanismus verlangte, worin ihm die Jüngern beistimmten. Sie stellten 1865 drei Forderungen auf: 1) Abschaffung der äussern Kastenabzeichen (Brahminenschnur). 2) Nur Brahmaisten von genügender Fähigkeit und dem Bekenntnis entsprechendem Charakter sollten die Gottesdienste des Samadsch leiten. 3) Darin dürfe nichts von Hass oder Verachtung gegen andere Religionen geäussert werden. (Schon 1861 war ein Buch mit Auszügen aus heiligen Schriften verschiedener Religionen zum Gebrauch in den Versammlungen zusammengestellt worden.) Die Konservativen konnten namentlich die erste Forderung nicht zugestehen. Es kam zur Trennung. Die Letztern mit Babu Debendra nannten sich fortan Adi Brahma Samadsch (ursprünglicher Br. S.), die fortschrittlichen: Br. S. von Indien. Jene schlossen sich bald wieder mehr dem Hinduismus an und verloren dadurch ihre Bedeutung.

Am 5. Mai 1866 hielt Keschub Chunder Sen einen berühmten, sehr christusfreundlichen Vortrag: Jesus Christus, Europa und Asien, nahm aber am 28. September desselben Jahres seine Zugeständnisse so ziemlich wieder zurück, wie überhaupt sein Schwanken eine unsichere Stellung verriet. 1870 kam er nach England und wurde dort nur zu sehr gefeiert. Aus dem Schoss der Brahmagemeinde wurden seitdem Klagen laut, dass er übermenschliche Verehrung von seinen Anhängern annehme. Mit grosser Wärme und idealer Begeisterung bekämpfte er die Religionslosigkeit mancher gebildeten Volksgenossen und gab die Losung aus: „Macht die Religion zur Basis alles Fortschritts!

Legt die Axt an die schlimme Wurzel der Verderbnis, den Götzendienst! An Gottes Vaterschaft glauben heisst an die Brüderschaft der Menschheit glauben." Sei einmal diese Brüderschaft lebendig, so werde die Kaste von selbst dahinfallen. Ebenso werde dann die Witwenheirat kommen (viele kleine Mädchen sind ja in Indien durch den Tod ihres nominellen Gatten zu lebenslänglicher Trauer verurteilt!), ebenso die weibliche Erziehung sich verbessern u. s. f. — Im Jahr 1880 stellte er für seine Gemeinde „Grundregeln" auf, worin es u. a. heisst: „Gott wird niemals Mensch in menschlicher Gestalt. Mose, Jesu, Muhammed und den indischen Religionsstiftern dankt die Menschheit grosse Wohlthaten; sie haben ein Anrecht auf allgemeine Dankbarkeit und Liebe; aber sie waren nicht unfehlbare Heilige, sondern nur gottbegnadete Menschen." Keschub starb am 8. Januar 1884, noch nicht alt, aber nicht mehr auf der Höhe seines Ruhmes. Er hatte sich in der letzten Zeit ziemlich extravagant verhalten, indem er sich besonders auf Ekstasen und Erweckungsübungen, daneben auf pomphafte Ceremonien verlegte. Auch hatte er gegen die von ihm selbst gegebene Regel seine Tochter schon als Kind einem reichen Hindufürsten vermählt und dies durch göttliche Eingebung zu rechtfertigen gesucht, was an Muhammed erinnert. Durch seinen Tod erlitt die Gemeinde (welche nur etwa 3000—4000 eingeschriebene Mitglieder zählt, aber sich rühmt, ihre Ideen hätten in Indien einen grossen Anhang) einen starken Stoss. Ein Zweig derselben suchte sich dem Christentum zu nähern[1]. Im allgemeinen herrscht aber immer noch die Idee einer Versöhnung aller Religionen vor, welche die Vertreter der Sekte auch auf dem Kongress von Chicago geltend machten.

Die ganze Erscheinung ist allerdings ein bedeutsames Zeichen der Zersetzung des Hinduismus. Es liegt darin eine Anerkennung der Superiorität europäischer Bildung und Religion. Man darf sich aber bei den Lobsprüchen auf Jesum, welche aus dem Munde dieser Hindu laut werden, nicht täuschen lassen, als ob sie auf christlichem Boden ständen. Eine Fusion von Hinduismus und Christentum halten sie nur deshalb für möglich, weil sie den fundamentalen Unterschied beider Religionen nicht erkannt haben und in Jesu bloss einen Weisen nach der Art der ihrigen erblicken, der die Liebe Gottes und die Verbrüderung der Menschen gelehrt habe.

Noch sei die statistische Notiz beigefügt, dass nach der letzten Volkszählung im Jahr 1891 man in Vorderindien und Britisch-Birma folgenden Status verzeichnete:

1) Siehe Allg. evang.-luth. Kirchenztg. 1891, S. 415.

Einwohner: 288,159,672. Davon Hindu: 207,654,407. — Muhammedaner: 57,365,204[1]). — „Tieranbeter“: 9,302,583. — Buddhisten: 7,101,057. — Christen: 2,284,191 (davon Katholiken c. 1,400,000, Protestanten c. 484,000). — Sikhs: 1,907,836. — Dschaina: 1,416,109. — Parsi: 89,887. — Juden: 17,180. — Atheisten: 289. — Zum Brahma-Samadsch bekannten sich 3401.

II. Die Parsische Religion[2]).

Einleitung.

Nächstverwandt zeigen sich in Sprache und Religion den arischen Indiern die Iranier, welche ihnen nicht nach Indien gefolgt sind, sondern in Iran zurückblieben, und im Westen (schon vor 2000 v. Chr.) Medien und Persien in Besitz genommen haben. Schon der Name dieses Volkes drückt die nahe Verwandtschaft aus. Denn wie sich die herrschenden Kasten in Indien Arja (die Hohen, Edeln) nennen, so begegnet uns westlich vom Paropamisus der Name Arija als Stamm- und Volksname, der auf die ganze iranische Hochebene ausgedehnt wird. Iran ist nichts anderes als die neupersische Form für Arijana oder Airjana. Ja, auch diese Iranier sehen darin einen Ehrennamen und bezeichnen die nicht von ihnen bewohnten Strecken und die fremden Stämme verächtlich als anairjanische, d. h. nicht arische. Darius nennt sich mit Stolz „einen Arier arischen Stammes“. Unverkennbare Berührungspunkte liefert gerade der religiöse Sprachgebrauch und Vorstellungskreis: Jener Göttertrank Soma, den die Hindu brauten, wird auch bei den Iraniern unter dem Namen Haoma zum Opfer verwendet; beiden Völkern bedeutet das Wort zugleich die entsprechende Gottheit. Asura (Herr, Gebieter) ist in der altvedischen Religion Ehrenname der Götter, besonders des Himmelsgottes Varuna, während allerdings im spätern brahmanischen

---

1) Nähere Angaben über die heutigen Muhammedaner in Indien bei Hubert Jansen, Verbreitung des Islam, S. 21 ff.

2) Vgl. besonders Fr. Spiegel, Eranische Altertumskunde, 3 Bde., Leipzig 1871—78. — Derselbe, Avesta, Die hl. Schriften der Parsen, aus dem Grundtexte übersetzt, mit steter Rücksicht auf die Tradition, 3 Bde., Leipz. 1852—59. — Derselbe, Über das Vaterland und Zeitalter des Awestâ, ZDMG 1881, S. 629 ff. und 1887, S. 280 ff. — Darmesteter, SBE Band IV, Einleitung. — Chantepie, Religionsgeschichte II, 1 ff. 2. Aufl. von Ed. Lehmann, II, 150 ff. — Duncker, Geschichte des Altertums, Bd. IV. — Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, I, 497 ff. — Ferdinand Justi, Geschichte des alten Persiens, 1879 (in Onckens Allg. Geschichte).

Sprachgebrauch die Asura's die feindlichen Dämonen sind. Dem ältern Gebrauch entsprechend heisst das höchste Wesen im Avesta Ahura. Mit diesem obersten Gotte konkurriert aber im Parsismus noch Mithra, gerade wie Mitra ein Doppelgänger des vedischen Varuna ist. Die indische Benennung deva (leuchtend) für göttliches Wesen ist auch bei den Iraniern zu Hause; nur sind hier die daêva's böse Dämonen. Auch Andra = Indra, ist bei ihnen ein unholder Geist. Dagegen ist der Donnergott selbst auch im Avesta zu finden unter dem Namen Verethraghna = Vritratöter (stetiger Beiname des Indra). Jama ist im Veda der erste Mensch, der in die Unterwelt hinabstieg. Im Avesta heisst Jima der König des ersten, goldenen Zeitalters, wo es weder Kälte noch Hitze, weder Alter noch Tod noch Neid gab. — Dem sanskrit. atharvan, Priester, entspricht das iranische athravan, die gewöhnliche Benennung der Feuerpriester. Solcher Parallelen liessen sich noch viele aufzählen.

Aus dem ansehnlichen gemeinsamen Besitz des Veda und Avesta lässt sich noch die Beschaffenheit der beiden Völkern früher gemeinsamen Religion erschliessen. In dieser altiranischen oder -arischen Religion wurde ein oberstes Wesen verehrt als Himmelsgott (Varuna, Ahura) oder Lichtgott (Mitra). Die ganze Natur aber schaute man von göttlichem Wesen und Walten begeistet, nicht ohne auch scharfe Gegensätze in ihr wahrzunehmen, die besonders in Lichtwesen und Geistern der Finsternis personifiziert wurden, von deren Kämpfen die Mythen Meldung thaten. Die Priester nahmen in dieser alten Religion schon eine hervorragende Stellung ein. Auch eine gewisse gesetzliche Ordnung in Natur und Kultus kannte man wohl bereits, denn dieser Begriff spielt eine grosse Rolle bei den beidseitigen Religionen. Im Avesta wird er mit Ascha (Reinheit) ausgedrückt.

Da die Übereinstimmung dieser Mythen, Namen und Begriffe bei Indiern und Iraniern eine so weitgehende ist, müssen sie noch Jahrhunderte lang (in Iran?) beisammengewohnt haben, als die Scheidung zwischen ihnen und den übrigen indogermanischen Völkern (Griechen, Römern, Germanen) längst vollzogen war. Der spätere Volkscharakter der Inder und Perser ist allerdings bei allen Spuren naher Verwandtschaft ein ausserordentlich verschiedener und auch ihre Religionen haben sich recht verschieden entfaltet. Allein an diesem Unterschied mag zu einem grossen Teil der so ganz anders geartete Boden Indiens mit seinem tropischen Klima und seinen eigentümlichen Verhältnissen schuld sein. Schwerlich war es eine zutreffende Vorstellung, wenn man meinte, die beiden Stämme seien sich schon, als sie noch beisammen wohnten, eines religiösen Gegensatzes bewusst gewesen, oder hätten sich gar um eines solchen willen getrennt. Die Unterschiede zwischen beiden Religionen sind vielmehr erst nach ihrer Trennung entstanden oder doch so gross geworden in Folge des geschichtlichen Prozesses, in welchem sich die beweglichen Gebilde der mythen-

spinnenden Phantasie ohne Fessel weiter entwickelten, dann aber allerdings noch mehr infolge der systematisierenden priesterlichen Spekulation auf indischem Boden und des Einflusses einer, wie es scheint, mehr in der Weise eines Propheten auftretenden Persönlichkeit in Iran.

Schon früher nämlich, als in Indien die Brahmanen ihr einheitliches System ausdachten, hat in Iran eine Fixierung der Vorstellungen von den göttlichen Mächten stattgefunden. Diese Festlegung der religiösen Ideen knüpft sich an den Namen Zarathustra. Die geschichtliche Existenz eines solchen Trägers dieses Namens steht freilich bei weitem nicht so fest, wie die des Buddha. H. Kern glaubt in ihm den Abendstern zu entdecken, der sich siegreich des Dunkels erwehre. Darmesteter meint, alle Züge Zarathustra's führen auf einen Gott[1]), gibt aber zu, dass ein Mensch in dieser Weise könnte vergottet worden sein. Eduard Meyer[2]) stimmt ihm bei: „Seine Gestalt trägt alle Züge eines Gewittergottes, der mit seiner Stimme die Dämonen zurückschreckt und gewaltige Felsblöcke auf sie schleudert.“ Doch bemerkt auch er[3]): „Wer die Männer gewesen sind, die aus dem alten arischen Götterglauben die reine Mazdareligion heraus entwickelt haben, wissen wir nicht. Unmöglich ist es keineswegs, dass einer von ihnen Zarathustra, der Sohn des Porusaspa gewesen ist, aber als historische Persönlichkeiten sind sie für uns verschollen. Vielleicht sind Überreste der Lieder, in denen sie ihre Lehre verkündeten und entwickelten, uns noch in dem ältesten und heiligsten Bestandteile des Avesta, den Gâthâs, erhalten.“ Allein es verdient Beachtung, dass gerade in den Gatha, dieser nach sprachlichen und andern Anzeichen ältesten Quelle Zarathustra nicht als göttliches Wesen, sondern als eine Art von Prophet auftritt, der die Mission hat, die reine Lehre Ahuramazda's zu proklamieren. Wir entnehmen da seinen Worten, dass er auf vielen Widerstand stösst, aber von einem edeln König Vistaspa unterstützt wird. Diese Stücke bieten zwar die grössten sprachlichen Schwierigkeiten, wie ein Blick auf die weit auseinandergehenden neuern Übersetzungen zeigt. Allein so viel ist doch mit Sicherheit aus diesen Gatha zu entnehmen, dass Zarathustra als das Haupt der Gläubigen galt und seinem Bekenntnis eine Gegenpartei schroff gegenüberstand, welche andern religiösen Vorstellungen huldigte, den Dämonen diente, wie er es nennt, und dass innerhalb seines Volkes jeder Einzelne wie ganze Stämme die Entscheidung zwischen der wahren Lehre und dem Irrtum zu treffen hatten. Damit ist erwiesen, dass der reine Mazdaismus nicht ohne ernstliche Krise und persönlichen

---

1) SBE IV, S. LXXIX. Siehe Näheres Darmesteter, Ormazd et Ahriman p. 183 ff., wo Zarathustra als der erste, himmlische Mensch, Inkarnation des Blitzfeuers erklärt ist.

2) Geschichte des Altertums I, S. 537 f.

3) Ebenda S. 540.

Kampf zur Herrschaft im Volke gelangte. Aber auch die Persönlichkeit, die als gottgesandter Träger dieser Lehre auftritt, scheint hier historisch greifbar zu sein. Zarathustra spricht in diesen Stücken sehr oft in erster Person von sich. L. H. Mills[1]) u. a. stehen denn auch dafür ein, dass kein geringerer als er der Verfasser der Gatha sei, welche dann an Muhammeds Suren erinnern, in welchen ja auch lehrhafte Darstellungen und Auseinandersetzungen mit den ungläubigen Gegnern mit Gebeten und Zwiegesprächen mit Gott abwechseln. Leider ist aber, auch abgesehen von der Dunkelheit dieses Schrifttums, welche eine sichere Ausbeutung einstweilen verhindert, aus demselben über die Individualität und die konkreten Lebensverhältnisse dieses vielgefeierten und vielgehassten Propheten wohl so viel wie nichts zu entnehmen. Höchstens hat man aus Jasna 53 geschlossen, dass er eine Tochter zu verheiraten hatte. Auch die spätern Teile des Avesta füllen diese Lücke nicht aus; spätere Schriften geben einige Auskunft, die auf alter Tradition beruhen mag, aber doch unzuverlässig ist und nicht einmal zur dürftigsten Zeichnung eines Lebensganges ausreicht. Nicht einmal über Zeitalter und Vaterland des Zarathustra kommt man ins reine.

Zarathustra (neupers. Zarduscht, griech. *Ζωρόαστρος*) heisst im Avesta häufig Sohn des Pouruschaspa (Puruschasp). Er wird auf hohe Ahnen zurückgeführt. Bundehesch 32, 1—10 wird sein Stammbaum und seine Nachkommenschaft mitgeteilt. Als einer seiner Vorfahren erscheint Spitama, nach welchem er oft genannt ist. Dieselbe Quelle[2]) lässt, wie schon der Avesta[3]), sein väterliches Haus am Flusse Daradscha gestanden haben und weist diesen Fluss ins Land Airjana Vaedscha. Allein dieser Landstrich selber ist streitig. Keinesfalls war er ein Perser, da die Sprache des Avesta von der altpersischen, die wir aus den Denkmälern der Achämeniden kennen, verschieden ist. Dagegen nennen parsische Überlieferungen die medische Stadt Ragha als seinen Geburtsort, andere Gezn (arab. Schiz) in der Landschaft Atropatene. Daher der Nordwesten Irans, bezw. Medien, vielleicht speziell Ragha von neuern Fachmännern wie Spiegel, Darmesteter, Lehmann für die Heimat des Zoroastrismus gehalten wird. Andere[4]) dagegen betonen, dass im Avesta nur östliche Landschaften und Ortschaften genannt sind, mit Ausnahme etwa von Ragha, der Stadt im östlichen Medien. Die Heimat des Zarathustra und seiner Lehre, wie auch des Avesta sei also Ostiran, näher Baktrien, wohin der König Vistaspa gehöre. Auch von der Gegenpartei wird teilweise zugestanden, Baktrien sei von Medien aus zuerst

1) SBE XXXI, Einleitung.
2) Bundehesch 24, 15; 20, 32.
3) Vendidad, Fargard 19.
4) So schon Burnouf, Lassen, Westergaard, Justi, Haug; neuerdings Mills u. a.

(von dem dorthin ausgewanderten Zarathustra?) für die neue Lehre gewonnen worden[1]), während nach der eben genannten Auffassung ihr Weg von Baktrien nach Medien, und von da nach Persien geführt hätte. Aus Zarathustra's Leben wird auch in spätern Schriften äusserst wenig berichtet, und das wenige besteht aus mythischen Erzählungen oder Fabeln. Dahin gehört die Darstellung im 19. Fargard des Vendidad, wonach Angramainju den Zarathustra zu töten trachtete, und als ihm dies misslang, ihn durch das Anerbieten von Glück und Weltherrschaft von 1000 Jahren von seiner Mission abzubringen und von dem guten Gott abwendig zu machen suchte, welche Versuchung Zarathustra mit Entrüstung abwies. Vollends wertlos sind die Fabeln, die das späte „Buch Zartuscht" (13. Jahrh.) erzählt, das lauter Wunder berichtet, durch die er am Leben erhalten worden, oder die er verrichtet habe: Gleich bei seiner Geburt habe er gelacht. Ein böser König stiess mit dem Dolch nach dem Kinde; aber sein Arm wurde gelähmt. Die bösen Geister stahlen dasselbe und zündeten Feuer unter ihm an; es schlief ruhig weiter u. s. f.[2]).

Auch in Bezug auf die Zeit, wann Zarathustra wirkte oder seine Lehre auftauchte, sind keine zuverlässigen, direkten Zeugnisse vorhanden. Die älteren Griechen setzten ihn ziemlich übereinstimmend ins 7. Jahrtausend vor Chr. hinauf. So sagt Eudoxos von Knidos (Zeitgenosse Plato's), er habe 6000 Jahre vor Plato's Tod gelebt. Hermodoros (Schüler Plato's), Hermippos von Smyrna (2. Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr.), Theopomp von Chios geben an, sein Leben falle 5000 Jahre vor den trojanischen Krieg. Spätere dagegen wie Trogus Pompejus, Kephalion u. a. machen ihn zum Zeitgenossen des Ninus und der Semiramis, was auf die Zeit der Kämpfe zwischen Assyrern und Baktriern sich deuten lässt (9. oder 8. Jahrh.). Noch weiter setzten ihn diejenigen unter den Alten hinab, welche ihn wie Ammianus Marcellinus in die Zeit des Darius verweisen, mit dessen Vater Hystaspes sie den gleichnamigen Beschützer des Zarathustra, Vistaspa (Gustasp) verwechseln[3]). Die obigen vollen Zahlen stammen offenbar aus der nach 3000 Jahren rechnenden Äonenlehre der Perser, welche behaupten, Zarathustra sei 8000 Jahre nach der Weltbildung aufgetreten (Bundehesch). Auch in der Sasanidenzeit konnte man übrigens nicht annehmen, dass schon 1000 Jahre seit dem Religionsstifter verflossen seien, da sonst nach jenem System schon ein neuer Prophet hätte müssen aufgetreten sein. Es versteht sich, dass auf diese spekulative Rechnung so wenig gebaut werden kann als auf die sonstigen

1) Einfacher erklärt Lehmann den Umstand, dass morgenländische Quellen den Propheten in Baktrien auftreten lassen, aus deren Herkunft: sie stammen aus dem Sasanidenreich, dessen Hauptstätte Baktrien war.

2) Siehe das nähere bei Spiegel, Eranische Altertumskunde I, 690 ff.

3) Für richtig hält übrigens die Annahme, dass Zarathustra kurz vor den Achämeniden gelebt habe, z. B. F. Justi.

widersprechenden Angaben. Nur indirekt kann annähernd das Alter der Religion allenfalls bestimmt werden.

Die Religion des Zarathustra haben jedenfalls im wesentlichen schon die Perser der Achämenidenzeit gehabt, wie uns einerseits die Inschriften dieser Könige, voran des Darius Hystaspis, und anderseits die Berichte der Griechen über jene Zeit beweisen. Allerdings sind die Gesetze des Vendidad (s. unten) für diese Herrscher noch nicht verbindlich gewesen. Dies sieht man namentlich daraus, dass sie unbedenklich ihre Toten begraben und selber sich begraben lassen, während diese Bestattungsweise wie vollends das Verbrennen der Leichen im Vendidad aufs allerstrengste verboten ist. Aber der Gott Auramazda wird von Darius ganz so verherrlicht, wie man es von einem Jünger Zarathustra's erwartet, und dass der böse Geist Angramainju in diesen Inschriften nicht genannt ist, beweist natürlich nicht, dass der parsische Dualismus damals noch unbekannt war. Eher vermisst man die Amschaspands.

Auffällig aber kann es erscheinen, dass der Gründer des Reiches Kyros (pers. Kuruš), wie sein in Babylon gefundener Thoncylinder[1]) zeigt, nach der Einnahme dieser Stadt ihren Göttern hohe Ehren erwies, und auf diesem Denkmal seinen Sieg dem Marduk zuschrieb: „Marduk, der grosse Herr, der Wiederhersteller seines Volkes, sah mit Freuden an die Thaten seines stellvertretenden Regenten, dessen Hand und Herz gerecht war. Zu seiner Stadt Babylon befahl er seinen Marsch; . . . gleich einem Freund und Gefährten ging er an seiner Seite. . . . . Ich bin Kyros, der König der Gesamtheit, der grosse König, der mächtige König, der König von Babylon, der König von Sumer und Akkad, der König der vier Weltgegenden, der Sohn des Kambyses, des grossen Königs, des Königs von Elam, der Enkel des Kyros, des grossen Königs, des Königs von Elam, der Urenkel des Teispes . . . ., alten königlichen Stammes, dessen Regierung Bel und Nebo lieben, dessen Herrschaft sie in der Güte ihres Herzens gern haben. . . . Die Heiligtümer von Babylon und alle seine Burgen stellte ich her im Frieden. . . . . . Und die Götter von Sumer und Akkad, welche Nabonid zum Kummer des Herrn der Götter (Marduk) nach Babylon gebracht hatte, setzte ich in Frieden in ihre Heiligtümer auf Befehl des Marduk, des grossen Herrn (wieder) ein. Mögen alle die Götter, die ich an ihre festen Plätze gebracht habe, täglich in der Güte ihrer Herzen vor Bel und Nebo vermitteln, dass sie mir Länge der Tage gewähren, mögen sie mein Vorhaben mit Erfolg segnen, und mögen sie sprechen zu Marduk, meinem Herrn: Kyros der König, dein Verehrer, und Kambyses, sein Sohn [verdienen deine Gunst]."

---

1) Eb. Schrader, Keilinschriftl. Bibliothek Bd. III, Abt. 2, Berlin 1890. — A. H. Sayce, Alte Denkmäler S. 184 ff. Vgl. Jul. Ley, Histor. Erklärung des zweiten Teils des Jesaja, Marburg 1893, S. 4 ff.

Daraus geht jedenfalls hervor, dass Kyros kein puritanischer Monotheist war, der für seinen Glauben mit dem Schwert Propaganda machte und die heidnischen Götzen vernichtete. Aber auch sein Sohn Kambyses hat nach den Denkmälern in Ägypten nicht die Rolle gespielt, welche Herodot ihm als Verhöhner der Götterbilder und Töter des Apis zuschreibt[1]). Die Monumente zeigen ihn vielmehr, wie er diesem heiligen Tiere huldigt, die Götter der Ägypter verehrt und ihre Heiligtümer beschützt. Allein aus solchen im Feindesland hinterlassenen Zeugnissen schliesst man zu viel, wenn man daraus folgert, diese Herrscher seien noch keine Anbeter Ahuramazdas gewesen, dessen Dienst erst unter Darius Staatsreligion geworden sein könne. Abgesehen davon, dass auf die Form der Abfassung einer solchen Denkschrift natürlich die einheimischen, der Landessprache kundigen Priester den grössten Einfluss hatten, können wir in dem Verhalten des Kyros nichts anderes sehen als die Rücksicht, welche ein Eroberer den Göttern des eroberten Landes angedeihen liess, wenn er das Volk gewinnen und sich als rechtmässigen Nachfolger seiner früheren Herrscher legitimieren wollte. Wie Kyros die verbannten Juden heimziehen und ihren zerstörten Jahvehtempel aufbauen hiess, und zwar nicht ohne ihrem Gott zu huldigen[2]), wie er die von Nabonid nach Babylon geschleppten Lokalgötter an ihren Ort zurücksandte, so that er den Babyloniern den Gefallen, die Gottheit, die ihm geholfen, Marduk zu nennen. Der Eroberer bequemt sich oft dem Glauben der Besiegten an, um durch deren oberste Autorität legitimiert dazustehen. Allerdings stellte sich der Perserkönig nicht als grundsätzlicher und ausschliesslicher Monotheist zu den fremden Göttern, wie etwa ein islamischer Eroberer gethan hätte, und auch seine Huldigung an Jahveh hat nicht den Sinn, dass er das Heidentum abgethan hätte; die vielen Götter spielen ja auch in die parsische Religion hinein. Allein deswegen ist Kyros doch als Verehrer Ahuramazda's zu denken. Auch verhält sichs nicht so, dass mit Darius Hystaspis das systematische Gesetz des Avesta zu offizieller Geltung gekommen wäre. Denn jene dem Vendidad so sehr widersprechende Bestattungsweise dauerte bei den Persern auch unter den spätern Achämeniden fort. Herodot[3]) sagt von den Persern, sie bergen die Leichen in der Erde, nachdem sie dieselben mit Wachs überzogen haben. Allein an derselben Stelle erwähnt er auch eines seltsamen Gebrauches, den Toten nicht zu begraben, ehe er von einem Hund oder Vogel umhergeschleift worden sei, und versichert, dass wenigstens die Magier dies streng beobachten. Hier stossen wir unverkennbar auf die Anschauungen und Gebräuche des Avesta, und es will beachtet sein, dass die Magier, die Priester der Perser, als die konsequenten Vertreter

---

1) Vgl. jedoch oben S. 146.
2) Siehe Esra 1, 1 ff.
3) Herod. 1, 140.

derselben erscheinen. Diese Magier haben im Perservolk, dessen hochgehaltene Priester sie sind, noch etwas fremdartiges in ihren Sitten und Gebräuchen; sie sind nach der Tradition (nach Xenophon, Cyrop. 8, 1, 23 sogar erst unter Kyros!) aus Medien gekommen, wo sie einen angesehenen Stamm bildeten[1]. Das alles deutet auf ein successives Eindringen der zarathustrischen Religion von Medien her. Schon zur Zeit, wo man in Persien erst die Grundzüge derselben angenommen hatte, achtete man die eigentlich nicht aus persischem Blut stammenden Priester unentbehrlich, von deren Sitten sich aber die angestammten des Volks und seiner Könige noch merklich unterschieden. Die strengere Observanz war bei diesen noch nicht durchgedrungen.

Die heiligen Schriften[2]) der parsischen Religion, welchen wir nun näher zu treten haben, lassen in anderer Weise eine fortschreitende Entwicklung derselben durch verschiedene Phasen erkennen. Diese Schriften werden zusammengefasst unter dem Namen Avesta (altpers. âbastâ, = Gesetz). Unrichtig ist dagegen der Name Zend Avesta. Denn Zend bedeutet: Erklärung, Kommentar; auch die Übersetzungen werden so genannt. Es müsste also wenigstens heissen Avesta va Zend, „Gesetz und Kommentar", wie in spätern Schriften oft gesagt wird. Ebenso verkehrt wird die Sprache des Avesta gewöhnlich Zendsprache genannt, während die Kommentare und Übersetzungen ja nicht in dieser Sprache, sondern in Pehlewi geschrieben sind. Die Sprache nun des Avesta (das fälschlich sog. Zend), welche besonders in Folge der Entzifferung des Sanskrit der Wissenschaft wieder erschlossen worden ist, hat sich als eine Doppelgängerin der ältesten persischen Mundart, die man kennt, herausgestellt, nämlich der Sprache der Achämenidenkönige, die sich derselben als ihrer nationalen Sprache in den von ihnen hinterlassenen Keilinschriften bedienen. Diese altpersische Mundart unterscheidet sich aber deutlich von der unsers heiligen Kanons, und es geht nicht an, die eine von der andern als der ältern abzuleiten. Die Lösung liegt darin, dass es zwei verschiedene Dialekte sind, die neben einander Raum hatten: der persische und der ostiranische oder nach der andern Ansicht der medische. Es war die heilige Sprache der Magier. Pausanias[3]) erzählt, die Magier sängen an den heiligen Stätten der Perser beim Anzünden des Opferfeuers in einer barbarischen und den Griechen ganz unverständlichen Sprache Anrufungen der Götter, die sie aus einem Buche ablesen.

---

1) Herod. 1, 101.

2) Die deutsche Übersetzung des Avesta von Spiegel siehe oben S. 526. Eine englische ist in den SBE erschienen, und zwar Bd. IV von Darmesteter, The Vendidad 1880 und Bd. XXIII, The Sîrôzahs, Yasts and Nyâyis 1883; und Bd. XXXI von L. H. Mills, The Yasna, Visparads etc. 1887. — Darmesteter hat auch eine französische herausgegeben in den Annales du Musée Guimet, T. XXI, XXII, XXIV, 1892/93.

3) 5, 27, 5. 6.

Die Perser erzählen zwar, Alexander d. Gr. habe ihre hl. Schriften zu Persepolis verbrannt. Allein untergegangen ist ihr hl. Schrifttum dabei sicherlich nicht, dessen Vorhandensein in der Folgezeit auch Hermippos bezeugt, welcher angibt, Zoroaster, der Urheber der Lehre der Magier, habe 20 Bücher verfasst von je 100 000 Versen, und auch Mitteilungen über den Inhalt der einzelnen Bücher sowie einzelne Vorschriften daraus mitzuteilen weiss. Die griechische Herrschaft vermochte das ehemalige Perserreich nicht lange zu behaupten. Im Jahr 256 gründete Arsakes I, der seine Herkunft von dem altpersischen Königshause ableitete, ein selbständiges Partherreich und wurde bei der Ausdehnung desselben durch die Partei der Magier unterstützt. Die Arsakiden, welche man oft als besonders griechenfreundlich angesehen hat, waren vielmehr nach ihrem religiösen Bekenntnis Anhänger Zarathustra's, und von einem dieser Könige berichtet die Tradition (im Dinkard erhalten), er habe die zerstreuten und zum Teil verlorenen hl. Schriften gesammelt und aus dem Gedächtnis der Priester ergänzt. Als der Name dieses Königs wird Valkhasch, Vologeses genannt. Da jedoch mehrere dieses Namens (der erste und bekannteste c. 50—80 n. Chr.)[1]) regierten, ist die Angabe chronologisch unbestimmt. Als dann (226 n. Chr.) der Statthalter Persiens, welches mit der Zeit auch dem parthischen Reiche war einverleibt worden, Ardeschir (Artakschatr, Artaxerxes), sich wider die Oberhoheit des arsakidischen Herrschers Artabanos auflehnte und diesen überwand, kam die entschiedener iranische Dynastie der Sasaniden zur Herrschaft, welche noch bewusster die Tradition des alten Perserreichs aufnahm und der von ihr mit Eifer gepflegten Religion des Zarathustra zu einem neuen Aufschwung verhalf. Schon von jenem ersten König Ardeschir wird erzählt, er habe die Feststellung eines Kanons der hl. Schriften veranstaltet. Unter seinen Nachfolgern habe man das Werk fortgesetzt, das erst durch Aderbat vollendet wurde (unter Schapur II 308—380), der die Kapitel (Nosks) zählte, aber von 815 Kapiteln, von denen die Überlieferung wusste, nur noch 348 fand. Da man die alte Avesta-Sprache nicht mehr verstand, wurden diese Schriften in das damals gangbare Mittelpersisch übersetzt, Pehlewi (= parthisch) genannt, welcher Name eigentlich auf die eigentümliche, mit aramäisch-semitischen Logogrammen (Huzvaresch) durchsetzte Schrift geht, in welcher jetzt noch die von den heutigen Parsi aufbewahrten Texte geschrieben sind, während nach der Invasion der Muhammedaner in Persien ein neues Alphabet aufkam und die neupersische mit vielen arabischen Wörtern bereicherte

1) Sein Bruder Tiridates war Magier. Dieser kam zu Land nach Rom, um die Krone von Armenien aus Nero's Hand zu empfangen, da die Zarathustrier bei der Seefahrt das Wasser zu beschmutzen fürchten. Aus demselben Grund gab Vologeses selbst dem Nero, der ihn nach Rom entbot, zur Antwort: „Komm du zu mir. Es ist für dich leichter, über den weiten Ozean zu fahren."

Sprache das jüngere Mittelpersisch (Farsi) ablöste. Die heil. Texte wurden übrigens im 15. Jahrhundert aus dem Pehlewi auch ins Sanskrit übertragen von Neriosengh und Ormuzdiar, und später auch ins Gudscharati. Doch hatten sie unterdessen von dem im 4. Jahrhundert noch vorhandenen Bestand noch den grössten Teil eingebüsst, welcher zur Zeit der Überschwemmung des Landes durch die Araber und der Auswanderung des Restes der Bekenner der alten Religion verloren gegangen ist.

Was die heutigen Parsi noch besitzen, beschränkt sich auf ein Stück der Gesetzgebung und eine Sammlung von Hymnen und Litaneien:

1) Das Gesetzbuch, Vendidad. Darin nehmen weitaus den grössten Raum die Reinigkeitsgesetze ein, und die Erhaltung dieses Teils rührt offenbar daher, dass man diese besonders wichtig nahm. Und zwar ist es vornehmlich die aus dem Tode sich ergebende Unreinigkeit, welche berücksichtigt wird. Genaue und strenge Vorschriften weisen an, wie die bei Todesfällen auftretenden unsauberen Dämonen müssen abgewehrt werden. Dazu kommen noch einige andere Zustände und Umstände, welche besondere Reinigungen nötig machen. Ausserdem sind einige Fargards (Kapitel) mythologischen Inhalts in dem Buche enthalten über Erschaffung der Welt, das Reich des Jima u. a. m. Ein Fargard handelt wohl auch von Vertragsbruch und Verletzungen von Leib und Leben. Aber die ausführlichen Bestimmungen über einen bestimmten Pflichtenkreis (Reinigung) setzen offenbar eine eingehendere Ordnung auch für andere Lebensgebiete voraus, wie solche in der That nach der Tradition einst im Kanon enthalten war. Der Vendidad ist übrigens nach sprachlichen wie sachlichen Anzeichen zweifellos der jüngste Bestandteil des Avesta.

2) Jasna (Gottesdienst, Kultus mit Inbegriff von Opfer) heisst der umfängliche zweite Hauptteil des Avesta, welcher nach seinem Namen liturgische Stücke enthält, Hymnen, Formeln für die Anbetung, untermischt mit Ermahnungen u. s. w. aus verschiedenen Zeiten. Die ältesten sind die schon S. 528 erwähnten fünf Gâtha (= Lieder), in älterer Mundart und besonderem Metrum abgefasst, und ausserordentlich schwer zu verstehen. Sie bilden in der jetzigen Sammlung Jasna 28—34. 43—51. 53 (bei Spiegel 52). Diese eigenartigen Stücke lassen, wie oben gesagt wurde, in die Anfänge der zarathustrischen Religion hineinblicken. Merkwürdig ist dabei, dass die andern altiranischen Götter ganz verschwunden sind hinter dem Einen Ahuramazda und seinen guten Geistern, während in den spätern Teilen des Avesta die älteren Gottheiten wieder auftauchen und eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Auch ist der Anhang Zarathustra's noch ein beschränkter und viel angefochtener. Die übrigen Nummern des Jasna sind jünger. Ebenso

3) Jast oder Jest, eine Sammlung von Apostrophen an die einzelnen Götter und Geister mit Aufzählung ihrer Thaten. Dieser

Teil ist besonders wichtig für die Mythologie, da hier die im Volksbewusstsein vorhandenen Mythen wenigstens in Anspielungen zu Tage treten.

Alle diese Bücher finden sich in den S. 533 angegebenen Ausgaben des Avesta, ausserdem kleinere Sammlungen wie Vispered u. a. Während der Avesta besonders für die Priester bestimmt war, welche über den darin enthaltenen Satzungen wachen und die Liturgieen rezitieren sollten, gab es in späterer Zeit auch für die Laien ein Gebetbuch, das zum Unterschied vom grossen, „der kleine Avesta“ = Khorda Avesta genannt wurde. Diese für die Privatandacht bestimmten Gebete sind meist auch in der „Zendsprache“, teilweise auch in jüngern Mundarten verfasst. Im Khorda Avesta findet sich immer auch eine Anzahl Jasts, in der alten Sprache geschrieben.

Über das absolute Alter des Avesta und seiner Bestandteile geht das Urteil der Fachkenner ebenso weit auseinander wie über das des Zarathustra oder seiner Religion. Darmesteter hat sogar schliesslich [1]) im stärksten Widerspruch mit seinen frühern Schriften, wo er die nahe Verwandtschaft des Avesta mit dem Veda nachwies, den erstern als ein Erzeugnis neuzoroastrischen Glaubens verstehen wollen, das mit jüdischen (starker Einfluss des Alten Testaments) und neuplatonischen (Philo) Elementen versetzt und in den ersten Jahrhunderten nach Christus entstanden sei, die Gatha's c. 120 n. Chr.! Allein hiegegen erhebt denn doch die altertümliche Sprache, welche zur Zeit der Abfassung eine tote Gelehrten- oder Priestersprache müsste gewesen sein, und ihre wie der religiösen Vorstellungen nahe Verwandtschaft mit dem Veda allzu gewichtige Einsprache. Auf der entgegengesetzten Seite vertritt z. B. Mills die Abfassung sämtlicher Gatha durch Zarathustra selbst. Spiegel dagegen ist an der Geschichtlichkeit dieses Mannes ganz irre geworden, ebenso an dem traditionellen hohen Alter des Avesta (etwa 8. Jahrh. v. Chr.), glaubt aber doch, dass man die Mehrzahl seiner Texte getrost in die letzte Zeit der Achämenidenherrschaft setzen dürfe [2]). Duncker dagegen kam zu dem Ergebnis, dass die Lehre Zarathustra's um 800 v. Chr. in Ostiran mächtig genug war, um ins Land der Meder und Perser vorzudringen und demnach um 1000 ihren Anfang müsse genommen haben und urteilte über die Entstehung der hl. Litteratur ähnlich wie neuerdings Tiele, der die ältesten Stücke des jüngern Avesta nicht viel jünger als 800 v. Chr. schätzt und die Gatha um einige Jahrhunderte früher ansetzt.

Soviel scheint uns nach dem Vorherigen festzustehen, dass die im Folgenden beschriebene Religion wesentlich so schon in der Achämenidenzeit bestand, was auch die sekundären griechischen

---

1) Origines de la littérature et de la religion Zoroastriennes 1893 (in den Annales du Musée Guimet T. XXIV).

2) ZDMG 1881 S. 632.

Quellen beweisen. Und die grössere Wahrscheinlichkeit hat die Annahme immer noch für sich, dass ein religiös begeisterter Lehrer — Zarathustra — mit bewusster Energie dem zerfahrenen arischen Götterglauben eine einheitliche Auffassung des Gottesbegriffs und der Weltvorstellung entgegensetzte und seine Anschauung in seinem Volke zur Geltung brachte; dass aber gerade die Perser, von denen allein wir zufällig nähere Kunde haben, zunächst nur die Grundzüge seines Systems angenommen hatten, als sie unter jenen Herrschern auf die Weltbühne traten, während ihre „Magier" dasselbe vollständig innehatten und in der Nation einzupflanzen bestrebt waren. Die Gatha dürften zu den ältesten Erzeugnissen iranischer Litteratur gehören, die je existiert haben, und einige Jahrhunderte hindurch mündlich fortgepflanzt worden sein. Später sind die liturgischen Teile des Avesta, Jasna und Jast anzusetzen; auch haben sie noch nach ihrer Aufzeichnung bis in die nachchristliche Zeit mancherlei Wandelungen erfahren. Das gleiche gilt von den Gesetzen. Aber es ist nicht zweifelhaft und wird wiederum durch die Griechen bestätigt, dass es schon vor Alexander d. Gr. eine bedeutende heilige Litteratur gab, welche in den Händen der Magier war.

Noch erübrigt ein Blick auf die spätere Litteratur. An den Avesta schloss sich zuerst eine umfangreiche Litteratur in Pehlewi und Farsi an; so in der erstern Sprache Dînkard, ein Buch, das sich noch bei den heutigen Parsi grosser Autorität erfreut und alten wie jungen Stoff enthält. Ferner Ardâ Virâf nâmeh, das Buch vom frommen Gesetzlehrer Arda Viraf. Derselbe ist, während er mit sieben Weisen über das Gesetz sich besprach, eingeschlafen und wird in den Himmel entrückt. In sieben Tagen durchwandert er Himmel und Hölle und kehrt darauf zur Erde zurück, wo er erzählt, was er gesehen hat. Die Ähnlichkeit mit der jüdischen Schrift Ascensio Jesajae ist so gross, dass die Verwandtschaft einleuchtet.

Am bekanntesten ist unter diesen Schriften der Bundehesch[1]), in Pehlewi geschrieben längere Zeit nach der Eroberung des Landes durch die Araber (d. h. nach 651 n. Chr.), in heutiger Gestalt vielleicht erst im 12. Jahrhundert. Genau lässt sich die Entstehungszeit nicht festsetzen. So jung aber auch die Schrift sein mag, so enthält sie doch sehr alten Stoff und gibt eigentlich allein einen etwas abgerundeten Überblick über das Weltsystem des Parsismus. Der Name bedeutet: „Schöpfung des Anfangs", was auf den ersten Teil passt, der die Anfänge der Welt erzählt. Dann folgt eine Art mythologischer Weltkunde, Beschreibung der

---

1) Vom Bundehesch wurde eine deutsche Übersetzung veröffentlicht von Fr. Windischmann, Zoroastrische Studien, Berlin 1863. Grundtext und Übersetzung enthält die Ausgabe von Ferd. Justi, Der Bundehesch, Leipzig 1868. Eine englische Übersetzung bietet E. W. West, SBE Bd. V (1880).

Weltgegenden, Berge, Meere, der fünf Tierklassen, die Geschichte der ersten Menschen, der fünf Feuerarten und der drei heiligen Feuer, mythologischer Bäume und anderer mythischer Wesen und sonst mancherlei bis zur Auferstehung und dem Leben im Jenseits. — Noch viel jünger ist der Saddar Bundehesch, eine Zusammenstellung der Satzungen und Gebräuche der Parsi.

Wichtig ist auch Minokhired[1]), worin die himmlische Weisheit auf die Fragen eines Weisen über die Geheimnisse der Welt und des Gesetzes Aufschluss gibt, wie im Vendidad Ahuramazda den Zarathustra belehrt. Es ist zu beachten, dass an Stelle des Gottes hier die abstrakte Weisheit getreten ist. Auch das grosse 961 n. Chr. vollendete Epos des Muhammedaners Firdusi: Schahnameh („Königsbuch") ist religionsgeschichtlich von Wert, da er die iranischen Mythen über die Vorzeit aufgenommen hat[2]).

1. Ahuramazda und Angromainju
mit ihren Scharen[3]).

Am Anfang des Jasna heisst es: „Ich verkünde, ich feire den Schöpfer Ahuramazda, den glänzenden, majestätischen, grössten, besten, schönsten, den stärksten, verständigsten, mit dem besten Körper versehenen, durch Heiligkeit Höchsten, der sehr weise ist, der weithin erfreut, welcher uns schuf, welcher uns bildete, welcher uns erhielt, der heiligste unter den Himmlischen!" In einer Inschrift des Darius[4]) heisst es: „Ein mächtiger Gott ist Auramazda: Er hat diese Erde hier unten gemacht, er hat diesen Himmel da oben gemacht. Er hat den Sterblichen gemacht." Und in den ersten Zeilen des Bundehesch lesen wir: „Auharmazd ist der oberste in Allwissenheit und Gütigkeit und ohne Gleichen an Glanz. Das Reich des Lichtes ist der Ort Auharmazd's, den man unendliches Licht heisst." Durch alle Phasen des Parsismus hindurch geht die Lehre von einem obersten Gott als dem Inbegriff alles Lichtes, alles Lebens, alles Guten. Dieser Gott heisst Ahura (Herr) Mazda (Allwissender). In den Keilinschriften lautet der Name Auramazda, neupers. Ormazd, griech. Ὠρομάσδης (Plato, Aristoteles) oder Ὠρομάζης (Plutarch). In den Gatha wie in den Inschriften des Darius treten die andern Gottheiten ganz zurück und werden kaum genannt. Und zwar ist dieser Gott nicht etwa ein blosser abstrakter Begriff, wie Brahma bei den Indern, sondern wird in

1) Text und engl. Übersetzung von E. W. West: The Book of the mainyo-i-khard, London 1871.

2) Vgl. Spiegel, Eran. Alt. I, 488 ff.

3) Vgl. zu diesem Abschnitt besonders auch James Darmesteter, Ormazd et Ahriman, Paris 1877, und Derselbe, Haurvatat und Ameretât, Paris 1875.

4) Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften S. 44.

persönlicher Lebendigkeit aufgefasst. Es fehlt nicht an Attributen, in welchen eine naturhafte Basis des Gottes noch durchschimmert und welche ihn mit dem Himmel in nächste Verbindung bringen: Er hat den schönsten, vollkommensten Leib. Er ist hell und klar, leuchtend und glänzend, hat die Sonne zu seinem Auge, das Blitzfeuer zum Sohn, den sternbesäten Himmel zum Gewand. Er wohnt in unendlichem lichtem Raum, und dieser ist sein Leib. Seine Wohnung heisst Garon-mana: „Haus der Gesänge", was auf den Donnerhall geht. So liegt nahe, ihn mit dem vedischen Varuna identisch zu setzen, der ja auch besonders häufig den Ehrennamen Asura führt. Ganz besonders häufig aber wird Ahuramazda der Schöpfer der ganzen sichtbaren Welt genannt, und zwar in allen, den alten wie den jungen Quellen ist er der Schöpfer Himmels und der Erde und all ihrer Güter, der Flüsse, des Viehs und der Menschen. Auch die Götter und guten Geister sind von ihm erschaffen, wie die Gestirne des Himmels. Es heisst am Ende des ersten Kapitels im Bundehesch: „Von Auharmazds Kreaturen in der Welt war die erste der Himmel, die zweite das Wasser, die dritte die Erde, die vierte die Pflanzen, die fünfte die Tiere, die sechste die Menschen."

Ahuramazda ist aber auch der Urheber der vernünftigen und sittlichen Weltordnung, oder wie die Parsen sagen: er hat die Ascha (Reinheit in spezif. Sinn) gegründet[1]), welche den Inbegriff der guten gesetzmässigen Ordnung im physischen, kultischen und moralischen Leben darstellt. Zu den Menschen tritt Ahura M. in nähere Beziehung, indem er dem Zarathustra seine Weisheit für sie mitteilt, welche in der Erkenntnis des Wohlverhaltens und der Pflicht gipfelt. Frage mich, o Reiner, spricht er[2]) zu seinem Propheten, Mich, den Schöpfer, den heiligsten, weisesten, der Antwort gerne gibt, wenn er gefragt wird. So wird es dir gut sein, so wirst du zur Reinheit gelangen, wenn du mich fragst. Er ist aber auch der Hüter dieser Weltordnung, welcher der Menschen Thun überwacht und ihnen Gutes und Böses vergilt. Er ist der Regent aller Völker und zugleich der Schutzgott des persischen Reiches. Aber auch die Götter rufen seine Hilfe an.

Im zarathustrischen System ist nun dieser gute, allwissende Gott und Schöpfer von sechs guten, wohlthätigen Geistern umgeben, deren erster und oberster Er ist, so dass auch von sieben solcher Amescha Spenta, Amschaspands geredet wird. Ihr Name bedeutet: die Unsterblichen (Amescha), Heiligen oder Wohlthuenden (Spenta). Das göttliche Wesen wird also in siebenfältiger Entfaltung gedacht. Aber auch die sechs Amschaspands sind geschaffen, wenn sie schon nach späten Darstellungen bei der Welterschaffung mitwirken. Sie sind unvergänglich, rein, wohlthätig

---

1) Jasna 31, 7.
2) Vendidad 18, 18 ff.

und dienen Ahura M., der durch sie regiert und segnet. Wahrscheinlich sind sie mit den vedischen Aditja verwandt[1]); doch sind sie in den Gatha recht abstrakt gefasst, mehr als Eigenschaften Gottes denn als selbständige Wesen. Sie gelten aber in der Regel als persönliche Geister und werden oft angerufen. Die Namen der Amschaspands sind: 1) Vohu Mano, „gute Gesinnung", bei Plutarch *θεὸς εὐνοίας*. Die Benennung wird auch von der Gesinnung von Menschen gebraucht. Zugleich aber ist es eine der obersten guten Gewalten. Vohu Mano ist weise und bringt Frieden. Er ist übrigens Schutzgeist des Viehs, zu dessen Bezeichnung sogar sein Name ohne weiteres gebraucht werden kann. 2) Ascha Vahista, die beste Gerechtigkeit, Reinheit, Heiligkeit im zarathustrischen Sinn[2]); Plutarch: *θεὸς ἀληθείας*. Dieser Geist beaufsichtigt das Feuer. 3) Kschathra Vairja, vollkommene Herrschaft; Spiegel: ausgezeichnetes Reich, Plut.: *θεὸς εὐνομίας*. Sein Gebiet sind die Metalle. Ja, der Name steht geradezu für Metall. Der so benannte Geist zeichnet sich durch Freigebigkeit aus. 4) Aramaiti, von Plutarch *θεὸς σοφίας* genannt; es ist aber eine Göttin, und zwar die Erde personifizierend. Ihre Tugenden sind Weisheit, Gehorsam, Geduld. 5) u. 6) Haurvatât und Ameretât[3]) (von Plut. wiedergegeben mit *θεὸς πλούτου* und *ἐπὶ καλοῖς ἡδέων*) stehen sehr oft beisammen und drücken eigentlich Gesundheit und Unsterblichkeit aus. Die erstere hat ihr Gebiet naturgemäss an den Bäumen und Pflanzen, die letztere am Wasser. Bei allen diesen Wesen ist das Konkrete das Spätere, die geistig-ethische Bedeutung das Primäre. Sie stammen daher wohl erst aus dem lehrhaften Stadium der Religionsbildung, welches mit dem Namen Zarathustra bezeichnet wird.

Unter diesen obersten Sieben steht eine unbegrenzte Zahl von Jazata's (Izeds), „Verehrungswürdigen". Sie sind dem Bekenntnis Zarathustra's zufolge alle von Ahura M. geschaffen, aber ursprünglich grösstenteils ältere arische Götter, die sich dem System unterordnen mussten.

Der bedeutendste unter ihnen ist Mithra (neupers. Mihr), ein altarischer Lichtgott, identisch mit dem im Veda wohlbekannten Mitra, dem Seitengänger des Himmelsgottes Varuna. Er heisst oft der Herr weiter Fluren, der tausend Ohren und tausend Augen hat[4]). Er ist dem Ahura M. bestimmt untergeordnet als sein Geschöpf; aber gewisse Anrufungen zeigen, dass man ihn in früherer Zeit dem Ahura ebenso als ebenbürtig beigesellte wie die Inder ihren Mitra dem Varuna. Vgl. z. B. Jast 10, 113: „Mögen Mithra und Ahura, die hohen Götter, uns zu Hilfe kommen" u. s. w. Ähnlich Jasna 1, 34[5]). Das Par stellt ursprünglich an beiden

1) Siehe oben S. 405.
2) Vgl. oben S. 539.
3) Siehe Darmesteter, Haurvatât u. s. w.
4) Vgl. z. B. Jast 10, 1.
5) Vgl. Spiegel z. d. St. und Jasna 2, 44.

Orten die Vereinigung von Himmel und Licht dar. Bedeutsam ist die Aussage, Ahura M. habe Mithra so würdig des Gebets und Opfers geschaffen wie sich selbst[1]. Auch im Avesta heisst er eben als Gott des Lichts „der Herr weiter Triften". Er steigt als solcher vor der Sonne über die Hara Berezaiti (Himmelsgewölbe) empor und durchschreitet die Erde nach Sonnenaufgang[2]. Auf diesem Berge hat er seine Wohnung, wo es keine Finsternis gibt, keine warmen und kalten Winde[3]. Er fährt als Krieger auf einem von vier weissen, leuchtenden Rossen gezogenen Wagen zum Kampfe, wo er die Gläubigen schützt. Er schläft nie, sieht und hört alles mit seinen tausend Augen und Ohren; er hat seine Späher überall. Eben deshalb ist er bei den Späteren Totenrichter. Er bringt das Verirrte und Verlorene zurück. Endlich hat ihn Ahura M. zum obersten Priester eingesetzt[4]. Von der Rolle, die Mithra als Sonnengott in einer spätern Phase der Religionsentwicklung spielte, welche nicht als rein parsisch gelten kann, soll später die Rede sein.

Unzertrennlicher Begleiter des Mithra ist Vaju oder Râman. Auch er fährt auf goldenem Wagen in goldener Rüstung, mit Lanzen bewaffnet. Er ist identisch mit dem ähnlich beschriebenen indischen Vâju. Sein sinnliches Element ist die Luft, der Wind. Daher wird seine Schnelligkeit und Stärke gerühmt. Im Schlachtgewühl ist seine Hilfe besonders willkommen, ebenso den Gefangenen und Gebundenen.

Tistrja, der in einem Stern, und zwar dem Sirius geschaute Jazata, kommt namentlich als Regenspender in Betracht. Menschen und Vieh blicken darum erwartungsvoll auf ihn. Er hat aber mit bösen Geistern zu kämpfen, welche ihn in seinem segensreichen Werke hindern wollen, besonders mit Apaoscha, der in Gestalt eines hässlichen schwarzen Pferdes ihm den Weg zu dem See versperren will, wo er das Wasser holt. Da der Kampf oft ein schwerer ist, bleibt der Regen nicht selten lange aus. Auch hat Tistrja dabei Unterstützung und Kräftigung durch die Opfer der Menschen nötig. Wenn sie darin lässig sind, so muss zuletzt Ahuramazda ihm zu Hilfe kommen, indem er selbst ihm das erforderliche Opfer darbringt. Tistrja schlägt Apaoscha mit der Waffe des Blitzes, dass er heulend (donnernd) davonläuft. Geopfert werden ihm hellfarbige Tiere und Baresma[5]. Die Analogie mit dem indischen Mythus ist hier mit Händen zu greifen.

Ardvî Sûra Anâhita[7] (die Hohe, Mächtige, Unbefleckte)

---

1) Jast 10, 1.
2) Jast 10, 13. 95.
3) Jast 10, 50.
4) Jast 10, 89.
5) Jast 8, 23—25.
6) Siehe darüber unten S. 555.
7) Vgl. Windischmann, Die persische Anâhita oder Anaïtis, München 1856.

ist eine alte Wassergottheit, eine Quelle mit tausend Becken und tausend Abflüssen [1]), Göttin des Wassers als des fruchtbaren Elements, der Fruchtbarkeit, Zeugung, Geburt. Sie reinigt und segnet die geschlechtlichen Funktionen und wird deshalb von Schwangern und Gebärenden angerufen, aber auch Männer erhoffen von ihr stattliche Pferde und starke Genossen und bringen ihr deshalb Opfer. Sie wird [2]) beschrieben als „eine Maid von schönem Leibe, kraftvoll, hochragend, hochgegürtet, rein, edelgeboren von ruhmreichem Stamme, Schuhe bis an die Knöchel tragend, mit allerlei Zierat geschmückt". Sie trägt [3]) das Baresma regelrecht in der Hand, goldene Ohrringe, goldenes Halsband um ihren schönen Nacken, eine goldene Krone mit hundert Sternen auf dem Haupte und ist in die Felle von dreissig Bibern gekleidet. Diese plastisch beschriebene Göttin wurde, obwohl diese Sitte sonst der zarathustrischen Religion fremd war, in Statuen verehrt. Und zwar ist es nach einer bei Clemens Al. [4]) erhaltenen Nachricht des Berosus Artaxerxes II. Mnemon gewesen, der zuerst Bilder der Anaitis oder Aphrodite in Susa, Ekbatana und anderswo aufstellte. An den genannten Orten besass sie kostbare Tempel. Zu beachten ist auch, dass im Avesta [5]) sich zeigt, wie Anahita auch von den Anbetern der Daêvas, also von Ungläubigen, Heiden verehrt wurde, und zwar gegen die Regel nach Sonnenuntergang. Daraus folgt, dass diese Göttin auch von Anhängern anderer Bekenntnisse anerkannt wurde, beziehungsweise, dass man sie in einer Göttin derselben wiederzuerkennen glaubte; an wesensverwandten Gottheiten war ja bei den umwohnenden Völkern kein Mangel (Istar, Mylitta, Artemis, Aphrodite u. s. w.). Dann war aber leicht möglich, dass von diesen Völkern her fremde Riten in ihren Kultus eindrangen. Und dies scheint schon unter den spätern Achämeniden geschehen zu sein, wo die Verehrung der Anahita einen neuen Aufschwung nahm. So erklärt sich wohl auch, dass wenigstens bei den Armeniern und Kappadoziern der Kultus der Anahita-Anaitis mit unzüchtigem Treiben verbunden war. Weibliche Hierodulen bedienten die Heiligtümer, unter welchen die Töchter der Vornehmsten des Landes sich eine Zeit lang aufhielten, was an den babylonischen Dienst der Mylitta erinnert. Diese Unsauberkeiten stehen mit dem Geiste des Mazdaismus im Widerspruch und stammen wohl anderswoher.

Verethraghna, der Siegesgott des Avesta, ist ebenfalls ein altarischer Gott, dessen Name an den Beinamen Indra's Vritrahan (Vritra-Töter) erinnert. Er erscheint dem Zarathustra in mannigfacher Gestalt: als ein starker Wind (Jast 14, 2), als

---

1) Jast 5, 101 f.
2) Jast 5, 64. 78.
3) Jast 5, 127 f.
4) Protreptikos 5.
5) Jast 5, 94.

junger Stier mit gelben Ohren und goldenen Hörnern (14, 7), als weisses Ross (14, 9), als Lastkamel (14, 11), als grimmiger Eber (14, 15), als schöner Jüngling (14, 17), als Rabe (14, 19), wilder Widder (14, 23), Bock (14, 25), siegreicher Mann (14, 27); wie übrigens auch Tistrja, mit welchem Verethraghna sich oft berührt, als junger Stier, Pferd und Jüngling erscheint. Auch Verethraghna war ursprünglich gewiss sinnlicher gefasst, ehe er der Siegesgenius wurde, welchen besonders die Könige und Feldherrn anrufen.

Haoma entspricht lautlich und sachlich ganz dem indischen Soma[1]). Es wird darunter auch im Avesta einerseits der aus dem Saft einer bestimmten, auf den Bergen wachsenden Pflanze gewonnene Trank, anderseits aber die in diesem waltende Gottheit verstanden. Der Gott Haoma erscheint dem Zarathustra so schön von Leibe, wie er es nie gesehen hat. Was den Trank betrifft, so unterscheidet man den gelben, irdischen Haoma von dem weissen im Himmel wachsenden, der einst bei der Auferstehung der Leiber diesen neues Leben gibt. Der irdische Haoma ist nur ein unvollkommenes Abbild des himmlischen; er stammt aber von diesem und verleiht zwar nicht Unsterblichkeit, wohl aber Gesundheit und langes Leben, Kraft und List zum Kampf. Auch starke Rosse bringt er den Männern, Kinder den Frauen, Gatten den Jungfrauen. Er ist die vornehmste Opfergabe, die man den Göttern darzubringen hat.

Im Gegensatz zu den bisher aufgeführten sind andere Jazata's von Haus aus abstrakte ethische Begriffe. So Sraoscha (vom „Hören" so benannt), der Genius des Gehorsams. Er heisst heilig, wohlgewachsen, siegreich, Förderer der Welt und reiner Herr des Reinen. Sein Leib ist der Manthra, das göttliche Wort. Er ist darum der erste, der die Gatha und die heiligen Hymnen sang. Er lehrt das Gesetz. Nach ihm als dem Geiste der Disziplin ist die Sraoscha-Peitsche genannt, mit welcher die Disziplinarstrafen vollzogen werden. Übrigens hat Sraoscha auch manche Berührungspunkte mit Mithra: Wie dieser hat er seine Wohnung auf der Hara berezaiti, sein Wagen wird von vier leuchtend weissen Rossen windschnell gezogen. Er schläft nicht und beschirmt durch seine Wachsamkeit die Welt. Mit Mithra schützt er die Verträge. Raschnu (Gerechtigkeit) ist dabei sein Gefährte. Sraoscha kämpft viel gegen die bösen Dämonen; er ist anzurufen gegen böse Geister, aber auch gegen Diebe und Räuber. In den spätern Büchern ist er auch Totenrichter. — Solcher Genien, in welchen sich Tugenden personifiziert darstellen, gibt es noch mehr. Die Zahl der Jazata ist nach Aussage der Iranier unbegrenzt[2]). Plutarch dagegen setzt sie auf 21 an, welche als die vornehmsten nach den 7 Amschas-

1) Vgl. über den indischen Soma oben S. 412 f.
2) Jast 6, 1: hunderte und tausende.

pands verehrt werden. Diese Zahl 7 + 21 führt auf die Tage des Monats, an welchen sie verehrt wurden. Denn in der That ist im parsischen Kalender jeder Tag einem dieser Wesen gewidmet; 4 Tage sind dem Ahuramazda zugeteilt.

Eine dritte Kategorie neben den Amschaspands und Jazata's bilden die Fravaschi (Ferver), welche allerdings auch einen Tag des Monats beschützen, aber sonst von den übrigen Jazata wesentlich verschieden sind. Sie heissen häufig „die Fravaschi der Reinen“ oder „die guten, starken, heiligen Fravaschi der Reinen“. Sie sind Schutzgeister. Jeder Mensch, jedes gute Wesen, selbst die Izeds, ja Ahura M. nicht ausgenommen, haben jedes seinen Fravaschi, gewissermassen sein ideales Gegenbild, sein besseres Selbst, oder richtiger: sein unauflösliches Wesen, das in seinem Dasein nicht aufgeht. Nur das Böse und Schlechte hat keinen Ferver; denn ihm fehlt das höhere Ideal und es kann keinen ewigen Bestand haben. Die in den Menschen hausenden Fravaschi sind von Ewigkeit existierende himmlische Wesen, welche sich freiwillig dazu verstanden haben, in solche irdische Existenzen einzugehen, um den Kampf mit Ahriman und den bösen Geistern (Daêva's) zu führen. Nachdem sie den Menschen im Leben treulich beigestanden, kehren sie in den Himmel zurück und leben dort wieder unsterblich, ohne zu altern und zu leiden, weiter. So gibts im Himmel dergleichen Geister, die noch nicht herabgestiegen sind, andere, die ihre irdische Laufbahn schon vollendet haben. Besonders die Fervers der Frommen der Vorzeit werden angerufen, ausserdem die der nächsten Verwandten und der der eigenen Seele. Gegen Jahresschluss steigen die Fravaschi der alten Heiligen auf die Erde herab und rufen auf der Erde während der zehn letzten Nächte des Jahrs (10.—20. März): „Wer will uns preisen? Wer will uns Opfer darbringen? Wer will uns Hymnen singen? Wer will uns Andacht widmen? Wer will uns segnen? Wer will uns bewirten mit Fleisch und Kleidern in der Hand?“ Denen, von welchen sie so aufgenommen werden, versprechen sie Herden, rasche Pferde, feste Wagen, Nachkommenschaft u. s. w. So brachte man die zehn letzten Nächte in Geselligkeit zu und lud dabei die Ahnen ein, was an den römischen Februar erinnert, der einst der letzte Monat war[1]) und ebenfalls die Huldigungen an die Toten enthielt. Die Fravaschi im Himmel vertreten die Interessen ihres Stammes und Geschlechts auf Erden. Sie sorgen dafür, dass das aus dem himmlischen Meer abfliessende Wasser ihrer Sippe zugeleitet werde.

Aus dem allem schliesst Darmesteter wohl mit Recht, die Fravaschi seien ursprünglich mit den indischen Pitri identisch gewesen und hätten einfach Ahnengeister bedeutet. In spätern Büchern werden sie mit den Sternen kombiniert. So heisst es im Minokhired: „Die unzählbaren Sterne sind die Fervers der

1) Cicero, de legibus 2, 21.

irdischen Wesen.“ Im Bundehesch (K. 6) verteidigen sie die Himmelsfeste gegen Ahriman. Sie sind dabei mit Lanzen bewehrt und stehen so dicht wie die Haare des Hauptes. Vielleicht ist auch hierbei an die Sterne gedacht. Aber im Avesta findet sich keine Anspielung auf diese Bedeutung, und es dürfte diese astrale Beziehung, die ja nicht fern lag, später angeknüpft worden sein. Immerhin ist zu beachten, dass schon im Avesta der Glanz und die Majestät dieser Wesen gewöhnlich gerühmt wird. Auf jeden Fall beweisen diese Fravaschi grosse Energie im Kampfe gegen die bösen Mächte. Sie helfen dem Tistrja gegen seinen Feind Apaoscha; sie stehen dem Menschen bei gegen die böse Drudsch (weiblicher Dämon); sie zeigen dem Mond und den Sternen ihre Bahnen, wenn die bösen Daêva's sie aufhalten wollen. Ja, Ahura M. selbst erklärt[1]): „Hätten nicht die furchtbaren Fravaschi der Getreuen mir geholfen, so würden diese meine Tiere und Menschen, von denen es so vortreffliche Arten gibt, nicht vorhanden sein; die Macht und Herrschaft würden der Drudsch gehören, die Sinnenwelt würde der Drudsch gehören. Zwischen der Erde und dem Himmel würden die übersinnlichen Wesen von der Drudsch gequält und geschlagen werden, und niemals würde zuletzt Angramainju vor den Schlägen des Spenta Mainju[2]) fliehen müssen.“ — Es erhellt aus dieser Stelle, welche hohe Bedeutung diesen Geistern zukommt. Ist doch Ahura M.s Erschaffung der Welt und sein siegreicher Kampf gegen den bösen Feind durch ihre Mitwirkung bedingt!

Diesem grossen, guten, lichten Geisterheer, das von Ahura M. geschaffen ist, steht nun der böse Geist, A n g r a M a i n j u (Gegenteil von Spenta M., dem wohlthätigen Geist, Ahriman, Ἀρειμάνιος (Plut.) gegenüber. Er ist zwar in den uns erhaltenen Achämeniden-Inschriften nicht genannt; doch beweist dies nicht, dass er damals noch nicht bekannt war. In den ältesten Teilen des Avesta, den Gatha, kommt er vor, wenn auch meist unter andern Namen. Auch Aristoteles weiss schon von ihm. Ausführlich schildert ihn Bundehesch. — Wie Ahuramazda im Lichte wohnt und auch auf Erden das Licht zu seinem Elemente hat, so ist Angramainju's Reich die Finsternis. Während jener Allwissenheit besitzt, so bewegt sich Angra M. in der Sphäre der Unwissenheit. Namentlich fehlt ihm das Vorauswissen der Dinge, er weiss sie erst hintennach. Während Ahura M. der Inbegriff alles Reinen, Guten und aller Wahrheit ist, kommt von Angra M. alles Schlechte, Böse, alle Unreinigkeit und Unwahrheit. Während Ahura M. alles Lebendige schafft und erhält, bemüht sich Angra M. stetsfort, es zu schädigen und zu töten. Wie Ahura M. an der Spitze zahlloser Lichtwesen steht, die er geschaffen hat, so hat auch Angra M.

---

1) Jast 13, 12.
2) Spenta Mainju, d. h. der wohlthuende Geist, = Ahura Mazda.

grosse Geisterheere unter sich, die seine Kreaturen sind. Von ihm stammen auch auf der Erde die gefährlichen und gemeinschädlichen Geschöpfe.

Im Heer der bösen Daêva's (Dämonen) tritt uns, den guten Amschaspands entsprechend, eine böse Sieben entgegen: Angra M. mit sechs urbösen Geistern, zu denen z. B. Akô Mano gehört, die böse Gesinnung, das Gegenstück zu Vohu Mano. Einer der Sechse ist auch Andra (indisch Indra), der Traurigkeit und Missmut verbreitet und auf der Brücke Tschinvat den Seelen den Weg verengert, um ihren Sturz herbeizuführen. Diesen sechs schlimmsten Geistern wird oft auch Aêschma zugesellt, der stetige Gegner des Sraoscha, auch ein Ankläger beim Totengericht. Er ist der Geist des Zornes, der Rachsucht, Raubsucht und der damit verwandten Leidenschaften. „Alles Böse, was in der Welt geschieht, kommt mit der Hilfe des Aêschma zu stande; er bestärkt die Menschen in der Sünde, und sucht sie abzuhalten, dass sie nicht auf den rechten Weg zurückkehren“[1]). Von Apaoscha („Vertrockner“) war schon oben (S. 541) bei Tistrja die Rede. Unter dem Sammelnamen für weibliche Dämonen, Drudsch, sind besonders Lüge und Betrug personifiziert. Sehr gefürchtet ist auch Nasu, das Totengespenst, welches gleich nach dem Eintritt des Todes vom Leichnam Besitz nimmt; sie naht dabei in Gestalt einer Fliege von Norden her und muss durch umständliche Ceremonien ferngehalten oder vertrieben werden. Verführerische weibliche Gestalten sind die Pairika (neupers. Peri), welche durch ihre Schönheit die Männer verlocken. Ihnen entsprechen die Jatu, männliche Schönheiten, welche die Weiber verführen. Aber auch der Genius des Schlafes, Buschjansta, ist ein böser, weil er die Thätigkeit hindert und mit dem Tode Ähnlichkeit hat. Aber auch Krankheit, Elend aller Art und Untugenden sind in bösen Genien personifiziert.

Das Verhältnis, in welchem die gute und böse Macht zu einander und zur Welt stehen, wird erst deutlicher werden, wenn wir den Kampf zwischen beiden betrachten. Eine eigentümliche Stellung aber ausserhalb des Reiches der guten und bösen Geister und von ihren Kämpfen unberührt, nimmt ein Wesen ein, das freilich nicht in mythologischer Lebendigkeit, sondern als abstrakte, begriffliche Grösse erscheint: zervana akárana, d. h. die „grenzenlose Zeit“, innerhalb welcher der begrenzte Zeitraum der 12 000 Weltjahre sich abspielt. Diese Vorstellung ist allgemeiner als die oberste Gottheit und bleibt gewissermassen neutraler Zuschauer in deren Kämpfen mit der bösen Gewalt. Es hat sogar nicht an solchen gefehlt, welche in dieser höchsten Potenz die oberste Gottheit des Parsismus sehen wollten, durch deren Erfassung der Dualismus des Systems überwunden wäre. Allein wenn auch gelegentlich schon etwa im Avesta von der endlosen

---

1) Spiegel, Eranische Altertumsk. II, 132.

Zeit die Rede ist[1]) und diese sogar angerufen wird[2]), so zeigt sich doch das religiöse Bewusstsein keineswegs von dieser Macht beherrscht, welcher das persönliche Leben und die göttliche Energie fehlt. Vielmehr ist sie als Erzeugnis der theosophischen Spekulation anzusehen, wie etwa das Brahma der Brahmanen; auch wurde sie nie wie dieses zum konsequent durchgeführten Prinzip, ausser bei einer Sekte, welche ebendeshalb den Namen der Zervaniten führt, und von welcher nachher die Rede sein soll. Der Bundehesch fasst den Begriff unpersönlich, so dass man diese Alles umschliessende (und Alles bestimmende?) Zeit höchstens etwa der griechischen Schicksalsmacht analog fassen könnte; doch sind die beiden Begriffe verschieden, und für Schicksal haben die Parsen andere Personifikationen. Ihr zervana akarana ist dafür zu unbestimmt[3]). Dass diese ursprünglich mit dem „alten Bel" der Babylonier identisch sei[4]), ist bei der unmythischen, begrifflichen Fassung des Namens nicht glaublich.

2. Der Kampf zwischen Ahura Mazda und Angra Mainju.

Der Kampf zwischen dem guten, lichten Gott und dem Geiste der Finsternis ist das Thema der ganzen Weltgeschichte. Ja, er hat schon vor der Welterschaffung begonnen. Der Bundehesch gibt darüber die bestimmtesten Angaben. Ahura M. wohnte von Ewigkeit im reinen Lichte, Angra M. ebenfalls von Ewigkeit im anfangslosen Dunkel. Zwischen diesen beiden Reichen dehnt sich ein leerer Raum (Vaj, Luft), welcher der Kampfplatz zwischen beiden Reichen werden sollte. Ahura M. wusste nach seiner Allwissenheit um die Existenz seines Feindes und dessen Gesinnung und schuf, um ihn zu nichte zu machen, zuerst die Welt vollkommen im Himmel, wo die Geschöpfe 3000 Jahre in einem geistigen Zustand, ohne Bewegung und Körper blieben. Angra M. kam unterdessen aus dem Abgrund herauf und sah das Licht, beschloss auch sofort, es zu zerstören. So eilte er in den Abgrund zurück und schuf dort viele Dämonen. Er weigerte sich, dem Ahura M. zu huldigen und seinen Geschöpfen behülflich zu sein; er erklärte vielmehr dem grossen, gütigen Schöpfer den Krieg. Dieser aber in seinem Vorauswissen überlistete ihn, indem er ihm einen Waffenstillstand von 9000 Jahren beliebte. Er wusste, dass sein Gegner am Ende dieses Zeitraums machtlos sein werde. Auch machte er ihn durch das Rezitieren der magischen Gebetsformel

1) Vendidad 19, 33.
2) Vendidad 19, 44. 55.
3) Die von Spiegel, Eran. Altertumsk. II, 8 angeführten Stellen aus Firdusi geben mehr die muhammedanische Auffassung des Verhängnisses wieder.
4) So Spiegel, Eran. Altertumskunde II, 9.

jathâ ahû vairjô (s. unten) so bestürzt, dass er vom Schrecken 3000 Jahre lang betäubt blieb, während welcher Zeit Ahura M. noch ungestört herrschte. Er bildete am Anfang dieser Periode die körperliche Welt[1]) in jenem vordem leeren Raum: erst den Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, die Bäume, das Vieh, die Menschen. Der Himmel wurde in 45 Tagen erschaffen, das Wasser in 60, die Erde in 75, die Bäume in 30, das Vieh in 80, der Mensch in 75, also die ganze Schöpfung in 365 Tagen (entsprechend einem Sonnenjahr). Als diese sichtbare Schöpfung 3000 Jahre ihres Bestandes sich gefreut hatte, erholte sich Angra M. von seinem Schrecken und schuf alle die bösen Geister, wozu er wiederum 3000 Jahre brauchte, so dass ihm für den eigentlichen Kampf gegen das Licht innerhalb der Schöpfung nur noch 3000 Jahre blieben. Was er in der Welt geschaffen hat, das sind im Gegensatz zu den Kreaturen des Ahura M. tödliche, verderbliche, quälende Dinge, die mit dem Namen Khrafstra bezeichnet werden. Im ersten Fargard des Vendidad zählt Ahura M. dem Zarathustra vor, wie er 16 gute Länder geschaffen, aber Angra M. für jedes eine Plage bereitet habe: den Winter mit seiner Kälte, gefährliche Fliegen, böse Begierden, Ameisen, Muskito's, böse Schatten, Hochmut, unnatürliche Sünde, Begräbnis der Toten (!), Zauberer (jatu heisst der Dämon und der Zauberer, der sich desselben bedient), Unglaube, Leichenverbrennung, Frauenkrankheit und Fremdherrschaft.

Schon die Erstlinge der lebenden Wesen auf Erden wurden von dem bösen Geiste angefallen: der Urstier und der Urmensch. Auf jenen einzig geschaffenen Stier legte Angra M. das Bedürfnis, das Leiden, den Hunger, die Krankheit und den Schlafdämon, so dass er starb[2]). Als er verendete, gingen aus seinen Gliedern Getreidearten und Heilkräuter hervor. Aus seinem Samen, der erst im Monde gereinigt wurde, gingen 272 Tierarten hervor. Seine Seele schrie zu Ahura M. um Erlösung der Welt und wurde auf das Kommen Zarathustra's vertröstet[3]). Ebenso erlag der Urmensch Gajo Maratan (der Lebendige, Sterbliche), gewöhnlich Gajomart genannt, dem Angra M. und seinen Kreaturen, welche ihn mit denselben Leiden belegten. Nach seinem Tode wuchsen aus seinem Samen ein männliches und weibliches Menschenwesen baumartig von der Erde auf, Maschja und Maschjana, von welchen die Menschen abstammen[4]).

Unter den menschlichen Gestalten der Urzeit ist eine besonders wichtig. Die Zeit, wo die Erde noch nicht von Plagen heimgesucht war, ist die des alten Jima oder Dschemschid, den

1) Auch die Amschaspands, die doch jedenfalls schon zur ersten Schöpfung gehören. Die Schöpfung ist eben eine doppelte, erst eine ideale, dann eine aktuelle.
2) Bundehesch K. 3.
3) Bundehesch K. 4.
4) Bundehesch K. 15.

wir auch im Veda unter dem Namen Jama als Urmenschen fanden. Er war der erste Mensch[1]), ein grosser Schäfer, der mit Ahura M. verkehrte und von ihm belehrt wurde. Er lebte im Frieden. Die Herden vermehrten sich so, dass sie keinen Raum mehr auf Erden fanden und Jima die Erde selbst um ein Drittel, dann um zwei Drittel und zuletzt sogar um drei Drittel vergrössern durfte. An seine Person knüpft sich aber auch eine Sage, welche mit der Überlieferung von der Sintflut wohl ohne Zweifel verwandt ist: Ahura M. kündet dem Jima an[2]), es werde eine Zeit des Winters nnd der Überschwemmung kommen. Er soll daher einen grossen viereckigen Garten anlegen und dahin den Samen der Menschen und aller Pflanzen und Tiere bringen, ebenso Feuer. Dieser Garten soll nur eine Thüre haben und durch ein Fenster sein Licht empfangen (vgl. Gen. 6, 16). Dort leben die Menschen so glücklich, dass ihnen ein Jahr wie ein Tag vergeht. — Hier scheint der Paradiesesgarten der Bibel mit der Arche Noahs vereinigt. Oder ist an den Ort der Seligen zu denken, wo der babylonische Hasisadra weilt?

Aber auch vom Sündenfall, der sich Gen. 3 an das Paradies knüpft, finden wir bei Jima ein Seitenstück. Zwar, dass er sich nicht entschliessen will, auf Ahura M.s Anerbieten hin, das gute Gesetz in der Welt zu verkünden: „Ich bin nicht zum Prediger und Träger deines Gesetzes geboren und unterrichtet“[3]) — das zieht ihm nicht die Ungnade Gottes zu, und ist offenbar nur zu Ehren Zarathustra's erzählt, der dieses Amt empfing und damit sich als gottgefälliger denn jener alte Heilige erwiesen hat. Allein im Avesta findet sich auch die Nachricht, dass dieser Heilige der Vorzeit in Sünde gefallen sei. Da wird erzählt[4]): Der glänzende Jima, der gute Hirte, herrschte lange Zeit (Bundehesch: 616 Jahre, 6 Monate) über die sieben Weltgegenden, auch über die Daêva's wie über die Menschen, über die Jatu, Pairika, die Unterdrücker u. s. f. und holte sich von den Daêva Reichtümer und Wohlfahrt, Fettigkeit und Herden, Glück und Herrlichkeit. Unter seiner Herrschaft fehlte es nie an Nahrung, Menschen und Herden waren unsterblich, Wasser und Bäume vertrockneten nicht; in seinem Reiche gab es weder kalten noch heissen Wind, weder Alter noch Tod noch von den Daêva geschaffenen Neid in der Zeit vor seiner Lüge, ehe er begann an falschen und unwahren Worten Gefallen zu haben. Aber als er an falschen und unwahren Worten anfing Gefallen zu haben, da sah man die Herrlichkeit in Gestalt eines Vogels von ihm wegfliegen. Dreimal flog sie von ihm weg, und er zitterte und war bekümmert und in Sorgen wegen der bösen Feinde[5]). Nach dem Minokhired war Dschem (Jima) ur-

---

1) Vendidad 2. Er ist insofern Doppelgänger des Gajomart.
2) Ebenda Vend. 2.
3) Vendidad 2 am Anfang.
4) Jast 19, 31 ff.
5) Vgl. auch die Ableitung der Affen und Bären von Jima (Dschim)

sprünglich unsterblich geschaffen, wurde aber um seiner Sünden willen sterblich. Als sein Feind, der ihn aus der Herrschaft verdrängte, wird Dahak genannt. Es ist ein alter Schlangendämon, daher Azhi Dahaka genannt; er wird aber mit Babylon kombiniert (Jast 5, 29), später mit Arabien (Firdusi). Aus Babylon soll der König gekommen sein, der dem Dschem sein Reich geraubt hat. Dieser kommt schliesslich nach manchen Abenteuern, die er auf der Flucht erlebt, elend um im fernen China, wo er zersägt wird (Firdusi; vgl. aber schon Jast 19, 46). Dahak regierte tausend Jahre.

Der segensreichste Zeitpunkt in der folgenden Entwicklung der Menschheit ist der des Auftretens Zarathustra's, durch welches der Kampf zwischen dem Licht- und dem Nachtreich sich zu gunsten des erstern wendet. Er ist der erste (vollkommen) Gerechte und Heilige, der das gute Gesetz Ahura M.'s in der Welt verkündete. Es heisst von ihm[1]):

„Wir verehren die Heiligkeit und den Fravaschi des hl. Zarathustra, welcher als der Erste das Gute gedacht, als der Erste das Gute gesprochen, als der Erste das Gute gethan hat, des ersten Priesters, des ersten Kriegers, des ersten Landmanns, der zuerst die neue Wahrheit erkannt und zuerst sie gelehrt hat. . . . der zuerst das Rad (der Herrschaft?) den Dämonen und kaltherzigen Menschen aus der Hand genommen hat; der zuerst den Preis der Ascha ausgesprochen und so die Dämonen vernichtete und sich als Anbeter Ahura M.'s bekannte“ u. s. w.

Natürlich wurde dieser siegreiche Träger des Lichts schon vor seiner Geburt und bis ans Ende besonders grimmig von Angra M. angefeindet, ohne dass er sich durch dessen Schrecknisse oder Lockungen vom rechten Wege abbringen liess. Seine Waffen gegen die bösen Dämonen sind kultische und magische. Er erklärt[2]) dem bösen Feind: „Der heilige Mörser[3]), die heil. Schale, der Haoma, das durch Mazda gesprochene Wort — das sind meine besten Waffen“.

Freilich stirbt auch der siegreiche Zarathustra, aber an einen künftig erst das Licht der Welt erblickenden Sohn desselben knüpft sich die Hoffnung der gänzlichen Überwindung aller bösen Macht in der irdischen wie der geistigen Welt. Der Name dieses Erlösers und Heilands ist Saoschjant, modern Sosehjoš, „der wachsen machen wird“, der mit seinen Helfern die Welt herstellen wird, so dass sie nicht mehr alt wird und nicht mehr stirbt, so

---

im Bundehesch 23: Als das Glück von ihm wich, habe dieser aus Furcht eine Dev (Dämonin) zum Weib genommen und seine Schwester einem Dämon gegeben. So seien diese Tiere erzeugt worden.

1) Jast 13, 87 ff.

2) Vendidad 19, 9 (Spiegel 29).

3) Im Mörser wird der Haoma gestossen, nachher in der Schale dargebracht.

dass sie immer wächst und alles hat, was sie wünscht[1]). Geboren wird er am Ende des 12. Jahrtausends von einer Jungfrau, welche in einem See gebadet hat, wohin durch besondere Umstände der Same Zarathustra's geraten ist, den er sterbend zurückliess. Da werden die Toten aufstehen[2]). Schon vorher freilich sind die einzelnen Menschenseelen je nach ihrem Verhalten im Erdenleben dem Lichtreich oder der Finsternis zugewiesen worden. Die Seele verweilt nach dem Tode zunächst noch drei Tage in der Nähe des Leichnams. Am vierten Tage um die Morgenröte kommt sie an den Ort des Gerichts bei der Brücke Tschinvat. Vor dem Überschreiten derselben wird sie von den bösen Geistern angeklagt; Mithra, Sraoscha und Raschnu sind ihre Richter. Der letztgenannte wägt ihre guten und bösen Werke auf untrüglicher Wage ab. Je nachdem die einen oder die andern überwiegen, gestaltet sich das Schicksal der Seele, welche darauf die Brücke Tschinvat überschreiten muss. Die gerechte Seele schreitet fröhlich hinüber, geführt von einer schönen Maid, der Verkörperung ihrer guten Werke und Leistungen, und von guten Hunden geleitet, welche die Brücke bewachen. Diese scheint der guten Seele eine Parasange breit. Sie führt zum Garonmana[3]), dem Sitz der guten Götter. Vohu Mano, der Hüter des Paradieses, erhebt sich von seinem goldenen Sitz und fragt sie teilnehmend: „Wie bist du zu uns gekommen, du Heilige, aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche?" Glücklich zieht die Seele weiter und tritt vor Ahura M.'s und der Amschaspands goldenen Thron; sie darf fortan in seliger Gemeinschaft mit den Frommen und den himmlischen Jazata leben. In Bezug auf diese Wanderung der Seele nach dem Tode heisst es[4]): „Ist ein Mensch fromm und hat sich gereinigt, so zittern die bösen, schlimmen Daêva beim Wohlgeruch seiner Seele nach dem Tode, wie ein Schaf, das vom Wolf überfallen wird." Die bösen Seelen dagegen finden keine Helfer; sie erschrecken auf der haardünnen Brücke und stürzen in den Abgrund. Ein böser Dämon schleppt sie an den Ort der Finsternis und alles Bösen hinab.

Diese Vorstellungen bleiben sich nicht in allen Quellen gleich; aber die Ideen sind überall dieselben. Die gefährliche Brücke drückt eigentlich dieselbe Idee aus, wie die Wage Raschnu's oder die Seelenwägung im ägyptischen Totengericht[5]): es ist die göttliche, unfehlbare Probe. Wir fanden dieselbe Vorstellung einer

---

1) Jast 19, 89. Vgl. 13, 129.

2) Dass die Perser an die Auferstehung der Toten glaubten, wussten schon die Griechen seit Herodot und Theopomp. Siehe Spiegel, Eran. Altertumsk. II, 159. Eine Zusammenstellung der parsischen Lehren vom Jenseits und vom jüngsten Gericht gibt H. Hübschmann, Jahrbücher für protestant. Theol. V (1879) S. 203—245.

3) Siehe oben S. 539.

4) Vendidad 19, 33 (Sp. 108).

5) Siehe oben S. 161.

Entscheidungsbrücke auch bei den Muhammedanern[1]), sie begegnet auch anderswo[2]).

Damit ist jedoch nicht das letzte Wort gesprochen. Es folgt ein allgemeines Weltgericht, welchem die Auferstehung vorausgeht[3]). Unterdessen werden sich die Zustände und die Menschen auf Erden verändert haben. Schon ehe Soschiosch erscheint, werden auf Erden die Übel abnehmen und die Menschen besser werden. Dies äussert sich darin, dass sie der Fleischspeisen sich entwöhnen, dann der Milch und des Gemüses, und nur noch von Wasser leben. Zehn Jahre aber, ehe Soschiosch kommt, werden sie überhaupt nichts geniessen und doch nicht sterben. Damit sind sie wieder in den paradiesischen Urzustand eingetreten. Nachdem Soschiosch (Saoschjant) gekommen, wird die Auferstehung der Toten vorbereitet, welche für Ahura M. ein leichteres Werk ist als die Erschaffung der Welt aus nichts, da ja die Menschen schon dagewesen sind und nur neu belebt werden müssen. Dies geschieht durch den weissen Haoma. Zuerst stehen die Gebeine des Gajomart auf, des Urmenschen, dann Maschja und Maschjana, das erste Menschenpar, dann das ganze Menschengeschlecht (wohl der Reihe nach wie sie gelebt haben). Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte stehen von dem Orte auf, wo sie gestorben sind. Nachdem sie ihre Leiber wieder an sich genommen, kennen sie sich wieder. Dann werden alle zum G e r i c h t versammelt. Dabei sind an jedem seine guten und schlechten Thaten zu sehen: Ein schlechter Mensch wird in dieser Versammlung so auffällig sein wie ein weisses Schaf unter schwarzen. War aber der Schlechte im Leben mit einem Guten befreundet, so wird er sich über diesen beklagen: „Warum lehrte er mich nicht in der Welt die guten Thaten, die er selber that!“ — so dass sein Freund sich in der Versammlung wird schämen müssen. Dann werden die Guten und Bösen geschieden, jene kommen in den Himmel, diese in die Hölle. Wenn dabei der Vater von seinem Kinde, der Bruder von seinem Bruder getrennt wird, werden heisse Thränen fliessen. Die Guten werden bekümmert sein um der Thaten der Schlechten willen, die Schlechten um der eigenen Thaten willen. Aber nur von einer Dauer von drei Tagen und drei Nächten ist die Rede, welche die Verdammten zunächst in der Hölle auszuhalten haben, und zwar unter furcht-

---

1) Siehe oben S. 364.

2) SBE IV, S. 213 sind folgende Beispiele aus dem Volksmund angegeben: In Yorkshire sang man von „the Brig o' Dread, na brader than a thread“. Und in einem Lied der Bauern von Nièvre ist die Rede von einem schmalen, kleinen Brett, das von der Erde zum Paradiese führe:

> Pas pu longue, pas pu large
> Qu'un ch'veu de la Sainte Viarge.
> Ceux qu'saront la raison (= l'oraison ?) d'Dieu
> Par dessus passeront.
> Ceux qu'la sauront pas
> Au bout mourront.

3) Auch hierüber berichtet am vollständigsten Bundehesch K. 30.

baren Qualen, welche alles übersteigen, was sie dort vorher 9000 Jahre lang erduldet haben. Nachher müssen die Menschen alle einen auf der Erde entstandenen Strom von geschmolzenem Metall durchwaten, welcher den Gerechten aber nur wie laue Milch vorkommt, während die Ungerechten seine ganze Pein empfinden. Durch dieses Feuerbad werden die Menschen ganz rein. Zärtlich begrüssen sich dann die Angehörigen und Befreundeten und erkundigen sich bei den Ihrigen nach dem, was jede Seele erfahren und ausgestanden hat. Die Erde ist dann von ihren Bergen und Hügeln befreit (welche durch Ahrimans Einfall in die Welt entstanden und in jenen Metallstrom zerflossen sind) und eben geworden und kann so die grosse Zahl von Menschen fassen. Auch wird sie in die Nähe des Paradieses emporgerückt. Dann wird das Werk Ahura M.'s vollendet. Soschiosch wird für die Wiedererweckung der Toten ein feierliches Opfer veranstalten. Von dem Fett des dabei geschlachteten (mythischen) Stiers und dem weissen Haoma wird der Unsterblichkeitstrank bereitet und allen Menschen gereicht. Sie leben fortan alle glücklich, doch so, dass die Tugendhaften für ihre einst vollbrachten Werke besondere Auszeichnungen und Belohnungen empfangen.

Dann bricht der letzte Entscheidungskampf zwischen Ahura M. und Angra M. aus, die sich während der 9000 Jahre nur indirekt durch ihre Kreaturen befehdet haben. Ahura M. fasst den Angra M. an, Vohumano den Akomano, Ascha Vahista den Andra u. s. w. Alle feindlichen Wesen ausser dem Angra M. und der bösen Schlange Azhi Dahaka werden vernichtet. Dann kommt Ahura M. selbst als Oberpriester (Zaotar) in die Welt mit Sraoscha, der ihm zudient. Durch ihre hl. Opferhandlungen nehmen sie dem Angra M. und Azhi Dahaka die Macht. Die Schlange kommt in dem glühenden Metall um und Angra M. stürzt sich in die Hölle hinab, wird aber samt den Unreinigkeiten dieses Ortes vernichtet. Auch die Hölle wird gereinigt. Dann ist Alles rein und Alles glücklich.

3. Kultus und Frömmigkeit.

Nach dieser Anschauung ist der Mensch in den Kampf zwischen dem guten und bösen Geist mitten hinein gestellt. Die Bestimmung seines Daseins ist, nach Kräften sich daran zu beteiligen und für das Reich des Lichtes zu streiten. Auch im Kultus bethätigt sich der Mensch an diesem Kampfe der Götter und Geister. Er bezeugt mit seinen Opfergaben nicht bloss seine Ehrfurcht und Dankbarkeit, sondern er stärkt dadurch die Götter selbst und erleichtert ihnen die Überwindung der feindlichen Macht. Denn sie bedürfen bei ihrem Ringen der Stärkung und Ermunterung gleich wie die Menschen[1]). Sonst sind sie ihren Gegnern gegen-

1) Dies erinnert stark an Indien, besonders den Indradienst!

über schwach und mutlos. So klagt z. B. Tistrja in seinem Kampf mit Apaoscha dem Ahura[1]): „O Ahura M., die Menschen verehren mich nicht mit Opfer und Lobpreisung; würden sie mich verehren mit Opfer und Lobpreisung, so würden sie mir die Stärke von zehn Pferden, zehn Stieren, zehn Bergen, zehn Strömen verleihen." Darauf bringt ihm Ahura M. selbst ein solches Opfer, welches die genannte Wirkung hat, und Apaoscha muss fliehen. Die Opfer bestehen in Gaben und Gebetsformeln, die Gaben aus hl. Wasser, hl. Fleisch und Haoma[2]). Der letztere Trank, der ja auch in Indien so viel über die Götter vermag, übrigens auch bei den Skythen gebraut wurde[3]), galt als besonders mächtig. Da der Mensch durch den Hunger, den der böse Dämon ihm auferlegt hat, gezwungen ist, reine Tiere zu töten und zu essen, so hat er beim Schlachten eines solchen dem Gott Haoma dessen Kinnbacken, Zunge und linkes Auge zu weihen, wodurch die Lebenskraft des Tieres der guten Schöpfung erhalten bleibt. Der Trank Haoma wurde ursprünglich auch von den Menschen genossen, bei der kultischen Darbringung von den Priestern, sonst besonders auch medizinisch verwertet. Aber nicht minder stark ist der Zauber der Gebetsformeln. Besonders mächtig ist das Gebet Ahuna Vairja (Honover), welches Ahura M. am Anfang der Weltschöpfung rezitierte und wodurch er Angra M. ganz aus der Fassung brachte. Dieses Gebet wird von den Parsen überaus häufig gesprochen, vor Beginn aller wichtigeren Geschäfte, beim Abreisen u. s. w. Auch wird es oftmals wiederholt. Es ist wie meistens die magisch gebrauchten Formeln schwer verständlich. Nach Spiegel[4]) lautet es:

1) Wie es des Herrn Wille ist, also (ist er) der Gebieter aus der Reinheit.

2) Von Vohu Mano Gaben (wird man empfangen) für die Werke (die) in der Welt für Mazda (man thut).

3) Und das Reich dem Ahura (gibt man), wenn man den Armen Schutz verleiht.

Ein anderes viel gebrauchtes Gebet ist das Aschem Vohu, das besonders beim Schlafengehen und beim Erwachen zu sprechen empfohlen wird:

1) Reinheit ist das beste Gut.

2) Heil ist, Heil ihm:

3) Nämlich dem besten Reinen an Reinheit.

Auch für die Heilkunde werden Besprechungsformeln am meisten empfohlen, indem sie wohlthätig seien und jedenfalls weniger schaden als andere Mittel.

Bei Darbringung der Gebete hatte der Priester ein Bündel

---

1) Jast 8, 23 f.
2) Vgl. oben S. 543.
3) Justi, Gesch. des alten Persien S. 81.
4) Spiegel, Avesta III, 3 f.
5) Ebenda S. 3.

von Zweigen in der Hand zu halten, welches baresma (modern Barsom)[1]) genannt wird. Die Zweige dazu waren von Granatapfel- oder Dattelbäumen zu nehmen, jedenfalls von einem Baum ohne Dornen, und mussten unter besondern Ceremonien gepflückt werden. Die heutigen Parsi haben dieselben durch Messingdrähte ersetzt, die, einmal geweiht, fortwährend gebraucht werden können.

Herodot (1, 131) sagt von den Persern: „Bildsäulen und Tempel und Altäre zu errichten ist bei ihnen nicht Brauch; ja sie legen es denen als Thorheit aus, die das thun, und das meines Bedünkens darum, weil sie nicht wie die Hellenen glauben, dass ihre Götter von Menschenart sind. Dem Zeus schlachten sie das Opfer auf dem höchsten Berggipfel.“ Die Verehrung der Gottheit ohne Bild war gewiss hier wie bei den arischen Indiern das älteste; wir sahen aber, dass durch den Kultus der Anahita (S. 541 f.) Bilder eindrangen. Übrigens verbot keine Satzung auch den Ahura-M. abzubilden, den wir denn auch auf assyrische Weise und später in der Sasanidenzeit auf griechische dargestellt finden. Ebenso wurden mit der Zeit kostbare Tempel errichtet.

Eine besonders wichtige Rolle spielt im parsischen Kultus das Feuer, welches schon vor Zarathustra göttlich verehrt wurde (vgl. Agni bei den Indern), aber besonders geeignet war, die Herrlichkeit des lichten Gottes darzustellen. Es verscheucht die bösen Geister und erfreut die guten Götter. Daher war man beflissen, von dem Feuer des häuslichen Herdes als dem guten Genius des Hauses alle Unreinigkeit fernzuhalten. Man durfte es nicht mit dem Munde anblasen, da der Athem es verunreinigt hätte, noch weniger darein spucken oder sonst unreine Stoffe, z. B. gar Abfall von toten Körpern ins Feuer werfen. Vielmehr galt es als eine Pflicht der Frömmigkeit, das Feuer mit gutem, trockenem Holz, vielleicht gar mit wohlriechendem, zu speisen. Da aber beim profanen Gebrauch nicht jede Verunreinigung des Feuers zu vermeiden war, so legte man an manchen Stätten heilige Feuer an; dort holte man sich das Feuer und es galt für ein besonders gutes Werk, das Feuer wieder dorthin zurückzutragen, da es dadurch wieder gereinigt wurde. An den heiligen Stätten brannte das heilige Feuer in einem völlig finstern Raum, wo sein Glanz durch kein Sonnenlicht gedämpft war, in einem metallenen Gefäss, das auf steinerner Unterlage ruhte. Die Priester mussten es (und müssen es noch heute) mit verhängtem Munde bedienen. Auch im Freien standen jedoch Feueraltäre. Justi nimmt an, dieselben hätten nur bei Nacht gedient und das Feuer sei mit Tagesanbruch in das Innere der Tempel übergeführt worden. Auch tragbare Feueraltäre wurden gebraucht und von den Perserkönigen bei Feldzügen mitgenommen. Die heiligen Feuer sollen von einem einzigen stammen, das durch einen Blitz entzündet worden. Die

1) Davon wird gewöhnlich das Reis verstanden, welches die Priester zu Jerusalem sich Ezech. 8, 17 an die Nase halten.

Stadt Gezn (Schiz) in Atropatene und Ragha, welche sich um die Ehre des Geburtsorts Zarathustra's streiten, beanspruchen auch, die erste Bergungsstätte des hl. Feuers gewesen zu sein.

Opfer bringen und das hl. Feuer pflegen durften nur die Priester. Schon Herodot (1, 132) sagt, ohne die Magier hätten die Perser keine wichtige religiöse Handlung vornehmen dürfen. Im Avesta heissen jedoch die Priester Athravan (Feuerpriester); sonst werden sie auch Maubad, Môbed aus Maghupati d. h. „Magiervater" oder Destûr genannt. Der ehrwürdigste Name aber ist Zaota, welches den eigentlich fungierenden Opferpriester bezeichnet, der die hl. Texte rezitiert und die heiligsten Handlungen vornimmt. Dass der Name Magier im Avesta nicht vorkommt, wird so erklärt, dass die Priester sich nicht selbst so hiessen, sondern vom Volke so benannt wurden als die einem fremden Stamm angehörigen. Während man aber gewöhnlich annimmt, die Magier, die medischen Priester, seien die eigentlichen Träger des Zoroastrismus gewesen, was nach Herodot durchaus wahrscheinlich ist, denkt sich Justi die Sache so, dass die Magier die alten medisch-skythischen Priester des früheren Volkskultus wären, welcher den Elementen Feuer, Wasser, Luft u. s. w. gegolten habe[1]). Völlig aufgeklärt ist die Sache nicht. Dagegen ist die Annahme, dass die Magier auch in Babylonien zu Hause seien und vielleicht dorther stammten, dahingefallen. Der rab mag Jerem. 39, 3, auf welchen man diese Meinung gebaut hat[2]), ist nach Pinches vielmehr der rab-mugi, d. h. oberste Arzt und Leibarzt des Königs.

Die Priester hatten den Laien in den verschiedenen Lagen des Lebens, wo sie der Reinigung und Weihe bedurften, beizustehen. Schon die Geburt eines Kindes brachte Reinigungspflichten für dieses und seine Mutter mit sich. Das Kind galt übrigens bis zum siebenten Jahre als rein und schuldlos; vom fünften Jahre an belehrte man es über gut und böse. Aber wenn es in diesen jungen Jahren sündigte, traf die Schuld die Eltern. Mitglied der mazdajanischen Gemeinde wird es erst, nachdem es in den heiligen Wahrheiten unterrichtet worden, und zwar fand die Aufnahme im 15. Jahr statt, wo der Parse mit dem hl. Gürtel umgürtet wurde (vgl. die Schnur der Brahmanen). Der Gürtel hatte symbolische Bedeutung und musste bei Tage stets getragen werden. Heutzutage findet die Umgürtung schon mit dem siebenten Jahre statt. Von der Mündigkeitserklärung an muss das Kind einen Schutzpatron unter den Jazata und einen Destur (Beichtvater) sich aussuchen, dem es, wie den Eltern, unbedingten Ge-

---

1) Justi, Gesch. d. a. Persien S. 68. So erklärt er, dass Darius in seiner grossen Behistun-Inschrift berichtet, er habe die von dem Magier Gaumata zerstörten Tempel wiederhergestellt.

2) Vgl. die Erwägungen bei Eb. Schrader, Keilinschriften und AT² S. 417 ff.

horsam schuldig ist. Bei der Eheschliessung hat der Priester wiederum seinen Segen zu spenden. Die Ehe stand, als ein heiliger Vertrag, unter Mithra's Schutz. Die Frau musste zwar dem Manne unterwürfig sein, aber sie war nicht rechtlos. Wenn er, was bei Kinderlosigkeit gestattet war, sich noch ein Weib nahm, durfte er die erste nicht verstossen. Auch waren die Fälle gesetzlich festgestellt, wo er sich scheiden lassen konnte. Unzucht galt als Dämonenwerk und war streng verboten.

Die Hauptpflicht des Menschen im Leben ist, sich rein zu erhalten. „Reinheit ist für den Menschen nächst dem Leben das höchste Gut, die Reinigkeit, welche durch Mazda's Gesetz dem beschieden ist, der sein eigenes Selbst reinigt mit guten Gedanken, Worten und Thaten“ [1]). Denn Unreinheit ist Besessenheit; durch Reinigung wird der Dämon ausgetrieben. Diese Reinigkeit wird überwiegend physisch gefasst und die physischen Unreinigkeiten nehmen weitaus am meisten Mühe und Sorgfalt in Anspruch. Die grösste Unreinigkeit ist die des Todes. Sowie jemand stirbt, fällt die Drudsch Nasu, ein böses Gespenst, über den Leichnam her, und muss durch umständliche Ceremonien unter priesterlichem Beistand vertrieben werden: durch den Blick eines Hundes, der zur Leiche geführt wird; durch Waschungen mit Wasser und mit Nirang (Urin von Kühen), einem sehr wirksamen und oft angewandten (in gewissen Fällen von Unreinigkeit sogar zu trinkenden!) Reinigungsmittel u. s. f. Auch darf der Tote weder begraben noch verbrannt werden, sondern derselbe ist auf einer Anhöhe in einem Dakhma, einem runden, turmartigen Gebäude ohne Dach [2]) auszusetzen, damit die Vögel ihn verzehren. Ähnlich hielten es die Magier schon in der Achämenidenzeit, wie wir oben (S. 531 ff.) sahen, während diese Könige selbst sich begraben liessen. Im Vendidad werden Satzungen darüber in kasuistischer Ausführlichkeit gegeben und schwere Strafen auf deren Übertretung gesetzt. Das Verbot, die Toten zu beerdigen oder zu verbrennen oder ins Wasser zu werfen beruht auf der Heilighaltung dieser Elemente, die durch den toten Körper verunreinigt würden. Insbesondere das Feuer würde durch solche Berührung unverantwortlich entheiligt; aber auch Erde und Wasser verlangen ähnliche Rücksicht. Doch nicht bloss Leichen, auch abgeschnittene Nägel und Haare sind als tote Körperbestandteile unrein und dürfen nicht etwa ins Feuer geworfen werden [3]). Ähnlich wie im mosaischen Gesetz ist die Todesunreinigkeit die grösste, aber auch die geschlechtlichen Funktionen führen zum Teil zu unreinem Zustand, wie die Geburt, die Menstruation u. dgl., in welchen Fällen die Unreine sich an einem sorgfältig abgesonderten Ort, von Feuer und Wasser entfernt auf-

1) Vendidad 5, 21 (Sp. 63 ff.).
2) Beschreibung des Dakhma bei Spiegel, Avesta II, S. XXXV ff.
3) Diese Scheu, das Wasser oder Feuer zu verunreinigen, haben wir auch im Brahmanismus gefunden; sie ist also altarisch.

halten und gewissen Lustrationen sich unterziehen muss. Ebenso ist das unfruchtbare Entweichen des männlichen Samens eine schwer zu sühnende Befleckung.

Dagegen ists ein gutes Werk, ein Weib zu nehmen, und ein Lob, möglichst viele Kinder zu haben[1]). Denn dadurch wird das Reich des Lebens gemehrt. Ebenso ist die Bewässerung und Bebauung des Landes verdienstlich. Dadurch erweitert man die Herrschaft des guten Geistes. Umgekehrt ist Trägheit ein arges Laster. Es ist löblich die Nacht zu durchwachen oder doch früh aufzustehen, um dem bösen Schlafdämon Abbruch zu thun. Der Hahn, welcher früh weckt, ist ein gesegnetes Tier. Nach dem Erwachen soll man seine Gebetssprüche sagen und gutes Holz dem Feuer bringen. Auch vor dem Essen und sonst mehrmals am Tage sind Gebete zu sprechen. Das Fasten hingegen ist, abgesehen von den Reinigungen, wo es vorkommen kann, nicht vorgeschrieben, da die Schwächung des Leibes der parsischen Anschauung nicht gemäss ist. Die Busse spricht sich vielmehr aus in reuevollem Bekenntnis, gewöhnlich vor dem Destur. Die Macht solchen Sündenbekenntnisses, das paitita (später patet) heisst, ist so gross, dass die böse That dadurch aufgewogen, ja in eine gute verwandelt werden kann. Die Beichte wurde freilich mit der Zeit ein mechanisches Hersagen von Formeln. Eine andere wirksame Busse ist die Tötung ahrimanischer Tiere, z. B. einer bestimmten grossen Zahl von Ameisen und anderem Geschmeiss, wie auch von Wölfen und sonstigen Raubtieren. Das Aas solcher Tiere verunreinigt den Tötenden nicht. Besonders aber wird die Disziplin aufrecht gehalten mit der Peitsche, mit deren Hieben das Gesetzbuch ausserordentlich freigebig ist.

Von den ethischen Eigenschaften wird namentlich die Wahrhaftigkeit gerühmt. Die Hauptsünde ist Lüge und Falschheit. Wahrheit ist ja mit dem lichten Gott unzertrennlich verbunden, Unwahrheit und Betrug mit der Finsternis. Lügenhaftigkeit war übrigens zu allen Zeiten ein Hauptfehler der Perser; um so anerkennenswerter ist, dass die Religion sich zu diesem Nationalfehler in schärfsten Gegensatz stellte. Aber auch Geiz, Grausamkeit, Habsucht und andere Untugenden werden gerügt. Doch fällt sehr auf, wie viel strenger die Übertretungen der Ceremonialgesetze geahndet werden sollten, als die Verletzungen von menschlichem Leib und Leben. Wer z. B. einen Mann tot schlägt, erhält nach dem Vendidad nur 90 Hiebe mit der Pferdepeitsche. Wer dagegen einen Flecken Land, auf dem vor weniger als einem Jahr ein Hund oder Mensch gestorben ist, bewässert oder besät, erhält 200 Streiche mit der Pferdepeitsche, 200 mit der Sraoscha-Peitsche[2]).

1) Vgl. Herodot 1, 136: „Nächst dem Mut im Streit gilt für ungemein wacker, wenn einer recht viel Kinder erzielt, und wer die meisten erzielt, dem sendet der König alljährlich sein Geschenk."

2) Vendidad 6, 3 (5). Die zweitgenannte ist durch ihren Namen

90 solche Hiebe erhält auch schon, wer den Knochen eines toten Hundes oder eines toten Menschen von der Länge eines Fingers, von der Grösse einer Rippe hinwirft, so dass sich Fettigkeit oder Mark davon ablöst! [1]). Und so geht es mit drakonischer Strenge fort (für Tötung eines „Wasserhundes“ oder Bibers sind gar 10 000 Streiche angesetzt!), so dass man sich fragen muss, ob jemals diese Gesetze in Kraft gestanden haben und für ein ganzes Reich massgebend gewesen sind, oder ob es ein asketisches Handbuch der Priesterschaft war, das nur zum Teil in Wirklichkeit praktiziert wurde. Jedenfalls wird — ähnlich wie in Indien — das Erleiden der Strafe als im Interesse des Menschen liegend angesehen, da das Vergehen durch dieselbe gesühnt und in jenem Leben nicht mehr angerechnet wird. Wie Gutes und Böses nach dem Tode vergolten wird, haben wir im vorhergehenden Kapitel gesehen.

4. Theologische Kritik des Parsismus.

Blicken wir auf diese Religion des Avesta zurück, so muss zugegeben werden, dass die Iranier ihren indischen Brüdern an poetischer Auffassung der Naturgottheit und an philosophischer Tiefe der Spekulation nicht gleichkommen. In ersterer Hinsicht ist freilich nicht zu vergessen, dass wir, abgesehen etwa von den Gatha, kaum so unmittelbare Kundgebungen des religiösen Gemüts von ihnen besitzen, wie die Lieder des Rig Veda sie teilweise darstellen, sondern meist nur priesterliche Erzeugnisse liturgischen, lehrhaften und gesetzlichen Inhalts. Aber schon in Bezug auf die Auffassung der Gottheit ist die Religion Zarathustra's den indischen an religiöser Wahrheit und Reinheit weit überlegen.

Alle gute Gabe und alles vollkommene Geschenk, ja alles wahre Leben wird auf den E i n e n, guten, in ewigem Lichte wohnenden Gott zurückgeführt, der die Welt aus Nichtsein erschaffen und den Menschen sein gutes Gesetz gegeben hat. Allerdings wird diese Reinheit des Gottesbegriffs durch den D u a l i s m u s getrübt, der im zarathustrischen System unleugbar [2]) vorhanden ist. Angra M. mit seiner Finsternis ist von Ewigkeit her, wenn er auch nicht in Ewigkeit sein wird. Er ist nicht von Ahura M. geschaffen, auf den man nichts Schlimmes zurückführen wollte, aber er schafft seinerseits Existenzen, denen man nicht alles positive Leben absprechen kann. Ein Teil der sichtbaren Welt ist das Werk des bösen Geistes, was von der biblischen Lehre völlig

---

als das religiöse Disziplinarmittel bezeichnet. Nicht klar ist, ob beide Instrumente identisch sind, oder eine doppelte Tracht gemeint ist.

1) Vendidad 6, 16 (30 ff.).

2) Die modernen Parsi leugnen es allerdings und lesen aus dem Avesta „Monotheismus“ heraus. (WPR S. 902 f.) Allein diese Benennung passt nicht auf die wirklichen Vorstellungen der alten Religion.

abweicht[1]). Immerhin ist dieser Dualismus kein absoluter, da der allwissende, alles vorauswissende Ahura M. dem bloss hinterher wissenden Angra M. von vornherein überlegen ist und denn auch schliesslich als unbestrittener Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Auch wird das Schaffen des bösen Geistes mit einem andern Worte bezeichnet als das des guten, und was jener hervorbringt, ist mehr nur das Negative, dem Lebenszweck Entgegengesetzte und ihn störende oder hemmende, hat daher kein ewiges Leben.

Schon Plutarch unterscheidet den Parsismus ausdrücklich von streng dualistischen Systemen. Denn er sagt[2]): „Einige meinen, es gebe zwei entgegenarbeitende Götter, einen Bildner des Guten, und einen des Bösen. Einige hingegen nennen den besseren: Gott, den andern: Dämon, wie Zoroaster, der Magier, der 5000 Jahre älter sein soll als der trojanische Krieg. Er nennt den einen Horomazes, den andern Areimanios, und fügt die Erklärung hinzu, jener gleiche unter den wahrnehmbaren Dingen zumeist dem Lichte, dieser hingegen der Finsternis und Unwissenheit; zwischen beiden stehe der Mithres, daher nennen die Perser den Mithres Mittler. Er lehrte auch, jenem (Horomazes) Opfer des Gebetes und Dankes bringen, diesem aber abwehrende und düstere“[3]).

So lässt sich sagen, dass die Parsen eine Art Henotheismus (nicht Monotheismus) haben, da Ahura M. allein wahrhafte Gottheit darstelle. Der erhabenen, sittlichen Auffassung ihres Gottes danken sie es auch, dass sie ein positives Ziel der Geschichte kennen, indem dieser Gott schliesslich den vollen Sieg über die Anfechtungen des Feindes erlangen muss. So erinnern manche Züge dieser Religion stark an die biblische, ohne dass im wesentlichen eine Abhängigkeit zwischen beiden nachgewiesen wäre[4]). Bei näherer Prüfung stellen sie sich als grundverschieden heraus. Der Gott Ahura M. wird keineswegs über dem All souverän erhaben vorgestellt, wie der biblische Schöpfer Genes. 1 u. 2. Er ist in

---

1) Schon aus diesem Grunde verbietet sich die mehrfach gehörte Rede, diese Religion sei so wenig dualistisch als die christliche, welche ja auch einen Teufel und böse Geister kenne. Auch sonst ist in den biblischen Darstellungen die böse Macht dem guten Gott in ganz anderm Grade untergeordnet.

2) Plutarch, Isis und Osiris, K. 46.

3) Unter die letztern rechnet er fälschlich den Haoma (Omomi). Aus Theopomp führt er an, nach der Lehre der Magier herrsche abwechselnd der eine Gott über den andern 3000 Jahre, dann streiten sie wieder 3000 Jahre. Zuletzt unterliege Hades und die Menschen werden glücklich, indem sie weder der Nahrung bedürfen, noch Schatten werfen. Dann ruhe und feiere der siegreiche Gott eine Zeit lang.

4) Darmesteter und Spiegel wollen die parsische Schöpfungslehre, letzterer auch den Auferstehungsglauben vom Judentum ableiten, schwerlich mit Recht. Ebenso unerwiesen ist die Abhängigkeit der biblischen Lehre vom Parsismus, abgesehen vielleicht von untergeordneten formellen Punkten. Unbestreitbar ist dagegen, dass das talmudische Judentum aus der reichen Quelle parsischer Vorstellungen geschöpft hat. Siehe darüber oben S. 273 f.

der ältesten Zeit körperlich gedacht und auch späterhin kein absolut herrschendes Wesen: Die alten Götter, welche ihm durch Zarathustra (sei dies nun eine Person oder Bezeichnung einer religionsgeschichtlichen Epoche) untergeordnet worden sind, beeinträchtigen dennoch seine Alleinherrschaft und Allgenugsamkeit. Er ist darauf angewiesen, seinen grossen Feind durch List zu überwinden. Auch sahen wir, dass er erklärt nicht ohne die Fravaschi mit jenem fertig werden zu können[1]). Ebenso opfert er selber seltsamerweise andern Genien, so der Ardvi Sura, und fleht sie an, dass er möge den Zarathustra zum Verkündiger seiner Lehre gewinnen[2]). Ebenso opfert Ahura M. selbst dem Tistrja, da die Menschen ihm nicht genug Opfer bringen[3]). Zuletzt kommt Ahura M. selbst als Priester auf die Erde hernieder, um zu opfern[4]). Das Opfern ist eben eine magische Thätigkeit ausserhalb des Machtbereichs der Gottheit und gewährt eine auch von sittlichen Bedingungen unabhängige Macht. Deshalb sind die Götter von den Opferspenden der Menschen abhängig und auf diese angewiesen[5]). Ebenso ist auch das Gebet, die Anrufung der Gottes- und Götternamen etwas magisch wirkendes. Das Ethische tritt dabei sehr zurück.

Was die Wirkung dieser Religion auf ihre Bekenner anbetrifft, so ist nicht zu leugnen, dass dieselbe ganz anders zu männlichem, energischem Thun begeistern konnte als der Brahmanismus und Buddhismus. Wenn diese Religionen Heroen nur im Dulden und in der Ergebung erzeugten, so ist dagegen für die Iranier der Kampf wider alles Widerwärtige das Element ihres Lebens wie ihrer Religion. Das Schlechte wie das Böse und insonderheit das unwahre Scheinwesen zu bekämpfen ist des Menschen Bestimmung auf Erden. Dieser Kampf ist der um die äussere Weltherrschaft und zugleich um den Sieg des Guten. Das Leben soll ein ethisch-religiöser Kampf sein, seine äusserliche Entwicklung aber dadurch nicht gehindert, sondern vielmehr gefördert werden. Dem krankhaften indischen Pessimismus steht hier ein gesunder Lebensmut gegenüber. Und dass der Gegensatz von gut und böse überall in der sichtbaren Welt wahrgenommen wird, zeigt, wie sehr derselbe das Bewusstsein beherrschte.

Allein wie in der Auffassung der Gottheit, so ist in der parsischen Ethik und Frömmigkeitslehre das Physische überwiegend und die Ethik erhebt sich nie unabhängig über dasselbe. Die Kardinaltugend der Reinheit (Ascha) ist ein überwiegend physischer Zustand, wenngleich auch Geistiges sich daran knüpft: das geistig Ethische wird materialisiert, zum Teil geschmacklos genug, wie

1) Siehe oben S. 545.
2) Jast 5, 17 ff.
3) Jast 8, 25. Vgl. oben S. 554.
4) Siehe oben S. 553.
5) Siehe oben S. 553 f.

in den Nirang-Ceremonien! Das Gewissen erschöpft sich in der Warnung vor jeder Berührung mit unreinen physischen Stoffen, besonders mit allem Toten; aber was innerlich die Seele verunreinigt, kommt selten zur Sprache. Daher denn auch die ebenso unvernünftigen wie unbilligen Gesetze, welche schwere Verbrechen nicht schwerer, sondern oft leichter bestrafen als blosse Verstösse gegen die Reinigkeitsregeln. Dass der wahre Adel des nach Gottes Bild geschaffenen Menschen nicht erkannt wurde, zeigt sich darin, dass zwischen dem Menschen- und Tierreich kein tieferer Unterschied erkannt wird. Nicht nur mythische Stiere und Hunde erfahren mindestens so hohe Ehre wie der Mensch, sondern auch die irdischen Hunde stehen in den religiösen Texten in der Regel vor den Menschen, und werden besser geschützt als diese[1]). Kurz, auch diese Religion verleugnet bei allen Lichtblicken, die wir in ihr antreffen, nicht die Naturbefangenheit des Heidentums. Sie zeichnet sich aber vor den andern aus durch erhabenere Auffassung der Gottheit und ernstere, zutreffendere Ansicht vom Weltleben, als einem Kampf zwischen dem Göttlichen und Widergöttlichen, wobei jenes zuletzt triumphiert. Deshalb fehlt es auch nicht an merkwürdigen formellen Berührungen mit den rein monotheistischen Religionen des Judentums und Christentums und auch des Islam, welche Ähnlichkeiten teils durch Verwandtschaft der Ideen, teils durch Entlehnung entstanden sind. Entlehnung ist ja nur da möglich, wo eine gewisse Verwandtschaft vorausgesetzt wird.

5. Sekten und Ausläufer der parsischen Religion.

Schahrastani führt verschiedene Sekten oder Schulen der Magier (Parsen) neben den Zarathustriern an: so die Zervaniten. Wir sahen oben, dass zervana akarana, die unendliche Zeit, als eine Abstraktion dem Zarathustra geläufig war. Eine über dem Dualismus stehende Gottheit von beherrschender Bedeutung für die Religion machte er nicht daraus. Dies geschah dagegen von den Zervaniten, welche die beiden Prinzipien von Zervan ableiten als dem ersten Wesen, das aus dem Licht hervorgegangen war. Zervan wünschte einen Sohn zu bekommen. Da dies nicht geschah, zweifelte er an der Realität der Welt. So erhielt er zwei Söhne zugleich. Ahura M. war die Frucht des Wunsches, Ahriman die Frucht des Zweifels. Nach dieser Sekte sind also Ahura M. und Angra M. nicht von Ewigkeit her. Ausserdem scheinen die Zerva-

1) Es gilt als schweres Verbrechen, dieses wachsame Tier Ahura M.'s nicht gut zu füttern oder zu schlagen oder gar zu töten. Vendidad 13 stellt eine lange Reihe strenger Strafbestimmungen dafür auf.

niten die Gestirnlehre stark in das System hereingezogen zu haben. Die Bilder des Tierkreises galten dabei als wohlthätige Mächte, die Planeten als feindliche. Genauer unterscheiden andere Darstellungen nach babylonischem Vorbild: Saturn und Mars seien das grosse und das kleine Unglück, Jupiter und Venus das grosse und das kleine Glück.

Als eine andere Schule oder Partei der Magier nennt Schahrastani die Gajomarthier, so benannt nach dem im Avesta wohlbekannten Gajomart[1]). Diese lehren, Jazdan (Ahura M.) sei ohne Anfang, Ahriman aber entstanden. Jazdan habe gedacht: Wenn ich einen Gegner hätte, wie würde der beschaffen sein? Dieser Gedanke sei ein schlechter, mit der Natur des Lichts nicht harmonisierender gewesen; so sei daraus Ahriman und die Finsternis entstanden. Dann wird die Geschichte des Kampfes zwischen dem guten und bösen Geiste und die des Urmenschen Gajomart wie im Avesta und sonst erzählt.

Handelt es sich bei diesen Gruppen mehr um verschiedene schulmässige Ausgestaltungen des Systems, so hat doch auch die Volksreligion beträchtliche Umgestaltungen und Trübungen erfahren. Wir sahen, dass der Anâhita-Kultus nicht ohne fremdartige Züge sich breit machte. Keiner der früheren Naturgötter aber hat sich so vorgedrängt und das zarathustrische System zeitweilig so in den Schatten gestellt, wie Mithra. Mithra erscheint zwar noch nicht in den Inschriften des Darius und Xerxes, wohl aber in denen des Artaxerxes II neben Ahura M. und Anahita und in denen Artaxerxes III allein neben Ahura M. Dass die Perser häufig beim Mithra schwuren, bezeugen die griechischen Klassiker[2]). Das lässt sich zwar aus seiner oben beschriebenen Bedeutung als Wahrheits- und Rechtsgott leicht erklären, zeigt aber doch, wie wichtig dieser Gott dem Volksbewusstsein war. Nicht minder bedeutsam ist, wenn Plutarch[3]) Mithra den Mittler zwischen Ahura M. und Angra M. nennt. Eigentlich ist der Mittelraum zwischen diesen beiden Vaju, der leere Raum, Luftraum, Luft. Aber da eben diese vom Lichte durchdrungen wird, konnte Mithra als Mittler angesehen werden. Jedenfalls beweisen die griechischen Berichte, dass ihm weitgehende Ehre erwiesen wurde. Von dem Historiker Duris (340—276) z. B. hat Athenäus die Notiz, dass dem Perserkönig an Einem Tage des Jahres, wo man dem Mithra opferte, gestattet war, sich zu berauschen und zu tanzen. Dieses Fest, Mithragan, von dem auch Strabo u. a. sprechen, wurde besonders hoch gehalten. So hat zeitweise, besonders unter den Arsakiden, Mithra sich zum höchsten, verehrtesten Gott emporgeschwungen und damals, zur Zeit des Pompejus, drang der Mithrakult auch ins römische Reich ein

1) Siehe oben S. 548.
2) Xenophon, Plutarch. Siehe Windischmann, Mithra S. 55 f.
3) Siehe die Stelle oben S. 560.

und hat sich hier noch behauptet, als dieses fremdartige, parthische Wesen bei der Herstellung des reineren Mazdaismus durch die Sasaniden schon wieder hatte weichen müssen. Unter Trajan und Commodus war dieser Mithradienst, mit dem Mysterien verbunden waren, in Rom förmlich eingeführt und offiziell anerkannt; besonderer Pflege aber erfreute er sich unter Julian, der ihn dem Christentum entgegensetzte. Auch nachdem (im Jahre 377 n. Chr.) die Grotte des Mithradienstes in Rom zerstört worden war, wurde er noch mancherorts im römischen Reiche weiter gepflegt. Die Kirchenväter haben viel Anlass ihn zu bekämpfen. Monumente zu Ehren des Mithra finden sich nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich und Deutschland.

Zu beachten ist aber, dass dieser Mithra, während er so als gepriesenster Gott herrschte, eine Wandlung durchgemacht hat, die ihn noch mehr seinem ursprünglichen Charakter entfremdete. Während er von Haus aus ein vom Sonnengestirn wohl unterschiedener Licht-Gott war, wurde er mehr und mehr mit der Sonne identifiziert. So erscheint er auf den Münzen des skythischen Königs Kanerki als Helios[1]) und die lateinischen Inschriften lauten gewöhnlich: Deo soli invicto Mithrae, während er seltener noch von der göttlichen Sonne unterschieden wird. Den siegreichen Helden feiern mythische Sagen, die sich auf den Sonnenlauf beziehen. Diese wurden wohl auch in den Mysterien dargestellt, welche etwa seit dem J. 70 v. Chr. in Europa eindrangen. Nur Eingeweihte hatten Zutritt, und es verlautet, dass diesen Weihen peinvolle Proben vorausgingen: durch Feuersqual, Kälte, Hunger, Durst, Geisselung und andere Bussübungen musste man hindurchgehen, um durch solche Abhärtung ein rechter „Streiter Mithras" zu werden, tapfer und wohlbewehrt wie der Gott selbst. Bei der Weihe selbst wurden dem Adepten kleine Brote und eine Schale mit Wasser oder Honig und ein Sinnbild der Auferstehung gereicht. Mehrfach bezeugt ist aber, dass bei diesem unheimlichen Kultus auch Menschen getötet wurden. An den heimischen Parsismus erinnert es, dass die Mysterien in lichtlosen Höhlen oder Grotten stattfanden, da das Feuer dabei verehrt wurde.

Auffällig ist, dass nach dem Zeugnis Herodots[2]) sowie des Berosus und Plutarch die Perser auch eine weibliche Gottheit Namens Mithra verehrt haben sollen. Herodot nennt sie Urania; es sei die assyrische Mylitta, die arabische Alilat. Da im Avesta und den einheimischen Quellen keine Spur von einem weiblichen Mithra zu finden ist, handelt es sich hier ohne Zweifel um die Göttin Anahita, welche dem Mithra beigesellt werden mochte.

---

1) Im Neupersischen bezeichnet mihr (aus mithra) geradezu die Sonne.

2) Herodot 1, 131.

Zur Zeit des Kyrus und Darius hat es scheinen können, als sollte der Parsismus Weltreligion werden. Dies ist kein unvollziehbarer Gedanke, da diese Religion kein ausschliesslich nationales Gepräge hatte, sondern ganz wohl auf andere Völker sich übertragen liess, wie die Erfahrung gezeigt hat. Allein die Niederlagen des Xerxes im Kampfe mit Griechenland und der Sieg Alexanders des Grossen über das Perserreich entschieden anders und gaben der politischen Bedeutung der Gemeinde Zarathustra's einen schweren Stoss, von dem sie sich nie mehr ganz erholen konnte. Wohl haben nach Jahrhunderten die Sasaniden, für welche Thron und Feueraltar solidarisch verbunden waren, dieses Bekenntnis noch einmal rücksichtslos zu Ehren gebracht. König Schapur II wollte sogar das Christentum ausrotten, und verfolgte die Christen aufs grausamste. Allein das Schicksal des Perserreichs wie seiner Religion war besiegelt, als die eroberungslustigen Bekenner des Islam in erster Begeisterung diese ihnen an Bildung und Kriegskunst weit überlegene Grossmacht niederwarfen und die Fahne des Propheten überall im Lande aufpflanzten. Zwar gab es noch im 10. Jahrhundert an jedem grösseren Ort auch Feuertempel und Magier; und im 12. hat sie Schahrastani auch noch gut gekannt. Aber mehr und mehr verschwand der Glaube Zarathustra's und machte dem lebenskräftigeren Glauben an Allah Platz, der trotz seiner verschiedenen Herkunft doch auch manche Berührungspunkte mit dem bisherigen bot. Nur kümmerliche Reste der alten Religion haben sich in Jezd und Kerman erhalten; man zählt dort noch etwa 5000 Seelen, die sich dazu bekennen.

Andere wanderten aus und eine nicht zu verachtende Kolonie von Parsi[1]) hat sich bis heute an der Westküste Indiens erhalten, wohin sie vor dem Druck der fremden Religion geflohen sind. Man schätzt sie auf 85 000 Seelen. Sie wohnen in Gudscharat, die meisten aber in Bombay. Sie haben das Verdienst, die alten heiligen Bücher des Avesta wenigstens teilweise erhalten zu haben, und zwar in der alten „Zend"-Sprache, deren sich die Priester noch beim Gottesdienste bedienen, ohne sie freilich zu verstehen. Sie haben aber auch die Traditionen bewahrt und lesen die hl. Bücher in einer nach dem Pehlewi-Text angefertigten Übersetzung ins Gudscharati. Bei ihnen findet man noch die alten Feuertempel, welche von vermummten Priestern in weissem Gewande bedient werden, wie die alten, von Aasvögeln umkreisten Dakhma's oder „Türme des Stillschweigens", wie sie genannt werden. Hier leben noch die alten Riten und Bräuche. Der Knabe wird noch immer mit dem hl. Gürtel und Hemd angethan und man hütet sich wie einst

---

1) Über die heutigen Parsi gibt Auskunft Dosabhai Framji Karaka, History of the Parsis including their manners etc. (2 voll. 1884). Vgl. über sie auch Max Müller, Essays Bd. I, wo noch andere Schriften moderner Parsi genannt sind, und WPR II, Seite 898—920.

das Wasser oder das Feuer, die Luft oder die Erde zu verunreinigen. Die Priester waren bis vor kurzem unwissende Leute und die Gemeinde beobachtete zwar sorgfältig die alten Gebräuche, wusste aber über die Lehre wenig Bescheid. Erst als das missionierende Christentum in gefährliche Nähe kam, hat man den Laien einen Katechismus in Gudscharati in die Hand gegeben, welcher die Hauptlehren in moderner Fassung enthält. Unterdessen hat sich diese durch den Handel wohlhabend gewordene Kolonie auch auf eine achtbare Stufe der Bildung erhoben. Die Folge davon war, dass bei einer Partei derselben auch eine liberalere Anschauung in Bezug auf die alten Gebräuche sich Bahn brach. Namentlich nahm diese Anstoss an den Nirang-Ceremonien, während die konservativere bei den Satzungen und Lebensgewohnheiten der Väter verharrt. In Bezug auf die Lehre sind jetzt die geistigen Führer der Gemeinde erklärte Monotheisten. Irrigerweise legen sie auch den Avesta rein monotheistisch aus, wie sie auch mit Unrecht behaupten, der Gebrauch des Nirang werde dort noch nicht gelehrt. Ihr eben erwähnter Katechismus gibt eine höchst einfache Glaubens- und Sittenlehre: Ein Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, von dem die heil. Bücher des Zarathustra unfehlbare Kunde geben; Beobachtung der mazdajanischen Riten und Sittengebote; Auferstehung und gerechtes Gericht am letzten Tage. Chantepie hebt hervor, dass sie sich mit dieser einfachen Dogmatik eigentlich stark dem Islam genähert haben. Doch ist der Geist ihres Glaubens und Lebens ein anderer, wie auch die Formen des Kultus ihre Eigenart bewahrt haben. Sie werden gelehrt, beim Gebet den Blick auf etwas glänzendes, Feuer, Sonne, Licht zu richten, verwahren sich aber dagegen, dass sie das Feuer anbeten; vielmehr sei dasselbe nur ein Abglanz der Gottheit, an dem sich ihre religiösen Gefühle entzünden. Gegen das Christentum verhalten sie sich ganz ablehnend und polemisieren gegen die christliche Lehre einer Versöhnung durch Stellvertretung. In jenem Katechismus heisst es u. a.: „Wenn jemand sündigt in dem Glauben, dass ein Anderer ihn erlösen kann, so werden der Betrogene und der Betrüger am Tage Rastâ Khez verdammt werden . . . Es gibt keinen Erlöser. In jener andern Welt wird euch vergolten werden nach euern Handlungen . . . Eure Handlungen und Gott selbst sind eure Erlöser. Er gibt und er vergibt. Wenn ihr eure Sünden bereut und euch bessert, und der grosse Richter euch seiner Vergebung wert findet, oder euch gnädig sein will, so kann und will er allein euch erlösen." — Diese „Feueranbeter", wie man sie trotz ihres Protestes nennt, sind eine friedliche, fleissige und häuslich solide Gesellschaft, welche sich allgemeinen Ansehens erfreut. Wenn sie trotz ihrer Vereinsamung so lange bei ihrem Glauben geblieben ist, so lässt sich das ähnlich erklären wie bei den Juden in der Zerstreuung, nämlich daraus, dass die nationale Sonderexistenz dieser Flüchtlinge auf ihrem besondern Glauben beruht und dass

dieser Glaube in einem System von heiligen Gebräuchen und Satzungen verkörpert ist, welche auch in der Zerstreuung ein festes, einigendes Band bilden.

III. Die Hellenische Religion.

Einleitung[1]).

Der indogermanische Stamm, von welchem die arischen Bewohner Indiens und die Iranier sich abgezweigt haben, weist noch weit reichlichere Ausladungen im Westen auf. Zu ihm gehören im Süden Europas die Griechen und Italiker, im Norden die Letto-Slaven und Germanen, in Mitteleuropa (von der obern Donau und dem Rhein bis nach Britanien) die Kelten und andere für die Kultur minder bedeutende Völker wie die Thraker, Illyrier u. a. Vom Ursitz dieser Völkersippe und ihren religiösen Stammbegriffen war schon oben S. 392 f. die Rede.

Mit den Italikern weisen die Griechen noch nähere Verwandtschaft auf als mit den übrigen Indogermanen, haben also wohl mit ihnen länger zusammen gelebt. Von der Zeit ihrer Einwanderung in Griechenland wissen die Griechen selbst nichts mehr, während ihnen bewusst ist, dass in diesem Lande bedeutende Wanderungen ihrer Stämme stattgefunden haben, wobei diese im allgemeinen vom Norden (Epirus, Thessalien) nach Süden vordrangen. Aus diesen Verschiebungen erklärt sich das Vorkommen derselben Ortsnamen in verschiedenen Landesteilen. Von einem fremden Volke, welches die Griechen auf diese Weise unterjocht oder vertrieben hätten, wissen sie nichts mehr. Wohl brauchen sie von den frühesten Bewohnern des Landes den dunkeln und verschieden gedeuteten Namen Pelasger. Aber derselbe Herodot, der diese Barbaren nennt und ihnen vermutungsweise eine nichtgriechische Sprache zuschreibt, nennt doch an derselben Stelle[2]) diejenigen Hellenen, welche bei jenen Wanderungen ihre Wohnsitze nicht wechselten, pelasgische, was darauf führt, dass die ersten griechischen Stämme, die sich im Lande festsetzten, so genannt wurden und der Name weiterhin von dem vor den berühmten Wanderungen liegenden Stadium der nationalen Entwicklung gebraucht

---

1) Vgl. E. Curtius, Griechische Geschichte, 6. Aufl., 3 Bde., Berl. 1887—89. — Max Duncker, Geschichte des Altertums Bd. V—IX (1888). — Eduard Meyer, Gesch. des Altert. Bd. II, Stuttgart 1893. — G. F. Hertzberg, Geschichte von Hellas und Rom, Bd. I, Berlin 1879 (bei W. Oncken). — Derselbe, Griechische Geschichte, Halle 1884. — Roth-Westermayer, Griechische Geschichte, 4. Aufl., München 1891. — Jakob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, Bd. I u. II, Basel 1898.

2) Herodot 1, 56—58.

wurde, so dass z. B. die Städte, die schon früher blühten, als „pelasgische" galten. Im übrigen trug wohl ursprünglich ein einzelner griechischer Stamm den Namen Pelasger, der dann auf das Gesamtvolk übertragen wurde, wie es in etwas spätern Perioden mit den Stammnamen „Achäer" und „Hellenen" geschehen ist.

Nach Mittelgriechenland und in den Peloponnes sind also die einzelnen Stämme nach allen Anzeichen von Norden aus Mazedonien, Epirus und Thessalien eingewandert. Allein auf welchem Wege sie in diese Länder gelangt sind, ist dunkel. In einer Zeit sodann, die noch jenseits der vom Licht der Geschichte beleuchteten Periode liegt, erfolgte von den Seehäfen Griechenlands aus eine umfassende Ansiedelung der hellenischen Stämme (Äoler, Jonier, Dorier) auf den Inseln (Lesbos, Kykladen, Sporaden, Kreta) und an der kleinasiatischen Küste. Hier fanden die Griechen überall schon besiedeltes und wohlbevölkertes Land, und der Austausch, den sie hier mit östlichen Völkern wie den Karern, Phöniziern u. a. pflogen, wurde auch für die griechische Religion bedeutsam, welche übrigens schon früher durch die zu Handelszwecken an den griechischen Küsten niedergelassenen Phönizier mit orientalischen Elementen bereichert worden war.

So finden wir denn an der Schwelle der historischen Zeit das Volk der Hellenen rings um das ägäische Meer gelagert, über welches die politisch zersplitterten, in eine Menge kleiner Staaten und Gemeinwesen zerfallenen Bruderstämme regen Verkehr miteinander unterhalten. Das griechische Mutterland selbst, diese vom Meer beinahe zerrissene, von hohen Gebirgen durchzogene und von tiefen Buchten zerklüftete Halbinsel, war für die Entfaltung des individuellen Stammlebens ebenso günstig wie für politische Centralisation und Machtentfaltung ungeeignet. So führen denn die einzelnen Stämme und Städte ihr Sonderleben, sie sprechen ihre eigenartigen, gegenseitig oft schwer verständlichen Dialekte und hegen ihre eigentümlichen Kulte und mythologischen Vorstellungen. Aber gerade das trennende Meer wird für sie eher ein verbindendes Element, welches sie auch mit den fernen Kolonieen zusammenbringt, und ohne staatlichen Verband sind sie sich doch trotz aller Unterschiede bewusst, Brüder zu sein, welche dieselbe Sprache sprechen und denselben Göttern dienen.

Das schöne, doch nicht üppige Stammland und das zu Unternehmungen stets einladende Meer, welches so reiche Anregungen zu bieten hatte, haben denn auch viel dazu beigetragen, die herrlichen Anlagen zu entwickeln, mit welchen das Volk der Griechen von Natur ausgerüstet war. Wohl sind Temperament, Begabung und Charakter bei den einzelnen Stämmen verschieden gewesen; allein gewisse Züge finden sich bei allen, und die hohe Bedeutung, welche dieses Volk zwar nicht in der Sphäre der Religion, wohl aber in derjenigen der Kultur erlangt hat, dankt es seiner glücklichen Beanlagung. Leiblich und geistig allseitig gut, massvoll und harmonisch ausgestattet, ist es vor allem ein äusserst ge-

wecktes, für alle Eindrücke der Aussenwelt empfängliches und dabei seine geistige Individualität behauptendes Volk. Leicht erregbar in seinen Empfindungen und leidenschaftlich in deren Äusserung, durchdringt es zugleich die Welt mit allen seinen Geistes- und Seelenkräften und macht sie sich so zu eigen. Die nach dem Meere hin offenen Städte Griechenlands sind nicht nur Ausgangspunkte der folgenreichsten Ausdehnung des Stammes gewesen, sondern auch Mittelpunkte eigentümlichen geistigen Lebens geworden, welches nicht minder auch an manchen von den Hellenen besetzten Punkten der asiatischen Küste und auf den Inseln aufblühte. Hier waltet nicht asiatisches Streben nach Gewaltherrschaft über die Welt; hier wird nicht nach phönizischer Weise der Weltverkehr nur zur Steigerung des materiellen Wohlstandes und Genusses ausgebeutet; wohl aber wird das ideale Gebiet mit epochemachendem Erfolg angebaut. Auch die fremden Einflüsse, denen dieses Volk sich gerne hingibt, vermögen seine ideale Eigenart nicht zu stören. Ausländische Bildungs- und Religionselemente nimmt es nicht auf, ohne sie umzugestalten und seiner eigenen Vorstellungs- und Gedankenwelt harmonisch einzugliedern. Mit scharfem Verstand denkt der Hellene die Dinge durch und lernt es bald, von aller fremden Autorität befreit, den Gedanken auf sich selbst zu stellen. Seine Phantasie belebt das All, verliert sich aber nicht ins Ungeheuerliche, sondern führt alles auf das Ebenmass der eigenen Empfindung zurück. Diese seine ideale Harmonie weiss er seinem Heldengesang wie seinen Bauten und Marmorgebilden aufzuprägen. Als der Herr der Schöpfung macht er alles seinem Geiste unterthan. Mit andern Worten, er vollbringt in unerreichter Weise jene Kulturaufgabe, welche nach dem in der Einleitung S. 7 ff. Gesagten dem Menschen von seinem Schöpfer gestellt ist.

Die menschliche Selbst- und Welterkenntnis, aber auch die geistige Weltherrschaft des Menschen ist damit in hohem Masse gefördert worden. Doch hängt mit diesen ungemeinen Leistungen auch der Mangel zusammen, von welchem das Griechentum nicht freizusprechen ist. Über seinem frohen Schaffen und Geniessen der Welt vergisst der Hellene leichter als der Hindu oder Parse, dass dieses menschliche Leben nicht Selbstzweck ist. Vom Kulturdrang absorbiert, entschwindet ihm nicht selten das lebendige Bewusstsein jener völligen Abhängigkeit von einer Macht, welche verlangt, dass der Mensch ihr all sein Werk unterordne. Bald zufrieden mit einer seinem menschlichen Fühlen zusagenden Harmonie, möchte er jenen tiefen Zwiespalt vergessen, welcher das sündige Menschenkind von der heiligen Gottheit trennt und welchen zu überwinden andere Völker mit tragischem Ernst und heroischem Kraftaufwand gerungen haben.

Zwar ist auch das hellenische Volksleben mit all seinen schönen Künsten und muntern Spielen mehr von der Religion beeinflusst, als es oberflächlichem Blicke scheinen mag. Wir haben

schon in der Einleitung darauf hingewiesen, dass die Kunst der Griechen des übermenschlichen Ideals nicht entraten konnte, dass ihre Architektur wie ihre Poesie (man denke an das Drama) von religiösen Motiven durchzogen, ja grossenteils durch solche hervorgebracht sind. Dasselbe liesse sich vom Volksleben und Staatswesen nachweisen. Ohne die mannigfachen heiligen Stätten und Kulte, ohne Orakel und gottgeweihte Spiele hätten sich die einzelnen Freistaaten nicht bilden und entfalten und das nationale Leben nicht einheitlich erhalten bleiben können. Ohne den panhellenischen Zeus, den Vater der Götter und Menschen, dem sie alle seit Menschengedenken dienten, hätten sich die Hellenen nicht trotz aller Zersplitterung als Ein Volk gefühlt.

Aber diese Religion selbst hat sich ganz dem natürlich menschlichen Gefühl angepasst und geht zuletzt fast ohne Rest in den Interessen des irdischen Lebens auf, welches sie durch ideale Motive verschönert. Dass schon in der früheren Zeit die Nation bei weitem nicht so stark vom Verhältnis zum Unsichtbaren beherrscht und erfüllt war wie die Semiten oder die Indier oder Parsen, davon ist schon die bescheidene Stellung der Priester ein Anzeichen und ebenso, was damit zusammenhängt, das Fehlen heiliger Bücher.

Die Quellen, aus welchen die Kenntnis der althellenischen Religion zu schöpfen ist, fliessen deshalb spärlich, und es muss dieselbe auf indirektem Wege gewonnen werden. Die Hauptquelle für die früheste Zeit ist das alte Epos, Homer, wo freilich der mythologische Stoff von den Dichtern mit andern als religiösen Absichten ist verwendet und gestaltet worden, so dass nur mit Vorsicht aus dem Erzählten auf die ernsthaften religiösen Vorstellungen von den Göttern und das Verhältnis der Menschen zu ihnen geschlossen werden darf. Die ältesten Hymnen, welche denen des Rigveda entsprochen hätten, und auch in Hellas nicht fehlten, sind verloren. Die sog. „homerischen Hymnen“ sind jünger als das homerische Epos und teilweise weniger unmittelbare Anrufungen an die Götter, an die sie gerichtet sind, als Erzählungen von Mythen, die mit epischer Breite ausgeführt werden. Ebenso sind die dem Orpheus zugeschriebenen Lieder spätern Ursprungs. Bauliche Monumente, Grabmäler, Tempel und plastische Gebilde, Götterstatuen, Vasen mit mythologischen Abbildungen, welche zum Teil aus sehr früher Zeit vorhanden sind, geben allerdings manchen Wink; desgleichen Inschriften, welche priesterliche Ordnungen oder mantische Regeln oder Orakelsprüche oder sonstige religiöse Kundgebungen enthalten. Aber eine eigentlich heilige Litteratur ist weder in der frühern noch in der spätern Zeit gesammelt und aufbewahrt worden. Hesiods Werke sind gelehrte Arbeit ohne alle kanonische Autorität. Indirekt lässt sich für die geschichtliche Zeit manches den weltlichen Autoren entnehmen, den Historikern (Herodot, Thukydides u. s. w.), den Philosophen (bes. Plato, auch Aristoteles) und den Dich-

tern, namentlich Pindar und den Tragikern. Eine eigene Schriftengattung bildet die Mythographie, welche seit Hesiod in verschiedenem Geist betrieben wurde. Die Mythen wurden nämlich bald nicht nur gesammelt, sondern auch kritisch erörtert. Ein solcher Mythograph war jener Euemeros, von dem in der Einleitung S. 22 die Rede war; sein Buch ist aber nur in Fragmenten erhalten. Von Apollodor (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.) stammt eine noch vorhandene Darstellung der griechischen Mythologie. Unter den Jüngern haben namentlich Plutarch und Strabo schätzbares Material hinterlassen. Aber auch dem Spötter Lucian (2. Jahrh. n. Chr.) verdankt man eine Menge mythologischer Einzelheiten.

Was den Mythus[1]) selbst betrifft, so hat er sich bei den Hellenen besonders reich entwickelt. Zwar fanden wir ihn schon bei den Ägyptern, Babyloniern, Phöniziern und fast überall anderswo auch — man denke an das indische Epos und die Purana —; ebenso wird er uns bei den Italikern und namentlich bei den nordischen Germanen begegnen. Allein die reichste Fülle dieser poetischen Einkleidung des Göttlichen in menschliche Gestalt bietet Hellas, und zwar nicht zufällig. Denn wir werden sehen, dass die menschliche Gestaltung der Gottheit zum Charakteristischen dieser Religion gehört.

„Mythos" bezeichnet eigentlich einfach ein „Wort", daher auch Kunde, Erzählung, Sage, geheimnisvolle Legende. Den Inhalt bildet besonders häufig eine Naturerscheinung oder ein Naturvorgang, wobei aber die erscheinenden und treibenden Mächte als göttliche empfunden sind. Eine regelmässige Naturerscheinung, welche täglich oder jährlich wiederkehrt (Aufgang und Untergang der Sonne oder ihr Jahreslauf, jährliches Steigen und Fallen des Nils) oder ein unregelmässig eintretender Naturvorgang (Ungewitter, Erdbeben) werden dabei in eine Geschichte umgesetzt, d. h. in ein einmaliges Erlebnis handelnder und leidender göttlicher Wesen. So lesen wir z. B., dass der buhlerische Pan um die Liebe der Pitys warb, dass aber sein eifersüchtiger Nebenbuhler Boreas die Pitys von einem Felsen stürzte, wobei sie sich in eine Fichte verwandelte. Hier ist offenbar Boreas der ungestüme Nordwind, Pan dagegen (nach Max Müller) ein liebenswürdiger, gelinde buhlender Wind, weshalb Pan auch der Geliebte der Nymphe Echo und der Syrinx (Schilfrohr, vom Wind zum Tönen gebracht) genannt wird. Die Pitys dagegen ist die von beiden umworbene Fichte. Wenn es von ihr heisst, sie sei zuletzt zur wirklichen Fichte verwandelt worden, so wird damit die ursprüngliche Identität des Phantasiegebildes mit der Erscheinung, von welcher es entnommen worden, wiederhergestellt, gleichwie von der Syrinx erzählt wird, sie sei, vor Pan fliehend, in den

---

1) Siehe bes. Petersen bei Ersch und Gruber und Max Müller, Essays, Bd. II.

Fluss Ladon gestürzt, wo sie in ein Schilfrohr verwandelt wurde. Die Phantasie ist damit am Ausgangspunkt ihres Fluges wieder angelangt.

Solche Naturmythen sind gerade bei den Griechen die häufigsten. Doch kann auch ein kulturgeschichtlicher oder historischer Prozess zu einer solchen „Erzählung" werden oder eine ethische Wahrheit oder ein kultischer Vorgang (so die Konkurrenz des Athene- und Poseidonkultus in Attika in dem Mythus vom Wettstreit dieser beiden Götter) darin verkörpert sein. Endlich sind Mischungen dieser Gebiete nicht selten. Auf einen Naturmythus können historische Erinnerungen wie ethische Lehren sich aufgepfropft finden. Überhaupt werden die ursprünglich meist sehr einfachen Mythen mit der Zeit zu einem ganzen Gewebe erweitert, indem der Erzähler Züge aus verschiedenen Dichtungen kombiniert und mythische Gebilde, deren Entstehung und Bedeutung ihm meist schon nicht mehr durchsichtig ist, mit einander verbindet. Auch liebt es der Volkssinn, dem Mythus lokale Stützpunkte zu geben.

Die rätselhafte Mythologie hat schon den Scharfsinn der alten Weisen auf die Probe gestellt. Diese phantastischen Gebilde waren für nüchterne Denker unverständlich. Man trachtete daher schon im Altertum darnach, ihnen einen vernünftigen Sinn abzugewinnen. Dabei verfuhr man auf verschiedene Weise. Vielfach, und nicht ohne Grund, wurden die Mythen aus der Natur erklärt. So von Anaxagoras aus Klazomenae und Metrodorus aus Lampsakus, welcher selbst die Heroen auf Elemente und Naturkräfte deutete, z. B. Agamemnon auf den Äther. Daran anknüpfend haben Pherekydes aus Syros, die Eleaten, Heraklit, Empedokles ihre Philosophie mit der mythischen Theogonie in Zusammenhang gebracht und Naturpotenzen mit Götternamen belegt.

Eine andere, oft naheliegende, anderwärts aber um so weniger thunliche Erklärung war die ethisch-allegorische. Z. B. Theagenes aus Rhegium, der älteste Erklärer Homers (2. Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr.), fasste die Götter als ethische Allegorieen: Athene ist nach ihm die Klugheit, Ares der Unverstand, Aphrodite die Begierde, Hermes die Rede. Und der Kyniker Diogenes meinte, Medea habe nicht durch Zaubermittel, sondern durch Gymnastik den Patienten oder alten Leuten ihre Säfte erneuert. Ähnlich Xenophon (Mem. 1, 3, 7): Die Verwandlung der Gefährten des Odysseus in Schweine sei auf das Übermass von Speise und Trank zurückzuführen, das sie genossen haben. Das Kraut, das Hermes dem Odysseus zur Bewahrung vor diesem Schicksal bringe, sei die Warnung des Verstandes. Ähnlich erklärt Theophrast (Schüler des Aristoteles): der Feuerraub des Prometheus habe darin bestanden, dass dieser, ein Weiser, den Menschen die Philosophie brachte.

Dies führt zur euemeristischen Methode über, welche schon vor Euemeros von Herodorus von Heraklea gehandhabt wurde,

nach dessen Erklärung z. B. Prometheus ein skythischer König gewesen sein soll, den seine Unterthanen gefesselt hätten, weil er den verheerenden Fluss Aëtos nicht abzuleiten vermochte. Herakles leitete ihn ab und befreite den König. — Euemeros selbst (um 300 v. Chr.), aus Messana (Sizilien) gebürtig, machte eine Entdeckungsreise nach dem indischen Ozean und behauptete nachher, er habe dort auf einer Insel, die er Panchäa nannte, in einem Tempel des Zeus Triphylios auf einer goldenen Säule hieroglyphische Inschriften gefunden, deren Erklärung er in einer *ἱερὰ ἀναγραφή* betitelten Schrift zum besten gab. Da die Priester ihm den Inhalt erklärten, stellte sich heraus, dass diese Inschriften von den ältesten Königen der Insel handelten. Mit nicht geringem Staunen aber nahm er wahr, dass dies die allenthalben verehrten Götter waren. So war Uranos der erste König, der ein mildes, gütiges Regiment führte und sich dabei mit Sternkunde abgab, weshalb er schliesslich mit dem Himmel verwechselt wurde. Er war verheiratet mit einem Weibe Hestia, von welchem er Kinder bekam: Pan, Kronos, Rhea, Demeter. Sein Nachfolger in der Herrschaft war Kronos, vermählt mit Rhea, welche ihm Zeus, Hera und Poseidon gebar. Zeus folgte seinem Vater auf dem Thron und nahm sich drei Frauen: Hera, Demeter, Themis. Hera gebar ihm die Kureten, Demeter die Persephone und Themis die Athene. Vater Zeus durchzog fünfmal erobernd die Welt mit seinen Begleitern, den übrigen (menschlichen) Olympiern, und liess sich mit ihnen göttliche Ehre erweisen, um seine Herrschaft über die unterjochten Völker desto besser behaupten zu können. Zuletzt sei er nach der Insel Panchäa gekommen und habe dort seinem Grossvater Uranos einen Altar und sich selbst einen Tempel errichtet, in welchem eben Euemeros jene Inschrift gefunden haben wollte. Endlich kehrte Zeus nach Kreta zurück, wo er zu Knossos starb und begraben wurde. Überhaupt macht Euemeros für die Menschlichkeit der Götter geltend, dass an manchen Orten ihre Gräber gezeigt würden.

Viel tiefer haben die Mystiker die Mythen aufgefasst, so die Orphiker und später die Neuplatoniker, welche ihre Lehre als den tiefern Sinn des Platonismus ausgaben, aber morgenländische Spekulation zu Hilfe nahmen. Zu diesen gehört Plutarch (Ende des 1., Anfang des 2. Jahrh. n. Chr.), ein Freund der Kaiser Trajan und Hadrian, später Archon und Priester des Apollo in seiner Vaterstadt Chäronea. Seiner Auffassung der Mythen liegt die Voraussetzung zu Grund, dass wie allen Menschen dieselbe Sonne scheine, so Ein höchstes Wesen Alles geordnet habe und regiere, das nur unter verschiedenen Namen von den Völkern verehrt werde. Diesem wahren Gotte seien ebenfalls reale, lebendige, göttliche Mächte untergeordnet, darunter auch böse Dämonen, welche neben den guten in die Menschenwelt eingreifen. Diese untergeordneten, doch göttlichen Wesen seien es, die im Polytheismus als Götter verehrt werden. Zeus, wie er vom Volke verehrt

wird, ist nach Plutarch jener wahre Gott; wie er dagegen in der Mythologie erscheint, ist er die feurige warme Kraft, Hera die feuchte, aber auch die Erde, Phöbus Apollo die Reinigkeit und Heiligkeit des göttlichen Wesens. Ähnliche Tendenz, zum Teil mit mehr systematischer Ausführung, zeigen Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Proklus u. a.

Nachdem in der Renaissance das griechische Altertum den Abendländern wieder vertraut geworden, erneuerten sich unter ihnen die verschiedenen Auffassungen des Mythus, mit welchen schon die Alten vorangegangen waren. So blühte jetzt erst recht der Euemerismus, und zwar leitete man mit Vorliebe die heidnischen Götter von Persönlichkeiten der ältesten biblischen Geschichte ab[1]). Auch der sonst so sachkundige, um die Archäologie hochverdiente Theologe Samuel Bochart bezahlte hierin dem Geiste seiner Zeit Tribut, besonders in seinem Werk Phaleg et Canaan[2]). Hier erkennt er in Saturn keinen andern als Noah, im Gott Ammon = Jupiter den Cham, Sohn Noahs, in Poseidon = Neptun den Japhet, in Bacchus den Bar Chus, Sohn des Kusch, also Nimrod. Put ist gleich Apollo Pythius, Kanaan = Merkurius u. s. f. Besonders einflussreich waren auch die Schriften des Abbé Banier[3]), welcher ganz in der Weise des alten Euemeros in Zeus einen alten König von Kreta sah, in Bacchus einen erobernden König u. s. f. Am weitesten ging in der bei Bochart gekennzeichneten Richtung der Franzose Peter Daniel Huet (später Bischof in Avranches) in seiner demonstratio evangelica (Paris 1679), wo er nachweist, dass so ziemlich die ganze heidnische Mythologie aus Mose und seinen Schriften geflossen sei. Den Mose selbst findet er überall wieder, so im Adonis der Phönizier, im Marnas der Philister, in Osiris der Ägypter, aber auch in Apis, Horos, Ptah, im Zoroaster der Perser, im Proteus, Perseus und vielen andern griechischen Figuren, während die Göttinnen meist Zerrbilder der Gattin oder der Schwester Mose's sind. Weniger einseitig ist G. J. Vossius[4]), der zwar auch manches euemeristisch ableitet, so den Hephästos aus dem Schmied Tubal Kain, Aphrodite aus Naama, der Tochter Lamechs u. s. w., zugleich aber manche heidnische Gottheiten aus der Verehrung der Natur erklärt, indem die Menschen den Geschöpfen statt dem Schöpfer ihre Verehrung zugewandt haben.

---

1) Vorangegangen waren hierin schon die alexandrinischen Juden (Aristobul), welche die edlern Auffassungen der Gottheit, die ihnen etwa bei griechischen Philosophen begegneten, von Mose ableiteten; durch Orpheus und Musäos seien sie den Griechen von dort übermittelt. Ähnlich dann Clemens Al., Eusebius und andere Kirchenväter.

2) Samuel Bocharti Geographia Sacra seu Phaleg et Canaan. Editio quarta proc. Petrus de Villemandi. Lugd. Bat. 1707.

3) Explication Historique des Fables par Mr. l'abbé B***, Paris 1711 und à la Haye 1715, 3 Bde. Dann besonders Mythologie ou les Fables expliquées, Paris 1738; auch ins Deutsche übersetzt.

4) Siehe Einleitung S. 23.

Im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben namentlich die deutschen Gelehrten Chr. G. Heyne († 1812), Joh. Gottfr. Jak. Hermann[1]) († 1848) und Joh. Heinr. Voss († 1826) diesen Fragen Aufmerksamkeit geschenkt. Sie sahen freilich in den Mythen nichts Religiöses, sondern älteste Geschichte und Philosophie mit didaktischer oder ethischer Tendenz oder ein rein poetisches Spiel. Dass man mit der didaktischen, sei es philosophischen und naturwissenschaftlichen oder ethischen Deutung nicht weit kam, lässt sich denken. Mehr Schein hatte die rein poetische Auffassung für sich. Es wäre dann der Mythus eine ausgeführte Metapher, wobei menschliches Leben und Empfinden beständig in die Natur hineingetragen würde, aber auf dem Wege bewusster Fiktion. Damit ist aber der religiöse Charakter des echten Mythus verkannt, welcher aus der unwillkürlichen Wahrnehmung der Gottheit in der Natur hervorgeht und mit dem Kultus in lebendigem Zusammenhange steht. Dass dann freilich die Dichtung sich der mythischen Gebilde auch bemächtigt und die Kunde von ihnen aus blosser Lust zum Fabulieren weiter ausgesponnen hat, soll damit nicht geleugnet werden. Hatte Schelling[2]) jener Verkennung des wahren Mythus gegenüber nachzuweisen geglaubt, derselbe sei ein notwendiges Produkt der von der Gottheit beeinflussten menschlichen Gemüter, so trat auch der von Schelling angeregte Fr. Creuzer[3]) von 1806 an eifrig für eine symbolisch-religiöse Bedeutung des Mythus ein, welche von einer reineren, monotheistischen Urreligion Zeugnis ablege, zu welcher sich die spätern Religionen wie gebrochene Lichtstrahlen zu dem vollen Lichtquell der Sonne verhalten. Zugleich setzte Creuzer die griechisch-römische Mythologie mit der morgenländischen in Verbindung. Dabei berief er sich namentlich auf die Orphiker, welche ihre Weisheit von Asien, besonders Indien und Ägypten her erhalten hätten. Diese Aufstellungen weckten heftigen, sogar leidenschaftlichen Widerspruch (besonders von J. H. Voss), und Creuzer selbst hat in der letzten Ausgabe seiner Symbolik seine Darstellung modifiziert, ohne seine Grundanschauungen aufzugeben. Seine Meinung ging zuletzt dahin, die älteste griechische Religion sei elementare Naturverehrung gewesen; zu diesen rohen Anfängen seien aber morgenländische Elemente aus Ägypten, Libyen, Phönizien u. s. w. gekommen, welche die materielle Substanz der

---

1) G. Hermann, De mythologia Graecorum antiquissima 1817 und De historiae Graecae primordiis, Lips. 1818. Seine Ansicht: Der Mythus ist bildliche Darstellung einer Idee oder auch physischen Erkenntnis. Das Volk hat diese ihm von den Priestern bildlich gebotene Belehrung eigentlich genommen. So entstand der Mythus. Die theogonischen Mythen aber sind das Werk der Dichtung zur Ausfüllung der Lücken, welche die Geschichte offen lässt.

2) Siehe oben in der Einleitung S. 25.

3) Friedrich Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, bes. der Griechen, Leipz. u. Darmstadt 1810—12, 3. Aufl. 1837—43, 4 Bde.

griechischen Religion abgaben, während der hellenische Geist sie durchdrang.

Auch Philipp Buttmann[1]) war, ohne Creuzers Annahme einer reineren Urreligion zu teilen, darauf bedacht, den griechischen Mythus nicht in seiner Vereinzelung, sondern in Zusammenhang mit Asien (Indien) zu verstehen. Er leitete ihn übrigens von der kindlich naiven Betrachtung der Sonne, des Mondes, Feuers und anderer wirksamen Wesen ab. Dass diese Wesen wie in menschlicher Geschichte handelnd erscheinen, rührt von der Naivität der Auffassung und der Beschränktheit der Sprache her.

Eine einschneidende Reaktion gegen das Bestreben alle bekannten Religionen zu kombinieren ging von K. Ottfried Müller[2]) aus, welcher gegen die Ableitung der griechischen Mythen von auswärts Stellung nahm. Diese sind nach ihm niemals fremden Ursprungs, sondern aus dem nationalen Boden mit innerer Notwendigkeit hervorgewachsen. Einzig bei den orphischen Gedichten und Weihen konnte auch er nicht umhin, ausländische (phrygische) Einflüsse anzuerkennen. Um die Aufhellung lokaler Zusammenhänge hat sich K. O. Müller in hohem Grade verdient gemacht. In anderer Hinsicht ist die Wissenschaft durch die neue Entdeckung der frühen Beziehungen der griechischen Religion zum Osten auf entgegengesetzte Bahn gewiesen worden. Noch sei hier F. Max Müller erwähnt, der namentlich den Einfluss der Sprache auf die Mythenbildung betont und dabei ein nicht unwichtiges Moment, freilich mit starker Übertreibung, hervorhebt. Gewiss sind manche mythische Züge aus Volksetymologie oder Kombination von homonymen Gegenständen u. dgl. entstanden; aber viel zu weit geht er, wenn er die Auffassung des Feuers und anderer Phänomene als belebter Wesen daraus ableiten will, dass der kindliche Mensch bei der Armut der Sprache diesen Dingen Handlung, Empfindung u. s. w. habe zusprechen müssen, woraus das Missverständnis erwachsen wäre, dass man sie für beseelt hielt![3])

Im allgemeinen dagegen hat sich neuestens die Erkenntnis Bahn gebrochen, dass der echte Mythus religiösen Ursprung habe und ein unwillkürlicher Ausfluss der naturbefangenen Auffassung der Gottheit sei, im übrigen eine sekundäre Bildung oder Wucherung der Religion darstelle. So sagt Eduard Meyer (Gesch. des Alt. II, 48): „Der Hauptfehler der vergleichenden Mythologie wie jeder speziellen Mythenforschung ist, dass bei ihr die Religion und ihr wichtigstes Element, der Kultus, durchaus zu kurz kommt. Die Mythologie ist ein Appendix der Religion so gut wie die Theologie, nicht die Hauptsache."

---

1) Ph. Buttmann, Mythologus, Berlin 1828, 2 Bde.

2) K. O. Müller, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, Gött. 1825.

3) F. M. Mueller, Physical Religion, London 1891.

1. Die historische Entwicklung der griechischen Religion.

a) Vorhomerische Zeit.

Indem wir die Entwicklung der hellenischen Religion nach ihren Hauptphasen skizzieren, beginnen wir mit der vorhomerischen Periode. Wir verstehen darunter die Zeit vor der Entstehung der nach Homer benannten Dichtungen, welche letztere etwa vom Jahr 1000 v. Chr. an zu setzen sein wird. Konnte man sich früher kaum getrauen, diese Zeit als eine geschichtliche zu behandeln, so haben die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte, welche zuerst von Heinrich Schliemann unternommen wurden und zu Hissarlik (Troja), Mykenä, Tiryns, Orchomenos u. a. bedeutende bauliche Überreste zu Tage förderten, dieser Vorzeit wieder eine greifbare Gestaltung verliehen. Auch die Religionsvergleichung hat unterdessen manches gelernt, was zur Bestimmung der frühesten hellenischen Religion mit Nutzen verwendet werden kann.

Schon bei genauerer Prüfung der homerischen Gedichte musste man zu dem Schlusse kommen, dass die dort ganz anthropomorphisch dargestellten, mit ihrem Naturelement nur noch lose zusammenhängenden Götter auf eine Zeit zurückweisen, wo diese in innigerer Verbindung mit der Natur geschaut wurden und denen der bisher behandelten Arier gleichartig waren. Kein Zweifel kann in der That darüber bestehen, dass die Griechen schon aus der Zeit ihres Zusammenlebens mit den übrigen indogermanischen Stämmen gewisse religiöse Grundanschauungen mitgebracht haben, die ihnen nie verloren gegangen sind. Da ist vor allem die sämtlichen griechischen Stämmen eigene Verehrung des Zeus (= sanskr. djaus!) zu nennen, welchen sie als ihren obersten Gott nach Griechenland gebracht und stets festgehalten haben. Schon als sie noch wandernde Jäger- und Hirtenvölker waren, verehrten sie diesen Gott des Himmels, der Regen spendet und Blitze sendet, als das höchste Wesen, dem auch sittliche Hoheit nicht abging. Die Identität des Namens mit dem indischen Wort für „Himmel", welches sonst den Griechen verloren gegangen ist, verbürgt den uralten Besitz dieser Gottheit. Natürlich war auch ihnen Zeus nie identisch mit dem sichtbaren Himmel; aber wie andere alte und älteste Völker schauten sie des höchsten Gottes erhabene, ruhige Majestät wie sein Zürnen am lichten oder wolkigen Himmel. Sie verehrten ihn in vorhomerischer Zeit ohne Tempel und ohne Bild auf den hohen Berggipfeln. Äusserst lehrreich ist aber, dass dieser allbeherrschende Gott von den einzelnen Stämmen zugleich als ihr besonderer Schutzgott verehrt wurde und so trotz seiner Allgemeinheit sich mannigfaltig besonderte. Die einzelnen Königsgeschlechter betrachten ihn

als ihren Ahnherrn, die verschiedenen Landschaften, auf deren höchstem Berge er thront, als ihren Schutzgott, der ihre besondern Interessen vertritt.

Wie aber in Indien und Iran es nicht bei Einem Gotte blieb, sondern die naturalistische Fassung der Gottheit unerschöpflich neue Götter erzeugte, so verehrten auch die ältesten Hellenen schon eine Fülle von göttlichen Wesen, die immerhin dem erhabenen Vater der Götter und Menschen nicht gleichkamen. Den Ashvin des Rig Veda entsprechen die Dioskuren, eine Lichtgottheit wie diese ist auch Helena. Helios (Sonne) und Selene (Mond) wurden als Götter angesehn, aber auch schon Apollon (Lichtgott) und Hermes (Luft-, Wind-Gott), Hestia (Feuer) als Göttin. Dem Himmelsgott entspricht eine Göttin der Erde (Gäa, Demeter, Hera) und ein Gott der Tiefe (Pluton). Die Elemente galten als göttlich, besonders auch das Wasser; einzelne Flüsse genossen eigentliche Verehrung. Die Genien der Bäche wurden als Nymphen hochgehalten. Auch die Musen gehören von Haus aus zu diesem Geschlecht der Wassernymphen. Die Göttin des Waldes und der Jagd ist Artemis. Im Meer waltet Poseidon, ursprünglich eine Abzweigung des Himmelsgottes (vgl. Varuna als Meergott). Vielleicht gab es auch schon ehe die Einwirkungen aus dem Morgenlande begannen, eine Göttin der Liebe (Aphrodite) und einen Gott des berauschenden Feuertrankes (Dionysos; vgl. Soma?). Überhaupt aber wurde alles Naturleben als Äusserung göttlicher Kraft angesehen.

Wie nahe auch die eigentliche Götterwelt sich mit der Natur berührte und mit ihr zusammengeschaut wurde, zeigt die in alter Zeit häufige Kombination der Götter mit Tiergestalten. So stellte man sich Apollo (auch Zeus) in Wolfsgestalt vor[1]), Artemis als Bärin oder Hindin, Hera als Kuh, während Zeus gelegentlich Stiergestalt annimmt; Pan dachte man sich bocksgestaltig, Athene als Eule. Verschiedene Gottheiten, namentlich Athene auf der Akropolis zu Athen, wurden in Gestalt einer lebendigen Schlange verehrt, welche daselbst hauste. Apollo verwandelte sich in einen Delphin, Zeus gelegentlich in einen Schwan u. s. f. Dass es verkehrt wäre, hieraus zu schliessen, man habe ursprünglich das Göttliche bloss in der niedrigen Sphäre der Tierwelt gesucht, leuchtet ein, da ja die Licht- und Himmelsgottheiten schon zum Urbesitz des Volkes gehörten. Möglich wäre, dass es den Zoomorphismus erst in Griechenland vorgefunden und dort auf seine Götter übertragen hätte. Mit der Zeit hat auch die Berührung mit dem Orient zu dieser Annäherung der Tiere an die Götter beigetragen. Jedenfalls aber beweist die frühe Annahme einer besonderen Verwandtschaft zwischen beiden Sphären, dass man die Gottheit ungeschieden von der Natur als das diese beseelende Wesen und Leben auffasste. Auch als der Anthropomorphismus siegreich durch-

1) Über den Namen *Λύκειος* s. unten S. 599.

gedrungen war, wirkte jene Ideenassoziation immer noch nach und äusserte sich wenigstens so, dass die ihr verwandten Tiere als einer Gottheit heilig, zugehörig galten und auch als Symbol für sie verwendet wurden. So blieb das Pferd dem Poseidon, die minnige Taube der Aphrodite heilig u. s. f. — Aber auch zu gewissen Pflanzen, besonders Baumarten, stehen die Gottheiten in naher Beziehung. So wohnt Zeus in einer Eiche zu Dodona (vgl. die germanische Eiche des Donnergottes), Athene in einem Ölbaum auf der Akropolis, Apollo im Lorbeer, auch in einer Palme auf Delos u. s. f. — Auch Natursteine waren heilige Symbole und Denkzeichen der Gegenwart eines Gottes, lange ehe man Kunstbilder von einem solchen anfertigte. Höchstens bezeichnete man eine solche Denksäule mit groben Andeutungen von menschlichem Gesicht und Gliedmassen.

Schon in dieser „vorhomerischen" Periode jedoch sind starke Einwirkungen des Orients auf hellenische Lebensweise und Gedankenwelt nachgewiesen worden, welche nicht erst durch die nach den Inseln und asiatischen Gestaden vorgedrungenen griechischen Kolonisten vermittelt sein können, sondern auf Niederlassungen der Phönizier in Hellas zurückzuführen sein werden. Die Griechen mögen eben erst die östlichen Küsten dieses Landes eingenommen haben, als jenes regsame Handelsvolk an geeigneten Plätzen daselbst sich festsetzte, um seine Jagd auf Purpurschnecken auch an diesen ausgiebigen Gestaden zu betreiben. Sie haben denn auch den Hellenen die babylonischen, hethitischen, ägyptischen Kulturelemente vermittelt, welche in jenen Bauten von Mykenä und anderswo uns entgegentreten. Aus diesen Berührungen erklären sich aber auch unverkennbar morgenländische Mythen und Lokalkulte, die sich noch in spätere Zeit erhalten haben.

Dahin gehört vor allem die thebanische Sage von Kadmos. Selbst wenn die Gleichsetzung des Kadmos mit Baal Melkart unrichtig und Kadmos bloss aus der Burg Kadmeia abstrahiert sein sollte, so ist doch der semitische Ursprung dieses uralten Namens ausser Zweifel und es würde gerade diese Annahme zu der weitern führen, dass jene Burg ursprünglich nicht eine hellenische, sondern phönizische Niederlassung war. Ebenso sind in Attika unleugbare Spuren von einstiger Besiedelung durch die Phönizier in Sage und Mythus anzutreffen. Zwar lässt sich bezweifeln, dass die Amazonen, welche Theseus überwand, eigentlich die männlich gekleideten und bewaffneten Jungfrauen im Dienste der kriegerischen Astarte (Duncker) oder „die Priesterinnen der hethitischen Gottheit" (Sayce) seien, da die berittenen, streitbaren Amazonen eher bei nordischen Barbaren ihr reales Gegenbild finden. Aber eine andere Partie der Theseussage gehört hieher. Dieser Heros erlegt jenes Ungetüm auf Kreta, dem die Athener in jedem achten Jahr 7 Knaben und 7 Mädchen opfern mussten. Der Minotaurus (Minos-Stier) ist der stierförmige Baal Minos, dem von Karern und Phöniziern

zu Knossos auf Kreta Menschen geopfert wurden. Auf denselben Gott geht der flammenspeiende Stier von Marathon, den Theseus ebenfalls erlegte. Es waren die in Attika niedergelassenen Phönizier, welche die Athener zu solchen Opfern ermunterten, wo nicht gar nötigten, bis diese sich von solcher Bevormundung emanzipierten. Auch die attischen Thargelien mit sühnenden Menschenopfern (ein Mann und eine Frau) gehen wohl auf den Dienst des Sonnenbaal zurück, welcher auf Apollo übertragen war. Ebenso erinnern alte Kulte Lakoniens an Asien. In Amyklä wurde der vor der Zeit durch einen Diskuswurf des Apollo hingeraffte schöne Jüngling Hyakinthus jährlich durch ein Totenopfer gefeiert. Es ist der von der Glut der Sonne getötete Adonis[1]). In Korinth dienten Dirnen auf syrische Weise der Aphrodite, und zugleich haben sich Spuren davon erhalten, dass Kinder und Jungfrauen einer gestrengen Göttin zu Ehren verbrannt wurden. So mussten 7 Knaben und 7 Mädchen in schwarzem Gewand der Hera Akräa auf Akrokorinth Bussriten vollziehen, worin ein Ersatz für früher übliche Opferung derselben leicht zu erkennen. Auf dem Isthmus wurde als Gott der Seefahrt Melikertes (gräzisiert aus Melkart) verehrt, den ein Delphin hieher getragen und dessen Grab hier gezeigt wurde. Es ist der phönizische Gott, der übers Meer gekommen. Auch Euböa weist viele Anklänge an phönizische Namen auf.

Gerade die Stätten, wo später in besonderem Masse die Kultur gepflegt wurde, waren durch Befruchtung aus Asien dazu vorbereitet. Die Griechen haben solche Elemente von dem ihnen an Kultur noch überlegenen Volke angenommen, doch nicht ohne sie ihrem Geiste anzupassen. Und so blühte zum ersten Mal ein reiches hellenisches Kulturleben zu der Zeit, wo mächtige Königsgeschlechter zu Mykenä, Argos, Theben, Orchomenos und in andern Gaustädten herrschten. Es waren die Wanderungen der Dorier und anderer Stämme, welche diesem Aufschwung ein Ende machten. Zugleich hatten diese Verschiebungen zur Folge, dass manche Verdrängte nach den Inseln des ägäischen Meeres und Kleinasien übersiedelten, welche Bewegung übrigens schon vor jener Wanderzeit ihren Anfang scheint genommen zu haben. Die „Äoler“ gründeten neue Heimstätten auf Lesbos, Tenedos und in der Troas, die Jonier auf den Kykladen und an der asiatischen Küste von Smyrna bis Milet, die Dorier auf Kreta, Rhodus und um Halikarnassus.

Die Religion dieser ersten Blütezeit war eine Mischbildung, deren Hauptbestand aus den angestammten Begriffen erwachsen war, während den Einschlag die neuen, vom Orient herübergedrungenen Ideen ausmachten, welche immerhin das Wesen der

---

1) Anders Rhode, Psyche[2] I, S. 137 ff., welcher in Hyakinthos einen unterirdischen Dämon zu erkennen glaubt, der vor Apollo hier verehrt worden sei.

alten Anschauungen nicht zu zerstören vermochten. Tempel sind in jenen Ruinen der vorhomerischen Zeit nicht nachgewiesen; hingegen Vorkehrungen, um den Toten, die in dieser Periode begraben wurden, Opfer darzubringen. Kultusbilder zur Anbetung hatte man nicht, wenn auch die Künstler auf Ringen, Gefässen u. s. f. mythologische Figuren anbrachten. Dagegen stellte man an geweihten Stätten leere Thronsessel für die unsichtbaren Götter hin[1]).

b) Homerische Zeit[2]).

Die Hellenen hatten bereits auf manchen Inseln und an der kleinasiatischen Küste, besonders im Nordwesten derselben, festen Fuss gefasst, als der Heldengesang zu hoher Blüte gelangte, dessen vornehmste Erzeugnisse unter dem Namen Homers auf die Nachwelt gekommen sind. Dass diese Epen nicht für Dichtungen eines einzelnen Sängers zu halten seien, sondern einer ganzen Zunft oder Schule von Rhapsoden, die an den Höfen der Könige und Fürsten umherzogen, ihr Dasein verdanken, hat die Analyse der Ilias und der Odyssee längst klargemacht. Das schliesst nicht aus, dass ein Haupt der Schule, vielleicht gar der schöpferische Genius, der diesen Heldengesang erzeugte, kann Homer geheissen haben. Die Odyssee, welche von den Schicksalen des heimkehrenden Helden erzählt, ist im allgemeinen jünger als die Iliade, die den Kampf um Troja berichtet; beide Gedichte aber enthalten ältere und jüngere Bestandteile, deren Enstehung etwa in die Zeit von 1000—700 v. Chr. fallen mag. Ihren Ursprung hat die homerische Dichtung bei den nördlichen Stämmen (Äolern) genommen und ist dann besonders von den Joniern weitergebildet worden.

Ob etwas und wie viel von geschichtlichem Inhalt der Sage von der Belagerung und Zerstörung Troja's durch die verbündeten Fürsten der Achäer (= Hellenen) zu Grunde liegt, wie vieles Reflex von Ereignissen der spätern Zeit ist, wo die Nachkommen der von Homer besungenen Helden an der Küste von Troas sich Heimatrecht erkämpften, das lässt sich noch nicht entscheiden. Jedenfalls spielen im Epos stark mythische Motive herein, wie schon der Raub der Helena zeigt, welcher der Anlass zur ganzen Unternehmung wird. Denn Helena ist, wie schon bemerkt wurde, eine der ältesten Lichtgottheiten. Auch die Helden sind zum Teil halb oder ganz mythische Wesen. So ist Achilleus der Sohn der Meer-

---

1) Vgl. Wolfgang Reichel, Über vorhellenische Götterkulte, Wien 1897.

2) Karl Friedr. Nägelsbach, Homerische Theologie, Nürnberg 1840; 2. Aufl. herausg. von Autenrieth, Nürnb. 1861. — E. Buchholz, Die homerischen Realien Bd. III, 1884. — U. von Milamowitz, Homerische Untersuchungen 1884.

nymphe Thetis[1]), Sarpedon ein Sohn des Zeus[2]) u. s. f. Es scheint, dass Homer Götter von beschränkter lokaler Sphäre als Heroen auftreten liess. Daher ist nicht verwunderlich, dass die olympischen Götter von diesen menschlichen Helden nicht so verschieden sind, als man erwarten würde.

Was die Epen von religiösen Vorstellungen und Gebräuchen erkennen lassen, ist weniger für die Vorzeit wichtig, in welcher die Handlung spielend gedacht ist, als eben für die, in welcher diese Gedichte entstanden. Und auch da darf nicht vergessen werden, was schon oben erinnert wurde, dass hier nicht religiöse, sondern weltliche Litteratur vorliegt, in welcher der Sänger nach freier Einbildung den Stoff zur Unterhaltung und zum Ergötzen der Hörer gestaltet. Dennoch ist dieser Cyklus von Dichtungen für die Religionsgeschichte von hohem Wert und macht es möglich, vom gesamten religiösen Leben sich wenigstens eine weit deutlichere Vorstellung zu bilden, als dies für den vorhergehenden Zeitraum der Fall ist.

Die homerische Götterwelt zeigt vor allem eine vollkommene Durchführung des Anthropomorphismus. Die einzelnen Gottheiten erscheinen als wohl unterschiedene, nach menschlicher Weise vorgestellte Wesen von plastischer Bestimmtheit, während ihre Beziehung auf die Natur zurückgetreten und der daherige Zusammenhang der Mythen zum Teil undurchsichtig geworden ist, wenn auch jede der Gottheiten noch ihren bestimmten Wirkungskreis und an ihre Herkunft erinnernde Attribute aufweist. Diese Götter treten im Epos als leibliche, menschliche Gestalten auf, ätherischer zwar und grösser als die Menschen, doch so, dass das ästhetische Ebenmass nicht gestört wird. Sie thronen auf dem Berg Olymp, wo Zeus mit ihnen Ratsversammlung hält wie ein menschlicher König mit seinen Grossen. In dieser lokalen Beziehung deutet sich der nordgriechische Ursprung der Dichtung an. Es sind auch namentlich die von den nördlichen Stämmen verehrten Götter, welche den Kreis der Olympier bilden. Sie sind aber der lokalen Beschränkung enthoben und als allgemeinhellenische Götter dargestellt. An der Spitze steht naürlich der panhellenische Zeus, der Wolkenspender und Blitzesender, aber von der Erscheinung des Himmels abgelöst in persönlicher, väterlicher Gestalt, neben ihm Hera, seine eifersüchtige Gemahlin, die Schirmerin der Ehe, nach ihrer natürlichen Bedeutung kaum mehr zu erkennen. Apollo und Artemis, ein anmutiges Geschwisterpar entsenden den schnellen Todespfeil, — weshalb? ist dem Dichter und Hörer nicht mehr bewusst, zumal Apollo auch ganz andere Bedeutung in sich vereinigt z. B. als der Gott der Musen und der Musik. Ebenso ist der bewegliche Hermes, der Götterbote, nach seinem Naturelement nicht mehr durchsichtig, so-

1) Iliade 1, 351 ff.
2) Iliade 6, 198 ff.

wenig als Athene, die Göttin edler Besonnenheit und Tapferkeit, welche sich schön abhebt von dem ungeschlachten Kriegsgotte Ares und der höheren Adels der Gesinnung entbehrenden Liebesgöttin Aphrodite. Poseidon, der Gott des Meeres, spielt bei diesen Begebenheiten natürlich keine unbedeutende Rolle, auch der Waffenschmied Hephästos, ist nicht zu entbehren, während die mehr bäuerlichen Gottheiten wie Demeter, die Göttin der fruchtbaren Erde, und Dionysos zwar etwa genannt sind, aber in diesen ritterlichen Gesängen sehr zurücktreten und der Hirtengott Pan erst in den spätern „homerischen Hymnen" vorkommt. Abgesehen vom Olymp, wo sie zusammenkommen, hat bei Homer der einzelne Gott seinen Wohnsitz in dem Element, das ihm gehört, Zeus im Himmel, Poseidon im Meer, oder da, wo der Hauptsitz seiner Verehrung ist und sein Hauptheiligtum steht, so Aphrodite zu Paphos auf Cypern, Athene im Hause des Erechtheus zu Athen [1]), Poseidon zu Ägä oder Helike [2]). Die Götter sind immer an einem bestimmten Ort; sie bewegen sich von Ort zu Ort [3]), doch mit göttlicher Raschheit; sie können mit einem Schritt ungeheure Räume durchmessen; ein Sprung der göttlichen Rosse reicht so weit als der ausgedehnteste menschliche Fernblick. Zwar „wissen die Götter alles" nach sprichwörtlicher Redensart; das hebt aber nicht auf, dass ihr Wissen im konkreten Falle wie ihre Machtvollkommenheit begrenzt und bedingt ist. Erst in nachhomerischer Zeit wurde mit dem Begriff der Allwissenheit Ernst gemacht, wenigstens von den Gebildeten [4]). Am Ergehen der Menschen, wenigstens ihrer Lieblinge, nehmen die Götter lebhaften Anteil und ergreifen bei den Heldenkämpfen für die einen oder die andern Partei. Zwar treten sie einander nicht unmittelbar im Kampfe gegenüber; aber sie hadern mit einander, überlisten sich und arbeiten einander entgegen. In den Waffenkampf der Menschen mischen sie sich in eigener Person und können dabei sogar von Sterblichen verwundet werden wie Aphrodite (Il. 5, 330 ff.) und Ares (Il. 5, 855 ff.), der dabei brüllt, wie wenn Zehntausende zugleich schreien [5]). Überhaupt sind ihnen Angst und Schmerz nicht fern, noch weniger freilich die Lust. Sie schmausen, zechen und schlafen [6]), sie haben ihre Liebschaften und stehlen Knaben und Mädchen. Sie vertreten zwar die sittliche Weltordnung als

1) Odyss. 7, 81.

2) Iliade 8, 203.

3) Selbst Zeus ist mehrere Tage vom Olymp abwesend, da er einem Festmahl der Äthiopen beiwohnt, Iliade 1, 423 ff.

4) Nach Xenophon (Memor. 1, 1, 19) war es etwas, was Sokrates von dem grossen Haufen unterschied, dass er den Göttern ein Wissen von allem beilegte, was die Menschen thaten, redeten und planten, während die vulgäre Vorstellung dahin ging, dass sie das eine wüssten, das andere nicht.

5) Vgl. auch, was Götter von Menschen erduldet haben, Iliade 5, 383 ff.

6) Selbst Zeus macht keine Ausnahme Iliade 1, 610; 14, 252 ff. 352 ff.

deren Hüter und Rächer und bestrafen deren Verletzung von seiten der Menschen; aber sie selbst sind an dieselbe nicht gebunden und setzen sich in der Verfolgung ihrer Sonderinteressen über dieselbe hinweg. Sie verführen die Menschen zum Bösen, belügen und betrügen sie zu ihrem Schaden. Helena wird von Aphrodite zum Ehebruch verführt, welche Göttin also den unethischen Liebreiz darstellt. Und wie es gilt die Troer zu verderben, sind die Götter darauf bedacht, sie zu einer besonders schweren Schuld zu verleiten, welche unsühnbar wäre. Hera entwirft diesen Plan, auch Zeus billigt ihn und Athene wird demgemäss unter die Troer geschickt, um einen derselben während des beschworenen Waffenstillstandes zum Pfeilschuss auf Menelaos zu überreden[1]). Was die Götter vor den Menschen voraushaben, ist nicht die hohe, heilige Gesinnung, sondern die Macht, und dieser Vorzug wird namentlich in ihrer Unsterblichkeit bemerkt. Auch diese Unsterblichkeit freilich eignet ihnen nicht deshalb, weil sie wahrhaft über der Natur und ihrem Wechsel erhaben wären; sondern sie wurden einmal in die Welt hineingeboren und danken ihre Unsterblichkeit (wie die Asen der Skandinavier) der Nahrung, die sie zu sich nehmen, dem Genuss der Ambrosia, durch welchen auch Menschen unsterblich werden können.

Bei diesen Darstellungen darf man freilich nicht vergessen, dass es sich um epische Kunstdichtung, nicht um religiöse Lieder handelt. Die Beschränktheit der Götter ist dem Dichter unentbehrlich, da sie an der Handlung teilnehmen und dieselbe durch ihren Widerstreit beleben und erklären sollen. Allein diese Schranken sind doch nicht von ihm geschaffen, sondern liegen schon in der Natur dieser Gottheiten, wenn sie gleich beim Kultus viel mehr zurücktreten mussten. Ebenso haben diese unterhaltenden Sänger nicht ohne Laune und Behagen die Schwächen der Götter recht menschlich ausgemalt, die häuslichen Zwistigkeiten zwischen Hera und Zeus, die Liebeshändel des Ares mit Aphrodite, der Gattin des gutmütigen, und dabei doch verschmitzten Hephästos u. dgl. Allein der Vorwurf, der schon im Altertum gegen Homer ist erhoben worden, er habe die Götter unwürdig dargestellt und so dem Volke die Ehrfurcht vor ihnen geraubt, fällt doch nicht ausschliesslich dem Dichter zur Last. Menschliche Schwächen und Fehler waren diesen Göttern angeboren, in deren Wesen, wie Nägelsbach mit Recht sagt, die Heiligkeit kein konstitutives Element bildete. Schon die Naturmythen enthielten solche Themata wie den Hader zwischen Hera und ihrem Gemahl oder die Liebschaften des Zeus; Homer hat dieselben nur mit breitem Pinsel ausgemalt. Im Kultus trat dergleichen Ungöttliches selbstverständlich zurück. Aber zwischen der kultischen und der künstlerischen Auffassung der Gottheit lässt sich eine absolute Scheidewand nicht aufrichten. Denn wie die Dichtung aus den Vorstellungen des Volkes von seinen

1) Iliade 4, 64 ff.

Göttern geflossen ist, so wirkte sie auch mächtig auf dieselben zurück.

Was das Verhältnis der homerischen Götter zu der sichtbaren Welt und den Menschen anlangt, so sind sie Herrscher darüber. Schöpfer der Welt heisst weder Zeus noch ein anderer Gott. Um deren Entstehung kümmert sich der Dichter nicht. Aber die Götter verfügen mit souveräner Gewalt über die Elemente. Sie setzen Himmel und Erde, die Gipfel der Berge wie die Wogen des Meeres in Bewegung; sie verfügen über Winde und Wolken, Blitz und Donner und können auch den gewohnten Naturlauf unterbrechen, z. B. Nacht über eine Szene werfen u. dgl. Und wie die Natur, so beherrschen sie das Leben der Menschen, in welches sie auf mancherlei Weise eingreifen. Ihnen verdankt der Mensch seine Vorzüge, Klugheit, Tapferkeit, Schönheit. Sie geben ihm Worte ein und treiben ihn zu Thaten, guten und bösen, die er, oft ohne es zu wissen, in ihrem Dienste vollbringt. Von ihrer Geneigtheit hängt das Vollbringen und Gelingen ab. Sie verhängen in ihrem Rate Unglück über Völker, Städte, Häuser und einzelne Personen, welche durch Verletzung ihrer Rechte oder Vernachlässigung ihres Kultus sowie durch Übertretungen der heiligen Sittengebote ihren Zorn auf sich geladen haben. Darum ist von hohem Wert ihren Willen zu kennen, z. B. den Grund ihres Zürnens, bezw. die Mittel, um ihren Zorn abzuwenden. Sie belehren den Menschen darüber oft in Träumen, ihren Lieblingen erscheinen sie auch leibhaftig, einem solchen dagegen, den sie täuschen wollen, etwa in der Gestalt eines ihm bekannten Menschen. Namentlich aber geschehen günstige und ungünstige Vorzeichen, über welche zu belehren die Gabe der Seher ist, die hier in der Regel im Anschluss an solche Vorzeichen Zukunftssprüche thun. Erzählte man schon in dieser Zeit von solchen Sehern als von etwas der Vergangenheit angehörigem, so erfreute man sich dagegen in der Gegenwart der Offenbarungen, welche an Orakelstätten erteilt wurden. Hochgeschätzt ist das Orakel zu Dodona[1]. Hier wie zu Olympia in Elis erteilt Zeus seine Weisungen. Besonderer Orakelgott ist aber Apollo, der auf Delos und Kreta Orakel hat, später besonders im altberühmten Delphi, wo ursprünglich eine andere, chthonische Gottheit sich vernehmen liess. Das delphische Orakel des Apollo überstrahlte jedenfalls schon im 7. Jahrhundert alle andern und war von ganz Griechenland besucht.

Der Kultus hat sich in dieser Periode sichtlich entwickelt. Oft sind im Epos Tempel der Götter namhaft gemacht, während man in der mykenischen Periode solche noch vermisst. Diese Behausungen der Götter sollten in der Regel einem Bilde Obdach und Schutz gewähren. Die Anfertigung künstlicher Götterbilder[2])

1) Iliade 16, 234; Od. 19, 296 f.

2) W. Reichel a. a. O. bestreitet die Verehrung von Götterbildern noch für die homerische Zeit. Auch Iliade 6, 269 ff. sei an einen leeren Thron zu denken, auf den der Peplos gelegt werden soll (?).

hatte eben überhand genommen. Der Übergang von den alten symbolischen Pfählen und Steinkegeln zu solchen Kunstgebilden war ein allmählicher und hing mit der anthropomorphischen Auffassung der Götter zusammen. Die Kultushandlungen sind im homerischen Leben zahlreich. Bei wichtigen Unternehmungen wird nie unterlassen, der Gottheit, deren Beistand man erhofft, ein Opfer zu bringen, und in der Not gelobt man reiche Spenden für den Fall der Rettung[1]). Bei jeder Mahlzeit weihte man eine Spende den Göttern[2]). Bei Verfehlungen gegen die Götter waren Sühnopfer erforderlich[3]). Vor solchen heil. Handlungen wusch man die Hände und weihte sich mit Gerste. Dargebracht wurden besonders Tiere, z. B. dem Zeus ein 5jähriger Stier (Iliade 2, 403), dem Apollo Erstlingslämmer (Iliade 4, 102), der Athene zu Troja wird ein kostbares Gewand auf die Kniee gelegt unter Darbringung von Weihrauch und mit Gelobung von 12 einjährigen Kühen (Iliade 6, 269 ff.). Dem Helios wird ein weisses und der Erde ein schwarzes Lamm geopfert, Iliade 3, 103. Bei den Tieropfern wurden in der Regel nur die Knochen, mit Fett umwickelt, den Göttern geweiht und verbrannt, während man das Fleisch in fröhlicher Mahlzeit verzehrte. Auch Weinspenden wurden bei festlichem Mahl den Göttern regelmässig hingegossen. Die Götter sind sehr empfänglich für solche Ehrungen und rächen sich, wenn man die Opfer versäumt oder nur kärglich entrichtet.

Wettspiele, wie sie schon in dieser Periode den Göttern zu Ehren gefeiert wurden, werden bei Homer selbst nur den Toten zu Ehren bei der Bestattung abgehalten. Namentlich lässt Achill zu Ehren des gefallenen Patroklus solche in grossem Massstab aufführen: Wagenrennen, Faustkampf, Ringkampf, Wettlauf, Speerkampf[4]). Aber auch zu Ehren der Götter waren solche Spiele schon üblich. So veranstalteten die Elier zu Olympia alle 4 Jahre einen Wettlauf zu Ehren des Zeus, dessen Sieger seit dem Jahr 776 aufgezeichnet sind. Das Fest ist wahrscheinlich noch viel älter.

Die Anschauung vom Zustand nach dem Tode[5]) ist bei Homer folgende: Beim Sterben enteilt die Seele in das Reich des Aides (Unsichtbaren) und seiner Gattin Persephone. Die Psyche trägt noch die Ähnlichkeit des betreffenden Menschen an sich. Aber es fehlt ihr der Geist, wie Nägelsbach und Rohde treffend bemerken. Von der Welt der Lebenden sind die abgeschiedenen Seelen durch einen breiten Strom, den Okeanos oder den Acheron, getrennt. Erst der letzte Dichter der Odyssee nennt Hermes als den, der die Seelen in jenes Land geleitet. Dort existieren die Seelen zwar fort, aber höchstens halbbewusst,

---

1) Iliade 2, 402 ff.; 4, 103; 6, 86 ff.; 269 ff.; 7, 450 u. s. f.
2) Vgl. z. B. Iliade 10, 579.
3) Vgl. z. B. Iliade 1, 449 ff.
4) Iliade 23, 257 ff.
5) Vgl. bes. Erwin Rohde, Psyche² (2 Bde., Freiburg 1898), I, S. 1 ff.

traumhaft, schattenhaft. Nur von einzelnen dieser Schatten wird berichtet, dass sie in der Unterwelt — denn die Toten sind unterirdisch gedacht — noch dasselbe thun wie auf Erden. So verkündet Tiresias dort noch Gesichte, und der gerechte Minos richtet die Seelen. Durch Blut eines Widders und Schafes kann Odysseus die Seelen wieder zum Bewusstsein bringen. Die Idee der Vergeltung nach dem Tode tritt viel weniger hervor als später. Vereinzelt stehen bei Homer jene drei Exempel von in der Unterwelt ohne Aufhören leidenden Frevlern, Tityos, Tantalos, Sisyphos, von welchen später zu reden sein wird. Ebenso findet sich die Anschauung, dass auserwählte Lieblinge oder Wesensverwandte der Götter unter den Menschen nach dem Tod in ein elysisches Gefilde auf Inseln des Ozeans entrückt werden. Die Menschen können ja überhaupt von den Göttern unsterblich gemacht werden. Doch sinds nicht ethische Vorzüge, welche diese Unsterblichkeit eintragen. Ein Ganymed und Orion werden um ihrer Schönheit willen von den Göttern entrückt, Menelaos als Gatte der Helena, der Tochter des Zeus u. s. f. Allein dies ist nur das Los auserwählter Lieblinge der Götter, während gemein menschliches Schicksal die Toten in eine Unterwelt führt, wo sie leblos vegetieren, nicht ohne durch ausserordentliche Mittel (Tierblut) wieder aufgeweckt werden zu können. Im ganzen tritt die Totenwelt bei Homer mehr zurück, als dies später und wohl auch früher der Fall war; doch mag dies mit dem weltlichen und lebenslustigen Geist dieser Dichtungsart zusammenhangen. An die Stelle des frühern Begräbnisses ist bei Homer die Verbrennung der Toten getreten. Dabei werden zu besonderer Auszeichnung des Toten Menschen und Tiere geschlachtet und Wettkämpfe aufgeführt; dagegen ist von fortgesetzten Totenopfern, wie sie früher wohl üblich waren, nicht die Rede. So lang der Leib nicht bestattet, bzw. verbrannt ist, irrt die Seele unstät umher; nachher aber belästigt sie niemanden mehr. Für solche, deren Leib man nicht bestatten konnte, errichtete man wohl ein Kenotaphium als eine Art Wohnort für die Seele. Beachtenswert ist, wie Odysseus Od. 9, 64 f. die erschlagenen Gefährten dreimal mit Namen ruft, wohl damit sie ihm zur Heimat folgen und dort ihre Ruhestätte erhalten.

c) Die Hesiodische Dichtung[2]).

Eine neue Phase bezeichnet die unter dem Namen Hesiod stehende Dichtung. Der epische Hexameter ist von ihr beibehalten, und der Dichter ruft noch die Musen an, die ihn inspirieren sollen, obwohl er kein eigentlicher Sänger mehr ist, sondern höchstens noch rezitierend gedacht werden kann. Der ganze Zweck und in-

1) Odyss. 11, 576 ff.
2) G. F. Schömann, Die Hesiodische Theogonie, Berlin 1868.

folge dessen auch der Ton ist ein anderer geworden. Das Gedicht soll nicht ergötzen, sondern belehren, und zwar über göttliche und menschliche Dinge. Hesiod selbst, an dessen geschichtlicher Existenz zu zweifeln kein Grund ist, nennt als seinen Vater einen Dios von Kyme, der sich in Askra am Helikon niedergelassen habe. Seine Lebenszeit ist zwischen 900 und 700 v. Chr. anzusetzen, wohl in der ersten Hälfte des 8. Jahrh,, also noch in der „homerischen" Zeit. Jedenfalls haben das epische Heldengedicht und diese didaktische Poesie sich neben einander in Schulen fortgebildet, welche ein Vorbild nachahmten. Auch die dem Hesiod zugeschriebenen Werke sind nicht alle von ihm. Am sichersten gehört ihm an die Schrift über „Werke und Tage" (*ἔργα καὶ ἡμέραι*), genauer die Schrift: „Werke", zu welcher jener Traktat über die Wahl günstiger Tage nur ein Anhang ist. Die Erga sind zum Preise redlicher Arbeit gedichtet. Sie sind mit den Hemerai das einzige Werk, das Pausanias dem Hesiod zuschreibt und können am sichersten seiner Feder zugeteilt werden. Für die Authentie (abgesehen von Einschaltungen) spricht auch der ungesuchte persönliche Rahmen des Ganzen: Hesiod mahnt darin seinen Bruder Perses von seinem unlautern Treiben ab, der nach dem Tode des Vaters ihm einen Teil der Erbes abprozessiert hat und sich anschickt, ihm auch noch den Rest auf dieselbe Weise zu rauben. Er warnt ihn und auch seine Richter, die „Könige", vor solcher Ungerechtigkeit und stellt dem Bruder vor, er könne durch derartigen Erwerb nie glücklich werden. Er soll vielmehr durch redlichen Fleiss seinen Unterhalt gewinnen, bei welchem Anlass ausführliche Lehren über den Landbau erteilt werden. Für die Religionsgeschichte ist, abgesehen von gewissen Reinigkeitsvorschriften, von Wert die Lehre von den fünf Weltaltern, Vers 108—201, wovon nachher.

Weniger gut ist die Hesiodische Autorschaft für die hier wichtigere „Theogonie" bezeugt, welche vielleicht erst in der pisistratidischen Zeit aus ältern Bestandteilen zusammengesetzt worden ist und eine systematische Darstellung der Götter- und Heroenwelt bietet, wobei die Genealogie das Schema liefert, in welches der ganze verschiedenartige Stoff gefasst wird. Dieses Kompendium bildet zwar eine schätzbare Fundgrube der Mythologie; allein die einzelnen Mythen wie die Heroen und die mit ihnen untermischten Götter sind ihrem Boden entfremdet durch die harmonistische Absicht, alle zu Einem System zusammenzufügen.

d) Blütezeit des hellenischen Volkstums.

Die Übergänge vollziehen sich in der Geschichte der griechischen Religion fast unmerklich. Es fehlen hier die genialen Persönlichkeiten auf religiösem Gebiet, welche Epoche machen und eine neue Periode eröffnen. So bietet die Blütezeit des griechischen

Volkslebens, vom 7. Jahrhundert an, wesentlich nur die Entwicklung der Elemente, welche schon in der „homerischen" Religion lagen. Doch konnten die neuen politischen Verhältnisse und Erlebnisse so wenig als das rege Geistesleben der Griechen, das auf dem Gebiete des Gedankens und der Kunst erwachte, ohne tieferen Einfluss auf die Religion bleiben.

Das homerische Epos selbst hat auf die späteren Vorstellungen von der Götterwelt stark eingewirkt. Selbstverständlich war die Auffassung der Gottheit im Kultus stets eine ernstere gewesen und blieb es auch weiterhin. Aber die Vorstellung des Göttlichen nach menschlichem Ebenmass hat sich im Volke eingebürgert und selbst die ländlichen Gottheiten, die Homer wenig oder gar nicht in den Bereich seiner Dichtung gezogen, vermochten sich dieser ästhetischen Ausgestaltung, die so sehr dem griechischen Geiste entsprach, nicht ganz zu entziehen. Zugleich waren die von Homer besungenen Götter dem ganzen Volke vertraut geworden, und zwar in der ursprünglich mehr partikularen Gestalt, wie Homer sie dargestellt hatte. Zeus z. B. war zwar von jeher die allen Stämmen wohlbekannte oberste Gottheit gewesen, welche jeder Gau auf seinem höchsten Gipfel thronend dachte. Jetzt aber wurde er für alle der auf dem Olymp Ratsversammlung haltende Gott.

Die Naivität dieses Polytheismus musste freilich in dem Masse schwinden, als die intellektuelle Bildung Fortschritte machte. Erleuchtete Geister konnten sich die Götter bald nicht mehr anders denn als geistig und sittlich vollkommene, allwissende und allgegenwärtige Wesen denken. Und da das von Homer übernommene Pantheon zu tief im Naturalismus wurzelte, als dass es sich davon hätte befreien lassen, konnte nicht ausbleiben, dass tiefere Geister sich davon abgestossen fühlten und sogar mit vollem Bewusstsein des Gegensatzes Homer und Hesiod verurteilten, welche den Griechen solche Götter geschaffen hätten. Allein dieser Zwiespalt tritt doch in dieser Periode erst vereinzelt so stark zu Tage. Im allgemeinen war man sich des Widerspruchs zwischen dem eigenen sittlich-religiösen Ideal und diesen Göttergestalten noch nicht klar bewusst, sondern sah eben in ihnen sein ideales Gegenbild.

Nicht wenig trug dazu die bezaubernde bildende Kunst bei, welche diese Götter verherrlichte. Statt der symbolischen Pfähle und roh gestalteten Hermen wagte man es jetzt, den Göttern, welche die Dichter so menschlich empfindend und handelnd geschildert hatten, auch eine entsprechende idealmenschliche Gestalt zu geben. Hierbei hat der griechische Genius seine künstlerische Begabung am glänzendsten entfaltet. Auch diese Kunstwerke von Bildern wollten natürlich nicht mit der Gottheit identisch sein. Aber während bei den missgestaltigen Figuren der ältern Zeit der Wahn ausgeschlossen war, als böten sie eine getreue Abbildung der Gottheit, deren Gegenwart sie in Erinnerung riefen, mussten die bezaubernden Bilder von Zeus, Athene, Artemis u. a. zu dieser Vorstellung verleiten, nicht zu reden vom gemeinen Volksaberglauben,

der überhaupt ein heiliges Bild an heiliger Stätte mit dem Gotte selbst in Eins zu setzen pflegt.

Die heiligen Stätten wurden desgleichen durch die schöne Kunst zu Prachtbauten umgestaltet. In ihren entzückenden Tempeln bewies die griechische Baukunst ihre Überlegenheit über die orientalische. Nicht kolossale Dimensionen, nicht phantastische Ausschmückung, sondern einfache Harmonie der Verhältnisse und edle Anmut bildeten ihren Vorzug. Während in der mykenischen Periode Tempel überhaupt noch nicht nachgewiesen sind, und in der nächstfolgenden Zeit das Gottesbild in einer kleinen Cella gewohnt hatte, woran sich ein primitiver Holzbau schloss, so entstanden nun Prachttempel in jonischem und dorischem Stil und wurden der Stolz und die Zierde des Göttersitzes.

Die Seele aber der griechischen Religion in dieser Periode war das Orakel zu Delphi, welches wie keine der verwandten Anstalten eine centrale Bedeutung für ganz Griechenland erlangt hatte. In allen Angelegenheiten der Staaten und Regenten, sowie anderer angesehener Persönlichkeiten sandte man nach Pytho (Delphi) und erwartete namentlich in den Fragen des Kultus von dort die Entscheidung. Die wichtigeren Staaten Griechenlands hatten zu Delphi besondere Schatzhäuser, wo sie ihre kunstvollen Weihgeschenke niederlegten. Mit diesem hohen Ansehen seines Orakels hängt zusammen, dass Apollo, der Verkündiger des Willens der Götter und namentlich des Zeus, dem hellenischen Volksgemüt die liebste Gestalt unter den Olympiern wurde.

Ein anderes Band, welches die griechischen Stämme umschlang, waren die öffentlichen Spiele zu Ehren der Götter. Dieselben mögen ursprünglich gefeierten Toten oder Heroen zu Ehren regelmässig aufgeführt worden sein[1]). Sie waren aber jetzt einem der grossen hellenischen Götter geweiht. So die zu Olympia dem Zeus, die auf dem Isthmos dem Poseidon u. s. w. Die Götter mussten wie die Heroen an der Schönheit, Kraft und Gelenkigkeit des Volkes Freude haben, das hier sein bestes Können sehen liess.

Doch fehlt es auch nicht an einer tieferen religiösen Strömung in dieser politischen und ästhetischen Glanzperiode. Eine mystische Auffassung der Religion und ihrer Mythen knüpft sich an den Namen des Orpheus, jenes thrakischen Sängers, der am Argonautenzug teilnimmt und mit seinem Gesange Menschen und Tiere bezaubert. Die unter seinem Namen befasste Dichtung macht also den Anspruch, älter als Homer und Hesiod zu sein, was aber schon Herodot (2, 53) ablehnt. Aristoteles hielt für ihren Verfasser den Onomakritos von Athen, der am Hof des Pisistratus Orakel verkündigte. Vor der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts ist die Orphik nicht nachgewiesen.

Die Anhänger dieser Richtung haben eine bestimmte Lehre

1) Einmalige Feier bei der Bestattung im homerischen Epos siehe oben S. 586.

von den Göttern und der Religion, was bei der griechischen Volksreligion eigentlich nicht der Fall war. Sie stellten eine Theogonie auf, von der es freilich verschiedene Versionen gab. Das Charakteristische ist überall die pantheistische Systematisierung der griechischen Religion, wozu unverkennbar morgenländische Einflüsse angetrieben haben. Dass die mystisch Angelegten sich solchen Inspirationen hingaben, beweist, wie wenig ihnen die klassische Götterverehrung, ja die heimische Götterwelt überhaupt genügte. Zwar heisst der Allgott bei ihnen Zeus; aber als den eigentlich Alles belebenden Gott feiern sie den fremdartigen Dionysos, mit dem Beinamen Zagreus. Die orphischen Kulte und Orgien tragen einen wilden, enthusiastischen Charakter. Die im Lande zerstreuten Gemeinschaften der Geweihten lagen ihnen unter der Leitung männlicher und weiblicher Priester ob. Der höhere Zweck bei diesen Weihen und Verrichtungen war aber, die Seelen aus den Qualen des Daseins zu befreien. Einzelne dieser Priester zogen im Land umher, um von Leid und Schuld geplagte Menschen von ihrer Qual, namentlich von bösen Geistern, zu befreien. Zwar nahm das Volk in Fällen der Not und Angst deren Hilfe in Anspruch. Aber diese dem Griechentum im Grund fremde Anschauung ist nie zu nationaler Anerkennung gelangt. Die orphischen Gemeinden mit ihren eigentümlichen Satzungen und Lebensregeln blieben als eine Art Sekte oder Orden von der Staatsreligion abseits. Doch haben gewisse Mysterien, die sich mit den orphischen berühren, schon frühe allgemeine Anerkennung erlangt, besonders die von Eleusis, mit denen auch gewisse Weihen verbunden waren. Der dort Geweihte sicherte sich damit ein glückliches Dasein in der Totenwelt. Auch stehen Männer wie der fromme Sänger Pindar (geb. 521, gest. 441 v. Chr.) unter orphischem Einfluss. Seine Ansicht in Bezug auf die Mythen ist übrigens, die Götter können nichts anderes als Schönes und Gutes thun. Was gegenteiliges von ihnen berichtet werde, sei Erfindung der Dichter. Das schliesst nicht aus, dass er z. B. an den Umgang von Göttern mit sterblichen Weibern glaubt und diejenigen beglückwünscht, die solcher Verbindung entsprossen sind. Auch bei Äschylos und Sophokles tritt im ganzen nur die edlere Seite des Mythus hervor, während Euripides unverhohlen den Widerspruch gegen die Überlieferungen und die Kritik der Götter zum Ausdruck kommen lässt[1]. Ein weitgehendes Recht, die Götter in menschlicher Unvollkommenheit darzustellen, war den komischen Dichtern (Aristophanes) zugestanden. Die griechische Philosophie aber, die sich beim Denken (im Unterschied von der indischen) vom religiösen Gesichtspunkt und von aller Autorität emanzipierte, trug das Ihrige dazu bei, um den Gebildeten den Glauben an den überkommenen Mythus unmöglich zu machen. Nicht als ob die grossen Heroen der griechischen Philosophie eine der Volksreligion geradezu

1) Vgl. Jak. Burckhardt II, 110 ff.

feindliche Stellung eingenommen hätten. Zwar tadeln mehrere von ihnen ausdrücklich die homerischen Phantasieen über die Götter; aber dem Volke wollte man im allgemeinen seinen Glauben und Aberglauben lassen. Allein der von den Philosophen aufgestellte Gottesbegriff war ein völlig neuer, rein spekulativer, neben welchem die hergebrachte Mythologie nicht zurecht bestehen konnte. Die Grosszahl der Gebildeten begnügte sich denn auch gegen Ende dieser Periode mit einem solchen abstrakten Begriff eines höchsten Wesens, gegen die Volksreligion verhielten sie sich gleichgiltig, wo nicht geradezu ablehnend.

e) Hellenistische Zeit.

Die hellenistische Periode kann man von der Thronbesteigung Alexanders (336 v. Chr.) an rechnen bis zum Untergang des griechischen Heidentums. Die politische Selbständigkeit Griechenlands ist zu Anfang dieser Periode dahingefallen, und damit hat auch die nationale Religion einen starken Stoss erlitten. Dennoch behaupteten sich die gewohnten Götter, die Orakel und Feste auch weiterhin, und der religionsgeschichtliche Übergang ist auch hier keineswegs als ein schroffer zu denken. Allein infolge der Eroberungen Alexanders breitete sich die griechische Kultur über die ganze Welt aus. Griechische Sprache, griechisches Denken und griechische Kunst wurden bis nach Indien bekannt. Auch die griechischen Göttergestalten und religiösen Vorstellungen fanden bis in weite Ferne Eingang. Ebenso aber trat in der griechischen Heimat Religionsmengerei in bisher ungekanntem Masse ein.

Alexander selbst hat in Griechenland den dortigen Göttern nach lokalem Ritus gehuldigt. Aber auch den Göttern der barbarischen Länder, die er eroberte, bewies er Ehre als den Landesgöttern, ähnlich wie es Kyrus in Babylon gethan hatte. In Ägypten liess er sich durch das Orakel des Zeus Amon in der libyschen Wüste als Sohn dieses Gottes erklären, weshalb er auch mit Amonshörnern abgebildet und bei den Arabern „der Zwiegehörnte“ genannt wird. In dem eroberten Tyrus feierte er ein Fest zu Ehren des tyrischen Herakles u. s. f. Immerhin sandte er bedeutsamer Weise die erste Kriegsbeute seines Zuges der Pallas Athene nach Athen und am äussersten Ziel, am Hyphasis angelangt, opferte er den zwölf olympischen Göttern unter Kampfspielen nach hellenischer Weise. So ist deutlich, dass er ein hellenisches Weltreich aufzurichten gedachte; aber es lag ihm fern, die Religionen anderer Völker gewaltsam zu unterdrücken; viel lieber sah er die friedliche Verschmelzung der verschiedenen Bekenntnisse und Gebräuche. Auch seine Nachfolger waren im allgemeinen duldsam. Eine Ausnahme macht jener Antiochus Epiphanes, welcher alles aufbot, um die Besonderheit der jüdischen Religion zu vernichten und durch

seine Verfolgungen die Juden zum makkabäischen Heldenkampf entflammte.

Von oben herab wie durch den gesteigerten Verkehr ist also dieser Zeit Theokrasie nahegelegt, und diese findet denn auch in starkem Masse statt. Z. B. wird der ägyptische Serapis gräzisiert, der griechische Dionysos aber, für den Alexander d. Gr. eine besondere Vorliebe hatte, mit orientalischen Elementen neu bereichert („indischer Dionysos"). Gegen die Zeit der Geburt Christi und noch in den folgenden Jahrhunderten wurde in Griechenland namentlich Isis („und Osiris") verehrt, erst mit Demeter verschmolzen, dann aber unabhängig von dieser mit ihrem Gemahl Osiris. Diodor 1, 27 teilt eine griechische Inschrift mit, welche in Arabien zu lesen war und für die Auffassung der Göttin in dieser Zeit lehrreich ist: „Ich bin Isis, die Königin jedes Landes, gebildet von Hermes, und die Gesetze, welche ich gegeben habe, kann niemand aufheben; ich bin die älteste Tochter des Kronos, des jüngsten Gottes. Ich bin Weib und Schwester des Königs Osiris. Ich bin es, die zuerst den Menschen die Frucht fand. Ich bin die Mutter des Königs Horos. Ich bin es, die im Hundssterne aufgeht. Mir ist die Stadt Bubastis erbaut. Gegrüsst sei Ägypten, das mich erzog!" Isis hatte in Griechenland ihre besonderen Gemeinden und wurde in geräuschvollen Mysterien unter Tänzen mit Begleitung der klingenden Isisklappern (Seistra) gefeiert. Ebenso fanden der Dienst der „syrischen Mutter" und der des Mithra im Lande Eingang und Pflege.

Aber auch mit der eigenartigen Religion des Judentums kamen die Griechen schon in nahe Berührung, ehe das Christentum aus dieser hervorgegangen war. Insbesondere Alexandrien, die Gründung des grossen Eroberers, der diese Stadt zu einem Emporium machen wollte, wo Orient und Occident sich begegnen sollten, wurde in der That der Platz, wo Judentum und Griechentum sich gegenseitig befruchteten. Das hellenistische Gewand, welches die alttestamentliche Religion dort anzog, erleichterte dem aus ihr hervorgegangenen Christentum den Einzug in die gesamte gebildete Welt und unter den ersten Ländern, die von den Aposteln Christi mit Erfolg bereist wurden, war das klassisch gebildete Hellas, dem seine schönen Göttergestalten schon lange nicht mehr genügten und die fremden Mysterien, welchen sich viele in dunkler Sehnsucht zuwandten, keine dauernde Befriedigung gewähren konnten.

2. Die hellenische Götterwelt. [1]

In dem erhabenen Zeus fasst sich die Fülle der Gottheit, soweit sie diesem Volke sich erschloss, zusammen. Er ist Gott,

1) Vgl. F. G. Welcker, Griechische Götterlehre, 3 Bde. 1857—63. — J. A. Hartung, Die Religion und Mythologie der Griechen, 4 Teile,

der Gott schlechthin, und zwar von uralters her, der Vater der Götter und Menschen, das Haupt der Götterfamilie, der Schutzgott der Hellenen, und wiederum der einzelnen Stämme. Er ist Himmelsgott, aber ursprünglich auch der Gott der Tiefe als Zeus Chthonios. Unter allen Göttern ist er weitaus der mächtigste, mächtiger als sie alle zusammengenommen [1]), der alles sieht und hört, alles bedenkt und lenkt [2]). Als Himmelsgott thront er auf den höchsten Bergen, vor allem auf dem Olymp, der in den Himmel ragend gedacht ist. Seine Beziehung zum Himmel tritt auch darin hervor, dass er am häufigsten als Wolkensammler (*νεφεληγερέτα*), Regenspender und Blitzesender zubenannt und charakterisiert wird. Er wird mit dem Blitz in der Hand abgebildet, und die Theogonie erzählt, die Kyklopen hätten Blitz und Donnerkeil geschmiedet und ihm übergeben. Auch die Ägis, welche er führt, scheint eigentlich die Sturm- und Wetterwolke zu sein, die bald glänzend, bald finster und von Schlangen (Blitzen) umsäumt ist. Als der Licht- und Regenspender ist er der Befruchter der Erde, der Gemahl der Erdgöttin (Hera); aber auch was von seinen anderen Liebschaften erzählt wird, geht auf das Buhlen des himmlischen Lichtes und die Befruchtung durch himmlisches Nass zurück. Seine ebenbürtigste Tochter ist die aus seinem Haupte geborene Athene, wie der lichte Äther, der dem Himmel entstrahlt. Aber auch der Menschen Vater heisst Zeus im eigentlichen Sinn, indem die berühmtesten Heroen und Geschlechter von Ihm und einer sterblichen Mutter abzustammen sich rühmen.

Es verdient Beachtung, dass der mächtigste und ursprünglichste der griechischen Götter auch den ausgesprochensten ethischen Charakter hat: Zeus ist der Träger und der Hort der heiligen Gesetze, die dem Menschen vom Himmel gegeben sind. Er rächt den Mord, den Treubruch, Eidbruch (als Z. Horkios; deshalb ist der oberste Schwur der beim Zeus), die Verletzung des Gastrechtes (Z. Xenios) und jeder heiligen Ordnung. Er schirmt das Hausrecht und Staatsrecht, das Stammes- und Völkerrecht. Dabei ist er den Menschen väterlich wohlgesinnt, freundlich, milde, wohlthätig.

Leipzig 1865—73. — L. Preller, Griechische Mythologie. Erster Band: Theogonie und Götter. 4. Aufl. bearb. von Carl Robert, Berlin 1894. W. H. Roscher, Ausführl. Lexikon der griechischen und römischen Mythologie (im Erscheinen begriffen seit 1884).

1) Anschaulich stellt das Epos diese Überlegenheit dar, z. B. Iliade 8, 13 ff., wo Zeus jeden Gott, der seinem Befehl trotze, vom Olymp herab in den Tartaros hinabzuschleudern droht und die Götter seine Übermacht fühlen lässt, indem er sie auffordert, sie sollten nur samt allen Göttinnen an eine goldne Kette sich hängen, um ihn auf die Erde herabzuziehen, sie würden mit aller Anstrengung dies nicht vermögen; dagegen würde Er sie mitsamt der Erde und dem Meer leicht heraufziehen.

2) Im Epos versammelt er zwar die Götter zum Rate. Allein er ist nicht an ihren Rat gebunden, sondern kann auch gegen sie alle entscheiden.

Auch die Zeus umgebenden Genien lassen ihn als den Vater der guten Gesittung und wohlthätigen Rechtsordnung erscheinen: Er steht mit Themis in naher Verbindung. Nach Äschylos (Prom. 209) wäre dies eigentlich nur ein anderer Name für die Erde als die an feste Regeln bindende; daher ist sie Göttin der festen Sitte und Ordnung (bei Homer beim Mahl und auf dem Markt, bei Göttern und Menschen). Bei Hesiod (Theog. 901 ff.) ist Themis die zweite Gattin des Zeus (nach Metis), von welchem sie die Horen und Moiren gebiert. Die Horen sind die Jahreszeiten in ihrer natürlichen Folge und mit ihren Gaben und Früchten. Sie sind mit Blumen und Früchten bekränzt, gegen die Menschen freundlich und hold, wenn auch den Ungeduldigen oft zu langsam. Ihre Namen sind nach Hesiod: Eunomia, Dike, Eirene. Dike ist die jungfräuliche Tochter des Zeus, die ihm das Unrecht hinterbringt, das auf Erden geschieht, die heilige Urheberin der gesetzlichen Ordnung. Eirene ist die heiterste unter den Dreien, Mutter des Reichtums und der Lust. Später wurden gewöhnlich vier Horen nach den vier Jahreszeiten angenommen.

So stellt sich in Zeus die Gottheit am reichsten und erhabensten dar. Seine Naturbefangenheit tritt freilich in der Mythologie zu Tage, und zwar nicht etwa bloss im Epos, wo der Dichter auch des höchsten Gottes menschliche Schwächen zu zeichnen sich nicht scheut. Dahin gehören seine auch von der darstellenden Kunst mit Vorliebe verwerteten Liebeshändel, die dem Gott des unbeugsamen Rechts und der unverletzlichen Treue übel anstehen und deshalb mit der Zeit Widerspruch wachrufen mussten. Der theogonische Mythus, der von seinem Kampf um die Herrschaft erzählt, thut seinem ewigen, allgenugsamen Wesen ebenso Eintrag, wie die Heroensage, wo er nicht ohne Selbstsucht die Vorteile seines Geschlechtes wahrt. In ersterer Hinsicht tritt die Verendlichung des Gottes schon darin hervor, dass ihm ein Vater, Kronos und ein Grossvater, Uranos vorgeordnet ist. Allein dies ist sicher eine sekundäre Ordnung des Mythus, die wahrscheinlich aus dem Bestreben stammt, ihn mit fremden höchsten Göttern in Beziehung zu setzen. Bei Uranos liegt nahe an den Bel Samin (Himmelsbaal) der Phönizier zu denken, während der seine Kinder verschlingende Kronos an den verzehrenden Glutbaal erinnert. Dass die Mythen, welche von der Geburt und gar dem Sterben des Zeus erzählen, nicht original griechisch sind, wird auch dadurch bestätigt, dass diese Vorstellungen besonders auf Kreta daheim waren. Dort feierte man den von Rhea, der Göttin des Berges Ida, als Kind geborenen Zeus, der mit Milch und Honig genährt und durch die bewaffneten Kureten vor den Nachstellungen des Kronos bewacht wird. In Kreta zeigte man auch das Grab des Zeus. Das sind orientalische Züge, und der Dichter Kallimachos [1]) ereifert sich da-

1) Kallimachos, Hymn. Jov. 8. Derselbe blühte zu Alexandrien um 250 v. Chr.

gegen, indem er die Kreter beständige Lügner schilt, da sie behaupten, der ewig lebende Gott sei gestorben.

Im allgemeinen wurde im hellenischen Kultus und religiösen Leben die ursprüngliche Erhabenheit des Zeus besser gewahrt als in der Mythologie und Poesie. Dabei blieb der oberste Gott nicht in unfruchtbarer Höhe, sondern empfing von allen Göttern am meisten Kultus, sowohl lokalen als allgemeinen. Auf hohen Bergen verehrte man ihn ursprünglich ohne Bild und Tempel. Im alten Hellenenland Thessalien waren ausser dem (an der Grenze von Mazedonien liegenden) Olymp, an dessen Fuss sein Kultus blühte, auch der Öta und der Pelion ihm heilig; in Attika dachte man ihn auf dem Parnes und dem Hymettus thronend, in Phokis auf dem Parnass, in der Troas auf dem dortigen Ida u. s. f. Eine seiner vornehmsten Kultusstätten war auch Olympia (in Elis), wo ihm die heiligen Wettspiele abgehalten wurden. Zeus galt nämlich insbesondere auch als streitbarer Heldengott und Verleiher der Manneskraft und Tapferkeit, was bei dem Gewittergott, der die unholden Mächte besiegt (Titanen- und Gigantenkampf) nicht überraschen kann. Als der alles wissende und alles bestimmende ist er aber auch Orakelgott. Seine uralte, berühmte Orakelstätte war Dodona (in Epirus), wo man seinen Willen aus dem Rauschen des Eichenlaubs erlauschte.

Während ursprünglich der Himmelsgott nicht bildlich dargestellt wurde, und man höchstens durch einen Stein oder Pfahl seine Gegenwart andeutete, kamen mit der Zeit Bildsäulen von ihm auf, welche sich mit der Erhebung der Kunst zum herrlichsten gestalteten, was Hellas an schönen Gebilden aufzuweisen hat. Massgebend wurde das kolossale sitzende Zeusbild, das Phidias für den Tempel in Olympia mit reichem Schmuck von Gold und Edelsteinen verfertigte. Die Haltung wie besonders das Haupt des Gottes drückten ruhige Majestät und zugleich väterliches Wohlwollen aus und wurden fortan typisch.

Die so vielen Völkern geläufige Weise, den Gott in einem weiblichen Seitenstück sich reflektieren zu lassen, war auch den Hellenen eigen. Nichts weiter als ein solches Widerspiel ist Dione (Διώνη = Juno, d. i. Jovino), die im Kultus etwa als Beisitzerin des Zeus erscheint. Seine eigentliche Gemahlin ist in der Mythologie Hera, mit welcher Dione kombiniert wurde. Sie wird von manchen ebenfalls auf ein der himmlischen Region entnommenes Phänomen zurückgeführt[1]), richtiger aber als Personifikation der Erde gefasst[2]), was ihren Mythus am besten erklärt. Sie war bei den Doriern besonders verehrt, ursprünglich wohl in der Gegend um Delphi, dann besonders in Argos, Mykenä, Sparta,

1) So Preller: Hera eigentlich die Luft, Atmosphäre. Roscher: Hera eigentlich der Mond wie Juno.

2) So schon Empedokles, Euripides, Plutarch. Vgl. das analoge Par Uranos und Gäa.

Korinth, in Böotien und auf Euböa, auch auf Samos und Kreta. In Attika vermochte sie nicht einzudringen, vermutlich weil dort eine andere Erdgöttin (Demeter) herrschte.

Ist Hera eigentlich die vergötterte Erde, so versteht sich leicht ihr eheliches Verhältnis zu Zeus, dem personifizierten Himmel, der sich mit jener, besonders wenn sie im Schmucke des Frühlings prangt, vermählt[1]). Aus ihrer Umarmung geht alles pflanzliche Leben hervor. Aber auch der häufige Zwist zwischen Zeus und Hera ist daraus verständlich. In der Iliade ist derselbe zwar episch motiviert durch den glühenden, parteiischen Hass der Hera[2]) gegen die Trojaner, die Feinde ihrer geliebten Argiver, welche diese Göttin besonders verehren; allein zu grunde liegt das Zürnen oder Trauern der Erde um die ihr entzogene Gunst des Himmels, welches die winterliche Jahreszeit aufweist, wo die Erde verlassen und verwitwet, im Traueranzug klagt. Die Aussöhnung folgt im Frühling. Dieses Schmollen der Hera wie ihre häuslichen Streitszenen hat die Göttersage und noch mehr das Epos ausgemalt. Bei einem solchen Auftritt hat Zeus den Sohn der Hera, Hephästos, vom Himmel auf die Erde hinabgeschleudert. Nach einer Vorstellung zieht sich Hera in ihrem Unmut vom Olymp in ein irdisches Heiligtum, einen Tempel oder eine Berggrotte, zurück. Da fingiert Zeus die Hochzeit mit einer andern. Alsbald stellt seine Gattin sich ein und will ihrer Nebenbuhlerin den Schleier abreissen; da eine hölzerne Puppe zum Vorschein kommt, lacht sie und verbrennt dieselbe. Dies geht auf Frühlingsfeuer. Ursprünglich stieg übrigens Hera nicht bloss auf die Erde, sondern in den Tartarus hinab, was an die Höllenfahrt der Istar erinnert.

Jedenfalls ist Hera die edle, gestrenge, eifersüchtige Göttin der Ehe und verlangt von den Frauen dieselbe strenge Keuschheit, die sie selber übt. Weniger tritt in ihr die Mutter hervor. Doch hat sie zwei Töchter, Hebe und Eileithyia, von denen namentlich die zweite Geburtsgöttin ist. Auch sie selbst wird als Geburtsgöttin in Argos verehrt. Sonst ist es die weibliche Hoheit, Würde und Eifersucht in der Ehe, was sie darstellt, und was auch in ihren künstlerischen Abbildungen ausgedrückt ist. Auch zürnend und trauernd wird sie abgebildet als „Witwe", die doch zugleich Braut ist, da die Trennung von ihrem Gemahl auf Wiedervereinigung zielt.

Das geistig göttliche Wesen des Zeus reflektiert sich in eigenartiger Besonderung in Athene, der Lieblingsgöttin Attikas, speziell der nach ihr benannten[3]) Stadt Athen, die aber auch in Theben, in

1) Beschrieben wird diese Vermählung in epischer Gestalt Iliade 14, 153—351.

2) Sie möchte die Troer am liebsten allesamt roh verschlingen, sagt Zeus Iliade 4, 35.

3) Das Umgekehrte behauptet Ed. Meyer, Gesch. des Altertums II, S. 115.

Arkadien und anderwärts seit Menschengedenken verehrt wurde. Die Beziehung auf die Natur ist bei ihr ganz zurückgetreten; doch lässt sich noch eine solche auf den lichten Äther erkennen, gewissermassen das reinste, was aus dem Himmel hervorgeht; nur darf man sich schon diese Grundanschauung nicht isoliert materiell denken. Nicht aus dem physischen Äther haben die Griechen das geistige Machtwesen gewonnen, welches sie mit dem Namen der Göttin bezeichnen, sondern das Phänomen diente nur als Reizmittel für die Ausgestaltung der geistigen Idee. Bezeichnend ist, dass Athene nach gewöhnlicher Annahme nicht von einem Weibe geboren wird, sondern unmittelbar aus dem Haupte des Zeus hervorspringt[1]).

So ist Athene die vertraute Tochter des Zeus, mit der er wie mit seinem eigenen Selbst verkehrt, gewissermassen nur eine Hypostasierung seiner Metis. Sie ist mächtig, gewaltig, kriegerisch; sie gebietet über die Himmelskörper und schwingt die Lanze (Blitz), sowie die Ägis (wie Zeus), mit dem Haupte der Gorgo, das sie von Perseus erhalten hat. Der Anblick dieses Gorgonenhauptes (Mond oder Wetterwolke?) ist erschreckend und versteinernd. Ist nach dieser Seite als Tochter des Gewittergottes Athene die mannhafte Göttin des Krieges und Beschirmerin ihrer Burg (*πρόμαχος*), speziell Besiegerin der Perser, so ist sie anderseits die Trägerin der Vernunft, des besonnenen Geistes daher auch nicht die wilde Kriegswut nach ihrem Sinn ist, sondern wohlüberlegte Kriegskunst. Überhaupt aber ist sie die Spenderin edler Besonnenheit, geistiger Klarheit und Thatkraft. Die ihr heiligen Tiere, Schlange und Eule[2]), deuten ebenfalls auf besondere Klugheit. Sie ist die Göttin des Kunstfleisses, namentlich der weiblichen Kunstfertigkeit (als *ἐργάνη*), daher auch mit dem Spinnrocken dargestellt, nebenbei Erfinderin der Flöte und Trompete.

In Athen wurde sie besonders verehrt. Hier auf der Akropolis standen ihre Heiligtümer, das Erechtheion und der Parthenon, letzterer mit ihrem Standbild. Nach einem Mythus hat Poseidon sich mit Athene um die Herrschaft über Attika gestritten, musste sich aber mit einem zweiten Platze begnügen. Sie

---

1) Sekundäre Ausführung ist es, wenn Hesiod Theog. 886 ff. erzählt, Zeus habe sich zuerst mit der Metis vermählt, dann aber, als diese die Athene gebären sollte, sie verschlungen aus Furcht, ihr Sohn möchte stärker werden als er selbst. Verschiedene Versionen bestehen über die Art, wie das Haupt des Gottes sich öffnete. Es soll Hephästos oder Prometheus oder Hermes mit dem Beil das Haupt des Zeus gespalten haben. — Wenn Athene daneben auch Tritogeneia heisst, wodurch das Wasser — vielleicht ein an verschiedenen Orten gezeigtes, bestimmtes Wasser — als der mütterliche Schoss bezeichnet ist, dem sie entsprungen, so deutet dieser abweichende Mythus darauf, dass auch aus dem Wasser jener lichte Glanz aufleuchtet.

2) Der Glanz der Augen dieses Vogels kommt in Betracht (*γλαυκῶπις* von *γλαύξ*, Eule), wie auch beim Ölbaum der silberne Glanz seiner Blätter. Auch mit dem Monde hat Athene Beziehungen.

hat den ersten Ölbaum auf der athenischen Burg gepflanzt und damit dem Lande das kostbarste Geschenk gegeben. Zum Dank für alle Wohlthaten, die sie ihrer Stadt bewiesen, wurden ihr alljährlich die Panathenäen gefeiert, in besonders reicher Weise je im 5. Jahr. Dabei überreichte man ihr ein neues, mit kunstvoll eingestickten Bildern geziertes Obergewand (*πέπλος*). Auf der Akropolis standen verschiedene Statuen der Athene von Phidias, welche den Typus für spätere hergaben. Die Göttin wurde kriegerisch mit Helm, Lanze und Ägis, und friedlich abgebildet.

Sohn des Zeus und der Leto[1]) ist Apollo. Er ist, wie schon aus seinem Namen Phoibos[2]) Apollon erhellt und schon die Orphiker und Stoiker gelehrt haben, eigentlich Licht- und Sonnengott. Doch war er früher Licht- als Sonnengott, als solcher neben Zeus etwa wie Mitra neben Varuna stehend, immerhin ihm untergeordnet. Mit der Zeit wurde er mehr mit Helios identifiziert. Doch stellt Apollo eine mehr geistige Fassung und Verselbständigung der göttlichen Macht dar, während Helios, trotz der ethischen Beziehungen, die sich an ihn knüpfen, mehr an das Phänomen des Sonnenballs gekettet blieb. Der Name Apollon bedeutet jedenfalls nicht den „Verderber" (= *ἀπολλύων*), wie die Alten meinten, schwerlich aber auch den „Abwender", nämlich des Schadens (= *ἀπέλλων*), wie Neuere wollten. Neuestens wird er mit *ἀπέλλα* = „Hürde" in Verbindung gebracht: der Hürden- oder Herdengott[3]), womit andere Prädikate, die er trägt, übereinstimmen. Wird er doch bei den Doriern als Ap. Karneios (von karnos = Widder) verehrt und heisst auch Ap. Nomios, Gott der Weiden. Allein wenn wir auch dies zugeben, so halten wir doch für einen Fehlgriff, dass neuerdings aus diesem Gott ein ursprünglicher Genius der Viehzucht ohne Beziehung auf das himmlische Licht gemacht wird. Vielmehr gerade als Lichtgott haben ihn schon die Hirten verehrt, und nur aus dieser seiner angestammten Natur erklären sich seine mannigfachen idealen Beziehungen und seine nahe Verwandtschaft mit dem Sonnengott. Zweifelhaft ist der Sinn seines Beinamens *Λύκειος*. Man kann ihn von *λύκος*, Wolf, ableiten, wie die Alten thaten, da Ap. in der That in Wolfsgestalt geschaut wurde, oder nach späterer Vorstellung der Wolf sein heiliges Tier war. Gerade als Beschützer der Herde konnte er Wolfsgestalt annehmen, um die Wölfe zu verscheuchen, wie er als Ap. Smintheus das Land vor den verderblichen Feldmäusen schützt, welches Tier ihm geweiht ist. Allein der Beiname Lykeios kann auch (vom selben Stamm wie lux: leuchten) ihn als den Strahlenden bezeichnen. Endlich lässt sich auch die Ableitung von der Landschaft Lykien ver-

---

1) Leto, alte Göttin in Böotien, wo sie ursprünglich die Stelle der Hera vertrat als Gemahlin des Zeus. Sie ist mütterliche Gottheit, ihr Bild wird in der Regel mit denen ihrer Kinder Apollo und Artemis verehrt.

2) Das Prädikat *φοῖβος* bedeutet: strahlend, licht, glänzend.

3) So Ed. Meyer, Gesch. des Alt. II, 97 f. nach Robert. Vgl. auch Chantepie[2] S. 274 f.

fechten. Die Griechen haben ihren Apoll im asiatischen Sonnengott wiedererkannt und aus dessen Kultus bereichert[1]).

Sicherer weist auf die Lichtnatur des Gottes der Mythus von Apollo's Wanderung zu den Hyperboreern, aus deren Land im fernen Norden er eigentlich stammen soll. Da Boreas den rauhen, winterlichen Wind bezeichnet, so sind die Hyperboreer ein Volk, das jenseits der nordischen Berge im hellen, ewigen Lichte wohnt. Dorther kommen Leto, Apollo, Artemis, dorther auch die Schwäne als lichte Vögel. Dorthin zieht sich Apollo über die winterliche Jahreszeit zurück. Man feierte in Delphi, Delos, Milet seine Abreise und seine Rückkehr mit besonderen Gesängen. Doch dachte man sich in Delos, er reise über den Winter nach dem wärmeren Lykien, und zwar nach Patara. — In der alten lakedämonischen Stadt Amyklä feierte man Apollo zu Ehren die Hyakinthien. Derselbe habe im Spiel seinen Liebling Hyakinthos mit einem Diskuswurfe getötet[2]). Aus dessen Blut wuchs jene Blume auf. Ob man nun darin einen gräzisierten phönizischen Adoniskult sehe oder die Verdrängung eines chthonischen Gottes durch Apollo, — jedenfalls weist der Diskus auf die verderbliche Glut des Sonnenballs hin.

Mit Hermes hat Apollo besondere Berührungen. Jener treibt diesem die Herden weg, die Apollo aber wieder findet. Dies führt auf die richtige Spur. Denn diese entführten und versteckten Herden sind aus der indogermanischen Mythologie genugsam bekannt: es sind nicht irdische Schafe, sondern Wolken am Himmel. Schliesslich vertragen sich die beiden göttlichen Nebenbuhler brüderlich. Der eine gibt dem andern die Phorminx, dieser jenem den Zauberstab. Als der Hirte himmlischer Rinder wird aber Apollo auch auf Erden hütend gedacht im Dienste des Laomedon und des Admet. Dabei spielt er so schön, dass die wilden Tiere ganz zahm zuhören und die gefleckte Hirschkuh, das Lieblingstier des Apollo, tanzt. Er ist dabei heiter und liebenswürdig, spielt mit Nymphen (Daphne) und schönen Knaben (Hyakinth, Linos).

Er ist ewig jung, ein edles Vorbild der männlichen Jugend. Als solches steht er in den Gymnasien und Palästren neben Hermes und Herakles. Er zeichnet sich im Schnelllauf aus wie im Faustkampf. Gefürchtet ist er aber wegen der schnell und sicher treffenden Pfeile seines Bogens. Auch dies ist ein Zug, der sich nur aus seiner Beziehung zur Sonne ungezwungen erklärt; deren versengende Strahlen sind seine Pfeile. Diese treffen die blühende Jugend wie das Alter. In der Iliade bekämpft er mit seinen Todespfeilen die Griechen als Feinde seines Volkes, da er als Sonnengott in Asien verehrt wird. Ebenso tötet er mit Artemis die Kinder der Niobe, die sich in ihrem mütterlichen Glück mehr als Leto zu sein vermass. Namentlich unerklärlich rascher Tod wird auf ihn zurückgeführt.

---

1) Vgl. oben S. 234 f.
2) Vgl. oben S. 580.

Mehr als tötender ist aber Apollo heilender Gott, weil wesentlich wohlthätiger Natur. Da er das Unheil sendet, steht auch in seiner Gewalt es abzuwenden. Darum heisst er Alexikakos und Apotropaios, Abwehrer des Schadens, Gott des Heils. Als Heilgott ist er Vater des Aristäos und Asklepios. Auch er selbst ist Heilkünstler. Ebenso pflegt er die edle Tonkunst. An allen Festen des Apollo fanden musikalische und lyrische Aufführungen statt. Delos und Delphi waren lyrische Kunstschulen. Nach seinem Vorbild traten die Sänger in lange wallendem Gewand auf. Er führt die Musen[1]) an, die zu seinem Saitenspiele singen.

Zugleich aber ist Apollo der Gott der Mantik; er gilt als Verkündiger des Willens des Zeus. Seher und Seherinnen (Sibyllen) sind von ihm begeistert. Kassandra, die Apollo's Liebe verschmäht hat, findet deshalb nie Gehör mit ihren Weissagungen. Manche Orakel standen in seinem Dienste; das berühmteste ist das von Delphi. Hier hat Apollo den Drachen Python mit seinen Pfeilen erlegt, der aus der Erde geboren, von den Bergen ins Thal herabstieg und die Felder verheerte. Nach diesem Siege stiftete er das Heiligtum Pytho (*Πυθώ*) und heisst fortan Pythios. Der Triumphgesang, den er dabei anstimmte (*ἰὴ ἰὴ παιῆον*), wurde fortan viel gebraucht. Überhaupt wurde jener Sieg in der Erinnerung des Volkes erhalten durch die „Pythien", ein Hauptfest der Griechen mit Opfern, Prozessionen, musikalischen und gymnastischen Spielen. Jener überwundene Drache scheint eine chthonische Gottheit, welcher das Orakel zuerst gehörte, ehe es dem

---

1) Die Musen (*Μοῦσαι*), d. h. die Sinnenden, Ersinnenden, weilen an lauschigen Quellen als Nymphen in der Landschaft Pierien am Olymp; auch am böotischen Helikon, in der Heimat Hesiods, den sie inspirierten, wurden sie in einem heiligen Hain verehrt; unweit davon befand sich die Musenquelle Aganippe und weiterhin, nahe dem Gipfel des Berges, die durch einen Hufschlag des Pegasus geöffnete Quelle Hippukrene. Dort war auch das Vorbild der schöner Kunst und Wissenschaft gewidmeten *Μουσεῖα*, die sich über alle Welt verbreiteten. Die Musen galten als Töchter des Zeus und der Mnemosyne. Ihr Thal lag ja am Olymp, dem Berge jenes Gottes. Doch wurde namentlich Apollo der Führer dieser Genien der schönen Künste. Auch Dionysos hat Beziehungen zu ihnen. Gesang und Tonkunst der Musen sind in der ältern Zeit überwiegend kultisch. Aber auch bei der Göttermahlzeit und den Festen der Menschen singen und spielen sie zur Erheiterung. Seltener klagen sie, wie beim Tod des Achill (Odyss. 24, 60 ff.). Sie sind überhaupt Göttinnen des Gesangs, der Musik und Poesie. Ihre Neunzahl ist bei Homer nur an der obigen, jungen Stelle erwähnt. Sie wurde wohl erst mit der Zeit angenommen und ebenso jeder Muse ihr Bereich angewiesen, wie wir es in der hellenistischen Periode finden: Klio gibt das Heldenlied ein, Urania das astronomische, dann überhaupt das lehrhafte Gedicht, Melpomene die Tragödie, Thalia die Komödie, Terpsichore den lyrischen Chorgesang, Erato das Liebeslied, Kalliope die Elegie, Euterpe die Aulodie, Polymnia ist die Muse des Tanzes. Von den Wissenschaften teilte man der Urania die Astronomie zu, der Klio die Geschichtschreibung, der Thalia die Landwirtschaft.

Lichtgott Apollo zu eigen wurde, unter welchem es ein für ganz Griechenland massgebendes Institut geworden ist.

Besonders beliebt ist Apollo aber auch deshalb, weil er der Versöhner und Erlöser ist von allen den Leib verzehrenden und den Geist umnebelnden Sünden und Schäden. Manche seiner Feste sind mit ernsten Sühngebräuchen verbunden, z. B. die Thargelien, Delphinien, Karneen. Sogar Menschenopfer kamen dabei vor. An den Thargelien wurden zu Athen zwei Verbrecher, ein Mann und eine Frau, als *φάρμακοι*, d. h. „Heilende" (nämlich durch ihren Tod) in feierlicher Prozession unter Flötenspiel vor die Stadt geführt und geopfert. Man kann sich fragen, ob nicht diese blutigen Kulte von einem asiatischen Sonnengott entlehnt worden sind, den man mit Apollo identifiziert hatte. Von diesem selbst wird erzählt, er habe sich durch das vergossene Blut jenes Drachen verunreinigt und deshalb zur Busse fliehen müssen, bis er in den Lorbeerhainen von Tempe Reinigung fand. Seitdem fand der von den Furien verfolgte Mörder Schutz, Reinigung und Sühnung bei Apollo, der mit dem Lorbeerzweig seine Unreinigkeit abwischt und dem Schuldigen Werke der Busse für eine bestimmte Zeit auflegt. Der diesem Gotte heilige Lorbeer bedeutet Weihe, Sühnung, aber auch Sieg, da an den Pythien die Siegeskränze aus Lorbeerzweigen geflochten waren. Apollo selbst hatte sich zuerst damit bekränzt.

Als Geburtsstätte des Apoll gilt die Insel Delos, wo er seiner Mutter Leto, die vorher lange Zeit, von Heras Eifersucht verfolgt, umhergeirrt war, als lichter Gott mit wallenden Locken entstieg, alles mit seinem Glanze verfolgend und gleich nach Bogen und Cither verlangend. Auch das Tempethal am Olymp mit seinen Lorbeerhainen war eine alte Stätte seiner Verehrung. Aber durch ganz Griechenland findet man seinen Kultus. Zu Delphi feierte man ausser seinen Theophanieen (Wiederkehr des Gottes von den Hyperboreern) auch Theoxenien, wo er bewirtet wurde, aber auch selber die übrigen Götter als Gäste aufnahm und auch einzelnen um seinen Kultus verdienten Personen diese Ehre widerfahren liess. Die Jonier beflissen sich eifrig des Apollodienstes, z. B. in Milet. Auf Kreta diente man dem *Ἀ. Δελφίνιος*, d. h. dem über Meer und Sturm gebietenden Apoll, dessen heiliges Tier der Delphin war, der im griechischen Meere häufig ist, sich gerne den Schiffen zugesellt und die Musik liebt.

Der siebente Tag aller Monate war dem Apollo geheiligt, weil dieser am 7. Tag geboren sei; ebenso die ersten Monatstage (Neumonde) als die des hervorbrechenden Lichtes, wie dies auch beim römischen Sonnengott Janus der Fall war.

Als schirmenden Gott der Strassen und Wege bezeichnete man seine Gegenwart durch eine kegelartige Säule, neben welcher ein einfacher Altar stand. Dies war die älteste Weise seiner Versinnbildung. Nach Durchführung des Anthropomorphis-

mus wurde der jugendliche Apoll, die Blüte männlicher Schönheit, ein Lieblingsgegenstand für plastische Darstellungen.

Artemis, Apollo's Schwester, gilt den Stoikern wohl mit Recht als Mondgöttin. Sie führt wie ihr Bruder Pfeil und Bogen und entsendet den Menschen raschen Tod wie er, und zwar wird auf sie das plötzliche Sterben von Jungfrauen und Frauen zurückgeführt. Ihr heimisches Revier aber ist Wald und Flur, welche sie als Jägerin durchstreift. Sie jagt aber das Wild nicht bloss, sondern beschirmt es auch und gewährt ihm Fruchtbarkeit. Die wilden Tiere sind ihr daher geweiht, besonders die Hirschkuh, aber auch die wilde Bärin, in deren Gestalt sie zürnend erscheinen kann. Da sie das Tierleben fördert, nimmt sie sich auch der Rinder und Pferde an. Ihren Lieblingsaufenthalt bilden feuchte Gründe mit Quellen; dort badet sie sich, menschlichem Blick entzogen und tanzt mit den Nymphen, als die schönste und stattlichste unter ihnen, daher sie auch Kallisto (*καλλίστη*) heisst.

Sie behielt stets einen urwüchsigen Charakter als ländliche Gottheit, die früher auch mit Menschenopfern geehrt wurde. Ihr eigentlichstes Gebiet war Arkadien, dessen Bewohner sie sogar als Stammmutter betrachteten. Auch in Ätolien, besonders in der Gegend von Kalydon, war sie viel geehrt. Dort, aber auch anderwärts, lag ein Ort namens Ortygia (Wachtelheim), wie auch ihre Geburtsstätte auf Delos genannt wird; aber auch sonst ist in Griechenland überall Kultus der Göttin zu treffen. Eine ganz andere Göttin ist freilich jene Artemis von Ephesus, welche als Allmutter mit vielen Brüsten abgebildet wurde. Die hellenische Artemis ist streng jungfräulich. Immerhin fehlen die Beziehungen zu jener nicht ganz, da auch diese den Menschen Fruchtbarkeit und leichte Geburt gewährt. Daher ist Iphigenia (die kräftig oder leicht gebärende) ihr Beiname, nach anderer Vorstellung ihre Priesterin.

Eine charakteristische aber vielseitige Figur im hellenischen Pantheon ist Hermes, über dessen Namen und Wesen die Meinungen weit auseinandergehen. Nach allem Anschein ist er eigentlich der Gott des Windes. Von dieser Voraussetzung aus erklären sich leicht seine verschiedenen eigenartigen Funktionen[1]). Jedenfalls ist er ein altarkadischer Hirtengott, welcher für Befruchtung der Herden sorgt, stellt also eine männlich befruchtende Naturkraft dar, wie denn Herodot (2, 51) von ithyphallischen Bildern des Gottes redet, welche einheimischen (pelasgischen) Ursprungs seien. Er hat seine Liebschaften mit den Nymphen und gleicht in seinen sinnlichen Begierden dem Pan, der sein Sohn genannt

---

1) So A. Kuhn, Roscher u. a. Der Name kann dann von *ὁρμᾶν* kommen. Preller-Robert, Ed. Meyer u. a. wollen ihn dagegen von *ἕρμα*, dem ihm zu Ehren an den Strassen aufgeschütteten Steinhaufen, ableiten. O. Müller und H. D. Müller halten Hermes für einen chthonischen Gott. M. Müller sieht in ihm den Gott des Zwielichts.

wird. Pan ist aber ebenfalls ein Windgott. Unverkennbar weist auf diese Natur des Hermes, was von seinem Raub der Herde des Apollo erzählt wird.

Als Geburtsstätte des Hermes gilt das Gebirge Kyllene im Norden von Arkadien. Seine Mutter ist Maia, d. h. das Mütterchen (die Erde?). Am selben Tage, wo er geboren wurde, erfand er die aus Schildkrötenschalen gebildete Leier (in welcher der Wind spielt) und stahl dem Apollo 50 Kühe, die er wegtrieb und versteckte. Als Apollo sie trotzdem entdeckte, traten die beiden vor Zeus, befreundeten sich aber dabei, so dass er dem Apollo die Leier schenkte, während dieser ihm den Zauberstab gab und ihm die Weiden samt dem Vieh überliess. Beide sind seitdem brüderlich verbunden und stehen im Dienste des Zeus, Apollo als dessen Mund, der die Ratschlüsse des höchsten Gottes kundthut, Hermes als dessen rechte Hand, welche die Aufträge ausrichtet, der windschnell dahineilende Bote des Zeus. Der Herdenraub erinnert unabweislich an die im indischen und parsischen Mythus geraubten Wolkenkühe.

Ähnlich wird es sich mit einem andern alten Mythus verhalten, der von Hermes, dem Töter des Argus (Argeiphontes) erzählt. Zeus liebt die Io (Doppelgängerin der Hera) und verwandelt sie, damit sie der Eifersucht Hera's entgehe, in eine Kuh. Diese lässt Hera durch einen ganz mit Augen bedeckten Riesen, den Argus, bewachen. Hermes tötet denselben und befreit die Io. Dass darin lediglich die Verdrängung eines ältern Hirtengottes zu Argos durch den jüngern (Hermes) dargestellt sei, ist unglaubhaft.

Hermes wird auch keineswegs bloss als Weiden- und Herdengott verehrt, etwa als Gott der animalen Fruchtbarkeit, sondern er ist namentlich auch der Gott der Strassen (*ἐνόδιος*), weil er, der Bewegliche, den Verkehr vermittelt und beschützt. So traf man seine Symbole, die „Hermen“, überall am Wege an: zu Pyramiden aufgetürmte Steine, auch aufgerichtete Säulen oder Pfeiler, mit männlichen Geschlechtszeichen, dann auch mit Kopf versehen. Hermes ist der gewinnbringende (*κερδῷος*) Gott des Handels.

Aber auch mit der Unterwelt vermittelt dieser durch alle Sphären schweifende Gott. Er beschirmt den Bergbau, der die Schätze der Tiefe heraufholt. Namentlich aber ist er der Begleiter der Seelen nach dem Hades (*ψυχοπομπός*), zugleich der Gott des Schlafes, der mit seinem Stabe selbst den Argus eingeschläfert hat. So ist er in allen Sphären heimisch als das verbindende Glied der Götterwelt. Er erweist sich überall erfinderisch, gewandt und listig; ja auch mit Verschlagenheit und Diebstahl weiss er alles zu erreichen. — Die Kunst hat ihn besonders als Götterboten mit breitem Hut und Flügelschuhen, sowie dem Zauberstab dargestellt.

Poseidon (dessen Name undurchsichtig) ist der Gott des

Meeres. Er hat unter den drei Kroniden das Meer erlost wie Zeus den Himmel und Aides die Unterwelt. Doch wird er von alters her auch im Binnenland (Arkadien) mit Demeter verehrt und dürfte daher eigentlich Doppelgänger des Himmelsgottes Zeus sein, der dann wie Varuna zum Meergott herabgesunken ist. Als solcher hat er besonders in Küstenstädten seine Heiligtümer wie zu Ägä und Helike (Achaja). Sein eigentlicher Palast liegt in der Meerestiefe; er fährt daher mit Rossen, deren Hufe ehern und deren Mähnen goldig sind[1]). Diese Rosse sind die Wogen des Meeres mit ihren lichten Mähnen und ihrer gallopierenden Bewegung. Die Pferde sind ebendeshalb dem Poseidon heilig. Aber auch der Stier ist Symbol der brüllend dahertobenden Flut (*ταύρεος*), ferner der auch Apollo geweihte Delphin. Dass die Schiffe seinem besondern Schutz unterstehen, versteht sich von selbst. Seine Gemahlin ist die wogenumrauschte Amphitrite, eine der Nereiden. Poseidon selbst führt, wie übrigens auch andere Meergötter, den Dreizack, worin schon die Alten eine Fischergabel sehen[2]). Poseidon wühlt damit das Meer auf und erschüttert die Erde, gebraucht ihn aber auch als Waffe gegen Giganten. — Als Meergott ist Poseidon Erschütterer und doch zugleich Befestiger und Baumeister der Erde, Träger, Stützer derselben (*γαιήοχος*). Von ihm stammen Ungeheuer und Riesen wie Polyphem. — Sein Kult ist von alters her sehr verbreitet, z. B. in Thessalien. Pelias, der dortige König, stammt von ihm, der die Argonauten anführte, ebenso aber auch Neleus, der Vater des Nestor zu Pylos. Aber auch im ganzen Peloponnes verehrt man ihn, namentlich am Isthmus, zu Korinth, Nauplia, Trözen und an fast allen Vorgebirgen, aber auch in Arkadien, wo die Pferdezucht blühte und unterirdische Wasserbecken an die Nähe des Gottes erinnerten, in Attika (Athen) und durch ganz Jonien, endlich auf Euböa und nicht minder auf den dorischen Inseln, wo der Poseidondienst (wie z. B. auf Rhodos) auch mit phönizischen Kulten zusammenschmolz. Geopfert wurden ihm Pferde und Stiere. Ihm zu Ehren führte man ritterliche Kampfspiele auf; sein Hauptfest waren die isthmischen. Der Siegespreis bestand dabei ursprünglich aus Eppich (Selinon), später aus einem Fichtenkranz.

Hephästos, ein alter Feuergott, stellt das leuchtende und wärmende Feuer vergöttlicht dar und zwar namentlich nach seiner Bedeutung für das Kunstgewerbe. Auf jenes Element, näher auf das Blitzfeuer, deutet es, dass Zeus einst im Zorn über Hera diesen ihren Sohn vom Olymp herabgeschleudert habe. Bei diesem Anlass wird Iliade 1, 571 ff. erzählt, sei Hephästos einen ganzen Tag

---

1) Iliade 13, 20 ff.

2) Welcker wollte im Dreizack das Symbol des dritten Reiches sehen, das Poseidon zugefallen, da Aides den Zweizack führt. Andere fassen ihn als Symbol des Blitzes. Dagegen nach Preller ist es „nichts weiter als die Harpune des Thunfisch- oder Delphinenjägers“.

lang gefallen, bis er mit Sonnenuntergang, kaum noch lebend, auf Lemnos zur Erde stürzte, wo er liebevolle Pflege fand. Nach anderer Tradition hat Hera selbst, da sie des lahm zur Welt gekommenen Sohnes sich schämte, ihn in den Okeanos hinabgeworfen, wo Eurynome und Thetis sich seiner annahmen[1]). Dort blieb er neun Jahre und schmiedete in einer Grotte kunstreiche Werke. Dies wird auf die vulkanischen Kräfte im Meer gehen. Die Lahmheit des Gottes, der auf beiden Seiten hinkend, unsicher einhergeht, scheint auf die flackernde Bewegung des Feuers, die Zickzackbewegung des Blitzes zu deuten.

In der Iliade (18, 382 f.) ist Charis des Hephästos Gattin, sonst Aphrodite, was auf die Verhältnisse von Lemnos zurückgehen mag, wo diese beiden Gottheiten beisammen waren. Dort gab es auch vorzüglichen Wein, woher sich die Freundschaft des Hephästos mit Dionysos erklären lässt. Übrigens sind diese beiden Götter auch sonst verwandt, da Hephästos in der Iliade gelegentlich den Nektar (Feuertrank, Soma?) ausschenkt[2]). Von Dionysos wird Hephästos auch trunken gemacht, damit er nach dem Olymp zurückkehre und dort seine Mutter Hera von Fesseln befreie, welche sie festhielten, als sie sich auf einem goldenen Thronsessel niederliess, den er ihr geschickt hatte, um sich an ihr zu rächen. Überhaupt erfindet dieser geschickte Schmiedekünstler auch verfängliche Dinge. Im übrigen ist er ein humorvoller, gutmütiger Geselle, der gerne zum Frieden redet und den Göttern durch sein schwerfälliges Gebaren Spass bereitet; aber ein kunstfertiger Meister, der bei seiner Esse gediegene Werke, Schmucksachen, Waffen, Geräte aller Art schmiedet. So stellt sich in ihm die Bedeutung des Feuers für die Kultur dar. Die Vulkane sind Schmiedestätten des Hephästos. Ein solcher befand sich namentlich auf Lemnos, wo auch eine Stadt den Namen Hephästias führte. Diese Insel ist auch durch einen an den Parsismus erinnernden Feuerkultus interessant. Jährlich einmal nämlich musste auf ihr alles Feuer gelöscht werden, zur Busse wegen einer auf ihr lastenden Schuld; 9 Tage lang durfte man kein neues anzünden, bis das hl. Schiff von Delos wieder neues Feuer brachte. Hier stösst man auf die Vorstellung, dass das Feuer durch den profanen Gebrauch verunreinigt werde (vgl. den Prometheus-Mythus) und wieder an seiner heiligen Quelle zu holen sei. — Auch der Ätna galt als Feuerstätte des Hephästos. Dessen Zunftgenossen sind die Kyklopen, ebenfalls alte Feuergötter.

Ares, gleichfalls Sohn des Zeus und der Hera, ist im Gegensatz zu Hephästos ein wilder, streitlustiger Geselle, der Gott des

1) Iliade 18, 395 ff.

2) Gewöhnlich jedoch besorgt dies Hebe, die Göttin der unverwüstlichen Jugendblüte, der nordischen Idun entsprechend. Iliade 4, 2. Sie badet auch den verwundeten Ares, Iliade 5, 905. Sie ist Tochter des Zeus und der Hera, und Braut und Gattin des Herakles.

Krieges, der am blutigen Gemenge seine Freude hat. Er wird als kühner, furchtbarer Held geschildert; doch verkörpert sich in ihm, im Unterschied von der klugen Kriegsgöttin Athene, mehr die rohe Lust und Gewalt des Kampfes. Er stammt nach der Aussage der Hellenen aus dem Land der barbarischen Thraker. — In der Odyssee pflegt Ares mit Aphrodite verstohlene Liebe und wird dabei von deren Gemahl Hephästos ertappt, der dieses Par in einem feinen Netz gefangen hat[1]). Im Kultus dagegen sind Ares und Aphrodite rechtmässiges Ehepar, so in Theben, Argos, Athen. In letzterer Stadt war dem Ares das Blutgericht geweiht, der Areopag. Der Gott soll dort durch einen von 12 Göttern gebildeten Gerichtshof freigesprochen worden sein, da er durch eine Blutthat die Ehre seiner Tochter Alkippe gerächt hatte. Von Ares stammen manche kriegerische Heroen ab, auch die Amazonen sind seine Töchter.

Aphrodite wird von manchen Neuern als eine von Haus aus orientalische Göttin angesehen, in welchem Fall sich ihr Kultus schon in vorhomerischer Zeit von Cypern aus durch Vermittelung der Phönizier über Griechenland ausgebreitet haben müsste. Doch ist auch denkbar, dass eine griechische Liebesgöttin auf den Inseln und in Kleinasien mit der dortigen sich verschmolz und dass von dort aus orientalische Züge in ihr Bild kamen. Jedenfalls sehen die Griechen Cypern als ihre Heimat und Geburtsstätte an. Besonders die dortigen Städte Paphos und Amathus waren ihre Sitze, daher sie *Παφία* und *Ἀμαθουσία* heisst; ebenso gehörte ihr die Insel Kythera südlich vom Peloponnes. Herodot (1, 105) bezeichnet den Tempel der Aphrodite Urania (Astarte) zu Askalon als den Ausgangspunkt ihres Kultus. Die Heiligtümer auf Cypern und auf Kythera seien von den Phöniziern nach jenem Vorbild gebaut worden. In Griechenland findet sich der Aphroditedienst sowohl auf dem Peloponnes als in Mittelgriechenland, besonders zu Korinth. Auch in Sizilien hatte sie ein wichtiges Heiligtum auf dem Berge Eryx, daher ihr Name Erycina.

Aphrodite heisst bei Homer Tochter des Zeus und der Dione und gehört zum olympischen Götterkreis. Hesiod[2]) dagegen lässt sie aus dem Schaume des Meeres geboren erst auf Kythera, dann auf Cypern[3]) ans Land steigen. Sie sei aus dem Gliede des Uranos entstanden, das bei dessen Entmannung ins Meer fiel. Als Anadyomene (aus dem Meer auftauchende) wird sie in üppiger weiblicher Schönheit von der Kunst oft dargestellt. Sie ist die Göttin der Liebe, der weiblichen Anmut und Fruchtbarkeit. Sie macht in der Götterwelt den Reiz der Liebe geltend und fesselt damit die Unsterblichen. Auf Erden bringt sie im Frühling Blu-

1) Odyssee 8, 266 ff.
2) Theogonie Vers 188—206.
3) Historisch richtiger wäre die umgekehrte Reihenfolge.

men hervor; besonders Myrte und Rose sind ihr lieb. Die Menschen entflammt sie ebenfalls zur Minne. Sie verleiht den Männern (Paris) den Zauber die Weiber zu fesseln und erfüllt die Weiber (Helena) mit Liebesglut, schenkt auch Kindersegen. Zu ihrer Umgebung gehören die Chariten, Genien der Anmut, Töchter der Nymphe Eurynome.

Ganz phönizisch-orientalisch wird beim Absterben der Natur im Herbst um Adonis, ihren schönen Geliebten geklagt, mit dem sie sich des Lebens gefreut hat. Ein Eber hat ihn getötet, den der eifersüchtige Ares (nach anderer Version Artemis) gesandt hat. Aphrodite trauert im Winter, bis Adonis im Frühjahr wiederkehrt. Auf orientalischen Einfluss ist grossenteils auch die Versinnlichung und Entsittlichung zurückzuführen, welche den Aphroditedienst in zunehmendem Masse kennzeichneten. Doch entbehrte diese Göttin von Anfang an der ethischen Würde, wie aus Homer erhellt. Sie ist die Personifikation der sinnlichen Liebe und wurde mit der Zeit geradezu die Göttin der unmoralischen Liebeslust, die Herrin der Hetären und Dirnen. In Korinth waren mehr als 1000 Jungfrauen dem Dienst ihres Heiligtums geweiht, welche sich der Lust der Besucher preisgaben. Dies erinnert an babylonische und sonst asiatische Unsitten. Die Ethiker unterschieden dann zwischen einer Aphrodite Urania, d. h. einer himmlisch erhabenen Liebesgöttin, und der Aphrodite Pandemos, d. h. vulgären, gemeinen Göttin der Wollust[1]).

Noch weniger als Aphrodite ist Dionysos rein hellenischen Ursprungs, der Gott des Lebensdranges in der Natur, des Frühlings, des Weinstocks, welcher den feurigen Trank liefert, der die Menschen über sich selbst hinaushebt. Die Griechen selbst weisen auf Thrakien als die Heimat des Gottes hin, und von diesem weit nach Griechenland vorgedrungenen Volke der Thraker mag das Orgiastische seines Kultus stammen, der sich auch in Lydien und Phrygien findet und schon von Homer bezeugt ist, welcher dagegen auffälliger, aber vielleicht zufälliger Weise nichts von der Beziehung des Dionysos zum Weine merken lässt. Preller hält die ländliche Verehrung, welche Dionysos als Gott des Frühlings und der Weinlese in Attika genoss, für altgriechisch, während die winterliche Feier des leidenden Gottes aus Thrakien, Lydien u. s. w. herstamme.

Als Stammsitz des Gottes gilt in Griechenland Theben. Hier soll er von Semele geboren sein, welche von Zeus geliebt, aber da sie, durch die eifersüchtige Hera verleitet, Blitz und Donner zu schauen begehrte, vernichtet wurde. Sterbend gebar sie den Dionysos, der mit Not dem Feuer entrann, indem ihn Epheublätter umgaben. Zeus gab ihn den Nymphen von Nysa[2]) zur Pflege.

1) Ursprünglich hatten diese Namen eine andere Bedeutung: Urania war Name der Astarte und *πάνδημος* bezeichnete die von allen Demen verehrte Göttin.

2) Der Ort ist um der Namensähnlichkeit willen gewählt!

Gross geworden erfindet er die Pflanze des Weinstocks und berauscht sich und seine Umgebung daran; er zieht mit seinem Gefolge trunken umher, in weibischer Kleidung, mit Epheu und Lorbeer umkränzt, weichlich und doch voller Kraft. Von seinem lärmenden Auftreten heisst er Bacchus, *Βάκχος*, *Ἰοβάκχος*, *Βρόμιος* u. s. f. Dieses Verhältnis zum Feuertrank erinnert an den arischen Soma; an die Stelle eines andern berauschenden Getränkes kann in Griechenland der Wein getreten sein.

Dionysos dehnte seine Züge über die Welt aus. Er schenkte seinen Freunden den edlen Wein und machte die Feinde rasend. Sein Gefolge bilden die Wald- und Feldgottheiten, unter denen er aufgewachsen ist: Satyrn, Silene, Pane, Nymphen, — Hirten und Bauern schliessen sich an. — In Attika war Ikaria der Ort, welcher sich rühmte, den Wein zuerst erlangt zu haben[1]); auch Eleutherä war eine Hauptstätte des Dionysosdienstes. Die attischen Feste der Dionysien waren eigentlich ländliche Freudenfeste zur Weinlese, wurden dann aber in der Stadt feiner und feierlicher gestaltet[2]). In der Gegend von Argos galt Melampos als erster Dionysospriester und Stifter eigentümlicher Fest- und Sühngebräuche, woraus die lernäischen Mysterien entstanden, welche den eleusinischen nachgebildet waren, aber obscönen Charakter annahmen.

Die durch Weinbau ausgezeichneten Inseln feierten neben Zeus und Apollo am meisten den Dionysos, so besonders Euböa und Naxos. Auf diesen beiden Inseln feierte man die Hochzeit dieses Gottes mit Ariadne. Diese Tochter des grimmen Minos wurde von Theseus entführt, aber von Artemis im Einverständnis mit diesem, welchem sie untreu geworden, getötet. Sie ist mit Aphrodite verwandt. Ihr Schlafen, welches oft dargestellt wird, geht aber wohl auf den Schlummer der Erde im Winter: Sie wird von Dionysos zu Freude und Liebe geweckt wie die schlummernde Erde vom Lenze.

Viele Abenteuer des Dionysos werden erzählt. Als schöner, dunkel gelockter Jüngling wird er auf einer Fahrt von Ikaros nach Naxos von tyrrhenischen Seeräubern gefangen. Aber seine Bande fallen ab; um die Segel rankt sich die Weinrebe, um den Mastbaum Eppich. Dionysos selbst verwandelt sich in einen Löwen, die Schiffer verlieren die Besinnung und stürzen sich ins Meer, wo sie zu Delphinen werden. Dies erzählt zuerst ein homerischer Hymnus. So triumphiert Dionysos überall, oft in Löwengestalt. Auch Lykurgos, der König von Thrakien, musste es büssen, dass er

---

1) Ikaros, der erste Pflanzer der Weinrebe daselbst, erhielt dieselbe von Dionysos, den er freundlich aufgenommen hatte; er fuhr dann mit gefüllten Schläuchen umher und gab Hirten und Bauern Wein zu trinken. Allein diese hielten die Berauschung für Vergiftung und töteten ihn. Seine Tochter Erigone erhängte sich an seinem Grabe. Dionysos schickte über die Mörder Pest und Jungfrauenraserei, so dass die Jungfrauen sich auch erhängten.

2) Siehe unten S. 628 f.

mit dem Ochsenstachel in der Hand den Zug des Gottes hemmte. Dieser sprang ins Meer, wo Thetis ihn aufnahm. Lykurg wurde von Zeus geblendet und nahm ein schlimmes Ende[1]). Nach Preller wäre dieser Lykurg ein Bild des Winters. Ebenso schlimm ergeht es dem böotischen Pentheus, welcher die geheime Feier der Mänaden, d. h. der von Dionysos begeisterten Weiber belauscht: er wird von den Rasenden zerrissen. Dem Kultus dieses Gottes eigen ist das ekstatische Schwärmen nach dem Vorbild seines wilden Thiasos. So gab es wie in Böotien auch auf dem schneebedeckten Gipfel des Parnass eine winterliche Feier dieser Art, wozu die Frauen von weit her sich einfanden. Ebensolche Orgien wurden nächtlicher Weile auf dem Taygetus veranstaltet, wozu nur Frauen und Mädchen Zutritt hatten. Die teilnehmenden „Mänaden“ schwangen Thyrsosstäbe, Dolche und Fackeln, tanzten mit aufgelöstem Haar, in welches sie Schlangen bargen und mit Handpauken und Flöten. Sie liebkosten allerlei Tiere des Waldes, Hirschkälber, junge Wölfe, Böcke, zerrissen sie dann und assen von dem rohen Fleisch. Auch kleine Kinder wurden oft von den Rasenden ebenso zerrissen! Bei diesen orgiastischen Kulten wird Dionysos oft als Stier oder mit Emblemen dieses Tiers dargestellt.

In Kleinasien floss der Dionysosdienst mit dem des ähnlichen Gottes Sabazios und auch mit dem Kultus seiner „grossen Mutter“ zusammen. Der bacchische Thiasos schwärmte ja nicht viel anders als die Korybanten und Kybeben dieser Göttin. In Lydien war der Tmolus ein kultischer Mittelpunkt des Dionysosdienstes, von dem man auch in Griechenland beeinflusst war. Man feierte dort die Rückkehr des Gottes aus Indien[2]). Zu seiner dortigen Umgebung gehören die „Kabiren“. Die Stimmung beim dortigen Kultus war weichlich und orgiastisch.

Dionysos ist nach dem Bisherigen der Gott des feuchten, fruchtbaren Elementes, besonders des Feuertrankes, aber auch des fruchtbaren Elementes überhaupt. Speziell als Gott des Weines ist er der Entfesselnde, der Brecher der Sorgen, der alle Wildheit Bezwingende: Panther und Löwen ziehen willig seinen Wagen. Er bändigt leicht die trotzigen Riesen und Dämonen. Er bringt, wohin er kommt, Wohlsein und Jubel: Die kalten Herzen werden durch ihn warm, die kranken Glieder gesund. Als Gott des Enthusiasmus berührt er sich mit Apollo. Wie dieser ist er musikalisch, liebt aber heftigere Musik als dieser, bald ausgelassen, bald klagend, bald ernst, bald possenhaft: der zügellose Dithyrambus, die Komödie und Tragödie sind aus seinem Dienste hervorgegangen. Auch Weissagung vermittelt er ähnlich wie Apollo, nur gewaltsamer, ebenso Reinigung und Sühnung. In seiner alles niederwerfenden Macht ist er zugleich kriegerisch.

---

1) Iliade 6, 130 ff.

2) Seit dem Zug Alexanders d. Gr. nach diesem Lande erzählte man in Griechenland auch von einem Zug des Dionysos nach Indien.

Aber zu tief ist Dionysos in dem Naturleben verfangen, als dass er nicht trotz seiner vielen Siege und leicht errungenen Triumphe vielfach als leidender erschiene, wovon schon im Bisherigen Spuren uns entgegentraten. Er ist nicht selten aufgefasst als ein leidender, gequälter, getöteter Gott, ähnlich wie der kretische Zeus — eine Allegorie des wandelbaren, erliegenden und absterbenden Naturlebens. In dieser Eigenschaft gehört er der Unterwelt an unter dem Namen Zagreus. Er heisst dann im Unterschied von Dionysos, dem Sohne des Zeus und der Semele: Sohn des Zeus und der Demeter oder Persephone. In Delphi zeigte man im Allerheiligsten des Tempels neben dem Dreifuss und dem goldenen Bild des Apoll das Grab des Dionysos, dem die Priester um die Zeit des kürzesten Tages geheime Opfer brachten. Auch identifizierte man den Gott in späterer Zeit mit Osiris.

Es leuchtet ein, dass Dionysos nach seiner ganzen Beschaffenheit mehr als irgend ein anderer griechischer Gott zu mystischer Behandlung einlud. In tieferem Sinn haben, wie schon oben[1]) bemerkt worden, die Orphiker ihre Spekulationen und ihren Kultus an ihn angeschlossen. Ihr Hauptgott war Dionysos Zagreus als der wandelbare, leidende, zeitliche und ewige, geborene, gestorbene und wiederlebende Allgott, in welchen auch Zeus verschmolzen war.

Die Symbole des Dionysos sind Phallus (wie bei Hermes), Rebe, Trinkhorn, Thyrsosstab, d. h. ein Rohrstab mit Epheu, Weinlaub und heiligen Binden umschlungen, später mit aufgesetzten Pinienzapfen. Auch wand man sich bei der orgiastischen Feier Schlangen um und handhabte Fackeln, Glocken, Handpauken. Bildlich oder symbolisch wurde der Gott zuerst durch ein Stück Holz mit Maske oder mit eingeschnittenen Gesichtszügen dargestellt. Später behandelten ihn die Künstler mannigfaltig. Die Statuen des Praxiteles wurden für ihn ebenso massgebend, wie die des Phidias für Zeus, Athene, Hera. Man machte von ihm teils jugendliche, teils männlich bärtige Bilder, zuweilen mit Ansätzen zu Stierhörnern. In seinem Gefolge brachte die Kunst die üppige Naturkraft und das dämonische Treiben des Waldes und Gebirges zum Ausdruck, sowohl die gebändigte Wildheit als die wilde Begeisterung der entfesselten Natur.

Rein griechischer Abkunft ist dagegen der Gott Pan[2]) und in den griechischen Alpen, namentlich in Arkadien zu Hause. Er ist Weiden- und Herdengott. Besonders die Ziegen hütet er, indem er wie diese an den Bergen herumklettert. Auch in schattigen Thälern treibt er sein Wesen und weilt gern in einer Grotte, die

---

1) Seite 591

2) Der Name wird erklärt *ὁ Πάων*, der Weidende, von *πάω*, während Max Müller ihn mit sanskr. pavana, Wind, zusammenstellt. Dass er eigentlich ein Windgott ist, bestätigen verschiedene Mythen. S. oben S. 571 und 603 f.

Flöte spielend. Um die heisse Mittagstunde schläft er. Es wird erzählt, der kyllenische (d. h. bockmässige) Hermes habe ihn mit einer Tochter des Dryops (Eichengenius) gezeugt[1]). Ziegenfüssig, mit zwei Hörnern und langem Ziegenbart, ein zottiges Luchsfell auf dem Rücken tanzt er zu Aller Freude. Er scherzt mit den Nymphen, die ihn rufen, und tanzt mit ihnen Hirtentänze. Sein eigener Ruf erschallt in abgelegenen Gegenden oft geheimnisvoll und kann auch einen „panischen" Schrecken erzeugen. Er liebt besonders die Nymphe Echo, die Syrinx (Personifikation der Hirtenflöte), die Pitys (Fichte), mit deren Zweigen er sein Haupt schmückt, die Selene u. s. f. Er schirmt die Hirten, Jäger und Wanderer. Da er fortwährend singt und spielt, ist er der Gott der volkstümlichen Poesie, wie Apollo der der gebildeten. Als Gott der geheimnisvollen Naturlaute wahrsagt auch Pan und hat seine Orakel. — Der Bote, welcher beim Herannahen der Perser nach Sparta eilte, glaubte unterwegs den Ruf des Pan zu hören, welcher versicherte, er sei der Stadt günstig, obgleich sie sich bisher nicht um ihn gekümmert habe. Ihm schrieb man daher den Panischen Schrecken zu, der die Feinde bei Marathon und Salamis erfasste und stiftete zum Dank die Pangrotte an der Burg von Athen, wo er jährlich mit Fackellauf und Opfer verehrt wurde[2]). Pan gehört später zum Gefolge des Bacchus und vertritt darin ein derb sinnliches Element mit seinen ungeschlachten Manieren und seinen lüsternen Begierden. Aber auch die Mystik hat sich dieses Gottes bemächtigt, welche seinen Namen auf das All deutend, ihn zu einem geheimnisvollen Allgott erhob.

Wie Pan der eigentliche Hirtengott ist, so haben die Bauern ihre besondere Göttin in Demeter. Der Name schon (= *γὴ μήτηρ*) weist auf die Mutter Erde. Aber im Unterschied von Gäa und Rhea ist sie speziell die Gönnerin der Kultur des Bodens, des Ackerbaus und in Folge dessen die Gründerin geordneter Rechtsverhältnisse. Ihre Tochter Persephone[3]), einst die unzertrennliche Begleiterin der Mutter, wird von Aides[4]) oder Pluton geraubt, der sie zu seiner Gattin und Herrin der Unterwelt macht. In letzterer Eigenschaft hat sie finstern, schauerlichen Charakter, wie ihr Gemahl. Beide sind finster, schweigsam und allem frischen, blühenden Leben feindlich. Übrigens hat auch Aïdoneus eine freundliche Seite als Gott der fruchtbaren Tiefe, zu dem der Landmann bei der Aussaat betet und der Reichtum (vgl. *Πλούτων* und *πλοῦτος*) spendet. Im Kultus herrscht diese Seite vor. Seit dem Raube zieht Demeter suchend und klagend umher. Sie hat sich zuerst ganz

---

1) Doch wird er auch andern Eltern zugeschrieben: dem Zeus oder Apollo und der Nymphe Oenoë oder der Kallisto oder der Penelope.

2) Herodot 6, 105.

3) Persephone ist Tochter des Zeus und der Demeter; nach anderer Version wäre ihr Vater Poseidon, nach einer dritten der Styx.

4) Aïdes (der Unsichtbare) oder Aïdoneus, der Gott des unsichtbaren Totenreiches.

vom Olymp entfernt und in eine Höhle zurückgezogen. Da jedoch durch ihr Grollen die Fruchtbarkeit der Erde aufgehört hätte (vgl. die Höllenfahrt der Istar), so versöhnt sie Zeus durch einen Vergleich, der ihr das jährliche Wiedersehen ihrer Tochter zusicherte; nur ein Drittel des Jahres soll diese in der Unterwelt zubringen. Dass sie wieder in die Unterwelt zurück muss, wird auch damit motiviert, dass sie von einem Granatapfel gegessen, den ihr Aïdoneus gereicht. Der Mythus ist selbstredend auf das Absterben der Vegetation im Herbst und ihre jugendliche Wiederkehr im Frühling zu beziehen.

Demeter selbst sorgt als Ackergöttin für günstige Witterung und fördert das Wachstum der Saat. Die Ernte ist ihr Freudenfest. Sie heisst die blonde als Göttin der reifen Ernte; sie hilft beim Mähen und Garbenbinden, aber auch noch beim Dreschen, Aufspeichern, Mahlen und Brotbacken. Da jedoch durch den Ackerbau die Lebens- und Rechtsverhältnisse festere Gestalt angenommen haben, so ist Demeter die Urheberin der Satzungen (*θεσμοφόρος*), welche das menschliche Leben, besonders das eheliche regeln. Letzteres Gebiet liegt ihr ohnehin nicht fern, da die weibliche Fruchtbarkeit mit dem Geheimnis der Saat zusammenhängt. Demeter ist aber in streng sittlichem Sinn die Göttin der ehelichen Fruchtbarkeit. An ihrem Feste der Thesmophorieen durften nur verheiratete Frauen teilnehmen. Ebenso ist sie die Stifterin staatlicher Ordnung, sofern diese durch den Ackerbau gefördert wurde. Daher wurde sie in Attika neben Zeus und Apollo bei politischen Verträgen und beim Beamteneid angerufen.

Der Kultus der Demeter und ihrer Tochter (der „Kore") ist altgriechisch, nach Herodot pelasgisch (2, 171) und war seit Menschengedenken mit Mysterien verbunden, in welchen vor den Augen der Eingeweihten die Schicksale der Göttinnen dargestellt wurden, die in Bezug auf das jenseits des Todes Liegende etwas tröstliches hatten, worüber unten zu reden sein wird. Unter den Stätten, wo die beiden besonders verehrt wurden, sind z. B. Theben und Megara zu nennen, namentlich aber Eleusis in Attika an der Bucht von Salamis, wo jene Mysterien alljährlich unter starkem Zulauf begangen wurden. Von der gütigen Mutter wird erzählt, sie habe auf ihren Wanderungen allenthalben, wo man sie aufnahm, den Ackerbau gelehrt, Kindersegen gespendet und in die Kraft ihrer Mysterien eingeweiht. Einer ihrer Günstlinge war der mythisch vielbehandelte Triptolemos, ein eleusinischer König, dem sie jene Gaben verlieh. Auf einem von der Göttin ihm geschenkten Wagen fährt er die Landbaugeräte tragend durch die Luft und verbreitet, wohin er kommt, Ackerbau und mildere Sitten. Sein oft auf Vasen abgebildeter Wagen ist beflügelt oder wird von einem Schlangenpar gezogen — Attribute der Demeter selbst sind Ähren und Mohn, während der Granatapfel der Persephone zugehört. Ersterer Göttin wurden Kuh und Sau geopfert.

Auch die alten Naturgottheiten aller indogermanischen

Völker, Sonne, Mond, Morgenröte u. s. f. wurden bei den Griechen noch in historischer Zeit als göttliche Wesen genannt. Aber das kultische Interesse koncentrierte sich, abgesehen von den Lokalgöttern, um die anthropomorphischen Götter und Göttinnen des Olymp. Einigermassen freilich wurde auch Helios, Selene, Eos u. ä. menschliche Gestalt verliehen; doch sind sie nicht so in den epischen Prozess eingegangen wie die Olympier.

Am meisten göttliche Verehrung genoss Helios, in der Theogonie des Hesiod[1]) Sohn des Hyperion (Gott der Höhe), welchen Namen er bei Homer auch selbst führt. Als eigentliche Gottheit wurde die Sonne in gewissen Gegenden des Peloponnes, in Korinth und besonders auf Rhodos verehrt und in mächtiger Mannesgestalt abgebildet (Koloss von Rhodos). Auf letzterer Insel wurde ihr jährlich als Opfer ein Viergespann von Rossen ins Meer gestürzt. Man stellte sich ja allgemein den Sonnenwagen mit vier weissen, feuersprühenden Rossen bespannt vor. Bei Homer ist von seinen Rindern die Rede, welche in Herden weiden. Dort führt er auch den Namen Phaëthon. Doch erzählen Spätere wie Hesiod, Äschylos, Euripides von einem Sohne des Helios namens Phaethon, er habe den Warnungen seines Vaters zum Trotz den Sonnenwagen bestiegen. Die Pferde gingen durch — der Wagen kam der Erde zu nahe und versengte ganze Strecken, wie Libyen, machte auch die Äthiopen zu Mohren — bis Zeus einen Blitz auf den unberufenen Wagenlenker schleuderte, dass er in den Eridanusstrom stürzte, wo ihn die Nymphen begruben. Ihn beklagten seine drei Schwestern, die Sonnentöchter Ägle, Lampetia und Phaëthusa und weinten, bis sie in Pappeln verwandelt wurden, von denen ihre goldenen Thränen herabrinnen, welche die Sonne in Elektron (Bernstein) verwandelt. Helios selbst heisst das Auge des Himmels oder des Zeus; er ist allsehend. Ihm kommt die ethisch wichtige Bedeutung zu, dass er alles an den Tag bringt. Deshalb ist er auch Schwurgott und bei Philosophen (Parmenides) Gott der Weisheit.

Eine Schwester des Helios ist Eos (der vedischen Uschas entsprechend), die Morgenröte, eine liebliche, allezeit muntere Göttin, welche zu rüstigem Thun begeistert, aber auch an frühen Tod erinnert. Sie raubt schöne Sterbliche wie den Orion und den Tithonos, für den sie von Zeus Unsterblichkeit erbat. Da sie aber vergass, um ewige Jugend zu bitten, wird er alt und ihr mit der Zeit widerlich. Seine Haare werden weiss, seine Stimme die einer Cikade. Söhne der beiden sind Memnon (berühmter Fürst im Morgenland) und Emathjon (Personifikation des Tages).

Auch der Mond erscheint personifiziert in Selene, der Tochter des Hyperion oder des Helios. Sie fährt auf einem Zweigespann. Ihr Liebling ist Endymion, der Genius des Schlafes, auch des Todesschlafs, ein schöner Jüngling, ewig jugendlich in seinem Schlafe. Auch das Sternbild des Orion spielt seine Rolle, als

1) Theogonie, Vers 371 ff.; vgl. 134.

Riese mit geschwungener Keule oder mit gezücktem Schwert einherschreitend. Er ist der Geliebte der Göttin Eos, die ihn raubt, wenn beim Beginn des Sommers seine Sterne in der Morgenröte erbleichen. Auch sonst laufen poetische Mythen über ihn um, ebenso über Hesperos (Abendstern), Eosphoros (Morgenstern), Sirius u. a.

Eine altgriechische Göttin des Feuers ist Hestia, entsprechend der römischen Vesta. Näher aber ist ihr Element (anders als bei Hephästos und Prometheus) das häusliche Herdfeuer. Sie belebt und heiligt die häusliche Wohnung. Bei Homer kommt Hestia nicht vor, doch ist auch dort der häusliche Herd heilig. Bei Hesiod und in den homerischen Hymnen heisst sie erstgeborene Tochter des Kronos und der Rhea, also Schwester des Zeus. Dies bestätigt das hohe Alter ihres häuslichen Kultus. Es wurde ihr als der Göttin der Altarflamme (vgl. Agni) denn auch bei allen Brandopfern zuerst Ehre erwiesen. Man begann und schloss die Handlung mit einer Spende an Hestia und nannte ihren Namen zuerst bei Gebeten. Ihrem eingezogenen Wesen entspricht ihre strenge Jungfräulichkeit, welche sie die Liebe des Poseidon und Apollo verschmähen und auf dem Olymp stets zu Hause bleiben lässt. Wie sie aber der gute, gemütliche Schutzgeist des Privathauses ist, so hatte man bald auch einen ihr geweihten Gemeinde- und Staatsherd. Im Prytaneion (Stadthaus) unterhielt man ein „heiliges Feuer", so in Athen, Olympia, Delphi. Die Kolonisten pflegten davon mitzunehmen. Schliesslich dachte man sich auch einen Centralfeuerherd im Innern der Erde; daher galt den Philosophen Hestia als Erdgöttin. Im Hause besorgte den Kultus der Hestia der Hausvater oder die Hausmutter, in den Prytaneen die Archonten oder Könige, neben welchen auch eine Priesterin damit beschäftigt war.

Asklepios, ein Sohn des Apollo, stellt die Heilkraft dar; seine Wohnstätten, wo man Heilung suchte, waren solche Plätze, wo die Natur ihre Heilkräfte in Wasser, Luft und Kräutern darbot. Als die älteste dieser Stätten galt Trikka im thessalischen Oberland; das berühmteste Asklepieion war das bei Epidaurus im Gebiete von Argos. Auch Athen hatte ein solches, das mancher Heilungen sich rühmte, und der Gott war an den eleusinischen Mysterien beteiligt. Sophokles dichtete einen viel gesungenen Päan auf Asklepios. Auch auf den Inseln und in der hellenistischen Zeit namentlich zu Pergamon (Kleinasien) gab es solche Heilstätten. Man liess an denselben nicht bloss die Natur heilend walten, sondern pflegte auch die menschliche Heilkunst, so dass medizinische Schulen daraus hervorgehen konnten. Auf die Träume der Kranken achtete man besonders, da sie oft darin das Heilmitel für ihre Übel erfuhren. — Symbole des Asklepios waren die Schlange (wie in Ägypten und Phönizien), der Stab (da der Gott von Ort zu Ort wanderte) und die Schale mit heilkräftigem Trank. Man opferte ihm gewöhnlich Hähne.

Helferin bei der Geburt und Kinderzucht ist Hekate. Zugleich aber ist sie Beschirmerin der Strassen, des Ein- und Ausgangs; sie hat daher ihre Kapellen und Bilder vor den Häusern. Nächtlicher Weile geht sie beim Mondschein mit einem Gefolge von Gespenstern auf den Wegen um, wobei die Hunde heulen. Sie ist im Zauber- und Beschwörungswesen wohlbewandert und wird vom Aberglauben stark in Anspruch genommen. Da man ihr am Neumond opfert, könnte man sie für eine Mondgöttin halten. Wahrscheinlicher ist sie chthonischen Ursprungs, eine Seelengottheit der Unterwelt, welche beim Eintritt der Seelen in die sichtbare Welt und bei ihrem Abschied von dieser, d. h. bei Leichenbegängnissen sowie auf den Gräbern zu thun hat[1]). Junge Hunde werden ihr geschlachtet.

Es sei auch noch jener Kabiren gedacht, welche ein unabweisliches Beispiel der Einwirkung phönizischer Religion auf die hellenische darbieten, da diese Götter schon durch ihren Namen semitischen Ursprung verraten. Aus diesem Zusammenhang erklärt sich leicht, dass sie namentlich Hilfsgötter der Schiffahrt sind, gelegentlich mit den Dioskuren identifiziert. Aber auch in Theben ist ein Kabirentempel ausgegraben worden: Die Statue des Kabiren trägt die Züge des Dionysos; ihm ist ein Knabe als Mundschenk beigegeben. Mit dem Dionysos wie auch mit dem Demeterkultus traten die Kabiren in Beziehung. Auf Samothrake wurden ebenfalls zwei Kabiren verehrt, von denen der erste, ältere Hephästos darstellt, der andere, des erstern Sohn oder Bruder Kasmilos genannt wird und nach nachhomerischer Sage Ahnherr des trojanischen Königshauses sein soll. Auch auf Lemnos waren die Kabiren zu Hause, und in hellenistischer Zeit wurden sie besonders zu Pergamon und Milet gefeiert.

Aber nicht nur dank der Aufnahme fremder Gottheiten wuchs das griechische Pantheon beständig; schon die einheimische Auffassung der Natur liess ihre Zahl so gut wie bei andern Indogermanen ins Unendliche sich mehren, wobei freilich das Bewusstsein der Unterordnung unter Einen höchsten Gott nie ganz verloren ging und auch stets das Bestreben sich geltend machte, Einheit in diese Götterwelt zu bringen. Dies wird aus dem folgenden Kapitel erhellen.

3. Heroen, Theogonie, Schicksal, Unterwelt[2]).

Vor allem fällt auf, dass nicht allein die Götter Kultus empfingen, sondern auch die Heroen, eine Art Mittelwesen zwischen

1) Vgl. Rohde, Psyche² II, 80 ff. Viel allgemeiner fasst Hekate der in Hesiods Theogonie eingeschaltete Lobpreis auf diese Göttin, Vers 411—452.

2) Vgl. hiezu besonders G. F. Schömann, die Hesiodische Theogonie, Berl. 1868 und die oben angeführten Werke von Nägelsbach bes. auch Nachhomerische Theologie), Rohde u. s. w.

Göttern und Menschen, was bei manchen so angedeutet ist, dass sie Söhne eines Gottes und einer menschlichen Mutter heissen. Der Unterschied zwischen Göttern und Menschen ist eben kein absoluter. Doch verhält sichs nicht so, dass dabei immer sterbliche Menschen zu Halbgöttern erhoben worden wären, in welchem Fall ihre Verehrung sich zur Genüge aus Ahnenkultus[1]) erklären liesse. Denn näher besehen, lassen sich manche dieser Heroen unschwer als eigentliche Götter erkennen, die aus irgendwelchen Gründen, vielleicht weil ihr Kultus lokal zu beschränkt war, zu Halbgöttern oder Heroen herabgesetzt worden sind. Auch der Fall kommt vor, dass ein Beiname eines Gottes selbständige Gestalt annahm, aber eben weil er nur der Schatten des Gottes, eine untergeordnete Stellung erhalten hat und im Epos als menschlicher Held auftritt. Nachdem sich dann das Volk an seine menschliche Gestalt gewöhnt hatte, erschien ihm sein Kultus als eine Art Ahnenkultus. Wir erwähnen nur zwei für die Religionsgeschichte besonders wichtige Heroen, von welchen wahrscheinlich ist, dass sie ursprünglich ebenbürtige Götter gewesen sind:

Herakles erscheint geradezu in doppelter Gestalt, als eigentlicher Gott und als sterblicher Held, wie Herodot[2]) selbst hervorhebt: „Es scheinen mir diejenigen unter den Hellenen am richtigsten zu verfahren, welche zweierlei Tempel des Herakles erbauen und dem einen als einem Unsterblichen opfern, welchen sie den Olympier heissen, dem andern aber als einem Heros Totenopfer bringen.“ Als eigentlicher Gott ist er in Böotien (Theben) und im Osten von Mittelgriechenland heimisch. Sein Mythus erinnert an den Sonnengott, und Herodot dürfte nicht ganz Unrecht haben, wenn er ihn mit Bel Melkart identisch ansieht. Der nemeische Löwe, den er bezwingt, ist die Gluthitze des Sommers, oder hängt doch mit dem Sternbild des Löwen zusammen, in welchem die heisseste Sonne steht. Die brennenden Pfeile, die Herakles schiesst (ähnlich wie Apollo), sind Sonnenstrahlen; damit tötet er die lernäische Schlange (trocknet den Sumpf aus), er dringt bis zu den „Säulen des Herakles“ vor, fährt im Becher oder Nachen des Helios über den Ozean, taucht in den Hades hinab u. s. f. Seine 12 Werke sind durch die Zeichen des Tierkreises bestimmt. Dass er der Hindin der Artemis mit den goldenen Hörnern ein ganzes Jahr nachläuft, bis er sie erreicht, scheint auf den Mond zu gehen, der erst nach diesem Zeitraum wieder dieselbe Stellung zur Sonne einnimmt. Auch Knechtschaft und Leiden des Herakles, welcher dienstbar und krank wird und zuletzt auf dem Öta sich selber verbrennt, weisen auf die Schicksale dieses Gestirns. Dabei fallen die Berührungen

1) Deutlich weist das Ritual des Heroenkultus auf ursprünglichen Gräberdienst. Während den Göttern das Brandopfer eigen war, goss man den Heroen in der Abenddämmerung oder bei Nacht Spenden von Wein, Milch, Tierblut in eine Grube, die neben dem Grabmal sich befand.

2) Herodot 2, 44.

mit dem babylonischen Gilgameš und dem phönizischen Baal Melkart in die Augen. Ersterer verrichtet ähnliche Heldenthaten[1]) an Ungeheuern und wandert ebenfalls übers Meer nach dem Eiland der Seligen wie Herakles nach den Gärten der Hesperiden; jener hat zur Feindin die Göttin Istar wie Herakles die Hera, die diesen Sohn des Zeus und der Alkmene von seiner Wiege an verfolgt. Er wird zuletzt zu den Himmlischen aufgenommen wie Herakles nach seinem Tod, wo er auf dem Olymp die Hebe als Gattin erhält[2]). An die Kinderopfer des tyrischen Baal Melkart erinnert es, wenn Herakles in der Raserei seine eigenen Kinder verzehrt. Dass Herakles den Gürtel der Amazonenkönigin holen muss, mag daher stammen, dass Melkart der jungfäulichen Astarte, nachdem sie sich lange gesträubt, den Gürtel löste.

Auf alle Fälle jedoch sind diese Mythen völlig gräzisiert, und der Ursprung dieser Gestalt kann trotz allem ein griechischer sein, sei es eine Gottheit, oder ein sagenhafter Held, wie ihn die Dorier preisen. Manneskraft und entschlossener Mut stellen sich den Hellenen in Herakles dar. Er ist Vorbild der wettkampflustigen Jugend und Stifter von Kampfspielen, auch ethisch das Vorbild der Abhärtung, Mässigkeit und männlichen Tugend.

Prometheus ist eine spezifisch griechische Erscheinung, ursprünglich ein Gott des Feuers, wie es im Dienst des Menschen gebraucht wird, also Nebenfigur der Hestia und des Hephästos. Schon der Name scheint auf kluge Vorsicht zu weisen, während sein Bruder Epimetheus das Gegenteil darstellt. Wie Hephästos ist Prometheus klug und erfinderisch, nur noch schlauer und ränkevoller, nicht so gutmütig, sondern verschlagen. Er gilt nach Hesiod als Sohn des Titanen Japetos und der Klymene, ging aber im Titanenkampf zu Zeus über, da er nach seiner prophetischen Voraussicht das Ende des Kampfes wusste. Den Zorn dieses Gottes zog er auf sich, als die Menschen sich mit den Göttern betreffend die Opfer auseinandersetzten. Prometheus theilte das Opfertier so, dass die eine Partei das geniessbare Fleisch, die andere die mit Fett umhüllten Knochen bekommen sollte, und überliess die Wahl schlau dem Zeus. Dieser wählte den zweiten Teil, obwohl er die Arglist durchschaute; aber er liess es die Menschen entgelten, indem er ihnen das Feuer versagte. Prometheus machte diese Massregel unwirksam, indem er ihnen das himmlische Feuer in einem hohlen Stab auf die Erde brachte (Entzündung des Feuers durch Reiben von Holz). Da rächte sich

1) Siehe über Gilgameš oben S. 219 ff. Herakles hat schon als Säugling die Schlangen erwürgt, welche Hera nach ihm sandte; er besiegt als Mann mit Bogen und Keule den Löwen, Drachen, Eber, den Stier von Kreta, den Kerberos, und andere Ungeheuer, ebenso Giganten, Kentauren, Amazonen.

2) Häufig erklärt man den hebräischen Helden Simson (Sonnenheld) nach Analogie dieser beiden, der aber eine ungleich greifbarere menschliche Gestalt ist als diese. Siehe PRE² Art. Simson.

Zeus am Menschengeschlecht, indem er ihnen das Weib[1]), die Mutter des ganzen Weibergeschlechts, das den Männern so viel Plage bereiten sollte, auf die Erde sandte, welche Epimetheus alsbald sich als Gattin aneignete. Den Prometheus aber band Zeus an eine Säule und liess ihm durch einen Adler täglich die Leber zerfleischen, welche in der Nacht um so viel wieder zunahm, als im Laufe des Tags davon abgefressen worden. In dieser peinvollen Lage blieb er, bis Herakles jenen Adler tötete und den gefesselten Prometheus befreite. Äschylos hat diesen letztern in freier Weise behandelt und daraus einen hochherzigen, die Menschen gegen unbillige Behandlung durch die Übermacht des Zeus vertretende und für ihr Recht auf Selbständigkeit sich opfernde göttliche Heroengestalt gemacht.

In Hesiods Theogonie[2]) werden die Heroen und eine Menge halbgöttlicher Wesen, auch blosser Abstraktionen mit den Göttern untermischt aus Einem Stammbaum abgeleitet, wobei übrigens nicht zu vergessen, dass wir hier nur einen Versuch vor uns haben, diese bunte Mannigfaltigkeit auf eine Einheit zurückzuführen. An der Spitze steht das Chaos (nicht ein absolutes Nichts, sondern der stoffreiche, aber gestaltlose Urgrund, aus welchem alle Erscheinungen und Einzelwesen hervorgehen). Aus diesem Chaos gehen zuerst hervor: Gaia (Erde, der notwendige Boden, auch für den Wohnsitz der Götter) und Eros (die Triebkraft). Ebenso gehen aus dem Chaos hervor der Erebos und die Nyx (Nacht). Aus diesem letztern Par werden Äther und Hemera (Tag) geboren. Alle diese Wesen sind nicht als blosse naturphilosophische Potenzen, sondern als wirklich göttliche Wesen zu fassen. Gäa, die Erde, gebiert den besternten Uranos (Himmel) als ihre Hülle, dann die Berge, dann den Pontos (das Meer); diese bringt Gäa aus sich selbst hervor. Dann aber vermählt sie sich mit Uranos und gebiert so den Okeanos (Weltstrom), ferner eine Reihe von göttlichen Wesen, die den Namen „Titanen“ führen: Koios, Kreios, Hyperion, Japetus, Thea, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe, Tethys; als jüngsten aber den verschlagenen Kronos und die Kyklopen. Dann sind noch Söhne des Uranos und der Gäa: Kottos, Briareos, Gyges, deren jeder 100 Arme hat. Da Uranos diese ungestümen Kyklopen und Hekatoncheiren im Erdinnern einsperrte, wo sie Gäa viele Beschwerde bereiteten, rächte sich diese an ihm oder forderte vielmehr ihre übrigen Söhne, die Titanen zur Rache auf. Nur der hinterlistige Kronos wagt einen Anschlag auf den Vater. Er ent-

---

1) Hesiod, Theog., Vers 512 ff. Es scheint hier das erste Weib gemeint, von welchem dann auch alle Weiber abgeleitet werden. Vorher sind also die Menschen nach Art der Bäume gewachsen. Anders in einer jüngern Partie der „Werke und Tage“, Vers 42—100, wo das von Zeus gesandte Weib den Namen Pandora führt und schwerlich als die erste ihres Geschlechts gedacht ist. Sie öffnet das verhängnisvolle Fass, aus welchem die Krankheiten und Übel stammen.

2) Hesiod, Theog. von Vers 116 an.

mannt ihn mit scharfgezahnter Sichel. Aus den dabei vergossenen Blutstropfen gehen die Erinyen und die Giganten hervor. Erstere sind Göttinnen der Unterwelt, letztere wachsen in Waffenrüstung aus der Erde. Auch die melischen Nymphen haben denselben Ursprung. Nachdem die ins Meer geworfenen Genitalien jenes Gottes lange umhergetrieben hatten, ging aus dem weissen Schaume, der ihnen entquoll, die anmutvolle Liebesgöttin Aphrodite hervor und stieg auf der Insel Kythera ans Land (daher wird sie Kythereia genannt), von wo sie sich nach Cypern begab[1]). Uranos verwünschte seine Kinder, von denen nun Kronos die Herrschaft antrat. Die Nacht aber gebar nun den verhassten Moros (Schicksal) und die schwarze Kēr (Todesgöttin) und den Thanatos selbst (Tod), sowie den Schlaf mit seinen Träumen, darauf den Mōmos (Hohn) und die schmerzensreiche Oïzys (das Wehe) und die Hesperiden, welche herrliche Äpfel jenseits des Ozeans bewachen, ferner die unerbittlichen Moiren (Schicksalsgöttinnen): Klotho, Lachesis, Atropos, die Gutes und Schlimmes dem Sterblichen von seiner Geburt an zuteilen und die Schuld der Menschen, Heroen und Götter ohne Nachsicht strafen, sowie auch die Nemesis. Die unheilschwangre Nacht gebar ausserdem noch die Apate (Trug) und die Philotes (Liebeslust), das Greisenalter, die Eris (Streit), den Ponos (Mühe), die Lethe (Vergessenheit); Eris gebar Hunger, Mangel, Schmerzen u. s. f.

Es folgt nun eine neue Periode von Zeugungen. Zuerst erzeugte Pontos mit Gäa den Nereus, den freundlich gesinnten, durch Wahrhaftigkeit ausgezeichneten Meergreis, von dem Meernymphen und verwandte Wesen abstammen. Von Hyperion und Theia werden Helios, Selene und Eos abgeleitet, und, um minder wichtige zu übergehen, von Koios und Phöbe: Leto und Asterie. Erstere wäre nach Schömann der dunkle nächtliche Himmel, Asterie ist die Sternengöttin. Mit Perses gebiert letztere die Hekate. Die wichtigste Götterdynastie kommt erst zuletzt: Kronos und Rhea haben 6 Kinder: Hestia, Demeter, Hera, Aïdes, Poseidon, Zeus. Da dem Kronos durch seine Eltern verkündigt war, er werde wie sein Vater von einem seiner Söhne entthront werden, so verschlang er seine Söhne gleich nach der Geburt, Rhea wusste jedoch den jüngsten, den Zeus, vor ihm zu bewahren, den sie heimlich auf Kreta gebar. Gäa, die ihr beistand, wickelte einen Stein in Windeln und reichte ihn dem Kronos, der ihn verschlang, aber wieder ausspeien musste. Zeus befreite die von Kronos eingekerkerten Kyklopen, welche ihm Blitz und Donnerkeil verfertigten.

Nun kam es zum Kampf zwischen den Titanen, unter welchen Kronos der vornehmste war, und Zeus mit dem jüngsten Göttergeschlecht. Zehn Jahre lang wogte dieser Kampf

1) S. oben Seite 607. Bei Homer dagegen ist Aphrodite Tochter des Zeus und der Dione.

unentschieden, indem Zeus mit den Seinigen den Olymp, die Titanen den Othrys innehatten. Thessalien war also das Schlachtfeld. Den Entscheid führte es herbei, als Zeus auch die Hekatoncheiren befreite. Sie warfen mit ihren 300 Armen 300 himmelhohe Felsblöcke zugleich und begruben damit die Titanen, während Zeus blitzte und donnerte und sie in den Tartarus hinabstürzte. Die olympischen Götter feierten ihren Sieg durch Waffentänze und Spiele und herrschen seitdem unangefochten.

Diese ganze Theogonie zeigt die Anschauung, dass der gegenwärtige Zustand der Welt und des Weltregiments die Frucht einer langen Evolution ist, wobei die göttliche Natur sich ausgewirkt und zu harmonischer Gestaltung ausgebildet hat. Solche Reflexion ist etwas relativ spätes; sie sucht die mannigfaltigen Mythen, welche unabhängig von einander entstanden sind, systematisch zu vereinigen. Der altarische Himmelsgott Zeus ist sicher ursprünglich nicht als Sohn und Nachfolger des Kronos gedacht worden, sondern als der Allvater, der keinen Vater hat. Kronos und Uranos sind seine Doppelgänger, wie schon der Name des letztern beweist. Was Kronos anlangt, so ist sein Name dunkel, da die Gleichsetzung mit *χρόνος* zu verwerfen; aber sicher ist seine Verwandtschaft mit dem grausamen kretischen Gott Baal, welchem Kinder geopfert wurden, und es ist nicht ausgeschlossen, dass er von dort stammt. Allerdings hatte er auch in Griechenland Kultus[1]); aber ob er aus Asien stammte oder altgriechisch war, jedenfalls musste er dem Zeus weichen, so gut wie der alte, gütige Uranos, der den Himmelsgott weniger vergeistigt darstellt als Zeus. So hat die hieratische Poesie sich denn bemüht, die dreie als nach einander den himmlischen Thron einnehmende Weltregenten zu ordnen und den Wechsel ihrer Herrschaft so gut als möglich zu erklären. Der Titanenkampf wird von Preller aus den Naturkatastrophen abgeleitet, welche Thessalien gestaltet haben. Gewiss hat die Phantasie des Volkes die Spuren gewaltsamer Veränderungen der Erdoberfläche mit jenem Götterkampf in Verbindung gebracht. Aber der eigentliche Sinn desselben ist ein anderer. Er stellt die Überwindung der rohen Naturgewalten durch die geistigeren und würdigeren Götter der Gegenwart dar. Nicht als hätte man vor Zeus plumpen Riesen und Unholden gedient. Aber die frühere, mehr an der Natur haftende Vorstellung von den Göttern erschien dem spätern Geschlecht roh und ungeschlacht; daher es jene Naturgewalten in den Titanen personifiziert hat. Der ganze Kampf findet eine merwürdige Parallele in dem der nordischen Asen und Riesen.

Nicht zu verwechseln mit dieser Titanomachie ist die Gigantomachie, welche in der Theogonie des Hesiod nicht vorkommt,

---

1) So zu Olympia und Athen, an welch letzterem Ort man ihm im Hochsommer das Fest der Kronia feierte, bei welchem allgemeine Gleichheit galt, wie bei den römischen Saturnalien.

wo wir immerhin den Ursprung dieses trutzigen Riesengeschlechtes gefunden haben. Bei Homer sind die Giganten ein wildes, hünenhaftes Urvolk der westlichen Okeanosgegend, welches die Götter wegen seines Übermuts bald vertilgt haben. Sie sind im Unterschied von den Titanen ganz den Menschen ähnlich, auch sterblich, nur stärker und zäher als diese. Die Künstler geben ihnen etwa statt der Beine Schlangenleiber. An der Gigantomachie haben besonders Zeus, Athene, Poseidon teilgenommen, auch Apollo, Artemis, Hera, Ares und namentlich Dionysos und Herakles, da ein Schicksalsspruch sagte, die Giganten könnten nur durch zwei von sterblichen Müttern geborene Helden überwunden werden. Herakles erschoss sie mit seinen Pfeilen. Der Schauplatz des Kampfes war das Gebiet von Phlegra („Brandstätte") auf der mazedonischen Pallene. Dieser Mythus stellt dar, wie die trutzigste irdische Macht die Ordnung der Olympier und ihre Herrschaft nicht stören darf. In der hellenistischen Zeit legte man eine historische Beziehung hinein auf die Überwindung der in Griechenland eingefallenen keltischen Scharen.

Von den Menschen ist in der Theogonie, abgesehen vom Prometheusmythus und einigen Söhnen von Göttinnen wie Äneias, Achilleus u. a., nicht viel die Rede. Nähere Auskunft über sie gibt das Buch „Werke und Tage" (Vs. 108—201), wo eine pessimistische Anschauung in der Lehre von den fünf Weltaltern zu Tage tritt: Zuerst haben die Götter ein goldenes Zeitalter gemacht, wo die Menschen unter dem Szepter des Kronos[1]) ohne Mühe und Beschwerde lebten und sich, allen Leiden entrückt, mit heiterm Mut an fröhlichen Mahlzeiten ergötzten; denn ohne Arbeit zu fordern, bot ihnen das fruchtbare Gefilde alles, wonach ihr Herz begehrte. Nach solchem glücklichen Dasein starben sie, wie man in Schlaf versinkt. Sie wurden nach dem Tode gute Dämonen, welche nach dem Ratschluss des Zeus die Menschen auf Erden bewachen und gutes wie böses, was da geschieht, sich merken. Dann kam das silberne Zeitalter, wo der Zustand der Menschen schon viel geringer war. Die Kindheit dauerte zwar noch 100 Jahre, aber die Erwachsenen lebten nicht mehr lange wegen ihres thörichten Trotzes gegen die Götter, da sie diese nicht verehren und an den Altären der Seligen nicht opfern wollten, wie es den Menschen geziemt. Zeus hat dieses Geschlecht unter der Erde verborgen, doch wurde auch ihm Ehre zu teil. Zeus machte ein drittes Geschlecht, das eherne, stark, gewaltthätig und kriegerisch. Diese Gesellen töteten einander mit ehernen Waffen. Darauf bereitete Zeus das vierte Geschlecht, das der Heroen[2]) oder Halbgötter, welches vor Theben und Troja gekämpft hat und dabei umkam. Diese Helden leben jetzt auf den

---

1) Kronos hat einen doppelten, wohlthätigen und feindlichen, Charakter.

2) „Heroen" bedeutet also hier sterbliche Helden, ebenso bei Homer.

Inseln der Seligen im grossen Ozean. Zu seinem Kummer bekennt der Verfasser dem fünften, eisernen Zeitalter anzugehören, wo man frühzeitig alt wird und Zwietracht herrscht zwischen Vater und Kindern, Bruder und Bruder, Freund und Freund, und viele Ungerechtigkeiten geschehen. Das trübe Bild, das er entwirft, zeigt wenigstens eine tiefere Erkenntnis der Verderbnis des Menschengeschlechts, als man von einem alten Griechen erwartete.

Die hesiodische Theogonie ist bei aller Tendenz zur Einordnung aller göttlichen Gewalten in Einen Prozess darin echt polytheistisch, dass kein das Ganze durchherrschender Wille vorhanden ist. Die orphischen Theogonieen haben wohl diese Einheit in pantheistischem Sinne besser gewahrt; aber zu einem über dem Naturprozess stehenden Gott sind sie ebensowenig durchgedrungen. Wo ist bei dem Wechsel der Götterdynastieen und dem widerspruchsvollen Treiben der Olympier eine völlig unabhängige, absolut bestimmende Macht? Auch Zeus entspricht dieser Anforderung nicht einmal für die Zeit seines Regiments, und es fehlt nicht an Hülfsfiguren, die man anbrachte, um diesem Mangel einigermassen abzuhelfen. Eine solche ist die Idee des Schicksals, welche schon bei Homer sich ankündigt und bei den Tragikern den festen Punkt bildet, von welchem alles abhängt. Den Göttern steht schon bei Homer eine unpersönliche Gewalt zur Seite und gelegentlich sogar gegenüber, die Moira, das Schicksal[1]. Man hat früher zu ausschliesslich dessen Selbständigkeit betont, als stünde es einfach über den persönlichen Göttern. Häufiger jedoch setzt das Epos die Einheit von Zeus und Moira voraus. Wenn der Kronide in bedeutungsvollen Momenten zur Schicksalswage greift, um zu sehen, nach welcher Seite sie sich neige, so ist dies doch mehr eine Versichtbarung seines eigenen, gerecht abwägenden Ratschlagens. Der Götter Rat und Beschluss ist eben das Schicksal. Allein es fehlt doch nicht an Momenten, wo ihnen, selbst dem höchsten Gott, diese höhere Bestimmungsmacht hindernd im Wege steht und sie sich darein ergeben müssen, oder etwa auch naiver Weise durch einen souveränen Eingriff das Schicksal abändern oder wenigstens mildern. Und je mehr die epischen Vorstellungen geläufig wurden, nach welchen selbst Zeus von andern Göttern überlistet werden konnte, desto mehr sah man sich gezwungen eine höhere, alles bestimmende Macht zu setzen. Das Schicksal war dann nicht mehr nur das Facit der verschiedenen göttlichen Willensmeinungen, sondern die Götter selbst wurden zu Werkzeugen und Vollstreckern der Moira. So reagierte das Abhängigkeitsgefühl gegen den Polytheismus. Aber ebensosehr fühlte sich das religiöse Bewusstsein gedrungen, dieses unwiderstehliche Fatum mit dem obersten Gott immer wieder zusammenzubringen, da sonst

---

1) *μοῖρα*, das dem Einzelnen Zugeteilte, sein Los, seine Lebensstellung und Bestimmung; häufig speziell die Art und Zeit des Todes. Vgl. zur Schicksalsmacht auch Jak. Burckhardt, Griech. Kult. II, 122 ff.

die Gottesidee selbst dahinfiele. So finden wir in der Folgezeit die beiden Anschauungen gewöhnlich nebeneinander: einerseits wird dem absoluter und strenger gefassten Schicksal die Götterwelt untergeordnet; anderseits sieht man jedoch in diesem Schicksal eine Bestimmung der Götter, besonders des Zeus. Die Moiren (im Plural) sind seine Dienerinnen [1]). Keinesfalls besteht für die strenger reflektierende spätere Zeit mehr die Möglichkeit, dass Götter oder Menschen die Moira abändern, bezw. ihr entgehen können. Höchstens findet sich die Vorstellung, dass man vor der durch die Moira bestimmten Zeit sterben könne, was nicht befremden kann.

In ihrer Auffassung des Todes und des Daseins nach dem Tode unterscheiden sich die Griechen sehr bestimmt nicht etwa bloss von den Ägyptern, sondern auch von ihren eigenen arischen Verwandten, die wir bisher betrachtet haben. Das Gebiet ihres Lebens und Strebens ist ganz und gar das sichtbare und geniessbare Diesseits. Der Tod wird zwar mit Resignation als das unvermeidliche Los der Sterblichen hingenommen; allein die Vorstellungen von dem, was nachher folgt, sind zunächst ähnlich negativ und traurig wie bei den Babyloniern. Ein eigenartiges positives Element bringen allerdings die Mysterien und nicht weniger die orphische Theologie herein; aber das Volk bleibt im allgemeinen seinem Charakter gemäss in einer pessimistischen Ansicht vom Tode, über welchen ihm seine Religion nicht hinauszuhelfen vermag.

Bei Homer ist der Aufenthalt der Abgeschiedenen das düstere Schattenreich des Aïdes oder Aïdoneus und der Persephone. Das weite Thor dieses Raumes steht bei Tag und Nacht für jedermann offen; aber niemand kann wieder heraus. Der am Eingang wachende Hund Kerberos ist freundlich gegen die Eintretenden, aber furchtbar gegen die, welche hinaus wollen. Dieses weite Reich ist im Erdinnern gedacht (so in der Ilias) und erinnert ganz an den babylonischen Scheol. Daneben jedoch findet sich in der Odyssee nicht selten die Vorstellung, dass die Toten im fernsten Westen an einer Küste des Okeanos wohnen, wo das Haus des Aïdes und die Haine der Persephone sich befinden [2]). Aber auch dort sind

---

1) So in der Mehrzahl schon Iliade 24, 49, und als „Spinnerinnen" des Schicksals Odyss. 7, 197. Hesiod, Theog. 218 u. 905 sind die drei Namen genannt: Klotho, Lachesis, Atropos. Plato in der Republ. beschreibt sie in weissem Gewand mit bekränztem Haupt, auf Thronen sitzend und die Spindeln der Notwendigkeit handhabend. Er teilt der Lachesis die Vergangenheit, der Klotho die Gegenwart, der Atropos die Zukunft zu. Diese ganze Beschreibung berührt sich sehr nahe mit den Nornen der Edda.

2) So Odyss. 10, 508 ff.; vgl. 11, 13 ff., wo die nie von der Sonne beschienene Gegend der Kimmerier dafür genannt wird, und 24, 9, wo Hermes als Psychopomp die getöteten Freier ins Totenreich geleitet. Sie folgen ihm beflügelt wie Eulen im Dunkeln an den Okeanosströmen und am weissen Verwesungsfelsen mit bleichenden Gebeinen vorüber; sie

die Toten in unterirdischen Räumen wohnend gedacht, und der Widerspruch löst sich, wenn man annimmt, dass eigentlich die Eingänge zur Unterwelt sich dort im fernen Westen befinden, wo die Sonne untertaucht. Äusserst merkwürdig ist, dass die altbabylonische Vorstellung vom Totenreich genau dieselbe Gabelung aufweist[1]) und endlich sogar mit der dritten homerischen Vorstellung vom Jenseits übereinstimmt: Gewisse Lieblinge der Götter werden an einen seligen Aufenthaltsort entrückt. Es gibt an den Enden der Erde in den Fluten des Okeanos eine „Insel der Seligen“, oder ein Elysium, wo kein Regen und kein Schnee fällt und der weise Rhadamanthys wohnt und die dahin entrückten Menschen ein unbeschwertes, glückseliges Leben führen. Dahin wird Menelaos als Gemahl der göttlichen Helena von den Göttern geschickt[2]). Wer dächte dabei nicht an den Aufenthalt des Sitnapištim an der „Mündung der Ströme“ [3])? Ein historischer Zusammenhang drängt sich bei dieser dreifachen Berührung fast unabweislich auf.

Schon bei Homer[4]) ist von den Flüssen die Rede, welche die Unterwelt umgeben: dem Styx, Acheron, Periphlegethon (Feuerstrom) und Kokytos (Heulstrom). In jüngern Quellen erscheint ein Fährmann namens Charon, welcher die Seelen übersetzt. Man legte später den Toten einen Obolus in den Mund, damit sie das Fährgeld bezahlen können. Aber schon bei Homer ist eine ehrenvolle Bestattung der Leiche die Vorbedingung, wenn die Seele zur Ruhe kommen soll.

Vom Zustand der abgeschiedenen Seelen in der Unterwelt, wie ihn Homer voraussetzt, war schon früher die Rede[5]). Jene negative Auffassung und strenge Scheidung der Toten von den Lebenden ist wohl nicht von jeher so herrschend gewesen. Die regelmässigen Totenopfer der vorhomerischen Zeit (Mykenä) weisen auf nähern Verkehr mit der Unterwelt, deren Bewohner für die Gaben nicht unempfindlich sein mussten. Und in der nachhomerischen Periode haben jene inhaltsleeren Vorstellungen des Epos nicht genügt. Wahrscheinlich unter orphischem Einfluss verbreiteten sich positivere Meinungen vom Leben nach dem Tode. Man nahm an, dass Charakter und Treiben der Verstorbenen sich dort fortsetzen, und namentlich haben die Orphiker die Idee der Vergeltung des Guten und Bösen nach dem Tode gepflegt, die

---

kommen zu den Pforten des Helios (Sonnenuntergang) und am Volk der Träume vorbei; darauf gelangen sie an die Asphodeloswiese, wo die Geister der Verstorbenen in unterirdischen Schluchten wohnen.

1) Siehe Jensen, Kosmologie der Babylonier S. 226, der für die Babylonier dieselbe Lösung des Widerspruchs gutheisst, welche wir oben für die Griechen annahmen. Auch die babylonischen Schatten vegetieren ohne Leben weiter und können nur durch ausserordentliche Mittel wieder aufgeweckt werden, wie die homerischen.

2) Odyss. 4, 561 ff.

3) Siehe oben S. 221.

4) Odyss. 10, 508 ff.

5) Siehe oben S. 586 f

früher sich zwar andeutete, aber nicht recht zur Geltung kommen konnte, so lang man den abgeschiedenen Seelen ein unbewusstes Traumleben zuschrieb. Allerdings weisen schon frühe die Erinyen, die rächenden Göttinnen der Unterwelt, darauf hin, dass man an eine Strafe des Frevlers nach dem Tode dachte. Dieselben sind unerbittliche Strafgeister der Unterwelt und eben als chthonische im ländlichen Kult Segenspenderinnen, zugleich aber Hüterinnen und Rächerinnen des Rechts, besonders in der Familie: sie strafen die Verletzung der Kindespflicht und des Erstgeburtsrechts, des Gast- und Völkerrechts und den Meineid, sogar die Fehltritte der Götter[1]). Allein in Betreff der Menschen ist in der frühern Zeit nicht bestimmt gesagt, ob die Qual, die jene ihnen anthun, sich auch über den Tod hinaus erstreckt.

Wohl liest man Odyssee 11, 576 ff. von drei zu beständiger Qual in der Unterwelt Verdammten: Da liegt Tityos, von zwei Geiern gequält, welche ihm die Leber (Sitz der Begierde) zerfleischen, zur Strafe dafür, dass er sich an der ehrwürdigen Leto vergriffen. Tantalos steht in einem Teiche und verschmachtet, da das Wasser, so oft er trinken will, zurückweicht; köstliche Früchte hängen über ihm, aber so oft er danach greift, biegt der Wind die überhangenden Äste zurück. Sisyphos endlich muss einen Felsen immer aufs neue bergan rollen; wenn er mit saurer Mühe ihn hinaufgebracht hat, stürzt der tückische Block wieder in die Tiefe[2]). Allein diese einer späten Episode der Odyssee angehörigen Szenen gehören wohl eigentlich gar nicht in den Hades, sondern sind erst später dahin versetzt.

Jedenfalls wurde erst später ein allgemeines Totengericht in der Unterwelt erwartet, wobei neben Pluton und Persephone auch Minos, sein Bruder Rhadamanthys, Triptolemos u. a. etwa als Richter fungieren. Durch den Spruch dieses Tribunals sollten die Einen ins Elysium gewiesen, die Andern nach dem Tartarus verstossen werden. Nach dem mit den Mysterien verbundenen Glauben sollte dabei nicht der Lebenswandel das entscheidende sein, sondern die Frage, ob jemand die Weihen empfangen hatte oder nicht. Die Uneingeweihten sollten verurteilt werden, Wasser mit durchlöcherten Gefässen in ein Fass zu giessen — ein Schicksal, das auch den ruchlosen Gattenmords schuldigen Danaiden zugeteilt wurde! Die Seligkeit denkt man sich als ein verklärtes Diesseits: man wird dort ewigen Frühlings sich erfreuen, gymnastische Spiele aufführen, Dicht- und Tonkunst üben, auch die Philosophie fortsetzen, wie denn ein Sokrates sich auf

1) Hesiod, Theogonie 220.

2) Eine ähnliche Gestalt ist jener Ixion, angeblich ein König der thessal. Lapithen, der wegen seiner Habgier, Arglist und Grausamkeit auf den Befehl des Zeus mit Händen und Füssen an ein Rad gespannt und mit furchtbarer Schnelligkeit umgedreht wird. Ebenso die Töchter des Danaos, welche fortwährend Wasser in ein durchlöchertes Fass schöpfen müssen, weil sie ihre Gatten in der Brautnacht getötet haben.

den Umgang mit den Denkern der Vorzeit freute. Aber auch von Tafelfreuden und Minne ist die Rede. Dies alles aber sind keine dogmatisch feststehenden Lehren, sondern Hoffnungen, denen man sich nach Temperament und Neigung hingab und die von Dichtern wie Pindar etwa ausgeführt wurden, aber um ihrer unsichern Grundlage willen leicht versagten, wenn man ihrer am dringendsten bedurft hätte. Die allgemeine Auffassung des Jenseits, welche seine Religion bot, hat das Volk nicht befriedigt. Daher drängte es sich zu solchen Mysterien, deren höchster Reiz eben darin bestand, dass sie über den Tod beruhigten, wovon im nächsten Abschnitt die Rede sein soll. Auch die orphische Lehre kam hier ihren Liebhabern zu Hilfe. Wie Herakles gehörte auch der sagenhafte Orpheus zu denen, welche die Schrecknisse des Hades überwunden haben; durch seinen frommen, liebevollen Gesang erweichte er selbst das Herz der Persephone und rührte sogar die Erinyen bis zu Thränen. Die orphische Schule aber hatte eine prinzipielle Grundlage ihrer Unsterblichkeitshoffnung in ihrer eigenartigen Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele. Die Seele ist nach ihr ein göttlicher Hauch, der sich im Leibe gefangen hat, das Leben daher gewissermassen eine Strafe für Sünden, welche die Seele im frühern Leben beging. Sie darf diesen Kerker, den Leib, nicht freiwillig (durch Selbstmord) verlassen, und wenn sie im Leibe sündigt, so muss sie nach dem Zusammenfallen desselben einen andern Leib beziehen. Es gibt also eine Seelenwanderung oder Neugeburt derselben auf Erden nach dem Tod. Diesem Kreislauf kann man nur entgehen durch die Reinigung der Seele, wie sie durch die Lustrationen und Weihen der Orphiker bewirkt wird. Da jedoch diese Hülfsmittel den Meisten wenig Vertrauen einflössten, so blieb die ganze Hoffnung eines Lebens nach dem Tod eine schwankende und hatte mehr subjektiven Charakter.

4. Kultus, Frömmigkeit, Sitte.

In Betreff des Kultus [1]), von welchem öfter die Rede war [2]), sei nur einiges Charakteristische hervorgehoben. Während manche Einrichtungen der Hellenen, wie Altäre, Heiligtümer, Opferhandlungen mit verschiedener Bestimmung sich bei andern Völkern ebenso finden, ist dagegen diesem Volke eigentümlich die weitgehende Pflege der Ästhetik im Kultus, innig verbunden mit patriotischer Begeisterung. Der Kultus wurde in der nachhomerischen Zeit beinahe völlig Sache des bürgerlichen Gemeinwesens und bildete den stärksten Hebel des Gemeinschaftsbewusstseins, doch

---

1) Vgl. K. H. Hermann, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten, neu herausg. von Blümner und Dittenberger, Bd. III. — G. F. Schömann, Griechische Altertümer Bd. II.

2) Siehe oben Seite 585 f. 589 f. und bei den einzelnen Göttern.

so, dass man sich auch die Familie oder die Zunft oder auch den politischen Landbezirk nicht ohne eine besondere kultische Weihe denken konnte. Wie aber die Hellenen eigene Gottheiten der Schönheit und Anmut verehren, so stellen sie alles Göttliche mehr im Zauber der Schönheit als der Erhabenheit dar. Von den kunstvollen Göttertempeln und Götterbildern war schon die Rede. Auch die kultischen Handlungen und Aufzüge standen damit in Einklang. Man kann sich nichts schöneres denken als das Fest der Panathenäen, wo der Athene in feierlicher Prozession der neue Peplos (Überwurf) zugeführt wurde, wie es seit der Zeit des Pisistratus üblich war. Ehrwürdige Göttergestalten, holde Jungfrauen mit Spenden für ihre Göttin, bekränzte Opfertiere, rossetummelnde Jünglinge in Menge nahmen an dem Aufzug teil [1]). Es war der Ehrentag der Athene, aber zugleich der festliche Höhepunkt im bürgerlichen Leben der Athener. Ebenso bildeten die Festspiele zu Olympia, dann auch zu Delphi und Korinth Mittelpunkte des panhellenischen Nationallebens. Auch dort wurde Jugendblüte und Leibesschönheit zu Ehren der Gottheit zur Schau gestellt, namentlich aber das ernstliche Ringen um den Preis der Gewandtheit und Kraft. Auch Musik und Dichtkunst liessen sich hören. Die Gottheit verlangte nicht Ertötung des Fleisches, wohl aber harmonische Ausbildung des Leibes und der Seele zu würdiger Erscheinung und siegreichem Kampf wider alle Feinde. Die Preise hatten einen hohen, aber bloss idealen Wert. Ein Fichtenkranz liess den Sieger im Wettlauf oder im Diskuswerfen als glücklichsten Menschen erscheinen.

An Festen war man namentlich in Athen ausserordentlich reich. Der Dionysosdienst war in dieser Hinsicht besonders fruchtbar. Man unterschied in Attika die kleinen und die grossen Dionysien. Die kleinen waren ein altes ländliches Weinfest im Dezember, wo man Mummenschanz und Theater spielte, erst roh, nachher in der Stadt feiner und feierlicher. Um den kürzesten Tag folgten die Lenäen, wo man den jungen Wein kostete und sich bekränzte, in Wagen umherfuhr und Theater spielte. Im Februar kamen die Anthesterien, wo man sich des neuen Weins freute; Herren und Sklaven hatten dabei gleiches Recht, da der Dionysosdienst alle gleich macht. Man trank um die Wette, mit den ersten Frühlingsblumen bekränzt. Die Frau des Archon Basileus, der dem Feste vorstand, wurde dem Dionysos feierlich angetraut. Die grossen oder städtischen Dionysien im März dagegen waren das eigentliche Frühlingsfest und galten dem Dionysos Eleuthereus, dessen Bild im 6. Jahrhundert von Eleutherä nach Athen war übergeführt worden. Pisistratos stattete das Fest mit besonderem Glanze aus, mit Chortänzen und ähnlichem, woraus

---

1) Diesen Festzug stellte ein an der Cella des Parthenon umlaufendes, c. 160 Meter langes Marmorfries dar, das jetzt grösstenteils noch gut erhalten im britischen Museum sich befindet.

die attische Tragödie und Komödie sich entwickelten. Die Leitung dieses Festes hatte der Archon Eponymos. Die Dichter widmeten dem Feste ihre besten Leistungen. So ist ein Bruchstück eines dafür bestimmten Dithyrambus des Pindar erhalten. Komödien, Tragödien und Satyrspiele wurden aufgeführt.

Ganz anderer Art hinwieder waren die trieterischen (alle 3 Jahre wiederkehrenden) Feiern des Dionysos, welche von Thrakien her sich über ganz Griechenland verbreitet haben und durch ihre wild ekstatische Schwärmerei gekennzeichnet waren [1]. Die daran teilnehmenden Weiber versetzen sich durch Weingenuss und Tanz in einen Taumel, wo die Schrecken der Natur für sie nicht mehr sind; sie behängen sich mit Schlangen, reichen wilden Tieren ihre Brust oder zerreissen dieselben und verschlingen das rohe Fleisch. Das Ziel dieser seltsamen Raserei ist eben dieser selige Taumel, wo der Mensch, über alle Schranken und Schrecken hinweggehoben, sich mit dem Naturgott Eins fühlt.

Dieser Enthusiasmus führt uns zu den eigentlichen Mysterien [2], deren geheimnisvolles Wesen die Griechen in steigendem Masse anzog, je mehr im übrigen ihre Götterwelt ins menschlich Sichtbare herabgezogen worden war. Nicht selten werden die Mysterien von Samothrake genannt, die mit dem Kabirendienst verbunden und für die Schiffer wichtig waren, da sie ihnen glückliche Fahrt sichern sollten, doch ist über sie wenig bekannt. In Griechenland waren diejenigen von Eleusis die berühmtesten. Daselbst hatte das priesterliche Geschlecht der Eumolpiden die Hierophantenwürde bis in die römische Zeit hinab inne, das sich von dem mythischen Eumolpus ableitete, welcher diese Mysterien gestiftet habe. Sie waren der Demeter geweiht und bestanden in Darstellungen der Schicksale dieser Göttin und ihrer Tochter Persephone. Öffentliche Prozessionen von Eleusis nach Athen und zurück leiteten die Feier ein. Zu Eleusis wurde aufgeführt, was Demeter dort erlebt und erlitten habe. Auch für den Humor war reichlich gesorgt; derselbe kam namentlich in den Scherzen der Magd Jambe (Baubo bei den Orphikern) zur Geltung, womit diese die an einem Brunnen von Schmerz und Mattigkeit überwältigt niedergesunkene unerkannte Demeter aufheiterte und Speise zu nehmen bewog. Nur die Eingeweihten aber wurden zu den geheimen Akten zugelassen, über welche zu schweigen strenge geboten war. Man wurde nach verschiedenen Reinigungen und Opfern (Ferkel) erst in die „kleinen“, dann in die „grossen Mysterien“ eingeweiht. Jedermann durfte sich einweihen lassen, sofern er keine Blutschuld auf dem Gewissen hatte. Zuerst freilich behielten sich die Edeln Athens dieses Recht vor, später wurden

---

1) Siehe deren Beschreibung oben S. 610.

2) Grundlegend war für die Behandlung des Gegenstands Chr. Aug. Lobeck, Aglaophamus, sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres, 2 voll., Regimont. Pruss. 1829.

aber eine Menge anderer Hellenen [1]), Männer und Frauen und zuletzt sogar Ausländer zugelassen. Die höchste Weihe galt dem geheimsten Akt der Epoptie. Was dabei den Adepten mitgeteilt wurde, ist unbekannt. Nach allen Zeugnissen aber wurden die Eingeweihten über ihr Schicksal in der Totenwelt beruhigt und gingen mit süssen Hoffnungen von dannen. Die Verheissung des homerischen Hymnus auf Demeter (480—482) lautete: „Selig ist der Mensch, der diese heiligen Handlungen geschaut hat; wer aber ungeweiht ist und unteilhaftig der heiligen Begehungen, der wird nicht gleiches Los haben nach seinem Tode, im dumpfigen Dunkel des Hades". Auch Pindar [2]) preist denjenigen glücklich, der jene Weihen geschaut habe und dann hinabgehe in die hohle Erde; denn er kenne des Lebens Ende und gottverliehenen Anfang. Ebenso heisst es bei Sophokles [3]): „Dreimal selig sind die Menschen, die, nachdem sie diese Weihe geschaut, zum Hades gehen; denn diesen ist allein verliehen zu leben, und den Andern nichts als Elend dort." Man hat angenommen, es sei den Geweihten eine besondere Lehre mitgeteilt worden, etwa die aus dem Schicksal des Saatkorns gewonnene, dass das Tote wieder zum Leben aufstehe wie die vom Pluton entführte Kore. Allein damit stimmt nicht, dass von keiner Auferstehungshoffnung die Rede ist, sondern nur von seligem Aufenthalt im Hades. Vermutlich wurde diese Seligkeit in lockenden, farbenprächtigen Bildern vorgeführt. Dass aber bloss die Eingeweihten daran teilhaben sollten, und zwar diese unbeschadet ihres Vorlebens, während vielleicht ganz anders würdige, die nicht das Glück hatten nach Eleusis zu kommen, im Hades freudlos bleiben müssten, hat schon frühe Bedenken und Zweifel erweckt. Diogenes hält sich darüber auf, dass ein Epaminondas im Jenseits weniger selig sein soll als ein Dieb, der sich die Weihen erworben habe.

Priester [4]) fehlen zwar nirgends im griechischen Kultus; mancherorts wie in Eleusis ist es eine Familie, in welcher die Bedienung des Heiligtums sich forterbt. Aber eine einheitliche Priesterschaft des Landes hat es nie gegeben, und schon dieser Mangel eines Zusammenhangs der einzelnen Priesterkollegien war ein Grund, warum sie nie zu grösserer Macht gelangten. Man schrieb ihnen aber auch nicht ausschliessliche Berechtigung zum Opferdienste zu. Die Priester verwalteten ihr Amt in der Regel im Auftrage des Staates und erhielten dafür einen Teil der dargebrachten Gaben.

Viel wichtiger war die geistige Leitung, die von den Orakeln [5])

1) Hellenen durften schon vor den Perserkriegen aufgenommen werden, wenn sie einen athenischen Gastfreund hatten, der als Weihepathe diente.

2) Fragm. 102.

3) Fragm. 753.

4) Vgl. Jak. Burckhardt, Gr. Kult. II, 135 ff.

5) Vgl. den reichhaltigen Art. Divinatio von Metzger in Pauly, Realencyklopädie des klassischen Altertums S. 1113—1185 (1842).

ausging. Eigentliche, in unmittelbarer Inspiration redende Seher finden wir nur im sagenhaften Altertum, so bei Homer einen Kalchas, Tiresias, Helenos, Polydamas, Amphiaraos, Halitherses, eine Kassandra [1]). Allein schon diese sprechen in der Regel im Anschluss an vorkommende Wahrzeichen und Wunderzeichen, die sie zu deuten verstehen. In geschichtlicher Zeit sind eigentliche Propheten ganz verschwunden; wo welche auftreten, hält sie jeder Gebildete für Gaukler, es sei denn dass sie nur Träume und andere Vorzeichen auslegen und die Eingeweide der Opfertiere beschauen, wofür man Orakelmänner (*χρησμολόγοι*) tauglich erachtete. Eine weit grössere Rolle spielen durch die ganze alte Geschichte Griechenlands hindurch die alten Naturorakel, welche freilich auch gewisse Wandlungen durchmachten. Das älteste [2]) derselben war das des Zeus zu Dodona, wo aus dem Rauschen der hl. Eiche und dem Gemurmel der an ihrem Fusse sprudelnden Quelle, sowie aus dem Schall eines ehernen Beckens, gegen welches der Wind ein aufgehängtes Instrument schlug, der Wille des Gottes von Priesterinnen und Priestern abgelauscht wurde. Zu Delphi waren es aus einer Erdspalte ausfsteigende betäubende Dünste, durch welche die Pythia [3]), den narkotischen Lorbeer kauend und auf einem Dreifuss sitzend, in Ekstase versetzt wurde, so dass sie unverständliche Laute von sich gab, welche die Priester (*προφῆται*) in Worte umsetzten. Es lässt sich nicht leugnen, dass dies mit Geist und in der Regel nach höherer sittlicher Norm geschah, was denn auch diesem Orakel hohe Achtung im ganzen Lande einbrachte. Aber die Quelle selbst, wie alle solche Naturoffenbarung, die man unter dem Namen Sibylle personifiziert hat, war eine unsichere, die Kundgebungen dunkel und zweideutig. Das galt denn auch häufig genug von den daraus geschöpften Sprüchen. Auf bestimmte unzweideutige Vorhersagungen liessen sich die klugen Priester selten ein; in der Regel beschränkten sie sich darauf zu sagen, was geschehen sollte, nicht was geschehen werde. Doch ist der Einfluss dieser Offenbarungsstätte auf das ganze Volksgemüt und Volksleben nicht gering anzuschlagen. Holte man doch bei den wichtigsten politischen Fragen, bei Einführung von Verfassungen und Kulten, bei Grenzstreitigkeiten und der Aussendung von Kolonieen seine Meinung oder Sanktion ein. Dass ein solches Schiedsgericht, dem man sich oft freiwillig unterzog, für das eines obersten Tribunals entbehrende Land von höchster Wichtigkeit war, leuchtet ein. Die Geschichtschreiber erzählen auch einzelne merkwürdige Vorhersagungen des pythischen Apollo; z. B. Herodot (7, 220) teilt den vor den Perserkämpfen nach Sparta gesandten Bescheid mit, entweder Lakedämon oder einer

---

1) Vgl. hierüber v. Orelli, Alttestamentl. Weissagung von der Vollendung des Gottesreichs, Wien, 1882, S. 16.

2) Herodot 2, 52. Siehe dort die Erörterungen über den Ursprung des Orakels 2, 54 ff.

3) Eine Jungfrau, später eine Frau. Vgl. auch oben S. 601.

seiner Könige werde verloren sein, was Leonidas mit zum Heldentod entflammen mochte. Anderseits erzählt derselbe Schriftsteller Fälle, wo die Pythia sich habe bestechen lassen[1]). Bekannt ist, wie Demosthenes ihr einen ähnlichen Vorwurf machte: *ἡ Πυθία φιλιππίζει.* — Mit der politischen Selbständigkeit Griechenlands sank auch sein Orakel zu Delphi, da es in der Regel nur noch für blosse Wahrsagerei in Anspruch genommen wurde. Plutarch sah sich veranlasst, eine eigene Schrift über die Abnahme und das Verschwinden der Orakel zu schreiben.

Zu allen Zeiten haben die Griechen ausserdem auf prophetische Träume geachtet. Da und dort bestanden eigentliche Traumorakel, wo namentlich Kranke im Traum die Mittel für ihre Heilung erfahren sollten. Bei Homer sehen wir die Helden stark von Träumen beeinflusst, in welchen ihnen nicht selten auch die Götter erscheinen. Freilich wird an einer Stelle[2]) unterschieden zwischen den Träumen, die aus dem elfenbeinernen Thor kommen, um den Menschen zu täuschen (was die Götter zuweilen beabsichtigen) und solchen aus dem hörnernen Thor, welche zuverlässige Kunde bringen. Aber auch die Historiker halten manche Träume geschichtlicher Personen ihrer Erfüllung wegen für wert, erzählt zu werden. Man betrachtete solche weissagende Träume als ein Geschenk der Götter. Auch gab es eine Zunft von Traumdeutern, welche um billigen Lohn ihr Geschäft besorgten. Diese Art der Divination hatte in Hellas zu allen Zeiten mehr Boden als z. B. die Astrologie, wohl deshalb, weil sie im menschlichen Innern selbst spielt. Im 2. Jahrhundert nach Chr. hat Artemidoros aus Ephesus die Litteratur über die Träume gesammelt und das Ergebnis seiner Studien in seiner Schrift Oneirokritika (Traumkunde) niedergelegt, worin er die Unterscheidung der von den Göttern gesandten und der von den Zuständen des Leibes und der Seele erzeugten Träume durchzuführen suchte.

Welchen Einfluss übte die griechische Religion auf die theoretische und praktische Sittlichkeit des Volkes aus[3])? Auch im alten Hellas war die gute Sitte durch die Autorität der Götter getragen und beschirmt. Das Bewusstsein jeder sittlichen Verpflichtung war vom Bewusstsein der Abhängigkeit von der Gottheit unzertrennlich; denn von dieser hatten auch alle menschlichen Ordnungen ihren heiligen, unverbrüchlichen Charakter. Nur weil von den Göttern gegeben, waren irgendwelche Satzungen schlechthin bindend. Sie waren selbstverständlich auch die Rächer bei frevelhafter Übertretung. Von jeher war demnach das Regiment der Götter als ein mehr oder weniger moralisch bestimmtes aufgefasst worden. Diese Anschauung ist für den alten Hellenen so selbst-

---

1) Herodot 5, 63; 6, 66.
2) Odyssee 19, 560 ff.
3) Vgl. ausser Nägelsbach besonders Leopold Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, 2 Bde., Berlin 1882.

verständlich, dass sie gar nicht gelehrt zu werden braucht; es genügt offene Augen zu haben, um in der Geschichte überall die Spuren der waltenden, vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit wahrzunehmen. So zeigt sich das antike Epos (Homer) vom Gedanken der gerechten Vergeltung beherrscht. Die Verletzung des hl. Gastrechts und die Verführung der Helena bilden eine so schwerwiegende Schuld, dass die Götter sie so wenig als die Menschen ungeahndet lassen können; sie bringt bei der hier wie sonst im Altertum vorausgesetzten Solidarität der Volksgenossen das schwere Unheil über die Trojaner. Deren Untergang aber besiegelt die That des Pandaros, jener frevelhafte Bruch des vor den Göttern feierlich beschworenen Waffenstillstandes. Ebenso ist nach Herodot die politische Geschichte von dem gerechten Walten der Götter durchzogen, welche Übermut und Ungerechtigkeit nie ungestraft lassen. Und bei den Tragikern ist desgleichen das Verhängnis durch die Schuld motiviert, welche gesühnt werden muss, namentlich durch ererbte Schuld, womit die Nachkommen von den Vorfahren her belastet sind.

Wie unzertrennlich die Schuld von des Menschen Leiden und Untergang angesehen wurde, geht besonders aus solchen Beispielen hervor, wo die feindlichen Götter ihn durch Verblendung in Frevel stürzen, um ihn verderben zu können. Mag, nach modernem Massstab gemessen, die persönliche Zurechnungsfähigkeit des Sünders eine beschränkte sein, mag die göttlich gewirkte Verblendung ihn seines ruhigen Urteils beraubt haben, er geht als Schuldiger unter nach unverbrüchlichem Gesetz, welches Sühnung der Schuld verlangt. Gewiss vermisst man hier besonders stark jenes Verhältnis der Liebe zu den Menschen als ihren Geschöpfen, welches allein der Gottheit wahrhaft würdig wäre. Doch liegt ein anerkennenswerter Ernst in der Auffassung der Schuld als eines die Vergeltung notwendig nach sich ziehenden, zuletzt alles Unheil erklärenden Faktors, ebenso in den Sühngebräuchen, welche diesen Fluch der Sünde abwehren sollen und unter welchen auch Menschenopfer nicht fehlen.

Die Sünde ist bei den Griechen als ein Einbruch in die göttliche Ordnung gedacht, eine Störung der Harmonie zwischen Götter- und Menschenwelt, die notwendig ausgeglichen werden muss. Zu einem grossen Teil gehört die Sünde in die Kategorie der Hybris, d. h. des frevelhaften Überschreitens der dem Menschen gesetzten Schranke. Dahin gehören nicht nur alle Beeinträchtigung und Schädigung des den Göttern geweihten Gebietes, ihrer Eigentumsrechte und Opferansprüche, auch schon die Überhebung des Menschen ist Hybris, wobei er seiner Abhängigkeit und Unterthanenstellung vergisst, sein Haben und Können, seine Würde und sein Glück überschätzt. Gerade ein ungetrübtes Glück ist gefährlich; es macht die Menschen übermütig und erregt den Neid der Götter. Jene Niobe, die sich in ihrem mütterlichen Glücke, mit ihren sechs Söhnen und sechs Töchtern vor Leto bevorzugt dünkte, die nur eines Sohnes und einer Tochter sich rühmen konnte,

hat damit den göttlichen Neid und Zorn herausgefordert; alsbald erlegt Apollo ihre Söhne, Artemis ihre Töchter mit schnell treffendem Geschoss. In der Geschichte kennt Herodot manche solche Beispiele[1]). Daher fürchtet man bei gar zu vollkommenem Glück und Erfolg diesen gefährlichen „Neid" der Himmlischen zu erregen; man nimmt kleinere Missgeschicke in den Kauf, indem man sich damit tröstet, sie wenden jenen Zorn ab; ja man legt sich wohl selbst einen empfindlichen Verlust auf, um jenem Neide zu entgehen (Ring des Polykrates).

Positiv lässt sich die richtige gottgefällige Gesinnung des Menschen bezeichnen als Eusebeia, jene Frömmigkeit, welche keine religiöse Pflicht versäumt und Sophrosyne, d. h. jene massvoll in den gegebenen Schranken bleibende Vernünftigkeit, welche vor der dem Griechen leicht verhängnisvollen leidenschaftlichen Erregung bewahrt und jedem Alter, Stand und Geschlecht das ihm wohl Anstehende eingibt. Das Intellektuelle tritt in dieser Tugendlehre stark hervor als Basis oder Vorbedingung des rechten Verhaltens, ebenso aber das Ästhetische, welches bei den Griechen von der Ethik so wenig zu trennen ist, als von der Religion. Dass der Mensch im richtigen Takte handelt, weder ins eine noch ins andere Extrem verfallend und so sein Leben in schönem Ebenmass verläuft und sich harmonisch zum Ganzen verhält, das ist das griechische Ideal.

Den Herrscher lehrt die Sophrosyne sich vor Übermut und ungerechter Gewaltthat frei halten, den Sieger, die Toten ehren, den Bürger seine Tüchtigkeit durch *καλοκαγαθία* beweisen; das Weib, seinem Gatten unbedingt treu und ergeben zu sein; die Kinder, ihre Eltern in Ehren halten. Auch fehlt es im griechischen Familienleben nicht an rührenden Beispielen inniger Verbundenheit, so im Verhältnis der Geschwister zu einander (Antigone, Elektra), im Ehebund (Andromache, Penelope). Auch die Freundschaft zwischen geistesverwandten Männern hatte in Hellas einen fruchtbaren Boden. Die Frau steht dem Manne ohnehin geistig nicht ebenbürtig zur Seite, da ihr die Bildung mangelt. Zwar ist durch die Monogamie ihr eine würdigere Stellung gesichert, als sie bei den meisten Barbaren einnimmt. Allein dem Manne ist die eheliche Treue, welche ihr so streng eingeschärft wird, nicht zur Pflicht gemacht; das Hetärenwesen steht in üppiger Blüte, und die Hetäre ist schon deshalb eine gefährliche Nebenbuhlerin, weil sie sich in freiem Umgange alle geistige Bildung aneignen kann, die dem züchtigen Weibe versagt bleibt.

Eine andere Gefahr lag für die Familie in dem Übergewicht des Staatslebens. Gegen die Blütezeit des hellenischen Volkes hin wurde mehr und mehr das bürgerliche Gemeinwesen wie der Träger aller Religion, so auch der Inbegriff aller sittlichen Verpflichtungen. In edler Freigebigkeit für den Staat, in Hingabe

1) Vgl. Herodot 1, 32. 207; 7, 10. 46; 8, 13.

von Blut und Leben fürs engere und weitere Vaterland erblickte man die höchste Mannestugend. Die Familie galt nur noch als Mittel zum Zweck der Erlangung tüchtiger Staatsbürger und tapferer Krieger. So musste denn die Gattin, wenn sie keine Hoffnung mehr auf Erzeugung eines kräftigen Nachwuchses erwecken konnte, einfach von ihrer Stelle weichen. Am rücksichtslosesten verfuhr man in dieser Hinsicht seit Lykurg in Sparta. Aber selbst ein Plato hatte so wenig Sinn für die Würde der Familie, dass er in seinem Staatsideal Weibergemeinschaft in Aussicht nahm, was Aristoteles überwiegend aus Nützlichkeitsbedenken tadelt. Mehr vereinzelt sind die Stimmen, welche die Gatten mahnen, ihre Weiber im besten, was sie selbst wissen, zu unterrichten, damit sie auch geistige Gemeinschaft hätten, so Sokrates im Gastmahl des Xenophon und besonders Xenophon im Ökonomikus (7—10) und Plutarch in seinen Ratschlägen an Ehegatten, von welchen namentlich der letztgenannte durch wahrhaft edle und tiefe Auffassung der Ehe sich auszeichnet.

Auch die Erziehung musste unter jener Hintansetzung der Familie leiden. Die Knaben wurden schon früh dem elterlichen Hause weggenommen, um in öffentlichem Zusammenleben mit den Altersgenossen unter strenger, in Sparta sogar grausamer Zucht zu schmerz- und todverachtenden Männern abgehärtet zu werden. Nicht wenig trug zu roher Gesinnung das Institut der Sklaverei bei. Die Sklaven wurden namentlich in Sparta furchtbar hart behandelt. Man schlug sie dort regelmässig, um in ihnen kein anderes Bewusstsein als das der Rechtlosigkeit aufkommen zu lassen; sie durften nicht blühend oder kräftig aussehen; ihr Leben war vogelfrei; die spartanische Jugend liess man gelegentlich Jagd auf sie machen. Anderwärts, zumal in Athen, wurden sie allerdings menschlicher gehalten. Auch herrschte etwa seit dem peloponnesischen Kriege die Anschauung, dass man eigentlich nicht Hellenen, sondern nur Barbaren zu Sklaven haben sollte; aber diese schienen um so mehr dafür geschaffen. Auch ein Aristoteles[1]) sanktioniert durchaus die Sklaverei selbst, da die einen Menschen aufs Herrschen, die andern aufs Dienen angelegt seien. Dass wohlgesinnte Herren ihre Leibeigenen väterlich behandelten, ersieht man schon z. B. aus der Odyssee, und die Weisen Griechenlands versäumten nicht, den Gebietern ans Herz zu legen, dass es in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse liege, sich gegen ihre Sklaven gerecht und weise zu benehmen. Auch die Religion gewährte mancherorts den Sklaven gewisse Freiheiten, z. B. Teilnahme an einzelnen Festen[2]). Aber sie schirmte deren Menschenrecht höchst ungenügend und steht

---

1) Aristoteles, Politik 1, 2—6.

2) Vor Misshandlungen konnte der Sklave etwa zu einem Altare sich flüchten. In Athen durfte ein gar zu schlecht behandelter in das Heiligtum des Theseus fliehen und dort von den Behörden Verkauf an einen andern Herrn verlangen.

darin weit hinter der mosaischen zurück. Die Aussage des Sklaven vor Gericht galt kaum, wenn sie nicht durch die Folter erpresst war, was regelmässig vorkam. Mit dem Verfall der Religion und Sitte ging auch wieder grausamere Behandlung der Sklaven von Seiten üppiger Grosser Hand in Hand. Die römische Kaiserzeit sah bei aller Verfeinerung der Sitten die empörendsten Roheiten auf diesem Gebiet.

Die edelangelegten Griechen waren, wie ihre ganze Litteratur beweist, an sittlichen Idealen reich, wenn auch diese Ideale gewisse Einseitigkeiten und Fehler an sich trugen. Die tiefsten dieser Fehler wurzeln in der griechischen Religion, deren Grundbegriffe sittlich zu wenig bestimmt waren, um durchgreifend eine heiligende Zucht auszuüben. Und die sinnliche Ausartung der hellenischen Religion hat zum sittlichen Verfall unmittelbar beigetragen. Wir haben bereits auf den Widerspruch hingewiesen, in welchem nicht allein die homerisch-hesiodische Mythologie, sondern auch die alten naturwüchsigen Mythen selbst zu der bessern sittlichen Erkenntnis des Volkes standen [1]). Zwar auch die polytheistische Naturbefangenheit der alten Götter, die Verendlichungen und Vermenschlichungen der Gottheit mussten beim Ausreifen der hellenischen Gedankenwelt anstössig werden und haben schon frühe von Seiten der Denker Widerspruch erfahren [2]). Allein alles andere liess sich schliesslich eher ertragen als die sittliche Karikierung der Götter durch die Mythologie. Gegen diese haben die erleuchteteren Geister scharfen Protest erhoben, indem sie Homer und Hesiod dafür verantwortlich machten, über welche Xenophanes klagt: „Alles legten sie den Göttern bei, was bei Menschen schmachwürdig und schlecht, stehlen, ehebrechen und sich gegenseitig betrügen.“ Und Heraklit urteilt, Homer müsste aus den Wettkämpfen ausgestossen werden und Backenstreiche empfangen, der Lyriker Archilochus (um 700) desgleichen. Besonders merkwürdig ist aber die einlässliche Kritik der überkommenen Mythologie durch Plato, welcher im 2. Buch seines Staates schreibt:

„Vornehmlich sind die grösseren Lügen des Homer und Hesiod zu tadeln; denn das ist doch am schlimmsten gelogen, wenn jemand in seiner Rede auf eine schlechte Weise die Natur der Götter und Heroen darstellt, was dem Unterfangen des Malers vergleichbar, der einen Gegenstand ähnlich malen wollte und nichts ähnliches malt. Zuerst nämlich hat doch die wichtigste Lüge in den wichtigsten Dingen gelogen, wer da sagt, dass Uranos das gethan, was Hesiod ihn thun lässt, und dann auch wie Kronos ihn bestraft habe. Kronos Thaten aber und vom Sohn erlittene Schmach dürften, wie mich däucht, auch wenn sie wahr wären, gar nicht so leichtsinnig an Unverständige und junge Leute erzählt, sondern sollten weit

1) Siehe Seite 584.

2) So von dem Eleaten Xenophanes (geb. c. 569 v. Chr), Heraklit von Ephesus, vollends Plato und den Spätern.

lieber verschwiegen werden; wäre aber eine Notwendigkeit vorhanden, sie zu sagen, so müssten sie insgeheim so wenige als möglich hören, die nicht bloss ein Schwein, sondern irgend ein grosses und seltenes Opfer geopfert hätten, so dass nur den wenigsten möglich wäre, es zu vernehmen. Dergleichen Sagen dürfen in unserem Staate gar nicht ausgesprochen werden, am wenigsten vor einem jungen Menschen, welcher, wenn er auch das äusserste thäte, ja wenn er auch den Vater auf alle Art wieder züchtigte, von dem er beleidigt worden, nichts ungewöhnliches zu thun meinen würde, sondern nur das auszuüben, was auch die grössten und besten der Götter thun. Auch ist es keineswegs weder schicklich, wenn es heisst, dass Götter mit Göttern kriegen, sich nachstellen und kämpfen, noch ist es wahr, wenn wir nämlich an denen, welche den Staat bewahren sollen, wechselseitige Feindschaften für das abscheulichste halten müssen; noch weniger wird man die Fabeln von den Gigantenkriegen und vielen und mannigfaltigen andern Feindschaften der Götter und Heroen gegen ihre Verwandten und Befreundeten ihnen erzählen und vorsingen dürfen. Vielmehr, wenn wir im Stande sind sie zu überreden, dass nie ein Bürger dem andern feind war, wie denn dies auch gar nicht recht sei, so müssten Greise, Matronen und Erwachsene dies vorzüglich schon gleich den Kindern sagen; die Dichter aber muss man nötigen, auf gleiche Weise zu dichten. Wie dagegen Hera von ihrem Sohne gefesselt worden, wie Hephästos, da er seiner Mutter zu Hilfe kommen wollte, von seinem Vater herabgestürzt wurde, und alle jene von Homer erzählten Götterkämpfe dürfen wir in unserm Staate nicht aufnehmen, mögen sie einen geheimen Sinn haben oder nicht. Denn der Jüngling ist ja nicht im Stande zu beurteilen, was einen geheimen Sinn hat und was nicht.“

Dass diese Kritik in jener Zeit keineswegs eine vereinzelte war, beweist die Anklage des Redners Isokrates[1]) gegen den Sophisten Polykrates:

„Du hast dir die Wahrheit nicht lassen angelegen sein, sondern bist den Lästerungen der Dichter gefolgt, welche abscheulichere Thaten und Züchtigungen von den Kindern der Unsterblichen aussagen, als man sie kaum bei den verworfensten Menschen erwartet. Solche Dinge sogar sagen sie von den Göttern, welche niemand von seinem Feinde zu sagen wagen würde. Denn sie beschimpfen sie nicht bloss durch Beilegung von Diebstahl, Ehebruch und Tagelöhnerei bei den Menschen, sondern auch durch Beilegung von Fressen der Kinder, Verschneiden der Väter, Beschlafen der Mütter und anderer Laster.“

Der Widerspruch, dass die Götter alles Unschöne und Schlechte, was die Menschen sich zu schulden kommen lassen, rächen, selber aber noch schlimmeres ungescheut verüben sollten, war doch allzu grell. Die Einen schoben also diese anstössigen Mythen, damit

1) Isokrates in der laudatio Busiridis.

aber zugleich den Nährboden der hellenischen Religion, auf die Dichter ab[1]). Andere, wie der gottesfürchtige Plutarch, nahmen zu einer allegorischen Deutung Zuflucht. Es fehlte aber nach allem Anschein auch an solchen nicht, denen die Unthaten und Unsitten der Götter zu willkommener Entschuldigung ihres eigenen Leichtsinns dienten. Hatte doch ohnehin das griechische Naturell eine starke Neigung, der Leidenschaft die sittliche Schranke zu opfern. Nicht wenig trug aber auch die Entwicklung des Kultus zum Überwuchern der Sinnlichkeit in Lebensanschauung und Sitte bei. Die Blossstellung der Leibesschönheit, welche sowohl in der Plastik Übung wurde, während die ältern Statuen züchtig bekleidet gewesen waren, als auch bei den gymnischen Spielen zur Sättigung der Augenlust diente, hatte ihre sittlichen Gefahren, denen das Volk trotz seinem Idealismus nicht gewachsen war. Wenn Buhldirnen den Bildhauern als Modelle für Statuen der Göttinnen dienten, so die berüchtigte Phryne dem Praxiteles für seine Venus Gnidia, oder Pankaste, die Buhlerin Alexanders, für eine Venus Anadyomene, so kann man sich denken, wie lockernd solche Vergötterung der Sinnenlust auf die sittlichen wie die religiösen Anschauungen wirkten. Schon in der Blütezeit Athens aber war es mit der geschlechtlichen Moral schlimm bestellt. Unzucht aller Art wurde nicht etwa nur von den gemeinen Elementen des Volkes, sondern auch von den Edelsten und Angesehensten ungescheut getrieben; selbst des garstigen Lasters der Knabenliebe[2]) schämten sich feine, philosophisch gebildete Männer nicht. Solchen Unsitten wehrte kein Verbot; traute man sie doch selbst den Göttern zu. Der rasche Verfall der griechischen Nation war nicht zum wenigsten die Folge dieser moralischen Verderbnis.

Tholuck[3]) hat seiner Zeit die Defekte der griechischen Sittlichkeit in einem Schriftchen scharf beleuchtet, welches zum Teil heftigen Widerspruch von Seiten der Liebhaber des klassischen Griechentums hervorrief und sie veranlasste, den moralischen Charakter des Alten Testaments in Anspruch zu nehmen. Dies war nun freilich keine geschickte Antwort. Denn die Vergleichung des Alten Testaments lässt jenen Mangel der hellenischen Religion nur um so stärker hervortreten. Auch die edelsten und weisesten unter den Griechen kommen an sittlichem Ernst den Trägern der

---

1) Dass man in der Blütezeit des hellenischen Volkstums sich hüten musste, als Verächter der Götter selber zu erscheinen, beweist das Los des Sokrates, dem die Anklage auf Einführung fremder Götter verhängnisvoll wurde, sowie das des Phidias, der auch im Kerker starb, wohin ihn die Beschuldigung brachte, er habe auf dem Schild der Parthenos sein eigenes Bild und das des Perikles verewigt. Alkibiades wurde desgleichen wegen Sacrilegien verfolgt.

2) Bei Homer findet sich keine Spur dieses Lasters. Dagegen war es in der Blütezeit Griechenlands sehr verbreitet und keineswegs verpönt.

3) A. Tholuck, Der sittliche Charakter des Heidentums, 3. Aufl., Gotha 1867.

mosaisch-prophetischen Religion von ferne nicht gleich. Und wenn im Alten Testament Vorfälle berichtet werden, welche die menschliche Sünde in abschreckender Weise offenbaren, so wird diese damit eben gerichtet, niemals mit dem verführerischen Zauber der Schönheit umgeben oder gar durch den Nimbus der Gottheit in den Himmel erhoben. Dass tiefere Frömmigkeit auch die Gewissen der Hellenen in Bezug auf die Pflichten des Lebens erleuchten konnte, hat Tholuck namentlich am Beispiel Plutarchs gezeigt. Und dass die gebildeten Griechen der Blütezeit nicht ohne Frömmigkeit waren, hat Schömann[1]) mit Recht geltend gemacht. Aber es wird dabei bleiben, dass der Mangel an Erkenntnis des wahren Gottes auch sie trotz ihrer feinen Empfindung für alles Menschliche nicht einmal zum wahren Begriff der Menschlichkeit kommen liess, welchen gefunden zu haben man ihnen oft als Verdienst anrechnet. Ihre niedrige Schätzung der Sklaven, der Nichtgriechen, ja des eigenen Weibes, beweist, dass ihnen nicht der reine Begriff der Menschheit, sondern ihr nationales Selbst als das Ideal vorschwebte, welchem sich der Einzelne hinzugeben habe[2]). Schon dieses Ideal war nicht frei von Egoismus. Erst das Christentum konnte die wirkliche Menschenliebe bringen, weil es die Liebe Gottes zur Menschheit offenbarte.

IV. Die Römische Religion.

Einleitung[3]).

Dem hellenischen Völkerstamme nahe verwandt ist der italische, der jedoch geraume Zeit seine eigenen Wege gegangen war, als er durch die Römer auf die Weltbühne trat, wo er nach einem halben Jahrtausend aufsteigender Bewegung zur eigentlichen Herrschermacht sich erhob, welcher alle erreichbaren Mächte sich

1) G. F. Schömann, Das sittlich-religiöse Verhalten der Griechen in der Zeit ihrer Blüte, Greifswald 1848, wo jedoch der Abstand vom Christentum weniger an der Bibel als an modern verflachter Religiosität gemessen ist.

2) Von der einheitlichen Auffassung der Menschheit bei den Stoikern, besonders den römischen, können wir hier ohne Unbilligkeit absehen, da ihre „Liebe" keine Macht im Volksleben werden konnte.

3) Vgl. zur Einleitung bes. Theod. Mommsen, Römische Geschichte, 5 Bde., 8. Aufl., Berlin 1888. — Eduard Meyer, Geschichte des Altertums Bd. II (1893). — G. F. Hertzberg, Geschichte von Hellas u. Rom, Bd. II, Berlin 1879 (bei W. Oncken). — Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Bd. III: Das Sakralwesen, 2. Aufl. von Wissowa, Leipz. 1885. — W. S. Teuffel, Geschichte der römischen Litteratur, Leipz. 1870, 5. Aufl. 1890.

unterwerfen mussten, so dass ihr Regiment den eigentlichen Abschluss der Geschichte des Altertums bildete.

Auch diese Italiker waren, gleich den Hellenen, in eine grosse Zahl von Stämmen und Völkerschaften zerfallen, die ihre sprachlichen, politischen und religiösen Besonderheiten aufwiesen. Ja es finden sich in der historischen Zeit auf der grossen italischen Halbinsel noch Völkerschaften, welche überhaupt nicht zum indogermanischen Italerstamm zu gehören scheinen, übrigens nach ihrem ethnologischen Zusammenhang schwer heimzuweisen sind. Dahin gehören die Ligurer in den Seealpen, früher auch in der Poebene und westlich bis nach den Pyrenäen vorgedrungen, und die geschichtlich viel bedeutenderen Etrusker[1]), welche ebenfalls in der Poebene gehaust haben und bis in die Alpen, wo die Räter zu ihnen zu zählen, namentlich aber südwärts bis zum Tiber vorgedrungen sind und an der Schwelle der geschichtlichen Zeit als das bedeutendste Reich in Italien dastehen. Sie redeten ihre eigene Sprache, die durch zahlreiche Inschriften bezeugt, aber nach ihrem Zusammenhang mit den bekannten Sprachen noch immer ein Rätsel ist. Wenn die Etrusker wirklich, wie die meisten Neuern annehmen[2]), mit den Turscha der Siegesinschriften Merneptahs II und Ramses III und die dort in gleichem Zusammenhang genannten Schardana, welche schon in der Garde Ramses II erscheinen, mit den Sardiniern identisch sind, dann haben diese Völker schon im 14. und 13. Jahrhundert sich über die See gewagt und an räuberischen Vorstössen nach Osten gegen das ägyptische Reich sich beteiligt. Auf alle Fälle beherrschten die Etrusker vor der römischen Zeit das nach ihnen benannte „tyrrhenische“ Meer, befuhren es als Handelsleute und Seeräuber, und liessen sich sogar auf Lemnos bleibend nieder. Sie hatten auf italischem Boden zahlreiche Städte (Pisä, Volaterrä, Vetulonia, Populonia, Rusellä, Tarquinii, Caere u. s. w.) und erzeugten vor dem Aufblühen Roms eine eigenartige Kultur. Doch zeigt sich diese schon so lange man sie kennt, durch phönizisch-griechische Einflüsse befruchtet. Die Phönizier mögen schon einige Jahrhunderte vor den Griechen diese Küste besucht und ihre Bewohner zu Schiffahrt und Handel angeregt haben. Aber der Haupteinfluss, den vor allem die etruskische Kunst erkennen lässt, war der griechische. Die etruskische Religion trug von Haus aus einen eigenartig ernsten, düstern Charakter und war hieratisch sehr entwickelt; sie ist in gewissen Stücken, so in Bezug auf die Kunst der Haruspices, für die Römer Vorbild gewesen.

Der vielverzweigte Italerstamm dagegen, aus dem die Römer hervorgegangen sind, lässt sich schon aus seiner Sprache mit Leichtigkeit als gut indogermanisch und mit den Griechen näher

---

1) O. Müller, Die Etrusker, Bresl. 1828, 2. Aufl. von Deecke 1877.

2) Zuerst de Rougé, Chabas. S. W. Max Müller, Asien S. 371 ff. Gegenteilige Ansicht von Brugsch, Gesch. Äg. S. 578.

verwandt erkennen. Aber auch diese Italer waren in manche Stämme zersplittert und, anders als bei den Griechen, war das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen Gruppen sogar ganz erloschen, wenn auch die Sprachdialekte nicht weiter auseinandergingen als bei jenen. Abgesehen von den Illyriern, welche weiter abgezweigt sind, zerfallen die indogermanischen Italer in zwei Hauptgruppen: die umbrisch-sabellische und die latinische. Die erstere umfasst die Umbrer, welche am untern Po und an der Küste des adriatischen Meeres sassen, aber von Etruskern und Galliern zurückgedrängt und auch von der Küste abgesperrt, sich auf die „Umbrien" genannte Landschaft zusammenziehen mussten. Nahe verwandt mit diesen sind die Völkerschaften der sabinischen Gruppe, unter dem Namen Sabiner oder Sabeller zusammengefasst; auch Samniter ist eigentlich Weiterbildung dieses Namens. Dazu gehören die Picenter, Marruciner, Marser, Herser, Volsker u. a. Dieser kraftvolle, Landbau treibende und kriegstüchtige Schlag war in stetigem Vordringen nach Süden begriffen. So bemächtigten sich die Samniter eines Teils der Landschaft Campanien und drangen in Unteritalien ein (Lukanien, Bruttierland).

Der andern Hauptgruppe gehören die Latiner an, ein kleines Volk, das aber der Krystallisationspunkt für ganz Italien werden sollte. Es war am linken Ufer des untern Tibers sesshaft. Ihre Nachbarn, Volsker, Herniker, Äquer, scheinen sabellischen Stammes gewesen zu sein, wurden aber bald von den Latinern aufgesogen. Dagegen mit den Latinern nächstverwandt waren die Falisker und die Ausoner (Ausunker), Osker (so hiessen die Ausoner in Campanien, dann auch die in dieses Ländchen vorgedrungenen Samniter). Auch die Sikuler, die sich auf der Insel Sizilien niederliessen, gehen auf den latinischen Stamm zurück.

Die Römer selbst, über deren Gemeinwesen wir allein ausführlichere und etwas zuverlässige Nachrichten aus der ältern Zeit besitzen, sind aus den alten Latinern nicht ohne starke Mischung mit Sabinern hervorgegangen. Auch sind diese übrigen italischen Stämme von grossem Einfluss auf die Ausbildung der römischen Macht gewesen, so dass auch ihnen ein gewisser Anteil am Charakter der Römer wird zuzusprechen sein. Verglichen mit den Griechen, zeigen sich die Römer als ein zwar ebenbürtiges, aber recht anders geartetes Volk. An Körperkraft und Tüchtigkeit übertreffen sie ihre Vettern in Hellas, ebenso an Willensenergie und zielbewusstem Handeln; ihr Temperament ist ruhiger, ihr Thun und Lassen besonnener und ausdauernder. Dagegen fehlt ihnen die Lebhaftigkeit der Empfindung und geniale Gestaltungsgabe, welche die Griechen in ihrer Kunst, Poesie und Bildnerei bekunden, ebenso sehr wie die originale Macht des Gedankens, womit jene das Universum unter ihren subjektiven Gesichtswinkel zu stellen und geistig zu beherrschen wussten. Bei den Römern ist in allem die Nützlichkeit und Erspriesslichkeit massgebend, was sie zwar

äusserst praktisch, aber neben die Griechen gehalten, nüchtern und prosaisch erscheinen lässt. Was sie für die Menschheit geleistet haben, liegt nicht auf dem Gebiete der Ästhetik, wo sie von Griechenland ebenso abhängig waren wie in der Philosophie, sondern in der Sphäre der Organisation, der Politik, des Rechts. Ihr Ideal ist nicht das ästhetisch veredelte Leben, sondern der nach unverbrüchlichem Gesetze geordnete Staat.

Dieser Unterschied tritt auch in der Religion, und hier besonders bezeichnend hervor. Scheint auf den ersten Blick die römische Religion eine blosse Doppelgängerin der griechischen zu sein, da dieselben Gottheiten hier wie dort auftreten, so ist doch diese Ähnlichkeit grösstenteils nur eine Folge des Eindringens der griechischen Mythologie in den römischen Vorstellungskreis. Von Haus aus ist die römische Religion völlig anders geartet und gerichtet, und hat auch stets ihr verschiedenes inneres Wesen beibehalten.

Jene innige Versenkung des Gemüts in die sichtbare Welt und jenes Spiel der Phantasie mit den dort wahrgenommenen göttlichen Mächten, woraus die griechische Mythologie entsprang, ist dem nüchternen Sinn des Römers fremd. Die Gottheit bleibt bei ihm in einer gewissen Erhabenheit über der Erscheinungswelt und behält darum einen allgemeinern, abstrakteren Charakter. Die Römer haben kein altes Nationalepos, ebensowenig einen Heroenmythus. Gestalten wie Herakles, Kastor, Pollux sind nicht einheimischen Ursprungs, sondern von den Griechen übernommen. Aus dieser weitern Entfernung, welche der Römer zwischen sich und der Gottheit wusste, erwuchs jedoch keineswegs ein geringeres Interesse an ihr. Im Gegenteil ist der Römer weit stärker als der Hellene vom religiösen Abhängigkeitsgefühl durchdrungen; er ist religiöser in dem Sinn, wie das Wort „religio“ in seiner Sprache gemeint war [1]). Bedeutet es doch die pietätvolle, ängstliche Rücksicht auf die höhern Mächte, welche das All durchwalten und jede Missachtung empfindlich rächen. Das Bestreben, sich mit diesen Gottheiten auf guten Fuss zu setzen und sich bei allem ihrer Zustimmung zu versichern, ist in der That die Seele der Religion bei den Römern. Ihr Interesse ist daher keineswegs der ästhetischen Pflege des Göttlichen, der Dichtung und Kunst vornehmlich zugewandt, sondern dem eigentlichen Kultus als dem Mittel, die Gunst der Götter zu gewinnen oder ihre Ungunst abzuwenden. Von hoher Wichtigkeit waren deshalb neben den Opfern namentlich die Auspizien; auf die korrekte Anrufung der Götter bei ihren Namen und den richtigen Vollzug der Ceremonien wurde das grösste Gewicht gelegt. Wenigstens in der Zeit vor dem Verfall waltete dabei ein feierlicher Ernst. Aus jenem ängstlichen Streben, das sich nie genug thun konnte in der Berücksichtigung der Götter, erklärt sich auch die Ehrfurcht, die man fremden ent-

---

1) Siehe Einleitung S. 1 f.

gegenbrachte und die Willigkeit, mit welcher man sie bei sich aufnahm.

Der Priester (pontifex, Vermittler zwischen Göttern und Menschen) ist demgemäss eine wichtige Persönlichkeit. Zwar sind auch hier die heil. Handlungen keineswegs an die Priester gebunden; manche sacra können von Beamten, Hausvätern, Privatpersonen vollzogen werden. Allein der Priester wacht über dem richtigen Vollzug derselben; ebenso hat die Priesterschaft das wichtige Augurnwesen zu verwalten und ist im Besitz uralter Sühngebräuche. Charakteristisch für die Römer ist, dass die priesterlichen Ämter ganz als Staatsämter angesehen wurden. Weltliche Beamte konnten zugleich einem priesterlichen Kollegium, deren es mannigfache gab, angehören; nur die höchsten Priesterämter waren von der profanen Sphäre streng abgeschlossen und mit Satzungen umgeben, die an die brahmanischen Observanzen erinnern.

Ein heil. Schrifttum, welches die Religion durch ihre verschiedenen Entwicklungsstadien begleitet und kanonisches Ansehen erlangt hätte, wie wir es etwa im Brahmanismus oder Parsismus fanden, gab es nicht. Höchstens waren Ansätze dazu vorhanden in Liedern, welche die Priester bei gewissen Anlässen von alters her sangen, so die Salier und die Arvalbrüder, von deren Gesängen noch Überreste vorhanden sind, und in Kultussatzungen. Aber eine bestimmte Lehre hat sich so wenig daran geschlossen als bei den Hellenen. Auch haben sich von der altitalischen Religion in ihrer Ursprünglichkeit nur sehr wenige Denkmäler, sei es Bauten oder Inschriften[1]), sonst erhalten. Was die römische Litteratur über diese Vergangenheit bietet, sind Aufzeichnungen einer Zeit, wo nicht nur die Religion schon längst von der griechischen überwachsen war, sondern man überhaupt keine klare Erinnerung mehr an die vorgriechische Periode besass. Die frühesten Dichter, welche uns über die graue Vorzeit belehren wollen, Naevius (starb um 200 v. Chr.) und Ennius (geb. 239 v. Chr., starb 169), sind so sehr von den griechischen Mythen beherrscht, dass sie die Anfänge Roms an die Ankunft des Äneas aus Troja anknüpfen. Hat doch das römische Selbstbewusstsein das Opfer gebracht, die Originalität seiner Ursprünge zu gunsten eines Zusammenhangs mit der Griechensage zu verleugnen. Selbst der charaktervolle Vertreter der nationalen Richtung, M. Porcius Cato (geb. 234, starb 149 v. Chr.), folgt auf diesem Wege. Er beschrieb zum ersten Mal die römische Geschichte in lateinischer Sprache in seinen Origines, 7 Büchern, von denen die 3 ersten dem Titel entsprechend die Vorgeschichte behandeln. Hier werden die griechisch gefärbten Sagen von Äneas, Alba Longa, Romulus u. s. w. wiederholt. Wichtiger sind die im 2. und 3. Buch enthaltenen Nachrichten über Etrusker, Volsker, Latiner, Sabiner.

1) Am vollständigsten sind die römischen Inschriften gesammelt im Corpus Inscriptionum Latinarum, von der Berliner Akademie herausgegeben von 1863 an.

Auf die Erklärung der alten Denkmäler und Religionsgebräuche hat der Ritter L. Älius Stilo aus Lanuvium (geb. c. 144 v. Chr.) zuerst seine Mühe verwendet und die Aufmerksamkeit Anderer auf den Gegenstand gelenkt. Z. B. schrieb er einen Kommentar zu den Liedern der Salier. Er hielt sich zur Stoa. Ein besonderes Verdienst hat er damit erworben, dass er den M. Terentius Varro (geb. 116, starb 28 v. Chr.) in diese Studien eingeführt hat, welcher bald als die erste Autorität auf diesem Gebiete anerkannt war und der Hauptgewährsmann für die Spätern geworden ist. Das religionsgeschichtliche Hauptwerk dieses äusserst fruchtbaren Autors, Antiquitates rerum humanarum et divinarum, ist zwar verloren gegangen, doch sind wichtige Auszüge daraus namentlich beim Kirchenvater Augustin erhalten. Nachdem dieser (De civitate Dei 6, 2) Zeugnisse für die Hochschätzung des Autors von Seiten der Zeitgenossen angeführt hat, gibt er (de civ. 6, 3) an: Varro's Werk bestehe aus 41 Büchern, von denen die ersten 25 den res humanae, d. h. den profanen Angelegenheiten, die 16 folgenden den res divinae, d. h. der Religion, gewidmet seien. Von den letztgenannten gingen (nach einem einleitenden Buch) 3 Bücher auf die heil. Menschen, nämlich die Priester, Augurn, XV Verwalter der sibyll. Orakel; — 3 auf die heil. Stätten, nämlich auf die Altäre, Tempel und heil. Orte; — 3 weitere auf die heil. Zeiten, nämlich 1) die Ferien, 2) die circensischen Spiele, 3) die Schaubühnen; — ferner 3 auf die heil. Handlungen: 1) Weihungen, 2) Privatgottesdienste, 3) öffentliche Gottesdienste. Die letzten 3 Bücher endlich behandelten die Götter selbst: 1) die dii certi, 2) dii incerti [1]), 3) die vornehmsten der Götter. Über die prinzipielle Stellung Varro's wird später zu reden sein. Hier kommt er nur als derjenige in Betracht, der zugestandenermassen mit der grössten Genauigkeit und Vollständigkeit — freilich im späten ciceronianischen Zeitalter — die positive Religion Roms dargestellt hat. In naher Beziehung stand er zu dem gelehrten und berühmten Pontifex Q. Scävola.

Ein Zeitgenosse von ihm, der sich ebenfalls gelehrten Forschungen auf diesem Gebiete widmete, war P. Nigidius Figulus (Prätor 58 v. Chr.), der sich aber mehr von physikalischen Studien und Arkanwissenschaft abziehen liess. „Bei seiner Richtung auf das Entlegene und Absonderliche gewann er wenig Einfluss und wurde bald durch Varro völlig in den Schatten gestellt."

Seit Varro erfreute sich die Altertumswissenschaft sorgfältigerer Pflege. Eine Autorität war darin besonders Verrius Flaccus, ein Freigelassener, Lehrer der kaiserlichen Prinzen unter Augustus. Die Religionsaltertümer sind berücksichtigt in seinem Buche „Über merkwürdige Dinge der Vorzeit", sowie namentlich in seinem Real-

---

1) Es ist nicht klar, welche Kategorie Varro damit aufstellen wollte. Wahrscheinlich sind certi die Götter, deren Dasein und Charakter durch die sakralen Rechtsquellen festgestellt war.

lexikon: De verborum significatione, das später von S. Pompejus Festus abgekürzt wurde. Von letzterer Bearbeitung sind noch Fragmente vorhanden, sowie ein nochmaliger Auszug aus derselben von Paulus Diakonus (8. Jahrh. n. Chr.), der immer noch eine wichtige Quelle bildet.

Unter den Dichtern verdienen in erster Linie Virgil und Ovid Beachtung. Auch ist für die Religionsaltertümer eine nicht zu verachtende Fundgrube der Kommentar, den der Grammatiker Servius (4. Jahrh. n. Chr.) zu den virgilschen Dichtungen geschrieben hat; ob auch ohne viel Verständnis für die poetische Seite des Gegenstandes, hat er doch mit grosser Belesenheit vielen Stoff zur archäologischen Erläuterung, namentlich der religiösen Verhältnisse, beigebracht. Von Ovid kommen neben den Metamorphosen die Fasti in Betracht, die den römischen Kalender illustrieren. Unter den philosophischen Schriftstellern bietet Cicero in seinen theologisierenden Schriften (De natura deorum, de divinatione) manche Einzelheiten. Unter den Historikern hat Livius manches aufbewahrt; Einzelnes auch Plinius. Nicht zu vergessen sind die griechisch schreibenden: Dionysius von Halikarnass und Plutarch. Dazu kommen Sueton, Tacitus u. a. Auch die Kirchenväter können trotz ihrer polemischen Tendenz gute Dienste leisten, so ausser Augustin besonders Tertullian, der Redner Arnobius, sein Schüler Lactantius u. a. m.

1. Die historische Entwicklung der römischen Religion[1]).

a) Die Zeit der ländlichen Gottheiten.

In der frühesten Periode, die sie in Italien zubrachten, haben die indogermanischen Völkerschaften die Gottheit noch in innigster Verbindung mit der Natur verehrt, wie die andern Stämme derselben Herkunft. Die Erinnerung daran hat sich auch bei den Römern erhalten, wiewohl vom Anfang ihres Stadtlebens an dieses früheste Stadium bei ihnen im Schwinden begriffen war. Bei andern, mehr bäuerlich gebliebenen Stämmen, wie Samniter, Umbrer u. s. f., hielt diese Phase länger an. Aber auch bei den Römern lebten Elemente der alten Anschauungen und Übungen neben der Staatsreligion fort.

Der charakteristische Name für diese Vorstufe ist Faunus, der als Begründer von ältesten Gebräuchen genannt wird wie Numa

1) Vgl. ausser den S. 639 genannten bes. L. Preller, Römische Mythologie, 2 Bde., 3. Aufl., Berlin 1881. 83. — Chantepie[2] II, 359 ff. — Gaston Boissier, La religion Romaine d'Auguste aux Antonins, 2 Bde., Paris 1874. — Ludwig Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine, 6. Aufl., Leipz. 1889, 3 Bde. — Jakob Burckhardt, Die Zeit Constantins des Grossen, 2. Aufl., Leipzig 1880.

für das folgende Stadium. Faunus ist aber der ländliche latinische Gott mit seiner Gattin Fauna. Ebenso verehrte man Silvanus, den Waldgott, Saturnus den des Feldbaus, Dea Dia, die gütige Mutter, welche später mit Ceres in eins gesetzt wurde, Mars, welcher der volkstümlichste Gott der Italiker war und insbesondere Fruchtbarkeit schenkte. Der Vesta war das Herdfeuer heilig. Dass man das Göttliche vor allem in glänzenden Himmelserscheinungen verehrte, wie wir es bei allen Indogermanen gesehen haben, beweist schon die Herkunft des Wortes deus, divus von dem Stamme div glänzen, von welchem, abgesehen von dem alten Janus und Diana der Name des höchsten Gottes Dispater, Jupiter abgeleitet ist, der identisch mit Zeus u. s. w. den erhabenen Himmel darstellt und auf hohen Berggipfeln verehrt wurde wie der griechische Gott in der ältesten Zeit. Bei den einzelnen Stämmen finden sich verschiedene Gottheiten, bezw. Götternamen. So sind Janus und Faunus bei den Latinern, Quirinus und Sancus bei den Sabinern heimisch.

Der Unmittelbarkeit, mit welcher man in dieser frühen Zeit die Gottheit in der Natur wahrnahm, entspricht es, dass man sie ohne Bild und ohne Tempel verehrte und in Tiergestalten wie Wolf, Specht u. a. oder in Bäumen erblickte. Später sind jene Tiere noch einem Gotte heilig, ebenso Eiche, Buche, Feigenbaum. Von Anfang aber verehrte man sie nicht anders denn als Erscheinungsform eines erhabeneren Gottes. Aus diesen Vorstellungen stammt auch die Beobachtung des Vogelfluges und des Gangs von Tieren, wie Schlange, Fuchs, Wolf u. a. zur Gewinnung von Vorzeichen. Überhaupt gewöhnte die an Erscheinungen und geheimnisvollen Lauten reiche Natur das Volk an die Annahme ungezählter göttlicher Wesen, Faune, Silvane u. dgl., welche Feld und Wald durchwalten und analoger Weise dann auch im menschlichen Leben nicht fehlen können. Nur hat die Phantasie diesen Numina keine feste Gestalt und Selbständigkeit verliehen; sie tauchen auf und unter, ohne stereotyp festgehalten zu werden und fristen in ihrer Vereinzelung oft nur ein lokales Dasein. In Folge dieser auch in dem Namen der Götter sich aussprechenden Unbestimmtheit können diese leicht in einander übergehen. Auch fasst sich dieses polytheistische Gewimmel von Wesen unschwer wieder in einer höhern oder höchsten Gottheit zusammen.

Den Kultus hat man sich in dieser vorrömischen Periode ähnlich zu denken, wie bei den stammverwandten Völkern auf dieser Kulturstufe. Die einzelnen Hauptgötter hatten ihre Priester, flamines genannt (vom Anzünden der Opfer?), mit besondern Sühngebräuchen und sonstigen Ceremonien. Die Symbole waren zahlreich, aber einfach. Der Hauptakt war das Opfer. Man opferte von den Früchten des Feldes, auch Mehl, wie anderseits Vieh, besonders Schafe, Rinder, Schweine, auch wohl das edle Pferd. Menschenopfer sind nach gewissen Anzeichen nicht selten gewesen.

b) Die erste Zeit des römischen Gemeinwesens (Numa).

Schält man aus dem zum Teil fremdartigen Sagenkreise, der die Entstehung Roms umgibt, den festen Kern heraus, so bleibt die Thatsache, dass diese Stadt aus Besiedelungen einer Hügelgruppe durch verschiedene italische Stämme erwachsen ist. Den Grund der Stadt legten lateinische Ansiedler auf dem Palatin, während auf dem benachbarten Quirinal eine sabinische Kolonie sich bildete. Beide wuchsen mit der Zeit zu einem von gemeinsamen Königen regierten Staatswesen zusammen. Da die beiden Völker, wie schon erwähnt, trotz ihrer Verwandtschaft sich doch auch in religiöser Hinsicht merklich von einander unterschieden, lässt sich erwarten, dass die römische Religion eine Verschmelzung von latinischen und sabinischen Elementen darstellt, und dies bestätigt der Befund. Die Ordnung des römischen Kultus wird von der Überlieferung einem König sabinischer Herkunft zugeschrieben: dem Numa Pompilius, der als des kriegerischen Romulus friedliebender, weiser und frommer Nachfolger geschildert wird. So sagenhaft nun auch die Gestalt dieses Gesetzgebers ist, mag immerhin soviel aus dieser Tradition entnommen werden, dass die Sabiner einen hervorragenden Anteil an der Gestaltung der römischen Staatsreligion hatten. Übrigens waren beiden Völkerschaften von vornherein manche Vorstellungen und Einrichtungen gemeinsam. Sie hatten beide ihre Pontifices, Flamines, Augurn, vestalische Jungfrauen. Götter wie Jupiter, Vesta, Saturn, Diana wurden von beiden verehrt. Und gewisse Übungen, welche sich in der römischen Religion aus uralter Zeit erhalten haben, scheinen sogar spezifisch latinischen Ursprungs, so die palatinischen Salier und ihr Dienst des Mars, die Luperci und ihr Dienst des Faunus, die arvalischen Brüder und ihr Dienst der Dea Dia.

Jedenfalls wurden von Numa, bezw. in der ersten Zeit des römischen Gemeinwesens centrale Heiligtümer für die Römer und Quiriten (Sabiner) eingerichtet, welchen auch die später zugezogenen Luceres huldigten. Dort wurde vom König, nachher vom pontifex maximus den grössten Göttern, wie Jupiter, Juno, Minerva, Janus, Mars, Quirinus, Ops geopfert und das Feuer des Staatsherdes von der Vesta geweihten Jungfrauen bedient. Übrigens hatte auch jede der 30 Curien, in welche die Bürgerschaft eingeteilt war, ihren heiligen, der Vesta geweihten Herd, desgleichen jedes Privathaus. Die Familien hatten in der Regel Beziehungen zu einzelnen Göttern und verehrten diese. Die grössten Götter aber genossen allgemeinen öffentlichen Kultus, welchem eine wohlorganisierte Priesterschaft oblag. An ihrer Spitze standen die drei flamines majores: der flamen Dialis, fl. Martialis und fl. Quirinalis, und der pontifex maximus, der sich mit der Zeit zum Oberaufseher über den ganzen Kultus erhob und auch in Sachen des hl.

Rechtes, bes. Familienrechts, oberste Instanz war. Ein besonderes Kollegium bildeten die Augurn, welche die Auspizien anzustellen hatten. Ferner gab es priesterliche Genossenschaften oder Brüderschaften wie die Salier, Luperci, fratres Arvales, sodales Titii, deren jede an bestimmtem festlichem Anlass ihre eigenartigen Funktionen zu vollziehen hatte.

Die Ausstattung der Heiligtümer war noch äusserst einfach. Auch jetzt gab es noch keine eigentlichen Tempel und Bilder. Varro gibt an, die Römer hätten 170 Jahre lang die Götter ohne Bild verehrt, und Plutarch berichtet sogar, Numa habe ausdrücklich verboten, von ihnen Bilder in Tier- und Menschengestalt zu machen. Statt der Tempel waren einfache Räume, Curien und Atrien, die Stätte, wo man zur Anbetung und zum Opfer zusammenkam. Und statt der Bilder genügten dem andächtigen Sinn Symbole wie das Feuer (der Vesta) oder die Lanze (des Mars) oder der Bogen (des Janus). Die Opfertische für Spenden waren von Holz, die im Freien stehenden Altäre von Rasen, die Opfergefässe höchst einfach. Die Menschenopfer soll Numa unterdrückt und durch symbolische Gebräuche ersetzt haben.

Allein bei aller Einfachheit des Apparats waren doch die Gebräuche, wie Numa sie hinterliess, recht mannigfaltig und seine Gesetze stellten hohe Anforderungen an die Beteiligten: das grösste Gewicht wurde auf die Reinheit gelegt, welche beim Gottesdienst bei Personen und Sachen tadellos sein musste. Damit dieselbe gesichert sei, mussten zahlreiche Waschungen, Besprengungen und sonstige Lustrationen vorgenommen und die vorgeschriebenen Riten aufs strengste eingehalten werden. Ebenso hatten sich für die Anrufungen der Götter bereits bestimmte Formeln und Litaneien gebildet, von welchen nicht abgegangen werden durfte.

Kurz, die Religion dieser frühen Zeit ist bereits eine recht ausgebildete. Ja, man kann sagen, dass sie sich von da an gleichgeblieben ist. Eine innerliche Entwicklung wenigstens hat kaum mehr stattgefunden. Es fehlen eben hier wie in Griechenland prophetische oder reformatorische Persönlichkeiten, welche die Idee der Religion reiner erfasst und so sie zu neuem Wachstum gebracht hätten. Dazu kommt, dass die Römer einen starken Zug zum gesetzlichen Formalismus hatten. So gelangten sie in der Religion schon frühe zu einem solchen. Derselbe war in seinen Grundzügen schon in der Königszeit abgeschlossen, und bis in die Kaiserzeit hinab war man bestrebt, den Kultus nach dem Gesetze des Numa zu verwalten. Wenn sich nicht bloss die gottesdienstlichen Gebräuche, sondern auch die mythischen Vorstellungen in der Folgezeit noch sehr stark bereichert haben, so rührt dies nicht vom Wachstum der eigenen, sondern von der Einmengung auswärtiger Religionen her. Ein gewisser Einfluss der Etrusker auf die römische Religion ist nicht zu bestreiten, noch viel mächtiger waren die Einwirkungen der griechischen. Weiterhin drängen sich aber auch mannigfache orientalische Kulte ein. Aber von allem dem wurde das römische Religions-

wesen im Grund nicht allzu stark berührt: es pflanzte sich als staatlich unentbehrliches Institut unentwegt fort.

c) Von den Tarquiniern bis zum zweiten punischen Kriege.

Noch in die Zeit der Königsherrschaft fällt eine neue Epoche. Sie knüpft sich an das Königsgeschlecht der Tarquinier, welches selber fremden Ursprungs war und den üblichen Kultus durch neue, von auswärts entnommene Formen bereicherte. Die römische Überlieferung schreibt diesem Geschlechte etruskische Herkunft zu, und so pflegte man seine Einwirkung auf die Landes- und Kultusgebräuche wesentlich aus dieser Quelle abzuleiten. Neuerdings wird dieser Einfluss geringer angeschlagen; ganz lässt er sich nicht leugnen. Die etruskische Religion trug einen von der römischen recht verschiedenen Charakter. Die Etrusker hatten ein entwickeltes Göttersystem [1]) und eine strenge, düstere Weltanschauung, in welche die Unterwelt mit ihren finstern Gestalten stark hereinragt. Dieser allgemeine Geist der etruskischen Götter- und Lebensanschauung ist nicht auf die Römer übergegangen. Wohl aber haben diese von der reicheren Ausstattung des etruskischen Kultus manches aufgenommen, und es ist insbesondere das Orakelwesen der Haruspices zum bleibenden Institut der Römer geworden. Die Abhängigkeit von jenen Nachbarn geht unleugbar daraus hervor, dass die in Rom angestellten Haruspices zum Teil wenigstens Etrusker waren,

---

1) Sie kannten zwölf Götter, welche den Rat Jupiters bilden; ausserdem hat er aber noch einen intimern Kreis von Beratern, die dii superiores sive involuti, welche den Menschen unbekannt sind nach Zahl und Namen. Die erstern zwölf entsprechen wohl ziemlich den griechischen. An der Spitze steht Jupiter, besonders als Gott der Blitze, aber nicht ausschliesslich in dieser Eigenschaft. Denn er ist auch oberster Quell des Lichts, der bürgerlichen Ordnung, entsprechend dem Jupiter Lucetius und Terminus der Römer, und der oberste Gebieter. Juno wird von den Etruskern ebenfalls als Göttin der Frauen verehrt, und ist dabei Schutzgöttin der einzelnen Städte; Minerva gilt viel als Blitzeschleuderin und wird mit Flötenspiel verehrt. Auch die capitolinische Trias dieser drei als oberster Götter scheint den Etruskern bekannt gewesen zu sein. Janus hat nach Varro bei ihnen Himmel geheissen und Aufseher von allem. Wie stark der griechische Einfluss auf die Etrusker gewesen ist, zeigt ihre Verehrung der Götter Aplu, d. i. Apollo, Licht- und Heilgott; Turms, d. i. Hermes, als Handelsgott; Venus Erycina u. a. Herakles war Nationalheros der Etrusker geworden, und an ihren Spiegeln erscheinen sehr oft als Verzierungen die Gestalten Kastur und Pultuc, d. i. Kastor und Pollux. Der Schmiedegott in diesem metall- und kunstreichen Lande heisst Sethlans, womit der ältere Name der Inseln Lemnos und Elba, *Αἰθάλη*, zu vergleichen ist. Der Todesgott heisst bei den Etruskern Charun (d. i. griech. Charon). Ausser ihm herrscht in der Unterwelt der Gott Mantus (vgl. mundus im Sinn von Heiligtum der Unterwelt, wovon später), von dem die Stadt Mantua ihren Namen hat.

da man diesen genauere Sachkenntnis zutraute[1]). Doch haben diese Eingeweideschauer die römischen Augurn nicht verdrängt, sondern diese blieben auch weiterhin an Ansehen der neuen Zunft übergeordnet. Auch auf das Fulguralwesen (Deutung und Sühnung der Blitze) verstanden sich die Etrusker in besonderem Masse, und ihre entwickelte Blitzlehre[2]) erinnert so stark an die babylonische, dass man einen historischen Zusammenhang mit dieser vermuten möchte[3]).

Allein viel stärker noch als der etruskische Einfluss, den Rom unter den Tarquiniern erfuhr, war der griechische, wobei nicht zu vergessen, dass die Etrusker selbst, wie ihre Antiquitäten beweisen, zu dieser Zeit schon lange unter starkem griechischem Einflusse standen.

Dies ist zu beachten vor allem in Bezug auf die ästhetische Ausbildung des Kultus. Die Tarquinier haben Götterbilder und Tempel in Rom errichtet. Ausdrücklich wird gemeldet, dass der erste Prachttempel auf dem Capitol unter Tarquinius Priscus von einem etruskischen Baumeister sei aufgeführt worden. Ebenso beginnt jetzt der eigentliche Bilderkultus. Zwar wird schon von König Servius Tullius erzählt, er habe der Diana auf dem Aventin ein hölzernes Schnitzbild geweiht nach dem Vorbild des Artemisbildes zu Massalia, und darauf mag sich jene Rechnung des Varro beziehen, dass die Römer mehr als 170 Jahre die Götter ohne Bild verehrt hätten[4]). Allein massgebend für den ganzen römischen Gottesdienst wurde das von dem ersten Tarquinier begründete und von dem letzten vollendete glanzvolle Heiligtum auf dem Capitol mit den Prachtbildern der drei grossen Staatsgötter, denen es geweiht war: Jupiter, Juno, Minerva. Damit verband sich grosser Aufwand beim Gottesdienst, der von der alten Einfachheit sich rasch entfernte. Dazu gehörten die ludi Romani, Spiele im Circus zu Ehren der Götter, verbunden mit reichlichen Opfern und Opferschmäusen sowie glänzenden Prozessionen, welche die Symbole der Götter in feierlicher pompa vom Capitol in den Circus hinabführten.

Hat zu dem allem das griechische Vorbild unverkennbar stark mitgewirkt, so wird dieser Einfluss durch die Aufnahme der sibyllinischen Bücher in den römischen Kultus noch viel offenkundiger. Diese Schriften, worin die Sibylle von Cumä ihre Offenbarungen niedergelegt habe, sollen bekanntlich nach der Sage dem Tarquinius

---

1) Die Grundzüge dieser Kunst hatte den etruskischen Lucumonen der Knabe Tages mitgeteilt, ein Kind an Jahren, aber grau vor Weisheit. Er war bei Tarquinii aus dem frisch gepflügten Felde aufgetaucht und heisst Genii filius, nepos Jovis.

2) Aulus Caecina, ein Freund Cicero's, hat den Römern diese bei seinem Volk geltende Lehre durch eine lateinische Schrift näher bekannt gemacht, von der nur Fragmente vorhanden sind.

3) Siehe oben S. 205.

4) Bei Augustin, Civ. Dei 4, 31, der Varro's Urteil beifügt: Quod si adhuc mansisset, castius dei observarentur. Varro habe sich für diese seine Ansicht auch auf die Juden berufen.

Pr. von einer geheimnisvollen Alten zu ungeheuerm Preise aufgedrungen worden sein. Jedenfalls deponierte man sie als göttliches Orakelbuch im Tempel des capitolinischen Jupiter, wo sie fortan in wichtigen Angelegenheiten konsultiert wurden[1]). Doch scheinen sie im Unterschied von spätern Schriften dieses Namens weniger Weissagungen als Sühnvorschriften enthalten zu haben, in welchen man bei Unglücksfällen und unglücklichen Zeichen sich Rats erholte über die Art, wie das Unheil abzuwenden sei. Dies geschah dann besonders durch Stiftung neuer Kulte meist in griechischem Stil. Nach ihrem Inhalt gehörten diese Schriften zum Kreise des Apollo. Dieser Gott nahm in den griechischen Städten Italiens eine hervorragende Stellung ein und gewann eine solche bald auch in Rom.

Die Umwandlung des Königtums in eine Republik (510 v. Chr.) hat die Religion nicht wesentlich beeinflusst. An die einstige Befugnis des Königs, die Opfer zu leiten, erinnerte fortan noch das Amt eines rex sacrorum, das rein kultischer Natur war. In den langwierigen Kämpfen der Patrizier und Plebejer suchten die erstern namentlich auch die religiösen Ämter den letztern vorzuenthalten und vermochten sie länger zu behaupten als die politischen. Auch wurde nicht selten die Einführung eines den Patriziern missliebigen Gesetzes oder die Gültigkeit von Wahlen durch die Einsprache der Augurn vereitelt. Aber schliesslich mussten jene auch die einflussreichern religiösen Ämter mit den Plebejern teilen. Statt der duumviri sacris faciundis, welche die Stiftung neuer Kulte überwachten, wurden nun Xviri, seit Sulla sogar XVviri eingesetzt.

Unterdessen ging jener Prozess des Eindringens der griechischen Religion ungestört fort und ist das Charakteristische dieser Zeit, wo das Römertum zur politischen Grossmacht heranwuchs. So wurde sehr bald (496 v. Chr.) der Dienst der Ceres, des Liber und der Libera entsprechend der griechischen Demeter, dem Dionysos und der Persephone eingeführt. Sie erhielten ihren Tempel, der von griechischen Künstlern gebaut wurde, in der Nähe des Circus Maximus. — Seit dem Jahr 399 v. Chr. kommen die Lectisternien auf, wobei den Göttern, für welche Polster bereit standen, Mahlzeiten vorgesetzt wurden. Ob dies eine neue griechische Sitte war, ist freilich zweifelhaft; doch wurden diese Opferakte meist auf Mahnung der sibyllinischen Bücher hin veranstaltet. Erinnert sei auch an die nach der Schlacht am Trasimenischen See (217 v. Chr.) erfolgte Stiftung eines Heiligtums der Venus Erycina, d. h. der (phönizisch?-)griechischen Aphrodite in Rom. Im Jahr 205 v. Chr. wurde sogar die „grosse Mutter“ aus Pessinus feierlich eingeführt, die erste asiatische Göttin. — Die

---

1) Diese sibyllinischen Bücher sind beim Brande des Capitols zu Sulla's Zeit ein Raub der Flammen geworden. Später wurden in griechischen und asiatischen Städten ohne Mühe neue gesammelt. Die heute vorhandenen „sibyllinischen Bücher“ sind jüdisch-christlichen Ursprungs.

Götter Roms verschmolzen in dieser Periode vollständig mit den griechischen, desgleichen die Sagenkreise. Im allgemeinen war aber der religiöse Sinn noch ein ernster, und die hohe Autorität, welche man den Göttern beilegte, diente nicht wenig dazu, die Ehrfurcht vor dem Vaterland zu vermehren, dessen Ehre mit der ihrigen identisch war.

d) Vom zweiten punischen Kriege bis zum Ende der Republik.

In dieser Periode, wo die römische Grossmacht rasch zum Weltreiche heranwuchs, erweiterte sich der Horizont des Volkes ausserordentlich. Die geheimnisvollen Länder des Ostens erschlossen sich dem Handel und Verkehr; Krieg und Friede brachten eine Menge morgenländische Sklaven und Händler nach Rom. Bei der wohlwollenden Haltung, die der Römer grundsätzlich den Göttern fremder Nationen gegenüber einnahm, konnte es nicht fehlen, dass nun eine orientalische Religion nach der andern in der Weltstadt einwanderte, und diese fremden Kulte sagten dem religiösen Gefühl und Aberglauben namentlich der Frauen mehr zu, als die abgemessenen starren Formen des überlieferten Gottesdienstes. Dieser wurde freilich auch weiterhin nach den staatlich sanktionierten Vorschriften abgehalten; allein auch den Gebildeten und Aufgeklärten genügte er nicht mehr; diese wussten sich in innerem Widerspruch damit, seit die griechische Philosophie ihre Gedanken beherrschte.

Schon im Jahre 161 v. Chr. waren die griechischen Rhetoren und Philosophen den römischen Staatsmännern so lästig und verdächtig geworden, dass sie dieselben aus Rom auswiesen. Nicht lang nachher machten diese einen kecken Vorstoss, indem (155 v. Chr.) Athen drei redegewandte, berühmte Philosophen dorthin schickte, um eine verwerfliche Sache durch ihre dialektischen Künste zu rechtfertigen. Seitdem drang griechische Denkweise immer unaufhaltsamer ein; manche junge Römer studierten in Athen oder auf Rhodus. Die jetzt gangbare Philosophie war nicht mehr die klassische eines Plato oder Aristoteles. Man kam mit den Epigonen in Berührung: mit Epikuräismus, Stoizismus und der skeptischen „jüngern Akademie". Epikurs Lehre fand in Rom mehr nur bei den Lebemännern Eingang. Für die Religion war sie ebenso grundstürzend wie der Skeptizismus. Stark verbreitet war bald unter den prosaischen Römern der Euemerismus, nachdem Ennius die Schrift des Euemerus übersetzt hatte[1]). Am meisten

1) Man machte aus Faunus, Saturn, Janus u. a. alte Könige, die in Latium geherrscht hätten und erfand Geschichten, die zwischen ihnen spielten. Cato glaubt allen Ernstes, Acca Larentia, die Gottheit der fruchtbaren Erde, sei eine Courtisane gewesen, welche grosses Ver-

sprach bald die ernsten Römer der Stoizismus an, der ihnen Gelegenheit gab, ihre Willenskraft zu erproben und ihren Tugendstolz zu pflegen, zugleich aber mit der Staatsreligion ein friedliches Verhältnis eingehen konnte, wobei diese freilich sich eine weitgehende Kritik gefallen lassen musste. Der Stoa huldigte man in dem griechisch-philosophischen Kreise, den der jüngere Scipio (Ämilianus), der Zerstörer Karthagos, um sich hatte. Ferner gehörten ihr die Männer an, welche sich um die Religionsaltertümer am meisten verdient machten: Älius Stilo, Quintus Scävola, Terentius Varro[1]).

Der hochangesehene und diensteifrige Pontifex Q. Scävola unterschied dreierlei Arten, die Götter sich vorzustellen[2]): 1) die Art, wie die Dichter sie darstellen, welche nichtiges und anstössiges von ihnen erzählen, was nicht zu glauben ist; dahin gehören alle Skandala der griechisch-römischen Mythologie; 2) die Art, wie die Philosophen die Götter fassen, welche zwar der Wahrheit gemäss, aber dem Volke zu vernehmen nicht zuträglich sei (Euemeristischer Ursprung der vielen Götter, Geistigkeit des wahren Gottes); 3) die von den Fürsten und Staatsmännern dargebotene Auffassung des offiziellen Kultus, welche die dem Volke angemessene ist. — So unterscheidet nun auch Varro[3]) in der Religion 3 genera: 1) das genus mythicon oder fabulosum, das sich bei den Dichtern findet; 2) das genus physicon der Philosophen; 3) das genus civile, welches beim Volke in Ansehen steht. Zur ersten Gattung gehören alle die ungereimten Fabeln, worin den Göttern ein niedriger Ursprung und alle möglichen Schlechtigkeiten, wie man sie nur bei den verachtungswürdigsten Menschen findet, zugeschrieben werden. In die zweite rechnet er, was Philosophen wie Pythagoras, Heraklit u. a., nicht ohne sich zu widersprechen, über Natur und Wesen der Götter behauptet haben. Das gehört nicht vor die Ohren des Volkes, sondern ins stille Studierzimmer. Die dritte Vorstellungsweise ist die, welche den Bürgern, insbesondere den Priestern ziemt, welche die Opfer und die hl. Handlungen zu vollziehen haben. — Mit Recht hebt Augustin hervor, dass diese positive Religion, deren Ausübung Varro für unerlässlich hält, nach dessen Zugeständnis ein Machwerk der Politiker[4]) sei, das man in manchem Stück besser wünschen möchte[5]); und dass die Pflege dieser Anschauungen nach Varro's eigener Ansicht nur mit Verzicht

---

mögen erwarb und es dem römischen Volk vermachte. Er zählt ihre Besitzungen auf.

1) Siehe oben S. 644.

2) Augustin, De civ. dei 4, 27.

3) Augustin, De civ. 6, 5.

4) Der Staat ist nach Varro älter als die Götter des Staats, wie der Maler älter als das Gemälde!

5) Würde man, meint Varro, die Götter neu zu machen haben, so würde man sie als Teile der Weltseele zweckentsprechender benennen, die irreführenden Götterbilder meiden, das verkehrte Opferwesen beseitigen. Jetzt müsse man darnach trachten, dass der Bürger sie ehre, wie sie seien!

auf die Wahrhaftigkeit möglich sei. Auch tadelt er nicht ohne Grund, dass jene nach Varro fürs Theater bestimmten und dort nicht anstössigen Fabeleien der Dichter das Ohr der Bürger weniger verletzen sollen, als die philosophische Betrachtungsweise, die nach demselben Gewährsmann doch eine ernsthafte sei und zur Wahrheit führe. Varro hat bei dieser Philosophie besonders an die Stoa gedacht, deren Pantheismus am ehesten die auf Beseeltheit der ganzen Natur beruhende griechisch-römische Mythologie erklären und sich ihr anpassen konnte.

Diese Zersetzung der Religion, welche bei ihren besten Freunden hervortritt, lässt den ganzen inneren Zerfall erkennen, der eingetreten war. Von jener Unterscheidung einer notwendigen positiven und einer wahren philosophischen Religion zum völligen Skeptizismus in religiösen Dingen war der Weg nicht weit. Dieser war denn auch unter den von griechischer Litteratur und griechischem Theater beherrschten Gebildeten äusserst verbreitet. Man denke an Cicero, der selber Augur war und die Fortführung der Auspizien aus Rücksicht auf das Volk und die Dienste, die sie dem Staate leisten könnten, für unentbehrlich erklärt[1]), aber in seiner Schrift „de divinatione" ihnen alle zu Grunde liegende Wahrheit abspricht und dessen Erörterungen über das Wesen der Götter (de natura deorum) ins ungewisse verlaufen. Zwar nimmt Cicero die Existenz einer Gottheit als durch die Übereinstimmung der Völker erwiesen an und setzt sie überall voraus; auch liebt er es, die platonischen Ideen von der Unsterblichkeit der Seele vorzutragen. Allein mit Recht hat man hervorgehoben[2]), dass in seiner ausgedehnten Korrespondenz, wo man bei manchem Anlass ein Hervortreten seiner religiösen Überzeugungen und Empfindungen erwartete, er davon ganz schweigt. Dass er gerade in seinen Briefen, wo er sich gibt wie er ist, kein Bedürfnis hat davon zu reden, zeigt, wie wenig sein persönliches Leben davon durchdrungen war. Ähnlich wird es bei der Grosszahl der damaligen Gebildeten gewesen sein, wenn sie auch mit Titus Livius (1, 19) der Ansicht waren, „um die ungebildete Menge im Zaum zu halten, gebe es nichts wirksameres als die Furcht vor den Göttern". Die Augurn konnten sich bei ihren Manipulationen nicht mehr begegnen, ohne sich anzulachen. Cäsar leugnete im Senat die Unsterblichkeit der Menschen, ohne Ärgernis zu geben (ultra nec curae neque gaudio locum esse)[3]). Plinius d. Ä. gesteht offen seinen radikalen Unglauben ein[4]).

Trotzdem war im Volke noch ein Rest von Glauben und Frömmigkeit vorhanden. Davon ist schon die Rücksicht ein Beweis, welche die Aufgeklärten auf den Volksglauben noch meinten

1) Cicero, De divin. 2, 33.
2) Boissier I, 66 f.
3) Sallust, Bell. Catilin. c. 51. 52.
4) Plinius, Hist. nat. 2, 7.

nehmen zu müssen. Das Volk glaubte noch an die Vorzeichen. Auch fehlte es nicht an Regungen der alten Ehrfurcht für die angestammten Götter; namentlich im Gegensatz zu den leichtfertigen, ausschweifenden Kultusweisen, die aus der Fremde eindrangen und sich in Land und Stadt einzunisten suchten. Ein Beispiel dieser Art ist die strenge Unterdrückung der heillosen Bacchanalien im Jahr 186 v. Chr.[1]). Ein junger Römer P. Äbutius hatte eine Liebschaft mit einem freigelassenen Mädchen Hispala Fecenia. Sein Stiefvater und seine eigene Mutter wollten ihn aus dem Wege räumen, und zu diesem Zwecke sollte er sich in jene Mysterien einweihen lassen. Allein seine Geliebte, die früher als Sklavin ihre Herrin dorthin hatte begleiten müssen, machte ihm eine grauenvolle Beschreibung von den Unsittlichkeiten, zu welchen man dort genötigt werde, und beschwor ihn, sich zu widersetzen. Der Jüngling machte, von einer Verwandten beraten, den Consuln Anzeige. Diese versicherten sich des Mädchens, das nachher für seine Treue glänzend belohnt wurde, und hoben eine strenge Untersuchung an. Der Senat hatte im grössten Schrecken das Volk versammelt. Nach dem gewöhnlichen Gebet begann der Consul: „Quiriten, bei keiner unserer Versammlungen ist dieses gewöhnliche Gebet nicht bloss schicklicher angebracht gewesen, sondern auch notwendiger, damit es euch erinnere, das seien die wahren Götter, welche eure Vorfahren zu verehren und anzubeten geboten haben, nicht aber jene, die wie mit Stacheln der Wut die Gemüter der von fremden Religionsgebräuchen Geblendeten zu allem denkbaren Frevel und aller Ruchlosigkeit antreiben." — Die Untersuchung ergab folgendes: Ein griechischer Winkelpriester hatte den Geheimdienst des Bacchus nach Italien gebracht und an der Mündung des Tibers war eine Weihestätte entstanden. Zuerst wurden nur Frauen zugelassen; eine Priesterin aus Campanien änderte aber die Gebräuche unter dem Vorwand göttlicher Eingebung. Seitdem kamen auch Männer dahin, und die schändlichsten Ausschweifungen wurden verübt. Auch Mordthaten kamen vor, und die Eingeweihten verbanden sich förmlich zur Ausübung von Laster und Verbrechen. Da über 7000 Männer und Frauen in die Untersuchung verwickelt waren, erschien die Sache auch für das Ansehen des staatlichen Rechtes sehr gefährlich. Die grössere Hälfte der Angeklagten, welcher eine thätige Beteiligung an dem Unfug nachgewiesen werden konnte, wurde hingerichtet, die blossen Mitwisser ins Gefängnis gesteckt. Die Bacchanalien wurden in Italien, und speziell in Rom streng verboten.

Im Jahre 181 v. Chr. erwehrte man sich einer Mystification, welche von wohlgebildeter Seite beabsichtigt war. Es wurden nämlich zwei Särge ausgegraben, in welchen laut lateinischer und griechischer (!) Inschrift die Gebeine des Numa Pompilius und seine Schriften sich befinden sollten. Der eine war leer, der andere ent-

---

1) Livius 39, 8—17.

hielt zwei Fascikeln von je sieben Bücherrollen, deren erstes in lateinischer Sprache die Ordnungen der pontifices enthielt, das andere, griechisch abgefasste, philosophische Erklärungen. Die Tendenz, die alten Satzungen im Sinn der neuen Philosophie umzudeuten, war offenkundig. Aber ausser von einigen Freunden des Finders wurden diese Schriften nur vom Prätor gelesen, der sie mit Beschlag belegte und vor dem Senate eidlich bezeugte, dass diese Bücher nicht gelesen und aufbewahrt werden dürften. Dies genügte zu dem Beschluss, sie öffentlich zu verbrennen, was auch geschah [1]). Dass damit dem Eindringen der philosophischen Umdeutung der Religion nicht auf lange gewehrt werden konnte, haben wir bereits gesehen.

Ein bedenkliches Ärgernis, welches die Lockerung der Sitten und die Untergrabung der Frömmigkeit in erschreckender Weise bekundet, wurde im Jahre 114 v. Chr. gegeben. Drei Vestalinnen, die als solche die reinsten unter den reinen sein sollten, unterhielten Liebesverhältnisse mit jungen Herren, welche gleichfalls den ersten Familien Roms angehörten. Aber auch hier zeigt sich doch noch der Rechtssinn des Volkes. Denn als das Pontifikalkollegium, vor welchem die Sache anhängig war, sie zu vertuschen suchte, bestand das Volk darauf, dass ein ausserordentlicher Gerichtshof eingesetzt wurde, und dieser verurteilte die sämtlichen Beteiligten zum Tode.

Je mehr der einheimische Götterglaube durch die Skepsis der höhern Stände und die Gleichgiltigkeit der niedrigen seines Zaubers entkleidet wurde, desto begieriger hing sich der nichtsdestoweniger vorhandene Aberglaube an die geheimnisvollen fremden Kulte, welche durch sinnliches Gepränge zu imponieren wussten. Zur Göttermutter von Pessinus, deren Eunuchen in Schwärmen bettelnd Rom durchzogen, und der zu Ehren sogar ein Marius nach Pessinus eine Wallfahrt machte, kam noch vor dem Untergang der Republik die kappadokische Ma, von den Römern Bellona genannt, deren wilde Priester ihr eigenes Blut fliessen liessen; dann die ägyptische Isis mit ihren Mysterien. Ausserdem liess sich das Volk von chaldäischen Astrologen und allerlei Wunderthätern irreführen, so dass schon im Jahre 139 ein Prätor sich veranlasst sah, sämtliche „Chaldäer" binnen 10 Tagen aus Rom und Italien auszuweisen. Das gleiche Schicksal traf die Juden, welche für die Sabbatfeier manche Proselyten gemacht hatten.

e) Unter dem Kaisertum.

Mit der Gründung des Kaisertums nahm die römische Religion unerwarteter Weise noch einmal einen Aufschwung. Octavian-Augustus, welchem der Sieg im Ringen um die Alleinherr-

1) Livius 40, 29.

schaft schliesslich zufiel, hatte hohe Achtung vor dem alten Römertum. Sein Bestreben ging dahin, die alten Tugenden, Einfachheit, Sittenreinheit und Gottesfurcht wieder zu wecken und in den Dienst des weltbeherrschenden Staatswesens zu stellen. Nicht am wenigsten strebte er eine Neubelebung der Religion an: die zerfallenden Tempel baute er stattlich wieder auf, die religiösen Ceremonien, welche ihm seine Ämter auflegten, verrichtete er mit angelegentlicher Sorgfalt. Die alten Bräuche brachte er wieder zu Ehren und errichtete neue Kulte. Dabei wurde er von den grossen Schriftstellern dieses goldenen Zeitalters unterstützt. Virgil dichtete im Einverständnis mit ihm die Äneide, welche die Überführung der trojanischen Penaten nach Latium besingt und deren Held vor allem ein Vorbild pietätvoller Gesinnung gegen die Götter ist. Titus Livius schrieb die Geschichte des alten Roms, um wo möglich das neue durch die Erinnerung an seine Vorfahren zu verjüngen. Selbst der leichtlebige Horaz bekehrte sich zu ernsterem Sinn und sah sich bewogen, die vom Cäsar angestrebte Rückkehr zur guten Lebensart der Väter durch seine Muse zu empfehlen [1]; ja, er ermuntert diesen in seinen Oden, nicht länger mit der Erlassung strenger Gesetze gegen die Sittenlosigkeit zu zögern. Sogar der frivole, liebeslüsterne Ovid schlug in seinen Fasti, wo er die wichtigen Tage des römischen Kalenders nach ihrer mythologischen und patriotischen Bedeutung erläutert, einen ernsteren Ton an und wies das Volk auf seine Heiligtümer hin.

Freilich war es bei Augustus selbst nicht ein erweckter, frommer Sinn, der ihn in der Neubelebung der alten Frömmigkeit das Heil seines Reiches erwarten liess; vielmehr trieb ihn dazu das instinktive Gefühl, dass die Wurzeln der Kraft desselben in der alten Römertugend lagen, welche ohne fromme Scheu und Übung nicht denkbar war. Auch hat er, der erste Imperator, dem patriotischen Ideal eine neue Fassung gegeben. Nicht mehr Roms Freiheit, sondern sein Ruhm war jetzt das Ziel aller tugendhaften Anstrengung, und in diesem Sinn begann man auf Antrieb der Griechen eine Dea Roma zu verehren. Und in seiner eigenen Hand fasste der Cäsar alle Fäden zusammen, womit die Priesterschaft und durch sie die Andächtigen geleitet werden konnten. Schon ehe er pontifex maximus geworden, was verhältnismässig spät geschah (12 v. Chr.), gewährten ihm seine übrigen Ämter bei seiner politischen Machtstellung Raum genug, um den gesamten Kultus zu beherrschen. Und es war nur die reife Frucht der ganzen Sinnesart der Zeit [2], dass der lenkende Genius des

---

1) Ganz im Dienste dieser vom Kaiser begünstigten Religion erscheint Horaz als Dichter des Carmen seculare für die Säcularfeier vom Jahr 17 v. Chr.

2) Pompejus hatte sich von seiner Flotte als Sohn des Neptun huldigen lassen. Antonius war als Bacchus nach Ägypten gezogen. Cäsar aber war schon bei Lebzeiten als Halbgott verehrt. Nach seinem Tod

Kaisers selber der Apotheose anheimfiel. Zwar hat sich Augustus dagegen eher abwehrend verhalten. Namentlich sträubte er sich dagegen, in Rom göttliche Ehre entgegenzunehmen. Aber er liess es sich gefallen, dass ihm in Gesellschaft der Dea Roma zuerst in den östlichen Provinzen, wo, wie wir sahen, seit Alexander die Vergötterung der Herrscher häufig war, Tempel gebaut wurden, und konnte nicht hindern, dass dieser Brauch auch in Italien eindrang. In der Stadt Rom, wo er sich ähnlichen Versuchen hartnäckig widersetzte, liess er doch gegen Ende seiner Regierung die Verehrung der Lares Augusti, d. h. seines unsterblichen, göttlichen Genius, einführen, wurde also schon bei Lebzeiten göttlich verehrt, wenn auch nicht in so unmittelbar persönlicher Weise wie gewisse spätere Nachfolger.

Nach seinem Tode wurde Augustus vom Senat in aller Form als divus erklärt, und man stiftete ihm zwei Tempel, deren einer auf dem Forum stand, während der andere, für die kaiserliche Familie bestimmt, im Palatium sich befand, wo seine Witwe Livia, jetzt Julia Augusta genannt, dem divus Augustus als Priesterin diente. Auch die unbedeutenden und unwürdigen Nachfolger wurden ähnlich geehrt und namentlich nach dem Tode als divi mit Tempeln bedacht. Und wie es mit den Juliern bis auf den mehr als ungöttlichen Nero gehalten wurde, so nachher mit den Flaviern und den späteren Kaisern, wenn sie auch nicht mehr wie die Julier der Abstammung von dem göttlichen Äneas sich rühmen konnten. Noch Constantin wurde, immerhin mit Vorbehalt der Ehre Gottes, nach seinem Tode konsekriert und divus genannt. Die Statuen der Kaiser wurden bald unter denen der Götter aufgestellt und ihnen auch geopfert. Diocletian liess sich endlich persönlich adoratio (*προσκύνησις*) verrichten.

Der Charakter der Religion in der Kaiserzeit wird neben dieser Koncentration der Staatsreligion um die Person des Cäsaren namentlich durch die reichliche Pflege fremder, orientalischer Gottheiten bestimmt. Die steife Form und kühle Stimmung des römischen Staatskultus, aus welchem jeder Enthusiasmus verbannt war, konnte manchen Gemütern nicht genügen. Solche wandten sich mit Vorliebe den geheimnisvollen, zum Teil enthusiastischen fremden Gottesdiensten zu, die besonders in den Frauen eifrige Gönnerinnen fanden. Den Göttern Roms glaubte man damit nicht untreu zu werden. Die Römer hatten ja von jeher die Götter anderer Länder geehrt und die Bilder von solchen unterworfener Völker nach Rom gebracht, womit man den Ruhm des Jupiter Capitolinus nur zu vermehren glaubte. Abgesehen von groben Unsittlichkeiten, welche den Unwillen aller Bessergesinnten gelegentlich erregten (wie bei den oben erwähnten Bacchanalien), haben wohl die philosophisch Gebildeten die fremden Religionen

---

wurde ihm auf dem Forum als einem Gott, Divus Julius, ein Altar errichtet.

mit gesteigerter Geringschätzung als ein Spiel von Betrügern mit dem albernen Aberglauben angesehen; aber man war ihnen von Staatswegen nicht eben feindlich. So wurde denn die Weltstadt der Sammelort für Kulte aus aller Herren Ländern.

Vor allem wurde man den Dienst der „grossen Mutter“ aus Phrygien, Kybele, der Göttin, die man aus Pessinus geholt hatte, nicht mehr los. Ihre verschnittenen Priester zogen auch in Rom weibisch gekleidet mit ihrem Esel umher, führten ihre Tänze auf, wobei sie sich blutig verwundeten, und thaten sich mit dem zusammengebettelten Gelde gütlich [1]. Würdiger und feierlicher war der Isiskultus, welcher weit mehr zu Ehren kam und durch die römischen Legionen sich bis nach Germanien, den Niederlanden und der Schweiz ausdehnte. Domitian erbaute statt der bisherigen Kapellen ein stattliches Isisheiligtum und ein Serapeion. Die Isispriester drängten sich auch in die Familien der höhern Stände und legten für Verschuldungen Büssungen auf. Eine karnevalartige [2] Isisprozession, die er nach Korinth verlegt, schildert Appulejus im letzten Buch der Metamorphosen. Ferner war der Mithrakultus im ganzen Römerreich ausserordentlich verbreitet, wie schon oben S. 563 f. bemerkt wurde. Es war der mit der Sonne identifizierte Mithra, den man in Grotten verehrte [3]. Dass dieser Kultus mit strengen Mysterien verbunden war, wurde ebenfalls schon früher bemerkt. Die Qualen, welche man bei den Weihen auszustehen hatte, finden sich auf Reliefs abgebildet, die man in Süddeutschland und Tyrol aufgefunden hat. Nach diesen Abbildungen zu schliessen, sind diese Peinigungen keineswegs etwa bloss symbolisch vollzogen worden, mag man auch bei manchen Adepten Rücksicht haben walten lassen.

Auch der phrygische Kult hatte seine Mysterien. Als das vorzüglichste Sühnmittel desselben galten in der Kaiserzeit die Taurobolien, wobei der Adept in einer Höhlung des Bodens unter durchlöcherten Brettern stand. Durch diese hindurch wurde er mit dem Blut des geschlachteten Stiers über und über begossen, und so von seiner Schuld und Fehle auf ewig gereinigt. — Aber

1) Beschrieben hat ihre Aufzüge in der Mitte des 2. Jahrhunderts Appulejus, Metamorph. 8, 27.

2) Das Wort Carneval scheint von carrus navalis zu kommen, dem Schiffwagen, auf welchem das Isisbild gefahren wurde. Auch der Carneval selbst dürfte mit jenem Frühlingsfest zusammenhangen.

3) Abbildungen (siehe solche in Roschers Lex. S. 3051—3054) stellen Mithra dar als Jüngling in phrygischer Tracht, auf einem Stier knieend, dem er einen Dolch in den Hals stösst. Aus dem Schwanze des Stiers spriessen Ähren. Ein Hund springt an den Stier heran, eine Schlange leckt sein Blut, ein Skorpion nagt an seinen Hoden. Zu jeder Seite steht ein Fackelträger, einer mit gehobener, der andere mit gesenkter Fackel. (Jak. Burckhardt, S. 200). Der siegreiche Jüngling ist zweifellos die Sonne, welche die fruchtbare Erde mit ihrem Strahl durchbohrt. Hund (Sirius) und Skorpion deuten auf Sternbilder, die beiden Fackeln auf Zunehmen und Abnehmen des Sonnenlichts in den beiden Jahreshälften.

auch der Isiskultus verdankte seine Beliebtheit namentlich seinen Mysterien, und diese hinwieder waren, wie schon die zu Eleusis, namentlich begehrt wegen ihres über den Tod hinaus sich erstreckenden schirmenden Einflusses. Man versprach sich von ihnen nicht nur langes, glückliches Leben, sondern auch seliges Fortleben in den elysischen Gefilden [1]).

Die Auffassung des Lebens und der Religion ist im dritten Jahrhundert nach Christo eher ernster geworden als im ersten. Aber eine Flut von Aberglauben hat sich über Hohe und Niedrige ergossen. Horoskope [2]) werden gestellt und machen den Herrschern auf dem Thron viele Not; durch Beschwörungen aller Art, womit in der Regel freche Gaukler Betrug spielen, hofft man die Geister und Dämonen in seinen Dienst zu bekommen. Zweifelhafte Heilige, welche Wunder thun, reisen überall umher. Die neuplatonische Philosophie erfreut sich vieler Gunst: sie weiss allen Religionen Wahrheit abzugewinnen und auch den Aberglauben in ein vorteilhaftes Licht zu rücken.

Nur Einer Religion kam die römische Duldsamkeit nicht zu gut, dem Christentum. Schon das Judentum war bekanntlich von den Römern sehr ungern gesehen, obwohl man sich auch seinem Einfluss nicht zu entziehen vermochte und manche Römerinnen und Römer den Sabbat feierten, der auf sie einen tiefen Eindruck machte. Der Grund der Feindschaft gegen die mosaische Religion und Nation lag darin, dass diese die Götter Roms verwarf und ihren Dienst verurteilte, während die Mithra- und Isisanbeter ihnen ebenfalls Verehrung zollten. Die verschiedenen heidnischen Religionen konnten sich recht gut vertragen und haben sich in manchen Tempel und sogar in manche Inschrift geteilt. Der jüdische Purismus in Sachen des Kultus musste notwendig abstossen und zu Konflikten führen. Noch viel mehr aber musste das mit grossem Erfolg missionierende Christentum, das mit vollem Bewusstsein den Kampf gegen alle Mächte des Heidentums aufnahm, dessen Zorn auf sich laden. Wohl hätte man auch ihm Duldung gewährt, aber um einen Preis, den es nicht annehmen konnte. Ein Alexander Severus hat in seiner Hauskapelle die Bilder Abrahams und Christi mit denen eines Orpheus (als Stifters der Mysterien) und Apollonius von Tyana zusammengestellt. Allein diese Huldigung, die seinen Herrn in eine Linie mit andern und seine Lehre in die gleiche Kategorie mit denen des Heidentums stellte, konnte und durfte es

---

1) Appulejus lässt die „Königin Isis“ zu dem Adepten sprechen: „Du wirst glücklich leben, glorreich durch meinen Schutz; und wenn du einst deine Zeit durchlaufen hast und in die Unterwelt gehst, so wirst du auch dort mich finden, wie du mich hier siehst, leuchtend über dem Dunkel des Acheron, herrschend über die stygischen Tiefen, und als Bewohner der elysischen Gefilde wirst du zu meiner Gnade beten ohne Unterlass.“

2) Alexander Severus ordnete an, dass die Astrologen und Haruspices vom Staate Besoldungen bezogen und Vorträge zu halten hatten.

nicht annehmen, ohne sein Kleinod zu verlieren. Die Christen beharrten auf ihrem Gegensatz und weigerten sich, vor den Statuen der Kaiser zu opfern. Diese ihre innere Gegnerschaft gegen alles Heidnische war der tiefste Grund ihrer Verfolgung und der Strenge, mit welcher man das Verbot der unerlaubten Genossenschaften auf sie anwandte, während man sonst zu seiner mannigfachen Übertretung ein Auge zudrückte. Es musste zum Entscheidungskampfe kommen. Es war freilich ein Kampf der kleinen, leidenswilligen Herde gegen die allmächtigen Wölfe. Dass er mit einem Siege der einmal ums andere gewaltthätig Unterdrückten endigte, erklärt sich nur aus der göttlichen, weltüberwindenden Kraft, welche die Jünger des Auferstandenen an ihrem Glauben hatten.

2. Die Götter und Genien der Römer[1]).

Wie die Römer, gleich den übrigen Indogermanen, die Gottheit vor allem mit himmlischen Lichtphänomenen in Verbindung brachten, zeigt schon der Umstand, dass das Appellativ deus divus u. s. f. auf die Wurzel des Leuchtens zurückgeht. Dasselbe ist der Fall mit den Namen der vornehmsten Götter wie Jupiter, Diespiter, Juno, Diana, Janus(?) u. a. Vgl. auch Mater Matuta (Morgenhelle). Diese Götter haben sich zwar von der Naturerscheinung abgelöst, mit welcher sie ursprünglich zusammengeschaut wurden; höchstens lose hangen sie noch damit zusammen. Aber sie sind bei weitem nicht so stark in den anthropomorphischen Prozess eingegangen wie die hellenischen; sie haben sich weniger personifiziert und individualisiert, sind allgemeiner und abstrakter geblieben, und waren daher als über der menschlichen Sphäre erhabenere Wesen auch in ihrer ethischen Würde leichter festzuhalten, bezw. einer höheren ethischen Deutung fähiger als die griechischen. Zugleich war der religiöse Sinn so rege, dass unbeschadet der herrschenden Göttergestalten das Göttliche sich ins unendliche zersplitterte, keinem bedeutsamen Ort, keiner Handlung, keiner Phase des Lebens ein besonderes göttliches Numen versagt blieb.

Wir werfen zunächst einen Blick auf die herrschenden Weltgottheiten.

Jupiter[2]) nimmt die alles beherrschende Stellung ein wie Zeus bei den Griechen; mit diesem ist er auch dem Namen nach identisch wie mit dem indischen Djaus[3]). Es ist also der uns in

---

1) Vgl. besonders L. Preller, Römische Mythologie und in Roscher Lexikon die einzelnen Artt.

2) Neben dieser Schreibung findet sich bis zur Kaiserzeit ebenso häufig die mit zwei p, welche letztere von da an vorherrscht. Das zweite p ist jedoch etymologisch nicht begründet.

3) Jupiter zusammengesetzt aus Ju=Diu und pater, identisch mit dem ebenfalls bezeugten Diespiter. Die Wurzel ist di, div, leuchten, glänzen. Für den Gott kommen auch die Namen Diovis und Jovis als

den verschiedensten Religionen als höchstes Wesen entgegentretende Himmelsgott, Gott des lichten Himmels. Deshalb führt er im alten Salierlied den Namen Lucetius, d. h. der Leuchtende. Noch mehr als beim griechischen Zeus verwendet der Sprachgebrauch den Namen des Gottes geradezu für den Himmel[1]). Die Verehrung Jupiters findet sich bei allen italischen Stämmen. Bei den Etruskern entspricht Tinia oder Tina, der Gott des Blitzes, bald als bärtiger Mann mit Szepter und Blitz, bald als Jüngling mit Epheu- oder Lorbeerkranz abgebildet. Bei den einzelnen Stämmen und in den einzelnen Kulten wird der Gott nach verschiedenen Seiten seines Wesens und Äusserungen seines Waltens ins Auge gefasst und dementsprechend auch mit verschiedenen Beinamen benannt. Allein es ist leicht einzusehen, dass sein Wesen von Natur ein allgemeineres war. Er ist die umfassendste und erhabenste Auffassung der Gottheit, deren dieses Volk je und je fähig war. So findet sich denn auch bei ihm, wie bei Zeus, die ethische Seite von Anfang bis zu Ende.

Als Donnergott heisst er Jupiter tonans, als Blitzesender führt er die Beinamen: Fulguralis, Fulgurator, Fulmen, Fulminans, Fulminator[2]); als Regenspender: Pluvius, Pluvialis, Imbricitor. Auf dem Aventin stand ein Altar des Jupiter Elicius, welcher Name wohl darauf deutet, dass man dem Gott durch eine Wasserspende Regen entlockte. Dass Jupiter, der Spender von Sonnenschein und Regen, als der Geber aller guten Gaben, vorab der Fruchtbarkeit des Feldes, angesehen wird, kann nicht befremden. Er wurde von altersher bei der Weinlese verehrt. Als den in üppiger Freigebigkeit seine Spenden austeilenden Himmelsvater ehrt man ihn durch den Namen Liber, welcher Name auch dem aus der griechischen Welt herübergenommenen Dionysos zu teil wurde. Privatkulte galten dem Jupiter Dapalis (von daps) als dem Gott der Bestellung von Saat und Feld. Als Jup. Terminus behütet er die Grenzen des Ackers vor Verletzung. Den Beinamen Ruminus führt er als der, welcher auch dem Viehstand Fruchtbarkeit schenkt und es vor Schaden bewahrt. Und da seine belebenden Spenden auch dem Walde zu gute kommen, heisst er auch Silvanus.

In ethischer Hinsicht ist Jupiter vor allem der väterliche Versorger der Menschen und Helfer in der Not nach seiner Gütigkeit. Die lichte Reinheit und Heiligkeit des höchsten Gottes

---

Nominative vor. So erklärt sich auch der Name Dius (Fidius). — Neben Diovis erscheint zuweilen ein Vejovis, d. h. wohl ein schädlicher oder böser Jupiter; er ist altitalisch, sabinisch und latinisch. In Rom wurde Vejovis mit Pfeilen in der Hand (Sonnenstrahlen?) nach dem Vorbild des Apollo abgebildet und verehrt. Sein Symbol ist die Ziege.

1) Horaz sagt: sub Jove frigido. Man bezeichnet die Witterung mit Jupiter serenus, siccus, uvidus, madidus, malus, vernus, hibernus. Vgl. auch: sub divo, unter freiem Himmel.

2) Im Campus Martius befand sich ein Heiligtum des Jupiter Fulgur, wo er also geradezu mit dem Blitz identifiziert ist.

scheinen besonders die Sabiner beachtet zu haben; wenigstens tritt diese Rücksicht in erstaunlichem Masse bei den vom flamen dialis (Jupiterpriester) zu beobachtenden Satzungen hervor, welche auf Numa zurückgehen sollen. Mit der hier verlangten physischen Reinheit hängt die ethische zusammen, welche stets von Jupiter gefordert wird. Wie er die Grenzen schützt gegen Verrückung (Terminus), so beaufsichtigt er ganz besonders das Halten der Treue (fides) bei gegebenen Zusagen, Eidschwüren u. s. w. Die Fides wird auch selbständig personifiziert und verehrt. Gewöhnlich aber ist Jupiter (vgl. Dius Fidius) ihr Vertreter und Rächer.

Da das Leben der Römer im Staatswesen seinen Mittelpunkt und Schwerpunkt hatte, so musste auch der Hauptgott hier seine besondere Geltung und Machtsphäre haben. In der That war Jupiter hauptsächlich der Staatsgott, die Hypostasierung der idealen Staatshoheit und -gewalt. Als Gott des Donnerkeils und Blitzes war er von vornherein geeignet zum Kriegsgott. Schon von Romulus hergeleitet wird der Dienst des Jupiter Feretrius[1]). Nur Feldherrn, welche dem feindlichen Befehlshaber selber die Rüstung ausgezogen hatten, durften diese „spolia opima" dem Jupiter Feretrius auf dem Capitol darbringen. Namentlich aber war Jupiter der Gott der politischen Bundesgenossenschaften der Italiker. So war Jupiter Latialis oder Latiaris das göttliche Haupt und der Beschützer des latinischen Bundes; ihm zu Ehren wurden die berühmten latinischen Ferien (feriae) alljährlich auf dem Mons Albanus und in seiner Umgebung gefeiert. Auf dem Berge stand der heil. Hain, und schon seit der Tarquinierzeit auch ein Tempel des Gottes. Die Römer spielten dabei die Hauptrolle. Und wie die latinischen Städte ihren Bund diesem latiarischen Jupiter unterstellt hatten, so die Römer ihr eigenes Gemeinwesen dem Jupiter Capitolinus. Auf dem Capitol hatten ja die Tarquinier dem Jupiter Optimus Maximus einen eigentlichen Tempel gebaut. Dieses O. M. wurde seitdem das Merkmal des souveränen himmlischen Herrschers, welchem Rom diente und die Erde unterwarf. Es ist dieser Superlativ nicht äusserlich so zu verstehen, dass man in vollem Ernst unter einer Mehrheit von Jupitern den trefflichsten ausgelesen hätte, sondern so, dass man in dem capitolinischen die vollkommenste Entfaltung der Attribute des Gottes erkannte. Mit den römischen Waffen wurde diese Gottheit in alle Teile der damaligen Welt getragen und war in der Kaiserzeit auch in manchen Provinzen die beliebteste, am meisten verehrte. Dass bald auf Jupiter die Mythen des Zeus übergetragen wurden, versteht sich nach dem früher Gesagten von selbst; doch fiel es den höher Denkenden nicht schwer, den einzigartigen Gott in seiner Erhabenheit festzuhalten als den väterlichen

---

1) Der Name Feretrius gewöhnlich abgeleitet von feretrum (Tragbahre) käme nach Andern von ferire.

Beherrscher der ganzen Welt[1]). Als in der Kaiserzeit ein starker Zug zu einheitlicher Fassung der Gottheit sich geltend machte, war es wenigstens beim Volke kein anderer als Jupiter, der als der Eine, Einzige auf dem Plane blieb, und er hatte zu solcher Auszeichnung unter den mythischen Göttern zweifellos auch das beste Recht. Der Kultus Jupiters war ein reicher, namentlich auch durch Spiele ausgezeichneter. Von alters her waren ihm die Idus geweiht, d. h. die Mitte des Monats, ursprünglich die hellste Zeit, wo der Vollmond die Sonne ablöste. In der bildlichen Darstellung Jupiters waren die Römer von den Griechen abhängig.

Juno (aus Jovino), ebenfalls durch ganz Italien[2]) verehrt, ist die weibliche Seitenfigur zu Jupiter, eigentlich eine himmlische Lichtgottheit, und zwar wahrscheinlich von jeher mit dem Monde in näherer Beziehung stehend. Wie Jupiter an den Iden, wurde Juno an den Calenden (namentlich der Monate März und Juni) gefeiert, wo der neue Mond sich sehen liess. Sie führt häufig den Namen Lucina: die Leuchtende, was an Jup. Lucetius erinnert. Wie Hera, deren Mythen auf sie übergingen, ist sie die Gottheit der edeln, vornehmen Weiblichkeit, Herrin und Schirmerin der keuschen Ehe, die bei den Römern höher und heiliger geachtet war, als bei den Griechen. Aber mehr als Hera ist sie Mutter, Göttin der weiblichen Fruchtbarkeit, um welche die Frauen im Haine der Juno Lucina bitten. Sie steht — wozu ihre Eigenschaft als Mondgöttin vorzüglich passt — mit allen Phasen des weiblichen und mütterlichen Lebens in Verbindung, so mit den Katamenien und der Schwangerschaft; namentlich verleiht sie leichte Entbindung. Überhaupt ist sie die Schirmherrin der würdigen Frauen (matronae) und führt als solche die Lanze, weshalb sie Curitis oder Quiritis heisst.

Als Gemahlin des Jupiter rex heisst sie Juno regina. Wie auf manchen Höhen und Burgen thront sie auf dem Capitol neben ihm. Ihre Tiere waren jene Gänse[3]), welche beim Überfall durch die Gallier das Capitol retteten. Als Jupiter die Verkörperung der Staatshoheit, insbesondere der Schutzgott des Kaisers geworden war, da sah man in der Kaiserin die leibhaftige Juno. Aber schon in ältester Zeit stand diese Göttin in einem nahen persönlichen Verhältnis zu den Mädchen und Frauen. Jede derselben betete zu ihrer eigenen Juno, wie jeder Mann seinen Genius ehrte. Man

---

1) Vgl. Horaz Od. 1, 12, 13 ff.

Quid prius dicam solitis parentis
Laudibus, qui res hominum ac deorum
Qui mare ac terras variisque mundum
　　Temperat horis.
Unde nil majus generatur ipso
Nec viget quidquam simile aut secundum.

2) Von ihrem berühmtesten Heiligtum zu Lanuvium heisst sie Lanuvina.

3) Ihr gewöhnliches Opfer waren Kühe.

sicht hier, welcher Individualisierung die Gottheit gerade dank ihrer allgemeinen, abstrakten Fassung fähig war. Dieselbe Wahrnehmung lässt sich in Bezug auf die einzelnen Lebensverhältnisse machen, in welchen Juno's Beistand notwendig schien. Es gab eine Juno, welche den Brautzug aus dem Hause der Braut in das des Bräutigams führt: Iterduca und Domiduca genannt, eine Juno der Salbung (Unxia), weil die Braut die Pfosten des neuen Hauses zu salben hat, eine Cinxia, welche den Gürtel der Braut schürzt und löst u. s. f. Hier haben wir auf einmal die Gelegenheitsgötter der Indigitamente, von welchen nachher die Rede sein wird. Dass die mütterliche Göttin sich so in eine Menge von Numina auflöst, gibt einen Wink zur Erklärung der Entstehung dieser Spezialgottheiten.

Janus ist ebenfalls ein uralter italischer Gott. In Rom soll er schon von Romulus eingeführt sein; die Salier besingen ihn in ihrem alten Lied als divum deus oder deorum deus. Auf dem Janiculum soll er als König geherrscht und den aus Kreta von Jupiter vertriebenen Saturn gastlich aufgenommen haben. Besonders berühmt ist aber sein eigenartiges Heiligtum auf dem Forum, das aus einem einfachen Bau mit zwei entgegengesetzten Thüren bestand und in welchem sich ein Bild des Janus geminus mit zwei Gesichtern befand, die nach Ost und West zu beiden Thüren herausschauten. Diese Thüren durften nach einem auf Numa zurückdatierten Brauch in Kriegszeit nicht geschlossen, in Friedenszeiten, die aber selten waren, nicht geöffnet werden[1]).

Name und ursprüngliche Bedeutung dieses den Italikern eigenen Gottes sind bis in die neueste Zeit verschieden gefasst worden. Wie schon Nigidius Figulus, so erklären wohl mit Recht Buttmann, Schwegler, Preller ihn für einen Licht- und Sonnengott. Schon jener Römer hat auf die Parallele Jana-Diana aufmerksam gemacht, aus welcher folgt, dass Janus-Dianus für Divanus sein kann. Ist Diana der Mond, so ergibt sich für Janus von selbst die solare Bedeutung. Aber auch abgesehen von dieser nicht ganz einwandfreien Etymologie sprechen hiefür frappante Züge: jenes nach Ost und West gerichtete Doppelangesicht, ferner das Amt des Pförtners, das dem Janus eigen ist, welcher gleich den menschlichen Thürhütern die Attribute des Schlüssels und Stabes (virga) führt: der Sonnengott öffnet am Morgen das Thor des Himmels für das Licht und schliesst es am Abend zu[2]). So erklärt sich auch vorzüglich, wie Janus zum Gott alles Anfangs geworden ist, wie man denn

1) Dieser Brauch wird schon von den Alten verschieden erklärt. Die wahrscheinlichste Erklärung bleibt die, wonach der kriegerische Janus, Janus Quirinus mit dem Heer ausgezogen ist. Roscher meint, die Thüre sei nur aus Rücksicht auf die Ausgezogenen offen geblieben, damit ihnen die Rückkehr offen stehe.

2) Macrob. 1, 9, 9: Janum quidam Solem demonstrari volunt et ideo geminum, quasi utriusque januae caelestis potentem, qui exoriens aperiat diem, occidens claudat.

auch kein Gebet oder Opfer begann, ohne seiner zu gedenken[1]). Ist doch der Sonnengott in der That der Anfänger alles menschlichen Thuns, welchem er erst durch sein Licht den Zugang eröffnet. Ebenso leicht versteht sich, dass Janus der Beschirmer aller Wege und Strassen ist. Denn der Sonnengott ist selbst ein Wanderer durch die Welten und bescheint die Wege alle; sein Angesicht schaut vorwärts und rückwärts[2]). Ist er aber einmal der Eröffner geheimnisvoller Pforten, so versteht man leicht, dass er auch die des Leibes bei Empfängnis und Geburt erschliesst, ebenso dass er wunderbare Quellen öffnet, was ihm öfter zugeschrieben wird. Mit der Schiffahrt steht er, der Gott der Wanderwege, in Zusammenhang. Münzen tragen nicht selten einen Januskopf auf der einen, ein Schiff auf der andern Seite. Auch der Zusammenhang von portus, Hafen, mit porta, Thüre, kann diese Beziehung des Gotts der Eingänge mit der Schiffahrt herbeigeführt haben.

Von Sonnenkultus finden sich auch sonst bei den Römern Spuren; auch unter dem Namen Sol wurde ein solcher Gott gefeiert. Und der griechische Apollo erfreute sich in Rom grosser Beliebtheit und hohen Ansehens, allerdings speziell als Gott der Sühnung, Heilung und der Orakel.

Diana[3]) ist nach ihrem Namen ebenfalls alte Lichtgöttin, und zwar speziell Mondgöttin. Dafür spricht ihre Beziehung auf das Wachstum und Gedeihen in den feuchten Waldgründen, und anderseits auf das weibliche Geschlechtsleben, Eheglück und Geburt. In ersterer Hinsicht ist sie die Herrin des einsamen, wilden Waldreviers und besonders der Jagd. Wie die wilden Tiere ihre Pflegebefohlenen sind, so getrösten sich auch die flüchtigen Sklaven ihrer Gunst. Daneben aber beten zu ihr, ganz wie zu Juno, die Frauen um eheliches Glück und leichte Entbindung. Besonders wichtig war auch politisch das Heiligtum der Diana auf dem Aven-

---

1) Ihm geweiht ist der Januarius als der erste Monat nach dem geringsten Stand der Sonne.

2) Roscher in „Hermes, der Windgott", hat auch den Janus als Gott des Windes erklärt, der die Wolken verjagend den Himmel aufschliesse. Aber im Lexikon (1890) hat er vorgezogen die Ableitung aus der Natur fallen zu lassen und bei einem einfachen Thürengott, Gott der jani und januae, stehen zu bleiben, wofür der Zusammenhang mit janua, der ja bei obiger Etymologie auffällig ist, angeführt werden kann, ebenso die Analogie von Cardea, Schutzgottheit der Thürangeln, cardines — Forculus, diejenige der fores — Limentinus, Schwellengenius. Aus der Vorstellung des häuslichen Thürgottes hätte sich die eines Thürhüters der Welt, des Himmels, entwickelt. Allein das häusliche Feuer (Vesta) kann hiefür nicht angeführt werden, da das Feuer von höherer Abkunft ist. Und die ebengenannten Genien gehören doch in eine andere Kategorie und haben sich nie zu solcher geistigen Bedeutung erhoben wie Janus. Ganz unzulässig ist auch die Erklärung des Doppelgesichts: es stamme von dem menschlichen Thürhüter, der nach aussen und nach innen zu schauen hatte!

3) Diana, von der Wurzel di, div, leuchten, ist nicht einfaches fem. von Janus, Djanus, sondern hat von Haus aus langes î.

tin, von Servius Tullius gestiftet und mit einem merkwürdigen Bilde ausgestattet. Es war nicht ein spezifisch römisches, sondern ein latinisches Bundesheiligtum.

Minerva, die Göttin der Besinnung, verständigen Überlegung, Weisheit, gestattet keinen Nachweis ihres Naturzusammenhangs mehr. Der Name, welcher auch Menerva lautet, ist dunkel; er wird oft mit mens kombiniert; bei den Etruskern heisst sie Menerfa oder Menrefa. Sie war dort als Blitzeschleuderin sehr geehrt und stammt vielleicht von dort. Pallas Athene hat auf sie abgefärbt; doch hat Minerva nicht so sehr deren kriegerische Tüchtigkeit angenommen wie die friedliche Kunstfertigkeit; sie ist überwiegend die Göttin aller friedlichen Künste, der Wissenschaften, der Kunstgewerbe und Erfindungen, nicht zum wenigsten auch der Dichtkunst und des Schauspiels. Auch die gerne gesehene Kunstthätigkeit der ehrsamen Hausfrau, das Weben und Spinnen ist ihr lieb. Zugleich jedoch verehren die Ärzte, Maler, Schullehrer u. dgl. diese Göttin der Weisheit und Geschicklichkeit als ihre Schutzpatronin. Mit Jupiter und Juno bewohnte sie als dritte den Haupttempel auf dem Capitol. Abgebildet wird sie wie die griechische Pallas.

Mars[1]) ist ein originaler Gott, der bei den verschiedenen italischen Stämmen eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Römer haben ihn sogar in doppelter Gestalt angenommen als palatinischen Mars und unter dem sabinischen Namen Quirinus, daher es neben dem flamen Martialis einen flamen Quirinalis gibt. Dieser Quirinus wurde dann wieder mit Romulus identifiziert. Mars ist der Gott des kräftigen männlichen Naturtriebes, wie er in der Vegetation, in der Fauna und im Menschengeschlecht Leben weckt; doch wurde er immer mehr als der mannhafte Gott des Krieges gefasst.

Dem hohen Alter dieser Gottheit entspricht die innige Verbindung, in der sie mit der Natur geschaut wurde. Man nahm sie wahr in mächtig und üppig treibenden Bäumen, wie in der Eiche und dem Feigenbaum, aber auch in Tieren, wie im grimmen Wolf[2]) und dem geheimnisvollen, prophetischen und zugleich wohlbewehrten Specht (picus Martius). Aber auch die Tiere des Ackerbaues und des Krieges waren dem Mars zugehörig, so der Ackerstier und das Streitross. Die „Suovetaurilien“, welche er liebte, zeigen, dass man die Herdentiere überhaupt als sein Schutzgebiet ansah. Das alte Symbol des Gottes, welches ihn darstellte, lange ehe Bilder der Götter üblich waren, war die Lanze (hasta, curis). Eine solche hl. Lanze in der Regia zu Rom hiess geradezu Mars. Dort standen übrigens mehrere Lanzen des Gottes, deren spontane Bewegung als verhängnisvolles Omen galt.

---

1) Der Name wird verschieden erklärt. Am nächsten liegt die Kombination mit dem lateinischen mas. Auch das sanskr. Marut wurde schon verglichen.

2) Vgl. die Wölfin, welche nach der Sage den Romulus und Remus säugte.

Als Naturgott ist Mars der Verleiher der Fruchtbarkeit an Pflanzen und Tiere, auch Menschen. Nicht umsonst war ihm der Frühlingsmonat Martius, wo das junge Leben spriesst, eigen. Auch an Menschen wurde ihm gelegentlich eine Gabe geweiht in dem Ver sacrum: die in einem Frühling (März und April) geborene Jungmannschaft wurde, nachdem sie herangewachsen war, als dem Gotte geweiht, aus dem Lande getrieben und ihrem Schicksal überlassen. Wie er Segnungen spendet, so wendet er Schädigungen ab, schlimme Witterung, Krankheit, Unglück, Krieg. In dieser Eigenschaft als Abwender des Schadens heisst er averruncus. Als Kriegsgott dienten ihm die Salier. Bei ihren Waffentänzen [1]) trugen sie 12 Schilde von besonderer Form (ancilia), von denen einer dem Numa soll vom Himmel zugefallen sein, wobei ihm eine Stimme verkündete, das Heil der Stadt hange von der Aufbewahrung dieses Kleinods ab. Um den Verlust unmöglich zu machen, liess der König durch einen geschickten Schmied 11 ganz ähnliche anfertigen. Der Festtag, wo die Salier sich besonders sehen liessen, waren die Calenden des März, an welchen Mars von Juno Lucina soll geboren worden sein und das grösste Fest der Römer auf dem Marsfelde (campus Martius) seinen Anfang nahm. Auf diesem Feld, das zu kriegerischen Übungen und Spielen diente, stand ein uralter Altar (ara Martis). Ein mit Fellen bekleideter Mann wurde an jenem Feste aus der Stadt geprügelt. Man nannte ihn Mamurius und verwechselte ihn mit jenem Schmied, dem man die hl. Schilde verdankte. Nach Analogie anderer Frühlingsbräuche ist es vielmehr der fliehende Winter. — Dass der Kriegsgott bei diesem Volk in hohen Ehren stand, lässt sich im voraus denken. Er war weit angesehener als der griechische Ares. Vor jedem Kriege empfing er besondere Opfer und Huldigungen, wenn auch Jupiter übergeordnet blieb und ihm vorher geopfert wurde. Der Feldherr trat vor Beginn des Kriegszuges in das hl. Gemach der Regia, schlug an jenen Speer und rief: Mars vigila! — Die angesehene sabinische Göttin Nerio galt als Gattin des Mars; sie wird bald mit Minerva, bald mit Venus gleichgesetzt, hatte also Eigenschaften kriegerischer Natur und war dabei Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, so dass sie sich nach beiden Seiten an Mars anschliessen konnte. — Augustus weihte im Jahr 2 v. Chr. einen prächtigen Tempel dem Mars Ultor zum Dank dafür, dass ihm der Gott seiner Zeit gegen Brutus und Cassius beigestanden und die Ermordung Cäsars gerächt habe.

Venus ist zwar eine alte in Italien einheimische Gottheit; aber da sich ihr Name in den ältesten priesterlichen Aufzeichnungen nicht findet, so ist sie in Rom selbst wohl erst später zu offiziellem Kultus gelangt. Venus ist wohl ein Name der Blumen- und Frühlingsgöttin, die auch als Feronia bei den Latinern, Sabinern und auch Etruskern erscheint. Sie ist stets Göttin der Blumen und der

---

1) Vgl. K. Müllenhoff, Über den Schwerttanz, Berl. 1871.

Gärtnerkunst geblieben. Namentlich aber war sie die Gottheit der Anmut und der geschlechtlichen Liebe. Und da diese Liebe auch in weiterem Sinn gefasst werden konnte als Eintracht (concordia), war sie auch politischer Bedeutung fähig, als Göttin von Bundesgenossenschaften, z. B. des latinischen Bundes. In Rom gelangte sie zu besonderer Geltung seit dem ersten punischen Kriege, wo man mit dem Kultus der sizilischen Venus Erycina in Berührung kam und dieser bald um so leichter in die Hauptstadt verpflanzt wurde[1]), da unterdessen die Annahme der trojanischen Abstammung der Römer herrschend geworden war und Venus als Mutter des Äneas galt. So wurde mit Venus die griechische Aphrodite, sowohl als Liebesgöttin wie als Urania oder Weltgöttin verschmolzen und ihre Mythen, teilweise auch die mit ihrem Kultus verbundenen Unsitten auf jene übertragen. Die erste Kaiserzeit, wo die ersten Cäsaren die Abkunft des julischen Geschlechts von Äneas besonders kultivierten, sah auch einen neuen Aufschwung des Venuskultus in diesem Zusammenhang. Venus genitrix heisst sie als Stammmutter des römischen Volkes. Mit Mars, der als Stammvater desselben in Betracht kommt, ist Venus oft verbunden. Auch als Victrix wird sie verehrt und ist dabei so viel als Victoria.

Vesta ist eine uralte Erbgottheit der Italer, also original und selbständig neben der griechischen Hestia, mit welcher sie selbstverständlich ursprünglich Eins war. Wie in Griechenland, so wurde in Italien überall das heil. Feuer der Stadt auf einem Altar unterhalten, zugleich war aber auch das Feuer des häuslichen Herdes der Vesta heilig. In Rom hatten (seit Numa) die Vestalinnen das heil. Feuer im runden Vestatempel am Forum zu pflegen und durften es bei strenger Strafe nicht ausgehen lassen. Weil man des Feuers bei jeder Opferhandlung bedurfte, gedachte man der Vesta am Schluss jedes Anrufungsaktes. Ausserordentliche Sorgfalt verwendete man darauf, das Feuer und Heiligtum rein zu erhalten. Zu den gewöhnlichsten Obliegenheiten der Vestalinnen gehörte es, Wasser aus reinem, fliessendem Quell oder Fluss zu schöpfen und zum Heiligtum zu tragen. War das hl. Feuer durch Nachlässigkeit erloschen, so musste es aus Naturfeuer (Holz oder Sonne) wieder angezündet werden. Regelmässig wurde es auch erneuert, als durch längern Gebrauch unrein geworden. Die Vestalinnen selbst hatten sich, als Priesterinnen der jungfräulichen Göttin, der strengsten Eingezogenheit zu befleissigen. Wenn ihnen Liebesumgang mit Männern nachgewiesen war, wurden sie lebendig begraben. Ein Bild der Vesta wurde auch in späterer Zeit nicht aufgestellt. Das hl. Feuer genügte als Symbol ihrer Gegenwart. Dagegen wurden geheimnisvolle Kleinodien, Penaten u. dgl. auch das „trojanische Palladium“, welche Dinge dem menschlichen Auge entzogen sein sollten, im Vestaheiligtum aufbewahrt.

---

1) Nach der Schlacht am Trasimenischen See (217 v. Chr.) errichtete man dieser Venus auf Weisung der sibyll. Bücher einen Tempel in Rom.

Als Göttin des Herdes steht ja Vesta zu den Penaten in nächster Beziehung.

Saturnus (von satus, Saat), Gott der geheimen Triebkraft innerhalb des Erdbodens, dem man die Segnungen des Ackerbaues verdankt, ist Gott dieser Arbeit, der Düngung insbesondere, überhaupt der Fruchtbarkeit und des Reichtums. Er ist mit der freigebigen Göttin Ops, eigentlich die gütige Erde[1]), verbunden. Er wurde mit der Zeit dem Kronos gleichgesetzt wie Ops der Rhea und dabei für einen König der grauen Vorzeit angesehen; der sei, von Zeus abgesetzt, aus Kreta nach Latium gekommen und habe sich am Fusse des capitolinischen Hügels niedergelassen. Das Zeitalter, das er beherrschte, war ein goldenes, wo man ohne viel Arbeit und Mühe im Überfluss lebte und sich allgemeiner Freiheit und ungestörten Wohlbefindens erfreute. Dieses Zeitalter hörte auf, als Saturn, aus unbekannten Gründen, verschwand. Noch erinnert aber an jene glückselige Zeit das Fest der Saturnalien, im Dezember gefeiert, wo die Saat hoffnungsvoll in der Tiefe schlummert. Der Haupttag war der 17. Dezember; doch wurde das Fest bis zum 23., also über die Sonnenwende hinaus, ausgedehnt. Es war durch fröhliche Schmausereien mit allerlei Spielen und Scherzen ausgezeichnet und besonders den Sklaven willkommen, welche da wie Herren behandelt und von ihren Gebietern bei Tisch bedient wurden. — Im Tempel des Saturn stand sein Bild, das an den Füssen mit wollenen Binden umwickelt war, die man nur an seinen Festtagen im Dezember löste. Dies hängt wohl mit dem sonst nicht seltenen Gebrauch zusammen, Götterbilder zu fesseln, damit die Gottheit nicht entweiche. Man wollte sich des Bleibens dieses reichen Gottes versichern. Unter seinem Tempel befand sich in kellerartigem Gewölbe die römische Schatzkammer (aerarium Saturni).

Der früher erwähnte Faunus ist der einstige Hirtengott, der später mit Pan identifiziert wurde, aber im hohen Altertum bei den Italikern eine grosse Rolle spielte als Schirmer der Herde und gütiger Spender von Fruchtbarkeit. Als Abwehrer des Wolfes heisst er Lupercus. Auch als Waldgeist erscheint er und lässt seine Stimme vernehmen, ganz wie Pan — er kann auch durch seinen unheimlichen Ruf panischen Schrecken unter den Feinden erzeugen. Ebenso flüstert er Orakel in das Ohr der Schläfer. Seine weibliche Hälfte ist Fauna; auch ist oft von Faunen in der Mehrzahl die Rede: es sind Feld- und Waldgeister, welche mit den Nymphen tanzen. Der Kultus des Faunus blieb ein ländlicher, ungeschlachter; er wurde meist auf freiem Feld verehrt, hatte aber auch in der Stadt Rom eine heilige Höhle am palatinischen Hügel, Lupercal genannt, eine Priesterzunft, Luperci, und ein eigenartiges Fest, die Lupercalien, am 15. Febr. gefeiert, wobei jene

---

1) Man opferte ihr und that ihr Gelübde sitzend und die Erde berührend.

Priester halb nackt, mit Fellen angethan, durch die Strassen liefen und die Frauen mit Riemen aus dem Fell des geschlachteten Bockes auf die Hand schlugen, was diese sich in Erinnerung an die Sage von den geraubten Sabinerinnen gefallen liessen, welche erst des Mutterglückes teilhaftig wurden, nachdem sie sich einem Orakelspruch folgend, mit solchen Riemen aus dem Fell des hl. Bockes hatten den Rücken streichen lassen.

Zu den Erdgöttinnen gehört auch jene Dea Dia, welche die fratres Arvales verehrten: sie stellt die fruchtbare Tiefe, den Mutterschoss der Erde dar. Auch Acca Larentia ist ein verwandtes Wesen.

Ebenso gab es Fluss- und Quellgötter und einen Gott des Meeres: Neptunus, der aus dem Erbe des griechischen Poseidon sich bereicherte, und nach dessen Vorbild Gott der ritterlichen Spiele wurde. Der männliche Feuergott heisst Vulcanus (ältere Form: Volcanus). Er wirkt sowohl verheerend und zerstörend als wohlthätig, zeugend und belebend. In letzterer Hinsicht berührt sich mit ihm seine Gattin Maja oder Majesta, eine altlatinische Gottheit. Er ist Gott des Blitzes, der Feuersbrünste[1]), der vulkanischen Ausbrüche, aber auch der Waffenschmiede; in beider Hinsicht rechtfertigt sich, dass er unter den Kriegsgöttern erscheint. Anderseits schreibt man ihm Lebenskräfte zu als Familiengott. An seinem Hauptfeste (23. August) warf jeder Hausvater ihm ein Fischopfer in die Flamme des häuslichen Herdes.

In Mercurius hatten die Handelsleute ihren Gott, dessen Name schon beweist, dass er, im Unterschiede von Hermes, von Haus aus nichts weiter ist als ein Handelsgott. Als sein Vater galt Jupiter, als seine Mutter Maja. Der Heilgott war Äskulap, der im Jahr 291 v. Chr. bei Anlass einer Pest auf die Aufforderung der sibyll. Bücher aus Epidaurus, seiner angesehensten Verehrungsstätte, herübergeholt wurde; bei dieser Gelegenheit wird merkwürdiges von seiner Schlange erzählt, welche den römischen Gesandten auf das Schiff folgte.

Auch Fortuna sei erwähnt, die von alters her bei verschiedenen Stämmen und speziell in Rom verehrte Göttin des Glücks, glücklichen Zufalls, dann auch des unberechenbaren Schicksals[2]). In Rom galt der König Servius Tullius als ihr Liebling, den freilich zuletzt auch das herbe Schicksal erreichte. Am 24. Juni war ihr Fest, wobei ein verhülltes Bild eine Rolle spielte, nach dem Volksglauben ein Bild jenes Königs, den Fortuna heiss geliebt habe, nach Andern ein solches der Fortuna Virgo. Plutarch hat eine besondere Schrift über die Fortuna der Römer geschrieben.

---

1) Neben ihm wird in Rom die Stata Mater verehrt, welche die Feuersbrünste zum Stehen bringt, daher hat sie häufig Bilder und Kapellen in den Städten und Dörfern.

2) Ursprünglich ist das blosse Schicksal: fatum, das günstig oder ungünstig sein kann.

In späterer Zeit war die hervorragendste die Fortuna publica oder Fortuna populi Romani.

Als die vornehmsten Götter zählt Varro eine Zwölfzahl auf (wie mit der Zeit auch die Griechen und die Etrusker eine solche hatten): Janus, Jupiter, Saturn, Genius, Mercurius, Apollo, Mars, Vulcanus, Neptunus, Sol, Orcus, Liber Pater. Dazu 8 weibliche: Tellus, Ceres, Juno, Luna, Diana, Minerva, Venus, Vesta.

Heroen und Halbgötter waren bei den Römern nicht so heimisch wie bei den Griechen, obgleich sich jene von diesen einen Castor und Pollux und andere Gestalten aneigneten und die sagenhaften Vorfahren Romulus, Äneas u. a. vergöttlicht wurden. Weitaus der wichtigste dieser Halbgötter, der eigentlich in Rom alle Ehren eines Gottes genoss, war Hercules, der den Griechen entlehnte Herakles. Er gilt dort vor allem, dem Apollo ähnlich, als heilsamer Gott, der die Finsternis und alle Ungeheuer überwindet und den Schaden abwehrt; auch ethisch stellt er die Treue, Zuverlässigkeit, Wahrhaftigkeit dar. Er berührt sich dabei mit dem sabinischen Semo Sancus oder Dius Fidius. Wie diesen ruft man ihn vor der Reise um Schutz an. Besonders aber verehrte man den Hercules Victor, welchem regelmässig Opferschmäuse gehalten wurden und siegreiche Feldherren oder Kaiser Ehrenbezeugungen darbrachten [1]).

Aber bei wenigen hervorragenden Göttergestalten ist die Religiosität der Römer niemals stehen geblieben. Sie hat noch in weit ausgedehnterem Masse, als schon aus dem bisherigen erhellt, an jedem bedeutsamen Orte, in jeder Tugend des Menschen, in jeder Phase, welche das menschliche Leben durchläuft, in jeder Persönlichkeit ein göttliches Walten wahrgenommen und dieses einem besondern Numen zugeschrieben.

Wenn der Römer einer Virtus, Spes, Concordia, Libertas, Pudicitia, Salus u. dgl. Verehrung zollt, so ist deutlich, dass es sich um Abstraktionen handelt; aber für ihn ist eine solche Gestalt nicht ein blosses begriffliches Abstractum, das etwa zu ästhetischen Zwecken personifiziert würde, sondern er schaut wirklich in diesen Tugenden und Vorzügen eine besondere Bethätigung der Gottheit, welche er durch ein besonderes Numen fixiert. Deutlich liegt dabei Pantheismus zu Grund. Nirgends aber hat sich derselbe so stark individualisiert wie in der römischen Religion, wo die ungewöhnlich starke Scheu vor dem Göttlichen in dessen Pflege bis ins Kleinliche ging.

Dies beweisen namentlich die eigentümlichen Götter der Indigitamente [2]), d. h. der priesterlichen Anrufungsformeln, welche

---

1) Die Kaiser spanischer Herkunft, Galba, Trajan, Hadrian liebten es, ihn als ihren Heros auf ihre Münzen zu setzen. Commodus trat im Theater als kämpfender Hercules auf.

2) Der Ausdruck indigitamenta von indigitare, welcher die Anrufung gewisser Götter bezeichnet; und zwar wären dies, nach der Be-

für jeden irgend bedeutenden Moment der Entwicklung und jede Äusserung des menschlichen Lebens den zugehörigen Schutzgeist nennen und anrufen lehren[1]). Varro hat zwei Reihen solcher Schutzgötter aufgeführt: 1) solche, die sich auf die Entwicklung des Menschen selbst von der Wiege bis zur Bahre beziehen und 2) solche, die sich um seine Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleidung u. dgl. bemühen. In diesen Reihen erscheinen neben Hauptgöttern wie Janus und Saturn, welche den Anfang des Menschenlebens kennzeichnen, untergeordnete Gelegenheitsgötter oder -Genien in grosser Zahl, die sich auf die Umstände der Schwangerschaft beziehen, dann die Geburtsgöttin Juno Lucina, darauf die Götter: Vitumnus, der dem Kind das Leben, Sentinus, der ihm Empfindung verleiht, Diespiter (= Jupiter) als Gott des Tageslichts. Dann sind anzurufen die Geburtshelferinnen, z. B. Candelifera, welche das Kerzenlicht trägt und andere mehr. Deus Vagitanus öffnet dem Kind beim ersten Schrei den Mund, Ops ist die Mutter Erde, auf welche es zuerst gelegt wird, Dea Levana die Göttin, die es aufhebt, wenn es darauf der Vater auf seinen Schoss nimmt. Cunina ist die Wiegengöttin, Rumina die der Mutterbrust. Potina und Educa lehren es trinken und essen, Statanus stellt es auf die Füsse, Fabulinus lehrt es schwätzen, Locutius sprechen. Auf dem Weg zur Schule und nach Hause geleiten es Iterduca und Domiduca. So geht es weiter. Für jede Altersstufe sind wieder andere Schutzgeister wichtig; eine Menge derselben fungieren natürlich bei der Hochzeit und ebenso beim Sterben.

Aber auch die einzelnen Persönlichkeiten sind von einem göttlichen Genius bewacht und beschirmt, der an die Fravaschi der Parsen erinnert. Der Genius ist eigentlich der zeugende oder Zeugungskraft verleihende Geist, als solcher der Beschützer des Hochzeitbettes; dann aber der Geist des Mannes, seine Lebenskraft, Schaffenslust, auch Genussfreudigkeit, überhaupt das göttliche am Menschengeist, das ideale, bessere Selbst, das aber auch an der Beschränktheit, den Mängeln und Fehlern des Individuums teilhat bezw. daran schuld ist. Genau genommen heisst nur der Schutzgeist des Mannes sein Genius, während derjenige der Frau oder Jungfrau ihre Juno genannt wird[2]). Man schwört gerne beim eigenen oder beim Genius des Angeredeten, oder gar des Kaisers. Der Geburtstag ist der Festtag des Genius, wo er mit Kränzen und Gaben bedacht wird. Die griechische Unterscheidung

---

deutung von indiges zu schliessen, die „einheimischen“ Götter. Für die dii patrii halten sie in der That die meisten römischen Autoren. Die Litteratur siehe vor dem Art. „Indigitamenta“ in Roschers Lex. Zu dem Gegenstand vgl. auch H. Usener, Götternamen, Bonn 1896.

1) Diese Formeln liegen freilich nicht in priesterlichen Originalurkunden vor, sondern nur in der Darstellung Varro's, soweit dieselbe erhalten ist, und zwar namentlich bei Tertullian und Augustin.

2) Vgl. oben S. 664 f.

eines guten und eines bösen Genius des einzelnen Menschen ist dem Volksglauben nicht eigen, findet sich aber in der Philosophie. Es versteht sich, dass auch jedes Haus, jede Familie ihren besondern Genius hat, welcher dieser Lebenskraft und Fortpflanzung verleiht. Ebenso haben Städte und Völker einen solchen; in Rom kennt man einen genius publicus und einen g. populi Romani. Aber auch an jedem anziehenden Platz, wo man sich gemütlich angeregt fand, setzte man etwa dem genius loci einen Stein und bildete ihn in Gestalt einer Schlange ab.

Da nach römischer Auffassung das Beste am Menschen geradezu als göttlich gilt, kann es nicht überraschen, wenn diesem Genius noch nach dem Tode des Menschen, und dann erst recht, Ehre erwiesen wird. Im Tode läutern sich die Menschengeister und werden zu reinen „Manen“, welche weiter walten und die überlebenden Verwandten umgeben als schirmende, an ihrem Los teilnehmende Geister. Als solche heissen die Ahnengeister und Hausgeister auch Laren; doch gibt es neben den häuslichen auch Laren, welche die Strasse, den Kreuzweg beschützen (Lares compitales). Als Schutzgötter des Hauses, sowie des städtischen und staatlichen Gemeinwesens heissen diese guten Genien endlich Penaten; diese stehen mit Vesta als Gottheiten des Herdes in Verbindung[1]). Von den Ahnen (Laren) standen einfache Holzbilder im atrium, dem allgemeinen Familien- und Speisesaal, wo schon die Kinder mit tiefer Ehrfurcht zu ihnen aufsehen lernten. Bei festlichen Anlässen wurden sie bekränzt. Daneben kannte man auch ruhelose Geister von Verstorbenen, etwa Ermordeten, die rachedurstig umherirren. Sie heissen Larven und Lemuren. Das Fest der Lemurien, welches diese Geister versöhnen soll, wurde von der Sage mit Remus in Verbindung gebracht, dessen zürnender Geist erst durch die Einführung dieses Sühnfestes von Romulus habe zur Ruhe gebracht werden können. An dem Fortleben der Verstorbenen wird also nicht gezweifelt; aber das Jenseits hat keine Bedeutung für sich, sondern dient lediglich als bedeutsamer Hintergrund für das Diesseits. Die Geister der Verstorbenen sind im Grund nur noch für die sichtbare Welt, für die lebende Familie und namentlich für den Staat vorhanden[2]).

3. Kultus und Sitte.

Wie schon in der Einleitung hervorgehoben wurde[3]), hat die römische Religion ihren Schwerpunkt, ja ihren wesentlichen Be-

1) Es ist nicht leicht, das genaue Verhalten der Genien zu den Laren und wieder dieser zu den Penaten zu bestimmen. Der Genius haftete ursprünglich an der Person und Familie, während die Laren zuerst wohl schirmende Ortsgeister des Feldes oder Hauses waren. Beide haben sich aber dann verschmolzen. Die Penaten dürften eigentlich die Beschützer der Vorräte des Hauses gewesen sein.

2) Ähnlich wie in China, anders als im alten Ägypten und im Parsismus.

3) Siehe oben S. 642.

stand im Kultus. Weder eine bestimmte Glaubenslehre, noch ein poetisch auszubildender Vorstellungskreis bildete ihren Lebensherd und ihre feste Einheit im Lauf der Jahrhunderte, sondern in höherem Masse als bei andern Religionen war der kultische Brauch der Träger und Erhalter dieser Gottesverehrung; legte man ihm doch zur Sühnung und Segnung die höchste Bedeutung und Wirksamkeit bei. So sind die uralten Gebräuche, die schon an der Schwelle der geschichtlichen Zeit fast vollständig ausgebildet erscheinen, wesentlich unverändert beibehalten und sorgfältig weiter gepflegt worden, wenn auch das ursprüngliche Verständnis der alten Formeln geschwunden war. Ja es wurden diese hl. Bräuche auch dann noch nach alter Weise vollzogen, als die Denkweise der Zeit sich mit diesen Übungen in eigentlichem Widerspruche wusste und man ihnen nur mit Mühe noch einen erträglichen Sinn abgewinnen konnte.

Die Träger dieser heiligen Kultusüberlieferung waren selbstverständlich die Priester, pontifices, d. h. Vermittler zwischen Göttern und Menschen. Nicht als hätte die römische Priesterschaft eine so privilegierte Stellung innegehabt wie beispielsweise die indischen Brahmanen; nicht ihre Person, sondern lediglich ihr Amt, nicht am wenigsten ihre Kenntnis der überlieferten Riten war das, was sie auszeichnete. Auch Laien und weltliche Beamte mochten opfern und die Götter anrufen, wenn nur der Priester dabeistand, über dem richtigen Vollzug der heiligen Handlung wachte und jenen die rechten Worte in der geziemenden Reihenfolge vorsagte; auf die Korrektheit der Administration kam eben alles an.

Wie Jupiter Capitolinus die Fülle der Gottheit darstellt, so sein Oberpriester, der Flamen Dialis die ganze Würde und Weihe des priesterlichen Amtes. Während sonst auch Beamte und Staatsmänner in die priesterlichen Kollegien Einlass fanden, sollte dieser Priester des höchsten Gottes kein weltliches Amt daneben bekleiden; nur die Senatorenwürde stand ihm wohl an. Ausserdem war er von Numas Zeit her an eine Menge von Satzungen und Förmlichkeiten gebunden, welche noch Augustus aufgefrischt hat: Er durfte nie ein Pferd besteigen, keine bewaffnete Mannschaft ausser der Stadtmauer sehen, keinen Eid schwören (was auch den Vestalinnen verboten war), keinen geschlossenen Ring an der Hand, keinen Knoten an sich tragen. Sein Haupthaar und Bart durften nur von einem freien Manne mit ehernem Messer geschoren werden, die Abschnitte seiner Haare und Nägel musste man unter einem Fruchtbaum einscharren. Gewisse Dinge durfte er nicht anrühren, z. B. eine Ziege, einen Hund, rohes Fleisch, Bohnen, einen in Gährung begriffenen Teig u. dgl. — Die Füsse seines Bettes mussten mit Lehm angestrichen sein; am Fussende des Bettes befand sich eine Lade mit Opfergaben. Den Apex, seine kegelförmige Kopfbedeckung, musste er unter freiem Himmel stets auf dem Haupte tragen; ja in der ältesten Zeit

durfte er ihn auch zu Hause nicht abnehmen. Natürlich hatte er auch die Berührung von Gräbern, Leichen u. dgl. zu meiden. Diese Bestimmungen zeigen, dass die Analogie zu den brahmanischen Regeln[1]) keineswegs fehlt, wenn auch zwischen Person und Amt bei den Römern streng unterschieden wurde, so dass die Person stets in völliger Abhängigkeit von der Gottheit blieb. — Dieser Priester musste verheiratet sein. Seine Gattin, die Flaminica Dialis, die Priesterin der Juno, war ebenfalls an bestimmte, ausführliche Satzungen in Kleidung und Lebensweise gebunden. Wenn sie starb, so musste er sein Amt niederlegen; denn er durfte nur einmal heiraten.

Dem Flamen Dialis standen am nächsten der Fl. Martialis und der Fl. Quirinalis, welche mit ihm unter der Bezeichnung flamines majores zusammengefasst wurden, und den Mars in seiner doppelten Gestalt[2]) bedienten. Mit der Zeit wurden bei der Vermehrung der Kulte noch weitere Priester nötig, die man auch aus den Plebejern nahm. Man unterschied 12 flamines minores. Dem Range nach stand über allen bisher genannten der rex sacrorum als Erbe der königlichen Befugnisse. Weit bedeutender aber wurde der pontifex maximus, obwohl eigentlich dem Rang nach der letzte; denn er ernannte den rex sacrorum, die flamines majores und die Vestalinnen und übte die Oberaufsicht über sie aus; so bildete er den persönlichen Mittelpunkt der Hierarchie; zugleich war er die entscheidende Instanz in religiösen Rechtsfragen öffentlicher und privater Art. Auch bewahrte er die priesterlichen Satzungen auf. Bei diesen Geschäften wurde er durch ein Kollegium von Priestern unterstützt, dessen Mitgliederzahl im Lauf der Zeit sich vermehrte (erst 4, dann 8, seit Sulla 15 und mehr), und das sich selbst ergänzte. Der pontifex max. dagegen wurde vom Volke aus dem Priesterkollegium gewählt. Neben diesem stand das Kollegium der Augurn, das sich in derselben Weise vermehrte (erst 4, dann 8, zuletzt seit Sulla 15 und mehr). Sie hatten die Veranstaltung der Augurien zu überwachen und die ausserordentlichen Omina und Prodigien zu deuten.

Eine Eigentümlichkeit der römischen, besser der italischen Religion bilden aber die zahlreichen priesterlichen Genossenschaften oder Brüderschaften, die sich ausserhalb dieses Systems von uralters her erhalten haben. Sie scheinen in der Regel aus 12 Mitgliedern bestanden zu haben, die sich selbst ergänzten, traten jedoch nur bei gewissen festlichen Anlässen zu kultischen Zwecken zusammen. Aber auch sonst galten sie infolge dieser kultischen Gemeinschaft als Genossen und Brüder (sodales, fratres, germani).

Eine solche Genossenschaft bildeten jene Luperci, die wir

---

1) Vgl. oben S. 437 f.
2) Siehe oben S. 667.

als zum Dienste des Faunus gehörig kennen lernten[1]). Den ausgelassenen Gebräuchen entsprechend waren es wohl meist jüngere Leute. Es gab zwei Genossenschaften dieser Gattung, die Fabiani und Quintiliani, was auf einen Ursprung solcher Genossenschaften aus gewissen Familien (gentes) deutet. Im Jahre 45 v. Chr. wurde Cäsar zu Ehren ein drittes Kollegium, die Luperci Julii gestiftet; diese boten dem Cäsar auf offenem Markte das Diadem an, was seine Ermordung beschleunigte. Augustus hat den Dienst der Luperci in alter Weise wiederhergestellt und sie haben sich bis in die letzten Tage der röm. Religion erhalten.

Ebenfalls einer Göttin, die später sehr zurückgetreten war, dienten die fratres Arvales. Es war die Dea Dia, die fruchtbringende Erd- und Feldgöttin, welcher diese Genossen, wie bei anderen Kollegien aus den besten Familien genommen, besonders im Monat Mai, beim Reifen der ersten Früchte, ausserhalb der Stadt ihre Huldigung darbrachten. Über diesen Kultus ist näheres bekannt durch Steintafeln, die in der Nähe jener Stätte gefunden worden sind und amtliche Protokolle über solche Feierlichkeiten enthalten, auch etwa über besondere Sühnungen, die durch Blitzschlag oder andere Schädigungen in dem hl. Haine nötig wurden. Allerdings stammen die frühesten gefundenen Aufzeichnungen aus der Zeit des Augustus; allein damals wurde vorlängst übliches Ritual beobachtet, wie z. B. das bei jener Maifeier gesungene Lied beweist, das in damals nicht mehr verständlicher Sprache genau wiederholt werden musste. Die Feier dauerte mehrere Tage. Zuerst wurden der Dea Dia Weihrauch und Wein, dann Cerealien, und zwar solche des Vorjahrs wie frische, eben reif gewordene, geopfert. Das ganze war ein frohes Fest, wenn auch nicht ohne Sühnopfer[2]), und sollte die Weihe des neuen Jahresertrages darstellen. Bei der Prozession trugen die Genossen einen Ährenkranz mit weisser Binde. Jenes Lied wendet sich um Segen an die Laren und um Abwendung von Seuche und Krieg an Mars. Auch ein Wagenrennen fehlte nicht, indem ein Circus in der Nähe des hl. Haines lag. Aus den Protokollen ergibt sich, dass der Vorsteher (magister) und die übrigen Beamten des Kollegiums jedes Jahr bei jener Feier neu gewählt wurden.

Ebenso alt waren die Salier (Salii), die bewaffneten Priester des Kriegsgottes. Die Stiftung dieses Kollegiums wird auf Numa zurückgeführt, der jene 12 Schilde, von denen oben die Rede war[3]), 12 edeln Römern anvertraute, die auf dem Palatin wohnten. Tullus Hostilius stiftete ein ähnliches auf dem Quirinal, daher neben den palatinischen Saliern 12 agonalische oder collinische bestanden, entsprechend der Doppelgestalt des Mars und Quirinus. Ausser

1) Siehe oben S. 670 f.

2) Der Magister (so hiess der Vorsteher der Genossenschaft) opferte zwei Sühnferkel und als Ehrenopfer eine weisse Kuh, und ein Lamm zum Zweck der Eingeweideschau.

3) Siehe oben S. 668.

dem Magister wird bei den Saliern ein praesul (Vortänzer) und ein vates (Vorsänger?) erwähnt. Ihre wichtigste Funktion sind die an verschiedenen Festtagen stattfindenden Umzüge durch die Stadt, wobei sie einen Waffentanz tanzen und mit kleinen Speeren auf die heil. Schilde schlagen. Sie sind dabei auch mit einem Schwert umgürtet, im übrigen aber zugleich als Priester kenntlich gemacht durch ein prächtiges Gewand und den Apex, d. h. die hohe Priestermütze, die bei ihnen die Form eines Helms hatte. Sie umzogen in künstlichen Figuren die Altäre der Götter und sangen dabei althergebrachte Lieder. Auch diese Lieder (axamenta genannt), welche man von Numa her datierte, waren in der Zeit der klassischen Sprache nicht mehr verständlich und bildeten den Gegenstand gelehrter Untersuchungen. Nur Fragmente davon sind erhalten. Angerufen waren darin die grossen Götter: Janus, Jupiter, Juno, Minerva, Mars, Quirinus; dann die grossen Helden der Vorzeit, besonders Romulus und Remus, in der Kaiserzeit auch die Namen der Kaiser und ihrer Angehörigen.

Die Fetialen (Fetiales) waren die priesterlichen Vertreter des Rechts im internationalen Verkehr und standen als solche mit dem höchsten Schirmer des Rechts, Jupiter oder Diespiter, in nächster Verbindung. Ihr Haupt hiess pater patratus. Sie vermittelten die Bundesschliessungen und Reklamationen bei andern Völkern, vollzogen aber auch die symbolische Handlung der Kriegserklärung. Bei solchen Missionen führten sie Grasbüschel mit an den Wurzeln hängenden Erdschollen mit sich, die auf dem capitolinischen Hügel ausgerissen waren, offenbar um dabei mit dem geweihten heimischen Boden in Verbindung zu stehen. Wenn sie ein Bündnis beschworen oder sonst eine eidliche Aussage im Verkehr mit einem fremden Volk thaten, so nahmen sie einen heil. Kieselstein (Jupiter lapis!) mit und ein Szepter Jupiters, welche im Tempel des Jup. Feretrius aufbewahrt wurden. Den Stein warfen sie nach einer eidlichen Beteuerung von sich mit den Worten: „So ich die Wahrheit sage, möge mir Gott helfen. So ich aber nicht aufrichtig geschworen habe, so soll mich Diespiter ohne allen Nachteil für Stadt und Burg, wie ich hier diesen Stein von mir schleudre, aus meiner Heimat und allem Hab und Gut nach menschlichem und göttlichem Rechte herausschleudern!" Bei Bundesschliessungen warf der pater patratus den Kiesel auf das bei diesen Handlungen zu opfernde männliche Schwein, indem er ausrief: „Sollten die Römer von diesem (vorgelesenen) Wortlaut abweichen, dann triff du, Diespiter, das römische Volk, so wie ich hier heute dieses Schwein treffen werde, und triff es um so viel stärker, wie du selbst viel stärker und mächtiger bist!" Der Stein ist demnach das Wurfgeschoss des blitzesendenden Himmelsgottes, der auch hier den Meineid rächt. Derselbe Gott wurde als Zeuge angerufen bei Reklamationen (clarigatio), d. h. wenn man gewisse Dinge oder Personen für Rom als ihm von Rechtswegen gehörig zurückforderte. Schon an der Grenze erhob der Fetiale seinen Anspruch als Bote

seines Volkes, dann nochmals, wenn er dem ersten Bürger jener feindlichen Stadt begegnete, zum dritten Mal, wenn er das Thor derselben betrat, und endlich wenn er dort auf dem Forum ankam. Für die Befriedigung solcher Ansprüche wurde gewöhnlich eine Frist von 33 Tagen gesetzt. Erfolgte bis dann die Auslieferung nicht, so rief der Fetial aus: „Höre, Jupiter und du, Janus Quirinus und all ihr Götter des Himmels und der Erde und der Unterwelt, ich rufe euch an zu Zeugen, dass dieses Volk ungerecht ist und nicht am Rechte hält." Darauf kehrte er nach Rom zurück und der Krieg wurde beschlossen, der nach diesen Voraussetzungen und Formalitäten ein gerechter, den Göttern wohlgefälliger (bellum pium) war. Doch wurde er nicht eröffnet, ehe der Fetial eine Lanze über die feindliche Grenze geworfen hatte. Darauf legte man so viel Gewicht, dass man beim Krieg gegen Pyrrhus, wo die Grenze nicht erreichbar war, einen gefangenen Soldaten des letztern einen Platz bei Rom zu kaufen nötigte, der dann als ausländisches Gebiet galt. Nicht nur damals, sondern auch bei andern ausländischen Kriegen warf man seitdem diese Lanze an jener Stelle bei der sog. columna bellica. Genossenschaften nach Art der obigen gab es im Lauf der Zeit noch manche. Etwas anderer Art, aber stets hochangesehen war das Institut der Vestalinnen, von welchem bei Anlass ihrer Göttin die Rede war[1]. Auch diese Jungfrauen wurden (vom pontif. max.) aus den angesehensten Familien genommen. Für ihren einförmigen, entsagungsvollen Dienst genossen diese Hüterinnen der hl. Flamme Roms wenigstens Ehre beim Volk und gewisse Auszeichnungen. Z. B. durfte man an niemand Hand anlegen, den sie begleiteten, und wenn ein Verbrecher beim Gang zum Tode einer von ihnen begegnete, war er gerettet[2]. Von Vestalinnen, welche ungerecht angeschuldigt worden, wird erzählt, dass sie durch Wunder ihre Unschuld bewiesen. So entzündete sich auf das Gebet der einen das hl. Feuer am Zipfel ihres Gewandes; eine andere trug vor allem Volk Wasser in einem Sieb vom Tiber bis zum Forum hinauf und goss es den Priestern vor die Füsse.

Alle die zahlreichen Götter und Genien legten den Römern eine Menge mannigfaltiger gottesdienstlicher Pflichten auf, welche mit pünktlicher, ja peinlicher Sorgfalt ausgeübt wurden. Die Frömmigkeit des Römers bestand eben darin, dass er die im Kalender verzeichneten zahlreichen Festtage berücksichtigte und die herkömmlichen Handlungen und Gebräuche genau nach Vorschrift verrichtete. Der unmittelbare Verkehr des Einzelnen mit der Gottheit, der Enthusiasmus, welcher in andern Religionen als Gipfel der frommen Stimmung gilt, fehlen hier fast ganz und werden

---

1) Siehe oben S. 669.

2) Ebenso wurde ein Gefesselter frei, wenn es ihm gelang ins Haus des flamen dialis zu entkommen. Und wenn ein Delinquent diesem zu Füssen fiel, durfte er am selben Tag nicht hingerichtet werden.

eher ferngehalten. Die Gebundenheit an so viele technische Regeln musste eine nüchterne, kühle Stimmung erzeugen.

Der Menge göttlicher Wesen war eine Menge von Altären und Tempeln geweiht[1]), welche letztern durch etruskische und besonders griechische Kunst bald ein stattliches und prächtiges Aussehen erhielten. Das Ceremoniell war ein höchst mannigfaltiges; doch herrschen auch hier die Grundformen des antiken Kultus vor: Anrufungen der Götter, und zwar nach bestimmten Formeln, und Opfer an dieselben. Die Opfergaben bestanden aus Cerealien, Mehl, Wein, Öl, Weihrauch und aus Tieren, namentlich Lämmern, Rindern, Stieren, Kühen, Schweinen, Pferden, Ziegen; bei bestimmtem Anlass wurden auch andere geopfert, wie Fische, Hunde u. s. f. Die sog. Suovetaurilien des Mars bestanden aus einem männlichen Schwein, einem Schafbock und einem Stier. Der Zweck der Opfer war, die Götter und Geister günstig zu stimmen, auch ihnen Dank auszudrücken; sehr häufig aber haben namentlich die blutigen Opfer den Zweck der Reinigung (lustratio) und Sühnung. Auch Menschenopfer waren in der ältesten Zeit (vor Numa) wohl nicht selten. Gewisse spätere Gebräuche, z. B. das Aufhängen von Puppen an gewissen Festen, deuten darauf. Auch später tauchen sie in kritischen Zeitläuften wieder auf, während sie sonst sehr zurücktraten[2]). Noch der Freigeist Cäsar liess

---

1) Vgl. Heinrich Nissen, Das Templum, Berlin 1869.

2) Eine eigene Art von Menschenopfer ist die devotio, welche in Rom und überhaupt in Italien nicht selten war: es ist die freiwillige Selbsthingabe an die Götter der Unterwelt und des Todes mit der Absicht, diese seiner Sache günstig zu stimmen. So erzählte bekanntlich die Sage (Livius 7, 6) von dem tapfern M. Curtius, er habe (362 v. Chr.), da ein furchtbarer Schlund mitten auf dem Forum sich öffnete, und die Augurn verkündeten, der Untergang des Staats könne nur abgewendet werden, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen werde, sich feierlich durch Anrufung der unterirdischen und himmlischen Götter geweiht und sei dann, da Rom nichts besseres als Waffen und Heldenmut besitze, in voller Rüstung auf hohem Ross in den Abgrund gestürzt, der sich über ihm schloss, während das Volk Opferspenden darauf schüttete. Besonders häufig und naheliegend aber war diese Todesweihe im Krieg, wobei der zum Selbstopfer Entschlossene sich und die Feinde feierlich dem Tode weihte. Besonders bekannt ist das Beispiel der beiden Decier (Livius 8, 6. 9f.; 10, 28f.): Als der Consul Publius Decius Mus die Römer im Samniterkrieg befehligte (340 v. Chr.), verkündete ihm und seinem Mitconsul ein nächtliches Gesicht, dasjenige Volk werde siegen, dessen Feldherr sich dem Tode weihe. Die Consuln gelobten dies zu thun, falls ihr Flügel weiche. Sobald dies mit der Abteilung des Decius der Fall war, rief er den Pontifex, welcher ihn anwies, gewisse Förmlichkeiten zu vollziehen und die Devotionsformel zu sprechen, in welcher er sich zum Heil seines Volks den Göttern weihte. Dann sprengte er in Kriegsrüstung mitten in die Speere der Feinde, welche wie vom Schrecken der Unterwelt gepackt, erlagen. Man fand erst folgenden Tags seine Leiche von zahllosen Feinden und Speeren bedeckt. Seinem Beispiel folgte sein gleichnamiger Sohn in der Schlacht bei Sentinum (295 v. Chr.) und errang so den Römern den Sieg über die Übermacht der verbündeten Feinde. Livius bemerkt dazu, es könne auch ein

Menschenopfer bringen, und in der Kaiserzeit wurden sie wieder häufiger. Es gab welche in Rom zu der Zeit, wo die Römer sie den unterworfenen Völkern (Karthager, Gallier u. s. w.) verboten hatten [1]). Numa soll nach Plutarch überhaupt die blutigen Opfer untersagt, dagegen Mehl- und Weinspenden und die wohlfeilsten Dinge zu opfern erlaubt haben. Ersteres ist irrig; es werden auch Rituale für blutige Opfer auf ihn zurückgeführt; aber besonders beliebt waren in der That die Gaben an Mehl, Opferkuchen u. dgl. Dass die Götterbilder erst seit den Tarquiniern üblich wurden, ist oben bemerkt. Numa soll sie verboten haben [2]). Auf denselben wird auch die würdige Feierlichkeit und sabbatartige Stille der römischen Feste zurückgeführt [3]). Der Ernst, der sich in allen gottesdienstlichen Handlungen aussprach, ist namentlich den Griechen aufgefallen, welchen die würdige Haltung des römischen Kultus Eindruck machte. So bemerkt Dionysius von Halikarnass, die ältesten Römer hätten nichts davon erzählt, dass Uranos verschnitten worden und dass Kronos, aus Furcht vor ihrer Nachstellung, seine Kinder verschlungen und Zeus die Macht des Kronos gebrochen und seinen Vater im Gefängnis des Tartaros einge-

---

anderer Soldat sich statt des Feldherrn dem Tode weihen. Wenn der Geweihte nicht umkomme, müsse ein wenigstens 7 Fuss hohes Bild von ihm in die Erde vergraben und ein blutiges Sühnopfer darüber gebracht werden. Auch könne ein Feldherr, der sich dem Tod geweiht habe und nicht umkomme, keine gottesdienstliche Handlung mehr begehen. Er soll für die Götter nicht mehr vorhanden sein.

1) Plinius (hist. nat. 30, 1) sagt, man könne das Verdienst der Römer nicht hoch genug anschlagen, welche die entsetzlichen Gebräuche unterdrückten, nach welchen man es als ein frommes Werk ansah einen Menschen zu töten oder gar aufzuessen. Er verschweigt aber dabei, dass die Römer selbst dem Menschenopfer nie ganz entsagten, das sie ihren Unterthanen verboten hatten.

2) Etwas idealisierend schreibt Plutarch (Vita Numae c. 8): „Numas Gesetze betreffend die Götterbilder gleichen ganz denen des Pythagoras; denn dieser nahm an, dass das Uranfängliche weder fühlbar noch leidensfähig sei, sondern unsichtbar, ungemischt und geistig. So verbot auch Numa den Römern, menschen- oder tierähnliche Bilder von Gott sich zu machen. Und vormals gab es auch bei ihnen weder ein Gemälde noch ein Kunstgebilde des Gottes, sondern in den ersten 170 Jahren des Staates baute man zwar Tempel und Kapellen, aber stets ohne Bild, weil es für unheilig gehalten wurde, das Höhere durch das Niedrige darzustellen, und man der Gottheit nicht anders als durch den Gedanken sich nahen könne“.

3) Plutarch ebenda: „Bei den feierlichen Aufzügen gingen Herolde durch die Stadt voraus, welche geboten zu feiern und von der Arbeit zu ruhen. Denn wie man von den Pythagoräern erzählt, dass sie nicht gestatteten nur im Vorbeigehen anzubeten und die Götter zu verehren, sondern geboten, gerade zu diesem Zweck gleich von Hause nach den Tempeln vorbereitet zu gehen, so glaubte auch Numa, dass seine Bürger nichts Göttliches nur im Vorbeigehen hören oder sehen dürften, sondern vielmehr von allen andern Dingen ruhend, das Gemüt auf die Frömmigkeit als auf den wichtigsten Gegenstand richten, indem die Strassen vom Geräusch, Geklopf und Geächze, welches sonst mit Handwerkerarbeiten verbunden ist, für die hl. Handlungen frei und reingehalten wurden.“

schlossen habe; auch nicht, dass die Götter kriegen, verwundet und gebunden werden oder um Lohn dienen bei den Menschen. Auch finde man bei ihnen nicht ein trauriges und klägliches Fest, wo Weiber heulen und klagen über die verschwundenen Götter, wie die Griechen es thun wegen des Raubes der Persephone und wegen des Todes des Dionysos u. dergl. Man werde auch trotz der bei ihnen eingetretenen Sittenverderbnis nicht finden jene Schautragung eines Gottes, jene korybantisch Wahnsinnigen, jene Bacchanalien und geheimen Weihungen, jene Nachtwachen der Männer und Weiber zusammen in Tempeln, noch ähnliche Gaukeleien. Vielmehr zeugten alle auf die Gottheit bezüglichen Handlungen und Reden von einer Frömmigkeit, wie sie weder bei den Hellenen noch Barbaren sich finde [1]).

Doch fehlte es in diesem römischen Kultus nicht an griechischen Elementen und Gebräuchen, und zwar schon lange ehe durch Einschleppung orientalischer Kulte auch die Unsitten der Bacchanalien u. dgl. einzudringen suchten. Zwar die eigenartigen Lectisternien scheinen altrömischen Ursprungs zu sein. Es waren das zu Ehren der Götter veranstaltete Mahlzeiten, wobei denselben Polster hingelegt wurden, auf welche ihre Attribute oder auch ihre Masken (capita) zu liegen kamen. Da wurde ihnen Speise verabreicht vom Opfer, während gleichzeitig durch die ganze Stadt Mahlzeiten stattfanden. Hingegen sind ohne Zweifel die hl. Spiele zu Ehren der Götter auf griechischen Einfluss zurückzuführen. Es gab dabei teils szenische Darstellungen, teils Circusübungen. Zwar sollten einzelne dieser Spiele von Numa und sogar von Romulus herrühren. Allein mehr Glauben verdient die Überlieferung, dass die Tarquinier sie einführten, wie denn auch Tarquinius Priscus den ersten grossen Circus (zwischen dem Palatin und Aventin) eingerichtet habe. Dort wurden sie mit grossem Pomp, verbunden mit Opfern und Opferschmäusen dem Jupiter Capitolinus gefeiert. Dem Apollo wurden seit dem zweiten punischen Krieg Spiele abgehalten als dem Heilgott, der auch Sieg über die Feinde verleihe. Mit besonderem Aufwand wurde der Anbruch eines neuen seculum durch Festspiele ausgezeichnet (ludi seculares). Aber auch alljährlich waren ausser den genannten manche Spiele zu feiern. Diese wurden der volkstümlichste und beliebteste Teil des Kultus, ohne freilich eine ernstere Weihe zu bewahren.

Besonders üppig aufgewachsen und durch die ganze Geschichte hindurch mit zäher Anhänglichkeit festgehalten war in Rom die Mantik oder das Augurnwesen. Im Unterschied von dem griechischen Orakelwesen, wobei die freie Inspiration immer noch eine Stelle behielt, ist diese Mantik der Römer ganz und gar eine technische, und erinnert in dieser Hinsicht am meisten an die babylonische; ein historischer Zusammenhang mit dieser durch Vermittlung der Etrusker ist auch nicht ausgeschlossen. Bei der ängstlichen

1) Dionysius Hal. Ant. Rom. 2, 19.

Rücksicht, welche der echte Römer bei jedem Anlass auf göttliche Winke nahm, mussten diese Orakel, so geistlos sie uns Modernen vorkommen mögen, ihm von höchster Wichtigkeit sein. J.G. Müller[1]) sagt: „Grössere Ängstlichkeit, grösseres Aufmerken auf alle möglichen Erscheinungen in der äussern Natur finden wir schwerlich, als sie uns beinahe auf jedem Blatt der römischen Geschichtschreiber begegnen; grössere Rücksicht auf Prodigien aller Art nahm wohl kein Volk als das römische. Nicht nur wurden zur Blütezeit der Republik die bedeutendsten Niederlagen ungünstigen Auspizien zugeschrieben, sondern der Glaube erhielt sich in den Gemütern des Volks, als man es schon längst unerklärlich fand, dass ein Augur dem andern begegnen könne ohne zu lachen. Bei Philippi wurden die Soldaten wegen Bienen und Raubvögeln niedergeschlagen, selbst der Freigeist Cassius war bei der Mahlzeit traurig. Fehlerhaft (vitiosi, vitio creati) waren alle Magistratspersonen, bei deren Wahl die Auspizien nicht günstig waren."

Die Augurn hatten vor allem den Flug der Vögel zu beobachten, zu welchem Ende sie am Himmel einen Bezirk abgrenzten[2]). Es kam nun darauf an, was für ein Vogel diesen Raum durchkreuzte, von welcher Seite er geflogen kam oder wie er seine Stimme erschallen liess[3]). Der bedeutsamste Vogel war der mit dem alten Faunus und besonders mit Mars verbundene Specht. Jeder Vogel war übrigens einem Gotte zugeteilt; die einen waren von guter, die andern von schlimmer Vorbedeutung. Ausserdem beachtete man selbstverständlich die auffälligen Erscheinungen am Himmel. Aber auch der Angang von wilden Tieren, wie Fuchs, Schlange, besonders Wolf, wurde sorgfältig bemerkt (auspicia pedestria) und war günstig oder ungünstig, jenachdem das Tier zur rechten oder linken Seite des Weges lief. Im Feldlager achtete man bekanntlich besonders darauf, ob die Hühner fressen mochten oder nicht. Allein mit diesen bei den Römern uralten Augurien begnügte man sich nicht, sondern nahm auch von den Etruskern die Haruspizien (und die Fulguralkunde) an. Die Eingeweide der Opfertiere wurden sorgfältig untersucht und aus ihrer unberechenbaren Beschaffenheit Schlüsse auf die Geneigtheit oder Abgeneigtheit der Götter gezogen. Man denke aber auch an die Rolle, welche die ungesuchten Omina spielen. Ein zufälliges Zusammentreffen, ein Zwischenruf, ein Kindeswort konnte als göttliches Omen aufgegriffen werden. Dass von ungefähr ein Hauptmann seiner Kohorte im Hintergrund der Volksversammlung

---

1) Über Bildung und Gebrauch des Wortes Religio (Programm 1834) S. 11.

2) Der hl. Bezirk am Himmel wie auf der Erde hiess templum. Das Verbum contemplari geht also eigentlich auf die Beobachtung des Augurn.

3) Je nachdem der Flug oder die Stimme in Betracht kam, unterschied man die Vögel als alites und oscines; doch gehörten andere zu beiden Klassen.

zuruft: „Hic optime manebimus!“ gibt den Ausschlag bei der Beratung, ob man in Rom bleiben oder nach Veji auswandern wolle. De Wette hat diese bei den Römern so gangbare Hochschätzung der unberechenbaren Einzelheit „Fetischismus des Zufalls“ genannt. Es ist aber von Anfang an mehr als ein bloss atomistischer Fetischismus; es spricht sich vielmehr darin das Bewusstsein aus, dass die Gottheit die Natur durchwalte und sich daher in ihr offenbare. Es war somit keine fremde Eintragung, sondern nur eine philosophische Ausbildung des altrömischen Glaubens, wenn die stoische Schule diesen Wahrsageglauben durch den Hinweis auf die Sympathie rechtfertigte, welche das Weltall verbinde und auf den innern Zusammenhang[1]), der zwischen der Natur und dem menschlichen Schicksal bestehe, welches gerade die Tiere als instinktiv lebende Naturwesen ahnen oder im voraus anzeigen könnten. Dass dem gemeinen Volke der schon ursprünglich empfundene Zusammenhang der Einzelerscheinung mit der Gottheit leicht entschwand und so ein geistloser Fetischismus übrig blieb, soll damit nicht in Abrede gestellt sein. Im übrigen ist merkwürdig, wie der Menschengeist bei dieser Gebundenheit an den Zufall seine Freiheit sich doch wieder zu wahren wusste. Ganz abgesehen davon, dass schon frühe intelligente Männer diese Orakel nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchten, oder wenn jene mit diesen nicht übereinstimmen wollten, sich ohne Scheu darüber hiwegsetzten, galt es bei jenen ungesucht aufstossenden Omina als ein Recht des Frommen, dieselben anzunehmen oder abzulehnen[2]), wozu nur die nötige Geistesgegenwart gehörte, welche auch gelegentlich ein ungünstiges Omen in ein günstiges verwandeln konnte.

Bedenkt man, dass ausser all diesen Mitteln, des Willens der Götter im bestimmten Fall sich zu vergewissern, die Römer auch nicht selten das Orakel zu Delphi befragten, dass sie ferner die sibyllinischen Bücher als Buchorakel gebrauchten, aus welchem Weisungen namentlich betreffend die gegen die Götter zu beobachtenden Pflichten zu holen seien, so muss man gestehen, dass dieses Volk sich wie wenige beflissen hat, den göttlichen Willen auf Schritt und Tritt zu erkunden, freilich stets in der praktischen Absicht, sich dadurch guten Erfolg bei allen Unternehmungen zu sichern.

Dass dieser Götterglaube und diese Frömmigkeitsübungen eine gewisse wohlthätige Zucht auf das römische Volk, seine Lebensweise und Sitte ausübten, ist nicht zu bestreiten. Ohne die ernste Pflege des Sinnes für das heilige göttliche Recht wären die Römer nicht zum weltüberwindenden Volke erstarkt; und wenn sie auch in ihrer Politik nach innen und nach aussen keineswegs immer im Einklang mit dem allgemein menschlichen und sittlichen Gesetz

1) Sie betonen die cognatio, den concentus oder consensus naturae.
2) Plinius 28, 4 nennt dies ein grosses Vorrecht, das Gott den Menschen verliehen habe.

handelten, welches sie hochhielten, so war doch die Autorität, welcher sie alles unterthan machten, bei ihnen höher und sittlicher gefasst als bei all den Erobererreichen, welchen sie den Rang abliefen, und diese Autorität dankten sie ihrer Religion. Die Gebildeten der späteren Zeit, welche den volkstümlichen Glauben nicht mehr teilen, äussern sich denn auch, wie wir schon hörten, anerkennend über dessen Wirkungen. Beachtenswert ist z. B. das Zeugnis des Polybius[1]):

„Sehr vorteilhaft unterscheidet sich der römische Staat von den übrigen durch den Glauben an die Götter. Was bei andern Menschen getadelt wird, scheint mir gerade die Grundlage des römischen Staates auszumachen, nämlich der Aberglaube. Denn was darauf Bezug hat, ist so ausgebildet und in das private und öffentliche Leben so tief eingedrungen, als nur irgend möglich ist. Vielen wird dies auffällig erscheinen. Mir aber scheint es, man habe um des gemeinen Haufens willen dies so veranstaltet. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Staat bilden, so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nötig. Da aber jede Volksmenge leichtsinnig und voll ausschweifender Begierden ist, voll unvernünftigen Zornes und heftiger Wut, so bleibt nichts anderes übrig, als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schauergeschichten im Zaume zu halten. Daher scheint es mir, dass die Alten die Vorstellungen von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt keineswegs ohne Grund unter dem Volke verbreitet haben, und dass diejenigen weit leichtsinniger und unvernünftiger verfahren, welche sie jetzt abschaffen. Denn, um von anderem nicht zu reden, diejenigen, welche bei den Griechen öffentliche Gelder verwalten, können, auch wenn ihnen nur ein einziges Talent anvertraut wird, nicht treu sein, mögen auch zehn Aufseher, ebensoviele Siegel und doppelte Zeugen dabei sein; bei den Römern dagegen beobachten die, denen in Ämtern oder bei Gesandtschaften noch so grosse Summen anvertraut werden, ihre Pflicht bloss um des Eides willen. Bei andern Völkern ist es selten, dass man jemanden findet, der öffentliche Gelder nicht veruntreute, bei den Römern aber ist es selten, dass man Einen auf solcher That beträfe."

Dieser aufgeklärte Grieche, wie so manche Römer der spätern Zeit, fühlt wohl, dass die sittigende Macht, welche die Römer beherrscht, von ihrer Religion ausgeht. Dass dieselbe, bei allem damit verbundenen Aberglauben, auch Momente der göttlichen Wahrheit enthält, welche die Stimme des Gewissens wach erhält, weiss er freilich nicht. Auch von Juden und Christen, z. B. von Augustin, hört man anerkennende Zeugnisse über die römische Moral. Das Familienleben war, ehe gegen das Ende der Republik eine heillose Zerrüttung der Sitten um sich griff, ein reineres und edleres als bei den Griechen. Auf die Reinheit und Heiligkeit

1) Polybius, Reliquiae Hist. 6, 56.

der Ehe[1]) wurde das grösste Gewicht gelegt. Cato, der es für etwas weit löblicheres hielt, ein guter Gatte als ein grosser Senator zu sein und selber seine Kinder mit grösster Sorgfalt erzog und unterrichtete, ist der Typus eines echten Römers. Die tugendsamen Hausfrauen und Mütter, als deren Typus jene Cornelia, die Mutter der Gracchen, gelten kann, waren weit gebildeter und den Männern geistig ebenbürtiger als die entsprechenden Frauen bei den Griechen. Der Familiengeist wurde in der heranwachsenden Jugend gleichzeitig mit dem vaterländischen grossgezogen durch den Dienst der Laren. Auch die Leibeigenen, welche ganz zum Hause gehörten als dessen familia, wurden von gütigen Herren ziemlich menschlich behandelt. Aber rechtlich waren sie doch blosse Sache, über die man nach Belieben und eigenem Interesse verfügte wie über das Vieh. Plutarch tadelt es an Cato, dass er seine Sklaven, nachdem er sich ihrer ihr Leben lang wie des Viehes bedient hatte, wenn sie alt geworden, forttreiben oder verkaufen liess, um sie nicht ohne Nutzen ernähren zu müssen. Dies war zweifellos allgemeiner Brauch. Auch mussten sie zum Teil äusserst harte Arbeit verrichten. War ein Herr ermordet worden, so befahl ein in der letzten Zeit der Republik entstandenes Gesetz, dass alle seine Sklaven getötet werden sollten, so dass oft hunderte unschuldig hingeschlachtet wurden, In der Kaiserzeit hatten die Grossgrundbesitzer eine ganze Menge von Sklaven verschiedener Rasse und Bildungsstufe, welchen auch ein mannigfaltiges Los beschieden war. Ein grosser Teil derselben lebte in ganz erträglichen Verhältnissen; sehr viele erlangten auch die Freiheit und bildeten dann einen ziemlich lockern Teil der römischen Bevölkerung. Daneben aber sind auch aus der üppigen Kaiserzeit die häufigen Beispiele unmenschlicher Grausamkeit bekannt, welcher sich die in dieser Hinsicht aller Verantwortung entzogenen Gebieter gegen ihre Sklaven schuldig machten. Ein harter Geist und eine echt heidnische Geringschätzung des Menschenlebens trat übrigens auch im freien, edeln römischen Hause bei der Behandlung der eigenen Kinder durch ihre Eltern hervor. Der Vater hatte unumschränkte Gewalt auch über das Leben seiner eigenen Kinder; so wurden gleich nach der Geburt viele ausgesetzt, welche schwächlich schienen oder sonst lästig waren. Der eigentliche Wert des Menschenlebens lag gerade für den edeln Römer wesentlich nur in dem, was es für den Staat bedeutete. Darin lag allerdings eine Quelle heroischer Kraft, welche diesem zu gute kam. Allein die Pflichten der Menschlichkeit und Nächstenliebe konnten dabei nicht zu voller Geltung kommen. Das strenge Recht beherrschte die gesamte Lebensanschauung, und nicht selten ging auch schon in der bessern Zeit Gewalt vor Recht. Einen Anlauf zur Proklamierung der allgemeinen Menschenliebe

---

1) Die feierlichste Form der Eheschliessung war die confarreatio, ein uralter Brauch, wobei Pontifex Maximus und Flamen Dialis ihre Sprüche sprachen und gewisse Opfer- und Weihehandlungen vollzogen.

machten in der Kaiserzeit die stoischen Philosophen; doch behielt diese Liebe meist einen akademischen Charakter und war jedenfalls unfähig, das Volksleben zu durchdringen. Die Liebe, welche das Christentum verkündigte und zu üben eine höhere Kraft seinen Gläubigen aus allen Ständen verlieh, war für die Römer etwas ebenso Neues, wie der Glaube, aus welchem diese Liebe hervorging.

Endlich ist noch ein Wort von den Bestattungsgebräuchen zu sagen. Trat ein Todesfall ein, so wurde das Haus dadurch unrein und musste von dem Erben mit einem besonderen Besen gekehrt werden. Für die Vorübergehenden wurde, damit sie sich nicht ebenfalls durch Eintritt verunreinigten, eine Kiefer oder Cypresse vor die Hausthüre gestellt. Unter andern Sühn- und Reinigungsgebräuchen findet sich auch eine Getreidespende, welche die Familie der Erdgöttin, welche die Toten bei sich aufnehmen soll, darzubringen hatte. Der Tote wurde in älterer Zeit 7, später 3 Tage lang ausgestellt, dann in feierlicher pompa mit Musik und Klageweibern vor die Stadt hinaus auf den Begräbnisplatz gebracht. Das Begraben war früher allgemeine Sitte, später nur noch Ausnahme, da man von Etruskern und Griechen mit der Zeit die Verbrennung der Leichen annahm. Auch dann noch erinnerten gewisse Ausdrücke wie inhumatio oder der Wunsch „sit tibi terra levis“ an die ältere Bestattungsweise. Es wurde noch eine symbolische Beerdigung vorgenommen, indem man etwa einen einzelnen Finger begrub. Dem Geiste (lar) brachte man auf dem Grabe ein Widderopfer dar, silicernium, welches den Greisen scheint überlassen worden zu sein. Auch Wein wurde auf das Grab gesprengt und darauf Myrten, Rosen und Veilchen gepflanzt. Die Teilnehmer an der Leichenfeier wurden mit Wasser und Rauchwerk gereinigt. Am 9. Tag nach der Bestattung erfolgte noch ein Sühnopfer mit Totenschmaus (sacrificium novemdiale). Auch Leichenspiele liessen die Reichen am Grabe abhalten. Die Gladiatorenspiele nahmen hier ihren Ursprung. Menschenblut war das vornehmste Opfer für die Verstorbenen. Zuerst soll es 264 v. Chr. beim Begräbnis des D. Junius Brutus vorgekommen sein, dass man Gefangene (vom ersten punischen Krieg) mit einander kämpfen liess. Alljährlich wurden die Opfer am Todestag wiederholt. Ausserdem gab es gemeinsame Totenfeste; besonders war ein solcher Allerseelentag der 21. Februar; auch die ihm vorangehenden Tage waren dies parentales, wo man der Toten gedachte.

Diese Bestattungsgebräuche der Römer sind wichtig, weil sie die Vorstellung erkennen lassen, die man vom Dasein nach dem Tode hegte[1]). An einem solchen Dasein zweifelte im höheren Altertum niemand, und auch als von der letzten Zeit der Republik an

---

1) Cicero sagt (Tusc. 1, 12), ohne den Glauben an ein jenseitiges Leben könnte man die alten Bestattungsgebräuche und die priesterlichen Vorschriften betreffend die Gräber gar nicht erklären.

die Freigeister sich mehrten, welche des Menschen Fortdauer nach dem Tode schlankweg leugneten, blieb im Volke jener Glaube an ein freilich unsicher erfasstes jenseitiges Leben doch herrschend, wie die zahlreichen Grabinschriften beweisen, worin die Zurückgelassenen vom glücklichen Lose der zur Ruhe Eingegangenen oder von der bevorstehenden Vereinigung mit ihnen sprechen. Würde man nach dem Ursprung und der Begründung dieses Glaubens gefragt haben, so wäre man von den naiv Gläubigen auf die nicht seltene Erfahrung hingewiesen worden, dass Tote zu den Lebenden zurückkehrten und sich von ihnen sehen liessen[1]).

Was den Aufenthaltsort der Abgeschiedenen anlangt, so war es von massgebendem Einfluss, dass in der ältesten Zeit die Toten begraben, nicht verbrannt wurden. Da die ursprüngliche Vorstellung die war, dass man nicht bloss den Leib, sondern auch die Seele im Grabe berge[2]), so galt dieses als die Wohnung, ja (wie in Ägypten) die „ewige Wohnung" des Toten. Man grüsste den Begrabenen dort im Vorübergehen und sah diese Aufmerksamkeit als ein gutes Werk an, das man an ihm thue. Wenn an Festtagen Mahlzeiten auf dem Grabe veranstaltet wurden, so war man überzeugt, dass der Tote mit davon geniesse. Augustin klagt darüber, dass noch in der christlichen Zeit diese Schmausereien mit den Toten nicht aufhören wollten. Verständlicherweise legte man bei dieser Anschauung, wonach die Ruhe der Seele so unmittelbar an die des Leibes gebunden wäre, das grösste Gewicht auf ein Grab und rituelle Bestattung, da sonst die Seele des Abgeschiedenen nicht zur Ruhe komme[3]). Reiche sicherten sich ein geräumiges, stattliches Grab, um auch im Tode bequem zu wohnen; Ärmere bildeten in der Kaiserzeit Begräbnisvereine, um sich eine wohnliche Heimstätte zu sichern. Ebenso ängstlich war man darauf bedacht, das Grab vor Verletzung zu bewahren. Dies geschah besonders durch Inschriften, in welchen man etwa den Landmann flehentlich bat, die Stätte nicht anzutasten, oder dem künftigen Räuber entsetzliche Drohungen zurief, der es wagen sollte, die Gruft zu erbrechen.

Diese Vorstellung vom Wohnen der Abgeschiedenen in ihren Gräbern erweiterte sich hier wie anderswo von selbst zu der, dass die Totengeister im Erdinnern einen gemeinsamen Raum bewohnten. Diese Anschauung gibt sich in einem alten, wie die Römer selbst angeben, von den Etruskern herübergenommenen Brauch zu erkennen: Bei Anlage einer neuen Stadt machte man in deren Nähe einen mundus, d. h. eine grosse Grube in Form eines umgekehrten Himmels. Das Loch in der Mitte wurde mit einem Stein verschlossen, welcher lapis manalis genannt wurde, da unten die dii manes wohnen sollten, denen man bei der Anlegung Erstlingsgaben und

1) Cicero, Tusc. 1, 13.
2) Virgil, Än. 3, 67: animamque sepulcro condimus.
3) Vgl. z. B. Horaz, Od. 1, 28, 23 ff.

jeder eine Scholle seiner heimatlichen Erde hinwarf. Rings um diese Grube wurde mit der Pflugschar eine Furche gezogen, die der Stadtmauer entsprach; wurden doch dabei auch sorgfältig Thore offen gelassen. Demnach haben wir hier eine Stadt der Toten. Dreimal im Jahr (am 24. August, 5. Oktober, 8. November) wurde der Stein weggehoben. Dann galt das Totenreich als offen, und man nahm an, dass die Seelen an diesen Tagen die Gelegenheit benützen, um ihren unterirdischen Wohnsitz zu verlassen und die Ihrigen zu besuchen. Man pflegte deshalb an diesen Tagen von Geschäften zu feiern, weder Schlachten zu liefern noch Versammlungen zu halten, weder Hochzeit zu machen noch eine Seereise anzutreten. Als vornehmster Eingang in die Unterwelt galt eine Grotte am lacus Avernus, einem an der Strasse von Cumä nach Puteoli gelegenen sumpfartigen, von ungesunden Dünsten umgebenen See, wo auch der Held der Äneide seine Wanderung in jenes Reich beginnt, und selbst Hannibal, da er vorüberzog, nicht unterliess den Göttern der Unterwelt Opfer darzubringen.

Beherrscher dieses unterirdischen Reiches ist Orcus; auch Dis pater erscheint neben ihm in dieser Würde; ausserdem walten hier besonders weibliche Gottheiten, welche von der Mutter Erde abstrahiert sind: Tellus, Terra mater, Ceres. Diese Götter alle haben zugleich Bedeutung für die Agrikultur: sie sind es, die den Segen des Korns und der Früchte in der Tiefe bergen und dem Landmanne darreichen; Orcus gilt denn auch als unermesslich reich wie Pluton bei den Griechen. Allein nicht bloss Herrscher in der Unterwelt ist Orcus, sondern namentlich auch Todesgott, der sich seine Opfer unter den Lebenden sucht und sie bald in freundlicher Gestalt überrascht, bald in grauenhafter Erscheinung überfällt und zuletzt alle Menschen in das Reich der „Schweigenden“ bringt. Dis pater ist dagegen mehr nur Beherrscher dieses Reiches. Er ist wohl ein romanisierter Pluton.

Schon oben[1]) wurde bemerkt, dass die abgeschiedenen Seelen im allgemeinen als rein und gut angesehen wurden — eben diese Eigenschaft drückt manes aus —, dass aber daneben man auch von unholden Totengeistern wusste, welche den Menschen Schaden zufügen, während jene wohlwollend und hilfreich an ihrem Leben Anteil nehmen. Auf die Annahme solcher schlimmen Spukgeister ist wohl die etruskische Anschauung von Einfluss gewesen, welche die Toten überhaupt als den Lebenden übel gesinnte und blutgierige Dämonen auffasste; allein gewiss ist diese Annahme an sich altrömisch. Zu solchen Abgeschiedenen, welche unrecht behandelt oder nicht ordentlich bestattet waren, versah man sich dessen, dass sie wiederkommen und sich rächen würden; daher man sie durch Sühnungen zu beschwichtigen suchte. Da sie die Seelen der Verstorbenen für blutgierig hielten,

1) Siehe S. 674.

brachten die Etrusker ihnen sogar Menschenopfer. Diese Auffassung drang auch in Rom ein; man fürchtete sich vor den Toten, als wollten sie die Lebenden in die Unterwelt hinabziehen. Daher opferte man auch in Rom ihnen nicht bloss Veilchenkränze, Kuchen mit Wein, Bohnen (bei den Toten besonders beliebt), sondern auch Blut, selbst Menschenblut. So erbat man sich einerseits die Hilfe dieser Geister und ihre Interzession bei den Göttern, anderseits trug man ihnen die Rache auf, die man an Feinden nehmen wollte und schrieb deren Namen etwa auf Bleitafeln, die man einem Angehörigen ins Grab mitgab.

Es versteht sich, dass auch griechische Vorstellungen vom Jenseits in Rom, sogut wie bei den Etruskern, heimisch geworden sind. Man nannte die Göttin der Unterwelt Proserpina; die Totenwelt dachte man sich vom Acheron umflossen, über welchen der Fährmann Charon die Toten setze[1]); man wusste von einem Elysium und adoptierte auch den Tartarus; so kam man zu einem ungleichen Los der Verstorbenen. Aber alle diese Erwartungen hatten wenig festen Grund, so dass der Epikuräer Lucrez es wagen konnte der Angst vor den Höllenstrafen offen den Krieg zu erklären[2]), da sie den frohen Lebensgenuss störe und seine Lehre vom Auslöschen der Seele mit dem leiblichen Tode wenigstens unter den gebildeten Lebemännern viele Anhänger fand. Da von dieser hoffnungslosen Diesseitigkeit ernstere Gemüter doch nicht befriedigt werden konnten, liehen solche freilich lieber ihr Ohr den platonischen Schilderungen vom jenseitigen Leben, welche Cicero in seinen Tusculanen und anderswo vorträgt. Besonders lehrreich ist für die damals gangbaren positiven Vorstellungen vom Jenseits der 6. Gesang der Äneide, da Virgil dieselben hier in einem Gemälde vereinigt. Da Äneas seinen Vater nochmals zu sehen wünscht, weist ihn die Sibylle von Cumä an, im Hain der stygischen Juno nahe dem lacus Avernus erst einen goldenen Zweig zu brechen. Nachdem er diesen durch besondere Führung gefunden, nimmt sie ihn nach jener dunsterfüllten Grotte mit, welche als Eingang der Unterwelt galt. Im Vorraum (vestibulum) derselben stösst er auf die Mächte des Todes, welche das Leben verkürzen: Trauer, Gewissensbisse, die bleichen Krankheiten, das traurige Alter, Furcht, Hunger, Armut, dann den Schlaf als Verwandten des Todes, den Krieg, die Zwietracht, die eiteln Träume, dazu aber die Ungeheuer der Fabel: Centauren, Titanen, Gorgonen u. s. w. Dann kommt er an den Strom Acheron, über welchen die bekannte Fähre geht. Charon der greise, schmutzige Fährmann mit grauem Bart und flammenden Augen, wird von zahllosen Seelen bestürmt, welche möglichst rasch über-

---

1) In den Gräbern zu Tusculum und Präneste, welche aus der Zeit der punischen Kriege stammen, fand man Gerippe, welche eine Münze als Fährgeld für ihn zwischen den Zähnen trugen.
2) Lucretius 3, 37.

gesetzt zu werden begehren. Nur diejenigen jedoch nimmt Charon in seinen Kahn auf, welche ordentlich begraben worden sind; die andern müssen 100 Jahre umherflattern, ehe sie endlich Einlass finden. Jenseits des Acheron stossen die Wanderer auf den Cerberus, den Äneas mit einem Honigkuchen einzuschläfern weiss. Zuerst hört er das Geschrei von Kindern, die im zartesten Alter gestorben, und findet unschuldig Verurteilte. Es gibt aber hier einen gerechten Richter, Minos mit seinem Kollegium, vor dessen Richterstuhl die Seelen verhört werden. Bevor er dann an den eigentlichen Ort der Verdammten und den der Seligen gelangt, kommt er zu einer eigenartigen traurigen Gegend, welche bewohnt wird von denjenigen Selbstmördern[1]), welche ohne besondere Schuld aus Lebensüberdruss Hand an ihr Leben gelegt haben und jetzt so gerne Armut und Mühsal ertragen wollten, wenn sie zum Lichte des Lebens zurückkehren könnten! Daneben liegt ein Thränenfeld, wo die Opfer leidenschaftlicher Liebe mit immer frischen Wunden umherirren, unter welchen Äneas die Dido zu trösten sucht. Zuletzt kommt ein Gefilde, wo Helden des thebanischen und trojanischen Krieges weilen, die umgekommen sind, ohne einer ehrenvollen Bestattung teilhaftig zu werden. Diese ganze Region ist also von solchen bewohnt, die keine besondern Strafen mehr verdient haben, aber deren seliger Vollendung ihr trauriges Geschick im Wege steht.

Nun teilt sich der Weg. Zur linken gehts zu dem mit dreifacher Mauer umgebenen und vom Flammenstrom Phlegethon umflossenen Tartarus, dem Reich der Verdammten, zur rechten liegt die Wohnung der Seligen. Den erstern Ort betritt Äneas nicht; er begnügt sich mit einem Blick auf den Schauplatz der höllischen Qualen, von wo man Wehegeschrei und den Lärm der Ketten und Geisseln hört, er lässt sich durch die Sibylle davon erzählen, dass hier der gestrenge Rhadamanthus seine Herrschaft führe und durch seine Qualen die Verschmitzten zum Geständnis ihrer Schuld zwinge. Hier erleiden ihre Qualen die alten Gestalten, die wir aus dem griechischen Orcus kennen: die Titanen, Ixion, Tithyos u. a. Die Strafen sind die von dort bekannten: Steine müssen sie wälzen, Felsen schweben über ihnen, an Rädern sind sie ausgespannt, oder verschmachten angesichts üppiger Tafel, welche die Furie hütet. Aber auch die gewöhnlichen Sterblichen schmachten in dieser Hölle, wenn sie ihre Brüder feindselig behandelt oder ihre Eltern geschlagen oder den Clienten treulos geschädigt haben oder für sich allein den erraffften Reichtum genossen, ohne den Ihrigen davon zu gönnen (deren gibts viele!), ferner die vom Rächer ereilten Ehebrecher, die Verräter des Vaterlandes und ähnliche Frevler am heiligen göttlichen Recht.

---

1) Solchen versagten die Römer ein ehrbares Begräbnis, wenigstens wenn sie sich gehängt hatten.

Rasch wendet sich Äneas von dieser grauenhaften Stätte weg und folgt nun seiner Führerin zum anmutigen, lichtvollen Orte der Seligen. Hier sieht er welche, die ihre Glieder in der Palästra üben, andere welche Reigen aufführen und den Chorgesang pflegen. Edle Helden, die für das Vaterland gekämpft haben, würdige Priester, holde Sänger setzen dort ihr bestes irdisches Leben fort am Eridanusstrome im Glanze einer helleren Sonne und herrlicherer Gestirne, als wir sie haben. — Endlich findet er seinen Vater Anchises, der aufmerksam die Seelen betrachtet, welche aus dem Strom Lethe trinken, um dann in die Welt zurückzukehren. Er erklärt seinem Sohn das Geheimnis des Lebens: Die göttliche Kraft, welche in die Körper eingeht, wird durch diese getrübt und geschwächt. Nach dem Tode findet die Reinigung statt: durch mancherlei Peinigungen werden die Seelen geläutert und kommen so ins Elysium. Dann aber nach 1000 Jahren kehren sie, nachdem sie von jenem Strom getrunken und das frühere Dasein vergessen haben, wieder ins Land der Lebendigen zurück und beginnen dort ein neues, vom frühern unabhängiges körperliches Dasein.

Es erhellt aus dieser dürftigen Skizze schon, dass wir bei dieser Wanderung durch den Orcus eine Zusammenfassung verschiedenartiger Ideen vom Jenseits bekommen, welche zur Zeit des Dichters neben einander im Volke und bei den Gebildeten vorhanden waren, ohne dass man die Widersprüche zu stark empfand. In manchen Zügen tritt die uralte Vorstellung noch zu Tage, dass das Grab eigentlich die Wohnung des Verstorbenen sei, weshalb man auf die ordentliche Bestattung das grösste Gewicht zu legen habe. Daran schliesst sich die Idee vom Zusammenwohnen der Abgeschiedenen im Orcus. Eine positivere ethische Gestalt gewinnt dieselbe dadurch, dass zwischen dem Aufenthaltsort der Verdammten und der Seligen streng geschieden und ein untrügliches Gericht an der Schwelle des Jenseits angenommen wird. Recht eigentlich heterogen ist der Schluss, wo unter Anlehnung an die Pythagoräer und Platoniker ein philosophischer Pantheismus vorgetragen wird mit Ideen wie der einer Verunreinigung der göttlichen Seele durch den Leib, und der Seelenwanderung, welche den altrömischen Anschauungen gänzlich fremd gewesen sind. Man sieht, wie der Dichter jedem Bedürfnis der Zeitgenossen etwas bieten wollte. Die alten und neuen Vorstellungen lebten in der That neben einander fort; aber auch der nackte Unglaube, der sich in dem Worte zusammenfasst: „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot“ — spricht sich nicht selten auf Grabschriften der Kaiserzeit aus, während natürlich die meisten dieser Monumente der Pietät den Verstorbenen möglichst positives Fortleben zuschreiben oder wünschen. Das Christentum, welches mehr als blosse Ahnungen und Spekulationen über das Leben nach dem Tode zu bringen hatte, musste schon deshalb Vielen hoch willkommen sein.

V. Die Religion der Kelten[1].

Mit den Gräko-Italern zeigen von den nördlichen Indogermanen die meisten sprachlichen Berührungen die Kelten, welche schon im 6. Jahrh. v. Chr. über einen grossen Teil von Westeuropa sich verbreitet hatten und vom südlichen Germanien nach Gallien, Italien, Spanien und Britannien vorgedrungen waren. In Irland bilden sie noch die Hauptbevölkerung, auch in Schottland haben sie sich zum Teil mit ihrer gälischen Sprache erhalten. Von England behaupteten sie Wales und Cornwall gegen die das Land überflutenden Angelsachsen. In Spanien mischten sie sich mit den dort vorgefundenen Iberern zur Nation der Celtiberer. In Gallien aber lieferten sie den Grundstock bei der Bildung der französischen Nation, zu welcher freilich germanische Stämme stark mitwirkten und auch römische und andere Elemente beitrugen. Am reinsten keltisch ist in Frankreich die Bretagne, bezw. die bretonisch redende Bevölkerung. In ganz Europa schätzt man die noch heute keltisch Redenden auf $3^1/_2$ Millionen.

Die Römer machten schon zu Anfang des 4. Jahrh. v. Chr. unliebsame Bekanntschaft mit dem kriegerischen Volke der Gallier[2], wie sie es nannten. Ist doch dieses damals von Etrurien her bis nach Rom vorgedrungen und hat die Stadt eingeäschert, ohne freilich des Capitols sich bemächtigen zu können. Späterhin begnügten sich die Römer nicht, diese unruhigen Nachbarn in der Gallia Cisalpina sich unterthänig zu machen, sondern fassten auch (im 2. Jahrh. v. Chr.) in Südgallien selbst festen Fuss. Dieses zunächst machten sie zur Provinz (Provence), und endlich eroberte Jul. Cäsar vom Jahr 58 v. Chr. an das ganze Gallien. Von seiner Hand rühren auch die ausführlichsten Mitteilungen über die Lebensweise und Religion dieses Volkes, das er so übel behandelte. Was er davon in seinem Bellum Gallicum meldet, wird durch mehr vereinzelte Nachrichten und Notizen späterer römischer Autoren ergänzt, als welche zu nennen sind Valerius Maximus, Plinius, Lucanus, Ammianus Marcellin, Tacitus u. a. Einheimische

---

1) Siehe über deren älteste Geschichte Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II. Joh. Casp. Zeuss, Grammatica Celtica, 2 Bde., Leipzig 1853. F. J. Mone, Celtische Forschungen zur Gesch. Mitteleuropa's, Freib. 1857. Vgl. den Art.: „Keltische Sprachen“ von E. Windisch bei Ersch u. Gruber, u. den Art. Celtic Literature in der Encycl. Britannica. Seit 1870 erscheint eine Revue Celtique.

2) Nach Bell. Gall. 1, 1 ist Galli die römische, Celtae die einheimische Selbstbenennung des Volkes. Der letztere Name ist übrigens nur durch griechische und lateinische Autoren erhalten. Galli ist nur eine andere Gestalt desselben. Ein Mittelglied hat sich als Name einer kleinasiatisch-keltischen Bevölkerung erhalten: Galater.

Quellen litterarischer Gattung sind dagegen nicht vorhanden. Zwar haben sich die Gallier zu Cäsars Zeit der griechischen Buchstaben bedient; aber gerade ihre religiösen Lieder und Lehren durften nicht niedergeschrieben werden und sind daher untergegangen. Verloren ging bekanntlich auch die auf Karls des Grossen Veranlassung von Alkuin veranstaltete Sammlung alter Gesänge. Von der einst hochberühmten welschen Barden-Poesie sind freilich in Britannien Überreste erhalten geblieben[1]). Doch hat dieselbe nach dem Fall der alten Religion unter der Herrschaft des Christentums weitergeblüht, und es ist äusserst schwierig zu entscheiden, was in solchen Liedern und in den Volkssagen als Material für die Religionsgeschichte dürfte Verwendung finden. — Von monumentalen Quellen sind manche römische Inschriften vorhanden, welche freilich die Götternamen meist in römischer Umschreibung, aber doch auch mit einheimischen Beinamen geben.

Die gallischen Götter gibt Cäsar Bell. Gall. 6, 17 folgendermassen an: „Als Gott verehren sie am meisten den Mercur; ihn stellen die meisten Bildnisse dar, ihn halten sie für den Erfinder aller Künste, ihn für den Führer auf Strassen und Reisen, von ihm glauben sie, dass er über Gelderwerb und Handel die grösste Gewalt besitze. Nach ihm dienen sie dem Apollo und Mars, Jupiter und der Minerva. Von diesen haben sie ungefähr dieselbe Vorstellung wie die übrigen Völker: Apollo halte die Krankheiten fern, Minerva lehre Arbeiten und Kunstwerke verfertigen, Jupiter führe das Regiment über die Himmlischen, Mars führe Kriege.“ Auch nennt er (6, 18) Dispater[2]) als den Gott, von dem alle Gallier ihre Abstammung herleiteten und meint, die Kelten zählten deshalb nach Nächten, nicht nach Tagen, da ja Dis der Gott der Unterwelt und der Nacht ist. Leider hat er diese Gottheiten nur in römischer Umschreibung angegeben und es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, welchen einheimischen Benennungen sie entsprechen. Als besonders angesehene keltische Götter werden anderswo genannt: Teutat, Esus (Aes), Taran[3]). Den letztern, der an den germanischen Tonar erinnert, und dem wie diesem die Eichen heilig sind, wie er denn auch den Hammer führt, dürfte Cäsar mit Jupiter gemeint haben; Teutat mag dann dem Mercur, Esus dem Mars entsprechen. Apollo heisst keltisch Balen oder Beal. Eine Göttin Belesamis oder Belisana könnte jene Minerva sein. Doch begegnen in den Inschriften noch eine Menge Götternamen, welche wohl grösstenteils nur lokale Abarten der Hauptgötter waren. Dahin gehört Grannus im Elsass und

1) Dieselben sind gesammelt besonders in dem Werke Myvyrian Archaeology of Wales, von E. Williams, O. Jones und W. Owen.

2) Der römische Dispater ist der Gott der Unterwelt, von dem S. 689 die Rede war.

3) So sind Teutates, Hesus, Taran genannt bei Lucan. Phars 1, 445 f.:

Teutates horrensque feris altaribus Hesus
Et Taranis Scythicae non mitior ara Dianae.

am Rhein, woher Aachen = Aquae Granni, Leherennus und Albiorix im südlichen Frankreich, Mercurius Dumias und Arvernus, eine Göttin Rosmerta, eine Dea Abnoba vom Schwarzwald und viele andere. Auch die in vielen Inschriften gefeierten deae Matres oder Matronae sind ohne Zweifel keltischen Ursprungs. Ihre Inschriften sind zahlreich in Gallien, Germanien, Britannien, Italien und Spanien. Nicht selten sind diese „Mütter" auch abgebildet, fast immer zu dreien, und zwar mit Fruchtkörben und Füllhörnern, was auf Fruchtbarkeit und Wohlstand schenkende Wesen deutet. Sie führen regelmässig einen näher charakterisierenden Beinamen; solcher Beinamen gibt eine lange Liste Roschers Lexikon, welches überhaupt zu vergleichen S. 2463 ff.

Von ihren Göttern machten die Gallier nach Cäsar (6, 16) Bilder, zum Teil von ungeheurer Grösse. Einen grausigen Charakter verlieh diesem Kultus die Häufigkeit der Menschenopfer, welche besonders den Göttern Teutat, Esus, Taran dargebracht wurden. Man schlachtete die Opfer und verbrannte sie nachher oder liess sie lebendig, nachdem man sie an die Götterbilder gebunden, von der Flamme verzehrt werden[1]). Die Grausamkeit dieses Brauchs haben die Römer gerne hervorgehoben. Cäsar sieht darin einen Beweis der Hingabe des Volks an seine Götter, dass es vor diesen Opfern nicht zurückschrecke. Die keltischen Völker haben in der That einen Zug zur Bigotterie und zum Fanatismus. Man wollte durch Hingabe menschlichen Lebens die Gottheit versöhnen und auf diese Weise schwere Krankheiten abwenden oder sich das Kriegsglück sichern. Am liebsten nehmen die Götter Verbrecher auf diese Weise in Empfang, z. B. Diebe. Sind aber keine solchen vorhanden, so lassen sie sich auch das Blut Unschuldiger gefallen[2]). Dem Kriegsgott, welchem Gefangene geopfert wurden, weihte man auch die erbeuteten Gegenstände, indem man sie auf einen Haufen zusammenwarf. Nicht leicht wagte es jemand, einen solchen künstlichen Hügel zu berauben, da ihm sonst ein qualvoller Tod drohte[3]).

Die priesterlichen Funktionen bei öffentlichen und privaten Opfern lagen den Druiden ob, einem hochangesehenen, vom Kriegsdienst und den Steuern befreiten Stand. Druiden und Ritter nennt Cäsar als die beiden herrschenden Stände der Gallier, welchen das übrige Volk unterthänig sei. Eine erbliche Kaste bildeten die Druiden immerhin nicht, sondern rekrutierten sich durch Unterricht aus dem Volke. Als die Träger der Bildung verfügten sie über ausgebreitete Kenntnisse, und viele Jünglinge liessen sich von ihnen belehren. Die Lehrzeit dauerte bei solchen, die selber Druiden werden wollten, oft 20 Jahre lang. Ihre Weis-

1) Bell. Gall. 6, 16.
2) Siehe ebenda.
3) Ebenda 6, 17.
4) Bell. Gall. 6, 13 f.

heit brachten die Druiden ihren Adepten in Versen bei, welche im Gedächtnisse haften mussten, da das Aufschreiben dieser Dinge verboten war. Als die Kenner des göttlichen Rechts waren die Druiden überall Richter, wo Rechtsfragen oder Streitigkeiten entstanden. Ob es sich um ein Verbrechen, eine Mordthat etwa, oder um Erbschaftshändel oder um Grenzstreitigkeiten handelte, sie hatten stets zu entscheiden, Lob und Strafe zu diktieren. Wer sich ihrem Spruch nicht fügte, wurde von den Opferhandlungen ausgeschlossen, und dieser Bann galt als eine der schlimmsten Strafen; denn die damit Belegten waren rechtlos und vom Umgang ausgeschlossen. Über sich hatten die Druiden einen Oberpriester; starb dieser, so entschied, falls mehrere ebenbürtige Kandidaten für diese Würde vorhanden waren, die Wahl der Druiden über seinen Nachfolger, zuweilen aber auch die Waffengewalt. Als Mittelpunkt des Landes, wohin viele Druiden alljährlich zusammenkamen, galt die Gegend der Carnuten am Liger (Loire). Dort wurden ernstere Zwistigkeiten durch ihr Urteil beigelegt.

Selbstverständlich waren die Druiden der Zauberei mächtig. Dazu dienten ihnen gewisse Kräuter. Plinius beschreibt einen Brauch, wonach sie weissgekleidet im Mondlicht mit goldener Sichel die Mistelpflanze von einer Eiche weghieben und in ein Tuch warfen. Ihre Zauberei vertrat namentlich die Stelle der Medizin. Aber ihre Weisheit, die sie aus Britannien erhalten zu haben vorgaben, war vielseitig. Besonderes Gewicht legten sie auf ihre Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Sie lehrten nämlich eine Art Seelenwanderung[1]), und wie lebendig der Glaube an das jenseitige Leben im Volke war, erhellt daraus, dass die Gallier den Tod ausserordentlich gering achteten. Dies machte sie in der Schlacht äusserst tapfer, verleitete sie aber auch leicht zum Selbstmord[2]). Bezeichnend ist, was Diodor (5, 38) und Valerius Maximus (2, 6) berichten: dass sie einander unbedenklich Geld liehen auf das blosse Versprechen, es im Jenseits zurückzuerstatten. Damit wird auch die Kosmologie zusammengehangen haben, welche die Druiden nach dem Zeugnis Cäsars[3]) lehrten. Von dieser Lehre findet man noch Spuren in den Liedern der Wälischen Barden, indem bei ihnen unter christlicher Hülle altheidnische

1) Bell. Gall. 6, 14: In primis hoc volunt persuadere, non interire animas, sed ab aliis post mortem transire ad alios; atque hoc maxime ad virtutem excitari putant metu mortis neglecto.

2) Silius Italicus beschreibt den leidenschaftlichen Hang zum Selbstmord mit den Versen:

Prodiga gens animae et properare facillima mortem;
Namque ubi transcendit florentes viribus annos,
Impatiens aevi, spernit novisse senectam,
Et fati modus in dextra est.

3) Multa praeterea de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura, de deorum immortalium vi ac potestate disputant et juventuti tradunt.

Glaubenselemente fortbestehen. So rühmte sich der bekannte Barde Taliesin (6. Jahrh.), seine Seele habe schon viele Wandelungen durchgemacht, er sei einmal Lachs, Hund, Hirsch, dann ein Spaten, eine Axt, ein Hahn, ein Hengst, dann ein Bock gewesen, endlich ein Korn, das von einer Henne verschluckt worden sei, bis er endlich wieder als Mensch geboren wurde. Man hat aus solchen Quellen die Druidenlehre zu rekonstruieren versucht; allein dies ist bei dem Charakter der Quellen ein missliches Unternehmen.

Die Römer haben sich anfangs nicht ungern des Einflusses der Druiden bedient, um die Macht der Ritter zu brechen. Nach der Unterwerfung des Landes aber war ihnen die Macht dieser Priester unbequem und sie verboten deren Kultus, dessen blutigen Charakter Rom hier so wenig als in andern Provinzen ähnliche Missbräuche dulden wollte. Tiberius und Claudius haben das Druidentum unterdrückt.

VI. Die Religion der Germanen[1].



1. Die alte Religion Germaniens.

Einleitung.

Zwischen den Kelten und Slaven wohnten schon in den letzten Jahrhunderten der römischen Republik[2] die Germanen, ein vielverzweigter, mit beiden verwandter Stamm, welcher dem romanischen die Herrschaft streitig machen und an seiner Stelle die führende Rolle in der Geschichte übernehmen sollte. Die älteste Kunde von Land und Leuten verdankt man eben den Römern, welche den nordischen Barbaren ihr Joch aufzulegen bedeutende

1) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, 2 Bde., 1. Aufl. 1835; 3. Aufl. 1854; 4. Aufl. in 3 Bdn. hsg. von E. H. Meyer 1875—78. K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen, Bonn 1855; 6. Aufl. 1887 erschienen. Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 2 Teile, Berlin 1875—77. Sophus Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage, übersetzt von Oskar Brenner, München 1889. E. H. Meyer, Germanische Mythologie, Berlin 1891. Wilhelm Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, Leipzig 1895. Vgl. auch E. Mogk, Grundriss der germanischen Philologie, I, 982—1138 (Mythologie). H. Usener, Götternamen, Bonn 1896. Viele Monographieen behandeln einzelne Gebiete der Volksbräuche und -sagen.

2) Zuerst hörten die Römer um 350 v. Chr. von den Germanen durch einen an die Küsten der Nord- und Ostsee gereisten Kaufmann aus Massilia, Namens Pytheas.

Anstrengungen machten, schliesslich aber vor dem Ansturm dieser naturwüchsigen Völker nicht einmal ihr eigenes Land zu bewahren vermochten. Als Julius Cäsar dank römischer Kriegstüchtigkeit und eigenem Feldherrngenie das ganze den Römern noch nicht unterthänige Gallien (im Jahr 58 v. Chr.) mit verhältnismässig leichter Mühe niederwarf, hörte er dort bereits viel von den Germanen als den gefürchteten östlichen Nachbarn der Gallier reden. Ja er stiess dort schon mit einem gefährlichen germanischen Eindringling, dem Suevenfürsten Ariovist, zusammen und schlug ihn bei Vesontio (Besançon). Auch sah sich Cäsar in den folgenden Jahren mehrmals (55 und 53) veranlasst, auf kurze Zeit über den Rhein zu setzen, um den Germanen Respekt einzuflössen. In seiner Beschreibung des Krieges finden sich manche Mitteilungen über die germanischen Völkerschaften, von denen er aber nur einen kleinen Teil wirklich kennen lernte. In nähere Berührung kam man mit einer grösseren Menge derselben, als Drusus das Land zwischen Rhein und Elbe unterwarf (im J. 12—9 v. Chr.), welches Werk Tiberius (8 und 7 v. Chr.) vollendete, freilich nur für kurze Zeit. Denn im Jahr 9 n. Chr. erlitten die Römer die erste entscheidende Niederlage im Teutoburgerwald, und selbst die ruhmvollen Züge des Germanicus (14—16 n. Chr.) konnten zu keiner dauernden Römerherrschaft nördlich von der Donau führen. Wie bedeutend der Eindruck war, den das ungeschlachte Volk der Germanen auf scharfblickende Römer machte, zeigt die Schrift des Tacitus[1]) vom Jahr 98 n. Chr., der ihnen ein besonderes Interesse entgegenbringt und ihre Sitten in mancher Hinsicht den Römern als Vorbild hinstellt.

Tacitus kennt und nennt eine grosse Zahl von Völkerschaften, in welche die Germanen zu seiner Zeit zerfielen. Dieselben lebten in ruhigen Zeiten wohl jede für sich und kamen nur zu gewissen religiösen Festen mit andern zusammen. Für Kriege und Wanderzüge vereinigten sich die nächstverwandten oder benachbarten zu einer grössern Bundesgenossenschaft. Die Germanen hatten aber das Bewusstsein, alle von Einem Stamm zu sein und feierten in alten Heldenliedern ihren gemeinsamen Stammvater Tuisco oder Tuisto. Auch lebte unter ihnen die Überlieferung, dass alle Germanen eigentlich zu drei Hauptstämmen gehörten, welche von einem mythischen Mannus, der Tuisco's Sohn genannt wird, sich herleiteten. Tacitus[2]) nennt als solche Gruppen die Ingävonen oder Ingwäonen, welche an der Nord- und Ostsee wohnten, die Herminonen, welche sich über Mitteldeutschland verbreitet hatten, und die Istävonen oder Istwäonen, zu welchen die übrigen gehörten. Doch deutet er an, dass auch andere Gruppierungen Geltung hätten. Diese Gruppen hatten auch ihre centralen Heilig-

---

1) De origine, situ, moribus ac populis Germanorum, gewöhnlich citiert: Germania.
2) Germ. 2.

tümer, bei welchen sich ihre zugehörigen Völkerschaften trafen, so eine Anzahl Stämme der Ingävonen das Nerthusheiligtum an der See[1]), die Sueven den Semnonenhain[2]) u. s. f. Durch die Völkerwanderung wurden die vielen Einzelvölklein und Hauptstämme stark durcheinandergeworfen und es tauchen neue Namen auf, welche grössere nationale Komplexe bezeichnen, wie Franken, Sachsen, Allamannen u. s. w. Ein nördlicher Stamm hatte schon zu des Tacitus Zeit den Süden von Skandinavien eingenommen; er nennt unter den nordischen Germanen die Suionen (Schweden). Der germanische Volksschlag war ein edler, den Römern fiel der mächtige Gliederbau auf, die weisse Haut, das blonde Haar, die blauen Augen.

Was die Kultur dieser Völker anlangt, so befanden sich die meisten derselben bis zur Völkerwanderung auf der niedrigen Stufe halbnomadischen Lebens. Zwar war bereits der Pflug im Gebrauch, aber das Land war noch wenig angebaut. Die weiten Wälder gewährten um so reichlichere Jagdbeute. Die Germanen kamen den fein gebildeten Römern roh, ungeschliffen und grausam vor. Aber Tacitus erkennt ihre Geradheit an und bewundert ihren Rechtssinn wie ihre Freiheitsliebe. Er schildert sie als dem Trunk und Schlaf ergeben, arbeitsscheu, da sie die Arbeit für etwas schimpfliches halten. Aber er weiss nicht genug ihre Treue im Ehebund und Keuschheit zu rühmen. Er sagt[3]): „Die Ehen werden dort streng gehalten, und keinen Teil der Sitten mag man mehr preisen. Denn fast als die einzigen unter den Barbaren begnügen sie sich mit Einem Weibe, wenige ausgenommen, welche nicht aus Wollust, sondern wegen ihres hohen Standes für mehrere Vermählungen begehrt werden.“ Die Mitgift, welche nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe gebe, bestehe nicht aus Gaben zu weiblicher Ergötzung, sondern aus Stieren, einem gezäumten Ross, einem Schild mit Frame (der eigentlichen Nationalwaffe) und Schwert, wodurch dem Weibe der Ernst des Lebens nahe gelegt werde, das ein beständiger Kampf sei. „So leben sie (die Weiber) mit Scham umgürtet, durch keine Lockerungen der Schauspiele, durch keine Reizungen der Gastmähler verderbt[4])“. Ehebruch sei selten und werde nie verziehen, sondern alsbald exemplarisch bestraft. „Denn niemand lacht dort über das Laster, noch wird Verführen und sich verführen lassen der Geist des Jahrhunderts genannt.“ Noch besser stehe es bei solchen Stämmen, wo überhaupt nur die Jungfrauen einmal heiraten dürfen. „Die Zahl der Kinder zu beschränken oder irgend eines der Nachgeborenen zu töten wird für eine Schandthat gehalten, und mehr gelten dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze.“ Dem entspricht

1) Tac. Germ. 40.
2) Germ. 39.
3) Germ. 18.
4) Germ. 19.

denn auch eine höhere Achtung vor der Frau, als sie bei Völkern dieser Bildungsstufe gewöhnlich ist. Tacitus hebt dieselbe K. 8 hervor, wo er erzählt, dass in der Schlacht die Männer durch die Rücksicht auf ihre Frauen zur grössten Tapferkeit entflammt werden, sowie dass Jungfrauen als besonders wirksame Geiseln gelten. „Ja sogar eine gewisse Heiligkeit und Voraussicht wohnt den Frauen bei, und man verschmäht weder ihren Rat, noch lässt man ihre Aussprüche unbeachtet.“ Hat auch der römische Geschichtschreiber nicht ohne Absicht idealisiert, so ist doch kein Zweifel, dass ihm wirklich in dieser Hinsicht eine sittliche Überlegenheit des Barbarenvolkes auffiel. Auch vergisst er ja nicht, die Schattenseiten anzudeuten, wie Trunksucht, Schmutz, Trägheit und besonders Uneinigkeit. Die Wildheit des Volkes ist z. B. aus K. 31 ersichtlich, wo er von den Chatten (den spätern Hessen) erzählt, dass sie, wenn erwachsen, Haupt- und Barthaar nicht scheren und als schimpfliches Zeichen der Knechtschaft einen eisernen Ring tragen, bis sie einen Feind erschlagen haben.

Da die Schrift bei den Germanen dieser Zeit nicht im Gebrauche war[1]), sind nationale litterarische Quellen für die ältere Religionsgeschichte nicht vorhanden. Von römischen Autoren, welche über die Religion der Germanen Nachrichten geben, sind ausser Cäsar[2]) und Tacitus[3]) auch etwa Appian, Strabo, Plinius, Sueton, Ammianus Marcellin zu nennen. Ausserdem kommt Prokop von Cäsarea (Mitte des 6. Jahrh.), der Historiograph des Gotenkrieges, in Betracht, und was bei ostgotischen Autoren gelegentlich darüber verlautet, unter welchen Jordanes (Jornandes) besonders zu nennen, während Cassiodors Geschichte der Goten verloren ist. Allein die Ausbeute ist hier sehr gering, da gerade die zuerst ins römische Reich eingedrungenen Germanen sich rasch dem Christentum zugewandt und das Interesse an ihrer alten Religion verloren haben. Christliche Missionare und Kleriker aber geben meist nur in polemischem Zusammenhang Kunde vom heidnischen Aberglauben, oder sie erwähnen in geschichtlichen Werken nur einiges wenige aus der Religion der alten Deutschen. Letzteres gilt von Beda Venerabilis[4]), Paulus Diakonus[5]), Widukind von Korvey[6]) und Adam von Bremen[7]). Ausführlicheres berichtet allerdings Saxo Grammaticus[8]), welcher die heidnischen Überlieferungen mit Fleiss gesammelt hat, aber eben

1) Tac. Germ. 19.
2) Bellum Gall. 6, 21.
3) Ausser in der Germania auch in den Annalen (1, 51; 2, 12; 13, 55. 57) und Hist. 4, 14. 22. 61. 65. 73; 5, 22 ff.
4) Historia Ecclesiastica gentis Anglorum (erste Hälfte des 8. Jahrhunderts).
5) Historia Langobardorum (Ende des 9. Jahrh.).
6) Res gestae Saxonicae (zweite Hälfte des 10. Jahrh.).
7) Gesta pontificum Hamaburgensium (zweite Hälfte des 11. Jahrh.).
8) Historia Danica (zweite Hälfte des 12. Jahrh.).

nur für Dänemark, während es an einem analogen Werke für Deutschland gebricht. Als Biographen von Missionaren verdienen Erwähnung Jonas von Bobbio, der Biograph Columbans und Alkuin (starb 804) als Verfasser der Vita sancti Wilibrordi. Auch für unsere Kenntnis der germanischen Mythologie ist zu beklagen, dass die Sammlung alter Heldenlieder, die Karl der Grosse veranstaltet hat, verloren gegangen ist. Reich ist zwar die erhaltene germanische Heldensage, und wenn sie auch in christlicher Gestalt vorliegt, enthält sie zweifellos noch Mythisches aus der Heidenzeit; so die Beowulf-Sage der Angelsachsen in England, die ostgotische Sage von Dietrich (Theodorich), die Nibelungensage vom Rhein, die Gudrunsage aus dem Norden u. a. Allein Historisches, Mythisches und rein Poetisches zu scheiden ist hier unmöglich. Ebenso sind noch lebende Volkssagen und Märchen zwar nicht zu verachten, aber mit grosser Vorsicht zu gebrauchen, da ihr Alter schwer festzustellen ist. Von handschriftlichen Überbleibseln aus der heidnischen Ära sind bloss die Merseburger Zaubersprüche (10. Jahrh.) zu nennen, von denen der eine zur Heilung lahmer Pferde gut sein sollte. Auch im christlichen Wessobrunnergebet (8. Jahrh.), im Heliand und ähnlichen christlichen Schriftwerken sind noch heidnisch-mythische Züge zu finden. Die Namen der Wochentage und viele geographische Benennungen können als Zeugnisse und Wegweiser dienen. Die monumentalen Quellen fehlen fast ganz. Wohl gibt es zahlreiche von heidnischen Germanen gesetzte Votivsteine mit lateinischen Inschriften. Solche finden sich sowohl in den germanischen Provinzen als in Rom selbst, wo Germanen im Heere dienten, wie die equites singulares unter Trajan. Allein in diesen Inschriften sind die deutschen Götter mit römischen Namen wiedergegeben und diese höchstens etwa mit einem Beinamen versehen, der auf den Ursprung hinweist, wie bei dem rätselhaften Mars Thingsus oder Hercules Magusanus u. s. w., so dass auch hier mehr Rätsel als Auskunft zu holen sind. — Ist sonach das Material, aus welchem die deutsch-germanische Religionsgeschichte aufzubauen wäre, ein äusserst dürftiges und unzureichendes, so verhält sichs freilich mit der nordisch-germanischen anders. Die dort reichlich fliessenden Quellen dürfen aber, da sie jedenfalls ein späteres Stadium der Entwicklung bieten, nicht ohne weiteres zur Ergänzung der altdeutschen Mythologie verwendet werden.

a) Götter und Geister der alten Germanen.

Unter den Göttern der alten Germanen nahm in der frühesten Zeit die herrschende Stellung ein Zio, Tius, Tiwas, welcher merkwürdigerweise lautlich und innerlich verwandt ist mit sanskr. djaus, griech. Zeus und all den damit zusammenhängenden Formen. In der nordischen Mythologie heisst er Tyr, ist dort aber zurückgetreten und erscheint untergeordnet als Sohn Odins, einhändiger

Ase, Kriegsgott. Seiner ursprünglichen und wesentlichen Bedeutung nach ist auch dieser germanische Tius Himmelsgott. Der Name geht nach allem Anschein ursprünglich auf den lichten Himmel und deshalb auf das höchste Wesen, welches alle indogermanischen Völker wie so viele andere mit dem Himmel zusammenschauten. Der Gott stammt aus dem Gemeinbesitz der Indogermanen und war ohne Zweifel ursprünglich der allgemeine Hauptgott der germanischen Stämme, dessen Kultus sich denn auch noch bei den Sueven und Friesen wie den Franken und andern Stämmen nachweisen lässt. Hiess doch der gefeierte gemeinsame Stammvater Tuisco[1]) und wurde damit als Sohn des höchsten Gottes Tius bezeichnet. Die Schwaben nannten sich geradezu Cyuvari = Ziuvari, d. h. Diener des Ziu. Da aber für diese Germanen Kampf und Krieg die wichtigste Angelegenheit im Leben war, ist begreiflich, dass sie diese insonderheit in die Hände des obersten Gottes legten. Dieser ist daher Kriegsgott und hat deshalb die Römer an Mars (Ares) erinnert, wie umgekehrt die Germanen in diesem Gott ihren Tius zu erkennen glaubten, weshalb sie z. B. den dritten, dem Mars geweihten Wochentag jenem zueigneten: Dienstag; vgl. schweizerdeutsch Ziestig, engl. Tuesday. Dass diesem Kriegsgotte auch Gefangene geopfert wurden, ist mehrfach bezeugt[2]). Diese Gottheit hat aber bei verschiedenen Stämmen verschiedene Namen angenommen; ein solcher ist Er; so heisst bei den Bayern der Dinstag heute noch Ertag. Ebenso ist Saxnôt (= „Schwerthalter") ein Name für denselben Gott. Daher steht dieser in der altsächsischen Abschwörungsformel (vom Jahr 772) neben Thunar und Wodan; denn sehr oft wird Tiu (Mars) mit Wuotan (Mercur) und Tonar (Jupiter) zusammengenannt. — Vielleicht ist auch Fosite, der lokale Hauptgott der Friesen, der ein von ihnen sehr hochgehaltenes Heiligtum auf Helgoland hatte, eine Besonderung des Himmelsgottes, Tius. Endlich ist auch Irmin, welchem die Irminsäule geweiht war, nach Widukinds Zeugnis s. v. a. Mars, demnach eine in der betreffenden Gegend gangbare Benennung des Tius. Es lässt sich aber nicht verkennen, dass Tius oder Zio's Verehrung schon in der ersten Zeit der christlichen Ära in Abnahme begriffen war und er namentlich dem Wodan, der eigentlich sein Doppelgänger ist, mehr und mehr weichen musste.

Wuotan, Wodan, nordisch Odin. Der Name stammt wohl von dem althochd. Verbum watan, woher wuot, und deutet auf heftige Erregung. Das Naturelement des Gottes scheint die bewegte Luft, der Wind zu sein. Am besten denkt man aber an den bewegten Himmel. Denn Wuotan ist z. B. in der von Paulus Diakonus mitgeteilten Langobardensage[3]) deutlich der im Himmel wohnende Gott. Er wird im Volksglauben auf einem mit Rossen

---

1) Tacitus, Germ. 2.
2) J. Grimm, Mythol.³ 38 ff.
3) Paulus Diak., De gestis Langobard. 1, 7. 8.

bespannten Wagen einherfahrend oder auf seinem Pferde reitend gedacht. Hinter ihm folgt das wütende Heer, bestehend aus Geistern, die nicht zur Ruhe gekommen oder gewaltsamen Tod erlitten haben. Sehr häufig ist er als Mercur neben Mars (= Tius) genannt. Sein Ansehen ist nach dem Zeugnis des Paulus Diakonus bei allen Germanen ein sehr hohes gewesen. Aber es lässt sich deutlich erkennen, dass er ursprünglich der Hauptgott gewisser Stämme war, namentlich der Istävonen und spätern Franken, aber auch der Chatten des Tacitus, der Langobarden und Angelsachsen. Nach Süddeutschland kam er weniger[1]). In Skandinavien drang er erst mit der Zeit ein, wurde dann aber dort zum obersten Gott. Die eben genannten Stämme riefen ihn namentlich als Sieg verleihenden Kriegsgott an, und auch insofern ist er dem Tius verwandt. Der im Sturm daherfahrende Gott lässt aber auch das Korn wachsen, weshalb ihm bei der Ernte gehuldigt wird. Bis in die Neuzeit hat sich in Niederdeutschland die Sitte erhalten, einen Büschel Kornes auf dem Felde stehen zu lassen „dem Woden für sein Pferd“. Überhaupt verleiht er gute Gaben und erfüllt den Menschen ihre Wünsche. Aber auch die geheime Weisheit, durch welche Wodans Absenker Odin glänzt, scheint dem Gotte schon eigen gewesen zu sein. Denn aus der Verwandtschaft mit dem Winde oder der Beziehung zu den Toten allein würde sich schwerlich erklären, warum die Römer diesen hohen germanischen Gott mit ihrem untergeordneten und friedlichen Mercur vereinerleiten, was auch von den Germanen angenommen wurde, wie der englische Wednesday = Mercurstag (franz. Mercredi) beweist. Ihre besondere Verehrung bewiesen nach Tacitus[2]) die Germanen diesem Mercur damit, dass sie ihm sogar regelmässig Menschenopfer darbrachten, während Hercules (Donar) und Mars (Tius) sich (wenigstens für gewöhnlich) mit unschuldigeren Gaben begnügen mussten.

Noch sei erwähnt, dass man neuerdings den Sturmgeist Wode vom geistigen, erhabenen Gotte Wodan zu unterscheiden versucht hat: Wodan sei der in einem spätern Stadium vergötterte und vergeistigte Wode[3]). Allein diese Unterscheidung ist schon sprachlich unwahrscheinlich, da Wode schwerlich etwas anderes ist als späte und volkstümliche Verstümmelung von Wodan. Auch sachlich ist in der uns bekannten Zeit eine solche Erhebung eines Gespenstes zum Gotte nicht denkbar, da der Gott schon dem Tacitus als der geehrteste von allen entgegentrat. Viel mehr empfiehlt sich die Annahme, dass von dem allgemeinen Himmelsgott sich eine speziellere Manifestation desselben abgelöst hat, wovon wir sogleich ein zweites Beispiel finden werden.

---

1) Nach ihm heissen verschiedene Berge und Ortschaften, Wodensberg, Godesberg am Rhein, in Hessen und Lothringen (Vaudemont), aber selbst bei den Allamannen der Bodensee.
2) Germ. 9.
3) Golther, German. Myth. 292 ff.

Donar, altsächs. Thunar, angelsächs. Thunor (vergl. auch den keltischen Taran), nordisch Thorr (aus Thonarr), Thor, ist deutlich der Gott des Donners, Ungewitters, daher mit dem römischen Jupiter (tonans), aber wegen seiner gewaltigen Kraft in den ältesten Umschreibungen mit Hercules[1]) identifiziert. Als Donnergott ist er besonders zürnend und kämpft in der nordischen Mythologie unermüdlich mit den Riesen. Den Menschen ist Donar aber auch väterlich gesinnt wie Wodan und wie dieser Gott des Landbaues. Auch wacht er über den Verträgen und dem heiligen Recht. Man dachte sich Donar mit langem rotem Bart. Im Gewitter schiesst er Pfeile und schleudert Steine, Donnersteine, auch Hämmer genannt; der Hammer, seine furchtbare Waffe, ist nach Art der germanischen Wurfaxt gedacht. Mit den beiden vorher genannten Göttern steht er oft in einer Trias beisammen und war allen Germanen bekannt, besonders aber den nördlichen, in Norwegen sogar der eigentliche Haupt- und Landesgott. Heilig waren ihm die Eichen, besonders gewisse riesige Prachtexemplare. Eine solche Donarseiche hat der h. Bonifazius um 725 mit eigener Hand gefällt, um eine christliche Kapelle daraus zu bauen. Die allgemeine Verehrung des Gottes bezeugt auch die Umsetzung des Jupitertages (franz. Jeudi) in Donarstag; vgl. engl. Thursday, ebenso manche Ortsnamen Donarsberg (in Pfalz, Hessen, Schwaben) u. s. f.

Cäsar[2]) sagt von den Germanen, sie hätten nur Sonne, Mond und Vulcan (Feuer) als Götter verehrt. Allein gerade diese Verehrung lässt sich aus Germanien nicht belegen, wiewohl jene gewiss als göttliche Wesen angesehen wurden, wofür schon die Namen der ersten Wochentage sprechen. Tacitus[3]) erwähnt ein Zwillingspar von Göttern, die er Alcis nennt und mit Castor und Pollux identifiziert. Dass es einen dem nordischen Baldr entsprechenden germanischen Lichtgott Paltar (nach J. Grimm) gab, dafür sprechen gewisse Eigennamen, und der zweite Merseburger Spruch redet geradezu von „Balders Füllen", nennt übrigens denselben Gott auch Phol (= Apollo?). Doch ist der Nachweis nicht einwandfrei. Und der Sonnengott Freyr, welcher vor Odin Schwedens Hauptgott war, scheint nur bei den nördlichen Stämmen bekannt gewesen zu sein. Dagegen tritt stärker hervor eine Göttin Frea, die Wodans Gattin genannt und ursprünglich mit der nordischen Frigg und Freyja identisch sein wird. Sie ist vermutlich als Gattin des Himmelsgottes ursprünglich die Erde, jedenfalls aber Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit. Nach ihr heisst der sechste Wochentag Freitag.

---

1) Die öfter begegnende Weihinschrift Herculi Magusano scheint den vielvermögenden (magusô von magan, vermögen, kräftig sein) H., d. h. Donar zu bezeichnen.

2) Bell. Gall. 6, 21: Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.

3) Germ. 43.

Tacitus[1]) nennt eine Göttin Nerthus, welche von einer Anzahl nach der See hin wohnender germanischer Stämme (Ingävonen) gemeinsam verehrt wurde. Er erklärt diese Göttin als terra mater und erzählt, dass ihr zu Ehren (alljährlich) eine eigentümliche Prozession von ihrem Heiligtum auf einer Insel des Ozeans aus stattfinde. Der Name Nerthus ist sicher gleich dem nordischen Götternamen Njord. Es ist sogar schon bezweifelt worden, ob Tacitus mit Recht diese Gottheit als eine weibliche auffasste[2]). Und wenn er auch schwerlich so übel berichtet war, so kann der Name sowohl männlich als weiblich gebraucht worden sein[3]) und auf ein ähnliches Götterpar gehen wie Freyr und Freyja. Diese Nerthus ist schwerlich etwas anderes als eine andere Benennung der Göttin Frea; ebenso ist Njord mit Freyr verwandt, nach der nord. Mythologie sein Vater. Auch die Göttin Taufana, welcher bei einem andern Stamm, den Marsen, ein grosses Herbstfest gefeiert wurde, bei dem die Römer im Jahr 14 die Trunkenen überraschten[4]), kann eine lokale Variation derselben Göttin sein, da sie offenbar wie Nerthus mit der Fruchtbarkeit und dem Jahresertrag zusammenhängt. Merkwürdiger Weise nennt derselbe Autor[5]) auch eine Göttin Isis, welche von einem Teil der Sueven verehrt, und welcher zu Ehren ein Fahrzeug wie ein Schiff im Land umhergeführt werde. Er schliesst daraus, dieser Kult sei von der See hergekommen. Diese Göttin ist nicht aufgehellt. Vielleicht hat das Schiff den Erzähler auf jene bekannte Göttin geführt, da Griechen und Römer, wenn im Frühjahr das Meer wieder fahrbar wurde, der Isis ein Schiff darzubringen pflegten[6]).

Göttinnen oder Halbgöttinnen gab es noch manche, und es haben sich solche in Märchen und volkstümlichen Redeweisen noch erhalten. So Holda, Frau Holda oder Holle, besonders in Mitteldeutschland. Man sieht sie als schöne, weisse Frau um die Mittagsstunde baden; sie erscheint aber auch als hässliches Weib. Sie fährt durch die Lüfte wie Wodan, und die Hexen sollen an ihrer Fahrt teilnehmen. Wie überhaupt die Göttinnen des (immerhin etwas jüngern) Volksaberglaubens, ist sie eine fleissige Spinnerin. Ein ganz entsprechendes Wesen ist in Süddeutschland Frau

---

1) Germ. 40.

2) So von Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 567 ff. Derselbe glaubt übrigens, Tacitus denke bei terra mater nicht an die römische Tellus, sondern an die magna mater aus Syrien (Kybele), welcher ähnliche Prozessionen abgehalten wurden.

3) „Das gemeingermanische nertu ‚guter Wille‘ wurde als Eigenschaftsbenennung auf Personen übertragen, nerthus meint die wohlthätige, holde Gottheit und kann ebenso einem Gott wie einer Göttin zuerteilt werden“ (Golther, Germ. Myth. 219).

4) Tacitus, Annal. 1, 51.

5) Tacitus, Germ. 9.

6) Appulejus, Metam. L. 11. Lactantius, Instit. 1, 27. Grimm, Mythol.[3] S. 236 f. Vgl. oben S. 659.

Berchta (eig. die Leuchtende, Glänzende). Auch sie beaufsichtigt die Spinnerinnen und straft die unfleissigen. Sie ist im allgemeinen unheimlich und gefürchtet.

Überhaupt war für die alten Germanen die Natur und insbesondere der Luftraum ebenso mit geistigen Wesen bevölkert wie für die alten Griechen. Die Elben oder Elfen, nordisch alfar, sind eigentlich allgemein „Geister“. Vgl. mittelhochd. alp = Genius, woher das Alpdrücken; denn dieses wurde Geistern zugeschrieben, welche Maren oder Schraten heissen. Die Elfen werden kleiner als die Menschen vorgestellt und sind mit den Zwergen verwandt. Doch denkt man sich die eigentlichen Elfen licht, hold und schön, die Zwerge eher hässlich. Die Elfen lieben Musik und tanzen nachts im Mondschein; sie lieben es, die Menschen zu necken, sind aber auch oft hilfreich. Die Zwerge gelten als geschickt und schlau; sie führen im Erdinnern, wo sie hausen, kunstreiche Werke aus, sind dabei aber verschlagen und arglistig. Die Volkspoesie, welche im Märchen ihr Spiel treibt, ist unerschöpflich in dem, was sie von den Wichtlein erzählt. Oft werden dieselben Hausgeister, indem sie sich in einem Hause als Heinzelmännchen niederlassen, und bringen ihm, wenn gut aufgenommen, Segen. Daneben gibts gefürchtete Poltergeister und Kobolde. Den Zwergen entsprechen als über das menschliche Mass hinausgehende Gestalten die Riesen, von denen die Sage erzählt; in der nordischen Mythologie spielen sie eine grosse Rolle. Wie verbreitet im Volksaberglauben die Vorstellung von Baum- und Pflanzengeistern war, hat Mannhardt aus den zum Teil noch lebenden Volksbräuchen nachgewiesen.

Allein so üppig bei den alten Germanen die „niedere Mythologie“ gewuchert haben mag, so wenig lässt sich beweisen, dass die höhere, d. h. der eigentliche Götterglaube aus dem Glauben an Baumgeister oder Ahnengeister oder Alpdruckkobolde hervorgewachsen sei. Vielmehr weisen die grossen Götter, ein Tius, Wodan, Donar, auf einen andern Ursprung. Sie reichen auf den urindogermanischen Himmelsgott zurück, und es sind Wodan und Donar nach allem Anschein nur Abzweigungen desselben, die in verschiedenen Teilen des Volks die herrschende Stellung eingenommen haben. In jedem Stamm wird eine Gottheit, und zwar eine in männlich und weiblich sich spaltende himmlische, die allbeherrschende Führung gehabt haben, freilich naturbefangen und wenig bestimmt gefasst. Leicht konnte dieses höchste Wesen in verschiedenen Stämmen einen verschiedenen Namen annehmen und nach verschiedenen Seiten seines Erscheinens und Wirkens ins Auge gefasst werden. Eigentlich sind Tius und Wodan so gut Doppelgänger wie Tius und Thor oder Thor und Wodan. Da jedoch auf die Einheit kein besonderes Gewicht gelegt wurde in einer Religion, wo tausende von Naturgewalten sich personifizierten, so traten diese Gottheiten mit der Zeit neben einander auf, immerhin so, dass jedes germanische Volk ein höchstes Wesen verehrte,

und andere Volksgötter mit der Zeit ihm untergeordnet wurden. Die Göttinnen treten hinter den Göttern zurück, wenn sie auch ihren Kultus haben. Sie ergänzen die himmlische Gottheit nach seiten der von ihr erzeugten irdischen Fruchtbarkeit und vertreten der männlichen Kraft gegenüber weibliches Wesen und häusliche Thätigkeit.

b) Kultus und Brauch.

Tacitus sagt von den Germanen seiner Zeit: „Übrigens halten sie es der Grösse der Himmlischen nicht für angemessen, die Götter in Wände einzuschliessen oder ihnen irgend ein Aussehen menschlichen Antlitzes zu geben. Haine und Waldungen weihen sie und benennen mit den Namen der Götter jenes geheime Wesen, welches sie bloss durch ihre Ehrfurcht schauen“ [1]). Die älteste Verehrungsweise war hier wie anderwärts die bildlose. Man verehrte den Himmelsgott, wie in Griechenland, auf Bergen, die ihm heilig waren, den Donnergott und andere in heiligen Hainen; in nächster Beziehung standen zu diesem gewisse Bäume. Damit ist nicht gesagt, dass man keine Symbole der Gottheit hatte. Nur sollten solche dieselbe keineswegs abbilden, wohl aber ihre Nähe und Gegenwart anzeigen. Solche göttliche Symbole wurden häufig in Prozession umhergetragen und auch in die Schlacht mitgenommen, wie Tacitus (Germ. 7) bezeugt. Auch jenes Schiff, das nach ihm (c. 9) umhergeführt wurde, lässt sich als Symbol ansehen. Dahin gehört auch die Irminsul (Irminsäule), ein Idol der Sachsen bei Eresburg in Westfalen, bestehend aus einem mächtigen, aufgerichteten Baumstamm. Aber auch eigentliche Bilder (simulacra) kamen allmählich auf. Dieselben finden sich besonders in Norddeutschland, wie sie denn in Skandinavien späterhin überall zu Hause sind. Solche Bilder, und zwar eherne und vergoldete, trafen Gallus und Columban bei den Allamannen am Bodensee (612), in welchen sie die Idole stürzten. Das Gleiche geschah zu Tuggen am obern Zürichsee. Auch die Goten und Franken scheinen solche Bilder gehabt zu haben. Häufiger waren aus Holz geschnitzte und steinerne Götzen bei den Friesen im Norden. Mit den Bildern kamen auch Tempel auf, während der alte Naturkultus den unberührten Hain für das grösste Heiligtum angesehen hatte, welches zunächst mit einer Umfriedigung versehen werden mochte.

Dass die Götter mit Gebet und Opfer verehrt wurden, versteht sich von selbst. Das Opfer [2]) war dabei das wichtigste.

1) Germ. 9: Ceterum nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare ex magnitudine caelestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus adpellant secretum illud, quod sola reverentia vident. Vgl. auch c. 43.

2) Das Wort stammt freilich aus dem lateinischen offerre. Doch hatte man dafür z. B. das Wort blôtan = θύειν (J. Grimm).

Um den Göttern den Dank für ihre Gaben auszudrücken, brachte man ihnen vom erlegten Wild und vom Ertrag der Ernte Huldigungsgaben. Auch beim Beginn der Mahlzeit erhielten sie eine Spende. Die Bittopfer fehlten ebenfalls nicht, durch welche man des Gottes Willen über ein Unternehmen erforschen und seine Hilfe dafür gewinnen wollte. Auch opferte man bei bestimmten Anlässen, wie Königswahlen, Geburten, Hochzeiten, Leichenbestattungen, zumal diese Akte mit feierlichen Mahlzeiten verbunden waren. Sühnopfer erachtete man besonders bei Landplagen, Seuchen u. dgl. angezeigt. Diese waren gewöhnlich blutig. Aber auch bei regelmässig wiederkehrenden Anlässen schlachtete man blutige Opfer, sogar Menschenopfer. Wie Tacitus (Germ. 9) berichtet, man habe dem Mercur (Wodan) an gewissen Tagen solche dargebracht[1]), so erzählt er von den Semnonen (Germ. 39), sie kämen zu festgesetzter Zeit in einem hl. Walde zusammen, wo sie Menschen zum Wohl der Gesamtgemeinde opferten. Dabei thut er noch eines andern dortigen Brauches Erwähnung: jedermann gehe mit Banden gefesselt in diesen Hain, — was auch auf ein Bedürfnis der Sühnung hinweist. Unter diesen Umständen ist begreiflich, dass man es liebte, dem Kriegs- und Siegesgott das Blut von Kriegsgefangenen fliessen zu lassen, wie Tacitus anderwärts berichtet[2]). So hätten die Hermunduren gelobt, die besiegten Chatten dem Mars und Mercur zu weihen und sie nachher diesen Göttern zu Ehren getötet. Auch andere, spätere Gewährsmänner bezeugen, dass zu ihrer Zeit die Sitte noch in Kraft stand; so Prokop an verschiedenen Stellen von den Thuliten (Skandinaviern), Herulern, Franken; Sidonius Apollinaris meldet von den Sachsen, dass sie je den zehnten Gefangenen zu Tode marterten u. s. f.

Von Tieren opferte man vor allem Pferde, welche auch viel gegessen wurden. Das Pferd wurde dabei enthauptet und der Kopf nicht von den Menschen verzehrt, sondern auf einen Baumstamm gesteckt. Ausserdem waren Opfertiere die Rinder, Ochsen, Kühe, besonders schwarze, ferner Eber, Ferkel, Widder. Nähere Beschreibungen des Ritus fehlen. Doch ist kein Zweifel, dass man dem Blut eine besondere Bedeutung beilegte und es in Schalen auffing, wie dies von den Skandinaviern ausdrücklich bezeugt ist. Man pflegte bei diesen das Opfertier nicht zu verbrennen, sondern das Fleisch in Kesseln zu kochen. Gewisse Stücke wurden den Göttern vorbehalten und die Felle ihnen aufgehängt.

Von Priestern ist öfter die Rede. Cäsar (Bell. Gall. 6, 21) behauptet zwar von den Germanen im Unterschied von den Galliern, sie hätten weder Druiden, welche den Gottesdienst leiteten, noch kümmerten sie sich viel um die Opfer[3]). Allein wenn die Ger-

1) Siehe oben S. 703.
2) Tacitus, Annal. 1, 61 und 13, 57.
3) Neque druidas habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student.

manen nicht unter einer so einflussreichen Priesterschaft standen wie die Gallier und nicht mit so viel Sorgfalt und Aufwand dem Opferdienst oblagen wie jene, so wäre doch die Vorstellung irrig, dass sie überhaupt keine Priester besessen hätten. Das Gegenteil bezeugt der genauer unterrichtete Tacitus, nach dessen Andeutungen diese bei den germanischen Stämmen sich sogar eines nicht geringen Ansehens erfreuten. Zwar wurden private Opfergaben, namentlich die vielen Dankopfer in Naturalien, ohne Mitwirkung der Priester vom Hausvater dargebracht. Allein deren Vorhandensein wird schon durch mehrere altgermanische Benennungen des Priesters bezeugt. Und im Kriege, welcher stets die wichtigste Episode des Lebens bildete, waren sie nicht nur mit den Emblemen der Gottheit zugegen, sondern übten sogar im Namen derselben die Mannszucht aus. Denn Tacitus berichtet (Germ. 7), dass sie allein das Recht hatten, die Männer zu schlagen, und lässt sie auch im Frieden (K. 11) das Strafrecht in der Gemeindeversammlung verwalten — ein Beweis dafür, dass die gesamte Rechtspflege im Namen der Gottheit geübt wurde. Es war also ein angesehener, wahrscheinlich erblicher, Priesterstand vorhanden, der ohne Zweifel die alten heiligen Gebräuche und Rechte fortpflanzte und ihre Ausübung überwachte, während nichts davon verlautet, dass er (wie die Druiden) eine eigentliche Lehre über die Götter und die Welt innegehabt hätte.

Die Priester hatten auch Orakel zu verwalten. Dieselben bestanden hauptsächlich aus Losen. Tacitus beschreibt ein solches Losorakel (Germ. 10): Man hieb dafür einen Zweig von einem Fruchtbaum ab und warf die davon abgeschnittenen Zweiglein, mit bestimmten Zeichen versehen, in ein weisses Tuch. Darauf hob der Gemeindepriester oder, falls es privatim geschah, der Hausvater nach einem Gebet zu den Göttern und mit dem Blick gen Himmel dreimal aufs Geratewohl ein Reis davon auf und deutete die gezogenen nach den darauf gedrückten Merkzeichen und ihrer Reihenfolge zu Gunsten oder Ungunsten des Unternehmens. Auch auf den Flug und die Stimme der Vögel wurde viel geachtet, und — was den Römern neu, aber auch den Slaven u. a. geläufig war — auf das Wiehern und Schnauben der Rosse, denen man Vorahnungen zutraute. „Auf öffentliche Kosten werden sie (die heil. Rosse) in Hainen und Wäldchen unterhalten, und zwar weisse, von keiner Arbeit berührte. Sind diese an den heil. Wagen gespannt, so begleiten sie der Priester und der König oder der Fürst der Gemeinde und beobachten das Schnauben und Wiehern. Kein anderes Orakel besitzt so grosses Vertrauen nicht bloss beim Volk, sondern auch bei den Vornehmen und Priestern; diese hält man nämlich für die Diener der Götter, jene (die Rosse) aber für deren Vertraute“ [1]).

---

1) Tacitus, Germ. 10.

Merkwürdig ist auch, was Tacitus[1]) über die Prozession der Nerthus[2]) angibt: „Es gibt auf einer Insel im Ozean einen heiligen Hain und einen geweihten Wagen darin: dieser ist mit einer Gewandung bedeckt (veste contectum) und darf nur vom Priester berührt werden. Dieser nimmt wahr, wenn die Göttin im Gemache zugegen ist und gibt der von zwei Kühen gezogenen mit viel Ehrfurcht das Geleite. Dann sind fröhlich die Tage, festlich die Orte, welche sie der Ankunft und des Besuches würdigt. Man zieht nicht in den Krieg und greift nicht zu den Waffen; alles Eisen ist eingeschlossen. Frieden und Ruhe nur kennt und liebt man dannzumal, bis derselbe Priester die Göttin, wenn sie des Umgangs mit den Sterblichen genug hat, dem Tempel zurückgibt. Sofort werden der Wagen und die Decken, und wenn man es glauben mag, die Gottheit selbst im geheimen See abgewaschen. Knechte sind dabei behülflich, welche alsbald der See verschlingt. Daher ein geheimer Schrecken und eine fromme Unkenntnis, was jenes sein möge, welches nur die zum Tode bestimmten schauen". — Es handelt sich hier nach allem Anschein um ein Frühlingsfest zu Ehren der Göttin der Fruchtbarkeit. Ebenso wurde in Schweden im Frühling der verhüllte Wagen Freyrs durchs Land gezogen, während das Volk ein Fest feierte und betete. Aber auch die vielen alten Pfingstgebräuche, auf welche Mannhardt[3]) hingewiesen hat, und wobei der Pfingstreiter, der den frisch belaubten Zweig aus dem Walde bringt, schliesslich ins Wasser geworfen wird, hangen wohl mit dieser Prozession zusammen, sowie ähnliche Umzüge im Frühjahr, welche auf die Wiederkehr der Vegetation und die Fruchtbarkeit des Jahres Bezug haben.

Was die Totenbestattung betrifft, so legte man Gewicht darauf, wie schon aus einer Mitteilung des Tacitus sich ergibt, die Germanen hätten, auch wenn der Ausgang eines Treffens noch zweifelhaft war, nicht versäumt, ihre Toten zurückzutragen. Diese wurden sorgsam und ehrenvoll bestattet. Verbrecher hing man an Bäumen auf oder versenkte sie in Moor und Sumpf. Tote, die man ehren wollte, wurden entweder begraben oder verbrannt. Das Verbrennen kam mit der Zeit im Norden ganz zur Herrschaft. Ein Hügel mit einem Malstein machte das Grab kenntlich. Allgemein war die Überzeugung vom Fortleben der Seelen nach dem Tode. Man gab ihnen darum auch Waffen, Schmucksachen, Werkzeuge und Trinkhörner mit ins Grab. Auch Frauen, Sklaven und Tiere sandte man ihnen nach. Ebenso brachte man den Toten noch Speisen auf dem Grabe dar, wogegen die christlichen Kleriker noch lange ankämpfen mussten. So tadelt Burkhard von Worms (um 1000) solche Spenden: oblationes, quae in quibusdam locis ad sepulchra mortuorum fiunt. Das im frühern Mittelalter aufkommende Aller-

---

1) Germ. 40.
2) Vgl. oben S. 705.
3) Wald- und Feldkulte I, 567 ff.

seelenfest bot einen gewissen Ersatz dafür, und es lebten manche heidnische Vorstellungen und Bräuche in christlicher Hülle weiter. Bei solchen Bräuchen waltete in der älteren Zeit neben der Liebe und Anhänglichkeit gegen die Toten auch die Besorgnis, die man mancherorts (z. B. bei den Indianern) findet, es möchten sonst ihre Geister zurückkehren und die Lebenden belästigen. Von Erscheinungen und Kundgebungen der Abgeschiedenen wusste man sich viel zu erzählen. Dass man ihre Stimmen beim Sturme glaubte heulen zu hören, wurde schon bemerkt. Auch die Elfen und Alpgeister mögen mit ihnen zusammenhangen. Eine feste Lehre von dem Zustand nach dem Tode war aber noch nicht ausgebildet, nicht einmal eine konsequente Anschauung, wie sie in der nordischen Mythologie begegnet. Dass man die Ahnen hoher Geschlechter als göttlich verehrte, ist einleuchtend, so verkehrt es wäre den Götterglauben selbst aus Ahnendienst oder Seelenkult oder dem Spuk der Druckgeister abzuleiten.

2. Die Nordische Religion.

Vorbemerkungen über das nordische Schrifttum.

Während von den Germanen Deutschlands keine Schriftdenkmäler aus ihrer heidnischen Zeit auf die Nachwelt gekommen sind, haben die Skandinavier, die viel später, nachdem sie bereits eine höhere Kulturstufe erstiegen hatten, zum Christentum übertraten, verhältnismässig ansehnliche litterarische Überreste aus vorchristlicher Zeit hinterlassen. Deren Erhaltung dankt man besonders günstigen Umständen, welche auf der Insel Island die Sammlung und Aufbewahrung derselben ermöglichten. Dort siedelten sich in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts heidnische Norweger von gutem Stand an, welche die Tyrannei des Königs Harald Schönhaar zur Auswanderung aus ihrem Vaterlande veranlasst hatte. Sie haben ihre heimischen Göttermythen und Heldensagen zunächst in Runenschrift aufgezeichnet, später, nachdem sie (im Jahr 1000) christlich geworden, in lateinischen Buchstaben. In jener isländischen Kolonie herrschte besondere Liebe zum Erbe der Vorzeit und zur Sangeskunst. Isländische Skalden, welche von alten und neuen Heldenthaten sangen, zogen in manchen Ländern umher. Auch nach dem Übertritt zum Christentum wurde man auf diesem abgeschlossenen Eiland der alten Lieder nicht überdrüssig, sondern sammelte sie mit Sorgfalt.

Dort ist die Liedersammlung entstanden und gefunden worden, welche heute Edda genannt wird. Die darin enthaltenen, sämtlich anonymen Lieder sind zum Teil erst auf der Insel gedichtet, zum Teil aber aus Norwegen mitgebracht worden. Sie sind in isländischer Sprache verfasst, einem vom Alt-Norwegischen nur

wenig abweichenden Idiom. Ihre Entstehung fällt ins 9. bis 12 Jahrhundert. Aufgefunden wurde die älteste und bedeutendste Handschrift (gegen Ende des 13. Jahrh. geschrieben, jetzt Codex Regius zu Kopenhagen) im Jahr 1643 auf Island durch den dortigen Bischof Brinjolf Sveinsson, welcher der Sammlung den Titel gab: „Edda Sämunds, des Gelehrten". Allein dieser berühmte isländische Gelehrte Sämund Sigfusson (12. Jahrh.) ist nicht ihr Urheber, und es lässt sich überhaupt nicht beweisen, dass er mit ihr zu thun hatte. Ja, der Name Edda („Urgrossmutter") selbst lässt sich für diese Sammlung auf keine ältere Autorität als die dieses Bischofs des 17. Jahrhunderts zurückführen. Dagegen trug denselben ein anders geartetes Werk, das man fortan die jüngere oder die prosaische Edda zu nennen pflegte. Diese ist die Schöpfung des isländischen Dichters Snorri Sturluson (1178—1241), der sie aber unvollendet liess, worauf sie noch Umgestaltungen erfahren hat. Sie ist in der That prosaisch, enthält aber manche Strophen der ältern Edda, und wird zum Unterschied von dieser auch Snorra Edda genannt[1]).

So unschätzbar nun die Liedersammlung samt den mythologischen Stücken der Snorra Edda als Quelle für die Kenntnis der religiösen Vorstellungen des skandinavischen Heidentums ist, so darf dabei nicht vergessen werden, dass diese Lieder und Sagen sowenig religiösen oder gar kultischen Charakter haben als Homers Odyssee oder Iliade. Die Gesänge sind zur Unterhaltung der Fürstenhöfe und Rittergelage gedichtet; sie malen daher mit Lust und Laune die Abenteuer der Götter wie die der kühnen Einzelkämpfer und Seefahrer aus. Die prosaischen Stücke hinwieder tragen reflektierende Art an sich und verraten den gelehrten Sammler, der in christlicher Zeit noch mit Ergötzen das Inventar der Sage zusammenstellte. Wunderbar aber sind der Reichtum und die Poesie der hier sich offenbarenden Natur- und Weltauffassung, unerschöpflich des Sängers Gabe, aus dem Leben der Götter und Göttinnen, der Riesen und Zwerge, wie der Könige und Recken zu erzählen. Nur die griechische Mythologie hält in dieser Hinsicht den Vergleich mit der nordischen aus. Wohl ist neuerdings die Originalität mancher der erhabensten Züge der nordischen Göttersage bezweifelt worden und in gewissem Masse

---

1) Der Codex Regius ist phototypiert wiedergegeben in der Ausgabe von F. A. Wimmer und Finnur Jonsson, Kopenh. 1891. Der Text wurde öfter herausgegeben, am zuverlässigsten von Sophus Bugge, Christiania 1867. Unter den zahlreichen deutschen Übersetzungen der „ältern" und „jüngern" Edda war die gelungenste die von Karl Simrock: Die Edda, die ältere und jüngere, nebst den mythischen Erzählungen der Skalda mit Erläuterungen, Stuttgart u. Augsburg 1851, 8. Aufl. 1882. Dieselbe wird aber an Richtigkeit bedeutend übertroffen durch diejenige von Hugo Gering: Die Edda, die Lieder der sog. älteren Edda nebst einem Anhang: Die mythischen und heroischen Erzählungen der Snorra Edda, übersetzt und erläutert, Leipzig u. Wien 1892.

wird man darin christliche Einflüsse und Anregungen zuzugeben haben. Aber je weiter man die Anleihe aus der christlichen Religion und der griechisch-römischen Kultur ausdehnt, desto merkwürdiger erscheint die Gabe der nordischen Dichter, das Fremde ihrer Götterwelt zu assimilieren und harmonisch der germanischen Ideenwelt einzugliedern. Die Germanen zeigen sich hier als ebenbürtige Brüder der Hellenen, an welchen dieselbe Fähigkeit, das Ausländische zu hellenisieren mit Recht bewundert wird.

a) Die Nordischen Götter.

Die Götterwelt der Edda lässt ihre nahe Verwandtschaft mit derjenigen der alten Deutschen unschwer erkennen. Die germanischen Hauptgötter erscheinen hier unter denselben Namen wieder: Wodan als Odin, Donar als Thor, Tius als Tyr, Frea als Freyja und Frigg, Nerthus als Njord, und auch untergeordnete Wesen erkennt man wieder. Allein ein durchgängiger Fortschritt macht sich dabei geltend, vergleichbar dem der homerischen Götterwelt über die frühern Gottheiten. Die wenig bestimmten Göttermächte des Tacitus und der Völkerwanderung haben sich in anthropomorphischer Richtung ausgestaltet.

Die Götter (Asen) haben jetzt ihren König, ihre Kriege, ihren Ratssaal, ihre Trinkgelage und Liebesabenteuer wie irgend ein Ritter- oder Fürstengeschlecht. Die Asen bilden eine nach ihrer Verwandtschaft genau bestimmte Familie und haben Händel mit andern Geschlechtern wie den Riesen und Wanen. Schon meldet sich sogar die Kritik dieses Götterregiments; nur dass sie hier nicht von seiten der Philosophie kommt, wie in Griechenland, sondern von den Poeten selbst, die hier als die Sprecher des tiefern Volksgemütes reden, wo sie noch nicht geradezu durch das Christentum beeinflusst sind. Zieht man auch von dieser Vermenschlichung der Götter ab, was auf die Rechnung lustiger Sänger kommt, so muss doch auch die Religion selbst, ehe sie dem Christentum wich, ihre Mythologie viel plastischer und systematischer ausgebildet haben, als wir sie in der römischen Periode fanden oder, wo die Quellen schweigen, voraussetzen dürfen. Deutlich ist, dass das Göttersystem der Edda sich aus verschiedenen Quellen gebildet hat. Der alte Hauptgott Norwegens, Thor, hat sich mit dem aus Niederdeutschland herübergekommenen Wodan = Odin in die Herrschaft teilen müssen. Ja, der letztere hat in seiner allgemeineren Fassung und väterlichen Würde den unbestritten ersten Platz eingenommen. Vollends Tyr ist ganz zurückgetreten. Was von einem vorzeitlichen Kriege der Asen mit den Wanen erzählt wird, deutet auf eine weitere Auseinandersetzung mit fremden Kulten. Die Wanen beanspruchten gleiches Recht mit den Asen. So kam es zum Kampfe, wobei diese die Gegner nicht zu besiegen vermochten. Man schloss daher einen Friedensver-

trag, und einige Wanen blieben als Geiseln bei den Asen, nämlich Njord mit seinen Kindern, Freyr und Freyja, die also von aussen gekommene Götter sind, welche fortan dieselbe Ehre genossen wie die einheimischen. Freyr war übrigens in Schweden Hauptgott gewesen wie Thor in Norwegen. Odin wird in einer Sage einmal Sachsengott genannt, was an seine wahre Heimat erinnert. Wie so oft, sind hier Götter, welche eigentlich Doppelgänger waren, zu einem polytheistischen System zusammengestellt worden.

Betrachten wir die einzelnen Götter Islands näher:

Odin (der german. Wuotan, Wodan) ist der höchste Gott, das Haupt der Asen, Vater der Götter und Menschen. Ursprünglich war er Himmelsgott[1]). An diesen Naturzusammenhang erinnert noch, dass er einäugig ist. Denn sein Auge ist die Sonne, wie sie das Auge des Zeus heisst. Das andere Auge hat er für einen Trunk dem Wassergeist Mimir verpfändet, aus dessen tiefem Quellborn er Weisheit trinken wollte. Dies geht auf die Spiegelung der Sonne im Wasser. Er trägt einen breit übers Gesicht ragenden Schlapphut (von Wolken), einen (himmel-) blauen Mantel, reitet das schnellste Ross (Sturmwind) und führt einen Speer (Sonnenstrahl). Wie Wodan ist er Kriegsgott. Manche Heldenkämpfe werden von ihm selbst in der Sage erzählt; namentlich aber ist er der Gott der Helden und Schlachtenlenker. Odin heisst Walvater als der, welcher die Helden, die auf der Walstatt fallen, auswählt durch die Walküren, seine Dienerinnen. Diese fallenden Einzelkämpfer sind seine Wunschsöhne, die er bei sich in Walhall aufnimmt, wovon später die Rede sein wird. Odin herrscht vom höchsten Himmelsthron über die Welt. Zwei Raben, Hugin und Munin, melden ihm, was sie den Tag über bei ihrem Fluge durch die Welt gehört haben; daher seine Allwissenheit. Er ist der weiseste unter den Asen, auch den Riesen an Weisheit überlegen. Diese seine Weisheit ist einerseits Lebensklugheit, welche überall Rat weiss, anderseits Kenntnis der Götter- und Heldensage, welche Odin wie niemand inne hat und in dichterischer Rede der Skalden zu verkündigen weiss, endlich aber Kunde der Zauberei, deren geheime Runen Odin versteht. Die epische Sage stellt dies freilich so dar, als hätte der Gott nicht von Haus aus all diese Weisheit besessen. Er zieht aus und forscht danach, er befragt die Elben und Wahrsagerinnen. Namentlich erzählt ein geheimnisvoller Mythus, wie er in den Besitz der geheimen Zauberrunen gelangte. Ihm wurden sonst Menschenopfer an Bäume gehängt, weshalb er in der jüngern Edda „der Gehängten Vater" heisst. Nun wird aber auch erzählt, er habe sich selbst an den windigen Baum gehängt, gewissermassen sich selbst opfernd und so die zauberkräftigen Runen gefunden.

---

1) Vgl. oben S. 702 f.

Odin führt nach Grimnism. 46 f. noch viele Namen, was Gylfag. damit erklärt, dass alle Völker ihn in ihrer Sprache anbeten wollen. Nicht genannt ist unter diesen Namen Forseti[1]), der als selbständige Gottheit erscheint, aber im Grund eine Besonderung des Himmelsgottes ist, die Personifikation seiner richterlichen Gewalt. Forseti (Vorsitzender) thront im himmlischen Saal Glitnir (Glänzend) und schlichtet alle Rechtshändel.

Odins Gemahlin ist Frigg, die höchste der Asinnen, Göttin des Hauses, der Frauen, der Liebe nach ihrer häuslichen Seite. Sie wohnt in Fensalir, d. h. den Meeressälen, und wird daher von manchen für die Göttin der Sonne gehalten, die aus dem Meer aufsteigt und dorthin zurückkehrt. Von ihr verschieden ist Freyja, welche Odins Buhlerin, aber Gemahlin eines Gottes Odr heisst, welchen sie, da er weggezogen, vergeblich sucht unter goldenen Thränen. Sie dürfte wie die germanische Hauptgöttin Frea oder Fria, Erdgöttin sein, welche um die ihr entzogene Gunst des Himmels trauert, gleichwie Hera um die des Zeus. Freyja ist die Göttin der Liebe in jedem Sinn; sie fährt auf einem von Katzen gezogenen Wagen. Im Volksbewusstsein spielt sie als Liebesgöttin eine grössere Rolle als Frigg und wird mit dieser vielfach gleichgesetzt. Z. B. wenn sie mit Odin sich in die gefallenen Helden teilt und die Hälfte derselben in ihrer in Folkwang liegenden Wohnung (Wingolf genannt) aufnimmt, ist sie gewiss als seine Gemahlin und höchste Herrin des Himmels gedacht. Mythus und Sage wissen viel von ihr zu erzählen, z. B. von einem goldenen Halsband, das sie gegen besondere Gunst von den Zwergen erlangte.

Freyjas Bruder[2]) Freyr ist Sonnengott. Sein Tier, mit dem er fährt, ist der Eber Gullinbursti (mit goldenen Borsten). Am Julabend, bei der Wintersonnenwende, wurde ihm ein Eber zum Opfer gebracht, wie denn in England noch lange zu Weihnachten ein Eberkopf feierlich aufgetragen wurde. Er hat Macht über Sonnenschein und Regen und das Wachstum der Erde. Er fährt auf dem Schiffe Skidbladnir (der Wolke), das er nach beendeter Fahrt zusammenlegen und in die Tasche stecken kann (Entwölkung des Himmels). Er heisst der trefflichste unter den Asen wie Freyja die herrlichste unter den Asinnen. Die Gemahlin Freyrs ist die schöne Riesentochter Gerd, wohl Personifikation des Nordlichtes, wie denn die Riesen meist Naturerscheinungen zweiten Ranges sind. Wie er von verzehrender Liebe zu ihr erfüllt, um sie habe werben lassen, erzählt ein besonderes Lied (Skirnism.). Dass er dabei sein Schwert hergab, muss er im letzten Kampfe bereuen.

Thor (altgerm. Tonar, Donar) ist, obwohl nicht mehr der

---

1) Forseti scheint identisch mit dem friesischen Fosite auf Helgoland. Siehe oben S. 702.

2) Vgl. oben S. 704.

oberste Gott, doch immer noch der stärkste unter den Göttern und Menschen. Er stellt die gewaltthätige Gottheit dar, wie sie im Donnerschlag sich offenbart. Er besitzt drei Kleinodien: den von den Zwergen im Erdinnern geschmiedeten [1]) Hammer Mjölnir, mit dem er gewöhnlich die Riesen totschlägt, ferner einen Kraftgürtel, durch dessen Anlegen er seine Kraft verdoppelt, und endlich eiserne Handschuhe, mit welchen er seinen Hammer fasst. Sein Wohnsitz heisst Thrudwang (Feld der Stärke) oder Trudheim (Welt der Stärke). Sein Hauptattribut, der Hammer, ist durchsichtig: Es ist dieselbe Gewalt, welche auch der Name des Gottes ausdrückt. War Thor einst der Hauptgott, so war ers als donnernder Himmelsgott [2]). Als Odin über ihn gesetzt wurde, blieb er daneben bestehen als eine speziellere Besonderung dieser himmlischen Gewalt. Durchsichtig ist auch, was ein recht episch ausgemalter Mythus von der Entwendung des Hammers erzählt im Thrymskvitha, dem Liede von Thrym: Die Thursen (=Riesen) haben dem schlafenden Thor seinen Hammer geraubt, und dieser liegt im Riesenland, im Reiche des Königs Thrym, acht Meilen tief in der Erde vergraben. Loki macht dies ausfindig und bringt den Asen den Bescheid, Thrym fordere als Preis dafür die schöne Freyja zur Gemahlin. Auf den Rat des Heimdall [3]) verkleidet sich Thor selbst als Braut mit dem Gewand und Schleier der Freyja, und Loki begleitet ihn als Magd. So fährt Thor auf seinem gewohnten, mit zwei Böcken bespannten Wagen ins Riesenland. Thrym rüstet das Hochzeitsmahl. Er ist zwar befremdet von dem gewaltigen Hunger und den feurigen Blicken seiner Braut, lässt sich aber von Loki beschwichtigen. Wie nun der Riese den Hammer bringen lässt, um die Braut zu weihen [4]), ergreift Thor diesen mit Freuden und schlägt die Riesen damit tot. Die Thursen sind Mächte des Winters. In der winterlichen Jahreszeit scheint dem Thor sein Hammer abhanden gekommen. Die bräutlich geschmückte Freyja ist die Sommerpracht der Erde, welche im Winter jenen Mächten verfallen scheint. Allein zur rechten Zeit erlangt Thor seinen Hammer wieder und weiss jenen zu wehren. Ob der Begleiter Loki dabei auf die warme Luft gehe, bleibe dahingestellt.

Eine viel untergeordnetere Stellung als Thor nimmt Thyr ein, der alte lichte Himmelsgott, Tius, Zio [5]). An seine Stelle ist Odin getreten, er heisst nun dessen Sohn, ist aber immer noch

---

1) Vgl. die Cyklopen, die dem Zeus den Donnerkeil geschmiedet haben.

2) Vgl. oben S. 704.

3) Heimdall, der „weisseste Ase", ist eine Lichtgottheit; er erwacht zuerst von allen Wesen, also wohl das Frühlicht.

4) Auch sonst kommt die Berührung mit diesem Hammer zur Weihung und Bekräftigung vor. Speziell mit der Eheschliessung hat deshalb Thor auch zu thun. Vgl. die häufige Sitte, am Donnerstag Hochzeit zu halten.

5) Siehe oben S. 701 f.

Kriegsgott. Er ist einhändig, weil ihm der Wolf Fenrir (Finsternis) die Hand abgebissen hat. Dies hängt wohl damit zusammen, dass er Lichtgott ist und die lichte Hemisphäre, wie der lichte Tag einseitig sind. Als man diesen Zusammenhang nicht mehr verstand, erdachte man eine künstliche Fabel [1]), um zu erklären, wie Tyr um seine Hand gekommen sei.

Eine der jüngsten Erscheinungen im Geschlecht der Asen ist Bragi, der Gott des Gesanges und der Dichtkunst. Denn er ist vielleicht kein anderer als der älteste nordische Skalde, von dem man weiss: Bragi Boddason, welcher um 800 in Norwegen sang. Der Ase Bragi wird nicht wie Apoll, der hellenische Gott des Gesanges, als Jüngling, sondern als Greis mit lange herabwallendem schweeweissem Haar und Bart dargestellt. Aber in ewig jugendlicher Begeisterung singt er zur goldnen Harfe. Er wird hauptsächlich von den Skalden angerufen. Seine Gemahlin ist Idun, die Inhaberin der goldenen Äpfel, an deren Genuss die Unsterblichkeit der Asen geknüpft ist. Fangen sie an zu altern, so müssen sie davon geniessen, um wieder jung zu werden.

Eine Lieblingsgestalt der Edda ist Baldr („der Herr“), Sohn Odins und der Frigg. Er scheint eigentlich Lichtgottheit, Doppelgänger Freyrs, das jugendliche, wohlthätige Licht des Frühlings, das aber von dem Dunkel des Winters verfolgt wird und nicht von langer Dauer ist. Baldr, wird erzählt, habe von seinem nahen Tode geträumt. Dies ängstigte die Asen, und Frigg nahm von allen Dingen einen Eid, dass sie Baldr'n nichts zu leide thun wollten. Nur die Mistelpflanze wurde dabei übergangen. Loki veranlasste deshalb den blinden Hod, als die Götter zum Scherz auf Baldr schossen, mit einer Mistel nach ihm zu schiessen. Alsbald fiel der Getroffene tot nieder. Dieses Ereignis war das grösste Unglück für Götter und Menschen. Ehrenvoll wurde Baldrs Leiche verbrannt. Seinem treuen Weibe Nanna brach dabei das Herz, so dass sie ihm zur Hel (Unterwelt) folgte. Odin legte auch den glänzenden Ring Draupnir [2]) auf den Scheiterhaufen, von dem jede 9. Nacht acht gleich schöne Goldringe tropfen. Hermodr, Sohn Odins, reitet zur Hel, die er in neun Nächten erreicht, um von Hel zu erbitten, dass sie seinen Bruder an die Oberwelt zurückkehren lasse, da er aller Wesen Liebling und alle um ihn in Trauer seien. Hel gewährte ihm die Bitte für den Fall, dass wirklich alle Wesen der Oberwelt um Baldr weinten. Der Bote kam zurück mit dem Ring Draupnir, den Baldr dem Odin zurücksandte, einem Gewande für Frigg und einem Goldring für Fulla, ihre Dienerin. Mit dem Gewand ist wohl die neue Vegetation gemeint, welche der Erde im Frühjahr zu teil wird, mit dem glänzenden Ring, den Odin wieder erhält, der neue Sonnenglanz, in

---

1) Siehe dieselbe Gylfag. 34.

2) Dieser Ring erscheint anderswo (Skirnism. 21) als Eigentum des Freyr und hängt daher mit dem Sonnenglanz zusammen.

welchem der Himmel dabei strahlt. Die Asen sandten nun Boten durch die Welt mit der Aufforderung, alles möge um Baldr weinen. Dies thaten Menschen und Tiere, Erde, Steine, Bäume und Erze. Aber ein Riesenweib Thock weigerte sich zu weinen, da sie ihm nichts zu danken habe. So blieb Baldr in Hels Gewalt. Das Weib war der verkleidete Loki.

Loki, der hier, wie gewöhnlich, die boshafte Rolle spielt, ist die interessanteste Figur dieser Götterwelt. Er führte auch die Namen Lodur (= ved. Vritra?) und Loptr (Luft). Sein Naturelement ist das Feuer. Auf Island sagte man, Loki sei über die Äcker gefahren, wenn die Hitze die Wiesen versengt hatte; Loki's Spähne nannte man die zum Anzünden des Feuers bestimmten; Loki's Brand heisst der Hundsstern u. s. f. Sein Vater ist der Riese Fárbauti = der gefährlich Schlagende, d. h. Sturmwind, seine Mutter Nal (Nadel am Tannenbaum) oder Laufey (Laubinsel): Der Sturm lässt die Flamme aus Gehölz und Laub auffahren. Die Gefährlichkeit und Unentbehrlichkeit dieses Elements tritt in seiner episch-mythischen Gestalt hervor: Loki ist gewöhnlich der Urheber des Schadens und der Verlegenheit für die Asen, er ist verschmitzt und schadenfroh gegen die Götter, dabei aber unentbehrlich, da er doch auch wieder Rat und Ausweg weiss.

Beides zeigt sich z. B. in der Mythe vom Riesenbaumeister: Es kam einst ein Baumeister, der den Göttern versprach, ihnen in drei Halbjahren eine Burg zu erbauen, welche sie vor den Bergriesen völlig sicher stellen sollte. Als Lohn verlangte er Freyja, Sonne und Mond. Auf Loki's Zuraten schwuren ihm die Asen diesen Preis zu, doch unter der Bedingung, dass er am ersten Sommertage mit seiner Arbeit vollkommen fertig sein müsse und niemand ihm bei dieser helfen dürfe ausser seinem Rosse Swadilfari. Dieses schleppte bei Nacht ungeheure Steinmassen herbei, die der Baumeister bei Tage aufschichtete. Drei Tage vor dem Termin war die Burg schon beinahe fertig. Da erschraken die Asen und fragten zornig, wer denn den Rat gegeben habe, Freyja auszuliefern, sowie Sonne und Mond, wodurch die Luft verpestet werden musste. Man erinnerte sich an Loki's Urheberschaft und versprach ihm einen schlimmen Tod, wenn er nicht das Unheil abwende. Er wusste Rat. Als der Baumeister mit seinem Hengste wieder Steine holen wollte, begegnete ihnen eine Stute. Der Hengst riss aus und jagte ihr in den Wald nach, hinter beiden her der Baumeister, der sie nicht einholen konnte. So unterblieb die Arbeit. Loki hatte sich in eine Stute verwandelt und warf nachher ein graues Füllen mit acht Füssen, Sleipnir genannt, das hurtigste Ross der Welt, welches Odin zu reiten liebt. Als jener Baumeister seinen Vertrag nicht halten konnte, geriet er in einen Riesenzorn. Da er sich so als feindlichen Riesen verriet, achteten die Götter ihre Eide nicht mehr, sondern riefen nach Thor, der ihm den Schädel zerschlug. Der natürliche Grund des Mythus liegt wohl in dem Kampfe der milden Götter mit den Wintermächten, daher

hier wie oben [1]) in einem andern dieser Art Freyja den Riesen verfallen scheint.

Ebenso geht auf den Wechsel der Jahreszeiten der Mythus, in welchem Sif, Thors Gemahlin, das Opfer der Tücke Loki's wird. Er brachte sie nämlich um ihren goldenen Haarschmuck. Da er aber Thors Hammer fürchtete, ersetzte er den entwendeten durch einen neuen, den er durch die Zwerge hatte anfertigen lassen. Sif mit ihrem goldenen Haar stellt das Getreidefeld mit seinem Schmucke dar. Die Hitze (Loki) bringt das Korn zur Reife und so unter die Sichel. Durch denselben Loki (die innere Erdwärme) wird aber aus der Tiefe des Bodens, wo die Zwerge hausen, der Schmuck im nächsten Jahr wieder erneuert.

Auch mit jenen Unsterblichkeitsäpfeln der Idun brachte Loki die Götter in arge Verlegenheit. Er spiegelte jener Göttin vor, er habe im Walde ebenso schöne Äpfel gesehen; sie möchte die ihrigen zur Vergleichung mitbringen. Er hatte nämlich dem Riesen Thiazi, der in Adlersgestalt ihn selbst durch die Luft schleppte, versprechen müssen, er wolle Idun in seine Gewalt bringen. Wie sie nun mit ihren Äpfeln in den Wald kam, entführte sie jener Adler nach Riesenheim. Jetzt fingen die Asen an grauhaarig zu werden und konnten dem Altern nicht wehren, da die Äpfel fort waren. Man bestürmte nun Loki mit Vorwürfen und Drohungen. Da legte er Freyja's Falkengewand an und flog nach dem Riesenland. Er verwandelte Idun in eine Nuss und trug sie davon. Thiazi verfolgte ihn zwar in Adlersgestalt; jener erreichte aber Asgard, die Götterburg zuerst, und der blindlings nachstürzende Thiazi wurde von Thor getötet. Skadi, die Tochter des Riesen, rüstete sich zur Rache, wurde aber von den Asen beschwichtigt und durfte sich einen unter ihnen zum Gemahl erwählen; sie wählte Njord.

Wie Loki bei Ägirs, des Meergottes, Festmahl alle Götter und Göttinnen schmähte und von jedem und jeder etwas recht Schimpfliches an den Tag zu bringen wusste, erzählt die Lokasenna. Hier ist Loki der schadenfrohe Verkläger der sonst hochverehrten Götter. Aber er hat ein gewisses Recht zu verklagen. Das Stück ist eine beissende Kritik dieses Götterglaubens, ein Protest gegen die Verehrung der verendlichten und vermenschlichten Gottheiten.

Zuletzt waren die Götter über Loki's Missethaten und diabolische Reden so erzürnt, dass sie ihn mit den Sehnen seines Sohnes an einen Felsen fesselten. Skadi insonderheit rächte ihres Vaters Tod, indem sie eine giftige Schlange über seinem Angesicht befestigte. Das Gift, das von dieser herniedertropft, fängt Sigyn, Loki's Weib, in einer Schale auf. Wenn sie aber von Zeit zu Zeit das Gift weggiessen muss, fallen unterdessen einige Tropfen in Loki's Augen, und der Gefesselte schüttelt sich gewaltig: Das ist die Ursache der Erdbeben. Erst am Ende der Tage zum grossen

---

1) Siehe S. 716.

Weltbrand wird er wieder entfesselt und fällt mit seinen Kreaturen über die Welt und die Götter her. Loki hat drei Kinder: den Fenrirwolf, die böse Macht der Finsternis; die Migardschlange, welche das Meer beseelt, alle Länder umfassend und sich in den Schwanz beissend; endlich Hel, die Göttin der Totenwelt, zu Niflheim.

Überblicken wir die aufgezählten Götter, zu welchen sich noch einige weniger bedeutende gesellen liessen, so ist kaum zu verkennen, dass wir hier im allgemeinen alte Naturgötter verschiedener Herkunft vor uns haben, welche aber der Naturmacht oder dem Phänomen, welchen sie entsprachen, durch anthropomorphische Gestaltung stark, oft bis zur Unkenntlichkeit entfremdet sind. Die Zahl der männlichen Asen wird in späterer Zeit auf zwölf angegeben, ebenso die der Asinnen, doch werden sie nicht immer gleich aufgezählt. Sie leben und lieben, hassen und kämpfen wie die Menschen, sind auch nicht ohne Sorge, da sie sich für ihre Herrschaft und Unsterblichkeit wehren müssen. Ihre Allwissenheit ist so wenig eine ihrem Wesen unveräusserlich inhärierende wie ihre Unsterblichkeit: sie müssen um Orakel und Runen sich mühen; ebenso ists mit ihrer Macht: sie bedürfen der Zauberkräfte und -künste. Auch sittlich sind sie den andern Wesen nicht schlechthin überlegen. Es ist die blosse Machtfrage, welche entscheidet, wem die Herrschaft und der Vorzug gebühre; diese Machtfrage sucht jedes Geschlecht in seinem Sinne zu lösen, die Asen, die Riesen und die Wanen. Die Machtstellung der Asen ist auch nur eine zeitweilige. Dass einer von ihnen vom Tode ereilt wurde, ist ein schlimmes Omen für die andern. Es zeugt für die Tiefe des germanischen Volksgemüts, dass es solchen unvollkommenen Phantasiegebilden, wie diese Götter waren, keine ewige Dauer zusprach. Mag auch die Ausbildung der Eschatologie, wie sie in den jüngsten Quellen vorliegt, auf christlichen Einfluss zurückzuführen sein, schon vorher hatten jedenfalls die Nordländer die Vorstellung, dass die Göttergeschlechter sich ablösen. Und die Darstellung des Ragnarökr (Götterdämmerung) ist wenigstens in gut germanischem, heidnischem Stile gehalten.

b) Die Nordische Weltanschauung.

Die Skalden kennen einen Anfang und ein Ende der Welt. Die Voluspa bietet eine Art Kosmogonie und schildert auch den Untergang der alten sowie die Entstehung einer neuen Welt, und Gylfaginning (zur jüngern Edda gehörig) ergänzt manches. Im Anfang war ein leerer, chaotischer Abgrund: „In der Urzeit wars, als Ymir lebte: da war nicht Kies noch Meer noch kalte Woge; nicht Erde gab es noch Oberhimmel, nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends.“ Gegenüber lagen sich Niflheim und Muspellsheim, d. h. das kalte Nebelland und das lichte, heisse Feuerland. Aus

verdichteten Reif- und Eismassen ging der Riese Ymir hervor; von ihm ist das Geschlecht der Riesen entsprossen. Genährt wurde er durch die Kuh Audumla, welche die Reiffelsen beleckte, die salzig waren. So leckte sie einen Mann hervor namens Buri, den Vater des Bur. Letzterer wurde der Vater Odins und seiner beiden Brüder Wili und We. Diese dreie töteten Ymir, dessen Blut so reichlich floss, dass eine Flut entstand, welche die meisten Riesen ertränkte. Odin und seine Brüder liessen das Land aufsteigen, indem sie aus dem Leibe des Riesen Midgard, die Erde, wo die Menschen wohnen, bildeten, aus dem Blut das Meer und die Gewässer, aus den Knochen die Gebirge, aus dem Riesenschädel aber den Himmel, aus dem Gehirne die Wolken. Aus den Funken, die vom Feuerlande Muspellsheim herflogen, machten sie die Gestirne. Über der Erde bauten sie Asgard, die Burg der Asen. Von der Erde zum Himmel bauten die Götter die Asenbrücke, Bifrost (schwankender Weg) genannt: den Regenbogen. Aus Maden, die im Leibe des Riesen (d. h. im Erdinnern) waren, machten sie Zwerge von menschlicher Gestalt. Als nun die Götter am Meeresstrande wanderten, fanden sie zwei Bäume Ask und Embla (Esche und Ulme?), wovon jener männlich, diese weiblich war; denen gab Odin Hauch, Hönir [1]) die Seele, Lodur die Wärme und Farben. So entstand das erste Menschenpar. Zugleich heissen aber die Menschen „Heimdalls Kinder", und es wird von diesem Gotte im Liede von Rig (Rigsthula) erzählt, er habe unter dem Namen Rig die Stammväter der drei Stände (Knechte, freie Bauern und Ritter) gezeugt. Also der Ursprung der Menschheit nach ihrer sozialen Besonderung wird auf Heimdall zurückgeführt.

Das Leben und Schicksal der ganzen Welt ist verkörpert durch die Esche Yggdrasill [2]), das ist der Weltbaum, an welchen das Leben der Welt ebenso geknüpft erscheint, wie das Leben von Familien und Geschlechtern nach germanischem Aberglauben an das Gedeihen eines bestimmten Baumes. Am Fuss der Esche finden sich Lebensquellen, ihr Wipfel überragt Walhall. Unter der Esche sitzen die Götter täglich zu Gericht und es treiben dort die Nornen ihr Wesen an der Schicksalsquelle Urd. Der Baum hat aber auch seine Feinde. Oben benagen ihn Hirsch und Ziege, an seiner Wurzel fressen Würmer, besonders der böse Wurm Nidhogg. Bei der starken Verendlichung der Götter sind dieselben noch mehr vom Schicksal abhängig gedacht als die homerischen. Dasselbe ist personifiziert in den Nornen. Es sind ihrer vornehmlich drei: Urd, Werdandi und Skuld: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Doch ist die Zahl der Nornen nicht begrenzt. Sie bestimmen dem Menschen sein Los. Auch werden wohl glückliche und unglückliche Geschicke auf gute und böse Nornen zurückgeführt.

---

1) Hönir ist ein Ase, der den Wanen als Geisel überlassen worden.
2) Ygg ist ein Name Odins, also „Odins Pferd". Siehe die Erklärung unten S. 726 f.

Besonders wichtig für die Auffassung des Menschenlebens und das Verhältnis der Götter zu den Menschen ist was von Leben nach dem Tod erwartet wird. Wer an Krankheit, Siechtum, Altersschwäche stirbt, kommt ins traurige Reich der Hel, der trübseligen Tochter Loki's. Es ist aber keine eigentliche Hölle, sondern ein Ort der leblosen Schatten (Hades). Noch tiefer liegt Niflhel. Dagegen die tapfer im Kampfe gefallenen Helden werden von Odin und Freyja aufgenommen. Vor der Schlacht wählen die Walküren nach Odins Rat die Helden, welche fallen sollen und lenken zugleich den Ausgang der Schlacht. Diese schmucken durch die Luft reitenden Jungfrauen tragen schwanenartiges Gewand und eine von Gold strahlende Waffenrüstung. Sie geleiten die Gefallenen nach Walhall, wo sie dieselben dem Odin anmelden und bewirten. Mancher Zug an ihnen erinnert an die Wolken, welche das physische Substrat der Vorstellung sein könnten. Von den Mähnen ihrer Rosse träufelt befruchtender Tau und Licht strahlt von ihren Lanzenspitzen aus. Doch sind auch diese Wesen ganz der dichtenden Erfindung anheimgefallen. Sie sind den Helden lieb. Die Heldensage erzählt sogar von Liebesverhältnissen lebender Helden mit Walküren, die dabei freilich ihrer Bestimmung untreu werden. Die Zahl der Walküren ist unbegrenzt, es reiten meist einige von ihnen zusammen.

Die in mannhaftem Kampfe gefallenen Helden also kommen zu Odin nach Walhall, d. h. der Halle der Kämpfer, wo sie bewillkommt werden mit dem Grusse: „Geniesse Frieden, Einheriar (Einzelkämpfer), und trinke Meth mit den Göttern.“ Damit werden sie zu Halbgöttern erhoben. Doch gibt es noch Unterschiede zwischen ihnen: Es ist ehrenvoll, mit grossem Gefolge anzukommen und mit grossem Gut; denn es ist nicht glaublich, dass der Arme Odins wert sei. Aber nur solche Schätze kommen zur Walhall, welche im Leben durch Krieg geraubt und nach dem Tode vergraben worden sind. Die Germanen dachten sich ihr Elysium ganz kriegerisch. Walhall ist eine riesige, goldene Burg mit 540 Thoren. Zum letzten Kampfe werden aus jedem Thor 800 Einherier gegen den Wolf ausziehen [1]). Unterdessen üben sie sich in kriegerischen Spielen, ziehen täglich zum Kampfe hinaus, zerschlagen und verwunden sich, stehen aber geheilt wieder auf, wenn das Zauberhorn zum Gelage ruft, wo sie mit den Göttern vom Speck eines feisten Ebers schmausen, Meth trinken und von den schönen Walküren bedient werden. Nachher lustwandeln sie im Haine vor der Burg. So geht es täglich fort. Auch von Freyja heisst es, dass sie die Helden bei sich in ihrem Palast (Wingolf) aufnehme; nach anderer Version kommen zu ihr nach dem Tod die edeln Frauen, die Jungfrauen dagegen zur schönen, jungfräulichen Göttin Gefjon, welche ursprünglich eine Besonderung von Frigg-Freyja zu sein scheint.

---

1) Grimnism. 23.

In dieser Schilderung des Lebens nach dem Tode liegt eine beachtenswerte Schätzung der Lebensgüter: Nicht träge Ruhe und üppiger Genuss sind das höchste Gut, wie die Muhammedaner meinen, die ihr Paradies demgemäss eingerichtet haben, sondern frisches Wagen, mutiger Kampf, männlicher Genuss. Dem entspricht auch die Wertung der Tugend: Die Tapferkeit des Helden verdient den höchsten Preis. Ehre empfängt aber auch in diesem und jenem Leben die edle Frau, die treue Gattin, welche fleissig ihr Haus versieht, Ehre die reine, züchtige Jungfrau. Die treue, hingebende Liebe der Gattin wird in der nordischen Mythologie durch manchen schönen Zug veranschaulicht. Wie Baldrs Weib Nanna ihren Gemahl nicht überleben will, so harrt selbst des argen Loki Gattin Sigyn Tag und Nacht bei ihrem gemarterten Manne aus und müht sich seine Leiden zu lindern. Man kann auch hier nicht sagen, dass das Sittliche erst später in die Religion gekommen sei. Das sittliche Gefühl hat sich nur ausgebildet und verfeinert, aber schon auf den frühesten Stufen sein Ideal auf die Götter übertragen. Dass auf einer spätern Stufe der sittlichen Entwicklung diese Götter, wie sie episch geworden waren, ihm hier so wenig als in Griechenland genügten, das beweist freilich die Kritik, welche hier durch den losen Mund Loki's und seine Streiche an ihnen geübt wird, und nicht am wenigsten durch die Lehre vom Untergang dieser Welt mitsamt ihren Göttern.

Dem Weltende „Ragnarökr" (Götterdämmerung) gehen traurige Zustände und erschreckende Zeichen voran.

„Es befehden sich Brüder — und fällen einander,
die Bande des Bluts — brechen Schwestersöhne.
Arg ists in der Welt — viel Unzucht gibt es,
Beilzeit, Schwertzeit — es bersten die Schilde,
Windzeit, Wolfzeit — eh die Welt versinkt.
Nicht einer der Menschen — wird den andern schonen"[1]).

Voraus gehen drei harte Winter, zwischen welchen kein Sommer kommt. Dann wird die Sonne von dem sie stets (bei Finsternissen) verfolgenden Wolf verschlungen, ebenso der Mond von dem, welcher ihm nachsetzt. Loki mit seinen Kreaturen, Fenrirwolf und Midgardschlange, brechen los. Heimdall bläst das Gjallarhorn, um die Götter zur Versammlung zu rufen. Der Schicksalsbaum der Welt, die Esche Yggdrasill bebt, ohne jedoch beim Weltbrand vernichtet zu werden. Die Asen stürzen zum Kampf hinaus, die Einherier marschieren aus Walhalls Thoren. Thor erschlägt die von ihm stets tödlich gehasste und bekämpfte Midgardschlange, die sich über die Erde geworfen hat, kommt aber selber durch ihr Gift um. Auch Freyr erliegt, da er sein wunderbares Schwert nicht hat. Der Wolf Fenrir sperrt seinen Rachen so weit auf, dass sein Unterkiefer die Erde, sein Oberkiefer den Himmel berührt, und, fügt die jüngere Edda hinzu, wäre noch mehr Raum, so würde er ihn noch weiter aufsperren. Er ver-

1) Volusp. 45.

schlingt den Odin, wird aber auch seinerseits getötet. Auch Loki und Heimdall töten sich gegenseitig. Surt[1]) wirft Feuer über die Erde, die Welt verbrennt. Doch steigt nachher die Erde wieder in frischem Grün auf, ohne Aussaat wachsen nun auf ihr die Ähren. Die Götter leben wieder wie einst auf dem Idafeld: Widar (Sohn Odins) und Wali, ebenso zwei Söhne Thors: Modi und Magni gehören zur neuen Götterschar, namentlich aber auch Baldr und Hod, welche aus dem Reich der Hel zurückgekehrt sein werden. Auch zwei Menschen sind von dem Feuer verschont geblieben; man lebt fortan von Morgentau. Die Sonne hat dann eine Tochter geboren, ebenso schön wie sie selbst, die auf ihrer Bahn einherfährt. Über allen aber herrscht dann der höchste der Götter, der ewige Allvater.

c) Moderne Kritik der nordischen Mythologie.

Von wesentlichem Einfluss auf die historische Beurteilung der nordischen Mythologie und Weltanschauung ist nun freilich die Frage, ob und wieweit dieselben als originale Frucht der nordgermanischen Religion oder als das Ergebnis christlicher Einwirkung auf dieselbe anzusehen sei. Darüber gehen die Meinungen heute weit auseinander. Während die Ältern es meist ablehnten, die schon ihnen auffälligen Berührungen mit der christlichen Weltanschauung aus direktem Einfluss des Christentums zu erklären, hat namentlich Sophus Bugge[2]) Entlehnungen vieler wichtigen Figuren und Mythen aus dem christlichen und klassischen Schrifttum nachzuweisen versucht und dafür manche Anhänger gewonnen, daher seine Darlegungen hier skizziert werden mögen.

Bugge führt wesentlich folgendes aus: Keines der altnordischen Gedichte, die uns das früheste umfassende Zeugnis von der Asenreligion geben, kann älter sein als das 9. Jahrhundert. Der mächtige Wellenschlag der Wikingerzeit ist es, der erst die ganze uns erhaltene mythisch heroische Dichtung hat emporsteigen lassen. Dies beweisen Versbau und Sprache der Gedichte, die von denen der alten Runen zu verschieden sind, als dass diese Dichtungen aus der Runensprache in ihre jetzige Gestalt hätten übertragen werden können. Ferner lateinische, griechische und hebräische Fremdwörter in denselben, wie kalkr, Kelch (calix); dreki, Drache; kista (von einem Sarg); script (Bild) u. a., die in den ältesten Gedichten erscheinen. Die zahlreichen englischen Lehnwörter deuten darauf, dass jene fremden Elemente über England nach dem Norden gelangten. Christliche Bestandteile finden sich besonders in Voluspá, Sigrdrifumál, Atlamál. — „Es steht also

1) Surt ist der riesige Beherrscher von Muspellsheim, der Feuerwelt.

2) S. Bugge, Studien u. s. w. siehe oben S. 697.

fest, dass die gesamte auf uns gekommene nordische mythisch-heroische Dichtung nicht älter als die Wikingerzeit ist." Vielen Stoff haben die Nordländer in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von christlichen Mönchen und ihren Schülern bekommen in englischer oder irischer Sprache. Diese Dinge stammten teils aus jüdisch-christlicher, teils aus griechisch-römischer Quelle. Auch diese klassischen Überlieferungen waren durch die gelehrten Mönche vermittelt. Dahin gehört z. B., wenn in der Lokasenna Loki der Freyja vorhält, die Götter hätten sie in den Armen ihres Bruders gefunden. Dies ist die Erzählung von Venus und Mars, bei welcher die Mönche hervorhoben, dass diese beiden Götter Geschwister seien. Überhaupt geht was von Freyja erzählt wird, meist auf Venus zurück.

Näher hat Bugge dieses Abhängigkeitsverhältnis nachzuweisen gesucht in Bezug auf den Baldr-Mythus, wie er in Voluspá und Snorra-Edda erzählt und oben (S. 717f.) angeführt ist: Baldr (= angels. bealdor, Herr, Fürst) hat seinen Namen von der üblichen Benennung Christi. Seine Schönheit und Wohlredenheit entspricht der Beschreibung, welche die Apokryphen von Jesu Person geben. Wie Frigg allen Kreaturen einen Eid abnimmt, ihm nichts zu leide zu thun, so hat nach der jüdischen Schrift Toledoth Jeschu[1]) Jesus alles Holz beschworen, dass es ihn nicht tragen sollte. Judas aber wusste einen ähnlichen Rat wie Loki (dessen Name = Lucifer!). Der Mistelzweig des Baldr-Mythus stammt aus der Erzählung von der Kreuzigung Jesu. Denn in England findet man die Sage, das Kreuz Christi sei aus dem Holz der Mistel verfertigt gewesen, welche damals ein stattlicher Baum war, aber zur Strafe zu einem Schmarotzerleben erniedrigt wurde. Hod, der blinde Mörder Baldrs, entspricht genau dem Longinus, der den Gekreuzigten mit dem Speer durchstach. Denn nach englischen und irischen, aber auch nach morgenländischen Quellen soll dieser Longinus blind gewesen sein; einer der Knechte habe ihn angewiesen, wohin er stechen soll, so habe er Jesu Herz getroffen und sei dadurch sehend geworden. Nanna, die Gattin Baldrs dagegen, welche nicht aus der christlichen Überlieferung stammen kann, ist Oenone (die Gattin des Paris!), deren Tod fast wörtlich gleich von Dictys Cretensis erzählt wird. Und Achills Mutter Thetis ist Vorbild für Frigg, die Mutter Baldrs, die in Fensalir wohnt. Dass die Baldrsage ursprünglich einen andern Charakter hatte, zeigt die ganz verschiedene Erzählung der dänischen Sage von Hotherus und Balderus, die Saxo Gramm. gibt. Dieser schrieb allerdings erst um 1200. Allein die Sage, die er bietet, ist zwar entstellt und in die dänische Königsgeschichte erst eingefügt, aber in wesentlichen Teilen und ihrem Grundcharakter nach ursprünglicher als der Edda'sche Baldr-

---

1) Eisenmenger, Entdecktes Judentum I, 179 f.

mythus. „Wir haben in der Baldrsage eine heroische Sage, die in der Edda nach Walhall erhoben, nicht einen Göttermythus, der bei Saxo vom Himmel herabgesunken ist.“

Ein zweiter Mythus, bei welchem Bugge des nähern christlichen Einfluss glaubt nachweisen zu können, ist der von Odin am Galgen. In Hávamál 138 spricht Odin: „Ich weiss, dass ich hing am windigen Baum volle neun Nächte, mit dem Speer verwundet, dem Odin gegeben, ich selbst mir selbst, an dem Baum, von dem niemand weiss, aus welches Baumes Wurzeln er sprosst.“ Der windige Baum ist s. v. a. Galgen. Das Kreuz Christi wird aber im Angelsächsischen und Althochdeutschen oft Galgen genannt. Der Speer, mit welchem verwundet Odin hängt, ist der von der Kreuzigung bekannte. Wie Odin sich selbst sich opfert, so bringt sich Christus am Kreuz Gott zum Opfer, der mit ihm Eins. Jener Baum, dessen Wurzeln unbekannt, ist der Kreuzesstamm. Nur die 9 Nächte sind nordische Zuthat. Der Tod am Galgen galt den Nordländern als besonders schimpflich; daher wären sie nicht aus sich darauf gekommen, dies dem höchsten Gotte widerfahren zu lassen. Ebenso ist der Welt- und Lebensbaum aus nichts anderem entstanden als aus Christi Kreuz. Ygg ist ja Name Odins. Yggdrasill bedeutet Yggs Pferd im Sinne von Odins Galgen wie ein englisches Gedicht des 14. Jahrh. von Christus nach alter Ausdrucksweise sagt: On stokky stede he rod, „auf hölzernem Pferde ritt er“. Und wie Christi Kreuz im früheren Mittelalter oft als grünender Lebensbaum besungen wird, so ist die Yggdrasill-Esche mit dem Leben der Welt verknüpft worden. J. Grimm[1]) meinte freilich, schwebende heidnische Traditionen vom Weltbaum seien in Deutschland, Frankreich und England bald nach der Bekehrung auf einen Gegenstand des christlichen Glaubens (das Kreuz) übertragen worden. Allein diese Ausdeutung des Kreuzes kommt schon bei den Kirchenvätern vor. Der Lebensbaum erscheint aber in der nordischen Mythologie auch mit dem Erkenntnisbaum der Bibel kombiniert. Dorther stammt die Schlange Nidhogg, welche die Wurzeln jener Esche benagt.

Auf die Frage, wie alle diese und viele andern christlichen und klassischen Elemente den Nordländern zugekommen seien, erhalten wir, wie schon bemerkt, von Bugge die Antwort, die nach England und Irland schiffenden Wikinger hätten sie von dort heimgebracht. Neuestens wird auch angenommen, die Iren hätten sich bei der Besiedelung Islands beteiligt. Als litterarische Quellen, welche jenen Mönchen bekannt sein mussten, werden genannt: das Nikodemusevangelium (nicht vor der 2. Hälfte des 5. Jahrh.), Vindicta Salvatoris (nicht vor 8. Jahrh.), eine Legende vom Kreuzesstamm und lateinische Lieder auf das Kreuz; ferner Virgil und des Servius Kommentar dazu, die Fabeln des Hyginus, Homer u. a.

So weit Bugge. Es lässt sich nicht leugnen, dass die von

---

1) Deutsche Mythologie³ S. 758.

ihm aufgezeigten zahllosen Beziehungen zwischen der christlichen und der nordischen Litteratur zum Teil äusserst merkwürdig sind, während andere sich sehr künstlich und willkürlich ausnehmen. Dass in der heute vorliegenden Edda, und zwar der sog. älteren wie der jüngeren sich Dichtungen finden, welche stark vom vordringenden Christentum beeinflusst sind, lässt sich schwerlich leugnen. Solche Partieen, welche diesen Einfluss am ehesten verraten, sind der Weltuntergang und namentlich das Auftauchen einer neuen Erde und neuen Sonne unter der Herrschaft Allvaters, während der böse Wurm (die „alte Schlange" der Bibel?) abgethan wird. Allein damit ist nicht gesagt, dass jener Einfluss ein so durchgängiger und mächtiger war, wie oben dargestellt ist. Die Yggdrasillesche z. B. erklärt sich natürlicher als aus einer Umsetzung des Kreuzes in ein heidnisches Symbol, daraus, dass man oft in der germanischen Welt solchen Schicksalsbäumen begegnet, von deren Gedeihen das eines Hauses, eines Geschlechtes oder Stammes abhängt; wurde diese Idee verallgemeinert, so hatte man diesen Weltbaum. Der Baum, an welchem Odin hing, ist, wie der Name Yggdrasill beweist, kein anderer; aber da diesem Gott von jeher Menschen zum Opfer an Bäume gehängt wurden, so kann jener seltsame dunkle Mythus auch aus der heidnischen Vorstellung geflossen sein. Namentlich aber ist nicht einleuchtend, dass der einfache, naive Baldr-Mythus ein Abklatsch der Kreuzigung Christi sein soll. Das eindrückliche Bild der letztern kann nicht wohl einem Dichter vorgeschwebt haben, der jenes Spiel der Götter mit Baldr ersonnen hätte. Nebensächliche Züge müsste er durch die Sorgfalt lernbegieriger Wikinger aus den gelehrten Quellen überkommen, dagegen die in die Augen fallenderen übersehen oder verschmäht haben. Der Umfang also, in welchem hier eine Einwirkung der christlichen Religion und Entlehnung aus ihrem Überlieferungsstoff stattgefunden hat, ist einstweilen nicht messbar, wenn auch die Anregung von aussen nicht gänzlich abzuweisen ist.

d) Kultus und Brauch bei den nordischen Germanen.

In Bezug auf den Kultus macht sich fühlbar, dass auch von diesen Germanen keine hieratische Litteratur erhalten geblieben ist. Immerhin fliesst die Quelle etwas reichlicher als bei den übrigen Germanen. Der Befund zeigt auch in Bezug auf Kultus und Gebräuche einen Fortschritt gegenüber der S. 707ff. gezeichneten Stufe. Tempel und Bilder sind bei den Nordländern der Edda ganz allgemein geworden. Was die Tempel anlangt, so führte in Schweden der berühmteste den Namen Upsala, nach der Beschreibung Adams von Bremen ganz von Gold hergerichtet, d. h. damit um und um geschmückt; denn die Tempel waren in der Regel von Holz. Darin befanden sich drei Bilder oder Statuen,

von welchen die des Thor mitten im Saale thronte, während zu beiden Seiten Wodan und Fricco prangten. Nahe bei dem Tempel stand ein mächtiger, seine Zweige weit ausbreitender Baum immer grünend, Sommer und Winter. Dieser Baum wird das ursprüngliche Heiligtum gewesen sein, an welches sich der Tempel anschloss. Dort sei auch eine Quelle, wo man opfere und einen Menschen lebendig zu versenken pflege. Den Tempel umgebe eine goldene Kette, welche vom Giebel des Gebäudes herabhange. Nach gelegentlichen Andeutungen und den auf Island gefundenen Überresten zu schliessen, bestand der Tempel gewöhnlich aus einem doppelten Raum. Der grössere bildete eine rechteckige, langgestreckte Halle, der andere verhielt sich dazu wie das Chor einer Kirche zum Schiff und bildete einen Halbrundbau, der aber keine Öffnung nach der Halle hin hatte[1]). Die Halle umfasste die festlich beim Opferschmause Vereinigten, welche den Wänden entlang sassen. Zwischen den Hauptsäulen war ein Hochsitz angebracht. Vor den Sitzreihen brannten Feuer auf dem Boden und Kessel mit Fleisch hingen darüber. Jener Anbau aber war das eigentliche Heiligtum, in welchem ein Altar mit geweihtem Feuer und heiligen Geräten sich befand, wie Blutkessel mit Sprengwedel, einem Ring, auf welchen alle Eide geschworen wurden und welchen der Häuptling bei allen Volksversammlungen in der Hand halten sollte.

Die Bildsäulen der Götter fehlten wohl in keinem Tempel. Oft standen deren mehrere im selben Heiligtum und zwar in natürlicher oder kolossaler Grösse aus Holz geschnitzt. Das Volk scheint recht tief in Idolatrie versunken zu sein und vielfach zwischen Göttern und Bildern nicht mehr unterschieden zu haben, daher von den letztern viel wunderbares erzählt wurde.

Von eigentlichen Gebeten, die natürlich das Opfer begleiteten, ist nicht viel erhalten. Die Hauptsache war das Opfer selbst, namentlich das blutige Opfer. Als das vorzüglichste Sühnopfer galt das Menschenopfer und solche wurden auch auf dieser Kulturstufe bis zum Übertritt zum Christentum verhältnismässig häufig dargebracht. Man wählte dafür gewöhnlich gemeine Leute und Verbrecher; die Todesstrafe selbst war ein Sühnopfer an den beleidigten Gott. Aber in Zeiten ausserordentlicher Not oder Hülfsbedürftigkeit wählte man auch Königssöhne und andere Edle. Bei dem Allding des Jahres 1000, wo über die Religion entschieden werden sollte, gelobten die heidnisch Gesinnten ihren Götzen zwei Menschen aus jedem Landesviertel. Und von dem christlichen norwegischen Könige Olaf Tryggvason wird erzählt, dass er die angesehensten Häuptlinge zu einem Gastmahl einlud und ihnen erklärte, wenn er genötigt würde zur alten Religion zurückzukehren, müsste er ein grosses Menschenopfer zur Versöhnung der beleidigten Götter bringen. Dabei werde er nicht nach sonstigem Brauch Sklaven oder Verbrecher opfern, sondern sechse von ihnen; andern-

---

1) Vgl. Golther, Germ. Myth. S. 601.

falls müssten sie zum Christentum übertreten. Sie zogen das letztere vor. Die in der Schlacht Fallenden sind eine Art Opfer an Odin. An die römische Sitte erinnert der nordische Gebrauch, das feindliche Heer oder einzelne Feinde durch einen über dieselben geworfenen Speer dem Odin zu weihen. — Den zweiten Rang nahmen Tieropfer ein, unter welchen Pferdeopfer obenan standen. Das Fleisch der geopferten Pferde wurde gegessen. Aber auch Stiere, Kühe, Ferkel, Widder, Ziegenböcke, wurden in dieser Weise dargebracht; dem Freyr und der Freyja ein Eber. Mit dem im Opferkessel gesammelten Blute wurden die Götterbilder bestrichen und die Opfernden besprengt. Auch der Trunk (Meth oder Bier) spielte dabei eine Rolle. Man trank den Becher Odins auf Erlangung von Sieg und Macht, den Becher Freyrs und Njords auf ein fruchtbares Jahr und Frieden. — Jährliche Feste hingen mit dem Sonnenlauf und den Jahreszeiten zusammen. Mitten im Winter feierte man dem Freyr das Julfest; dazu gesellte sich ein Herbst- und ein Frühjahrsfest.

Das Priestertum fehlte auch im skandinavischen Norden nicht. Doch traten die Goden (Priester) auch beim Opfer nicht allzusehr hervor. Bei den öffentlichen Opferfeierlichkeiten nahm der König oder der Jarl den Ehrensitz ein und stand der hl. Handlung vor, was nicht ausschliesst, dass die Goden oder Priester dabei funktionierten. Aus dem Blute der Opfertiere wurden Orakel entnommen. Vielfach wurde auch das Los befragt, dessen Handhabung in wichtigeren Angelegenheiten dem Priester anvertraut war. Dasselbe gab Auskunft, ob die Gottheit ein Opfer verlange und was für eines, ob eine Volksversammlung ihr genehm, ein Beschluss ihr willkommen sei oder nicht. Sehr stark verbreitet war der Aberglaube, dass man aus begegnenden Tieren oder sonstigen Zufälligkeiten ein Omen entnehmen könne. Glück verheisst es z. B., wenn ein schwarzer Rabe (Odins Tier) einen Helden umschwebt, oder wenn man den grauen Wolf unter Eschen heulen hört; ungünstig ist dagegen, wenn man auf dem Wege zum Kampf strauchelt.

Und wie die Wahrsagerei ging die Zauberei stark im Schwang. Die Zauberkundigen wussten wirksame Zauberlieder und -sprüche und verstanden sich auf das Lesen der Runen oder Zeichen, denen eine besondere Kraft innewohnen sollte. Selbst die Götter verschmähen es nicht, sich wahrsagen zu lassen und zu den Zauberrunen ihre Zuflucht zu nehmen. In ihrem Wissen um diese geheimen Dinge und ihrer Kunst, magische Kräfte zu gebrauchen, beruht vornehmlich ihre Überlegenheit gegenüber den Riesen wie den übrigen Weltwesen.

Was die Totenbestattung betrifft, so herrschte in der Zeit dieser Lieder der Brauch der Leichenverbrennung durchaus vor. Was vom Scheiterhaufen Baldrs erzählt wird, gibt ein Bild des üblichen Ritus. Alle Bekannten, Männer und Frauen, strömten zusammen. Die Leiche wurde feierlich auf den Holzstoss gelegt,

und ihr noch Schmuckgegenstände u. dgl. mitgegeben. Auch Sklaven zur Bedienung sandte man der entfliehenden Seele nach und mochte es gerne sehen, wenn ein Weib nicht länger leben wollte als ihr Gatte, und ihn zu jener Welt begleitete.

VII. Religion der Slaven[1].



Östlich von den Germanen sassen schon zur Zeit des Tacitus die slavischen Völkerschaften. Diese bilden eine ebenfalls sehr zahlreiche, viel verzweigte Familie, die sich durch ihre Sprachen als indogermanisch zu erkennen gibt. Dieselbe hatte sich von der Ostsee bis zum schwarzen Meer und zur Donau niedergelassen und ist mit der Zeit bis zum adriatischen Meer und bis nach Griechenland vorgedrungen. Westwärts hatte sie bald die Karpathen erreicht und rückte später noch weiter westlich vor. Stark sind die Slaven den Deutschen beigemischt im heutigen Preussen, Österreich, Sachsen. Von den eigentlichen „Slaven" sind zu unterscheiden die mit ihnen zum selben Stamme (dem „letto-slavischen") gehörenden Letten, Litauer und Preussen (im alten Sinn des Worts). Zu den eigentlichen Slaven gehören die Wenden (Sarmaten), Russen, Polen, Böhmen oder Czechen, Mähren, Kroaten, Dalmatiner, Serben, Bulgaren, Bosniaken. Die fünf letztgenannten werden gewöhnlich als „Südslaven" bezeichnet. Die slavischen Völker sind im allgemeinen später als die Germanen zum Christentum übergetreten, zum Teil von Germanen unterjocht und zum Übertritt gezwungen. Allein da sie damals noch auf einer recht niedrigen Kulturstufe standen, haben sich litterarische Erzeugnisse oder Monumente religiösen Charakters aus ihrer heidnischen Zeit nicht erhalten. Und da auch die ausländischen Quellen in dieser Hinsicht sehr spärlich fliessen, ist das Material hier noch weniger zureichend als bei den Germanen. Einzelne Nachrichten über die Religion der Slaven geben Tacitus[2], Prokop, Jordanes, Paulus

---

1) P. J. Schafarik, Slawische Altertümer. Deutsch von Mosig von Ährenfeld. Herausg. von H. Wuttke, 2 Bde., Leipz. 1843. Derselbe, Slawische Ethnographie, 3. Aufl. Prag 1850. — W. R. S. Ralston, The songs of the Russian people, London 1872 und in anderen Schriften. L. Léger, manche Mitteilungen in RHR, 1881, Esquisse sommaire de la Mythologie Slave. (Vgl. auch die folgenden Jahrgänge.) — H. Usener, Götternamen (Bonn 1896) S. 79 ff. (über die litauischen Götternamen). — Vgl. Jul. Lippert, Die Religionen der europ. Kulturvölker, Berl. 1881, S. 68—114. — F. S. Krauss, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven 1890.

2) Germ. c. 46.

Diakonus, Dithmar von Merseburg[1]), Adam von Bremen u. a. Manches ist aus spätern, zum teil noch lebenden Volksgebräuchen, Märchen u. dgl. mit mehr oder weniger Sicherheit zu erschliessen. Für die Litauer, welche im 13. Jahrhundert nur oberflächlich zum Christentum sich bekehrten und bei welchen daher noch lange die Reste des Heidentums erhalten blieben, kommen noch spätere Quellen in Betracht, so Peters von Dusburg Preussische Chronik (1326) und dann die Beobachtungen und Sammlungen von Nachrichten über das alte Heidentum von Jan Malecki (Pfarrer in Lyck v. 1537 an) und besonders von Jakob Laskowsky, (zwischen 1568 und 1572) dessen Übersicht der Zemaitischen Götter von Jan Lasiczki in seine Schrift De diis Samagitarum (1580)[2]) aufgenommen ist; endlich Math. Stryikowski in seiner Polnischen Chronik (1582). Dagegen ist Simon Grunau's Preussische Chronik (1517—1521) gänzlich unzuverlässig[3]). Für Russland kommt in Betracht die Chronik des Mönches Nestor in Kiew (1056—1114).

Als gemeinsames Charakteristikum der slavischen Familie hat man oft einen Dualismus von lichter und dunkler, guter und böser Gottheit bezeichnet, welcher an den Parsismus erinnere. Allein dieser Gegensatz findet sich zwar bei diesen Völkern sehr häufig, herrscht aber doch nicht überall vor und ist namentlich nicht als ein systematisch ausgebildeter zu denken. Neuerdings wird häufig auf die slavische Mythologie hingewiesen als eine früheste Stufe, wo noch die ganze Natur vergöttlicht sei, aber aus der Unzahl von göttlichen und geisterhaften Wesen sich noch kaum wirkliche Götter hervorgebildet hätten. Man beruft sich dafür auf das Zeugnis des Peter von Dusburg, der (1326) von den alten Preussen schrieb: „Sie verehrten irrtümlich alle Kreatur als Gott, nämlich Sonne, Mond und Sterne, Donnerschläge, Geflügel und Vierfüsser bis auf die Kröte. Sie hatten auch heilige Haine, Felder und Gewässer, so dass sie darin nicht Holz zu schneiden, Ackerbau zu treiben und zu fischen wagten.“ Ein Jesuit zu Anfang des 17. Jahrh. schreibt über die polnischen Livländer: „Diese haben mannigfache Götter, einen für den Himmel, einen andern für die Erde, welchen wieder andere untergeordnet sind, wie die Götter der Fische, der Äcker, der Getreidearten, der Gärten, des Viehes, der Pferde, der Kühe und solche für die einzelnen Lebensbedürfnisse (ac singularium necessitatum proprios).“ In der That wuchert hier ein üppiger Geister- und Spezialgötterglaube, welchen Mannhardt und Usener nicht mit Unrecht den römischen Göttern der Indigitamente verglichen haben[4]). Allein auch das letztere

1) starb 1018. Vgl. zu den übrigen oben S. 700.

2) Joh. Lasicii, Poloni de diis Samagitarum libellus. Gedruckt Basel 1615; neu herausg. von W. Mannhardt, Riga 1868.

3) Usener, Götternamen S. 82.

4) Usener weist, wie übrigens schon Lasiczki S. 51—53 gethan hat, darauf hin, dass an die Stelle dieser Numina bei den Slaven wie anderwärts die katholischen Heiligen getreten sind.

Citat weist doch auf eine Unterordnung der übrigen Götter unter einen höchsten des Himmels hin. Ein solcher wird durch diesen Multitudinismus von göttlichen oder geisterhaften Wesen nicht ausgeschlossen und nichts spricht dafür, dass er aus einem Chaos solcher Natur-Geistwesen oder etwa aus dem Kult der abgeschiedenen Seelen, der hier ebenfalls blüht, erst hervorgewachsen wäre. Vielmehr zeigt sich, dass ein solcher oberster Gott all diesen slavischen Völkerschaften schon vor ihrer Zerteilung und der Ausbildung ihrer Sondergötter eigen war. Damit stimmt auch das alte, freilich wohl christlich gefärbte Zeugnis Prokops[1]) überein, welcher von ihnen sagt, sie kennten einen höchsten Gott als Schöpfer Himmels und der Erde, daneben aber auch weiss, dass sie Ströme und Nymphen und gewisse andere göttliche Wesen verehrten. So wird im allgemeinen gelten, was Helmold (12. Jahrh.) von den polabischen Slaven berichtet: „Ausser den vielfach gestalteten Gottheiten, denen sie Felder und Wälder, Trauer und Freuden zuteilen, glauben sie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der Allmächtige nur die himmlischen Dinge besorgt, alle andern Geschäfte den ihm untergebenen Gottheiten zuweist, die von seinem Blute entsprossen und von denen jeder um so ansehnlicher ist, je näher er dem Gott der Götter steht.“ Überall ist ein die übrigen Mächte beherrschender Gott nachzuweisen. Es gibt über den Geistern eine Anzahl von Göttern, die bei den Letten mit dem sanskritischen Wort dêwa benannt werden, bei den Russen bog; und über diesen ragt ein Hauptgott hervor.

Dieser allen Slaven gemeinsame Gott heisst bei den Litauern, Letten, Preussen: Perkúnas, Perkúns, anderswo Perun, böhm. Peraun, polnisch Piorun u. s. f. und ist Donnergott. Wenn er mit seinen brennenden Geschossen die Dämonen trifft, so strömt deren Blut auf die Erde. Noch im 16. Jahrhundert rief ihn der Landmann an, indem er, wenn es donnerte, barhäuptig auf seinem Gute umherging, eine Speckseite auf seinen Schultern tragend und sie dem Gott anbietend mit der Bitte um Verschonung[2]). Die alten Preussen fielen beim Gewitter auf die Kniee und riefen: Geh an uns vorüber, Perun! In den Wäldern wurde dem Gott ein beständiges Feuer unterhalten. Man beschwor ihn auch, um Regen zu erhalten. Heilig war ihm die Eiche. — Auch von einer Perkuna tete (Mutter) ist die Rede, welche die Mutter des Blitzes und Donners sei, und die in ihrem Lauf müde und staubig gewordene Sonne bei sich aufnehme, um sie am Morgen wieder gewaschen und glänzend zu entlassen. Neben Perkunas verehrten die Litauer und Preussen zwei Sonnengötter: 1) Patrimpo, einen

---

1) Procopius, De bello Goth. l. 4. Nach 3, 14 war dieser Gott Blitzeschleuderer.

2) Nachdem das Gewitter vorüber war, nahm übrigens der Bauer das Fleisch wieder für sich weg.

wohlthätigen Sonnengott und 2) Pecollo als Sonnengott in der Unterwelt, der die Ernte reifen lässt, und Gott des Todes.

Der höchste Gott auf Rügen ist der hochangesehene Svantovit, nach Saxo ein Gott „totius Slaviae", dessen riesiges, vierköpfiges Bild zu Arkona stand. Der Gott ist, wie wir sehen werden, ebensowohl Kriegs- wie Erntegott, also eine allgemeinere Fassung des höchsten, himmlischen Wesens. Eine alte Meinung, welche unter Christen verbreitet war, ging dahin, Svantovit sei kein anderer als der Sanctus Vitus von Korvey. Diese Ansicht wird auch neuerdings wieder vertreten; doch könnte sichs dabei nur um die Übertragung eines christlichen Namens auf ein heidnisches Idol handeln. Saxo nennt diesen Gott ein von allen weit und breit verehrtes numen publicum, während die Götter der Stadt Karenz (im Innern der Insel) nur privaten Kultus sich erfreut hätten, d. h. Lokalgötter waren. Es befand sich dort das Heiligtum des Gottes Rugivit, mit einem Bild desselben, das aus einem Eichenstamm gemacht war, mit 7 Gesichtern. An einem Gürtel trug der Gott 7 Schwerter. Ferner stand in derselben Stadt ein Tempel mit Bild des Porevit mit 5 Gesichtern und ein solches des Porenut mit 4 Gesichtern und einem fünften auf der Brust. Im östlichen Holstein stand eine hl. Eiche des Gottes Proven. In Stettin und Brandenburg wurde ein dreiköpfiger Gott, der als solcher Triglav hiess, verehrt. In Mecklenburg begegnet ein Gott Radogast. Bei den Russen steht dem Bialbog, d. h. dem „weissen Gott" ein Czernebog, ein „schwarzer Gott", gegenüber. Doch haben die meisten guten Götter auch ihre schädliche Seite, da jede wohlthätige Naturkraft auch schädlich wirken kann. Dies wird durch Beigesellung der schwarzen zur weissen Farbe dargestellt.

Diese Götter sind noch weniger mythisch entwickelt als die der alten Germanen. Höchstens einzelne Ansätze zum Mythus finden sich, wie z. B. dass Perkunas um die Tochter der Sonne wirbt und dass die Sonne selbst von Perkunatete empfangen wird[1]). Dass diese Gottheiten aus Animismus, näher aus Ahnendienst geflossen seien, wie Lippert darzuthun meint, ist weder bewiesen noch wahrscheinlich. Vielmehr führen alle Analogieen darauf, dass der Hauptgott überall der des Donners war, welcher selber nur eine bestimmtere Gestalt des indogermanischen Himmelsgottes ist. Dieser Hauptgott konnte nach seinen lokalen Bildern und Besonderheiten leicht bei den einzelnen Völkern verschiedene Namen tragen und auf diese Weise sich auch beim selben Volke vervielfältigen.

Daneben aber finden sich bei den Slaven eine Menge untergeordneter Gottheiten, wie Jutrebog, Gott des Morgens; Vegada, Gott der Witterung u. s. f.; auch Göttinnen wie Prija, (= Freyja) und die litauische Laima, die Glücksgöttin. Bei den Letten sind die meisten Gottheiten weiblich gebildet, mit mate (Mutter) zu-

---

1) Siehe oben S. 732.

sammengesetzt. Der Geister und Gespenster vollends gab es in der Vorstellung dieser Völker unzählige. Die letztern heissen deives, vom selben Wortstamm wie das obige dêwa, aber wie im Parsismus mit ungünstiger Nebenbedeutung. Eine grosse Rolle spielt der Hausgeist. Dieser ist im allgemeinen den Hausbewohnern freundlich gesinnt, aber gegen Fremde misstrauisch und gefährlich. Er bringt dem Hause Segen, wenn man ihn in Ehren hält, rächt sich aber für Missachtung. Es gibt Geister des Landbaues[1]), der Viehzucht, Bienenzucht, des Mühlebachs u. s. f. In diesem abergläubischen Geisterdienst berühren sich die Slaven stark mit ihren östlichen Nachbarn, den turanischen Stämmen, deren Schamanismus wir zu Anfang betrachtet haben. Von den Litauern und Samagiten berichtet Lasicius (55), dass sie als Hausgötter Schlangen pflegen, die unter dem Herde hausen und an gewissen Festtagen bewirtet werden.

Der alte Kultus dieser Slaven war, wie schon aus dem Obigen erhellt, ein Bilderdienst, und zwar ein ziemlich roher, der den Übergang vom Naturdienste her noch deutlich erkennen lässt: die hl. Eiche verwandelte sich in eine Holzsäule, auf welche man Gesichter zeichnete und der man es liebte verschiedene Köpfe zu geben, um die nach allen Seiten blickende und wirksame Gottheit darzustellen. Von Perun standen Idole z. B. zu Nowgorod und Kiew. An letzterm Ort war das Bild aus Holz, der Kopf aus Silber, der Bart aus Gold. Die Gestalt hatte einen Feuerstein in der Hand. Vor ihr wurde ein beständiges Feuer aus Eichenholz unterhalten. Dieses Bild liess Wladimir im Jahr 988 am Schweif eines Pferdes umherschleifen, schlagen und in den Dnjepr werfen. Von Saxo Gramm. ist eine ausführliche Beschreibung der Heiligtümer auf Rügen vorhanden. Demnach befand sich mitten in der auf der östlichen Spitze der Insel gelegenen Seestadt Arkona das Heiligtum des Svantovit, ein stattlicher, bemalter Holzbau. In dessen Innerem stand das kolossale Bild des Gottes in Menschengestalt, aber mit 4 Hälsen und Köpfen, von denen 2 nach vorn, 2 nach hinten, doch zugleich seitwärts blickten. Das Kopfhaar war geschoren und der Bart nach Art der Rügener rasiert. In der Rechten hielt der Gott ein aus verschiedenen Metallen verfertigtes Trinkhorn, das der Priester jährlich mit Wein füllte, und aus welchem der Ertrag des kommenden Jahrs von ihm vorausgesagt wurde. Der linke Arm war in die Seite gestützt und bildete so einen Bogen. Eine Tunica bedeckte den Leib bis an die Schienbeine. Die Basis der Statue war in der Erde versteckt. Endlich trug der Gott ein grosses Schwert. Alljährlich versammelte sich

---

1) Dahin gehört der litauische Kurche, ein Geist des Jahresertrags, der Speise und des Tranks, dem zu Ehren man aus den letzten Ähren der Ernte ein Bild formte, das als Idol Verehrung fand. Siehe eine vollständige Liste der erhaltenen litauischen Numina bei Usener, Götternamen S. 85 ff.

das Volk vor diesem Tempel zu einem kultischen Festmahl und die Opfertiere wurden geschlachtet. Vorher hatte der Priester das Heiligtum sorgfältig mit Besen gereinigt und zwar so, dass er keinen Atem von sich geben durfte, sondern jedesmal zum Ausatmen das Heiligtum rasch verlassen musste[1]). Nachdem das Volk versammelt war, wurde der Becher durch den Priester geprüft. War der Wein seit dem letzten Jahr zusammengeschwunden, so sollte man Mangel haben. Der alte Wein wurde dem Bilde unter Bitten um Segen vor die Füsse gegossen, darauf der Becher neu gefüllt und dem Götzen wieder in die Hand gegeben. Auch ein riesiger Honigkuchen wurde ihm vorgesetzt. Derselbe sollte bis zum nächsten Jahr verschwinden, sonst wars kein gutes Zeichen. Saxo bemerkt ausdrücklich, der Priester bete nicht etwa für die Geschicke des Volks, sondern nur um gute Ernte fürs kommende Jahr. Dann halte er namens des Gottes eine Ansprache an die Menge, mahne sie diesem treu zu dienen und verheisse ihr dafür dessen Schutz.

Hier bestand auch ein hochangesehenes Orakel: Svantovit besass 300 Pferde und ebensoviele Knechte. Ein weisses Ross darunter galt als sein Leibross. Man fand es oft am Morgen in Schweiss gebadet, wenn der Gott es nachts in einer Geisterschlacht geritten hatte. Lippert hält dieses Pferd für den älteren ursprünglichen Fetisch. Allein bedenkt man, wie oft die Götter in der germanischen Mythologie reiten, so liegt weit näher, in dem Pferd ein Attribut des durch die Lüfte fahrenden Gottes zu sehen. Jenes weisse Ross diente nun zur Auswirkung des Orakels, das man vor jedem wichtigen Unternehmen befragte, besonders vor einem Kriegszug, doch auch vor Seefahrten u. dgl. Man legte vor dem Tempel eine dreifache Lanzenreihe hin und steckte je zwei Lanzen neben einander in die Erde, so dass man sie in der Mitte verband. Auf diese Weise bildete man eine Umzäunung. Es kam nun darauf an, ob das Pferd, das nach feierlichem Gebet vom Priester vor die Lanzenreihe geführt wurde, dieselbe mit dem rechten oder linken Fusse zuerst überschritt. Das erstere war gutes, das letztere schlimmes Vorzeichen. Man wiederholte die Probe dreimal.

Auch das Losen und Abzählen von Strichen war in mannigfacher Weise üblich; ebenso die Beobachtung des Angangs der Tiere. Noch im heutigen Russland achtet das Landvolk sehr sorgfältig auf die Vorzeichen: Begegnet man am Morgen zuerst einer Frau oder Jungfrau, oder läuft ein Hase über den Weg, so ist dies kein gutes Zeichen. Montag, Mittwoch und Freitag sind keine guten Tage u. s. f. — Durchs ganze Land werden die Johannisfeuer angezündet, Knaben und Mädchen springen darüber.

Bei dem starken Geisterglauben, der die Gemüter ängstigte,

---

1) Dieser Zug, der den Slaven gemeinsam scheint, erinnert an die Parsi, deren Priester mit verhülltem Munde funktionieren, um das heilige Feuer nicht durch ihren Hauch zu verunreinigen.

versteht sich, dass Zauberei mit Sprüchen, Amuletten u. dgl. eine grosse Rolle spielte und einen guten Teil der Religion ausmachte. Die Kranken werden noch heute in manchen Gegenden Russlands selten zum Arzte gebracht; in der Regel bespricht man sie mit Zauberformeln, da man die Krankheit auf Behexung zurückführt.

Was die Bestattung der Toten anlangt, so war das Begraben [1]) wie das Verbrennen üblich. Doch scheint bei den Russen um 900 n. Chr. nur der letztere Gebrauch gegolten zu haben. Der Araber Jbn Fadhlan, welcher in den Jahren 921.22 als Gesandter von Bagdad zum König der Slaven (Sclabenen) reiste und so die Gebräuche der heidnischen Russen kennen lernte, erzählt aus eigener Anschauung, man habe bei der Bestattung eines Vornehmen die Leiche auf einem auf der Wolga liegenden, mit kostbaren Gaben ausgestatteten Schiffe verbrannt. Ehe man dieses anzündete, bestieg dasselbe freiwillig auch ein Mädchen aus seiner Dienerschaft, das in Verzückung sprach: „Siehe, ich sehe meinen Vater und meine Mutter; siehe dort sehe ich alle meine verstorbenen Verwandten sitzen.“ „Dort ist mein Herr! Er sitzt im Paradiese; das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind die Männer und Diener; er ruft mich, so bringt mich denn zu ihm!“ Dem Botschafter des Chalifen bemerkte ausserdem ein Russe: „Ihr Araber seid doch ein dummes Volk. Ihr nehmet den, der euch unter den Menschen der geliebteste und geehrteste ist, und werft ihn in die Erde, wo ihn die kriechenden Tiere und Würmer fressen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, so dass er ohne Aufenthalt zum Paradiese eingeht.“ Dieses Verfahren lässt auf den Zustand schliessen, den man den Toten beilegte. Auch hier ist die Fortdauer der Seelen selbstverständlich, und Dithmars von Merseburg Angabe, die Slaven wüssten von keinem Leben nach dem Tode, ist erweislich unrichtig. Vielmehr dachte man sich dieses Leben ganz ähnlich dem diesseitigen. Daher war Verbrennung der Witwen häufig. Bonifacius schreibt im Jahr 745 von den Wenden: Laudabilis mulier inter illas (Winedorum mulieres) esse judicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo. Jenes Schiff wird darauf deuten, dass die Seele eine Fahrt übers Weltmeer zu machen hat. In der That gilt als Elysium die Sonnenwohnung im Osten, wo die seligen Inseln liegen. Doch dachte man sich die Wanderung der Seele auch anders: dieselbe hat zu Fuss über den Regenbogen oder die Milchstrasse zu wandern oder einen steilen, glatten Berg zu erklimmen. Zauberer und ähnliche schlimme Gesellen setzen nach dem Tod ihr Unwesen als Vampire oder Werwölfe fort zum Schrecken und Schaden der Überlebenden. Das Fortleben nach dem Tod ist hier überall vorausgesetzt. Bei Lasicius

---

1) Vgl. die Beschreibung bei Lasicius 57 f. Beim Totenmahl werden auch die abgeschiedenen Seelen bewirtet. Dann aber heisst es: „Ihr habt gegessen und getrunken, Seelen, nun macht, dass ihr hinaus kommt!“

ist auch von einem bei den Livländern gebliebenen heidnischen Gebrauch die Rede, den Verstorbenen Speise und Trank, ein Beil und etwas Geld aufs Grab zu legen. In jener Zeit, wo sie von den Deutschen hart behandelt wurden, lautete ihr Totenlied: „Geh hinüber, Unglücklicher, aus diesem elenden Zustand in die bessere Welt, wo nicht mehr dir die Deutschen, sondern du ihnen befehlen wirst. Da hast du Waffen, Speise und Reisegeld!"

Dass an den slavischen Heiligtümern die Priester eine bedeutende Rolle spielten, zeigte schon das obige Beispiel aus Rügen. Bei den Litauern und Preussen hiessen die Priester Waidelotten, über ihnen stand ein hochverehrter Oberpriester, kriwe oder griwe genannt. Dagegen bei den östlichen Slaven hört man nichts bestimmtes vom Priestertum. Doch gab es gewiss auch hier Pfleger der heiligen Bilder und Verwalter der Orakel, dabei zugleich Zauberer und Wahrsager. Von solchen und weisen Frauen oder Wahrsagerinnen ist öfter die Rede.

E. Afrikanische Gruppe.*

Einleitung: Die Neger Afrika's[1]).

In Afrika wohnen von alters her verschiedene Rassen und Völkerstämme mit grundverschiedenen Religionen. Die hier zu behandelnde Gruppe ist daher näher zu bestimmen. Die Sprache ist immer die sicherste Führerin, wenngleich die Sprachgrenzen auch hier nicht mit den ethnographischen zusammenfallen. Wohl zu unterscheiden von den Negervölkern sind zuvörderst die der sog. hamitischen Völkergruppe im Norden Afrika's, welche sprachlich mit den Semiten Berührungen zeigt, immerhin sich auch von diesen charakteristisch unterscheidet. Wir sahen, dass die alten Ägypter, das vornehmste Glied dieser Sippe, mit den Negern, d. h. den schwarzen Bewohnern des innern Afrika's, nichts zu thun haben, sondern wie Indogermanen und Semiten zur kaukasischen Rasse zu rechnen sind. Ausser den Ägyptern gehören aber dahin auch die alten Kuschiter der Bibel, welche sich immerhin von Vermischung mit den Negern nicht freigehalten haben. Sie bewohnten Äthiopien, das Land südlich von Ägypten. Ferner werden zu diesen Hamiten zu rechnen sein die noch weiter südöstlich am Meere wohnenden Punt[2]) (hebr. Puṭ) und jeden-

1) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1873; 2. Aufl. 1879. — Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II. Bd., Leipzig 1860. Siehe dort die ältere Litteratur. — Rob. Needham Cust, A Sketch of the Modern Languages of Africa, 2 Bde. Lond. 1883. — J. G. Christaller, Die Sprachen Afrikas, Stuttg. 1892. Vgl. Dr. W. H. J. Bleek, Comparative Grammar of South Africa Languages, 1862—69. — J. Torrend, S. J., Compar. Grammar of the South African Bantu-Languages, Lond. 1891. — G. Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas, Breslau 1872. — Henri A. Junod, Les Ba-Ronga, Neuchâtel 1898.

2) Punt ist vermutlich Landesname: Land der Puna, der „Roten“ = Punier, Phönizier, von deren Herkunft oben S. 228 die Rede war. W. Max Müller a. a. O. S. 106 ff. bestreitet dies zwar und macht geltend, die den Ägyptern bekannten Punt seien ein Negervolk gewesen; aber er konstatiert doch S. 112 bei ihnen auch rote Farbe und kommt S. 113 zu folgendem Schluss, der genau mit unserer Annahme überein-

falls die Libyer und Numidier, deren Nachkommen, die Berber, längs der nordafrikanischen Küste und südwärts bis zur Sahara hin wohnen. Stämme derselben sind u. a. die Kabilen (Kabâil)[1]) die Bni Msab in Südalgier, die Tuarek, oder wie sie sich selbst nennen Imoscharh in der Sahara mit einer eigenen Schriftsprache, dem Tamáschek. Diese Berberstämme haben sich mit merkwürdiger Zähigkeit behauptet, obwohl ihr Land häufig von Eroberern und Ansiedlern in Anspruch genommen worden ist. Ansiedler aus Phönizien mit semitischer Sprache gründeten Karthago mit seinem Reich, von dessen Religion schon die Rede war. Dieses erlag den Römern, welche die Karthager und afrikanischen Barbaren (dies bedeutet der Name Berber) unterjochten und romanisierten, ohne die einheimische Sprache ausrotten zu können. Dies vermochte nicht einmal die noch viel gewaltigere arabische Invasion, welche das unterdessen christlich gewordene Land dem Halbmond unterthan machte. Neben dem herrschenden Arabisch behaupten sich immer noch die alten hamitischen Mundarten, während in Ägypten das Koptische nur noch Kirchensprache ist. Aber auch im obern Nilland haben, schon lange bevor der Islam einbrach, merkwürdige Eroberungen stattgefunden. Aus dem südlichen Arabien herkommend, hat zu unbekannter Zeit ein semitisches Volk sich in Abessinien festgesetzt, dessen Sprache (Geez, gewöhnlich Äthiopisch genannt) mit den semitischen, besonders dem südlichen Arabisch, nahe Verwandtschaft zeigt. Dass auch Juden über einen hamitischen Stamm die Herrschaft erlangten, davon sind die zahlreichen in Abessinien lebenden Falaschen der lebendige Beweis, welche, obwohl sie ethnologisch nichts mit diesem Volke zu thun haben, sich durch Bekenntnis und Brauch dem Judentum zuschreiben.

Zur „hamitischen“ Bevölkerung des nordöstlichen Afrika sind, zum Teil wohl als Nachkommen jener alten „Kuschiter“ und Punt, zu zählen: die Bedscha, Somâli, Galla, Danḳâli, welche Stämme noch kuschitische oder hamitische Sprachen reden. Die Bedscha oder Bischari wohnen nördlich von Abessinien und sind meist Muhammedaner, die Somâli[2]) auf dem grossen Horn, das von Afrika ostwärts ins Weltmeer hinausragt, bekennen sich ebenfalls sämtlich fanatisch zum Islam. Sie hüten als Nomaden ihre Herden, sind übrigens weniger scheu und wild als die Neger. In Feindschaft mit den Somâli leben die Galla oder Orōma, wie sie sich selbst nennen, ein weit verbreiteter Stamm westlich von jenen, nach dem Innern des Landes ansässig und nordwärts bis nach

---

stimmt: „Unsere hypothetische Meinung ist die, dass die Bewohner von Pvnt zu derselben Rasse gehörten wie die alten Ägypter selbst, dass sie als Verdränger der dunkeln Rasse gemeinsam mit diesen einwanderten und die Fühlung mit dem ägyptischen Volksstamm frühzeitig verloren, auch mehr Negerblut in sich aufnahmen als dieser.“

1) ḳabîleh arab. der „Stamm“; der Plural davon ist ḳabâil.

2) Somâli ist eigentlich Bezeichnung des einzelnen Angehörigen des Stammes; der Plural ist Somâl.

Abessinien hinein vorgedrungen, südlich bis über den Äquator hinaus. Sie zerfallen in wohl 60 von einander unabhängige Stämme, ihre Gesamtzahl schätzt man auf acht Millionen. Sie haben nur die Farbe mit den Negern gemein, tragen regelmässige Gesichtszüge und gelten als der schönste Menschenschlag in Afrika. Ein Teil ist zum Islam, ein anderer zum Christentum übergegangen. Die übrigen sind noch Heiden, aber mit erhabenerem Gottesbegriff als die Neger, sodass sie keine Fetische oder Götterbilder gebrauchen. Die Dankâli[1]), nördlich von den Galla zu Hause, zwischen Abessinien und dem roten Meer, nennen sich selber Afar; von den Arabern werden sie Adal geheissen. Sie sind Nomaden und bekennen sich zum Islam.

Mitten unter diesen Hamiten befindet sich ein Stamm, der seiner Sprache nach nicht zu ihnen gehört, aber schwer heimzuweisen ist: die Nuba im nördlichen Bogen des Nils, d. h. vom ersten Katarakt bei Asuan (Syene) bis nach Dongola hinauf. Östlich von diesen Nuba wohnen bis zum roten Meere hin die oben erwähnten Bedscha. Die Nuba selbst sind sehr dunkelfarbig, unterscheiden sich aber sonst nicht mehr äusserlich von ihrer Umgebung. Aber ihre Sprache, zu welcher R. Lepsius eine Grammatik (1880) geschrieben hat, zeigt, dass sie anderen Ursprungs waren. Wohin sie zu stellen, darüber gehen die Ansichten noch auseinander. Lepsius rechnete ihre Sprache zu den Negersprachen. Dagegen hat Fr. Müller (Wien) eine Nuba-Fulah-Gruppe aufgestellt, welche ebenso selbständig sein soll, wie die hamitische, die eigentliche Negergruppe und die der Bantu-Sprachen. Die Fulah nämlich oder Fulbe[2]) sind ein merkwürdiger, starker Stamm, hellfarbiger als die Neger, rötlich braun. Ihr Hauptsitz, wo sie am dichtesten beisammen wohnen, ist im fernsten Westen Afrika's, in Senegambien, sie haben sich aber von da ostwärts weit verbreitet, besonders dem Laufe des Niger entlang. Energischer und tapferer als die Neger, haben sie diese unterjocht, wo sie hinkamen und drei grosse Reiche im Innern gegründet: Massina, Gando und Sokoto. Rücksichtslos erweitern sie fortwährend ihre Herrschaft durch Kriegs- und Raubzüge. Um anzunehmen, dass sie mit den Nuba zusammenhingen, wäre die weitere Annahme nötig, dass sie erst den ganzen Weltteil, wo er am breitesten ist, von Ost nach West durchquerten, um dann wieder ihre Ausdehnung ostwärts zu nehmen. Das Rätsel ist noch nicht aufgehellt.

Südlich nun von den oben besprochenen „Hamiten", aber noch nördlich vom Äquator, zieht sich in einem breiten Gürtel von Ost nach West die von ihnen wohl zu unterscheidende eigentliche Negerbevölkerung hin. Es sind das die Neger im engsten Sinn, oder die nördlichen Neger (Nigritier). Der Typus des

---

1) Auch diese Form bezeichnet eig. den Einzelnen. Der Plural ist Danâkil.

2) Der Singular lautet Pulo. Häufig ist auch die Form Fellata.

Negers ist bekannt: Er hat schwarze Hautfarbe, dolichocephalen Schädel, flache Stirne, vorstehende Kiefern, aufgeworfene Lippen, blendend weisse Zähne, breitgedrückte Nase, wollige, krause Haare, hagere Statur, lange Arme, wadenlose Beine, rückwärts stark vortretende Fersenknochen. Die eigentlichen Negerstämme, die diese Kennzeichen am stärksten an sich tragen, zerfallen nicht bloss in eine Menge unzusammenhängender Stämme, sondern sprechen auch über 200 Sprachen (mit vielen Nebendialekten), deren Verwandtschaft wenigstens keine augenfällige ist, wenn überhaupt eine besteht. Diese Neger stehen in Bezug auf Kultur, Sittlichkeit und Religion auf der niedrigsten Stufe.

Merkwürdig ist nun, dass während diese nördlichen Negersprachen keinen augenscheinlichen Zusammenhang unter einander haben, die südlichen Schwarzen, die im allgemeinen vom Äquator südlich bis zur Südspitze Afrika's zu Hause sind, eine grosse Sprachfamilie bilden, die mit Vorliebe die der Bantu[1]) genannt wird. Es gehören dazu nicht weniger als etwa 170 Sprachen mit zahlreichen Nebendialekten. Diese Bantu-Völker tragen zwar auch mehr oder weniger den Negertypus an sich, aber die Charakteristika desselben erscheinen an ihnen viel schwächer ausgeprägt, als an den nördlichen oder eigentlichen Negern. Sie sind auch weniger dunkel gefärbt als jene. Man hiess sie früher Kâfirvölker (Kaffern) von dem muhammedanischen Wort, das die ungläubigen Heiden bezeichnete.

Unter diesen Bantu-Stämmen wohnt im Südwesten eine physisch und intellektuell schwächere Rasse, die Hottentotten[2]) oder Namaqua, die sich von ihnen auch durch hellere, gelbliche Hautfarbe deutlich unterscheiden. Eigen sind der Hottentotten-Sprache zahlreiche, für den Europäer schwer zu produzierende Schnalzlaute (clicks), von denen sich übrigens einige auch bei den Kaffern finden. Die Hottentotten sind von den Kaffern in die unwirtlichsten Gegenden verdrängt worden. Zu ihrer Rasse gehören die San oder Buschmänner, welche physisch und intellektuell am tiefsten stehen. Mit ihnen mag die Zwergbevölkerung zusammenhangen, die im Innern Afrika's zerstreut vorkommt. Sie ist von heller, gelblicher Hautfarbe, behend und verschmitzt.

Auf der Insel Madagaskar endlich finden sich auch Neger, die Wasimba. Dieser Name begegnet auch auf dem Festland. Aber die auf der Insel herrschende Rasse ist die malajische. Ihr gehören die Howa an, welche mit den Malajen auf Sumatra verwandt sind, wie ihre Sprache ausweist.

Ob sich's empfehle, zwischen den Bantusprachen und denen der nördlichen Neger einen Zusammenhang anzunehmen, darüber

---

1) So genannt von dem Worte bantu, „Mensch", das in vielen dieser Sprachen vorkommt. Die Kaffern nennen sich selbst bantu, „die Leute".

2) Dies ein von den Portugiesen ihnen gegebener Spottname.

gehen die Meinungen der Kenner auseinander. Lepsius nahm einen sprachlichen Zusammenhang an. Er hielt dafür, jene nördlichen Negersprachen seien aus den Bantusprachen hervorgegangen, aber durch vielfache Einwirkung der „hamitischen" Völker so verschiedenartig umgestaltet worden, wie sie jetzt sind. Christaller, der vorzügliche Kenner der Aschanti- und anderer (nördlichen) Negersprachen, findet darin ebenfalls Züge, welche an die der Bantu erinnern und glaubt an einen Zusammenhang zwischen ihnen. Andere dagegen, wie Fr. Müller, wollen einen solchen nicht anerkennen. Bei einer im Norden weitverbreiteten Verkehrssprache dagegen, der zwischen Niger und Tsadsee heimischen Hausasprache meint Lepsius wegen ihrer Berührungen mit den libyschen Sprachen und der altägyptischen einen andern Ursprung annehmen zu sollen: sie sei eine stark seitwärts gedrängte und so fremdartig beeinflusste hamitische Mundart. Endlich sei auch eine Hypothese erwähnt, welche die Hottentotten und Buschmänner auf Grund gewisser sprachlichen Eigentümlichkeiten mit den Hamiten in Verbindung bringen wollte, aber gar zu gewichtige Argumente gegen sich hat.

Der Volkscharakter der Neger ist überall ähnlich. Der Neger ist einerseits schwerfällig, träge, sorglos, dabei aber sanguinisch, leicht zur Furcht, zum Zorn und zur Freude erregbar; bald ist er ausgelassen fröhlich, bald stumpf und gleichgültig. Er lebt kindisch für den Augenblick und liebt Musik, Gesang und Tanz gar sehr; im Grund ist er gutmütig, kann aber doch sehr wild und grausam sein. Stark verdorben ist der Volkscharakter durch Branntweingenuss, in welchem der sinnliche Neger kein Mass halten kann und ganz besonders durch den Sklavenhandel und die zur Erlangung der Menschen-Waare geführten Sklavenkriege. Alle diese Völker lieben es den Leib sich zu verunzieren durch Einschnitte, Tätowieren, oder gar Einzwängen von Holzpflöckchen in Lippen und Ohren; gewisse Stämme feilen ihre Zähne spitz; viele haben die Beschneidung, welche in der Regel beim Eintritt des Knaben ins mannbare Jünglingsalter vollzogen wird und mit strengen Übungen und Kasteiungen verbunden ist, zugleich aber, wenn diese überstanden sind, die Emanzipation des Fleisches bedeutet und zur Teilnahme an ausschweifenden Sitten berechtigt, eine völlig andere Auffassung als in Israel, wo dieser am neugeborenen Knäblein vollzogene Brauch die Reinigung des Fleisches darstellte![1] Der Gebrauch der Beschneidung selbst scheint bei diesen Völkern ein Opfer vom eigenen Fleisch und Blut an die Gottheit bedeuten zu sollen. Besonderes Vergnügen finden die Neger auch an glänzendem und buntem Schmuck, Umhängen von

1) Dass man neuerdings der israelitischen Beschneidung einen ähnlichen Ursprung und Zusammenhang mit dem beginnenden Geschlechtsleben zuschreiben möchte, berührt uns hier nicht, da jene Deutung auf dem historischen Boden Israels sich nirgends mit einiger Sicherheit nachweisen lässt.

Metallstücken, Korallen und Perlenschnüren u. dgl. Um so mangelhafter ist die Kleidung selbst, wo nicht, wie bei den Kaffern und Hottentotten, das rauhere Klima das Umhängen von Mänteln und Tierfellen nahelegt. Bei den Zulu z. B. findet man eine recht kleidsame Tracht. Das halb und oft auch ganz nackte Umhergehen von Männern und Frauen mag viel dazu beigetragen haben, dass das Anstandsgefühl in geschlechtlicher Hinsicht sich nicht ausbilden konnte, doch findet man in dieser Hinsicht bei den weniger verdorbenen Stämmen im Süden auch eine gewisse weniger sinnliche Naivität. Allerdings gilt auch dort der ungebundene geschlechtliche Umgang etwa zwischen dem fünfzehnten Lebensjahr, wo die Beschneidung stattfindet, und dem fünfundzwanzigsten, wo sich der Jüngling meist verheiratet, als durchaus erlaubt, während die verheiratete Frau unnahbar ist.

Als Obdach dienen elende Hütten aus Lehm und Stroh, welche meist in Dörfern beisammen stehen. Die Familie ist polygamisch gestaltet. Wohlstand und Ansehen des Mannes drücken sich darin aus, wie viele Weiber er hat, deren jedes seine besondere Hütte bewohnt. Das Weib ist sehr gering geachtet und wird in sklavischer Abhängigkeit vom Manne erhalten, sie muss auch dementsprechend sich für ihn abmühen. Aus dem Süden hört man von einem ganz erträglichen Los der Weiber, die ihren Einfluss auch geltend zu machen wissen. Aber auch dort liegt ihnen die ganze Arbeit ob. Auf die Lockerheit der Sitten deutet der in Mittelafrika geltende Grundsatz, dass den Verstorbenen nicht sein Sohn, sondern sein Schwestersohn oder Bruder zu beerben pflegt. Die Kinder bleiben verwahrlost und werden oft verpfändet. Auch in dieser Hinsicht lauten aber die Nachrichten aus den Bantustämmen günstiger: Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist eine zärtliche, oft rührende, während sie einen Fremden können verhungern lassen, ohne ihm zu helfen. Für die Entwicklungsstufe dieser Völker ist bezeichnend das Muschelgeld, dessen sie sich bedienen: die Kauri, Schnüre, an welchen Müschelchen aufgereiht sind, sind das hauptsächlichste Zahlungsmittel. An der Küste, wo europäische Einflüsse fühlbar sind, gelten sie freilich nicht mehr viel: 4000 Müschelchen = 1 Mark; dagegen weiter landeinwärts etwa 2000 Müschelchen ebensoviel. Im Süden fehlt dieses Geld. Seine Stelle vertritt etwa der Mais als allgemeines Tauschmittel.

Dem politischen Leben liegt die Stammverwandtschaft zu Grunde. Aus den einzelnen Stämmen sind meist kleine, bisweilen auch grosse Königreiche hervorgegangen. Der König oder Häuptling ist in der Regel ein autokratischer Despot, der unumschränkt über das Leben seiner Unterthanen verfügt; doch ist er gewöhnlich von seinen Ratgebern und nicht am wenigsten von den Fetischmännern beeinflusst, welche ihn durch ihre Künste nicht selten vollkommen in ihrer Abhängigkeit zu erhalten wissen. Bei den niedrigsten Stämmen wie den Buschmännern kommt es auch vor, dass nicht einmal eine so primitive Staatsordnung sich gebildet

hat, sondern alle gleichberechtigt neben einander leben. Eine besonders zu fürchtende Macht auch in politischer Hinsicht sind die westafrikanischen Geheimbünde, von welchen weiter unten die Rede sein wird. Im Süden wird auch viel über die Grausamkeit der Häuptlinge geklagt; das Volk sei im allgemeinen besser als diese und fühle sich unglücklich unter ihrem harten Druck.

In der Kulturentwicklung im allgemeinen nehmen die Neger, besonsers die eigentlichen Neger des mittlern Afrika, neben gewissen Australiern und den Indianern Südamerika's die unterste Stufe ein. Aus sich selbst haben sie nirgends eine nennenswerte Kultur hervorgebracht. Hingegen sind sie nicht ungelehrig, sondern bildungsfähig, wie namentlich ihre Leistungen in Nordamerika seit Aufhebung der Sklaverei beweisen. Unter diesen Umständen fehlen für eine wirkliche Religionsgeschichte die Quellen. Man ist auf Beschreibungen der gegenwärtigen oder jüngstvergangenen Zustände angewiesen, welche von Fremden herrühren, die besonders seit dem Bahnbrecher Livingstone in das Innere des Weltteils zahlreich eingedrungen sind; vor allem auf die Berichte der christlichen Missionare, welche nicht bloss ein spezifisches Interesse der Religion dieser Schwarzen entgegenbringen, sondern auch durch langjährigen Umgang sich mit den Empfindungen der Afrikaner vertraut gemacht haben. Besonders wertvoll ist eine Quelle, welche die Mission eröffnet hat: die Bekenntnisse und Erzählungen von Eingeborenen, welche in die Geheimnisse der Fetischreligion eingeweiht waren, aber nachdem sie Christen geworden, sich nicht länger durch ihren Verschwiegenheitseid gebunden erachten konnten. Überhaupt hat man hier den Vorteil, den eine noch lebende Religion für die Beschreibung bietet. Wenn sich übrigens bei diesen nähern Berührungen mit den Eingeborenen keine litterarischen Überlieferungen von Geschichte und Religionsgebräuchen gefunden haben, so ist man doch mit mündlich überlieferten Sagen, Märchen, Fabeln, Sprichwörtern, Liedern bekannt geworden, welche teilweise ein achtbares Alter zu haben scheinen und oft in Variationen, die sie bei den verschiedenen Stämmen angenommen haben, über einen grossen Teil des Negervolkes ausgebreitet sind. Sammlungen solcher Erzählungen, welche einen tiefen Einblick in das Volksgemüt der Neger gewähren, haben z. B. geliefert Koelle, African Native Literature, London 1854; C. F. Schlenker, A Collection of Temne Traditions, Fables and Proverbs, London 1861; H. Chatelain, Folk Tales of Angola, New-York 1894; Callaway, Nursery Tales of Zulous; A. Junod, Les Chants et les Contes des Ba Ronga, Lausanne 1897 u. s. w.

---

1. Die Vorstellung des Himmelsgottes[1]).

Die Religion der Neger im engern und weitern Sinn wird gewöhnlich ohne weiteres als „Fetischismus“ bezeichnet, worunter man in der Regel die göttliche Verehrung einer Menge von willkürlich gewählten geistlosen Einzeldingen versteht. Allein wenn auch fast bei allen eigentlichen Neger-Stämmen scheinbar solcher Kultus vorkommt und eine grosse Rolle spielt, so erschöpft sich ihre Religion doch nicht darin, und die Anbetung von Steinen, Klötzen u. dgl. ist überhaupt nicht die Absicht dabei. Man hat mehr und mehr gelernt, diese Gebräuche tiefer aufzufassen. Es hat sich dabei gezeigt, dass der Fetischdienst nur eine Äusserung und Abart des Geisterdienstes ist; ferner, dass der Fetisch eigentlich nirgends als der oberste Gott angesehen wird, sondern gerade den eifrigsten Fetischdienern, d. h. den Negern Westafrikas, ein höheres himmlisches Wesen bewusst ist. Auf ein solches weisen auch die Stämme, bei welchen der Geister- und Ahnendienst vorherrscht. Von diesem höchsten Wesen sei zunächst die Rede.

Schon Waitz[2]) schrieb: „Bei tieferem Eindringen kommt man zu dem überraschenden Resultat, dass mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluss höherstehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuten lässt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind, als fast alle anderen Naturvölker, so weit dass wir sie wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürfen, dass sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer grossen Summe groben Aberglaubens vermischt ist.“ Seit 1860, wo dies geschrieben wurde, hat sich noch in weit ausgedehnterem Masse die schon von Wilson u. A. hervorgehobene und auch von Waitz für manche Stämme anerkannte Thatsache herausgestellt, dass die Neger an einen von ihren Fetischen wohl unterschiedenen höchsten,

---

1) Vgl. über die Religion der Neger ausser den S. 738 genannten Werken (z. B. H. A. Junod, Les Ba Ronga S. 377 ff.) besonders Wilh. Schneider, Die Religion der afrikanischen Naturvölker, Münster i. W. 1891. Ausserdem Wilson, Western Africa, London 1856. — G. Wangemann, Ein Reisejahr in Südafrika, Berlin 1868. — Derselbe, Südafrika und seine Bewohner, Berlin 1881. — Gustav Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas, Breslau 1872. — A. Merensky, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, Berlin 1875. — Derselbe, Deutsche Arbeit am Nyassa 1894. — Burkhardt-Grundemann, Die evangelische Mission unter den Völkerstämmen Südafrikas, Bielefeld 1877. — A. Réville, Les Religions des peuples non-civilisés, Paris 1883, I, S. 32 ff. — Vier Jahre in Asante, Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne, bearbeitet von H. Gundert, 2. Aufl. Basel 1875. — Heinrich Bohner, Im Lande des Fetischs, Basel 1890. — P. Steiner, Die religiösen Vorstellungen bei den Westafrikanern u. s. w. Globus, Bd. 65 (1894), Nr. 3. 8. 11. 14. 18. 22. — Vgl. auch Fr. Ratzel, Völkerkunde, Leipz. 1885 ff. — O. Baumann, Durch Maffailand zur Nilquelle, Berlin 1894.

2) Waitz, Anthr. der Naturv. II, 167.

guten Gott im Himmel glauben, welcher die Welt und die Menschen geschaffen habe. Beachtenswert ist dabei, dass der besondere Name, womit sie diesen Gott bezeichnen, in keiner afrikanischen Sprache einen Plural bildet, sowie dass die Gottesvorstellung wie bei so vielen wenn nicht allen primitiven Religionen mit dem Himmel verknüpft ist, so dass dieses Wesen bald mit dem (beseelt gedachten) Himmel identifiziert, bald von ihm unterschieden wird als ein über ihm vorhandenes.

So nennen die Tschi-Neger, zu welchen die Aschanti gehören, Gott Njame, Onjame[1]), was den „Glanzvollen", „Herrlichen" bedeutet, eigentlich den lichten Himmel; denn mit demselben Wort bezeichnen sie auch den Himmel. Bei den Bantuvölkern der Westküste von den Duála am Kamerunfluss südwärts bis zu den Herero heisst Gott: Njambe. „Auch diese Wortform kommt von „glänzen", und es schliessen die Ausdrücke Onjamo sowohl als Njambe neben der Bedeutung Gott auch die von Sonne und Himmel ein, nur dass die erstere vorwiegt" (Steiner). Ausser Himmel und Sonne kann das für Gott gebrauchte Wort etwa auch Regen, Donner, Blitz bezeichnen. Das alles sind Äusserungen der im Himmel waltenden Macht. Den gütigen Gott im Himmel bezeugen auch manche Sprichwörter. So sagt man an der Goldküste vom Säugling, der die Augen aufschlägt: „er schaut zu Gott"; von der Henne, die Wasser schluckt, sie zeige es Gott, der eben in der Höhe gedacht ist. Das Dasein Gottes gilt als so selbstverständlich, dass man im Sprichwort sagt: „Niemand belehrt ein Kind über Gott." Er sieht und weiss alles. „Wenn du Gott etwas sagen willst, so sage es dem Wind!" lautet ein Sprichwort der Odschi-Sprache[2]). Er hat alles gemacht, was da ist. Über die Entstehung der Welt und besonders der Menschen gibt es verschiedene Legenden, welche meist auf die schwarzen und weissen Menschen Rücksicht nehmen und die letztern als bevorzugt darstellen. Darin gibt sich freilich zu erkennen, dass sie wenigstens in dieser Gestalt erst entstanden sind, nachdem man mit den überlegenen Weissen Bekanntschaft gemacht hat. Häufig wird Gott der Vater der Menschen genannt. Er ist diesen im allgemeinen wohlgesinnt und gutmütig. Aber gerade um seiner Güte willen, hört man von vielen Stämmen[3]), sei es nicht nötig, ihn mit Opfern zu besänftigen und günstig zu stimmen wie die bösen Geister. Dies mag in der That ein Grund sein für die auffällige Vernachlässigung dieses höchsten Gottes im Kultus. Daneben begegnet man ebenso häufig der Angabe, der Schöpfer der Welt und Herr des Himmels habe sich vom Regiment zurückgezogen und dasselbe unter-

1) Auch Njankompong, wobei pong = gross.
2) Bei J. G. Riis, Elemente des Akwapim-Dialekts der Odschi-Sprache, Basel 1853, S. 175.
3) So z. B. in Süd-Guinea, in Loango, Kongo, Angola, Benguella und anderswo.

geordneten Geistern überlassen, die weniger wohlgesinnt sind und daher auch die Opfer an sich ziehen [1]). So wenig aber der grosse Gott damit bedacht wird, so ist er der Anbetung immerhin nicht ganz entzogen. Manche Stossseufzer werden vom Neger zu ihm gen Himmel gesandt, besonders in der Not und Gefahr und beim Erleiden von Unrecht. Namentlich beim Ordale, dem Gottesgericht des Rotwassertrinkens, wird in Ober-Guinea Gott dreimal feierlich angerufen. Das Sprichwort sagt auch: „Schickt dir Gott eine Krankheit, so besorgt er dir auch eine Arznei." Man betet auch beim Stamm der Assini täglich zu ihm um Reis und Jams (beliebte Knollenfrucht), Gold und Kauri, Sklaven und Reichtümer, und um Gewandtheit und Schnelligkeit [2]). Die Ga-Neger flehen bei Festlichkeiten den Segen Gottes auf den Fetischmann herab und dieser würde gar keinen Glauben finden, wenn er nicht des höchsten Gottes Namen beständig im Munde führte [3]).

Merensky hat verhältnismässig hohe Vorstellungen von dem väterlichen Gott des Himmels bei den Konde [4]) am Nordende des Njassa-Sees gefunden. Gott wird im Gebet „Vater" angeredet vom Hausvater beim häuslichen, vom Häuptling beim gemeinsamen Kultus. Gott ist nach ihrer Beschreibung menschenähnlich, er wohnt über dem Himmelsgewölbe mit seinen Leuten, den Gotteskindern [5]). Die Missionare beobachteten dort einen feierlichen Gottesdienst zur Zeit der Dürre [6]): Die Häuptlinge versammelten sich am Ufer des Sees, am „Gottesstamm." Da wurde ein Opfer geschlachtet. Ein Häuptling als Vorbeter schöpfte mit einem Flaschenkürbis Wasser aus dem See, nahm davon in den Mund und blies es auf die Erde [7]), bis das Gefäss leer war. Dann betete er: „Mbamba! Kiara! Du hast uns Regen verweigert; schenke uns Regen, dass wir nicht sterben. Errette uns vom Hungertode, du bist ja unser Vater und wir sind deine Kinder und du hast uns geschaffen; weshalb willst du, dass wir sterben? Gib uns Mais, Bananen und Bohnen! Du hast uns Beine gegeben zum Laufen, Arme zum Arbeiten und Rinder auch; gib uns nun auch Regen, dass wir ernten können!" Bei Feindes-Gefahr beten sie etwa: „Die Feinde kommen, o Gott, stärke unsere Arme, gib uns Kraft! Gib deinem Volke, deinen Kindern, starke Herzen, damit der Feind nicht unsere Frauen raube und das Vieh, das du uns gegeben hast. Du bist Mbamba! Du bist

---

1) So sagen z. B. die Waganda (Ugunda), ihr höchster Gott Katonda („Schöpfer") habe sich in seine Wohnung zurückgezogen und den Lubari (Geistern) das Regiment über Welt und Menschen anvertraut.

2) Schneider, Rel. d. afr. Nat. 47 f.

3) Bohner, Im Lande des F. S. 78.

4) Der Name Konde entstanden aus Ba- oder Wa-Ngonde. Das Volk gehört zu den Bantustämmen.

5) Merensky, Deutsche Arbeit S. 110.

6) Merensky ebenda S. 115.

7) Dies ist eine bei den Bantu überall vorkommende, alte Weise der Gottesverehrung. Siehe S. 760.

Kiara! Stärke uns!" — Unmittelbar beten auch die Aboneger in Kamerun den Gott im Himmel an, indem sie nach jedem Satz ihn durch einen Pfiff zum Aufmerken mahnen. Es bedarf zu seiner Anrufung keines Priesters, aber nur wer nicht sündigt, kann ihn anrufen, daher alte Leute, die nicht mehr zur Sünde die Neigung und Kraft haben. Man bittet Gott um Weiber und alles irdische Gut, und stellt dabei seinen Besitzstand geringer dar, als er ist. Gott kennt ihn also nicht genau. Auch preist man die eigene Tugend ihm an.

Was die südlichen Bantu- oder Kafir-Völker anlangt, so tritt, je weiter man nach Süden kommt, desto mehr jenes oberste Wesen zurück. Aber nach Livingstones Zeugnis ist es auch bei den am tiefsten gesunkenen dieser Stämme eine triviale Wahrheit, dass es einen Gott gebe. Ihm schreibt man die Erschaffung des Menschen zu, aber auch plötzliche Todesfälle. Bei diesen Südafrikanern steht der Ahnendienst in voller Blüte und hat wahrscheinlich den Dienst Gottes verdrängt. Namentlich steht gewöhnlich an der Spitze der Geister ein Urahn oder Urmensch als oberster der Abgeschiedenen, wie bei den Zulu Umkulumkulu[1]). Allein der Schluss, dass ein Gott im Himmel hier nie bekannt gewesen sei, ist übereilt. Das Gegenteil wird von Kennern bezeugt. Doch heisst derselbe nicht mehr „Himmel", sondern gewöhnlich „Vater", „Urvater" oder „der Alte", wie auch jener Urmensch und wird von diesem verdeckt. Das Wort Umkulumkulu steht in manchen Fällen unverkennbar für Gott. Er ists, der die Erde befruchtet, Er der Gesetzgeber, welcher die Ordnungen der Gesellschaft, die Unterordnung der Frauen, den Tod des Menschen bestimmt hat. „Ohne Zweifel hat dieses Volk (die Zulu) einst den Himmel, von dem es seinen Namen trägt, für den Sitz und die Erscheinung des unsichtbaren Gottes gehalten. Sie versichern die Kunde von einem Könige, der droben thront, nicht erst von den Europäern empfangen zu haben" [2]). Auf die Frage, woher das Korn komme, haben die Alten geantwortet: „Vom Schöpfer, der alles gemacht hat, der auch die Fürsten ins Dasein gerufen hat." Auf die Frage, wo denn der Schöpfer sei, den niemand sehen könne, antworteten wiederum die Alten: „Der Urheber der Dinge ist dort oben; auch gibt es viele Menschen dort; er aber ist der Herr der Herren" [3]). In grosser Gefahr ruft man immer noch den Himmel an [4]).

Wie den Zulu hat man den Betschuanen erst alle Religion

---

1) Der Name ist in der südlichsten Kaffernsprache zu Mulungu oder Muungu in Suaheli zusammengeschrumpft.

2) W. Schneider a. a. O. S. 67 f.

3) Ohne den Wert dieser Aussagen antasten zu wollen, bemerken wir immerhin, dass solche Fragen nicht unbedenklich sind, da der Neger es als Gebot der Höflichkeit betrachtet, die Antwort zu geben, die man hören will. Am sichersten ist, wenn man ihn bei seinen religiösen Gebräuchen überrascht.

4) Siehe A. Réville, Rel. des peuples non-civ., S. 142.

abgesprochen. Allein auch sie waren nicht befremdet, als die Christen ihnen von ihrem Gott sprachen, sondern nannten diesen sofort Morimo. Dieser Name (bei den Basuto: Modimo) begegnet bei verschiedenen Stämmen; bei den Basuto ist er Schöpfer der Welt, Herr über Leben und Tod, Glück und Unglück. Allerdings wird auch jedes Zaubermittel Modimo genannt; der Name bedeutet Göttliches und den Göttlichen schlechthin. Übrigens scheint die Gottheit hier mehr mit verderblichen Wirkungen in Verbindung gebracht zu sein. Der Sohn des Basuto-Häuptlings Moschesch sagte zu einem Missionar, welcher die Barmherzigkeit Gottes pries: „Wollt ihr von einem guten Gotte reden, so gebet ihm einen Namen aus eurer Sprache; aber saget nicht, dass unser Molimo gut sei“ [1]).

Die am mittleren Sambesi wohnenden Marutse (Barotse), auch ein Bantuvolk, zeigen deutlich den Glauben an ein höchstes Wesen. Sie nennen diesen alles sehenden Gott aus frommer Scheu gewöhnlich nicht mit seinem eigentlichen Namen, sondern heissen ihn auch Molemo, was auch Geister, Zaubermittel u. dgl. bedeuten kann. Sie denken dabei aber oft an den Einen Gott und indem sie es vermeiden, seinen Namen (Njambe?) auszusprechen, heissen sie ihn etwa einfach „Er“ oder „Er da oben“ und weisen dabei gen Himmel. Stirbt jemand, so heisst es: „Njambe rief ihn weg.“ Die vom Sambesi ins Basutoland vertriebenen Malepa zeigen Anklänge an die biblische Überlieferung. Ihr Gott hat erst den Mann, dann das Weib geschaffen. Ja, sie wissen auch von einer grossen Flut, in der einst alle Menschen umkamen, eine Erinnerung, welche man auf die Semiten zurückführen könnte, welche aber auch sonst in Afrika vorkommt [2]). Nach dem Tod vergilt Gott den Seelen das Gute und das Böse. Nach Wangemann rufen sie den Geschiedenen als Abschiedsgruss nach: „Schlaf wohl, schlaf bei Gott!“

Bei den Ba Ronga hat Junod [3]) neuerdings nachgewiesen, dass ausser dem Ahnenkult, der auf den ersten Blick die ganze Religion dieses Stammes auszumachen scheint, eine merkwürdige Anschauung vom Himmel existiert, der als höchstes, aber eher unpersön-

---

1) W. Schneider a. a. O. S. 74.

2) C. Hugo Hahn teilt folgende Überlieferung der südwestafrikanischen Herero mit, deren Entstehung unter christlichem Einfluss er für unmöglich hält: „Vor undenklich langer Zeit waren die grossen Alten droben im Himmel über die Menschen erzürnt und liessen deshalb den Himmel auf sie fallen (d. h. eine furchtbare Regenflut über sie kommen). Fast alle Menschen wurden getötet. Die Wenigen, welche erhalten blieben, schlachteten ein schwarzes Schaf zum Sühnopfer, worauf die Grossen im Himmel den Himmel wieder zurückzogen, d. h. den Regen aufhören liessen. Vor dem Herabsturz des Himmels konnten die Menschen dort, wo Himmel und Erde sich begegnen, in den Himmel hineinkommen; aber das ist seitdem unmöglich. An der Grenze wohnen jetzt Riesen mit einem Auge und Ohr, einem gelenklosen Arm und Bein, die einen jeden, der versucht, in den Himmel zu steigen, bei den Beinen wieder herabziehen“ (bei Franz Delitzsch, Neuer Komm. zur Genesis 1887, S. 162 f.).

3) Siehe das Nähere bei H. Junod a. a. O. S. 408 ff.

liches Wesen gedacht ist. Der Himmel (Tilo genannt, dasselbe Wort wie Zulu) ist die Macht, welche nicht nur den ersehnten Regen schickt und im Gewitter sich offenbart, sondern auch plötzliches Sterben, besonders der Kinder durch Krämpfe, und ebenso die Geburt von Zwillingen verursacht, welches Ereignis als Zeichen seines Zornes angesehen wird. Endlich aber ist es der Himmel, der allein mit Sicherheit den Dieb entdeckt und als Blitzvogel, der sich auf dessen Hütte niederstürzt, bestraft. Nach allem Anschein haben wir hier die Trümmer eines früher lebendigeren Glaubens an den allwissenden, das Böse bestrafenden, Leben und Wohlthaten spendenden Himmelsgottes.

Bei den Herero, einem westlichen Bantuvolk, findet sich die Vorstellung eines höchsten Gottes, der Sonnenschein und Regen spendet. Nach Josaphat Hahn heisst derselbe Mokuru; sein Kult ist jedoch durch den Ahnenkult etwas verdrängt worden. Fritsch will sogar in diesem Mokuru nur einen besonders verehrten Ahnengeist sehen. Allein es mag sich damit ähnlich verhalten wie bei den Hottentotten.

Die Hottentotten bilden, wie oben bemerkt wurde, einen Menschenschlag für sich und haben mit den Bantu nichts zu thun, welche diese Stämme verachten, wie auch die Europäer sie besonders ungünstig beurteilt haben. Namentlich hat man ihnen jede Religion abgesprochen [1]). Allein schon Peter Kolbe [2]) hat gewusst, dass sie ein höchstes Wesen verehren, welches mit einem sagenhaften Fürsten kombiniert ist. Bei den Nama heisst er Heitsi-Eibib, bei den Korana: Tsuikoab. Gewisse Züge deuten auf den Mond. Möglich ist, dass ein wirklicher Held als Urmensch gefeiert und mit dem Himmelsgott identifiziert wurde. Jedenfalls kennen auch die Hottentotten eine himmlische Gottheit. Peter Kolbe bezeugt, dass sie bei festlichen Tänzen zur Zeit des Neu- und Vollmondes diesen anrufen: „Sei gegrüsst! Mache, dass wir viel Honig bekommen, dass unser Vieh zu fressen habe und uns reichlich Milch gebe!" Kolbe denkt sich die Sache so, dass sie im Mond eine untergeordnete Gottheit oder ein Abbild des Himmelsgottes verehren. Dafür spricht, dass von anderer Seite auch Sonnenkult bei ihnen bezeugt ist [3]).

Die niedrigsten von der Sippe der Hottentotten sind die viel gejagten Buschmänner. Auch diese Leute, die man den Tieren in allem Ernste beizuzählen sich berechtigt glaubte, kennen nach neuern Ermittelungen ein höchstes Wesen, das sie Kage nennen, und beten zu ihm, der alle Wesen geschaffen habe.

So stellt sich in Bezug auf diesen wichtigen Punkt eine

1) So John Lubbock mit Berufung auf den Missionar Moffat, den Schwiegervater Livingstones.

2) Peter Kolbens Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung, Frankf. u. Leipz. 1745.

3) W. Schneider a. a. O. S. 58 f.

überraschende Übereinstimmung bei den Negervölkern heraus. Auch zeigt ihre Auffassung der Gottheit nicht selten eine Höhe, welche bei dem nebenherlaufenden wüsten Geisterglauben und Zaubertreiben um so bemerkenswerter ist. Noch sei darauf aufmerksam gemacht, dass das höchste Wesen sich in gewissen Gegenden nach verschiedenen Manifestationen spaltet: ein Donner-, Blitz-, Regengott u. s. w. neben Sonnen- und Mondgott auftritt, während anderswo diese Phänomene Attribute des Einen Gottes geblieben sind. Zweitens sei nicht übersehen, dass mit diesem obersten Gott auch moralische Eigenschaften verbunden sind und das Recht wie das Gute in ihm seinen Beschützer hat[1]. Zum Beleg dafür sei ausser den oben angegebenen Anrufungen beim Ordale und beim Eid, wo Gott, nicht der Fetisch, zum Zeugen angerufen wird, noch ein beachtenswertes Zeugnis von Steiner angeführt. Derselbe schreibt von den Negern der Goldküste: „Wer Vater und Mutter oder seine Vorgesetzten ehrt, nicht tötet oder heimtückisch ist, nicht die Ehe bricht, nicht stiehlt, kein falsches Zeugnis redet, nicht habgierig ist (das alles gebietet oder verbietet schon die heidnische Negermoral) — der wird im Volksmunde Njongmobi, d. i. „Gotteskind“, im Gegensatz zum Abonsambi, d. i. „Teufelskind“ bezeichnet“. Von tieferer Erkenntnis zeugt auch das Sprichwort: „Der Mensch ist nicht gut“, (sondern böse).

Bei den oben (S. 739 f.) als hamitisch aufgeführten Völkern lässt sich zum Teil, auch wo sie nicht zum Islam übergetreten sind, ein ausgeprägter Monotheismus nachweisen, so bei den heidnischen Galla. Diese nennen ihren Gott Wak, Waka, d. i. Himmelsgott. Sie verehren ihn als Schöpfer der Welt und Spender aller guten Gaben. Auch wird er die Toten nach ihren Werken richten. Jährlich wird ihm ein Fest gehalten, wobei er angerufen wird: „O Wak! gib uns Kinder, Tabak, Korn, Kühe, Ochsen und Schafe. Bewahre uns vor Krankheiten, und hilf uns unsere Feinde, die Sidima (Christen) und die Islama, töten. O Wak, nimm uns zu dir, führe uns in den Garten, führe uns nicht zum Satan und nicht ins Feuer!“ Götzenbilder gebrauchen die Galla nicht.

Die Massai, welche derselben Gruppe anzugehören scheinen, drücken ihre Gottesvorstellung durch den Namen Engai oder Ngai aus, der Himmel und Regen bedeutet. Mit Ehrfurcht blicken sie auch zu den Schneegipfeln des Kilimandscharo empor, auf dem sich der Gott oft niederlasse. Dass ihr Gott im Himmel seinen Sitz hat, geht auch daraus hervor, dass sie ihn stehend, mit

1) Die gangbare Meinung, als ob die Religion auf den niedern Stufen des Naturismus und Animismus noch nichts mit der Moral zu thun hätte, trifft nicht zu. A. Réville, welcher (a. a. O. S. 118 ff.) ihr beipflichtet, macht selber (S. 122) die Ordalien und die Rechtspflege der geheimen Gesellschaften dagegen geltend. Das sind aber nicht Ausnahmefälle, sondern alle richterliche und moralische Autorität wird schon von den Negern und Kaffern religiös begründet. Siehe z. B. was Réville selbst S. 140. 155 f. über die letztern bemerkt.

erhobenen Armen, Grasbüschel in den Händen haltend, anrufen, und dass sie die Sterne Ngai's Augen heissen. Sie sagen, in der grossen Regenzeit, wo die Rinder fett werden, vergiesse der Gott Freudenthränen; in der kleinen Regenzeit, wo sie abmagern, weine er über die Gleichgiltigkeit der Massai. Diese seien übrigens sein auserwähltes Volk, dem er alle Rinder zugewiesen habe, so dass sie andern die ihrigen mit Recht rauben. — Auch einen Mittler namens Neiterkob rufen sie um Regen an, wohl einen Erdgeist, da Enkob = Erde.

2. Geisterglaube und Fetischismus bei den nördlichen Negervölkern.

Von einem eigentlichen Gottesbegriff oder einem theologischen System ist bei all diesen Negern keine Rede. Es ist eine dunkle, oft fehlgreifende Empfindung, welche sie an die Gottheit erinnert, und während dieser gütige Vater in weiter Ferne über dem Himmel thront, sind auf der Erde so viele widerwärtige Einflüsse im Leben spürbar und so mancherlei Mächte regen sich da, dass das kindische Auge hier alles voll Geister sieht, die es meist unheimlich und unheilvoll anstarren. Nicht die Anbetung von Holz und andern materiellen Dingen, sondern der stark ausgebildete Geisterglaube ist das Charakteristische dieser Religion. Wo sich die Neger über das Verhältnis dieser Geister zu dem höchsten Gott im Himmel aussprechen, da nennen sie dieselben Gesandte Gottes, seine Kinder, seine untergeordneten Diener, welche er in die Welt geschickt oder welchen er die Herrschaft über die Menschen übergeben hat.

Diese Geister ohne Zahl nehmen nun bei den nördlichen Negern in der Regel, aber gar nicht immer, in sinnlichen Dingen ihre Behausung; das von ihnen beseelte Ding (vom Akraneger wong genannt) kann sehr verschiedener Art und Natur sein. Die Europäer haben sich an die Benennung „Fetisch“ gewöhnt[1]). Dieses Wort ist dem französischen fétiche, und dieses dem portugiesischen feitiço entnommen, welches selber vom lateinischen factitius stammt und demnach den künstlich gemachten Götzen oder Zauberapparat bezeichnen sollte. Man hat dann das Wort auf alle Dinge ausgedehnt, welche der Neger als von einem Geist beseelt ansieht, obwohl dieselben keineswegs immer von Menschenhand gemacht sind. So nennt man Fetisch uneigentlich auch das Meer und die Ströme, weil der Neger sie als von Geistern besessen betrachtet samt dem was darin ist, ferner einzelne Bäume, Tiere, namentlich das Krokodil, Flusspferd, gewisse Schlangen- und

1) Besonders seit de Brosses, Dissertation sur les dieux fétiches, Paris 1760.

Affenarten; aber auch gewisse Flecken Landes, die als heilig eingezäunt sind, und alle Termitenhaufen. Der eigentlichen Bedeutung des Wortes entsprechen rohe, aus Holz geschnitzte oder aus Lehm geformte Bilder, welche den Geist nicht nur darstellen sollen, sondern von ihm bewohnt sind. Aber auch beliebige Gegenstände, ein Nagel, eine Tigerklaue, ein Stück Zeug können sich als Fetisch, genauer als Sitz eines Dämons kundgeben, oder auch von einem Fetischmann mit dem Dämon in wirksamen Zusammenhang gebracht werden. Eine grosse Rolle spielen eigens dazu präparierte Objekte, von denen ein schirmender oder verderblicher Zauber ausgehen soll. Auch diese Amulette[1]) werden Fetisch d. h. wong u. s. w. genannt. Offenbar ist diese Benennung auch bei den Afrikanern selbst eine ungenaue, und drückt recht verschiedene Beziehungen aus, welche zwischen dem sinnlichen Gegenstand und einem Dämon bestehen können.

Die angesehensten Fetische sind nicht Privateigentum und auch in der Regel nicht von Menschenhand gemacht. Die National- und Stammfetische sind in der Regel ein Fluss, ein See, ein Felsen, ein Baum. Doch figurieren häufig schon als Stadt- und Dorffetische, die man um Schutz und Segen anfleht, plumpe, mehr oder weniger menschlich gestaltete Figuren. Aber auch jedes Haus hat seinen Fetisch, der sich in einer Ecke des Hofes oder an der Thüre oder in einem besondern Gemach des Wohnhauses befindet. Endlich trägt der Einzelne einen Fetisch mit sich herum, der ihm Glück verleiht und ihn gegen Zauberei schützt. Dies sind in Wahrheit auch nach dem Negerglauben keine Götter, sondern Amulette, die mit einem Geiste in Zusammenhang stehen.

Aber auch der Mensch selbst ist fähig, gute und böse Geister in sich aufzunehmen. Sein guter Schutzgeist heisst in der Tschisprache Okrá[2]). Dieser umgibt ihn schirmend und ist auch in ihm. Ihm zu Ehren wird besonders nach glücklich vollbrachter Reise und nach Genesung von Krankheit ein besonderes Opferfest veranstaltet[3]). Von dem guten Okrá, der alle guten Gedanken eingibt, wird auch unterschieden der Gbeschi oder Okrabri (schwarze Okrá), welcher den Menschen zum Bösen verleitet und hinterher (als böses Gewissen) anklagt. Ausserdem werden alle möglichen Krankheitszustände des Leibes und der Seele auf Besessenheit zurückgeführt. Die Fetischmänner und -weiber werden bei festlichen Anlässen stets von ihrem Fetisch, d. h. von dessen Geist ergriffen; er kommt über sie.

Diese zahllosen Geister sind nun zwar zu einem grossen

1) Das lateinische Wort amuletum bezeichnet ein Schutzmittel gegen bösen Zauber und ist nicht als bewusstes Wesen gedacht, so wenig als der „Talisman“ (vom arab. telsam, welches aus dem griech. abgeleitet zu sein scheint), d. h. eine schützende magische Figur oder Inschrift.

2) In der Gasprache heisst dieser Schutzgeist Kla, in der Evhesprache Luwo.

3) Bohner, Im Lande des F. S. 99 ff.

Teil als die verstorbener Menschen gedacht, aber keineswegs alle. Auch die umgebende Natur ist ja von solchen beseelt und bei Erscheinungen wie Meer, Wasserfall, Strom, See, Blitz u. s. w. denkt der Neger sicherlich an ein allgemeineres, innewohnendes Wesen, nicht an den Geist eines einzelnen verstorbenen Menschen. Alles, was dem Auge beachtenswertes entgegentritt, verkündet ihm leicht einen besonderen Geist. Aber richtig ist, dass die Geister der Abgeschiedenen ihn mannigfach beschäftigen. Je nach ihrem Charakter und nach der Rücksicht, die man ihnen angedeihen lässt, können diese Totengeister zu Schutz- oder Plagegeistern werden. Insbesondere hofft man, dass der Schutzgeist des Verstorbenen sich wieder auf ein nachgeborenes Kind der Familie niederlassen werde. Die Toten werden in Westafrika häufig in der Hütte oder dicht daneben begraben, um dies zu erleichtern. Von den Toten selbst glaubt man, dass sie an Lebenskraft nichts eingebüsst haben, sondern mit einem feinern Leibe begabt fortleben. Sie können sich auch wieder inkarnieren. Besonders in Südafrika werden gewisse Tiere als Inkorporationen der Ahnenseelen angesehen. Damit hängt der Totem-Dienst zusammen, wobei ein Stamm ein besonderes Tier als Stammherrn und Vater oder Mutter verehrt, so dass er das Tier (z. B. einen Elefanten) zwar gelegentlich töten, aber nie davon essen wird.

Um so gefährlicher sind verstorbene Feinde oder die Geister derer, die man nicht gehörig bestattet und mit dem, was sie zu behaglichem Weiterleben brauchen, ausgestattet hat. Deshalb wird dem Toten alles, was ihm nötig und angenehm sein kann, mitgegeben: Nahrungsmittel, Waffen, Schmucksachen, Geräte, aber auch Sklaven zur Bedienung und Weiber, wenn er höhern Standes ist, Unterthanen in grosser Zahl, wenn er Häuptling oder König gewesen ist. Diese Opfer lassen sich oft freiwillig lebendig begraben, zum grössern Teil müssen sie unfreiwillig diesen furchtbaren Wahn ihres Volkes büssen. Die Schlächtereien, welche bei solchen Anlässen im Aschantiland, in Dahomey, Benin und in vielen andern Gegenden vorgekommen sind und wo die europäische Gewalt nicht Einhalt gethan hat, noch vorkommen, spotten aller Beschreibung.

Die Geister aller Art bilden unter sich ein Reich mit Abstufungen; nicht selten steht ein böser Geist an ihrer Spitze. Denn im Gegensatz zum höchsten guten Gott sind die Geister im allgemeinen als schädlich gefürchtet. Es entspricht das der pessimistischen Lebensanschauung des unglücklichen Negervolkes, dessen Dasein von so vielen Plagen heimgesucht ist. Die Geister vermitteln freilich durch ihre Fürsprache auch Wohlthaten, wie z. B. Regen, aber der eigentliche Spender derselben ist Gott.

Ein überaus einflussreicher, unsäglich viel Unheil verursachender Stand sind unter diesen Umständen die Fetischmänner. Man nennt gewöhnlich ungenau alle, die den Fetisch bedienen und die in seinem Namen zaubernd und wahrsagend auftreten, „Fetisch-

priester". Genauer sind nur diejenigen eigentlich Fetisch**priester** (Wulomo oder Osopho) zu nennen, welche den Fetisch, d. h. die Götzen bewachen und bedienen. Sie reinigen das Gehöfte des Fetisches und nehmen die Gaben in Empfang, die ihm vorgesetzt werden und von denen er nur die Seele verzehrt; diese Priester sind weissgekleidet, und ihr Amt ist erblich. Sie glauben meist in ihrer Beschränktheit an die Wirklichkeit des Fetisches und bedienen ihn gewissenhaft; das beste der empfangenen Gaben müssen sie den zauberkundigen Fetischmännern (Wongtschä in der Gasprache, Okomfoi in der Tschisprache) ausliefern. Während jene Priester eine unbedeutende Rolle spielen, sind diese Zaubermänner das schlimme Verhängnis des Volkes. Sie leben nicht beständig dem Dienste des Fetisches, sondern gehen gewöhnlich der Arbeit und dem Erwerbe nach wie andere Leute. Allein sie gelten als zauberkundig und zuverlässig in der Wahrsagerei, weil der Fetisch durch sie handelt und redet. Auch Frauen gehören zum Orden, die sich bei ihren Tänzen wie Besessene geberden. Die Fetischmänner lassen sich bei Festen vom Fetisch ergreifen, dessen Einzug sie durch Zuckungen anzeigen, und verrichten dann vor der leichtgläubigen Menge Wunderthaten, die freilich auf der Stufe niedriger Taschenspielerei stehen, aber, wenn gleich noch so plump, mit Ehrfurcht angestaunt werden. Sie töten z. B. vor den Augen der Menge ein Huhn, stecken dasselbe in die bei solchem Anlass getragenen weiten Pumphosen und ziehen ein lebendiges daraus hervor, als hätte der Fetisch es wieder lebendig gemacht. Oder sie schneiden sich zum Schein die Kehle durch und stürzen dabei, wenn das Messer den mit Blut gefüllten Darm, den sie sich um den Hals gelegt haben, getroffen hat, blutüberströmt wie tot zu Boden. Wenn sie sich bald darauf unversehrt wieder erheben, hat der Fetisch sie wieder lebendig gemacht.

Als Inhaber dieses Geistes sind sie nun ausserordentlich einflussreich und gefährlich. Es genügt, dass sie eine Seuche oder sonstige Plage androhen, so wird man bereit sein alles herbeizuschaffen, was sie wünschen, um den zornigen Fetisch zu beschwichtigen. Leicht können sie aber auch ihre Feinde oder solche, die ihnen nicht genug Geschenke bringen, als Feinde des Fetisches, über die er zürne, denunzieren und so sie in grösste Lebensgefahr bringen; solche müssen froh sein, wenn sie mit schweren Opfern sich loskaufen können. Der Fetischmann ist der rechte Mittler zwischen dem Gott und den Menschen. Diese fragen ihn um Rat, wenn ihr Glück nicht kommen oder Unglück sie überfallen will. Er führt durch seinen Zauber den ersehnten Regen herbei. Ganz besonders sind die Fetischleute die **Medizinmänner**, die bei allen Krankheiten zu Hilfe gerufen werden. Sie besitzen nun zwar auch eine gewisse geringe Kenntnis von Heilkräutern, die sie dabei verwerten. Aber auch diese werden mit dem Fetisch in Verbindung gebracht und die Hauptwirkung wird von der Entzauberung versprochen. Auch hier liegt ein Mittel in der Hand des ver-

schmitzten Wongtschä, um sich gefürchtet zu machen: Er kann die Krankheit als die Wirkung von zauberischem Einfluss bezeichnen, den der oder jener, besonders etwa eine als Hexe verdächtige Frau, durch bösen Blick oder durch ein Zauberamulett ausgeübt habe. Ist gar jemand gestorben, so denkt man nicht an natürliche Ursachen, sondern der Fetischkundige muss angeben, wer diese Bosheit verübt habe. Denn man hat in erster Linie den Verdacht, dass Zauberei solches verschuldet habe. Man kann aber keine schwerere Anklage gegen jemand aussprechen als die, dass er Zauberei treibe, d. h. von bösen Geistern besessen sei und durch sie wirke. Diese Hexerei wird von der erlaubten und bewunderten Zauberei des Wongtschä, welche gutes wirken soll, ganz ähnlich unterschieden, wie wirs in Babylonien fanden[1]) und wie man im Mittelalter von weisser und schwarzer Magie wusste. Beide gehen aber von selbst in einander über. Ist ein Verbrechen, etwa eine Mordthat vorgefallen, so muss wiederum der Fetisch wissen, wer der Verbrecher sei. In manchen Fällen weiss übrigens die Zunft der Fetischmänner die Fäden bis an ihren Ursprung zu verfolgen; denn sie interessiert sich genau für alles, was im Land und in den einzelnen Familien vorgeht, um zu wissen, wo sich Gelegenheit für ein gewinnbringendes Eingreifen des Fetisches findet. Viele gehören zum Verband, von denen das Volk es nicht weiss. Sie leisten den Dienst von geheimen Detectivs und bilden auch bei den Zaubervorstellungen die vordersten Reihen der Zuschauer, damit die übrigen nicht zu genau hinsehen können. Wer einer Unthat verdächtig ist, muss unter Leitung der Fetischmänner ein Ordale bestehen, etwa einen Gifttrank nehmen, den natürlich der Fetischmann beliebig stark mischen kann. Gibt der Verdächtige das Gift sogleich wieder von sich, so ist er unschuldig; tötet es ihn, so war er schuldig[2]).

Wer in die Zunft der Fetischleute aufgenommen werden will, muss eine längere, etwa einjährige Lehrzeit durchmachen. Sein Lehrmeister nimmt ihm zuerst einen furchtbaren Eid der Verschwiegenheit ab, wobei er mit ihm Blut mischen muss. D. h. beide schneiden sich in die Hand und lassen ihr Blut in einen Trank fliessen, den jeder zur Hälfte austrinkt. Dieser Eidschwur, mit dem sich abergläubische Vorstellungen verbinden und dessen Übertretung auch den sichern Tod von der Hand der Ordensleute zur Folge hätte, genügt, um das Geheimnis vor den Ohren des Volkes zu sichern. Nur solche, die später Christen geworden sind, haben es kundgemacht und mitgeteilt, dass das grösste Geheimnis, das ihnen geoffenbart wurde, dieses war: der Fetisch sei nichts, alles werde von den Männern selbst gemacht! Dann werden dem Lehrling allmählich die verschiedenen Kunststücke beigebracht und

---

1) Vgl. oben S. 199.

2) Andere Arten des Gottesgerichts siehe bei Bohner, Im Land des F. S. 89 ff. und 189 f. und Junod, Ba Ronga S. 433 ff.

er wird in alle Kniffe eingeweiht. Natürlich muss er schweres Lehrgeld bezahlen und gerät dabei vielleicht tief in Schulden. Nachher kann er, wenn er geschickt ist, bei der Ausübung seines Gewerbes sich schadlos halten. Die einzelnen Fetische haben ihre besondern Sprecher oder Propheten, welche auf die dem Volke wohlbekannte Stimme des betreffenden Geistes — es gibt männliche und weibliche Fetische — sich einüben müssen.

Eine eigentümliche Erscheinung, die sich nach dem Gesagten leicht aus einer Zunft von Fetischmännern hervorbilden konnte, sind die häufigen und mächtigen Geheimbünde. Man hat schon früher vom Purrabund, von der Semogesellschaft und dem Egboorden in Kalabar u. a. gehört[1]). Näheres ist neuerdings namentlich über den Jevhe-Bund im Togolande bekannt geworden[2]). Der politische und soziale Einfluss desselben ist um so grösser, da die Evhe, das grösste der Togovölker es zu keiner Staatenbildung gebracht haben. In ähnlichen Verhältnissen werden solche Bünde ähnlich wirtschaften. Ein Kenner sagt: „Die heidnische Bevölkerung Afrika's liegt fast ohne Ausnahme in den Banden ränkevoller Priester und Priesterbünde, deren Zweck es ist, die armen Schwarzen in abergläubischer Furcht zu erhalten, um sie desto bequemer ausbeuten zu können. Als angebliche Vermittler zwischen der Menschen- und Geisterwelt wissen diese schlauen Betrüger auf die ängstlichen Negergemüter eine für uns kaum verständliche Macht auszuüben. Sie tyrannisieren Hoch und Niedrig, Arm und Reich. Selbst Häuptlinge und Könige sind von ihren Launen abhängig und müssen sich oft die drückendsten Vorschriften gefallen lassen."

Die wichtigste Quelle, aus der man speziell den Jevhebund kennen lernte, ist ein in der Evhe-Sprache verfasstes Manuscript, das der ehemalige Jevhepriester Stephan Giob Kawadso verfasst und der eingeborene Lehrer Andreas Aku in Lome, der Hauptstadt Togo's, ins Deutsche übersetzt hat. In den religiösen Gepflogenheiten des Ordens, wenn wir diese hierarchisch abgestufte Gesellschaft so nennen sollen, sind Kulte verschiedener Gottheiten vereinigt. Der Hauptgott ist der Blitzgott, Khebioso, der dem germanischen Donnergott ähnlich, im Blitze axtförmige Donnerkeile oder So-Steine schleudert, welche die Bäume spalten und alles Lebende töten. Das Wort Jevhe hingegen erklärt Kawadso mit „Schlauheitsgraben", weil „der Dienst der Jevhegottheiten ein fein künstlicher Graben ist". Das Haupt des Ordens heisst Hubono. Ihm müssen alle Glieder des Bundes, Männer und Frauen, unbedingt gehorchen. Der aufzunehmende Adept verspricht, vor ihm

1) Waitz a. a. O. II, 135 f. Über den Egbo-Orden s. Näheres bei W. Schneider a. a. O. S. 117; über einen weiblichen Geheimbund ebenda S. 129. Vgl. auch A. Réville a. a. O. S. 110 ff.

2) Siehe H. Seidel in der Deutschen Kolonialzeitung vom 10. März 1898: Der Jevhebund und seine Anhänger.

knieend, für Jevhe alles herzugeben und alles zu thun, auch Menschen zu rauben. Dann zeigt man ihm die Jevhe-Sachen: ein von Leinen umhülltes Eisen, das den Gott darstellen soll, eine zweischneidige Axt, ein Widderhorn, einen durchlöcherten Stein, den So-Stein und die steinerne Jevhe-Axt. Bei Todesstrafe wird ihm eingeschärft, nichts mitzuteilen, was er im Jevhe-Gehöfte gesehen und gehört habe. Durch Trinken von geweihtem Wasser nimmt er dann den Gott in sich auf. Auch erhält er einen neuen Namen; der alte darf bei strenger Strafe nicht mehr gebraucht werden. Das Leben in diesem seltsamen Kloster ist ein zügelloses. Verbrecher entlaufen dorthin und entziehen sich so der Strafe, leichtfertige Weiber, um ein unthätiges, liederliches Leben zu führen. Auch muss jeder Adept versprechen, neue Mitglieder zu gewinnen, sei es durch Überredung oder durch Gewalt. Die ausgesandten Hundeo (Spione) überfallen meist Frauen und Mädchen und bringen sie in das Jevhe-Gehöft, wo man sie unfreiwillig in die Geheimnisse einweiht und auch im Gebrauch der Gifte unterrichtet, da dieses häufig zur Beseitigung unbequemer Personen Verwendung findet. Später entlässt man ein solches eingelerntes Mädchen auch wieder nach Haus; aber sie muss jedem Winke des Hubono gehorchen und an den Tänzen teilnehmen. Kommt eine solche Anhängerin des Jevhe in Konflikt mit ihren Angehörigen oder andern Leuten, so fängt sie an zu rasen, zerstört alles um sich her und läuft ins Feld. Dann erklären die Jevhediener, die Alaga (Rasende) werde sich in einen Leoparden verwandeln. Um dies zu verhüten, muss der Beleidiger schweren Tribut bezahlen. Oder sie behaupten, jene sei ins Meer gesprungen und halte sich im Meeresgrunde auf. Ein eingeweihter Fischer zieht sie bald darauf wirklich mit seinem Netz ans Land, worauf die, welche ihren Unwillen erregt haben, ebenfalls grosse Bussen zahlen müssen. Feinde des Ordens oder solche, welchen man diese Gesinnung zutraut, oder die sonst unbequem sind, werden durch seine Glieder oft ins freie Feld gelockt und dort erschlagen. Dann heisst es, der Gott habe es gethan. Z. B. wurde im April 1894 ein junger Mann von ihnen getötet, der von christlichen Negern beim Diebstahl abgefasst, im Verhör bekennen musste, es gebe gar keinen Jevhegott, sondern die Jevheleute machten alles selber. Ebenso zünden sie beim Gewitter Häuser von Gegnern an und behaupten, der Blitzgott habe es gethan, suchen auch in den Trümmern des Hauses die So- oder Blitzsteine und finden solche ohne Zweifel.

Eine besondere Einnahmequelle sind für den Bund die Jevhe-Eide. Wer sich für angethane Unbill rächen will, wirft dem Beleidiger mit einer Eidesformel einen Kranz aus Ölpalmblättern und Laub des Anja- oder Blitzkrautes wie eine Schlinge über den Kopf. Dieser, der wissen möchte, was diese gefährliche Handlung bedeute, wendet sich in seiner Angst an einen Jevhemann, welcher mit Vergnügen den Anlass ergreift, um die Sache vor das Tribunal seines Ordens zu ziehen. Die Richter sprechen natürlich ein Ur-

teil aus, das ihnen viel einträgt. Der Betreffende, auf welchen der Eid geschworen worden, hat fast immer ein hohes Lösegeld zu bezahlen, um sich von dem bösen, ihm angethanen Zauber zu lösen und sein Unrecht zu sühnen. Auch Gläubiger wenden sich an den Orden, um ihr Geld zu erhalten. Denn seine Leute wissen die Schuldner so zu ängstigen, dass sie bezahlen. Auch bei Todesfällen brandschatzen sie die Angehörigen, wenn der Verstorbene ein Ordensglied war. Denn in diesem Fall dürfen nur die Jevheleute den Leichnam berühren und bestatten, was sie natürlich nur gegen hohe Bezahlung thun. Bei solcher unheimlichen Macht des Jevhebundes ist begreiflich, dass die Neger ihn fürchten und z. B. bei Festen seinen Leuten unterwürfig begegnen. Seidel schliesst seine Schilderung: „So wirft der Jevhebund seine Fangnetze über alle Kreise unseres Togolandes. Er macht die Mächtigen zu seinen Helfershelfern, die Armen zu seinen Sklaven. Er begünstigt Mord, Vergiftung, Lug und Trug. Er zerstört mit frecher Hand die engsten Familienbande, verlockt Männer und Frauen zu träger Schlemmerei und entwöhnt sie von nützlicher Arbeit. Aushorchen und Spionieren ist fortan ihr Zweck, Verführung und Verrat ihre Freude; selbst vor den finstersten Verbrechen scheuen sie nicht zurück und vergiessen leichten Herzens unschuldiges Blut. Der Jevhedienst ist in Wahrheit was sein Name sagt: ein „Schlauheitsgraben", und wehe dem Menschen, der darein fällt!"

Merkwürdig ist, dass der oben beschriebene üppige Fetischaberglauben sich bei den Bantuvölkern, die in mancher Hinsicht das ursprünglichere erhalten zu haben scheinen, im allgemeinen nicht findet. Geisterglaube ist freilich auch hier das vorherrschende, und zwar sind diese Geister abgeschiedene Menschen, die man sich in Menschengestalt denkt, die aber auch die Gestalt von Schlangen und andern Tieren annehmen können. Aber dieselben verkörpern sich nicht in leblosen Gegenständen. Amulette werden viele gebraucht, aber sie gelten nicht als Wohnsitz der Geister. An Zauberern, Regenmachern, Exorzisten, Medizinmännern und Wahrsagern fehlt es auch hier nicht. Dagegen sind berufsmässige Priester selten. In der Regel opfert der Familienvater, bezw. das Haupt der Familie. Man opfert den Ahnengeistern, damit sie nicht schädlich werden; denn auch sie sind mehr gefürchtet als geliebt.

3. Kultus und religiöser Brauch.

Vom Kultus der Neger ergibt sich das wichtigste schon aus dem bisherigen. Er dient hauptsächlich dazu, die gefährlichen Geister (Fetische) zu befriedigen, günstig zu stimmen und zu versöhnen. Dem Hausfetisch wie dem Dorf- und Stadtfetisch werden Opfergaben hingestellt, besonders Früchte und Maismehl, mit Palmöl angemengt. Der Fetisch soll solches essen. Man stösst

sich nicht daran, wenn die Gabe liegen bleibt; er verzehrt eben nur das Seelische oder Geistige an den dargebrachten Dingen. Das hingelegte Muschelgeld findet von selbst Liebhaber. Bei wichtigeren und festlichen Anlässen gibts Tieropfer. Namentlich Hühner, Schafe, Ziegen oder gar Ochsen werden geopfert und dabei wird eine Festmahlzeit veranstaltet. Dem Götzen überlässt man die Eingeweide. Eine besondere Rolle spielt auch hier das Blut, als das sühnende Mittel, das umhergesprengt und womit die Pfosten und Schwellen der Häuser bestrichen werden. Der Gedanke, dass ein Fluch (musu) soll weggewischt werden, liegt dem Neger bei allen Opfern, auch den unblutigen, nahe. Merkwürdigerweise wird in einer Stadt der Landschaft Akim jährlich ein Schafbock als Träger der Schuld in den Wald gejagt, wie im alten Israel am Versöhnungstag. Wie die nördlichen ihrem Fetisch, so bringen die südlichen Neger ihren Ahnengeistern Speise dar, und zwar als vornehmste Gabe einen Ochsen, statt dessen aber in der Regel ein Hahn, eine Henne u. dgl. genügt. Auch bei ihrer Darbringung von Opfern spielt das Blut eine besondere Rolle. Eigentümlich ist ihnen der Brauch, ein wenig davon zwischen die Lippen zu nehmen und mit dem Laute tsu! auszuspeien, welche Geberde auch bei der Oblation anderer Flüssigkeiten vorkommt[1]). Dieses tsu! hat für sie geradezu sakramentale Bedeutung[2]).

Die vornehmsten Opfer aber, mit denen man am sichersten die Gunst der Geister zu gewinnen oder ihre Feindschaft abzuwenden hofft, sind die Menschenopfer[3]). Diese finden sich bei allen Negervölkern, welche nicht muhammedanisch geworden sind, doch mehr bei den nördlichen als bei den südlichen. Neuerdings hat freilich in manchen Gegenden die europäische Oberhoheit diesen Gräueln ein Ende gemacht, so endlich auch in den berüchtigtesten Blutreichen Dahomey und Aschantiland. Die Hauptstadt des letztern, Kumase, führte mit vollem Recht den Namen „Nie bluttrocken“. Nicht bloss Verbrecher wurden in der unmenschlichsten Weise zu Tode gemartert[4]). Die Lust am Blutvergiessen war so gross, dass man dieses Schauspiel nie satt bekam. Nicht nur schlachtete man gefangene Feinde in Menge zur Sühne für die in der Schlacht gefallenen Stammesgenossen. Bei jedem Freudenfest, namentlich auch bei dem im Dezember stattfindenden grossen Jams- oder Erntefest gab es dort Menschenopfer. Am meisten Blut aber floss am Tage der Totenfeier in Bantama, dem Begräbnisort der Aschantikönige, wo der regierende

---

1) Siehe oben S. 747.

2) H. Junod a. a. O. S. 396.

3) Diese lagen den Negervölkern um so näher, da der Kannibalismus, d. h. das Essen von Menschenfleisch, bei ihnen nicht so selten und das Trinken von Menschenblut sogar häufig vorkommt. Diesen Genuss verschaffte man auch den Fetischen.

4) Ramseyer und Kühne[2] S. 119.

König die mit Golddraht zusammengeflochtenen Skelette seiner Vorfahren mit Menschenblut zu waschen pflegte.

Schon erwähnt wurde, dass ausserdem beim Begräbnis eines Königs oder Häuptlings zu seinen Ehren und zu seinem Dienst jenseits des Todes überall Menschenopfer üblich sind, die mancherorts eine ungeheure Ausdehnung angenommen haben. Ausser den Vielen, die lebendig mit dem Könige begraben werden, schlachtet man eine Menge auf dem Grabe, damit ihr Blut dasselbe durchnässe. Von Dahomey gibt Girard de Rialle an, dass beim Tod eines Königs zuerst hundert Soldaten getötet wurden, um ihm eine Garde zu verschaffen. Dann opferte man ihm acht Tänzerinnen aus seinem Harem und fünfzig Träger von Vorräten. Während drei Tagen blieb die Gruft offen und manche gingen freiwillig hinein. Achtzehn Monate später bei der Krönung des Nachfolgers ging das Gemetzel von neuem an. Männer wurden auf öffentlichem Platze, Frauen im Harem hingeschlachtet, jeder Vornehme tötete einige Sklaven. Alle diese Geopferten mussten den verstorbenen König einholen, um ihm zu zeigen, wie hoch man ihn ehre; auch späterhin liess man ihm wichtige Ereignisse durch solche Boten melden. Ebenso wurden bei den Aschanti beim Tod eines Königs drei Monate lang jede Woche die Trauerfeierlichkeiten wiederholt und jedesmal viele Sklaven geopfert. In beschränkterem Mass geschieht dasselbe überall, wo die Neger noch sich selbst und ihrem grausamen Wahn überlassen sind. Dem Menschenblut wird die stärkste Sühnkraft und Heilskraft zugeschrieben, daher nicht nur die Fetischtrommeln und Blasinstrumente, sondern auch der Königssessel mit Blut bestrichen wird. Der ganze Kultus trägt einen wilden, sinnlichen Charakter an sich. Durch Trommellärm und betäubendes Geschrei wird die Aufregung vermehrt, welche die grausamen Opferhandlungen hervorrufen, nicht am wenigsten aber durch den Branntwein, der die Afrikaner im Flug erobert hat und bei ihren Kultushandlungen unentbehrlich geworden ist. Denn mitten unter diesen Schrecknissen gibt sich der Neger gerne der wilden Lust und Völlerei hin.

Im eigentlichen Kultus erschöpft sich hier das religiöse Handeln nicht, da auch ausser demselben ein wirkungsvolles Eingreifen auf die Geister und durch sie auf das Leben angenommen wird. Die Zauberei ist es, in welcher dieser ungeordnete und sittlicher Würde entbehrende Geisterglaube recht eigentlich sein Wesen treibt. Wilson nennt den Hexenwahn den schwersten Fluch, der auf dem umnachteten Afrika liege; und Tylor meinte sogar versichern zu können, dieser Wahn habe in Westafrika mehr Menschenleben gekostet als der Sklavenhandel. In der That ist er nicht nur die Quelle unsäglicher Thorheit, wie denn z. B. die Meinung herrscht, die Zauberer könnten sich zeitweilig in Tiere verwandeln u. dgl., sondern er pflanzt auch einen furchtbaren Argwohn in die Herzen, der sie nie aus der Angst herauskommen lässt. Auch die Amulette, welche man um schweres Geld von den Fetischmännern kauft,

helfen ja, wie die Erfahrung lehrt, nicht sicher gegen bösen Zauber, der durch feindselige Menschen angethan wird. Ja, einem solchen Amulett kann ein perfider Fetischmann die Schuld geben für eine Krankheit, einen Todesfall und dergleichen, sodass es dann seinen Besitzer in Todesgefahr bringt. Denn Unzählige werden in der That, weil der bösen Zauberei oder Hexerei verdächtig oder durch ein Gottesgericht überwiesen, grausam zum Tode gebracht.

Bei den Bantuvölkern ist der Geisterglaube ähnlich, hat aber wieder andere Formen des Gegenzaubers erzeugt. Man findet z. B. bei den Ba Thonga die Meinung, dass der Mensch im Schlafe sein zweites Ich aus sich entlassen könne, welches dann umherschweife und durch Zauber Unheil anrichte, namentlich schlafenden das Blut aussauge und ihr Fleisch verzehre (Alpdrücken). Um solcher tödlichen Zauberei zu wehren, unterwirft man die ganze Bevölkerung eines Dorfes oder Distrikts einem Ordale, dem Trinken eines Zaubertrankes, der die Wirkung hat, dass die jenes Verbrechens schuldigen davon betäubt werden [1]). Daneben kennt man Besessenheit als Krankheit und schreibt sie abgeschiedenen, vielleicht stammfremden Geistern zu, die sich in den Kranken eingenistet haben; dieselben werden durch lärmende Prozeduren gezwungen, ihren Namen zu sagen, und so unschädlich gemacht [2]). Es finden sich hier ferner Hellseher, die im Zustand besonderer Erregung über verborgene Dinge Auskunft geben [3]). Namentlich aber blüht vom Njassasee bis ins Kaffernland eine Art technischer Mantik, deren Apparat in Fussknöchelchen (Astragalen) verschiedener Tiere besteht, die wie Würfel geworfen und aus deren Lage und Stellung zu einander Orakel gelesen werden. Missionar Junod [4]) hat einen solchen Apparat von 27 (28) Stück und seinen Gebrauch aufs genaueste beschrieben. Es befinden sich darunter 14 solche Knöchelchen, z. B, das vom Ziegenbock (Hausvater), der Mutter Ziege (Hausmutter), kleinen Zicklein (Kindern), des Ebers (Ahnengeist) u. s. f. Dazu kommen einige Muscheln, eine Klaue des Ameisenbärs (Totengräber) u. dgl. Aus den aufs geratewohl hingeworfenen Stücken kann der zur Zunft Gehörige nach gewissen Regeln, die allen bekannt sind, aber immerhin seinem Scharfsinn und Gutdünken noch beträchtlichen Spielraum gewähren, in den verschiedensten Lebenslagen und -fragen Auskunft geben. Sehr oft freilich sieht er auf den ersten Blick, dass das Los „nicht gesprochen hat", d. h. keine auf die Situation bezügliche Auskunft enthält; dann wirft er solange, bis eine Antwort den Würfeln zu entnehmen ist.

Junod verwahrt sich übrigens gegen die auch in wissenschaftlichen Werken übliche Ungenauigkeit, mit der Zauberer, Ärzte,

---

1) Junod a. a. O. S. 428 ff.
2) Eberda 439 ff.
3) Ebenda 453.
4) Ebenda 455 ff.

Exorzisten, Erklärer des Knöchelloses, Priester u. s. f. ohne Unterscheidung zusammengeworfen werden, während die Eingeborenen diese Berufsarten wohl unterscheiden. Zwar kann jemand mehrere dieser Funktionen verrichten, allein an sich sind sie wohl zu unterscheiden und werden die ihnen Obliegenden mit verschiedenen Namen benannt.

So tief diese Religion steht, so kann man nicht sagen, dass sie auf das tägliche Leben des Negers von geringem Einflusse sei. Vielmehr wird er täglich in seinem Thun und Lassen, seinem Reden und Denken von seinem Aberglauben bestimmt. Daher sichert man im Land des Fetischglaubens auch rationellen Verordnungen (Fischereiverboten u. dgl.) damit gehorsame Befolgung, dass man sie im Namen des Fetisches erlässt. — Auch bei den wichtigen Epochen des persönlichen Lebens tritt die Macht der Religion zu Tage. Schon vor der Geburt eines Kindes besucht die Mutter einen angesehenen Fetisch und bittet um glückliche Niederkunft, befragt auch wohl den Sprecher desselben, welches Vorfahren Geist wieder in dem Kindlein zur Erde kommen werde. An der Goldküste findet am 8. Tage nach der Geburt eine umständliche Feier statt, wobei das Familienhaupt das neugeborne Kind wie ein aus der Fremde gekommenes anredet: „Wie ist es, wo du herkommst?“ Die Mutter antwortet in seinem Namen: „Es ist Friede“ und dann auf die Frage: „Wie geht es den dortigen Leuten?“ „Sie sind wohl!“ Dann wird Wasser aufs Grasdach geschüttet, sodass es über der Zimmerthüre herunterläuft. Das Kind wird unter Segenswünschen in dasselbe getaucht. Dabei erhält es seinen Namen, der sich nach dem Wochentage (siebentägige Woche) oder nach der Geburtsfolge richtet.

Besonders wichtig ist dann die Mannbarkeitsfeier für Jünglinge und Jungfrauen; die Jünglinge werden unter gestrengen Übungen zur Mündigkeit geweiht, worauf ein Fest zu ihren Ehren abgehalten wird [1]). Das ganze ist kostspielig. Aber man unterzieht sich dem Brauche willig, da die Manneschre davon abhängt und selbst ein ehrenvolles Begräbnis demjenigen versagt bleibt, der diese Feier nicht oder noch nicht durchgemacht hat. Die Jungfrauen müssen eine Zeitlang abgesondert leben und werden dort von alten Fetischpriesterinnen in den religiösen Gesängen und Tänzen unterrichtet.

Besonders stark tritt das religiöse Moment bei den Totenbestattungen hervor, wo übrigens die wilde Klage mit einem wüsten Gelage endet. Wir sahen schon oben [2]), dass der Tote durch mancherlei Gaben und Opfer fürs weitere Leben ausgestattet wird und dass man damit nicht bloss ihm seine Liebe und Fürsorge beweisen, sondern sich auch gegen Schädigungen sicherstellen will, die er, wenn unzufrieden, den Hinterbliebenen zufügen könnte.

---

1) Vgl. die Beschreibung bei Bohner, Im Lande des F. S. 173 ff.
2) Siehe oben S. 754.

Glaubt man Spuren von solchem Spuk zu entdecken, so werden seine Gebeine nicht selten wieder ausgegraben und verbrannt, damit er zur Ruhe komme.

So roh die Vorstellungen der Neger vom Leben nach dem Tode sind und so viele Unsitten mit denselben zusammenhangen, so ist doch die Thatsache der Unsterblichkeit ihnen im allgemeinen nicht fraglich, sondern selbstverständlich [1]). Die entgegengesetzten Behauptungen beruhen grossenteils auf Missverständnis oder können nur bei verhältnismässig wenigen Bestandteilen des Negervolkes begründet sein [2]). Weder die Kaffer- und Bantustämme, bei denen der Ahnendienst so üppig blüht, noch die Neger der Westküste, welche so grausame Totenopfer bringen, können an dem Fortleben der Seele zweifeln oder dasselbe für minderwertig ansehen. Selbst die Hottentotten haben ihren Ahnendienst, und die Buschmänner nennen den Tod einen blossen Schlaf und wenden sich mit grossem Vertrauen an ihre Toten.

Mit der Zuversicht des Weiterlebens hängt auch die Häufigkeit des Selbstmordes bei den Negern zusammen. Sie hoffen dadurch ihre Lage zu verbessern. Manche, die in die Sklaverei nach Amerika gebracht worden waren, entleibten sich dort in der Hoffnung, dadurch wieder in die afrikanische Heimat zu kommen. Eigentümlich ist der nicht seltene Brauch, dass ein Neger im Zorn über ein vom andern erlittenes Unrecht sich selbst tötet, was sein Widerpart in Folge dessen auch thun muss. Denn dessen Familie hält ihn dazu an, da sonst, wenn jener allein in die Geisterwelt käme, er den Sachverhalt für sie allzu ungünstig darstellen würde. Man legt eben grosses Gewicht darauf bei den Ahnen und Geistern in gutem Rufe zu stehen. Fragt man nach dem Aufenthaltsort der Abgeschiedenen, so erhält man meist ausweichende Antwort: man kenne ihn nicht; öfter wird eine gewisse Erdgegend, Westen oder Osten, etwa auch Erdhöhlen, dann aber auch der Himmel als solcher bezeichnet. Immerhin werden auch Stimmen des Zweifels laut. Charakteristisch für die Unsicherheit des Menschen in Betreff des Lebens nach dem Tode ist eine in verschiedenen Variationen verbreitete Sage. Die Namaqua (Hottentotten) melden: der Mond schickte ein Insekt, das aber vom Hasen überlistet wurde, nach anderer Version den Hasen selbst, um den Menschen zu sagen: „Wie ich sterbe und wieder lebe, so wirst auch du (Mensch) sterben und wieder leben.“ Der Hase aber richtete die Botschaft verkehrt aus: „Wie ich sterbe und nicht wieder lebendig werde, so sollt auch ihr sterben und nicht wieder leben.“ Der erzürnte Mond nahm einen Stock oder eine Axt und schlug den Hasen auf die Nase, daher die Hasenscharte. Dieser aber zerkratzte dem

---

1) Siehe die Übersicht bei W. Schneider a. a. O. S. 258 ff.

2) Behauptet wird z. B. noch von den Massai und andern Völkern des obern Nils, dass sie nichts von einem Leben nach dem Tod wissen.

Mond sein Gesicht, daher die Mondflecken. Die Amazulu etwas anders: Umkulumkulu sandte das Chamäleon an die Menschen mit der Nachricht, der Mensch werde nicht sterben. Während jedoch dieser Bote sich unterwegs verweilte, hatte Umkulumkulu seine Meinung geändert und den Salamander nachgeschickt, um die gegenteilige Nachricht zu bringen. Da dieser sich beeilte, kam er vor dem Chamäleon mit seiner Botschaft an. Und dabei blieb es.

Der Ursprung des Todes in der Menschenwelt wird z. B. in Altkalabar auf den Ungehorsam der Menschen gegen Gott (Abasi) zurückgeführt. Die auf die Erde gesetzten Menschen pflegten ihre Mahlzeiten täglich im Himmel einzunehmen und durften auf der Erde nichts geniessen. Allein Atai, die Gefährtin Abasi's, verleitete sie zum Landbau und Genuss der Erdfrüchte. Als dann Abasi sich bitter beklagt, dass die Menschen ihm nicht mehr gehorchen, verspricht Atai dafür zu sorgen, dass deren Stolz gedemütigt werde und sendet ihnen den Tod [1]). Auch anderwärts wird es auf einen Fehler oder Fehltritt der Menschen zurückgeführt, dass er dem Todesschicksal anheimfiel, ohne dass sich ein historischer Zusammenhang mit der biblischen Überlieferung feststellen liesse.

Die Konde erzählen [2]): Gott hatte dem ersten Menschenpar Häuser, Mais, Bananen u. s. w. gegeben, der Frau ausserdem Gold und Schmucksachen. Der Mann tötete sie deshalb aus Neid mit einem Bananenmesser. Darauf nahm ihm Gott alles wieder und trieb ihn in die Berge. Manche sagen, aus ihm sei Mbassi, der Teufel, geworden. Gott erweckte die Frau wieder, sie gebar Kinder, und von ihr stammt die gesamte Menschheit. In der ersten Zeit starben die Menschen nicht. Als aber Büffel gefallen waren, assen sie Fleisch und seitdem sterben sie.

Blicken wir auf dieses Religionsgebiet mit seinen recht verschiedenartigen Erscheinungen zurück und fragen wir uns, was sich über die geschichtliche Entwicklung mutmassen lasse [3]). Eine solche hat auch hier stattgefunden und nichts ist verkehrter als die Meinung, diese Afrikaner seien auf der Stufe der Urreligion stehen geblieben und diese als „Fetischismus“ zu bezeichnen. Auf einen offenkundigen Zerfall der Religion weist schon die Wahrnehmung [4]), dass die eigentlichen Organe derselben bei den Negern im engern Sinn, die Fetisch- und Zaubermänner, gar nicht oder nicht mehr an den Zauber glauben. Wenn der Fetischmann sich durch künstliche Geberden so stellt, als wäre er vom Geist

1) Siehe das Nähere bei W. Schneider a. a. O. S. 38 ff.
2) Merensky a. a. O. S. 111.
3) Vgl. Zahn, Allgem. Missionszeitschrift 1879, 219 ff. — P. Wurm, ebenda S. 459 ff. — Bohner, BMM. 1888, S. 353 ff.
4) Siehe oben S. 756.

ergriffen worden, so ist das sicher nichts ursprüngliches, sondern Nachahmung von etwas, was man in einem früheren Stadium, welches anderswo im Schamanismus noch nachzuweisen ist, wirklich erfahren hat. Die plumpen Jongleurkünste der Wongtschä, ihre auf Schlauheit und Spionierkunst beruhenden Prophezeiungen sind ein Machwerk, das mit ursprünglicher Religion nichts mehr zu thun hat, aber wahrscheinlich ein Ersatz für ausserordentliches Thun und Hellsehen, welches früher auch ihnen beschieden sein mochte und vereinzelt auch im mittlern Afrika noch vorkommen mag. Bei den Bantu finden sich Hellseherei und Hypnotismus bei den Zauberern noch in Blüte.

Aber noch in anderer Hinsicht stellt sich die heutige Negerreligion als eine gealterte und entartete dar. Weit davon entfernt, dass ihr Fetischismus sich langsam zum Glauben an den Einen, unsichtbaren, guten Gott erhöbe, wie man nach der Evolutionstheorie erwarten müsste, zeigt sich vielmehr überall, dass Gott, der Höchste im Himmel und Schöpfer des Weltalls, zurückgetreten ist hinter den untergeordneten Geistern. Jener ist zwar im Bewusstsein immer noch vorhanden, und es wird auch vom Gewissen noch an ihn appelliert; aber diese subalternen Geister stehen im Vordergrund des Interesses und haben sich insonderheit des Kultus, der ein stark interessierter ist, bemächtigt. Da haben wir denselben Verlauf, der sich so oft, bis in die christliche Kirche hinein, verfolgen lässt. Der näher und unmittelbarer wirkende, in sichtbarer Form sich verkörpernde Geist hat dem unsichtbaren, über dem menschlichen Treiben erhabenen, im Leben, wenn auch nicht in der Gedankenwelt, den Rang abgelaufen. Die Mächte, welche das Leben beherrschen, sind es, welche die Aufmerksamkeit fesseln und das Thun des Menschen bestimmen. Die Gottheit, welche man sichtbar und greifbar nahe wahrnimmt, ist die, welche sinnlichem Volk am meisten zu schaffen macht. Zwar ist der Neger noch immer vernünftig genug, um zu empfinden, dass ein solcher Dämon, der in einem Klotz oder Baume haust, nur beschränkte lokale Gewalt hat; aber sich selbst glaubt er von diesem Fetisch abhängig, er glaubt sich in seiner Gewalt. Darum thut er alles, um sich auf guten Fuss mit ihm zu stellen. Dazu kommt, dass das Bedürfnis nach einer politischen Gewalt die Bestrebungen der Fetischmänner ausserordentlich begünstigt hat. Es fehlte selbst für gemeinnützige Verordnungen die Autorität, wenn sie nicht im Namen des Fetisches erlassen würden.

Wir glauben also, dass ein reineres Gottesbewusstsein vorhanden war, ehe es durch diesen Wust von Aberglauben verdunkelt wurde. Es ist zu beachten, dass bei solchen gewiss uralten Gebräuchen, die viel ernsthafteren Charakter an sich tragen als die Fetischceremonien, nämlich bei der Kindesweihe, der Verehrung des eigenen Schutzgeistes, dem Erntefest u. a. Gott angerufen wird und der Hokuspokus des Fetischwesens zurücktritt. Die Gottheit, die im Himmel wohnt und alles gemacht hat, war ja

natürlich sehr primitiv gedacht. Allein sie hatte doch auch ethischen Charakter. Es ist ungemein beachtenswert, dass auf Gott noch immer das Gute und namentlich auch die gerechte Vergeltung von Gutem und Bösem zurückgeführt wird [1]), während der Fetischdienst in seiner letzten Entwicklung keine Spur von ethischem Charakter aufweist, sondern die Forderungen, die derselbe stellt, aus sittlich wertlosen Ceremonien und namentlich aus materiellen Leistungen an die Fetischdiener bestehen. Es gilt von den Negern ganz besonders, was Paulus von den heidnischen Menschen im allgemeinen sagt, dass Gott, weil sie ihn nicht dankbar ehrten, obwohl sie ihn kannten, sie in Verfinsterung des Sinnes und unwürdigen Götzendienst dahingegeben hat. Die Fetische galten immer mehr, während sie bei einem Fortschreiten nach oben vor dem erhabenen Gott hätten weichen müssen. In dieser Versinnlichung und Zersplitterung des Göttlichen ist die Negerreligion immer tiefer gesunken und an ihrem Wahn unheilbar zu Grunde gegangen. Um den Neger zu einer höheren Auffassung Gottes zu bringen, mussten von aussen Islam und Christentum auf ihn einwirken, die zwar an seine halb erblichene Gottesvorstellung anknüpfen, aber gegen seine ganze gegenwärtige Religion sich nur ablehnend verhalten konnten, was allerdings vom Islam nicht durchaus gesagt werden kann, der sich nur zu sehr der niedrigen Stufe der von ihm bekehrten Negervölker anbequemt hat.

Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts sind bekanntlich afrikanische Neger massenhaft nach Amerika eingeführt worden, wo sie besonders in den südlichen Staaten der Union und in Brasilien einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung bilden [2]). Die Sklaverei, in welcher sie dort lebten, wurde für das Gebiet der Vereinigten Staaten nach dem Sezessionskrieg von 1865 aufgehoben. Auch in denjenigen europäischen Kolonieen, wo sie noch bestand, ist seitdem derselbe Schritt erfolgt. Die amerikanischen Neger haben seit dieser Emanzipation Gelegenheit gehabt, sich am modernen Kulturleben zu beteiligen und sich dabei als durchaus bildungsfähig bewiesen. In religiöser Hinsicht sind sie schon vorher dem Christentum, als der Religion ihrer Gebieter, zugefallen.

1) Nimmt sich ein kinderloses Ehepar eines verlassenen Kindleins an und erhält dann nach langem Warten selbst ein Kind, so sagt der Volksmund immer: „Gott hat ihnen ihr Wohlthun an dem armen Kind belohnt.“ Hat einen als ungerecht Bekannten Unglück getroffen, so sagt derselbe: „Gott hat ihn für seine Ungerechtigkeit bestraft.“ Nie aber wird Gottes Eingreifen mit dem Verhalten zu den oft lächerlichen, jedenfalls sittlich wertlosen Satzungen des Fetisches in Zusammenhang gebracht. (Bohner, BMM. 1888, S. 367 f.)

2) Man rechnet auf Amerika etwa 12 Millionen Neger, wovon etwa $6^1/_2$ Millionen auf die Union, 4 Millionen auf Brasilien fallen.

In Afrika selbst blieben sie merkwürdig lang von der civilisierten Welt abgeschlossen, welcher dieser Erdteil doch seit dem grauen Altertum bekannt war. Wohl gab es an verschiedenen Küsten europäische Niederlassungen. Ja, die Portugiesen hatten schon am Ende des 15. Jahrh. ein Reich am Kongo gegründet und dessen Bewohnern das katholische Bekenntnis äusserlich beliebt. Allein dieses Reich fiel bald wieder zusammen und mit ihm die oberflächlich gebaute Kirche. Die Holländer richteten um die Mitte des 17. Jahrh. (1652) am Kap der guten Hoffnung eine Kolonie ein; aber ein energisches Vordringen nach dem Innern des Weltteils erfolgte von jener Seite erst, als zu Anfang des 19. Jahrh. die Engländer das Kapland in Besitz genommen hatten und die holländischen Boers nach Norden drängten. Auch jetzt freilich kümmerten sich die Letztern nur um ihre Landwirtschaft. Allein zahlreiche Forscher verschiedener Nationalität wagten sich in diesem Jahrhundert tief in das bisher zum grossen Teil unaufgeklärte Innere und stellten die Flussgebiete und die Existenz und Gestalt der grossen Süsswasserseen im Innern fest. Auch die christliche Mission, die schon früher ihre Arbeit begonnen hatte, setzte in diesem Jahrhundert mit ungleich bedeutenderen Kräften ein. Allein dem Einfluss des Christentums war unterdessen ein anderer zuvorgekommen, der diesem nicht geringen Widerstand bereitet: der Islam ist von der Ostküste Afrikas wo arabische Händler überall ihr Wesen treiben, immer mehr nach Westen vorgedrungen. Wir sahen oben, dass er unter den sog. hamitischen Völkern sehr stark verbreitet ist. Aber er drang auch durch die ganze Breite des Erdteils bis nach der Westküste vor, die Hausa z. B. und andere Sudanstämme sind Muhammedaner. Und selbst an der Goldküste verkauft man jetzt arabische Koranverse um schweres Geld als Amulette, welche vor Feuersgefahr, Krankheit, Nachstellung u. dgl. schützen sollen, also einfach an die Stelle der alten Fetischamulette treten. Man hat oft zu grossen Ruhm dem Einfluss des Islam auf die Negerstämme gespendet. Soviel ist richtig, dass die Neger verhältnismässig leicht zur Religion Muhammeds übergehen. Allein dies wird ihnen auch gar zu leicht gemacht. Statt der bisherigen Übungen hat der Neger zu gewissen Stunden sein Gebet an Allah zu verrichten und jene Koransprüche statt der Fetische als Gegenzauber zu gebrauchen, so ist er ein guter Muslim. Aber der heidnische Geisterglaube wuchert dabei üppig weiter, es gibt sogar muhammedanisierte Wongtschä, die sich nur um so interessanter machen. Wie wenig aber der Islam zur sittlichen Hebung der Neger dient, geht schon daraus hervor, dass die Sklavenhändler regelmässig Muhammedaner sind. Die starke Ausbreitung des Islam erklärt sich zum Teil aus dem Eifer seiner Bekenner. Ist doch jeder Gläubige verpflichtet, diesen Glauben auszubreiten, und viele haben dabei auch materielle Interessen. Dazu kommt, dass, wie schon bemerkt, das Bekenntnis zu Muhammed ein bequemes ist, und endlich, dass der Neger dem Araber nicht dasselbe Miss-

trauen entgegenbringt, wie den überall die Herrschaft an sich reissenden Weissen; er sieht ihn vielmehr eher als Verbündeten gegen diese an. Daher ist ihm auch dessen Religion von vornherein genehmer als die der Weissen. So ist der Islam im allgemeinen dem Christentum hier zuvorgekommen.

Nichtsdestoweniger macht dieses auf keinem Gebiete der Mission seit Jahren so starke Fortschritte wie in Afrika. Bezeichnend ist z. B., dass in letzter Zeit manche Schwarze an der Goldküste aus eigenem Antrieb ihre bisher hochgefeierten Fetischgötzen den Missionaren ausgeliefert haben! Und da der Weltteil jetzt rings von europäischen Kolonieen umspannt ist und auch das Innere mehr und mehr den christlichen Kulturvölkern sich aufgeschlossen hat (Kongostaat), so darf man hoffen, dass endlich diese heruntergekommene Bevölkerung sich wieder zu einem menschenwürdigen Dasein erheben werde. Schon der Umstand, dass der schwunghafte Sklavenhandel mit allem was daran hängt, jetzt nahezu unterdrückt ist, erfüllt mit Genugthuung, nicht weniger aber die Unterwerfung solcher Blutreiche wie Dahomey, Aschantiland, Benin, die gezwungen wurden ihre grausen Unsitten abzulegen. Was immer auch die Interessen der Europäer bei diesen Okkupationen sein mögen — es lässt sich zuversichtlich hoffen, dass sie im Dienst einer höheren Macht dazu helfen müssen, das Land von dem Fluche zu befreien, der ungezählte Jahrhunderte hindurch auf ihm gelastet hat. Die europäische Kultur an sich freilich wird die Neger nicht innerlich veredeln; zeigt sich doch bereits, wie grosse Gefahren sie für dieselben bringt (Branntwein). Aber das Evangelium Christi wird auch solche Stämme, deren menschliche Natur allen Ernstes bestritten worden ist, zu wahren Menschen umwandeln.

F. Amerikanische Gruppe.

I. Die wilden Indianer.[1]

Einleitung.

Die von den Europäern in Amerika vorgefundenen Völker sind noch immer nicht in überzeugender Weise nach ihrem genealogischen Zusammenhang mit der übrigen Menschheit heimgewiesen worden, so wahrscheinlich es auch ist, dass ein solcher besteht. Auch die Einheit der amerikanischen Völker unter sich ist sehr fraglich. Wenigstens die den äussersten Norden einnehmenden Eskimos und Grönländer sind als ein besonderer, von den eigentlichen Amerikanern zu unterscheidender Schlag anerkannt. Man hat diesen „arktischen Volksstamm", wie er wohl genannt wurde, mit dem turanischen kombiniert[2]. Die eigentlichen Amerikaner sind namentlich mit den Malajen oder mit den Turaniern in Zusammenhang gebracht worden, nicht zu reden von den Hypothesen, welche in ihnen Kelten oder Phönizier oder gar

1) Eine Hauptquelle für die Kenntnis der wilden Indianer sind die Werke von Schoolcraft, bes. Information resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes, Philad. 1851 ff. — Th. Waitz, Anthr. der Naturv. III (Leipz. 1862). Siehe dort die gesamte ältere Litteratur S. XIX—XXXII. — J. G. Müller, Geschichte der Amerikanischen Urreligionen, 2. Aufl., Basel 1867. — H. H. Bancroft, Native Races of the Pacific States of North America, 5 voll. 1875. — A. Réville, Les religions des peuples non-civilisés, Paris 1883, I, S. 191 ff.

2) Die Eskimos (der Name bedeutet „Esser von rohem Fleisch" und ist ihnen von den Rothäuten gegeben) haben äusserlich gewisse Ähnlichkeiten mit den Turaniern. An diese erinnert auch manches in ihrer Religion. Sie verehren den guten Gott des Himmels (Torngarsuk) und fürchten sich vor dessen Mutter oder Grossmutter, der harten Göttin der Erde. Dabei haben sie viel Geisterkultus, der sich an die Elemente (Wasser, Feuer, Berge, Luft) anschliesst und Schamanismus. Ihre Schamanen heissen Angekok. In ihrer Lebensanschauung und ihren Gebräuchen erinnert aber auch manches an die Rothäute.

Israeliten zu erkennen meinten. Dass die Normannen ums Jahr 1000 v. Chr. von Island aus wiederholt Fahrten nach Amerika unternahmen, Grönland wie Labrador entdeckten und sich auf amerikanischem Boden niederliessen, ist zwar sicher bezeugt, hat aber mit der Frage nach der Abstammung der Amerikaner nichts zu thun.

Wir fassen in diesem Abschnitt die unkultivierten Eingeborenen Amerikas zusammen, bei welchen immerhin zwischen den nördlichen und südlichen ein grosser Unterschied nicht zu verkennen ist. Nordamerika war zur Zeit, wo der Weltteil von Columbus neu entdeckt wurde, von den sog. Rothäuten bewohnt. Sie heissen so nach der Hautfarbe, die gewöhnlich als kupferrot bezeichnet wird, nach Waitz genauer als lohfarbig oder zimmtbraun zu bestimmen ist, da der Übergang ins Kupferrote mehr durch Einreiben von Farbe aber auch vom Schmutz verursacht sei. Natürlich gibt es auch hier eine ganze Skala von verschiedenen Schattierungen. Runder Schädel, abgeplatteter Hinterkopf, vorspringende Backenknochen, aber wohl gerundete Wangen, grosse Augenhöhlen und Nasenlöcher, starker Unterkiefer, meist senkrechte Stellung der Zähne, gut ausgebildete, gebogene, zuweilen adlerartige Nase, schwarze Augen, wenig Bartwuchs gehören zum Typus des Indianers, der übrigens als eine stattliche und sympathische Erscheinung sich sehr vorteilhaft z. B. vom Neger unterscheidet. Diese Rothäute hatten sich über ganz Nordamerika ausgebreitet und lebten hier in den weiten Prairien und Wäldern von Jagd und Fischfang. Dieses Jägerleben hat ihnen eine noch grössere Wildheit aufgeprägt als den mehr sesshaften Afrikanern. Nicht nur fehlte der angestrengte Landbau, man begnügte sich die reifen Früchte zu pflücken; sondern es mangelte auch den Indianern die Viehzucht, welche bei den asiatischen Nomaden das gewöhnliche ist und als eine an mildere Sitten gewöhnende Beschäftigung den Übergang zur eigentlichen Kultur zu bilden pflegt. Planlos beutet der Wilde den Reichtum des Reviers aus, schiesst mehr Wild zusammen als er verzehren kann und sorgt nicht für die Zukunft. Nach Süden hin wohnten freilich Stämme, die schon frühe zum Ackerbau übergegangen waren. Aber der Mangel an rationeller Arbeit war im allgemeinen der Hauptgrund, warum sich diese keineswegs unbegabte Rasse nicht behaupten konnte, wie die einsichtigsten Indianer selbst gefühlt haben[1]).

---

1) Ein solcher sagte schon am Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Europäer: „Siehst du nicht, dass die Weissen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Dass dieses Fleisch mehr als 30 Monden braucht um heranzuwachsen und oft selten ist? Dass jedes jener wunderbaren Körner, welche sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? Dass das Fleisch, von welchem wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat und wir deren nur zwei um es zu erhaschen, die Körner aber da, wo die Weissen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der

Diese Wildheit war ihnen aber zu sehr zur Natur geworden, als dass sie sich hätten einer andern Lebensweise anbequemen können. Das häufige Anerbieten, ihre jungen Leute europäisch aufzuziehen, wiesen sie konsequent mit der Erklärung ab, dass dies zu ihren Begriffen von Mannhaftigkeit und Mannestüchtigkeit nicht passe. Ausser der Jagd ist der Krieg die vornehmste Beschäftigung der Indianer Nordamerikas gewesen. Tapferkeit gilt ihnen als die höchste Tugend. Auch schont der richtige Indianer dabei weder sich selbst noch den Feind; er ist grausam bis zur Unmenschlichkeit, wenn er seine Gefangenen quält, erduldet aber auch selbst die furchtbarsten Qualen ohne Klage, ja mit Spott und Hohn auf die Peiniger. Empfindsamkeit wäre eine unverzeihliche Schande, aber auch Mitleid mit der Pein eines Andern ein Zeichen der Schwäche. Das Skalpieren war allgemeine Unsitte. Auch kommt das Trinken des Blutes der Feinde nicht bloss in den Kriegsgesängen der Rothäute vor, sondern geschah buchstäblich, wie auch aus Rache oder Hunger Menschenfleisch gegessen wurde[1]). Proben von Grossmut, Gastfreundschaft, Freigebigkeit und treuer Dankbarkeit werden anderseits vom Indianer viele erzählt. Auch trägt er in seinem Benehmen eine ruhige Würde zur Schau, welche von dem des sanguinischen Negers merkwürdig absticht. Berühmt ist seine bilderreiche Beredsamkeit[2]).

Die Kleidung beschränkt sich auch bei diesen Stämmen auf das notdürftigste, um so mehr sind sie beflissen, den Leib durch Tätowieren zu zieren. Die Waffen wurden in der früheren Zeit aus Holz und scharfen Steinen verfertigt. Erst von den Europäern erhielt man das geschmiedete Eisen, welches dann jene primitiven Steinäxte u. s. w. verdrängte; bald auch Feuerwaffen, die an Stelle von Bogen und Pfeil traten. Weit verhängnisvoller wurde der Branntwein, der des Volkes natürliche Kraft gebrochen hat. Überhaupt ist dasselbe seit der Berührung mit den Weissen heruntergekommen. Früher herrschte eine ziemlich feste Zucht und Sitte. Über Völlerei, Ehebruch, Diebstahl war weit weniger zu klagen. Für Sühnung von Mordthaten gab es freilich kein öffentliches Tribunal, sondern man überliess den Mörder der Rache der Verwandten. Aber das Rechtsgefühl der Indianer war ein sehr bestimmtes und nichts ertrugen sie weniger von Seiten der Weissen als den an ihnen so oft verübten Rechtsbruch. Der Ehebund wurde durch einen Pakt oder Kaufakt der Eltern geschlossen, welcher

---

mich hören will: Bevor die Cedern unsers Dorfes werden abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales uns Zucker zu geben aufhören, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischessenden vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschliessen, auch zu säen.“ Wuttke, Gesch. des Heident. I, 43 f.; J. G. Müller a. a. O. S. 41.

1) Siehe gegenüber der Leugnung der Anthropophagie bei den Rothäuten den Nachweis bei J. G. Müller a. a. O. S. 144 ff.

2) Siehe Beispiele bei Waitz a. a. O. III, 140 ff.

aber für die Neigung und das Liebeswerben der Jungen Raum liess. Man verehelichte sich leicht, löste aber das Band ebenso leicht wieder auf. Auch wurde die Ehe gar nicht immer auf Lebenszeit, sondern zuweilen bloss auf ein Jahr geschlossen, konnte dann aber erneuert werden, wenn es den Verbundenen behagte. Polygamie war gestattet, blieb aber thatsächlich fast ganz auf die reichen Häuptlinge beschränkt, da es für schimpflich galt, mehr Weiber zu haben als man ernähren konnte. Häufig war nur, dass man mit seiner Frau auch deren Schwestern in die Ehe erhielt. Die Ehe mit Blutsverwandten, d. h. Zugehörigen zum selben, mit Einem Tiernamen bezeichneten Geschlecht[1]) war unzulässig. Die Kinder gehörten der Mutter und verblieben ihr bei der Ehescheidung. Jeder erbte die Ehre der Familie seiner Mutter; aber auch der Besitz vererbte sich nur durch mütterliche Verwandtschaft. Der nächste Erbe war also der Schwestersohn, wie wir es in Afrika fanden, was auf ein lockeres eheliches Verhältnis weist, der Frau immerhin ein gewisses Ansehen verlieh. Sie hatte, auch wenn sie nicht die einzige Gattin war, ihre eigene Hütte. An die Mutter und die Eltern überhaupt beweisen die Kinder Anhänglichkeit. Schon die Kinder, namentlich die Knaben, suchte man gründlich abzuhärten und so zu tüchtigen Kriegern zu erziehen. In den Übergang vom Kindes- zum Jünglingsalter fällt die Mannbarkeitsfeier; dieselbe wurde bei manchen indianischen Völkern durch mehrmonatliches strenges Fasten und andere peinigende Gebräuche eingeleitet. — Feste politische Organisationen haben die Indianer nicht geschaffen. Sie standen überall unter Häuptlingen, die aber mancherorts erst im Kriege bedeutende Gewalt besassen. Sonst waren sie, obwohl ihre Würde erblich, stark von den übrigen angesehenen Männern des Stammes abhängig, deren Rat sie auch berücksichtigen mussten. Die einzelnen Stämme hinwieder schlossen unter einander Bündnisse, und ein solcher Bund wie der der Irokesen verfügte daher über eine bedeutende Kriegsmacht. Eine wirkliche Monarchie hatten die im Süden Nordamerikas wohnenden Natschez. Der absolute Herrscher hiess dort „Bruder der Sonne", was schon an die Inka erinnert. Das königliche Geschlecht war sehr bevorzugt. Z. B. konnten die Schwestern des Königs sich nach Belieben Liebhaber wählen, die ihnen sogar im Tode folgen mussten.

Eine grosse Rolle spielte bei Staatsaktionen das Rauchen einer Pfeife (Friedenspfeife); ebenso waren von besonderer Bedeutung die Gürtel aus Perlen, Wampum. Nach jedem Absatz einer Rede oder nach der Aufstellung jedes Artikels eines Vertrags wurde ein solcher übergeben. Im letztern Fall behielt man ihn im Archiv als Protokoll, was an die Quippu der Peruaner erinnert.

1) Jedes Irokesenvolk war z. B. in 8 Geschlechter geteilt, die nach ihrem Totem hiessen: Wolf, Bär, Biber, Schildkröte, Reh, Schnepfe, Reiher, Falke. S. das Nähere bei Waitz III, 106 f.

Auch bediente man sich zur Erinnerung an Lieder oder zur Meldung gewisser Nachrichten einer Reihe von konventionellen Bildzeichen, worin man die Anfänge der mexikanischen Bilderschrift sehen kann.

Zu diesen Rothäuten gehören, um nur einige Hauptstämme zu nennen, im Norden westlich von der Hudsonsbai die Athapasken, mit vielen Nebenstämmen, wie Hundsrippen- und Biber-Indianer u. a., die Knistino oder Cree, dann die weit von West nach Ost sich hinziehenden Algonkin, wozu auch die Delaware zu rechnen sind, und zwischen sie eingeschoben die tapfern und energischen Irokesen, ein aus 6 Völkern bestehender Bund. Ferner die Dakota[1]) oder Sioux, welche ebenfalls zu den kriegstüchtigsten Indianern gehören, südwestlich von ihnen die Pawnies u. s. f., im Südosten (Florida) finden sich Stämme von etwas höherer Kultur wie die Creek und besonders die Natschez, bei welchen eigentümliche politische und kultische Einrichtungen begegnen. Eine höhere Kultur muss überhaupt in der südlichen Zone von Nordamerika geblüht haben, bevor die wilden Indianer, die von Westen und Norden gekommen zu sein scheinen, das Land überschwemmten. Denn man findet bis zu den grossen Seen Überreste von Bauten, welche sicher nicht das Werk dieser wilden Rothäute gewesen sind.

Auch auf den Antillen fand Columbus friedliebendere Indianer, die in der Kultur etwas höher standen, aber von den gefürchteten, räuberischen Kariben oder Karaiben verfolgt wurden, die an den Mündungen des Orinoko scheinen ihren Hauptsitz gehabt zu haben, von wo sie dann die Arowaken zunächst nach den kleinen Antillen verfolgt hätten. Diese Karaiben, welche auch Kannibalen genannt wurden, waren wegen ihrer Roheit, ihrer vergifteten Pfeile und besonders ihrer Menschenfresserei berüchtigt. Sie waren von starkem, grossem Körperbau, regelmässigen Gesichtszügen, stolz, kühn, ernst, verschlossen, kriegerisch und schlossen sich fester zur Kampfgenossenschaft zusammen als sonst die indianischen Horden. Neben Krieg und Raub trieben sie frühe Handel. Die Merkwürdigkeit, dass bei ihnen die Weiber eine andere Sprache redeten als die Männer, erklärt sich daraus, dass die erstern in Menge geraubt waren. Deren Kinder wurden nicht selten eine Zeit lang aufgezogen, und dann geopfert und gegessen. — In Südamerika gibt es weiterhin viele ganz für die Kultur unempfängliche Indianer, die sich besonders ins Gebirge und in die Wälder zurückgezogen haben, daher mit einem Sammelwort Waldindianer genannt werden. Sie stehen, was Kultur und Gesittung betrifft, auf der untersten Stufe der Menschheit. Zu ihnen zählen z. B. die Botokuden, welche von den Portugiesen so genannt wurden, weil sie Ohren und Lippen mit Holzpflöcken auseinanderdehnen und sich dadurch aufs gründlichste verunstalten.

---

1) Der Name bedeutet „die sieben Ratsfeuer“, da es ein Bund von sieben Hauptvölkern ist.

Daneben aber gibt es auch manche friedliche und für die Kultur empfängliche Eingeborene. Die Annäherung der Europäer hat hier einen andern Prozess herbeigeführt als in Nordamerika. Während dort die Söhne des Landes besonders durch den arbeitslustigen angelsächsischen Volksstamm aus ihrem Erbe vertrieben wurden, nicht ohne einen ritterlichen Kampf zu führen, der für sie einen tragischen Ausgang nehmen musste, liessen die Spanier und Portugiesen im Süden die Indianer ruhig für sich arbeiten und suchten sie durch eine Mission, welcher organisatorisches Geschick nicht abzusprechen ist, der christlichen Herrschaft gefügig zu machen, was auch für eine Zeit lang glückte. Von jener sich selbst bis zum Untergang behauptenden Freiheitsliebe der Indianer Nordamerikas zeigen diese südlichen Völker nicht viel, so ähnlich sonst ihre Sitten und Unsitten vielfach denen jener nördlichen sind. Und die äusserliche kirchliche Zucht, welche am vollendetsten von den Jesuiten in Paraguay den Eingeborenen auferlegt wurde, hat zwar die schlimmsten heidnischen Unsitten wie Anthropophagie, Polygamie u. dgl. beseitigt und die Bewohner auf eine Kulturstufe emporgehoben, die sie aus sich nicht hätten erklimmen können. Allein das bewusste persönliche Christentum wurde dabei nicht grossgezogen und keinerlei Freiheit gewährt; deshalb sanken dieselben, sobald die Herrschaft des Ordens aufhörte, in religiöser Hinsicht auf eine recht niedrige Stufe zurück, welche auch vom Christentum der brasilianischen Katholiken nicht wesentlich überragt wird.

Die Religion der wilden Indianer.

Wenn auch die religiösen Vorstellungen und Übungen bei diesen über den grossen Weltteil zerstreuten Stämmen grosse Mannigfaltigkeit aufweisen, so sind doch die Grundzüge überall dieselben. Merkwürdig ist, dass man überall einem höchsten Gott im Himmel begegnet, der hier noch viel stärker im Bewusstsein liegt und mehr Berücksichtigung findet als in Afrika, obwohl auch hier der Geisterdienst üppig wuchert. Dieser Himmelsgott wird gegen Süden mehr in der Sonne verkörpert geschaut, im Norden mehr unsichtbar verehrt als „der grosse Geist“, welcher der Schöpfer der Welt ist, im übrigen bei den einzelnen Stämmen verschiedene Benennungen trägt und nach seinem physischen Äussern auch mit dem Winde, gewissermassen dem Atem des Himmels zusammengefasst wird. Schon von der Mitte des 16. Jahrh. an liegen Zeugnisse über die Kanadier[1]) vor, wonach sie einen Schöpfer verehren, der grösser sei als Sonne, Mond und Sterne und alles in seiner Gewalt habe. Als sein Name wird genannt Andouagni, von einem andern Gewährsmann Kuduagni.

1) Siehe J. G. Müller a. a. O. S. 102 f.

Ein dritter hörte sie von ihm reden unter der Benennung, die auch anderwärts sehr oft begegnet: Atahokan, „der grosse Hase“ (von der Fruchtbarkeit des Tieres her oder auch von seinem schnellen Lauf). Als ein Missionar ihnen von der Macht des biblischen Schöpfers sprach, riefen sie: „Das ist Atahokan, das ist unser Atahokan!“ Der gewöhnlichste Name des grossen Geistes aber ist Manitu, oder da die Indianer viele Geister so nennen eine Zusammensetzung mit diesem Wort, wie Kitschi Manitu u. dgl. So bei den Leni Lenape (s. v. a. Delawaren), Irokesen u. a. Die Dakota (s. v. a. Sioux, Nadowessier) rufen ihn mit dem Namen Wakon, Wakonda an. Manche seiner Namen bezeichnen ihn als Schöpfer, und als solcher wird er allgemein angesehen. Da das Wasser von jeher scheint gewesen zu sein, hat der Schöpfer aus einem Sandkorn die Erde gemacht. Dieses Sandkorn bringt etwa eine Ratte aus dem Meeresgrund herauf. Nach anderer Vorstellung bietet eine Schildkröte (wie in Indien!) ihren Rücken dar, um darauf den aus der Tiefe geholten Thon zu formen. Der Gott formte aus Thon die Tiere und die untergeordneten Manitu's schlüpften in dieselben und belebten sie. Die Entstehung der Menschen wird meist so beschrieben, dass sie vom Grossen Geist aus Baumstämmen geschaffen werden. Nach einem Mythus der Sioux stand der erste Mensch, die Füsse in den Boden gewachsen, viele Menschenalter gleich einem grossen Baume da, ebenso neben ihm ein anderer grosser Baum. Endlich benagte eine grosse Schlange ihre Wurzeln; da konnten die beiden als Menschen frei weggehen und wurden die Stammeltern des Menschengeschlechts. Doch haben solche Mythen kein kanonisches Ansehen, sie können sich beliebig verändern. Der Ursprung der Menschen wird ebenso oft aus der Erde abgeleitet oder von Stammtieren, wovon nachher zu reden sein wird. Häufig ist die Vorstellung, der Mensch (Indianer) sei aus rotem Pfeifenthon geformt. Daher spricht einmal der Grosse Geist zu den versammelten Rothäuten, indem er aus einer roten Pfeife über ihnen raucht, diese sei ein Stück ihres Fleisches [1]).

Der grosse Geist ist unsichtbar; aber er ist etwa in Gestalt eines wunderbaren Vogels erschienen, dessen Flügelschlag das Donnergeräusch verursacht, während sein Blick Blitze sprühen lässt, und den Regen verursacht. Dieser Gewittervogel ist eine Manifestation des Gottes selbst, daher er bald mit diesem identifiziert, bald von ihm unterschieden wird. Der grosse Geist ist eben im Himmel und donnert und regnet.

Von den Christen wurde diese Gottesidee oft zu erhaben auf-

1) Die von E. R. Baierlein, Im Urwalde [3], Dresden 1894, S. 47 f. mitgeteilte Schöpfungslegende setzt schon die Bekanntschaft mit weissen und schwarzen Menschen voraus, ist also in dieser Gestalt relativ jung. Dies dürfte auch von der Darstellung vom Ursprung des bösen Geistes (Teufels) S. 41 ff. gelten, welcher Matschimanito heisst im Gegensatz zum guten Geist, Kitschimanito.

gefasst, als wären die Indianer überzeugte Monotheisten gewesen. Ist dies aber auch nicht zutreffend, sondern ihre Religion, wie wir noch weiterhin sehen werden, eine stark naturbefangene und sehr abergläubische, so ist doch diese oberste Einheit des Göttlichen höchst wichtig, da hier ein neues, schlagendes Beispiel dafür vorliegt, dass auch auf so niedriger Stufe der Religion bei allem Wuste des Geisterglaubens eine erhabene und wahre Gottesidee vorhanden sein kann, ob auch in primitiver Form und ohne konsequente Ausbildung. Dass der sog. Animismus und Totemismus, wie er in der Geschichte wirklich begegnet, einen höchsten Gott ausschlösse, wird nicht am wenigsten durch das Beispiel dieser Indianer widerlegt. Ein reiner Animismus aber, welcher dem Gottesglauben vorangegangen sein soll, ist auch in Amerika nicht zu finden. Zwar wurde schon der Verdacht ausgesprochen, diese Idee des grossen Geistes sei von den Europäern, besonders den christlichen Missionaren, entlehnt. Allein dies ist nicht nur durch die weite Verbreitung dieser Gottesvorstellung und die indianischen Attribute derselben, wie Grosser Hase u. dgl., sondern auch durch die Thatsache ausgeschlossen, dass nachweislich die ersten Europäer, welche mit solchen Stämmen in Berührung kamen, sie dort schon vorfanden. Auch dass dieser himmlische Gott, welcher der Vater der Menschen heisst und insbesondere die Rothäute seine lieben Kinder nennt, als Schöpfer bezeichnet wird, ist genuin und gut indianisch. Es widerlegt freilich diese Erscheinung die oft gehegte Vorstellung, als könnte der Wilde die Frage nach dem Urheber der Dinge nicht stellen, die doch jedem Kinde geläufig ist.

Eher lässt sich darüber streiten, wie es sich mit der bei den Indianern weit verbreiteten Kunde von einer zerstörenden Weltflut verhalte, welche alle Menschen vertilgte, sodass eine neue Erschaffung der Erde und ihrer Bewohner erfolgen musste. Denn dies ist im allgemeinen die Version dieser Amerikaner, welche geradezu von einer zweiten Erschaffung der Welt wissen. Doch gehen im einzelnen die Erzählungen besonders darüber weit auseinander, wie die Erde wieder bevölkert wurde. Nach gewissen Versionen wurden einige Menschen, vielleicht ein einziger Mann oder ein Weib gerettet. Waitz führt solche Darstellungen an, welche stark an die Bibel erinnern [1]), und möchte den Einfluss der Missionare bei ihrer Entstehung „ziemlich hoch" anschlagen. Er erinnert daran, die Zauberärzte und Wunderthäter der Indianer hätten sich stets bemüht, ihr Ansehen durch Verbreitung oder Erfindung thörichter

---

1) Z. B. bei den Creeks heisst es, während der grossen Flut seien zwei Tauben ausgesandt worden, welche das erste Mal nur Excremente des Regenwurms, das zweite Mal einen Grashalm fanden. Die Potawatomi wissen, der Gr. Geist habe nach der Flut zwei Männer aus Erde und zwei Weiber aus deren Rippen gebildet. Dem weissen Mann gab er viele Kenntnisse und Künste, dem roten nur Bogen und Pfeil und seinen Hund. Bei den Mandan wurde ein Fest der Arche gefeiert u. s. w. Waitz III, 185 ff.

Geschichten zu heben und dabei stets leichtgläubige Zuhörer gefunden. So hätten fremde Elemente leicht in ihre Mythologie Eingang finden können. Allein soviel ist einleuchtend, dass auf diesem Wege schwerlich so rasch eine Überlieferung von der grossen Weltflut zu den verschiedensten Stämmen von Nord- und Südamerika gelangt wäre. J. G. Müller fasst die einheimischen Flutsagen kosmogonisch auf und bringt sie damit in Zusammenhang, dass das Wasser bei der Schöpfung und weiterhin das widerstrebende Prinzip sei, wie denn auch der böse Geist im Wasser (Meer) residiert. Allein eine Entstehung der Flutepisode aus kosmogonischer Spekulation ist bei den Indianern nicht recht glaubhaft. Es spricht der Befund eher für einen Zusammenhang, den die Eingeborenen von Haus aus mit den Überlieferungen der Semiten hatten. Doch lässt sich ein sicherer Entscheid nicht fällen.

Ein eigentümlicher Mythus ist der von Manabozho (d. h. „der die Erde gemacht hat"). Er ist der Stammesheros der Algonkin, eine Art Urmensch, der gegen allerlei Ungeheuer kämpfte und dabei manches Abenteuer bestand. Bei der Flut flüchtete er sich auf einen Baum. Er gilt als zweiter Schöpfer der Welt, nachdem sie das erste Mal durch böse Geister zerstört worden war. Es wird aber auch der grosse Geist selber mit ihm verschmolzen. J. G. Müller hält ihn für den Nordwestwind. Wurde er doch schliesslich in dieser Eigenschaft an den Himmel versetzt.

Wie aber der grosse Geist in Menschengestalt gedacht wird, so gelegentlich auch in Tiergestalt, als Hase, Biber, Vogel, Schlange u. s. f. Überhaupt ist die Anschauung von den Tieren bei den Indianern bemerkenswert. Zwischen ihnen und den Menschen besteht kein wesentlicher Unterschied. Die Tiere haben unsterbliche Seelen und eine Sprache wie die Menschen. Und die Vorstellung einer diese Schranke überschreitenden Seelenwanderung ist eine allgemeine. Nicht nur können die Menschenseelen beim Tode in Tiere übergehen, z. B. in Affen, Turteltauben u. s. f., sondern sie stammen in der Regel auch von Tieren ab. Jedes Geschlecht sieht in seinem Stammtier, das es im Wappen führt (Totem[1]) seinen Ahnherrn, ein Stamm im Adler, ein anderer im Hund u. s. f. Das betreffende Tier wird dann hoch gehalten und nicht getötet. Aber auch den andern traut man menschliches Bewusstsein und Verstand zu und behandelt sie mit einer gewissen Achtung, auch wenn man sie tötet[2]). Auch sieht der Naturmensch, dem das Göttliche am Menschen noch nicht zum Bewusstsein gekommen ist, in den Tieren etwas Ursprünglicheres, einen voller ausgeprägten Charakter, daher etwas Göttlicheres. So sollen dem Schöpfer bei seinem Werk Untergötter in Tiergestalt beigestanden haben. In den Sternbildern sieht der Indianer Tiergestalten. Es kann daher nicht be-

1) Die Bezeichnung Totem ist bei den Algonkin üblich.

2) So werden die Gebeine der Hunde, die schlecht genug behandelt und oft totgeschlagen werden, in Ehren gehalten. Vgl. die Auseinandersetzung eines Indianerweibes mit seinem Hunde Waitz III, 193 f.

fremden, wenn auch der grosse Geist selbst oft in solcher Gestalt gedacht ist. Gewisse Tiere, welche besondere Klugheit verraten wie der Biber, oder etwas Dämonisches zu haben schienen wie die Klapperschlange, wurden besonders geehrt, was nicht ausschliesst, dass man sie mit einiger Höflichkeit auch tötete. Aber auch den Pflanzen, besonders den für das Menschenleben wichtigsten wie Mais, Reis, Tabak u. s. f. wird eine gewisse Beseelung zugeschrieben. Geister glaubt der Indianer überhaupt allenthalben in der Natur wahrzunehmen, und die Furcht vor ihnen beherrscht ihn ähnlich wie den Neger. So tapfer er den leibhaftigen Feinden gegenüber ist, so leicht jagt ihm ein böses Vorzeichen, das auf einen feindlichen Geist deutet, Angst und Schrecken ein. Zum Schutz gegen solche hat jeder Mann einen Schutzgeist. Zur Zeit der Mannbarkeitsfeier, welcher strenges Fasten und grausame Selbstpeinigungen vorangehen, muss der Jüngling in der Einsamkeit seinen „Lebenstraum" abwarten. In diesem Traum erscheint ihm sein Schutzgeist und offenbart ihm sein Schicksal. Da der Geist meistens in Tiergestalt kommt, wird das betreffende Tier nachher vom Jüngling erlegt und seinen Balg führt er von da an immer mit sich als seine „Medizin."

Dies führt auf die Zauberei, welche bei den Indianern ähnlich mit dem Geisterglauben verbunden war wie bei den Negern. Allein der Kultus ist bei ihnen doch nicht so sehr im Zauberwesen aufgegangen wie bei jenen. Zwar ist auch bei ihnen der Dienst des grossen Geistes im allgemeinen hinter dem Geisterkult zurückgetreten. Allein derselbe hat doch noch immer seinen Kultus. Da der grosse Geist vor allem in der Sonne verehrt wurde, so ist der Sonnendienst oder davon abgeleiteter Feuerdienst allenthalben nachweisbar, allerdings ungleich ausgeprägter im Süden von Nordamerika, in Centralamerika, auf den Antillen [1]) und endlich in Südamerika als bei den nördlichen Indianern. Am meisten ausgebildet war der Feuerkultus bei den Natschez, wo immerfort ein heiliges Feuer, aus blos 3 Scheitern genährt, lodern musste. J. G. Müller hat die ganze nordamerikanische Religion geglaubt erklären zu können aus einer Durchdringung von südlichem Sonnendienst und nordischem Geisterdienst. Allein dass auf alle Fälle auch der letztere in einem höchsten, im Himmel wohnenden Gotte gipfelt, haben wir gesehen. Auch ist dieser Geist bei den Indianern in naher Beziehung zur Sonne gedacht. Sie rufen den grossen Geist beim Aufgang derselben an [2]). Die Pflege des Feuers spielt auch bei nördlichen Indianern eine religiöse Rolle [3]), was auf Zusammenhang mit dem himmlischen Feuer führt. Auch das Rauchen

---

1) Auf den Antillen heisst die über alles verehrte göttliche Sonne Tonatiks, in Centralamerika Tonatrikli oder Tonatiu.

2) Siehe Waitz III, 181.

3) Zu gewissen Zeiten musste das alte Feuer gelöscht und reines, neues angezündet werden. Dies that man auch in der Nacht vor dem Kampf.

der Pfeife ist aus diesem Grund bei ihnen ein feierlicher Kultusakt. Bei den nördlichen Algonkin ist der Mond der böse Geist im Gegensatz zum guten Sonnengott. Doch wird, wie wir es schon bei den Kanadiern sahen, der grosse Geist auch von der Sonne und dem Feuer unterschieden. Z. B. werden bei den Leni-Lenape 12 oberste Manitu in einem Kultus verehrt: als der grösste unter ihnen der grosse Geist im Himmel, ferner der Manitu der Sonne (des Tages), des Monds, der Erde, des Feuers, des Wassers, des Hauses, des Mais und der vier Himmelsgegenden. Jeder wird durch einen Stab oder eine Stange dargestellt, die oben verbunden und mit Decken behangen sind. Jedem wird ein glühender Stein hingelegt, dem Walsit Manitu (Gr. Geist) der grösste [1]). Auch das Schwitzbad, welches in Nord- wie Südamerika ein gottesdienstlicher Akt ist, scheint das Durchglühtwerden des Menschen durch den Feuergott darzustellen.

Als Herr des Lebens ist der Grosse Geist namentlich auch Kriegsgott und empfängt dabei selbstverständlich besondere Huldigungen. Im Gebet des Häuptlings und in Kriegsgesängen wurde er um Beistand angerufen [2]). Natürlicherweise weihte man ihm den besten Teil der Beute zum Dank und um sich seiner Geneigtheit für die Zukunft zu versichern. Namentlich wurden ihm Gefangene getötet, damit er sich an ihrem Fleisch und Blute labe. Denn die Geister alle sind lüstern nach Blut [3]). Vielfach haben diese Schlächtereien auch den Zweck, die im Kampf Gefallenen zu befriedigen. Durch die langsame Quälerei des Gefangenen glaubte man die Aufmerksamkeit der Geister anzuziehen und jedenfalls deren Behagen zu erhöhen. Auch abgesehen vom Kriege sind Menschenopfer nicht selten. Namentlich Knaben und Mädchen wurden etwa geschlachtet, z. B. im Frühling, um eine gute Ernte zu erhalten [4]). Sonst aber genügten Tieropfer, von denen als das grösste der Hund galt, und Tabak oder Mais und Früchte. Auf Reisen und Kriegszüge begab man sich nie, ohne durch religiöse Ceremonien sich vorbereitet zu haben, namentlich durch Fasten, Brechmittel, Purganzen u. dgl. Solche Bräuche waren auch mit jenem Fest der ersten Früchte verbunden, wo man sich auch von allen Übelthaten des vergangenen Jahres rein wusch und badete. Jene medizinischen Mittel haben wie das als besonders reinigend angesehene Schwitzbad eine religiöse Bedeutung, da durch diese Gebräuche die bösen unreinen Geister ausgetrieben und der Mensch für Aufnahme der guten empfänglich gemacht wird.

---

1) J. G. Müller S. 91 f.
2) Ebenda S. 141 f.
3) Auch die häufigen Verwundungen und Blutungen, das Blutlassen bei der Einweihung der Jünglinge und Blutritzen junger Mädchen sollte den Durst der Geister nach Blut befriedigen.
4) Auch ein Fest der ersten Früchte wurde bei denjenigen Indianern gehalten, welche Landbau trieben, wie bei den Creeks.

Überhaupt sind die angegebenen religiösen Grundlinien stark überwachsen vom Zauberwesen, das aus dem üppigen Geisterglauben hervorwucherte. Den Fetischmännern der Neger entsprachen die indianischen Zaubermänner, die als Priester[1]) beim Kultus fungierten und zugleich Wahrsager und Ärzte, „Medizinmänner“ waren. Dass sie mit den Geistern in nächstem Zusammenhang stehen, geht daraus hervor, dass sie wie diese Manitu, Okki u. s. w. heissen. Sie konnten nach dem allgemeinen Volksglauben Geister citieren und bannen und von ihnen Aufschluss über die verborgenen Dinge erlangen. Auch hier fehlen die geheimen Weihen und Geheimbünde nicht. Namentlich bei den Karaiben wurde der Lehrling durch Fasten, Tänze, Aderlässe, Peinigungen, künstliche Erregung von Konvulsionen viele Jahre lang zubereitet, ehe der Lehrmeister seinen Schutzgeist citierte und ihn um einen Schutzgeist für denselben bat.

Bei diesem Schamanismus wird wie anderwärts nicht alles auf Betrug und bewusster Täuschung beruhen[2]). Doch war solche reichlich mit im Spiel. Auch solche, die sich zum Christentum bekehrten, waren nachher von der Realität der Zauberei, die sie getrieben, fest überzeugt und schrieben dem Teufel diese Kräfte zu. Aber ebenso kam es vor, dass ein solcher Bekehrter (wie auch in Afrika) erzählte, wie er nach den spannendsten Prüfungen und furchtbarem Eidschwur, das Geheimnis nicht zu verraten, schliesslich als solches empfangen habe, dass es keine Geister gebe, sondern das Ganze Gaukelei sei.

Da hier wie in Afrika die Krankheiten als Wirkungen eines Zaubers angesehen wurden, waren die Zauberer zugleich die Medizinmänner oder Ärzte, welche namentlich den bösen Zauber aus dem Körper zu saugen hatten[3]). Aber auch auf hundert andere Dinge mussten sie sich verstehen. Verlorene Gegenstände, gestohlene Sachen herbeischaffen, Regenwolken herbeiziehen, Jagdbeute anlocken, waren Dinge, die man von ihnen erwartete. Man traute ihnen sogar zu, dass sie sich in Tiere verwandeln könnten. Natürlich haben sie wie ihre afrikanischen Doppelgänger viel mit Amuletten zu thun, die als Behausung von Geistern gelten. Wir begegneten schon oben der „Medizin des Mannes“, welche von dieser Art ist. Alle möglichen Gegenstände können dafür angesehen werden, Felle von Tieren, Federn, Muscheln, besonders auch Tabakpfeifen und jene Wampums, die im öffentlichen wie

---

1) Eine eigentliche, beim Kultus weiss gekleidete Priesterschaft besassen die Natschez zur Bedienung ihres ewigen Feuers. Sie hatten auch einen eigentlichen Tempel mit Götterbildern, während beides nach Norden zu selten vorkommt. In Mittel- und Südamerika sind die Bilder allgemein. Z. B. auf den Antillen heissen die vielen kleinen Bilder Chemi, was eigentlich Name der betreffenden Geister ist.

2) Vgl. oben Seite 92.

3) Eine andere Prozedur war das Durchstechen eines kleinen Tierbildes, das den bösen Geist darstellt, der im Kranken steckt.

privaten Leben als bedeutsam angesehen werden, desgleichen zauberkräftige Bilder, die man roh genug in Ähnlichkeit von Menschen und Tieren anfertigte. Man sieht, die Ideenassoziationen sind hier dieselben wie in Afrika. Man könnte auch in Amerika von „Fetischismus“ sprechen, wenn das Wort nicht missverständlich wäre. Dass übrigens das Gewerbe der Zauberei einträglich war, geht daraus hervor, dass man in jedem Dorf zwanzig oder mehr solcher Medizinmänner und -frauen finden konnte [1]).

Was das Leben nach dem Tode anlangt, so sind die Vorstellungen davon unter sich widersprechend. Das Fortleben der Abgeschiedenen selbst aber steht ausser allem Zweifel. Die am häufigsten begegnende Vorstellung ist die, dass im Jenseits in wenig verbesserter Auflage das diesseitige Leben fortspielt. Jagd und Kampf wiederholen sich dort. Bei der Bestattung gibt man Waffen, Vorräte, Tabakspfeife, Farben zum Bemalen mit ins Grab [2]). Dem Häuptling werden auch Weiber und Sklaven zur Bedienung geschlachtet. Dem Freund hängt man einen frischen Skalp aufs Grab, da der Getötete ihm dann drüben dienen muss. Man stellt auch dem Begrabenen noch längere Zeit Speisen aufs Grab, bis dieselben unberührt liegen bleiben. Dann nimmt man an, er habe drüben reiche Jagdgründe gefunden. Die Seelen befinden sich zunächst noch in unmittelbarer Nähe des Leichnams; die Irokesen lassen sogar ein kleines Loch im Grabe offen, damit die Seele einen Ausgang habe. Dann glaubt man, dass sie eine beschwerliche Wanderung nach den glücklicheren Gefilden zu machen habe. Der Weg geht über eine Schlange oder über einen Fluss, über welchen ein altes Weib in Gestalt eines Walfisches die Toten hinüberschifft, während ein zweites Zoll fordert und denen, die nichts geben, ein Auge aussticht. Wer von der Schlange oder einer schwankenden Brücke herunterfällt, hat drüben ein elendes Dasein. Auch gibt es allerlei feindliche Geister und Ungeheuer, welche die Seelen anfechten. Vor solchen Schrecknissen kehren diese nicht selten wieder um — das sind die Scheintoten [3]). Auch Seelen wirklich Verstorbener kommen etwa zurück zum Schrecken der Überlebenden, gierig nach Speise und Blut. Als Ziel, wohin die Toten wandern, erscheinen oft auch die Gestirne; die Milchstrasse ist dann ihr Weg. Wir sahen schon, dass die Amerikaner himmlische Wesen in Tiergestalt kennen und solche auch in den Sternbildern erblicken. Man konnte sich die Seligen in solcher Weise denken.

---

1) Waitz III, 213.
2) Vgl. Schillers Totenlied des Nadowessiers.
3) Auch beim Traume verlässt die Seele den Leib. Was sie dabei schaut, ist von grösster Wichtigkeit. Der Indianer glaubt bestimmt an das Schicksal, das er geträumt hat.

II. Die Mexikaner.

Einleitung[1]).

Im südlichsten Teil von Nordamerika und in Centralamerika haben sich, wie schon angedeutet wurde, die Indianer zu mehr oder weniger Kultur erhoben. Es bildeten sich da Staaten mit Königtum und Priesterschaft, Ackerbau und Gewerbe, Städten und Tempeln mit reichem Kultus. Am bekanntesten ist das sehr civilisierte mexikanische Reich geworden, das Ferdinand Cortez auf der Höhe seiner Macht antraf und in einem kühnen Feldzug mit einer Handvoll Leute eroberte. Dieses Reich war aber das Ergebnis einer langen Geschichte und der Erbe alter Kultur, die schon vor Jahrhunderten auf centralamerikanischem Boden geblüht hatte. Das damals in Mexiko herrschende Volk der Azteken, welches die Hauptstadt dieses Namens gegründet hatte, war sich wohl bewusst, von Norden, genauer Nordwesten, eingedrungen zu sein. Es war ein ungeschlachteres, kriegerisches Indianervolk, das sich in dem schönen Lande um die mexikanischen Seen festgesetzt und die höhere Bildung des unterworfenen Volkes sich angeeignet hatte. Der Name Tolteken, welchen die früher herrschenden Landesbewohner trugen, war eben deshalb kein verachteter, sondern man huldigte dem Genie jener Vorgänger, indem man damit den Begriff feiner Bildung und guten Geschmacks verband. Diese Tolteken, die vielleicht von ihrer Hauptstadt Tula, Tulla diesen Namen führten, waren übrigens schon vor der Erhebung der Azteken in ihrem Regiment gestört worden durch die Chichimeken (d. i. „Hunde"), welche wohl weniger als ein bestimmter Stamm zu denken sind, sondern vielmehr die früher botmässige Indianerbevölkerung darstellen, die sich an die Stelle einer herrschenden Minderheit gesetzt hat. Auch die Chichimeken wussten sich übrigens hohes Ansehen zu erwerben, ehe sie von den Azteken verdrängt wurden. Die letztern verliehen dem Reiche einen kriegerischen Charakter. Dieses mexikanische Reich ist nicht streng einheitlich zu denken. Noch zuletzt war es eine Bundesgenossenschaft zwischen dem Aztekenkönig und den Königen von Tezkuko und Tlakopan, unter welchen der erstere allerdings den Vorrang hatte. Die Mexikaner hatten die Kunde ihrer Vergangen-

1) Vgl. besonders Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. IV, Leipz. 1864, S. 1 ff. — J. G. Müller, Am. Urrel. S. 441 ff. — A. Réville, Les Religions du Mexique etc., Paris 1885. — Ferner das oben S. 770 genannte Werk von Bancroft und vgl. bei Wuttke, Gesch. des Heidentums I, S. 251 ff.

heit nicht ohne Sorgfalt überliefert. Zwar ihre Bilderschrift[1]) konnte nur zur Nachhilfe für das Gedächtnis, nicht zu genauer Fortpflanzung des Inhalts dienlich sein. Aber man prägte der Jugend die Geschichte ihres Volkes ein, und so ist eine gewisse Überlieferung davon auf die Europäer gekommen. Man kennt elf aztekische Herrscher, deren letzter der von den Spaniern entthronte Montezuma[2]) war, während der erste in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. regierte. Vor 1350 waren die Chichimeken an der Herrschaft, welchen man etwa 300 Jahre glaubt zuweisen zu können, obwohl die Chronologie für diese frühere Zeit ganz unsicher ist. Die Azteken wanderten unter deren Regiment ins Land, etwa seit dem 11. Jahrhundert und gründeten 1325 ihre Hauptstadt, die später den Namen Mexiko erhielt. Nur allmählich wuchsen sie zur ersten Macht heran. Die Tolteken hatten ihre Kultur von dem Maja-Geschlecht, d. h. einer Bevölkerung, die im Süden der Halbinsel Jukatan um die Städte Chiapa und Palenque wohnte. Ohne vom politischen Leben dieser Bevölkerung etwas zu wissen, muss man hier den Herd annehmen, von welchem eine mächtige Kultur nach Norden vordrang. Man glaubt die Blütezeit derselben schon am Anfang unserer Zeitrechnung ansetzen zu können, ja schon einige Jahrhunderte vor derselben ihren Bestand voraussetzen zu sollen.

Eigentümlich ist nun im Reiche Montezuma's die Mischung feiner Civilisation und barbarischer Rohheit, welche sich aus der eben angedeuteten Völkermischung erklärt, sowie daraus, dass die Maja von keinem asiatischen oder europäischen Kulturlande befruchtet worden sind. Davon ist das merkwürdigste Anzeichen, dass noch die Mexikaner keine Bearbeitung des Eisens kannten, sondern mit Steinäxten u. dgl. kämpften. Auch ist echt indianisch die Ungeschicklichkeit in der Verwendung der Tiere, die sie nicht zum Ziehen und Tragen abrichteten. Anderseits hatte man nicht bloss den Landbau (bes. Maisbau) schon zur Zeit der Maja eifrig betrieben; auch die Baukunst war von alters her gepflegt worden, wie aus voraztekischer Zeit stammende Ruinen beweisen. Man baute Strassen, Brücken, Tempel mannigfacher Art. Die Hauptstadt, in welcher Strassenreinigung und -beleuchtung nicht fehlten, machte einen grossartigen Eindruck. Das Handwerk, besonders das Kunstgewerbe des Goldschmieds und Juweliers, florierte, der Handel wurde von den Azteken eifrig betrieben. Verwaltung und Kriegswesen waren wohlgeordnet, Erziehung und Schulung der Jugend bildete ein ernstes Anliegen bei allen Vornehmern. Auch die Religion bietet, wie wir sehen werden, eine seltsame Mischung von ernsten, erhabenen Ideen und grausamer Roheit dar.

Zuvor seien noch die Hauptquellen angegeben, auf welche man bei deren Erforschung angewiesen ist. Durch die Spanier be-

1) Siehe über diese Waitz IV, 1 ff.
2) Montezuma, der zweite dieses Namens, regierte 1503—1519.

kehrt, haben einige Mexikaner selber, denen ihre nationalen Überlieferungen vertraut waren, Schriften darüber verfasst, so Pimentel Ixtiloxochitl, aus der königlichen Familie von Tezkuko, hat eine Geschichte der Chichimeken u. a. geschrieben, Magnoz Camargo aus Tlaskala eine Geschichte dieses Freistaats, Pomar aus Tezkuko historische Aufzeichnungen über seine Vaterstadt. Viel reichlicher aber ist das Material, das die erobernden Spanier hinterlassen haben, welchen man, ob sie auch manches nicht verstanden haben, zugestehen muss, dass sie sich für die Merkwürdigkeiten dieses Volkes lebhaft interessierten. Namentlich ist ihr Bericht da von Wert, wo sie als Augenzeugen reden [1]). Fernando Cortez selbst hat Berichte über seine Expeditionen hinterlassen. Sein Hauskaplan Franzisko Lopez de Gomara hat wohl mit Benützung der Papiere desselben eine „Chronik von Neu-Spanien" geschrieben. Wichtiger ist des Bernal Diaz del Castillo [2]) „Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien". Der warme Freund der Indianer de Las Casas schrieb zu ihren Gunsten ein „Memoriale", worin er ihre Sitten und religiösen Gebräuche wenig kritisch in das beste Licht zu rücken suchte. Auch der Franziskaner P. Bernardino de Sahagun, welcher sich seit 1529 im Lande aufhielt und das Volk gründlich studierte, ist geneigt, dessen Religion im christlichen Sinn zu idealisieren. Er schrieb eine immerhin sehr wertvolle „Geschichte der Dinge von Neu-Spanien". Wichtig ist auch des Jesuiten Joseph Acosta Historia natural y moral de las Indias occidentales, welche ausser der mexikanischen auch die peruanische Religionsgeschichte umfasst und auf einer ältern Schrift eines Ordensbruders Juan de Tobar fusst. Frühere Quellen benützte auch der 50 Jahre in Mexiko lebende Juan de Torquemada zu seiner Monarchia Indiana, 1614. Unter den Spätern sind namentlich zu nennen Herrera, der königliche Historiograph Philipps II. und der gewesene Jesuit Clavigero, Verfasser einer „Alten Geschichte von Mexiko", deren Verdienstlichkeit A. v. Humboldt wieder ans Licht gezogen hat, der überhaupt wieder Teilnahme für die amerikanischen Studien weckte.

Die Religion der Mexikaner.

Die Religion des Aztekenreiches wird obenhin als Polytheismus bezeichnet. Allein auch hier ergibt sich bei näherer Prüfung, dass das bunte Pantheon, welches die Europäer in der That in diesem Lande vorgefunden haben, nicht das ursprüngliche Bild der Volksreligion bietet, sondern das Ergebnis einer geschichtlichen

1) Siehe näheres über diese Quellen bei J. G. Müller, S. 442 ff. und bei Réville S. 11 ff.

2) Derselbe war ein Offizier in der Umgebung des Cortez.

Ineinanderschiebung verschiedener Nationalreligionen war. Das Ursprüngliche ist auch hier das Einfache, eine einheitlichere Fassung der Gottheit. Und es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Gottheit anfänglich als überirdische, himmlische aufgefasst und in nächster Beziehung zur Sonne gedacht wurde. Es war auch hier nicht die physische Sonne als solche gemeint. Man hatte ein von dieser unabhängiges Wort für Gott, nämlich Teotl[1]), und Erleuchtetere geben an, diese Gottheit (Teotl schlechthin) sei unsichtbar und Urheber aller Dinge. Allein für das Volksgemüt war die Sonne der Träger dieser allesbeherrschenden Gottesmacht oder doch ihre Manifestation, wozu sich dann als Nebenfigur von selbst der Mond gesellte. Dieser Sonnenkultus war die breite Grundlage der central- und südamerikanischen Religionen. Die Hauptgötter der Azteken sind, wie Réville wohl mit Recht annimmt, nähere nationale Bestimmungen des ursprünglichen Sonnengottes. Jedenfalls schimmert dieser noch in der späten mexikanischen Religion als das ursprüngliche durch. Sonnenscheiben von Gold waren verbreitet[2]), riesige Gesichter, oft mit ausgestreckter Zunge, um das Sprechen und Lebendigsein des Sonnengottes darzustellen. Ebensolche Abbildungen finden sich auf den Ruinen bei Palenque. Obwohl die Sonne selbst bei den Azteken nicht mehr besonderer Tempel und eines eigenen Kultus sich erfreute, so nannten sich doch dieselben noch mit Stolz „Söhne der Sonne", sie hiessen die Sonne Ometekutli, „den zweimal Herrn", den Mond Omeciuatl, „die zweimal Herrin", welche Formen an Ägypten erinnern. Sie begrüssten täglich die aufgehende Sonne mit Posaunenstössen und Opfern von Vögeln. Und unter den kleinen Hausgöttern und Amuletten[3]) gab es sehr viele kleine Sonnenscheiben. Die neugeborenen Kinder wurden zuerst diesen uralten Gottheiten geweiht, wie wir sehen werden.

An Ägypten erinnert aber auch die beachtenswerte Wahrnehmung, dass bei den althergebrachten schönen Weihereden, die etwa bei der Thronbesteigung gewechselt wurden[4]), ebenso bei den von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Mahnreden, die Vater und Mutter an Sohn oder Tochter hielten[5]), fast gar nicht auf eine Mehrheit von Göttern, sondern stetsfort auf die Gottheit schlechthin, oder auf „unsern Gott", den Schöpfer von Allem, hingewiesen wird, welchem eine hohe sittliche Würde und ein bestimmter Wille in betreff des Verhaltens der Menschen beigelegt

---

1) Teotl klingt mit den indogermanischen Gottesnamen zufällig ganz zusammen, denn tl ist als mexikanische Endung abzulösen. Das Wort ist Appellativ geworden. In vielen Götternamen ist es enthalten, ebenso in Teokalli, Gotteshaus, Tempel u. s. f.

2) Cortez sandte zwei kostbare Scheiben dieser Art an Karl V., die Sonne von massivem Gold, der Mond von Silber.

3) Diese mexikanischen Hausgöttchen wurden Tepitoton genannt.

4) Siehe solche bei Waitz IV, 68 ff.

5) Siehe ebenda IV, 124 ff.

ist. Man hat wohl schon die moralisch-religiöse Höhe dieser von Sahagun und Torquemada übermittelten Reden verdächtig gefunden und gemeint, sie könnten um ihretwillen nicht echt mexikanisch sein; allein der besonnene Waitz [1]) hat gut ins Licht gesetzt, warum sie historisches Zutrauen verdienen.

Wenn aber die Religion der centralamerikanischen Maja und auch der älteren Mexikaner eine altertümliche Einheitlichkeit der Gottesauffassung zeigte, so haben manche Umstände zusammengewirkt, um hier eine polytheistische Zersplitterung der Gottheit herbeizuführen. Der Sonnengott selbst konnte in verschiedener Fassung und unter verschiedener Benennung sich mehrheitlich spalten, und dies ist in der That geschehen. Anthropomorphisch nationalisierte Sonnengötter scheinen die beiden Hauptgötter der Azteken gewesen zu sein: Huitzilopochtli und Tezkatlipoka, deren Kultus im gemeinsamen Haupttheiligtum von Mexiko statthatte.

Huitzilopochtli [2]) ist zweifellos der kriegerische Stammgott der Azteken, dem sie die Führung beim Zuge ihres Volkes aus ihrem fernen Stammland nach dem mexikanischen zuschrieben. Der Name bedeutet „Kolibri links“, womit übereinstimmt, dass der Gott am linken Fuss zum Schmuck eine Kolibrifeder trägt. Nur eine andere Benennungsform ist der Name Huitziton „der kleine Kolibri“. Doch wird diese gebraucht um den menschlichen Stammheros, der den Stamm auf jenem Zuge führte [3]), zu bezeichnen. Es erhebt sich daher, die eigentliche Identität von Huitziton und Huitzilopochtli vorausgesetzt, die Frage, ob man es mit einem vergötterten Helden, oder mit einem euemerisierten Gott zu thun habe. Noch Waitz hielt das erstere für richtig, während die Neuern mit guten Gründen den geschichtlichen Helden Kolibri aufgegeben haben und in ihm nur den Reflex des Gottes sehen, der in Tiergestalt das Volk auf seiner Wanderung geführt habe, wie so manche Sage ähnliches erzählt. Der Kolibri wäre dem Specht der Römer (Picus Martius) zu vergleichen, welcher die Sabiner nach Picenum geführt hat. Zu solcher Rolle ist der kleine Vogel Kolibri vortrefflich geeignet, der ebenso durch den schönsten Federschmuck wie durch seine kriegerische Tapferkeit sich auszeichnet. Was die Gottheit selbst anlangt, so war sie Naturgottheit ebensosehr und früher als politische, nationale. J. G. Müller bestimmte sie als Luft- und Himmelsgott mit besonderer Beziehung auf die jährlich im Frühling erblühende und im Herbst absterbende Pflanzenwelt; einleuchtender Réville als Sonnengott, und zwar als jugendlich im Frühling geboren werdende, alle Vegetation hervorbringende und mit ihr im Herbst ersterbende Sonne. Bedeut-

1) Waitz IV, 124 f.

2) Der Name ist nach J. G. Müller auszusprechen Huitzilopotschtli. Er ist ins Deutsche als komische Bezeichnung des Teufels übergegangen: Vitzilipuchtli, Vizlipuzli.

3) Derselbe vernahm den Ruf eines Vögelchens: tihui! „lasst uns gehen“ und erkannte darin die Mahnung mit seinem Volke auszuwandern.

sam ist schon, dass die Azteken den Kolibri Sonnenstrahl oder Sonnenhaar nannten [1]), da er wie ein solcher Strahl in seinem leuchtenden Glanze auf die Blume fällt. Er ist das paradiesische Vögelchen der Sonne, das dort zu Lande die Stelle der Biene vertrat, welche man vor Ankunft der Europäer nicht kannte, und aus den von der Sonne geöffneten Kelchen den Honig sog. Wir haben hier wieder ein Beispiel dafür, dass der Kultus nicht vom Tier zum himmlischen Gotte aufgestiegen ist, sondern dass man in dem Tierchen eine Selbstdarstellung des letztern zu erblicken meinte. Mit dieser solaren, überhaupt naturhaften Deutung des Huitzilopochtli stimmt nun vollkommen überein, dass dessen Hauptfeste in den Mai, auf Ende Juli und gegen die Zeit der Wintersonnenwende fallen, d. h. auf den Zeitpunkt, wo nach der öden Dürre die Frühlingsregen beginnen und eine neue Vegetation hervorrufen, in die Zeit, wo das Jahr in seiner höchsten Pracht steht, und endlich auf den Moment, wo die Sonne abstirbt und die Pflanzenwelt zu Grunde geht. An diesem letzten Feste vollzog man einen sprechenden Gebrauch. Man bildete aus allerlei Samen einen mit dem Blut von Kindern angefeuchteten Teig und formte diesen zu einem Bilde des Gottes. Dieses wurde dann von einem Priester des Quetzalkoatl mit einem Pfeile durchschossen. Derselbe schnitt ihm, wie man es bei den Menschenopfern zu machen pflegte, das Herz aus und dieses wurde vom Könige gegessen, während der Leib in Stücke geschnitten und unter die Bewohner der Stadt verteilt wurde. Man ass den Gott, und dieser galt nun für tot, erschien aber im folgenden Jahr wieder neu verjüngt.

Ein eigentliches Kultusbild des Gottes Huitzilopochtli von Holz wurde bei der Einwanderung auf einer heiligen Kiste getragen, die man mit der Bundeslade der Israeliten verglichen hat. Deren Farbe war blau, ebenso die der Basis des spätern Hauptbildes, dessen Gesicht man am Sommerfeste auch blau malte, damit es an den ungetrübt blauen Himmel erinnere. Das Bild [2]) selbst, unförmlich und kolossal, mit riesigen, erschreckenden Augen, zierten eine Menge Edelsteine und Perlen, aber auch Menschen-Gesichter und goldene Herzen (seine Opfer darstellend). Mit goldenen Schlangen war er umgürtet, mit der einen Hand hielt er den Bogen, mit der andern vier Pfeile, welche auch etwa neben ihm lagen, und auf diesen sollte die Stärke seines Volkes beruhen. Von den grauenhaften Opfern, welche ihm dargebracht wurden, soll nachher die Rede sein. Hier sei noch angemerkt, dass eine kleine Figur, welche ihm wie ein Knappe eine kleine Lanze und einen goldenen Schild hielt, dicht daneben stand: Painalton genannt: „der kleine Hurtige“, der Genius des plötzlichen Kriegslärmes und Aufgebots, eine blosse Spezialität des Kriegsgottes; es ist jener Huitziton, „der kleine Kolibri“, sein Doppelgänger, wie wir sahen.

1) J. G. Müller S. 592.
2) Siehe die Beschreibung des Bernal Diaz bei Réville S. 55.

Huitzilopochtli selbst trägt auch noch andere Namen, wie Mextli („der Krieger"), Tetzateotl („der schreckliche Gott") u. a. m.

Allein dieser Gott hatte sich mit einem ebenbürtigen in die Herrschaft geteilt. In jenem Haupthelligtum zu Mexiko stand neben dem eben beschriebenen Kolossalbild ein ebenso grosses mit der Schnauze eines Tapirs, welches Tezkatlipoka darstellte, der ebensoviel Ehre und Opfer empfing. Der Name bedeutet „glänzender Spiegel", aus glänzendem schwarzem Stein gehauen mit einem glänzenden Schild in der Linken und leuchtenden Augen. Er trägt die Haare gezopft in einem goldenen Netz, woran ein goldenes Ohr angehängt war, gegen welches Zungen aufzusteigen schienen — ein Symbol der Erhörung, welche er den Bittenden gewährt. Auch er führt vier Pfeile, die nie des Zieles verfehlen. In seinem Spiegel sieht er alles, was die Menschen thun, und so beaufsichtigt er sie mit strenger Gerechtigkeit. Er sendet ihnen zur Strafe für Übelthaten Krankheiten, Hunger, Tod. Wie schon Wuttke erkannt hat, weisen manche Züge, voran der glänzende Spiegel, auf einen Sonnengott. Dann fragt sich aber, wie er sich zu Huitzilopochtli verhält. Seine Feste fallen auch in den Mai und Dezember; ausserdem in den Oktober, wo die Ankunft der Götter, und speziell die seinige gefeiert wird. Wenn Huitzilopochtli stirbt, so bleibt Tezkatlipoka und kommt um so mehr zu Ehren. Erst wenn jener wieder auflebt, tritt dieser zurück; der Gott stirbt nicht, aber er verschwindet. Deshalb hat Réville ihn als eine andere Phase des Sonnengotts aufgefasst: „die austrocknende, unfruchtbare Sonne der kalten Jahreszeit, wo es in Mexiko nicht regnet." In ihrer bürgerlichen Thätigkeit unterscheiden sie sich so, dass Huitzilopochtli hauptsächlich Kriegsgott ist, sein „Bruder" Tezkatlipoka der innern Verwaltung des Staates und der Rechtspflege sich annimmt. Allein sowohl jene Teilung in die Phasen des Sonnenlaufs als diese Beschränkung auf eine Seite des Volkslebens ist sicherlich nicht das Ursprüngliche. Vielmehr wird die Erklärung dieser Parung zweier Hauptgötter darin liegen, dass sie aus dem Kultus zweier verschiedener Völker stammen — J. G. Müller nimmt an der Azteken und der Tlailotlaken [1]) —, bei welchen die solare Gottheit sich mit verschiedenen und doch auch ähnlichen Zügen ausgestaltet hat. Im Kultus ist beiden, da sie politisch gleichberechtigt erschienen, gleiches Recht geworden, und man liess sie nach ihrer Eigenart in die Lebenssphäre des Volkes sich teilen.

Ein ähnliches und doch wieder anderes Abkommen hat man mit einer dritten Gottheit getroffen, die einst im Lande sich unbestrittener Herrschaft erfreute: Quetzalkoatl war die Hauptgottheit in der toltekischen Periode gewesen, die durch die Aztekengötter zwar von der leitenden Stellung verdrängt worden ist, aber immer noch eine ehrenvolle behauptet hat. Noch stärker als bei

1) J. G. Müller S. 614.

dem zuerst besprochenen Stammgotte der Azteken tritt bei Quetzalkoatl eine menschlich-göttliche Doppelheit des Wesens hervor, wie denn überhaupt in der amerikanischen Anschauung die Schranke zwischen Gott und Mensch keine absolute ist, sondern mannigfach überschritten wird. Es wird viel von einem menschlichen Priesterkönig Quetzalkoatl erzählt, der mit seinem Volke aus der östlichen Heimat Tlapallan (Rot-Land) gekommen sei und in Tula regiert habe. Genauer wird von ihm der weltliche Anführer Huemak oder Huematzin unterschieden, welcher dem Volke das Gesetzbuch schrieb. Quetzalkoatl selbst war das priesterliche Haupt, ein weisser Mann (nach Andern mit rotem Gesicht) in weissem Gewand, mit langem Bart. In der Nähe der Stadt befindet sich ein Vulkan, wo er seinen asketischen Übungen oblag. Seine Gesetze wurden durch einen Ausrufer von der Spitze dieses Berges so laut verkündigt, dass man es 300 Meilen weit hörte. Er lehrte das Volk Ackerbau und milde Sitten, auch mancherlei Gewerbe und Kunst, wie das Schneiden des Steines, das Schmelzen von Metall, er gab einen Kalender und eine staatliche Ordnung. Kurz er war der Schöpfer der Kultur. Rohe Sitten verabscheute er, insbesondere predigte er wider die Menschenopfer und hiess den Göttern nur Früchte und Blumen darbringen. Auch der Krieg war ihm verhasst. Er stopfte die Ohren zu, wenn er nur davon reden hörte. Unter seinem milden Regiment lebte man im glücklichsten Frieden. Menschen und Tiere waren einträchtig, die Ernten überreich, der Wohlstand allgemein. Allein dieses goldene Zeitalter nahm ein Ende, als der verschlagene Tezkatlipoka, der hier nicht als der Träger der Gerechtigkeit, sondern als der schlaue, rücksichtslose Eindringling erscheint, sich in der Stadt einnistete und den Quetzalkoatl bezauberte, dass er, von Sehnsucht nach der fernen Heimat ergriffen, die von ihm geschaffene Herrlichkeit selber zerstörte und mit den Singvögeln das Land verliess. Der arglistige Tezkatlipoka hatte sich bei seiner Ankunft an Spinnweben vom Himmel herniedergelassen. Nach einer anderen Erzählung wäre er mit zwei Gefährten, unter welchen Huitzilopochtli genannt wird, als schmucker Jüngling eingezogen und hätte durch seine Verführung und mancherlei Streiche [1]) den Tod vieler Bewohner von Tula herbeigeführt, so dass der König Quetzalkoatl sich leichter entschloss, seine verwüstete Residenz zu verlassen und jenem Verlangen nach seiner alten Heimat zu folgen, das ihm der Nebenbuhler, als er selber krank war, in einem angeblichen Heiltrank beigebracht hatte. Jedenfalls verliess Quetzalkoatl Stadt und Land und gelangte, von seinem Gegner fortwährend verfolgt, endlich nach Cholula, wo er längere Zeit blieb, bis er wieder weiter nach Osten wandern musste. Er erreichte zuletzt das östliche Meer (bei Vera Cruz) und die Schlangen desselben bildeten für ihn ein Floss, auf welchem er nach dem Lande Tlapallan hinüber fuhr. Doch er-

1) Siehe dieselben bei Réville S. 75 f.

wartete man, er werde von dort einmal wiederkommen, um seine Verächter zu züchtigen.

Da Cholula ein Hauptsitz der Verehrung des Quetzalkoatl blieb, so ist in diesen Erzählungen unverkennbar der durch das Eindringen der rauheren Aztekengötter veranlasste Rückzug seines Kultus und überhaupt der toltekischen Gesittung nach der Richtung, woher sie gekommen waren, angedeutet. Man hat nun oft gemeint, in Quetzalkoatl eine historische Erscheinung erblicken zu sollen und etwa an einen Buddhisten oder auch einen Amerikaner gedacht, der solche Weisheit verkündigt hätte und deshalb vergöttert worden wäre. Dass er aber eine bloss mythische Personifikation der toltekischen Kultur ist, dafür spricht der Umstand, dass derselbe Mann ebenso sehr bei ihrer Vertreibung wie bei ihrer Entstehung beteiligt ist. Die kultischen Gebräuche führen weiter darauf, dass wir in ihm einen älteren Landesgott zu sehen haben, der zur Zeit der Tolteken und Chichimeken die Stelle einnahm, welche er später den neu eingedrungenen Göttern überlassen musste. Seine Attribute zeigen bei aller Verschiedenheit doch manche Analogie zu denen jener beiden Aztekengötter. Er wird mit Sperlingskopf[1]) abgebildet, da dieses Tier ihn darstellt, wie der Kolibri jenen andern Gott. Namentlich aber wird er als Schlange bezeichnet: „die befiederte Schlange“ ist eine häufige Benennung für ihn, und solche Schlangengötter sind in Centralamerika sehr häufig. Diese Zoomorphismen führen auf einen alten Naturgott. Man hat in ihm eine weitere, beziehungsweise ältere Ausgestaltung des Sonnengottes erkennen wollen. Nach J. G. Müller und A. Réville ist er vielmehr Luft- und Windgott, der in den von Osten kommenden, im Frühling Regen und Wachstum bringenden Passatwinden sein natürliches Substrat hat. Doch ist er dabei als Spezialität des Himmelsgottes zu denken, daher auch die Sonne ihm nicht fern steht. Heisst er doch „Sohn der Sonne“, und diese wird sein Auge genannt [2]).

Dieser natürliche Charakter des Gottes ist aber durch seine Beziehungen zum Leben der Menschen und ihrer Kultur bereichert und vergeistigt worden. Den Azteken zumal erschien er, der Gott eines Landes, dessen Civilisation ihnen gewaltig imponierte, als ein friedlicher, weiser, menschenfreundlicher Gott. Ob mit seinem Dienste jemals gar keine Menschenopfer verbunden waren, ist zu bezweifeln. Im Vergleich mit dem furchtbar blutigen Kultus der Azteken erschien der seinige allerdings in sehr mildem Lichte. Aber Quetzalkoatl selbst hat wohl erst als Erbe des Votan, des alten Maja-Gottes, jenen menschenfreundlichen und kultureifrigen Charakter angenommen; gewisse

1) Nach Herrera hatte sein Bild Menschengestalt, aber einen Sperlingskopf mit rotem Schnabel, aus welchem die Zunge hervorhing, und einen grossen Kamm.

2) Vgl. hinsichtlich seiner Beziehung zu Sonne und Himmel J. G. Müller S. 588 f.

barbarische Züge können ihm dabei geblieben sein. Auf alle Fälle waren sich die Azteken bewusst und rühmten sich sogar dessen, dass sie ihren von Menschenblut triefenden Götterdienst im Lande aufgebracht hätten. Die Ehrfurcht aber, die sie dem überlegenen Geist der Civilisation des Landes nicht versagten, kam dem Quetzalkoatl zu gut, dessen Dienst sie nicht unterdrückten, sondern in besondern Tempeln und durch besondere Priesterkollegien weiter verrichten liessen. Der Oberpriester eines solchen hiess geradezu Quetzalkoatl wie der Gott selbst, was einen Fingerzeig gibt, wie wir die Entstehung jener Sage vom Priesterkönig in Tula uns zu denken haben. Eine Art von Anerkennung der geistigen und sittlichen Überlegenheit der alten Tolteken liegt auch darin, dass die Azteken selber bei Anlass der Vertreibung Quetzalkoatls von den eigenen Göttern so wenig rühmliches erzählen. Es blieb ihnen auch etwas wie böses Gewissen diesem Gotte gegenüber, dessen Rückkehr man halb befürchtete. Diese Erwartung ist vielleicht die Ursache zum Fall Mexiko's geworden. Denn als Cortez mit seinen Soldaten an der östlichen Küste landete, glaubte Montezuma nicht anders, als dass der weisse Mann ein Abgesandter jenes Gottes wäre, wenn nicht gar der Gott selbst. Diese Ahnungen waren der Grund, warum Montezuma so unschlüssig und zaudernd sich verhielt, während er bei raschem Handeln mit der ungeheuern Übermacht seiner Streiter die kleine Schar der Spanier trotz ihrer trefflichen Ausrüstung hätte erdrücken können.

Die erste Quelle, aus welcher der Polytheismus entsteht, ist, wie wir auch hier sehen, die Mannigfaltigkeit, in welcher dieselbe Gottheit des Himmels oder der Sonne bei verschiedenen Stämmen und Völkern benannt und bestimmt worden ist. Eine andere Quelle, welche auch hier reichlich floss, bildet der Geisterglaube, welcher vor allem an die Naturelemente sich heftete, und aus welchem Götter erwachsen konnten, welche mit den himmlischen rivalisierten. Wir nennen nur die bedeutendsten Nebengötter, welche sich in Mexiko über das grosse Heer von Geistern [1]) erhoben und das Ansehen wirklicher Götter erlangt haben. Unter ihnen ist vor allem Tlalok, der Regengott, zu nennen, welcher noch in jene erstere Kategorie gehört; denn es ist nur eine spezielle Auffassung des Himmelsgottes, der Jupiter pluvius. Ist er doch einäugig wie so manche Himmelsgötter: sein Auge ist die Sonne. Er führt Blitz und Donner, sein Leib ist mit blauen Bändern umwunden, die an das Blau des Himmels erinnern sollen. Die Statue selbst hat sitzende Stellung und trägt grüne Wasserfarbe. Man verehrte den Gott auf Bergen. Auch an Wassern glaubte man ihn wohnend und feierte ihm Feste. Symbol dieses Gottes als des Regen- und Windgottes war das Kreuz (mit 4 gleichen Armen), welches die Spanier mit Verwunderung

---

1) Gomara schätzte die Zahl der amerikanischen Götter auf 2000. Dabei sind natürlich nicht nur die vielen Beinamen der Götter mitgezählt worden, sondern auch die untergeordneten Geister und Amulette.

überall angebracht sahen [1]). Tlalok hat auch eine Gattin namens Chalchiuit-likue („Herrin der Smaragde") und viele Söhne, die Tlaloks in der Mehrheit, welche ähnlich mit dem Vater abwechseln, wie in der vedischen Religion Marut und die Maruts. In der Stadt Mexiko hatte Tlalok seinen Tempel in unmittelbarer Nachbarschaft des Heiligtums der beiden Hauptgötter. Davor befand sich ein grosser ihm geweihter Platz, auf welchem jährlich einmal die Seelen der geopferten Kinder an einem Feste zusammenkommen sollten, die ihm anheimfallen und im Tlalokan, einem schönen himmlischen Garten unter seiner Obhut ein glückliches Leben führen. Diesem Gotte wurden an verschiedenen Festen Kinder geopfert, namentlich in der Zeit der Dürre, wo man ihn damit zur Rückkehr zu bewegen suchte. Auch Krankheiten, die ja oft von der Feuchtigkeit herrühren, schrieb man seiner Urheberschaft zu.

Ein anderes sonst christliches Symbol, das die Spanier beim Einzug in Mexiko überraschte, war die häufige Darstellung einer göttlichen Frau mit einem kleinen Kind in den Armen. Es ist das Bild der Göttin Centeotl, eigentlich Göttin des Mais (centli), welche von den nördlichen ältern Bewohnern wie von den südlichen Majavölkern verehrt wurde. Da der Mais die wichtigste Kulturpflanze war, erschien sie überhaupt als Göttin des Ackerbaues, der Ernährung, worauf auch das von ihr gehegte Kind deutet, welches ebenfalls Centeotl heisst. Ihre Tochter ist Xilonen, „die Blonde", d. h. der junge, zur Reife strebende Mais, welchem ein Ährenfest gefeiert wurde. Dieser Kultus ging dann auf die Azteken über. Er war von Haus aus wahrscheinlich wie bei den Totonaken ganz unblutig. Aber wenigstens bei den Azteken fehlt am Schluss des ihr gefeierten Agrarfestes das Menschenopfer nicht. Als „Ernährerin der Menschen" wurde Centeotl die allgemeine Urmutter aller Lebenden. Als solche führt sie den Namen Tonantzin, „unsere Mutter", oder Tozitzin, „unsere Grossmutter". Auch Teteionan, „die Mutter der Götter", ist wohl nur ein anderer Name für dieses weibliche Urwesen, zu welchem die Spekulation die Göttin des Ackerbaues, die mexikanische Ceres, erhoben hat.

Neben ihr gab es eine Jagdgöttin Mixkoatl, „die Wolkenschlange", welche von den wilden Stämmen besonders in Ehren gehalten wurde. Auch von ihr existieren Steinbilder mit einem Pfeilbündel in der Hand. Auch eine Venus fehlt nicht, von den Tlaskalteken Xoquiquetzal („die blumige Feder") genannt. Sie gilt ihnen als unwiderstehliche Schönheit, im Himmel in einem paradiesischen Garten lebend und reiche Stoffe webend oder spinnend. Sie war Gattin des Tlalok, wurde ihm aber von Tezkatlipoka geraubt. Die Azteken nennen sie Tlazolteotl, „Göttin der Schmucksachen", und geben ihr allerlei schimpfliche Bei-

1) Merkwürdigerweise nannten die Mexikaner das Kreuz auch den „Baum des Lebens" oder der Fruchtbarkeit.

namen, da sie bei ihnen die Vertreterin der sinnlichen, schmutzigen Liebe ist. Solcher untergeordneter Gottheiten, die in keiner Weise neben die höchsten, eigentlichen Götter sich stellen können, liessen sich viele nennen. Schon erwähnt wurden die Tepitoton, d. h. „die ganz Kleinen“, die mexikanischen Hausgötzen, puppenartige Figuren, deren jeder je nach seinem Rang eine Anzahl haben durfte, der König sechs, die Vornehmen vier, die Gemeinen nicht mehr als zwei.

Der mexikanische Kultus war ein gesetzlich wohl geordneter und reich ausgebildeter. Man hatte sogar zwei Kalender, einen ältern Mond- und einen jüngern Sonnenkalender, von denen der erstere noch aus religiöser Pietät von den Priestern beibehalten wurde. In beiden waren eine grosse Zahl jährlich wiederkehrender Feste verzeichnet. Grossartig waren die Tempelbauten. Doch haben diese ihre Besonderheiten. Das Teokalli („Gotteshaus“) bestand eigentlich nicht aus einem Hause, sondern aus einem durch Aufschichtung von nach oben sich verjüngenden Steinlagen pyramidalen Altar von kolossaler Ausdehnung, der an die babylonischen Tempel erinnert. Treppen, welche rings um die Pyramide liefen, führten von Etage zu Etage auf die oberste Plattform, was die malerische Wirkung der in Mexiko beliebten pomphaften Aufzüge und Prozessionen bei Festlichkeiten sehr erhöhen musste. Auf jener obersten Fläche stand das Götzenbild, meist durch eine Art Kapelle geschützt. So war das grosse Teokalli, das Hauptheiligtum der Stadt Mexiko mitten in derselben, etwa 125 Meter lang und 100 Meter breit. Seine Höhe betrug 27 bis 28 Meter. Es bestand aus 5 solcher Etagen oder Terrassen. Jede derselben trat um 3 Meter hinter der untern zurück, so dass ein Weg von dieser Breite zur Verfügung stand. Dieser Bau war von einem gewaltigen viereckigen Hofe von 400 Meter Umfang umgeben. Rings um denselben standen 78 kleinere Gebäude, Türme, Tempel, Kapellen, welche einzelnen Gottheiten geweiht waren. Also stand hier im Mittelpunkte des Reiches eine ganze heilige Stadt voller Heiligtümer. Gegenüber dem Eingang jenes Hofes nahm man mit Grauen eine ganz enorme Pyramide von Menschenschädeln wahr — man hat deren Zahl auf 136 000 berechnet — welche von den unglücklichen Opfern dieses grausamen Götterdienstes ein beredtes Zeugnis ablegten. Dass die Gottheiten durchweg abgebildet wurden, sahen wir schon. Diese Bildnerei war eine rohe; sie suchte durch den Reichtum an Ornamenten, mit welchen die Figuren überladen sind, den Mangel an wirklicher Schönheit und edler Form zu ersetzen.

Die Priesterschaft stand in hohem Ansehen. Sie war nicht nur die Verwalterin des Gottesdienstes, sondern auch die Pflegerin der Wissenschaft, Erzieherin der Jugend, Trägerin der Heilkunst und Begleiterin im Kriege. Die Zahl der Priester war deshalb eine sehr grosse, sie waren hierarchisch gegliedert. Die eigentlichen Opferpriester hiessen Teoquixqui. An der Spitze der gesamten Priesterschaft stand bei den Azteken ein Oberpriester

von höchstem Einfluss[1]). Auch jedes Priesterkollegium hatte seinen besonderen Vorsteher. Etwas tiefer an Rang als die eigentlichen Priester standen die Mönche, welche Klöster bewohnten und Seminarien für die Jugend leiteten, in welchen Kinder vom siebenten Jahr an unterrichtet und dabei streng erzogen wurden, indem sie sich häufig durch Fasten u. dgl. reinigen mussten. Die Priester trugen in der Regel schwarze baumwollene Gawänder, die über den Kopf geschlagen wurden; dagegen die des Quetzalkoatl waren weiss gekleidet. Das Haupthaar schnitten die Priester nie. Bevor sie die kultischen Ceremonien verrichten durften, empfingen sie eine Art Salbung, wobei Kinderblut der Salbe beigemengt war. Bei den Priestern wie den Mönchen herrscht eine strenge asketische Richtung vor. Sie können sich selbst den Göttern nur genehm machen durch Peinigung des Fleisches. Aber diese Askese führt hier in der Regel nicht zur Weltflucht, wie etwa beim Buddhismus, dessen Einfluss A. v. Humboldt hier wahrzunehmen glaubte, sondern zu um so energischerem und rücksichtslosem Auftreten in der Welt. Im 15. Altersjahr wurden die Knaben und Mädchen aus ihren Seminarien entlassen und dem Leben zurückgegeben ausser denen, die sich dem Priester- oder Klosterleben widmen wollten und vielleicht nun Erzieher und Erzieherinnen wurden. Es gab immerhin eigentliche Männer- und Frauenklöster mit Cölibat.

Unter den Gebräuchen, welche durch ihre Ähnlichkeit mit christlichen frappierten, ist auch eine Kindertaufe der Mexikaner zu nennen. Dabei wurde das neugeborene Kind am fünften Tage nach der Geburt, nachdem sich die Verwandten zu festlichem Mahle versammelt hatten, feierlich um das Haus herum getragen und den Hausgöttern vorgestellt. War es ein Knabe, so brachte man ihm einen kleinen Schild und Bogen und vier kreuzweis gelegte Pfeile; ein Mädchen erhielt ein Unterröckchen und Geräte zum Nähen und Weben. Dann nahm die Hebamme das Kind, hielt es über ein Gefäss voll Wasser und sprach zu ihm: „Mein Kind, die Götter Ometekutli und Omeciuatl (Sonne und Mond) haben dich in diese Welt des Unglücks geschickt; empfange dieses Wasser, welches dich beleben wird. Dann feuchtete sie mit den Fingern Mund, Kopf und Brust des Kindes, und tauchte darauf seinen ganzen Leib in das Wasser und rieb jedes Glied mit dem Ausruf: „Wo bist du, Unglück? Geh weg von diesem Kind!“ Darauf empfahl man dasselbe den Göttern, vorab den beiden oben angerufenen und dem Gotte des Wassers. Auch erhielt es jetzt seinen Namen. In der letzten Nacht seines vierten Lebensjahres hatte das Kind dann noch eine Feuertaufe zu bestehen, wobei es ziemlich rasch, so dass es nicht Schaden nehmen konnte, durch ein Feuer geschoben wurde. Bei dieser Gelegenheit wählte man dem Kinde

---

1) Dieser hiess Teotekutli, „göttlicher Herr“ und Mexikatl Teohuatzin, „Ehrwürdiger mexikanischer Aufseher über die heiligen Dinge“. Er hatte einen Stellvertreter und dieser wieder einen Vertrauensmann.

einige Beschützer unter den Göttern, zu deren Ehren sein Blut fliessen musste, indem man ihm zu diesem Ende die Ohren durchbohrte. Man gab ihm auch starkes Getränk[1]), so dass es betrunken wurde.

Die katholischen Spanier waren auch erstaunt, bei den Mexikanern eine Beichte zu finden, welcher diese hohe Wichtigkeit beilegten. Der Mexikaner beichtete seine Sünden, sie der Reihe nach aufzählend, einem Priester, namentlich einem solchen des Tezkatlipoka, als des Gottes der richtenden Gerechtigkeit. Doch auch Tlazolteotl, die Göttin der wollüstigen Liebe, nahm solche Beichten in Empfang. Nach gewissen Ceremonien hatte der Sünder in strengster Wahrhaftigkeit seine Fehltritte dem Priester mitzuteilen, der darüber vollkommenes Geheimnis zu bewahren verpflichtet war. Nach Anhören der Beichte legte dieser jenem entsprechende Pönitenzen auf, wie Fasten, Blutungen, namentlich auch Durchbohren der Ohren oder der Zunge mit Hölzchen (eine beliebte asketische Praxis), Opfer, Tänze u. dgl. Dann war die Sünde gesühnt, und auch wenn späterhin die Justiz ein Verbrechen entdeckte, das in dieser Weise gebeichtet war, so galt dasselbe nicht mehr als straffällig. Natürlich war daher die Beichte eine beliebte Weise, sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Ein Unterschied von der katholischen und buddhistischen Beichte liegt auch darin, dass man sie nur einmal ablegen konnte. Daher verschob man sie ins höhere Alter, indem die nachher begangenen Sünden als unsühnbar galten. In dieser Schranke lag übrigens ein pädagogisch wohlthätiges Moment, da man doch nur das erste Mal vor dem strafenden Arm der Obrigkeit zu dem Erbarmen der Gottheit Zuflucht nehmen konnte.

Was jedoch dem ganzen Kultus der Azteken seinen eigentümlichen Stempel aufdrückte, waren die Menschenopfer, welche hier in exorbitantem Masse dargebracht wurden. Als Cortez mit seinen Gefährten die oberste Plattform des grossen Teokalli der Stadt Mexiko betrat, da — erzählt Bernal Diaz als Augenzeuge — lud sie Montezuma ein, in einen Turm einzutreten, wo sich ein Saal mit jenen Riesenbildern des Huitzilopochtli und des Tezkatlipoka befand. Vor dem Bild des erstern brannten drei Menschenherzen von solchen, die am selbigen Tage geopfert waren. Die Mauern und der Fussboden dieser Kapelle waren so mit geronnenem Blut bedeckt, dass ein widerwärtiger Geruch das Gemach durchdrang. Dasselbe fanden sie vor dem Bilde jenes andern Gottes. An allen Festen oder sonst bei wichtigem Anlass wurden solche Opfer gebracht. Als man erst etwa 30 Jahre vor der Ankunft des Cortez dieses Hauptheiligtum einweihte, sparte man mehrere Jahre lang (1482—1486) die Kriegsgefangenen auf, um sie bei diesem Feste zu opfern und schlachtete sie dann während vier

1) Pulque, mexikanischer Branntwein von Mais oder der Frucht der Agave, spielt auch sonst im Kultus eine Rolle.

Tagen. Torquemada spricht von 62 344 solcher Gefangenen. Mag aber auch die Zahl übertrieben sein, so waren es doch jedenfalls viele Tausende. Bei den Jahresfesten der beiden aztekischen Hauptgötter musste immer mindestens ein Menschenopfer fallen. Z. B. beim Maifest Tezkatlipokas[1]) hatte man dafür den schönsten jungen Kriegsgefangenen oder Sklaven ausgesucht, der den jugendlichen Gott selbst darstellen sollte und schon ein ganzes Jahr vorher als solcher verehrt worden war. Zwanzig Tage vor dem Fest wurde er mit vier schönen Mädchen verheiratet, fünf Tage vor demselben mit prächtigen Mahlzeiten bewirtet. Am Festtage selbst begleitete er das Bild seines Gottes an der Spitze der Prozession eine Meile von der Stadt hinweg und wurde dann dort mit aller Ehrerbietung geopfert. Das Herz wurde ihm zuerst ausgeschnitten und dem Götzenbild, dann der Sonne dargeboten; der Leib wurde von den Priestern heruntergetragen und von den Festfeiernden die Arme und Beine verzehrt.

Dem Kultus des Quetzalkoatl waren Menschenopfer weniger eigen. Doch fehlen sie auch hier nicht. Z. B. finden wir einen dem eben beschriebenen Brauch ganz analogen beim Fest der Kaufleute zu Cholula zu Ehren dieses Gottes[2]). Vierzig Tage vor dem Fest kauften dieselben einen fehlerlosen Sklaven. Nachdem dieser in einem See, Göttersee genannt, gebadet worden, wurde er in den Gott Quetzalkoatl verkleidet, den er nun 40 Tage lang vorzustellen hatte. Während dieser Zeit verehrte man ihn mit Blumen und Opfergaben wie den Gott selbst und nährte ihn vorzüglich, doch gab man wohl Acht, dass er nicht entfliehe. Bei seinen Aufzügen durch die Stadt sang und tanzte er. Neun Tage vor dem Termin traten zwei alte Priester demütig zu ihm und sagten mit tiefer Stimme: „Herr, wisse, dass in neun Tagen dein Tanzen und Singen aufhört, denn du musst sterben“. Es galt für ein gutes Zeichen, wenn er trotz dieser Mahnung zum Tanzen und Singen aufgelegt blieb. Man suchte ihm sonst durch ein Getränk von Kakao und Blut Mut zu machen. Am Festtag selbst wurde er mit Musik und Weihrauch hochgeehrt, aber um Mitternacht schnitt man ihm das Herz aus, hielt es dem Monde hin und stürzte den Körper über die Stufen des Tempels hinunter, welcher dann der Zunft der Kaufleute, namentlich den Sklavenhändlern zum Opfermahl diente.

Auch dem alten Wind-, Regen- und Wassergott Tlalok wurden Menschenopfer gebracht[3]). So bei einem Wasserfest desselben wurden Kriegsgefangene getötet und am Anfang des Jahres opferte man ihm Kinder, die man gekauft hatte und die von irgend einem feindlichen Volke stammten. Dieselben, noch zu klein um gehen zu können, wurden auf einer Tragbahre unter

1) Siehe J. G. Müller, S. 617.
2) Siehe J. G. Müller, S. 589 f.
3) Siehe A. Réville, S. 88 ff.

Drommetenschall in der Stadt umhergetragen, und dann in den See geworfen, oder vor der Statue des Gottes geschlachtet, oder auch auf einem Berge getötet, der als Wohnsitz Tlaloks galt. Besonders grauenhaft war auch — in der aztekischen Periode wenigstens — der Kultus der Maisgöttin, Centeotl, oder Tozi. Längere Zeit vor dem Feste derselben wählte man eine Frau aus, welche dieselbe darzustellen hatte und übergab sie der Hut von vier Hebammen, bezw. Priesterinnen der Göttin und Zauberinnen, welche sie in fröhlicher Stimmung zu erhalten trachteten. Wenn sie zum Abschied auf den Markt kam, wurde sie hoch gefeiert. Auf dem Rückwege säte sie Mais. Man bot immer mehr auf, um sie fröhlich zu machen. Jene Weiber riefen ihr zu: „Beunruhige dich nicht, schöne Freundin, du wirst diese Nacht mit dem Könige zubringen, freue dich nur recht!" Um Mitternacht bekleidete man sie mit Kleinodien der Göttin Tozi, die ihren Brautschmuck vorstellen sollten und führte sie auf die Höhe des nächsten Teokalli. Oben angekommen, wurde sie alsbald von einem Priester gepackt und auf die Schultern genommen. Rasch wurde sie enthauptet. Dann schnitt man ihre Haut entzwei. Die Haut der Schenkel wurde nach dem Tempel des Sohnes der Centeotl getragen, die Haut des Rumpfes schlug ein Priester um sich, der jetzt als Tozi galt, und dieser verfolgte dann zum Schein die anwesenden Priester und Krieger. Nach verschiedenen Ceremonien, die er im Heiligtum des Huitzilopochtli und des Centeotl, Sohn, zu vollbringen hatte, gelangte er ins Heiligtum der Centeotl, Mutter, oder Tozi. Dort opferte er vier Gefangene, denen er nach gewohntem Brauche das Herz ausriss, andere Priester schlachteten andere Opfer. Endlich begab sich jener mit der Haut bekleidete Priester schleunig an die von Feinden gefährdete Grenze und legte dort seine Umhüllung in einem Versteck nieder; sie sollte als Talisman zum Schutze des Reiches wirken!

Diese Beispiele zeigen gemeinsame Züge, die für diese Amerikaner charakteristisch sind. Zu Opfern werden, wenn dieselben recht wirksam sein sollen, stets Menschen gewählt. Man opfert sich aber nicht freiwillig selbst, sondern nimmt dazu Gefangene oder gekaufte Sklaven. Mit diesem relativ geringen Wert der Objekte der Opferhandlung steht in auffälligem Gegensatz, dass dieselben mit der Gottheit, der sie als Opfer fallen sollen, in Eins gesetzt werden. Es findet hier eine eigentümliche Verschmelzung des Gottes mit der ihm geweihten Gabe statt. Damit hängt wieder zusammen, dass nicht nur jener Priester, der die Haut der Geopferten um sich schlägt, den Gott selber darstellt, sondern auch die Gemeinde, indem sie von seinem Fleische isst, den Gott selber isst; dasselbe geschieht, wenn sie das essbare Bild des Gottes [1]) verzehrt. Dass das Herz bei allen diesen Opfern als der wichtigste

1) Huitzilopochtli, s. oben S. 788. Dasselbe geschah mit essbaren Bildern des Tlalok.

Bissen angesehen wird, zeigt, dass man es als die Quintessenz des Menschen, den eigentlichen Sitz der Persönlichkeit ansah.

Zur Erklärung der furchtbaren Häufigkeit der Menschenopfer bei diesem Volke, die wohl alle Analogieen übersteigt, und die bei einem so kultivierten Volke doppelt überrascht, hat man auf die Anthropophagie desselben hingewiesen. Dass diese in der That mit den Opferhandlungen verbunden war, haben die obigen Beispiele gezeigt, die sich leicht vermehren liessen. Auch ausserhalb des Kultus war dieselbe nicht eben selten. Immerhin war sie auch bei den Azteken sonst nicht gerade üblich, sondern kam namentlich nur im Kriege vor, und zwar etwa aus Hunger, besonders aber aus Hass. Dass man die Menschenopfer so häufig brachte, will vielmehr daraus verstanden sein, dass man ihnen die grösste Macht über die Götter zutraute, und dies wieder daraus, dass es sich hier nicht um blosses Fleisch handelte, welches dargebracht wurde, sondern um beseelte Wesen, welche der Gott in sich aufnehmen konnte, wie auch die Gott essen, sich der Gottheit konsubstanzieren. Es handelt sich also um eine Magie der verhängnisvollsten Art.

Dieser grausige Opferkult ist besonders durch die Azteken im Lande zu solcher Blüte gebracht worden. Vorher hat man zwar nach allem Anschein auch schon der Sonne und dem Mond, der Erdgöttin und dem Wasser gelegentlich ein Menschenopfer gebracht. Allein die Azteken selbst rühmen sich dessen, dass sie den ihnen befreundeten Gottheiten viel reichlicheren Tribut an Menschenleben dargebracht hätten, als die Völker neben ihnen, und dass diese eben deshalb ihnen unterworfen worden seien. Sie erzählen verschiedene sagenhafte Anekdoten, worin sie damit prahlen, diese Unsitten eingeführt oder damit den Nachbarn Schrecken eingejagt zu haben. Bei ihnen und durch sie hat die kultische Menschenschlächterei solche beispiellose Ausdehnung angenommen, welche die spanischen Eroberer nicht nur in die grösste Entrüstung versetzte, sondern ihnen auch die Freundschaft vieler Eingeborenen zuwandte. Namentlich die benachbarten Völkerstämme, die fortwährend den kriegerischen Azteken das Material für Menschenopfer hergeben mussten, sahen in Cortez ihren Befreier. Auch fehlte es schon vorher nicht an Widerspruch gegen diese heillose Praxis. Die Priesterschaft des Quetzalkoatl scheint immer eine gewisse Abneigung gegen den blutigen Kult der Aztekengötter gezeigt zu haben. Als Cortez in Cholula, einem Hauptsitz der Verehrung Quetzalkoatls, ein furchtbares Blutbad anrichtete, schob Montezuma die Schuld darauf, dass man dort so wenige Menschenopfer bringe. Es ist nicht ganz undenkbar, dass die Priester jenes Gottes diesen König von energischem Vorgehen gegen die Spanier zurückhielten, indem sie den Fall des blutigen Regiments herbeiwünschten. Als berühmten Träger einer reineren Religion nannte man Nezalhualkojotl, König von Tezkuko, der 1472 starb. Die Azteken waren seine Verbündeten, hatten aber noch nicht eine

massgebende Machtstellung erlangt, sondern waren ihm untergeordnet. Dieser König verehrte den höchsten Gott ohne Bild. Er baute dem höchsten Gott ein die neun Himmel darstellendes Teokalli mit neun Terrassen, deren oberste mit Sternen besät war, und verbot andere Opfer zu bringen als Blumen, Wohlgerüche. Seine Religion schloss sich vergeistigend an den alten Sonnendienst an. Gesetze und Staatseinrichtungen waren von grösster Weisheit. Der König selbst war mild und menschenfreundlich, streng nur gegen die Übertreter des Gesetzes, sogar seine eigenen Söhne, voller Güte gegen die Armen und Schwachen. Er war auch selber Dichter, und es sind von ihm zwei Oden über den Wechsel des menschlichen Schicksals erhalten. Die Wissenschaft, insonderheit die Geschichte der Vergangenheit, wurde von Staatswegen eifrig gefördert. Aber nach dem Tode des Königs erblich der Glanz dieses salomonischen Reiches und die Azteken wurden die Vormacht Mexiko's, deren Regiment zuletzt einem wohlverdienten Gericht erlag.

Blicken wir schliesslich auf die in Mexiko herrschenden Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Die alten Maja glaubten an die Seelenwanderung in dem Sinne, dass die Vornehmen dabei durch die Gestirne in die Sonne gelangen, die Geringern in Tierleiber übergehen sollten. Dabei machte man auch unter den Tieren etwa einen Unterschied, wie die Tlaskalaner, welche dafür hielten, dass die vornehmeren Seelen in lieblich singende Vögel oder in edle Vierfüsser, die des gemeinen Volkes in geringe Tiere wie Wiesel, Käfer u. dgl. übergehen. Die Tiere sind dabei selbstverständlich unsterblich gedacht. Dass die Mexikaner insgesamt ein Fortleben des Menschen nach dem Tod glaubten, ist bestimmt bezeugt[1]). Das Totenreich wurde aber in verschiedener Weise mit den einzelnen Göttern in Beziehung gesetzt. Wir hörten bereits vom Tlalokan, dem Himmel des Regengottes Tlalok, wohin diejenigen kommen, die ertrunken oder vom Blitz erschlagen worden sind, oder an Wassersucht oder Geschwulsten oder Wunden starben, ebenso die ihm geopferten Kinder. „Tlalokan ist aber ein sehr angenehmer und kühler Ort, und man geniesst dort köstliche Mahlzeiten und alle Vergnügungen, nach Andern eine inhaltlose Zufriedenheit“[2]). Bernal Diaz nennt Tezkatlipoka den Gott der Unterwelt; allein wenn er auch unter anderm Gott

1) Darauf deutet auch die mexikanische Bestattungsweise. Die Priester gaben dem Toten magische Papierstreifen ins Grab; ebenso gab man ihm kleine Götterbilder (Tepitoton) mit, ferner einen Hund, den man am Grabe tötete, dass er jenem den Weg finden helfe. Aber auch Sklaven wurden ihm auf diese Weise nachgeschickt, Vornehmen sogar ein untergeordneter Kleriker, dass er die Gebete und Beschwörungen rezitiere. Beachtenswert ist übrigens auch hier der Übergang des Menschen in den Gott: dem Krieger legte man beim Begräbnis eine Maske des Huitzilopochtli aufs Gesicht, dem Ertrunkenen eine solche des Wassergottes Tlalok.

2) J. G. Müller, S. 500 f.

des Todes zu sein scheint, so haben sich doch die Vorstellungen vom Jenseits weniger an ihn angeschlossen als an Huitzilopochtli, welcher der Gott des Paradieses oder des Himmels als Aufenthalt der Seligen ist. Besonders die Krieger, die im Kampf gefallen sind, nimmt er dort auf mit seiner Gattin, welche ihm in dieser Bedeutung beigegeben ist, Teojamiqui („göttliches Sterben"), wie Odin die Helden in Walhall. Seine Gattin holt auch die herbei, welche in der Gefangenschaft als Menschenopfer sterben. Der Ort der Seligen ist das Sonnenhaus, d. h. die Sonne selbst, welche diese Helden in ihrem Laufe begleiten. Täglich feiern sie deren Aufgang unter Gesängen und Reigentänzen bis an den Mittag, wo ihnen die Seelen der Weiber begegnen, die im Wochenbett gestorben sind. Mit diesen vergnügen sie sich bis zum Sonnenuntergang. Alle vier Jahre verwandeln sie sich in Wolken oder Kolibri des Paradieses, die auch zur Erde fliegen können, wo sie den Honig aus den Blumen naschen. Die grosse Mehrzahl der Menschen aber kommt ins düstere Totenreich, welches Miktlan heisst und in der Unterwelt liegt. Der Gott dieser Unterwelt heisst Miktlaneuktli und hat eine Gemahlin namens Miktlanzihuatl. Beide sperren als Todesgötter immer den Rachen auf, um die Menschen zu verschlingen. Der Weg in dieses dunkle Reich ist umständlich und gefährlich. Man muss zwischen zwei Bergen durch, die mit einander fechten. Eine grosse Schlange und ein Krokodil fallen überdies etwa die Wanderer an. Alle diese Vorstellungen vom jenseitigen Leben sind nicht wesentlich verschieden von dem, was wir in dieser Hinsicht schon bei den wilden Indianern gefunden haben.

III. Die Peruaner [1].

Einleitung.

Auf ein grosses, civilisiertes Reich stiessen die Spanier zu ihrer nicht geringen Überraschung auch in Südamerika und zwar an der Westküste dieses Weltteils auf dem verhältnismässig schmalen aber langgestreckten Streifen Landes, der zwischen dem mächtigen Gebirgszug der Cordilleren und dem stillen Ozean sich hinzieht.

---

1) Vgl. auch hier die S. 770 angeführten Werke: Waitz IV, 378 ff., J. G. Müller, a. a. O. S. 293 ff. Diese an Material reiche Zusammenstellung aus den Quellen bildet wie diejenige Müllers über die mexikanische Religion die Grundlage der neuern Darstellungen und ist im folgenden benützt worden, auch wo nicht ausdrücklich darauf verwiesen ist. — A. Réville a. a. O. S. 273 ff. — Vgl. H. Wuttke a. a. O. I, 303 ff. — J. J. von Tschudi, Reiseskizzen nach Peru, St. Gallen 1846.

Das alte Peru, wie dieses Reich hiess, war noch bedeutend ausgedehnter als die heutige Republik dieses Namens. Es umfasste im Augenblick der Ankunft der Spanier (1531) im Norden auch das Königreich Quito (die Republik Ecuador), im Südosten einen beträchtlichen Teil von Bolivia und im Süden einen Teil des heutigen Chile. Dieses ungeheure Gebiet war von recht verschiedenen Stämmen mit mannigfachen Sprachen bewohnt, aber alle seine Bewohner gehorchten demselben Herrscher aus der Familie der Inka, welche seit Jahrhunderten mehr durch die verhältnismässig hohe Kultur, die ihrem Stamme eigen war, als durch dessen Tapferkeit zu einer einzigartigen Herrscherstellung gelangt war. Die Peruaner waren sowenig als die Mexikaner Seefahrer; aber das Meer auf der einen und der unübersteigliche Gebirgswall auf der anderen Seite dienten ihrer Kultur zum Schutz vor dem Eindringen barbarischer Zerstörer. Diese Kultur wird von der Sage auf die Personen der Inkadynastie selbst zurückgeführt. Jedenfalls war der Stamm, dem diese angehörte, die Quichua oder Quechua, seinen Nachbarn an geistiger Fähigkeit überlegen und ihnen in der Kultur vorangeschritten. Als Ursitz der Inkaherrschaft gilt die Umgebung des Sees Titikaka im Südosten des heutigen Peru, der in der Sage eine grosse Rolle spielt. Da auch hier, wie in Mexiko, eine eigentliche Litteratur fehlt, indem die Quippu, von welchen nachher die Rede sein wird, noch weniger als die mexikanische Bilderschrift einen litterarischen Text ersetzen können, so ist die Geschichte des Inkareiches wenig sicher. Wohl sind eine Anzahl von Herrschernamen erhalten, aber nur über die der letzten hundert Jahre vor dem Ende des Reichs weiss man zuverlässigeres. Die Tradition würde dem ältesten Inka, dem sagenhaften Manko Kapak die Zeit um 1000 nach Chr. zuweisen, und es ist durchaus wahrscheinlich, dass ihre Herrschaft schon so frühe begründet wurde. Allein geschichtlich gesichert ist erst, was uns aus den folgenden Jahrhunderten aufbewahrt worden.

Über die eigenartige Kultur, insbesondere die staatlichen Einrichtungen der Peruaner wollen wir erst im Anschluss an ihre Religion sprechen, da sie ganz von dieser durchdrungen und bestimmt sind. Hingegen sei hier noch der vornehmsten Gewährsmänner gedacht, welchen man die Kunde über das Inkareich und seine Vergangenheit verdankt[1]). Francisco de Xeres, der Geheimsekretär des Eroberers Franz Pizarro, schrieb einen ersten Bericht über das eroberte Peru, besonders über die Eroberung selbst. Über die peruanische Religion enthält derselbe nur beiläufige Notizen. Das Buch erschien in Sevilla 1534, in Salamanca 1547. Der Regierungsbeamte Augustin Zarate schrieb ebenfalls eine Geschichte der Entdeckung und Eroberung Peru's, erschienen in Antwerpen 1555; ebenso ein Verwandter des Eroberers: Pedro Pizarro (nur handschriftlich vorhanden); Diego Fernandez Palentino

1) Siehe Näheres bei J. G. Müller, S. 295 ff.; A. Réville, S. 278 ff.

verfasste eine Historia del Peru (Sevilla 1571), Petro Cieza de Leon eine Chronica del Peru, wovon ein erster Teil in Sevilla 1553 herauskam. Ungedruckt blieben, obgleich wertvoll, eine Schrift des Juan de Sarmiento über die Regierung der Inka, und des Juristen Polo de Ondegardo (Indegardo) Relaciones aus den Jahren 1561 und 1571. Für die Vergangenheit des Inkareiches aber kommen am meisten in Betracht Miguel Cavello Balboa und Garcilasso de la Vega. Der erstere lebte von 1566 an zwanzig Jahre in Peru und schrieb dann eine Geschichte Peru's, welche trotz ihres hohen Wertes erst in Auszügen veröffentlicht ist. Garcilasso aber (geb. 1540) war der Sohn eines angesehenen Spaniers und einer Nusta, d. h. Angehörigen des Inkageschlechts, Enkelin eines regierenden Herrschers. Von dieser liess er sich viel von der einstigen Grösse ihres Volkes und Geschlechtes erzählen. Aber erst im Alter schrieb er in Spanien Commentarios reales, 1609 erschienen, vom Lande und Staate der Inka's handelnd, darauf eine Historia general del Peru 1617 über die Eroberung und die Bürgerkriege in Peru. Seine Schilderung der Inkaherrschaft ist von begeisterter Bewunderung für dieselbe getragen, in manchen Stücken auch sonst unzuverlässig. Doch benützte er zum teil die oben genannten älteren Quellen, und seine Werke bilden selber eine Hauptquelle für die Kenntnis des alten Reiches. Von Antonio de Herrera war schon oben die Rede. S. S. 785. Einige Jüngere übergehen wir; doch sei noch erwähnt die reichhaltige Sammlung von Autoren über Mexiko und Peru, welche Ternaux-Compans seit 1837 herausgab, und wo sich auch aus den oben angeführten Quellen manches findet.

Die Religion der Peruaner.

Die Religion dieses Reiches bestand in Sonnendienst. Haben wir die Gottheit in diesem Gestirn schon in Nordamerika, besonders an dessen Südrand, verehrt gefunden, hat sich in Mexiko dieser Kultus als ursprünglicher denn die Verehrung der nationalen Stammgötter herausgestellt, so finden wir nun in Peru den Sonnengott noch in ungetrübtem Glanze, nicht durch mythologische Formationen unkenntlich gemacht oder durch untergeordnete Geister verdrängt. Die Sonne, Inti oder Intip war der Inbegriff aller Herrlichkeit und Herrschaft, so dass auch der Inka nur als „Sohn der Sonne“ sein hohes Ansehen beanspruchen konnte. Man verehrte das lebendige Gestirn selbst, insonderheit beim Sonnenaufgang, wie wirs schon in Mexiko fanden. Die Dörfer legte man mit Vorliebe auf der Ostseite eines Hügels an, damit man die Sonne gleich bei ihrem Aufgang begrüssen konnte. Auch Sonnentempel gabs, durch deren östliche Thore der Sonnenstrahl in das reich mit Gold geschmückte Innere drang. Das Bild der Sonne wurde aus Gold angefertigt in Gestalt einer Scheibe mit Gesicht

und Strahlen. Das Gold galt als göttlich, weil sonnenhaft, aus von der Sonne geweinten Thränen geflossen. Dieser Gott ist ein männlicher, dem der Mond, das silberne Gestirn, als weibliche Ergänzung von geringerer Macht und Herrlichkeit zur Seite stand. Er galt als Schwester und zugleich Gattin des Sonnengottes unter dem Namen Mama Quilla oder Killa.

Von diesen beiden Gottheiten haben sich zwei kulturheroische Gestalten abgelöst: Manko Kapak[1]) und seine Gemahlin und Schwester Mama Ogllo[2]). Der Mythus, den Garcilasso aus dem Munde eines Oheims vernommen hat, erzählt: Die Menschen lebten einst in völliger Wildheit, ohne Kleider, ohne Gesetze, ohne Staat. Ihre Religion bestand in der Verehrung aller möglichen Dinge, Blumen und Kräuter, Berge, Felsen, Steine, Erde, Mais, Luft, Feuer, Quellen u. s. f.; namentlich aber wurden Tiere von ihnen für göttlich gehalten, vor allem der Condor, dann Schlangen, Tiger, Löwen, Bären, Hammel, Affen, Füchse, Luchse, Hunde und Fische. Solchen Göttern brachten sie viele Menschenopfer, indem sie aus den diesen ausgerissenen Herzen und Lungen den Willen der Götter erforschten. Auch sie selbst waren Menschenfresser und verzehrten nicht nur Kriegsgefangene, sondern auch ihre eigenen Kinder. Da erbarmte sich die Sonne der Menschen in ihrem kläglichen Zustande und schickte zu ihnen zwei ihrer Kinder, den Manko Kapak und die Mama Ogllo, um bei ihnen den Sonnendienst und die Kultur einzuführen. Diese gingen von dem See Titikaka aus. Eine goldene Rute, die sie mit sich führten, wies sie nach Norden in die Gegend von Kuzko, welcher Name „Nabel" bedeutet; diese Stadt wurde als Mittelpunkt der Erde angesehen, weil von hier aus jenes Geschwisterpar nach allen Seiten ausziehend die Anbetung der Sonne verkündigte und die Menschen beredete, von ihren wilden Gebräuchen zu lassen und milde Sitten anzunehmen, den Acker zu bebauen, die Ehe einzuführen, Gesetze anzunehmen, Städte und Dörfer zu bauen, Strassen und Wasserleitungen herzustellen, Kunst und Wissenschaft zu pflegen. Ihr Reich erstreckte sich erst nur acht Meilen um die Stadt Kuzko, doch hatte Manko Kapak schon nach sechs Jahren ein treffliches Kriegsheer. Von diesem Geschwisterpar[3]) stammen die Inka, das Herrschergeschlecht ab, welches somit zur Sonne in nächster Beziehung steht und sich bewusst war, einen eminent civilisatorischen Beruf zu haben. Manko Kapak und Mama Ogllo sind nach Vollendung ihres Werkes auf Erden wieder in die Götterwelt zu Sonne und Mond zurückgekehrt, von welchen sie ausgegangen waren. — Dieser Mythus zeigt, dass man

---

1) „Der mächtige Mensch."

2) Es wird auch Oello geschrieben, ist aber auszusprechen Ollio. Mama bedeutet die ehrwürdige Mutter, Ogllo das Ei.

3) Während die Geschwisterehe sonst in Peru nicht gestattet war, durften die Glieder des Inkageschlechts sie eingehen, weil sie durch das Vorbild ihres Ahnherrn legitimiert war. „Inka" bedeutet: Herr, Herrscher.

die Kultur in Verbindung mit dem Sonnendienst empfangen zu haben sich bewusst war. Es lässt sich auch leicht denken, dass derselbe wie anderswo zur Kultur mächtig anregte, während jener untergeordnete Geister- und Tierkultus nicht über die Wildheit hinausführte. Daher sind es eigentlich Sonne und Mond selbst, die das peruanische Reich einrichten, aber sie werden zu diesem Behuf vermenschlicht und unter besonderen Namen von den göttlichen Gestirnen unterschieden.

Dieser Mythus ist von grösster Wichtigkeit für das Verständnis der peruanischen Welt- und Lebensanschauung. Allein er war nicht der einzige, der über die Anfänge der Menschheit und des Reiches umlief. Es gab verschiedene Stammsagen und in denselben verraten sich noch verschiedene Stammgötter. So lässt sich in dem Mythus von Virakocha ein anderer als der Sonnengott erkennen. Nach demselben war die Erde schon vor Erschaffung der Sonne bewohnt. Insbesondere am See Titikaka gab es schon Menschen und Gebäude. Da entstieg dem See Virakocha. Dieser schuf dann erst die Sonne, den Mond und die Sterne und wies ihnen ihre Bahnen an. Darauf bildete er Steinfiguren, welchen er Leben einhauchte. An deren Spitze zog er nach Kuzko und übergab diese Stadt dem Allka Vika, von welchem die Inka abstammen. Es leuchtet ein, dass dieser Mythus, welcher der Sonne eine sekundäre Stelle anweist, nicht dem offiziellen peruanischen Gedankenkreise angehörte, sondern einer andern Religion entstammt, die vor dem Sonnendienst am Titikakasee mag heimisch gewesen sein. Auf die Natur des Gottes, der hier als der eigentliche Schöpfer und Herr der Welt erscheint, führt vielleicht sein Name Virakocha, den die Sprachkenner wiedergeben mit „Schaum des Meers“, oder „Seefett“. Nehmen wir dazu, dass er aus der Tiefe des Sees aufgetaucht ist und dass er eine Schwester und Gattin Mama Kocha hat, welche den Regen[1]) und das Wasser im allgemeinen darstellt, so ist er wohl der in belebender Feuchtigkeit sich kundgebende Gott, ähnlich dem centralamerikanischen Tlalok. Sein Name wurde übrigens schliesslich appellativ. Man nannte später alle göttlichen Wesen, selbst die Spanier bei ihrem ersten Erscheinen, Virakocha's.

Wie die Inka darauf ausgingen, die ihrem Reiche einverleibten Völker durcheinander zu mischen und bei Belassung in ihrer besondern Art ihnen doch den Stempel des Inkareiches aufzudrücken, auch die offizielle Sprache überall neben den landesüblichen einzubürgern, so waren sie auch in der Religion nicht unduldsam, sondern liessen den Kult hochangesehener Gottheiten bestehen, aber nicht ohne die Suprematie des Sonnendienstes, der Reichsreligion einzuschärfen. So hat sich in der Gegend süd-

---

1) Sie wurde besonders mit einer Urne voll Wasser und Schnee auf dem Kopf dargestellt. Wenn ihr Bruder Virakocha dieselbe zerbricht, regnet und schneit es auf Erden.

lich von Lima, westlich von Kuzko noch ein alter Gott Pachakamak erhalten, der mit Virakocha oft zusammengeflossen ist. Nach einer Version hätte jener diesen aus der Herrschaft vertrieben. Pachakamak, welcher bei den Inkas Sohn der Sonne heisst und von den Neuern für einen Gott des belebenden Feuers gehalten wird, hat nach dem Mythus die Welt erneuert. Die Menschen, welche er bei seiner Ankunft vorfand, verwandelte er in Guatos, Affen oder Jaguare, und schuf einen neuen Menschenschlag, dem er mancherlei Handwerke und Künste beibrachte. Pachakamak galt den Inka als Gott der Riesen; diese hätten ihm seinen grossen Tempel in dem Thal, das seinen Namen trägt, gebaut. Die Riesen seien aber von der Sonne überwunden worden. Grossartige alte Bauten lassen in der That mancherorts eine vorinkaische Kultur erkennen.

Die Auffassung des Sonnengottes in der Religion der Inka ist natürlich nicht als eine streng monotheistische anzusehen. Sie schloss nicht aus, dass auch andern Naturmächten und -elementen eine gewisse Ehre eingeräumt wurde. Insbesondere galten wie schon bei den wilden Indianern die Tiere, wenigstens gewisse Tiere als höhere Wesen. Sah man doch das Urexemplar jeder Tiergattung in einem Stern am Himmel. Der Condor galt als besonders göttlich als Vogel der Sonne, die Schlangen wurden auch hier nicht wenig geehrt. Ebenso genossen gewisse Pflanzen Verehrung, besonders die wichtigsten Nutzpflanzen: Mais und Kakao.

Ein Sammelname für die göttlichen Gegenstände, der einerseits auf die Götter selbst, anderseits auf Tempel und Gräber ausgedehnt wird, ist Guaka, Huaka oder Villka. Namentlich heissen so göttliche Steine, zum Teil rohe Natursteine, Donnersteine, zum Teil Edelsteine, aber auch fetischartige Bilder von Metall oder Holz. Dieselben zeugen von einem ausgedehnten Geisterglauben, welcher auch hier nicht fehlt. Weil von Geistern bewohnt, sind diese Guaka zauberkräftig, auch können sie auf Anfragen orakelartig Antwort erteilen.

Dies führt uns zum Kultus der Peruaner über, von welchem die Sonne den Löwenanteil vorwegnahm. Tempel hatte man im vollen Sinne des Worts. Zwar die älteren Heiligtümer waren Opferhöhen, welche von einem Kranz von Gebäuden umgeben waren. Später aber baute man grosse Tempel wie den Sonnentempel zu Kuzko im Mittelpunkte des Reiches, welcher überreich mit Gold ausgestattet war. Auch mit Opfern wurde vor allem die Sonne bedacht.

Ihr brachte man reiche Weihgeschenke dar, Muscheln, Federn, Tücher, Perlen, Edelsteine, namentlich aber Gold wie der Mondgöttin Silber. Ebenso opferte man der Gottheit, vorab der Sonne, Pflanzen und Feldfrüchte. Eigentümlich ist der Brauch, beim Gang in den Tempel ein Haar aus den Augenbrauen zu raufen und es dem Götzenbild entgegenzublasen — ein Opfer von der eigenen Leiblichkeit. Aber auch blutige Opfer waren häufig. Als

solche dienten besonders Schafe und Lama, aber auch Hunde, Kaninchen und Vögel. Der Opfernde packte das Tier unter den rechten Arm, kehrte ihm die Augen gegen die Sonne und rief dann den Gott an. Während es noch lebte, schnitt er ihm den Leib auf und nahm Herz und Lunge heraus, welche samt dem Blute geopfert wurden dem Gott zur Speise. Der Gott lud den Inka ein, ihm Bescheid zu thun, und dieser wie überhaupt die Opfernden verzehrten das Fleisch. Doch gab es auch B r a n d o p f e r, wobei dasselbe verbrannt wurde. Mit dem Blute wurden die Pfosten des Tempels und die Götterbilder bestrichen. M e n s c h e n o p f e r waren früher im Lande allgemein im Brauch gewesen. Die Inka bemühten sich, dieselben abzuschaffen. Doch ist dies keineswegs so vollständig geschehen, wie Garcilasso u. a. behaupten. Vielmehr kamen im Inkakultus selbst Menschenopfer immer noch vor, noch häufiger bei geduldeten Lokalkulten. Dass der Sonnendienst das Menschenopfer nicht ausschloss, geht z. B. daraus hervor, dass man bei gefährlicher Erkrankung des Inka einen seiner Söhne dem Sonnengott tötete, indem man ihn bat, diesen als Tausch anzunehmen. Auch finden sich Anzeichen dafür, dass der Sonne nicht selten Kinder geopfert worden sind. Einzelne Inka waren nicht so menschenfreundlich wie man es ihrem Geschlechte nachrühmt. So wurden zuweilen beim Regierungsantritt eines solchen hunderte von Kindern geopfert, die man ertränkte und dann begrub. Die andern Götter vollends genossen ihre regelmässigen Menschenopfer; man bestrich mit dem Blute die Angesichter ihrer Bilder und die Thüren ihrer Tempel. Einen Schatten auf die Humanität der Herrscher wirft es auch, dass beim Tod eines Inka s e i n e F r a u e n v e r b r a n n t wurden und auch andere Personen oft in grosser Zahl dabei das Leben lassen mussten. Ein milderer Brauch, der zum teil an die Stelle dieser Unsitte getreten war, bestand darin, dass man dem Toten zum Ersatz für seine Dienerschaft hölzerne Bilder derselben ins Grab mitgab.

Die Opferhandlungen wurden mit ausdrucksvollen Geberden und Gebeten begleitet. Man warf der Sonne mit der Hand Küsse zu, zog die Schuhe aus und warf sich nieder. Als Gebet des Oberpriesters, das er zum Götterbild in der Regel sprach, wenn er ihm Opfer darbot, wird folgendes angeführt: „Siehe da was dir deine Kinder und Geschöpfe darbringen! Empfange es und sei nicht gegen sie erzürnt! Gib ihnen Leben und Gesundheit und segne ihre Felder!“ Beliebt waren in Peru k u l t i s c h e G e s ä n g e an die Sonne und andere Götter. Man kann denselben nicht alle Poesie absprechen, und die weichen, etwas melancholischen Weisen des Vortrags sprachen die Europäer an. Ebenso gehörten T ä n z e, die unter Begleitung von Schlag- und Blasinstrumenten aufgeführt wurden, zu den religiösen Übungen.

Dieser Opferkultus mit Gesängen, Musik und Tanz wurde durch eine besondere P r i e s t e r s c h a f t ausgeübt, welche sich natürlich hohen Ansehens erfreute. Allein sie bildete keine erb-

liche Kaste. Die höhern priesterlichen Ämter wurden eben aus Angehörigen des Inkageschlechtes besetzt, beim Haupttempel zu Kuzko mussten sogar alle Priester Kinder der Sonne sein, die übrigen hatten einfach die Würde von Staatsbeamten. An der Spitze der ganzen Hierarchie stand der Hohepriester Villak Ūmu, auch Huakapvillak, „der mit der Gottheit Redende“ genannt. Er wurde vom Inka auf Lebensdauer ernannt und hatte selber seine Untergebenen zu ernennen. Eine eigentümliche Erscheinung sind in Peru die Sonnenjungfrauen. Diese hat man oft mit den römischen Vestalinnen verglichen, doch erstreckt sich die Ähnlichkeit nur auf gewisse Züge. Dagegen sind die peruanischen Sonnenjungfrauen vor allem viel zahlreicher als jene Dienerinnen der Vesta. Auch war die Idee nicht die, dass sie auf immer Jungfrauen bleiben sollten, sondern sie galten als der Sonne angetraut, und der Inka wählte sich als deren Vertreter die schönsten zu Gemahlinnen; aber auch die übrigen fanden nach einiger Zeit meist ihre Gatten unter den Vornehmen. In Kuzko selbst gab es solcher Jungfrauen nicht weniger als 1500, in den Provinzen je 200—700. Ausgewählt wurden sie in zarter Kindheit aus dem Inkageschlecht oder den Töchtern der Kuraka d. h. der Nachkommen unterworfener Fürsten, oder auch aus dem gemeinen Volk, wenn sie sich durch Schönheit auszeichneten. So lange sie im Kloster waren, standen sie allerdings unter strenger Aufsicht und Regel, von jedem Verkehr ausser mit dem Inka und der Königin abgeschlossen. Auf ein Vergehen gegen die Keuschheit stand die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens für das Mädchen und die Erdrosselung für den Verführer. Wurde ein Mädchen Mutter, so galt als Entschuldigung nur der Eid, dass die Sonne der Urheber sei. Beschäftigt waren diese Mädchen mit Anfertigung von Gewändern für das königliche Haus und Zieraten für die Tempel. Ihre vornehmste Obliegenheit aber war die Pflege des hl. Feuers; auch hatten sie heiliges Brot zu backen und heiligen Trank zu brauen.

Letzteres geschah namentlich für das grosse Sonnenfest im Juni, d. h. zur Zeit der winterlichen Sonnenwende. Es hiess Intip Raymi „Sonnenfest“ oder einfach Raymi (Fest) und dauerte neun Tage lang. Am Haupttage zog das ganze Volk barfuss vor Sonnenaufgang ins Freie, der Inka als Oberpriester an der Spitze. Wenn die Sonne aufging, warf man ihr Küsse zu und fiel vor ihr nieder. Der Inka trank ihr zu und teilte den hl. Opfertrank seinen Begleitern mit. Nachher opferte man auch im Tempel, unter anderem ein schwarzes Lamm, dessen Eingeweide Augurien fürs nächste Jahr boten. Dann zündete man das hl. Feuer mit einem Brennspiegel an, oder bei trübem Himmel durch Reiben von Hölzern. Diese Flamme hatten die Sonnenjungfrauen bis zum nächsten Jahr zu bewahren. Diese hatten auch die Opferkuchen und den Trank bereitet. Die Feier endigte mit allgemeinen Schmausereien und Trinkgelagen unter Musik, Gesang und Tanz. — Das zweite

Hauptfest fiel als Frühlingsfest in den September. Es ist das grosse Reinigungs- und Sühnfest, durch welches man das Übel aller Art, Misswachs, Krankheit u. s. f. abwendet. Dabei wurde wieder heiliges Brot verwendet, Kauku genannt, das man in Kugeln formte und zwar nachdem es in Kesseln gekocht und mit Knabenblut benetzt worden war, das man diesen zwischen Augenlidern und Nase zu Ader gelassen hatte. Mit solchen Kugeln rieb man sich den Kopf und den ganzen Leib, um das Übel zu entfernen. Beim Sonnenuntergang kam ein Bote der Sonne aus der Festung zum Volk herab und trug seine Lanze schwingend vier Vornehmen, die wie er selbst aus dem Sonnengeschlechte stammten, auf, alle Krankheiten aus der Nähe der Stadt zu verjagen. Diese eilten mit ihren Lanzen durch die vier Hauptstrassen der Stadt, überall mit Freudengeschrei begrüsst als solche, die das Übel bannten. Wo sie hinkamen, schüttelte man die Kleider aus und rieb die Glieder, um alles Übel abzuthun. Nach einer Viertelstunde übergaben jene ihre Lanzen an vier andere, welche nach einer weitern Viertelstunde sich ebenso ablösen liessen, und so gings mehrere Stunden fort, bis die letzten die Lanzen in die Erde steckten. Das Übel galt dann als ausgetrieben. Ein drittes Fest galt der Mais-Ernte; es wurde im Mai gefeiert, das vierte fiel als Sommerfest in den Dezember und hatte besonders darin seine Bedeutung, dass die Jünglinge aus dem Inkageschlecht in den ritterlichen Künsten geprüft, und wenn sie die Prüfung bestanden, mit dem Ehrennamen eines Sonnensohnes belehnt wurden. Der König durchbohrte ihnen dabei die Ohren zum Tragen von Ringen und erklärte sie durch einen Kuss für würdig der Anbetung. Die nicht dem Geschlecht Angehörigen, z. B. die Kuraka, durften erst am Schluss zum Feste nach Kuzko kommen und empfingen wie auch beim ersten Fest das hl. Brot mit Opferblut zum Pfand der Gemeinschaft mit dem Inka. Ausser diesen vier Sonnenfesten verzeichnet der Kalender noch manche regelmässig wiederkehrende. Dazu kamen ausserordentliche z. B. in Zeiten der Not. Häusliche Feste waren die der beiden Namengebungen. Am 15. bis 20. Tage nach der Geburt wurde dem Kinde der erste Name gegeben, wobei es, wie bei den Mexikanern, ins Wasser getaucht wurde, im 10. bis 12. Jahre aber erhielt es einen andern Namen, der ihm endgiltig blieb. Dabei wurden ihm feierlich Haare und Nägel abgeschnitten, um aufbewahrt oder der Sonne oder auch den Schutzgeistern geopfert zu werden.

Selbstverständlich ist bei dem Geisterglauben des Volkes, dass auch die Zauberei blühte, welche auf einer frühern Stufe noch mächtiger gewesen sein muss, aber auch im Inkareiche Duldung gefunden hatte. Es gab Zauberer, die sich durch künstliche Reizmittel in ekstatischen Zustand versetzten und also nach Weise der Schamanen Orakelsprüche von sich gaben. Oft befragten sie zu diesem Zwecke die Abgeschiedenen. Daneben fürchtete man sich sehr vor Behexung und verfolgte die angeblichen Hexen mit Strenge.

Waren diese Formen des Aberglaubens besonders beim gemeinen Volke heimisch, so gab es doch auch offizielle Orakelpriester. Der als Orakelgott berühmte Pachakamak wurde in wichtigen Angelegenheiten sogar vom Inka befragt. Als Medien, aus denen Götterzeichen zu gewinnen waren, lernten wir schon die Eingeweide der Opfertiere kennen. Überhaupt gab es viel technische Wahrsagerei mit Steinchen, Spinnen, Meerschweinchen u. dgl.

Die Eigentümlichkeit der peruanischen Religion tritt nun aber nicht am wenigsten im Staatswesen zu Tage, welches ganz und gar von ihr durchdrungen war. Die allmächtige Spitze desselben bildete der Inka, der Sohn der Sonne, von welchem gewissermassen wie von ihr selbst alles Licht und Leben ausging. Alle gute Sitte und Einrichtung glaubte man ja der Inkafamilie zu danken. Der regierende Herrscher aber stellte eine göttlich souveräne Macht dar, welcher sich das ganze weite Reich unbedingt zu fügen hatte. Ohne die tiefe religiöse Ehrfurcht, die man vor seiner Person und seinem Geschlechte hegte, wäre die ungeheure Macht, welche dieser Thron während Jahrhunderten ausübte, undenkbar. Erhöht wurde dieses Ansehen gewiss auch durch die Weisheit und eine verhältnismässige väterliche Milde der einzelnen Herrscher; aber auch die letztere ging doch wohl aus dem Bewusstsein hervor, dass der Souverän eine wohlthätige göttliche Macht, wie die Sonne sie ausstrahlt, darzustellen habe. Es ist nicht zutreffend, wenn J. G. Müller (S. 404 ff.) den Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit bei den Peruanern bestreitet und ihrer Sittlichkeit eine religiöse Grundlage abspricht. Zu solchen Urteilen gelangt man häufig, indem man unter „Sittlichkeit" eben die christliche oder unter dem Einfluss des Christentums in späten Zeiten allgemein zur Anerkennung gelangte Ethik versteht. Dies ist aber ungeschichtlich. Sieht man näher zu, so hat die religiöse Grundanschauung einen mächtigen Einfluss auf die ganze Gesittung des peruanischen Volkes und insbesondere auf sein Staatswesen ausgeübt; nur mussten die Mangelhaftigkeit und Fehlerhaftigkeit der religiösen Grundlage gerade in der Sittlichkeit auch zu Tage treten. War doch diese göttliche Sonne bei allen ethischen Eigenschaften, die man mit ihr verband, noch zu sehr Naturwesen, um einen wahrhaft heiligenden Einfluss auszuüben, zumal alte Unsitten bei der Einführung des reinern Kultus noch mächtig waren. Man kann sich also nicht zu sehr wundern über die Geschwisterehe und Polygamie der Inka, welche Dinge dem übrigen Volk untersagt waren, über die noch beibehaltenen, wenn auch stark zurückgedrängten Menschenopfer, überhaupt die Missachtung der menschlichen Persönlichkeit und Freiheit. Aber die grossartige Energie, mit welcher Gesetzmässigkeit und Ordnung im ganzen Staate durchgeführt wurden, sowie die Schätzung der Ehe, die hohe Achtung vor der Arbeit und die strenge Bestrafung der unnatürlichen Laster, die anderswo bei den Indianern als unschuldig galten, sind doch eine Frucht der ob noch so mangelhaften Gotteserkenntnis, die sich

an jenes das ganze Leben beherrschende und zugleich ordnende Gestirn knüpfte. Charakteristisch ist die an China erinnernde Sitte, dass jedes Jahr der Herrscher vor versammeltem Volke die Erde mit goldenem Pfluge zu pflügen hatte. Die Arbeit gehörte zum Dienst des Sonnengottes, und es ist ein Triumph dieser Religion gewesen, dass sie die von Natur faulen Indianer Perus zu einem überaus fleissigen Landbauervolke erzogen hat. Wenn dabei keine Freiheit gelassen wurde, so war dieser Zwang auf der Übergangsstufe von der Wildheit zur Kultur wohlthätig und notwendig. Dasselbe gilt von der strammen Centralisation, welche geboten war, wenn das Land eine möglichst dichte Bevölkerung ernähren sollte, und dies war das Ziel der Inka, die nicht nur nach aussen die Sonnenherrschaft erweitern, sondern auch im Lande möglichst viele Sonnendiener haben wollten. Deshalb liessen sie ein rationelles Bewässerungssystem durchführen und den Boden in streng geregelter Weise bewirtschaften. Das gesamte Land zerfiel in drei Kategorieen: Sonnenland, Inkaland, Volksland. Was das erstere einbrachte, kam den Tempeln und Priesterschaften, der Ertrag des Inkalandes dem Hof und der Regierung zu gut. Der letzte Teil wurde jährlich neu den Einzelnen zugemessen nach der Anzahl und Stärke der Familien. Die Kuraka und Edelleute erhielten bessere und grössere Stücke als das gemeine Volk, aber auch der gemeine Bauer für jedes Kind eine Zugabe. Die Bearbeitung wurde grösstenteils gemeinsam vorgenommen, und zwar zuerst die des Sonnenlandes, dann bestellte man vom Volksland zuerst die Parzellen der Kranken, Greise, Witwen, Waisen oder der im Kriege Abwesenden; auch half man sich bei der Bestellung des eigenen Ackers, was bei der Unvollkommenheit des Pfluges, vor den sich sechs bis acht Mann spannen mussten, unerlässlich war. Zuletzt bearbeitete man die Felder des Inka, und zwar im Feiergewand unter Absingung von Liedern auf seine Heldenthaten. Auch verarbeitete man die dem Inka zugefallene Wolle, während die dem Tempel abgelieferte in die fleissigen Hände der Sonnenjungfrauen kam. In solchen Dienstleistungen bestanden die Abgaben, zumal es kein Geld gab und der Einzelne im Volk kaum festes Eigentum besass. Diese ganze Einrichtung setzt nun freilich voraus, dass die Einzelnen ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkamen. Dafür wurde durch ein Heer von Aufsehern und Polizeiorganen gesorgt, welche strenge Justiz übten. Wer sein Feld nicht rechtzeitig bewässerte oder in zerrissenen Kleidern ging, wurde ausgepeitscht, ebenso wer müssig im Lande umherzog. Man fand dies ganz in der Ordnung. Ein Verbrechen war natürlich auch vom Inka übel zu reden, was der Gotteslästerung gleichkam. Der hohe Herrscher zog übrigens selber nicht selten im Land umher, um die Anliegen seines Volkes kennen zu lernen. Seinen Beamten mussten immer alle Thüren offen stehen. Die Verwaltung wurde kontrolliert durch die sog. Quippu, d. h. Schnüre, aus verschiedenfarbigen Fäden zusammengeflochten und mit Knoten versehen. Jede Farbe, jeder Knoten

hatte seine Bedeutung. Konnte man auf diese Weise Verzeichnisse über Vorräte, Abgaben u. dgl. führen, so war dagegen dieses Erinnerungsmittel äusserst unvollkommen, wenn es sich um Meldungen, oder gar Erzählungen von Ereignissen u. dgl. handelte, wofür sie ebenso dienen mussten wie die mexikanische Bilderschrift. Aus dem ganzen Reich wurden diese Quippu nach der Hauptstadt geschickt, wo sie den Inhalt des Staatsarchives bildeten.

Dass die Inkareligion einen gewissen Erfolg in der sittlichen Erziehung des Volkes davongetragen hat, ist denn auch nicht zu leugnen, wenngleich der unter ihr herrschende Sittenzustand von Idealisten weit überschätzt worden ist. Nicht nur hat sie das Volk so schlimmer Unsitten wie der Anthropophagie gänzlich entwöhnt, sondern es muss auch das Sprichwort seinen Grund gehabt haben, das von den Peruanern jener Zeit sagte: Ama sua, ama qualla, amallulla: Keine Diebe, keine Faulenzer, keine Lügner! Verbrechen wie Diebstahl und Mord waren in der That sehr selten. Das Ganze erinnert an einen Bienenkorb, in welchem keine müssigen Drohnen geduldet werden, oder an einen Ameisenhaufen, dessen emsiges Völklein in der Regel nur Krieg führt, um sich gegen Eindringlinge zu verteidigen.

Aber allerdings ist der konsequente Sozialismus, welcher in diesem grossen südamerikanischen Reiche durchgeführt war, auch insofern lehrreich, als er zeigt, wie wenig die persönliche Freiheit in einem solchen Sozialstaate bestehen kann. Auch thut der Zwang und die Verkennung der individuellen Eigenart, welche freilich auf dieser Stufe zu entschuldigen war, dem sittlichen Werte des erreichten Erfolges Eintrag. Derselbe konnte nur so lange von Dauer sein, als nicht die abergläubische Ehrfurcht vor dem Inka und seiner Quippukratie erblich oder diese unfehlbare Autorität einem von aussen kommenden Feinde erlag, wie es thatsächlich eingetreten ist, als die Spanier mit einer lächerlich kleinen Schar das damals gerade durch dynastische Kämpfe geschwächte Reich sich unterwarfen. Als der Zwang der alten Ordnung aufhörte, kamen die alten Unarten des Volks bald genug wieder zu Tage.

Ein ethischer Mangel der alten Religion tritt auch an ihren Unsterblichkeitsvorstellungen zu Tage, von welchen schliesslich noch ein Wort zu sagen ist. Die Fortdauer der Seele wurde auch hier allgemein angenommen. Auch hier versorgte man bei der Bestattung die Abgeschiedenen mit dem, was sie drüben noch nötig haben mussten; man gab ihnen Kleider, Gefässe, Geräte in das Grab und stellte Speise und Trank auf die Gräber. Aber auch die Leichname wurden in hohen Ehren gehalten, vor allem die der Inka. Diese letztern wurden mumisiert und so an den Wänden des grossen Sonnentempels in Kuzko auf goldene Throne gesetzt und an den hohen Festen sogar auf den Marktplatz gebracht. Ähnlich sassen die alten Königinnen im Tempel der Mondgöttin. Man hat irriger Weise aus der sorgsamen Aufbewahrung

der Leichen auf eine zu Grunde liegende Idee der leiblichen Auferstehung des Toten geschlossen. Vielmehr wird die dabei waltende Meinung die sein, dass das Los der Seele mit dem des Leibes zusammenhange. Auch diente die Mumie dem Totendienst, wie in Ägypten.

Was den Zustand der Seelen nach dem Tode betrifft, so glaubte man an die Versetzung der Inkaseelen nach der Sonne, zu der sie ja nach ihrer Abstammung gehörten. Diesen Aufenthalt im Reiche des Lichts dachte man sich natürlich wonnig und selig. Bei gemeinen Sterblichen dagegen ist die Wanderung der Seelen durch Tierleiber eine geläufige Vorstellung; damit wechselt aber auch die von einer dunkeln Unterwelt, die der unersättliche Totengott regiert. Von einer moralischen Vergeltung nach dem Tode verlautet nichts.

G. Ozeanische Gruppe [1].

Einleitung.

Noch bleibt eine Völkergruppe zu besprechen, welche die Inselwelt des Grossen Ozeans oder der Südsee bewohnt, vor allem das gewaltige Eiland, das unter dem Namen Australien oder „Neu-Holland" bekannt ist, dann die aus kleineren und grösseren Inseln bestehenden Archipel nördlich, nordöstlich und östlich von Australien. Die nordwestlich gelegenen Inseln Java, Borneo, Sumatra u. s. f. schliessen sich religionsgeschichtlich mehr an Indien an und sind von dessen Religionen und dem Islam beeinflusst. Aber jene abgelegeneren Inselgruppen, die man unter den Namen Melanesien, Mikronesien und Polynesien zusammenfasst, sind, wie Australien selbst, von solchen Einflüssen unberührt geblieben und weisen in religiöser Hinsicht manches Eigenartige auf. Zwar begünstigte die abgeschnittene Lage der Inselbewohner eine starke Zersplitterung auch in Sitten und religiösen Vorstellungen. Aber ausser der Ähnlichkeit, welche man bei den Religionen aller uncivilisierten Stämme wahrnimmt, lassen sich bestimmte Züge erkennen, welche diesen Ozeaniern eigen sind. Der Menschenschlag selbst weist grosse Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit auf. Doch pflegt man alle diese Völker unter dem Namen „Ozeanischer Stamm" oder „Malajische Rasse" zusammenzufassen. Die eigentlichen Malajen, d. h. die Bewohner der Halbinsel Malakka und der Insel Sumatra, bleiben freilich hier ausser Betracht. Doch lässt sich gerade bei der östlichsten von uns zu behandelnden Gruppe, den Polynesiern, der Zusammenhang mit den Malajen nicht verkennen. Manche Anzeichen führen darauf, dass diese östlichen Insulaner von Westen,

1) Das Hauptwerk ist: Th. Waitz, Anthropologie, Teil V und VI von Georg Gerland (Leipzig 1865—1872). Die Litteratur siehe zu Anfang von V, 2 und VI. Ferner verdient besonders hervorgehoben zu werden A. Réville, Les Religions des peuples non-civilisés II, Paris 1883.

vom Malajenland nach Osten vorgedrungen sind, um auf den zum Teil sehr fruchtbaren Inseln ihren Unterhalt zu finden. Die Frage, wie sich zu diesen Malajen im weitern Sinne die besonders in Melanesien ansässigen Papua und die wieder anders beschaffenen Australier ethnographisch verhalten, lassen wir auf sich beruhen.

1. Die Australier und Tasmanier[1]).

Wir beginnen mit der Bevölkerung, welche man in Australien (Neu Holland) und auf der südlich davon gelegenen Insel Tasmanien (Vandiemensland) vorgefunden hat. Auf der letztern Insel sind übrigens die Eingeborenen ganz verschwunden; in Australien sind sie mehr ins Innere zurückgedrängt. Diese Bewohner der letzteren Weltinsel, welche freilich auch unter sich noch starke Unterschiede aufweisen, werden „Australneger" genannt, da ihre Farbe und Gesichtsbildung zwischen der der Neger und Malajen in der Mitte steht. Die Hautfarbe ist schwarzbraun, Arme und Beine lang, der Bauch vorhängend, die Augen klein und tiefliegend, die Nase oben eingedrückt, unten breit, der Mund gross, die Lippen dick, das Haar fein, oft wollig, schwarz, der Bartwuchs stark. Einzelne Stämme sind abstossend hässlich und machen mit ihrem behaarten Leib und ihren zum Greifen, besonders zum Klettern, geschickten Füssen einen affenartigen Eindruck. Allein die abschätzigsten Urteile über ihre Fähigkeiten beruhen auf Übertreibung und unrichtiger Verallgemeinerung. Richtig ist, dass sie die ekelhaftesten Dinge essen, zumal im Innern des Landes, das an Vegetation sehr arm ist und auch keine ausgiebige Jagd gewährt. Auch werden Feinde aus Hass und Kinder aus Liebe nicht selten gefressen. Die eigentümliche Waffe der Australier ist der Bumerang, ein gebogenes Wurfholz, das sie mit grosser Geschicklichkeit handhaben. So tief sie aber in ihrer Bildung stehen mögen, so haben sie doch nicht bloss ihre umständlichen Höflichkeitsformen, unter denen das Reiben der Nasen an einander obenansteht, sondern lieben auch Lieder und Malereien, ja Gerland weist auf Anzeichen hin, die dafür sprechen, dass die Australier einst auf einer höheren geistigen Stufe standen[2]). Die Verfassung, wenn von einer solchen gesprochen werden kann, ist eine patriarchalische. Wer eine grosse Familie hat, aber auch wer sich durch Tapferkeit auszeichnet, ist Häuptling. Jede Familie hat ihr „Kobong", welches dem Totem der Indianer entspricht, ihr heiliges Tier, das kein Glied der Familie essen wird. Die Familie, bezw. der Stamm ist solidarisch verbunden, was namentlich für das Gesetz der Blutrache, welches allgemein gilt, von

---

1) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. VI, 706 ff. — Réville a. a. O. II, 143 ff.

2) Vgl. Waitz-Gerland VI, 789. 796.

Wichtigkeit. Wie bei allen Ozeaniern findet sich auch hier eine Teilung der Bevölkerung in verschiedene Stände oder Kasten[1]. Stammes- und Familienzeichen wurden auch bei der Tätowierung der Haut aufgetragen, welche Handlung bei einzelnen Stämmen mit religiöser Feierlichkeit vollzogen wurde.

Religion hat man früher etwa den Australiern ganz abgesprochen — mit Unrecht. Nur ist diese Religion „ganz ausgeartet, ganz zu Grunde gegangen in wilder, zusammenhangsloser, oft unglaublich abgeschmackter Dämonologie“ [2]. Im Süden und Südosten ist die Verehrung des Himmelsgottes nachgewiesen, der bei den einzelnen Stämmen verschiedene Namen trägt: Koyan oder Peiamei. Er wohnt im Himmel und hat Alles geschaffen, heisst deshalb auch Mahmam-mu-rok, „Allvater“. Er ist leicht zum Zorne gereizt, man beschwichtigt ihn durch Tänze. Anderswo unterscheidet man zwei Brüder, den guten Baiamai (= Peiamei), der auf einer Insel im fernen Osten wohnt, den Schöpfer aller Dinge (welches Werk wieder von andern dem Sohne desselben, Burambin zugeschrieben wird), der im Februar durch Lieder und Tänze gefeiert wird, und seinen misslaunischen Bruder Dararwigal, der im Westen wohnt. Von diesem erzählt man u. a., er habe, da er sein Messer verloren, aus Ärger die Blattern dem Lande geschickt. Um ihn zu besänftigen, opferte man ihm ein neues Messer. Die Überlegenheit der Weissen spricht ein Mythus aus, welcher von dem Gott der Australier (Pungil) erzählt, er sei vom Gott der Weissen besiegt und gebunden in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt worden. Durch den Regenbogen befruchtet der Himmelsgott die Erde. Die Sterne sind ein früheres Menschengeschlecht, das zuerst die Erde bewohnte, aber durch eine allgemeine Flut weggerafft wurde. Diese Sternengeister besuchen die Erde oft in Tiergestalt und wirken auf das Menschenleben ein. Im Osten weiss man von einem gigantischen Manne oder Gott Motogon, der die Erde durch Blasen gemacht habe — jetzt aber alt geworden sei und nichts mehr thue. Ähnliche mythische Sagen ohne rechten Zusammenhang gibt es noch manche. In Südaustralien wurden Sonne und Mond durch Tänze verehrt. Der Mond gilt als Gatte der Sonne, die ihren Mann jeden Monat tötet. Auch diese beiden bewohnten einst die Erde. Ausserdem gibts viele lokale Götter oder Geister, von denen der eine oder der andere mit schon genannten identisch sein mag, z. B. Nganno, ein grosser Fisch; Tarrotarro, eine Gottheit in Gestalt einer grossen Eidechse, welche die Geschlechter trennte, also den Unterschied von Mann und Weib einführte; Tarnda, ein göttliches Känguruh, welches die Menschen das Tätowieren lehrte; Jura, eine Riesenschlange, welche die Beschneidung vorschrieb und deren Unterlassung strafte; sie lebt im Strom der

1) Waitz-Gerland S. 789.
2) Ebenda VI, 796.

Milchstrasse. Der Orion ist eine Gruppe von Jägern, welche Kasuare und Känguruh jagen, die Plejaden sind Wurzeln grabende Mädchen.

In der im Erdinnern gedachten Unterwelt haust der Gott Cienga oder Kuinjo (im Norden Jumburbar), vielleicht gleich dem oben erwähnten Pungil, der gefrässige Todesgott mit gewaltigem Bauche. Von seinem Namen ist die Benennung des australischen Tabu: kuinjunda, abgeleitet, das somit auf ihn als Gott der Ordnungen und Satzungen, deren Verletzung er rächt, zurückzuführen ist. Er frisst die Seelen der Sterbenden. Der Todesgott heisst auch Wandong, oder Potojan, der namentlich Kinder frisst, oder Wangul, welcher mit Vorliebe die Frauen verzehrt, besonders in der Auszehrung. Als Gott des finsteren Erdinnern erscheint er nur Nachts und fürchtet das Feuer. In dem Engländer Sir Oxley glaubten die Eingeborenen diesen Totengeist zu erkennen: sie warfen sich alle vor ihm nieder, einer aber warf einen Feuerbrand nach ihm.

Der Mensch wird von vielen kleinen Geistern belästigt, welche Ingna heissen. Es sind Spukgeister aller Art, welche u. a. auch das Alpdrücken verursachen. Solche Geister zünden das Feuer in den Vulkanen an, werfen glühende Steine in die Luft (Sternschnuppen?) u. s. f. Man versichert sich gegen ihre schädlichen Einwirkungen, Krankheiten, Kriegs- und Reisegefahren durch Zaubermittel. Gewisse Leute verstehen sich auf die Kunst, die bösen Geister abzuwehren, oder auf den Hals zu laden. Diese Zauberer sind im Besitz des Steines der Weisen. Glänzende, durchsichtige Steine werden als zauberhaft angesehen. Der Zauberer aber soll einen solchen Stein im Magen tragen, aber Splitter desselben in die Adern der Leute bringen können, welche dann bezaubert sind. Die Heilung von Krankheiten ist Entzauberung. Der Zauberer verfährt dabei so, dass er das kranke Glied zubindet, oder knetet, schlägt und tritt. Diese Manipulationen bedeuten zunächst Fesselung oder Misshandlung des bösen Geistes, konnten aber rationell und wohlthätig angewendet werden, wie auch die ebenfalls beliebten kalten Waschungen, Aderlässe u. dgl. Der Aderlass wurde übrigens nur bei Männern angewandt und es durfte das Blut dabei nicht auf den Boden, sondern musste auf den Leib eines andern Mannes fliessen. Ganze Stämme hatten den Ruf zauberkundig zu sein und schön Wetter machen zu können.

Eigentlicher Kultus ist wenig vorhanden. Tempel gibts keine, dagegen heilige Örter und Hütten mit rohen Idolen. Religiöse Feste gab es, die mit Opfern und Tänzen begangen wurden. Von Menschenopfern hört man nicht viel. Die Stämme von Queensland versammelten sich alle zwei Jahre zu Beratungen. Dabei wurde ein Mädchen geopfert, um Pungil für die Beschlüsse der Versammlung günstig zu stimmen. Darin, dass dem Jüngling beim Übergang ins Mannesalter zwei Vorderzähne ausgebrochen wurden, welche dessen Mutter in einem Baumstamm verbirgt, sieht Réville

ein Surrogat für früheres Menschenopfer. Zu den religiösen Satzungen, welche dem polynesischen Tabu entsprechen, gehört das Verbot für Knaben, Kasuar- und Känguruhfleisch zu essen, für Jünglinge, Blut, Mark und Eingeweide dieser Tiere zu geniessen; ferner die Namen Toter auszusprechen u. a. m.

Da der Tod als eine Wirkung böser Zauberei angesehen wurde, verfolgte man den mutmasslichen Urheber des Todesfalls. Damit der Abgeschiedene nicht zürne und es die Überlebenden entgelten lasse, wenn sie in der Trauer lässig seien, reisst man sich zum Zeichen der Betrübnis einen oder zwei Zähne aus, oder haut ein Fingergelenk ab, oder bringt sich sonst blutige Wunden bei. Dem Toten gibt man seine Waffe zerbrochen ins Grab mit und zündet auch über diesem längere Zeit ein Feuer an, dass die Seele sich wärmen könne. Das Begraben ist das häufigste, doch kommt auch vor, dass man die Leichen in einen hohlen Baumstamm steckt oder auch mit Baumrinde überzieht und an einem hohen Baum aufhängt, unter welchem später ein Feuer angezündet wird, sodass die Leiche verbrennt. Auf alle Fälle wird der Bestattung hohe Wichtigkeit beigelegt: viele Spukgeister, die den Menschen quälen, sind Geister Verstorbener, die nicht regelrecht bestattet worden sind.

Die Toten leben selbstverständlich weiter. Die Seele ist der Atem des Menschen, welcher sich im Sterben vom Leibe ablöst. Aber dieser Hauch hat noch dieselben Glieder und Formen wie der Leib; daher der Australier dem getöteten Feind die rechte Hand abhaut, damit der Tote keinen Streich mehr gegen ihn führen könne. Ihren Aufenthalt betreffend kreuzen sich verschiedene Vorstellungen. Abgesehen von der Unterwelt, wo sie gewöhnlich weilen, hält man mancherorts dafür, dass sie noch eine Zeit lang über den Wipfeln der Bäume schweben und in vorübergehende Menschen herabfahren können. Nach einzelnen Stämmen gibts im fernen Westen eine geheimnisvolle Insel der Toten. In Neu Wales glaubt man eher, sie werden zu Wolken, die Vornehmsten unter ihnen zu Sternen. Mit der Meinung, dass die Abgeschiedenen in den lichten Regionen weilen, mag es zusammenhangen, dass man sehr oft in den weissen Ankömmlingen wiederkehrende Verstorbene zu sehen und sogar wiederzuerkennen glaubte. Jedenfalls schrieb man den Geistern lichtere Farbe zu.

2. Die Melanesier[1]).

In Melanesien (Neu Guinea, Salomonsinseln, Neu Hebriden, Fidschiinseln) sind der verbreitetste Stamm die Papua (papúwa, „kraushaarig“), im allgemeinen schwarzbraun, mit reichlichem,

1) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. VI, 522 ff. — Réville a. a. O. II, 116 ff.

büschelartig vom Kopf abstehendem, schwarzem Haar und ebenso beschaffenem Bartwuchs, ebenfalls ein hässlicher Menschenschlag. Doch stehen diese Papua etwas höher als die Australier; sie sind aufgeweckter, neugieriger, unternehmender und trieben eifrig Küstenschiffahrt. Menschenfleisch wurde von ihnen mit Vorliebe gegessen, bis die Europäer ihnen diesen Genuss verwehrten. Namentlich fielen dieser Gier die nach den Inseln verschlagenen Schiffbrüchigen zum Opfer, die man als Geschenk des Meeres betrachtete. Völlige Missachtung des Menschenlebens zeigt auch die Unsitte, dass neugeborene Kinder in Masse getötet wurden und auch Alte und Kranke diesem Lose nicht entgingen. Auch mussten Witwen auf dem Grabe ihrer Männer das Leben lassen. Ausser solcher Grausamkeit sagt man den Melanesiern namentlich Habgier und Dieberei sowie Lügenhaftigkeit nach. Auch die Trägheit ist ihnen angeboren. Anderseits empfinden sie Vergnügen an Musik und einer kindlichen Poesie und bewiesen bei der Anfertigung ihrer Geräte nicht zu verachtende Geschicklichkeit und Geschmack.

Die Religion ist wenig einheitlich, sie zeigt sich von Insel zu Insel verschieden. Auf Neu Guinea und anderwärts herrscht Sonnenkultus. Der Hauptgott heisst dort Mangundi oder Konori; letzterer soll nach einem Mythus der Sohn des ersteren sein. Mangundi, der sich selbst verbrennt und immer wieder jung zum Vorschein kommt, ist die Sonne. Er soll den Morgenstern (Samperi) gefangen und von ihm eine wunderbare Nuss erhalten haben, welche er in den Schoss eines Mädchens herniederwarf, das darauf die Bewohner des Landes gebar, und sodann in einen Felsen verwandelt wurde. Konori habe die Bewohner von Neu Guinea viel gutes gelehrt; da sie aber seine Lehren nicht beherzigten, habe er sie schwarz und kraushaarig gemacht (offenbar ein junger Zug des Mythus) und sei davongegangen. Einst komme er wieder und bringe allen Menschen Glück. Andere Stämme begrüssen die aufgehende Sonne mit Liedern oder schwören bei ihr[1]). Die weissen Europäer wurden bei ihrer ersten Ankunft gewöhnlich für göttliche Wesen gehalten, indem die lichte Farbe an die himmlische Region erinnern mochte, nach Andern hätte man sie für Meergötter gehalten. Dass man von ihnen keine Speisen annahm, was ebenso aus Polynesien und Tasmanien berichtet ist, beweist das Vorhandensein der Tabu-Anschauung, wonach der Mensch nichts Göttliches berühren darf, ohne zu sterben.

Auf den Fidschi-Inseln ist der oberste Gott Ndengei, der an den polynesischen Tangaloa erinnert. Er ist halb Fels, halb Schlange, und immer heisshungrig. Er schickt seinen Diener aus, um Opfer zu holen, der aber zu seiner Betrübnis stets leer zurückkehrt, da er keinen Opferkult geniesst. Nach anderer Überlieferung steht sein Sohn vor der Höhle, wo er haust, um ihm alle Gebete zu vermitteln. Ndengei trägt die Welt auf seinem Rücken;

---

1) Waitz-Gerland VI, 667.

wendet er sich um, so gibts Erdbeben. Er nimmt die Seelen der Verstorbenen zur Läuterung in sich auf — eine polynesische Vorstellung. Einer seiner Söhne oder Diener hat die Menschen das Feuer anzünden gelehrt. Er selbst hat die Götter und die Welt geschaffen, insonderheit auch das erste Menschenpar aus den Eiern einer Habichtart hervorgebracht, doch erst nachdem verschiedene Versuche misslungen waren. Er richtete auch eine grosse Flut an, um zwei seiner Enkel, die ihn durch Tötung seines Lieblingsvogels erzürnt hatten, zu ertränken. Aber sie retteten sich auf einem Kahn und wurden die Väter der Fischer und Kahnbauer. Nur acht Menschen wurden gerettet. Die Erde wurde von der Flut bedeckt. Ein kleines Vögelchen auf der Spitze des Berges der Insel Koro beweinte die untergegangene Welt.

Untergeordnete Götter sind die der Elemente, Berge, Gewitter-, Windgottheiten u. dgl. Auch gibt es eine Menge Schutzgeister. Jeder Gott hat sein Lieblingstier, in dem er erscheint, z. B. Ndengei wird sichtbar als Schlange oder Aal. Daher hat auch jeder Fidschi-Insulaner sein Schutztier, von dem er nicht isst. Doch auch in Menschengestalt kann ein Gott erscheinen, und diese Erwägung hat der Anthropophagie Schranken gesetzt. Sonst liebten diese Götter Menschenopfer, von denen ihre Verehrer das Fleisch, sie selbst die Geister verzehrten. Der Schutzgeist eines Hauses wohnt oft auch in einem Bild, Korwar geheissen, das wie die afrikanischen Fetische verehrt und um Antwort gefragt wird. Sein Ja und Nein drückt er durch Bewegung aus.

Über den Tod haben die Melanesier eine ganz ähnliche Sage wie die Hottentotten und Kaffern: Der Mond (Ravula) wollte, dass der Mensch nur eine Zeit lang verschwinde, um dann, wie er selbst, wieder zu erscheinen. Aber die Ratte wollte, dass er sterbe wie die Ratten, und hat ihren Willen durchgesetzt. Beim Sterben entflieht die Seele aus dem Leibe, weshalb der Kranke sie zurückruft. Eine solche Seele schrieb man übrigens auch Tieren und Pflanzen, ja Gegenständen, Steinen, Werkzeugen zu, und eben deshalb scheint man solche Dinge zerbrochen ins Grab gelegt zu haben, damit deren Seele entbunden und der Menschenseele dienstbar werde. Als Ziel der abgeschiedenen Seelen gilt mancherorts ein Paradies im Westen und es fehlt nicht an Zeugnissen für eine moralische Vergeltung nach dem Tode.

Die guten Seelen kommen dorthin, wo man reichliche Nahrung und Wohlleben hat, die Diebe, Mörder, Ehebrecher in eine Hölle, wo sie hungern und darben [1]). Als Richter wird Ndengei genannt; doch ist sein Massstab keineswegs ein rein ethischer. Schlimm gehts z. B. den untätowierten Weibern — in Melanesien werden nämlich nur die Weiber tätowiert — und den Männern, die keinen Mann erschlagen haben. Und mehr als dieses Gericht

1) Waitz-Gerland VI, 673.

fürchtet man die Nachstellungen, welchen die Seele bei ihren Wanderungen nach dem Tod ausgesetzt ist. Die Geister der unverheirateten Männer fängt Lewa-levu, „das grosse Weib“, das auch sonst schönen Männern nachstellt, zerschmettert sie an einem Stein und frisst sie, oder dies thut Nangganangga, der auch Liebhaber von solchen ist: die andern Geister haben mit einer Keule gegen Samu und seine Brüder zu kämpfen; werden sie besiegt, so werden sie auch gefressen. Man begrub mit einem König etwa einen starken Mann, um ihm in diesem Kampfe beizustehen. Überhaupt wurden vor der Zeit der europäischen Oberherrschaft und Bekehrung der meisten Insulaner zum Christentum bei der Bestattung Vornehmer eine Menge Menschen, Frauen, Sklaven und Freunde getötet. Man nannte diese Opfer „das Gras um das Grab zustopfen“. Man glaubte, der Tote warte auf diese Begleiter, ehe er seine Wanderung antrete.

Auch auf diesen Inseln treiben die Zauberer ihr Wesen, die zugleich Ärzte und Wahrsager sind. Sie versetzen sich durch den Anblick eines schwingenden Gegenstandes in Ekstase und thun dann ihre Sprüche. Um Verbrecher zu entdecken, befragt man sie auch, wendet aber daneben eigentümliche Gottesgerichte an mit kochendem Wasser, Untertauchen u. dgl. m. Satzungen des Tabu, welches wir in Polynesien näher werden kennen lernen, sind auch in Melanesien in Kraft. Z. B. ist für die Weiber die Speise der Männer Tabu, d. h. unberührbar, weshalb sie nicht mit diesen essen dürfen; die Tiere, in welchen der Schutzgeist des Einzelnen verkörpert ist, sind für ihn ebenfalls unantastbar. Der Kopf jedes Menschen ist Tabu. Aber die Vornehmen, welche auch hier wie in Polynesien hohe Vorrechte haben, sind in höherem Masse mit Tabu ausgestattet. Besonders merkwürdig sind auf diesen Inseln die Vorrechte der vasu, d. h. Neffen; so heisst jeder Mann, dessen Mutter ein Glied der Häuptlingsfamilie eines anderen Stammes ist. Ein solcher hat das Recht sich im Lande zu nehmen was er will, ausgenommen sind nur Weiber, Häuser und Grundbesitz des Häuptlings.

3. Die Mikronesier[1]).

In Mikronesien, d. h. auf den Marianen-, Karolinen- und Marschallinseln, auf denen der Ralik- und Ratakreihe und den Gilbertsinseln, sind Malajen, Papua und Polynesier gemischt. Die Hautfarbe ist in der Regel kastanienbraun. Männer und Frauen sind tätowiert, doch nicht im Gesicht; die vornehmern mehr als die gemeinen; denn auch hier sind die Stände stark unterschieden. Eigentümliche Gewohnheit ist das beständige Betelkauen.

1) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. V, 37 ff. — Réville a. a. O. II, 133 ff.

Wie übrigens auch in Melanesien herrscht die bei den Australiern erwähnte Form sich zu begrüssen. Anthropophagie hat man hier nicht gefunden, was dem malajischen Einfluss zu danken sein mag.

Die Religion[1]) ist nicht sehr ausgebildet, wenn auch etwas entwickelter als in Melanesien. Der Ahnendienst hat die Göttermythen in den Hintergrund gedrängt. Doch fehlt es an solchen nicht. Auf den Marianeninseln kennt man einen Gott Puntan, der als erfindungsreicher Mann vor Erschaffung des Himmels und der Erde im öden Weltraum lebte und als er starb, seiner Schwester den Auftrag gab, aus seiner Brust und Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen Sonne und Mond, aus seinen Brauen den Regenbogen anzufertigen. Dieser mit der Zeit menschlich gefasste Riese, dessen Leichnam die Welt darstellt, scheint kein anderer als der polynesische Gott Tangaloa, welcher ebenfalls in der ewigen Nacht, dem Chaos wohnt und Himmel und Erde wie die Gestirne geschaffen hat. Derselbe Gott begegnet uns auf den Karolinen und den Marschallinseln weniger vermenschlicht unter der Benennung Aliulep oder Eliulep, d. h. „grosser Geist", oder „mächtiger Wind". Der Wind wird eben als Odem des Gottes gefasst. Nach einem karolinischen Mythus war Eliulep der Sohn des Götterpars Sabakur und Halmelul; deren Tochter war Ligobud; nach einem andern war Eliulep selber der Urgott. Auf Tobi heisst der Hauptgott Jarris. Er trägt die Erde auf seinem Rücken; bewegt er sich, so gibts Erdbeben; schilt er, so donnerts, daher man sich beim Donnern ängstlich stille verhält. Man kennt auch böse, meist unterirdische Gottheiten, einen Todesgott Erigiregers, der den Tod unter die Menschen gebracht hat, die früher nur den Schlaf kannten, und Morogrog, der wegen schlimmen Verhaltens aus dem Himmel vertrieben wurde und den Menschen das Feuer auf die Erde brachte. — Die Götter lieben es Tiergestalt anzunehmen, besonders der Haifisch ist (wie in Polynesien) heilig.

Diese alte Naturreligion ist aber stark vom Geisterdienst oder Ahnenkult überwuchert worden. Man rief diese Ahnengeister, wie die Geister überhaupt Anti genannt, in der Not an, man brachte ihnen Opferspenden; die Schädel der Verstorbenen behielt man als Schutzmittel im Hause und trug sie auch in den Kampf; doch konnten sie auch schädlich und gefährlich sein, daher man Nachts nicht auszugehen liebte. Auf den Karolinen hiessen die Seelen, die man verehrte, tahu-tup oder tautup; besonders den Kinderseelen zollte man Verehrung. Die Ahnengeister gehen häufig in ein Tier über, das dann den Nachkommen heilig ist, daher sie z. B. das Essen der Taube oder des Huhns vermeiden. Auch die Europäer wurden häufig als wiederkehrende Geister geehrt.

Als Aufenthaltsort der Toten kennt man auf den Marianen ein Paradies, wo es Früchte im Überfluss gibt, und eine ent-

1) Vgl. Waitz-Gerland V, 2, 134 ff. — Réville III, 137 ff.

sprechende Hölle; beide liegen unter der Erde. Als Beweggrund für die Scheidung erscheinen moralische und andere Motive. Der böse Geist, der in der Hölle herrscht, wird Aniti genannt, was aber nur eine andere Form von Anti. Anderswo (auf Tobi) weiss man von einem Geisterreich jenseits des Meeres, weshalb man die Leichen, auch lebensschwache Greise, auf einem Kahn ins Meer hinausstösst. Die Geister gehören übrigens sämtlich den beiden ersten Ständen an, die Unfreien haben keine Seele. Damit hängt zusammen, dass auch hier der Begriff des Tabu Geltung hat, z. B. im Essen und Trinken.

Gewisse Genüsse wie das Trinken des berauschenden Kawa und stellenweise das Essen der Kokosnuss waren dem gemeinen Volke verboten; umgekehrt durften auf den Marianen die Vornehmen keine Aale essen. Gewisse Bäume waren dem profanen Gebrauch entzogen, gewisse Plätze durften von gewissen Leuten nicht betreten, gewisse Wörter in der Unterhaltung mit Weibern nicht gebraucht werden. Um ein Tabu aufzuheben, z. B. ein geweihtes Schiff wieder zum gewöhnlichen Gebrauche tauglich zu machen, dazu waren umständliche Ceremonien nötig, durch welche der Gott, der davon Besitz ergriffen hatte, veranlasst wurde, sich davon zurückzuziehen.

Wie die Polynesier hatten auch die Bewohner der Marianen einen in besonderem Mass von den Göttern geweihten und beschützten Orden. Die dazu Gehörigen hiessen Ulitao. Sie besassen auf allen Inseln Häuser und genossen das Vorrecht, mit den Mädchen der Vornehmen Umgang zu haben, was deren Ehre in keiner Weise beeinträchtigte. Ihr Abzeichen waren hohle mit Baumrinde umzogene und mit Quasten verzierte Stäbe. Sie hatten eine eigene Sprache und besondere Lieder. Politisch war ihr Einfluss gross und sie wehrten sich mit Energie gegen die Spanier und das Christentum.

Die Mikronesier hatten nur zum Teil Tempel, morai genannt, offenbar das polynesische marae, und Priester, welche während ihrer Amtshandlungen von der Gottheit erfüllt sein und diese selbst darstellen sollten, ausserdem Zauberer, welche namentlich den Regen herbeiriefen. Auch Priesterinnen oder Wahrsagerinnen kommen vor. Feste wurden regelmässig dem Gotte des Jahresertrags gefeiert.

4. Die Polynesier[1]).

Polynesien umfasst die Tonga- oder Freundschaftsinseln, die Samoa- oder Schifferinseln, die Tokelau- oder Unions-Inseln, die Hervey- oder Cooks Inseln, die Gesellschaftsinseln (Tahiti), die

1) Siehe Waitz-Gerland a. a. O. VI, S. 1 ff. — Réville a. a. O. II, S. 1 ff.

Paumotu- oder Niedrigen Inseln, im Norden die Marquesas- und die Sandwichinseln (Hawaii), im Süden Neuseeland. Bekannt wurden diese Inseln den Europäern meist erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie sind zum Teil sehr fruchtbar und tragen namentlich den Brotbaum, hatten aber wenig Tiere, fast nur Ratten, Schweinchen und Hunde. Die Menschenrasse ist hier einheitlicher, wenn sie auch von Archipel zu Archipel Variationen aufweist. Die Verwandtschaft mit den Malajen ist einleuchtend und manches spricht dafür, dass diese Insulaner von Westen, von Celebes hergekommen sind und immer weiter östlich bis zu den Osterinseln sich hinauswagten; sie scheinen auch eine Ahnung von einem grossen Land im Osten (Amerika) besessen zu haben. Der polynesische Menschenschlag ist ziemlich wohlgefällig, die Glieder sind proportioniert, die Formen weich, Arme und Beine etwas schwach und zart. Die Hautfarbe ist sehr verschieden, besonders nach dem Stand, die der Vornehmern heller; die durchschnittliche Färbung ist hellbraun bis dunkelbraun mit Stich ins Gelbe, olivenfarbig. Die Haare sind schwarz, gekräuselt, die Augen klein und schwarz, die Zähne schön, die Nase oben etwas eingedrückt, die Ohren gross, die Schädel hoch, pyramidal, Stirne und Hinterkopf glatt. Man hat die Malajo-Polynesier Hypsistocephalen genannt. Diese Anlage des Kopfes wird noch durch Drücken des Neugeborenen nach dieser Richtung übertrieben. Starke Beleibtheit gehört im allgemeinen auch zu diesem Typus, besonders bei den Frauen. Die Leute sind verhältnismässig aufgeweckt, neugierig, fröhlich, unternehmend, wie schon der Umstand beweist, dass sie sich auf ihren Kähnen so weit ins Weltmeer hinausgewagt haben. Anderseits fehlt auch hier die Trägheit nicht, die sich leicht einer wenig civilisierten insularen Bevölkerung bemächtigt. Über ihre Begehrlichkeit, Dieberei, Unwahrhaftigkeit liesse sich ähnliches sagen wie bei den Mikronesiern. Die Weiber werden trotz ihrer tieferen Kaste nicht schlecht behandelt und bleiben in der Regel ihren Gatten treu; an den schlimmsten Ausschweifungen der Mädchen freilich sieht man nichts tadelnswertes; an weiblichem Schamgefühl gebricht es gänzlich und die geringe Fruchtbarkeit der Frauen hängt damit zusammen. Polygamie war allgemein. Eigenartig ist die Blutsfreundschaft, wobei man den Namen tauscht und auch sein Weib dem Freunde überlässt. Verwandte durften sich nicht heiraten. Liebe zu den Eltern und Kindern äussert sich fast durchgängig, was nicht ausschliesst, dass man ohne Scheu einen grossen Teil der Neugeborenen, namentlich der Mädchen, tötete. Besonders schlimm war diese Unsitte auf Tahiti und Hawaii. An ersterem Ort wurden zwei Drittel aller Kinder, hauptsächlich Mädchen, umgebracht. Die ersten drei Kinder, zumal Zwillinge, tötete man immer und mehr als zwei oder drei zog niemand auf. Namentlich mussten Kinder aus einer Mischehe dieses Los erdulden. Auch Menschenfresserei war sehr verbreitet. Man zehrte erschlagene Feinde auf, dagegen nicht Angehörige des

eigenen Stammes; auch bei Opferfesten wurden die den Göttern dargebrachten Unglücklichen von den Menschen gefressen. Man gewann solche Opfer durch Streifzüge in Feindesland. Das Fleisch der Europäer wurde verschmäht. Bei der Entdeckung der Inseln war der Kannibalismus schon im Abnehmen, den Missionaren gelang es, ihn gänzlich auszurotten.

Eine besondere Wichtigkeit legte man auch hier dem Tätowieren bei. Dasselbe geschah mit dem Russ oder der Kohle einer gewissen Nuss, die man verbrannte; mittelst Einschnitten brachte man dieses tiefe, später bläuliche Schwarz unter die Haut. Die schmerzhafte Operation wurde vom Priester vollzogen und von Gesängen seiner Mitpriester begleitet. Man tätowierte beim Eintritt ins mannbare Alter, setzte aber die angreifende Bemalung später fort. Die Vornehmen waren am meisten tätowiert, die Weiber weniger. Nur der Tui Tonga, der „Herrscher der Tonga-Inseln", blieb von dieser Verzierung ganz frei. Die Zeichnungen bieten ausser gewissen Linien häufig Tierfiguren, namentlich Eidechsen, Schlangen, Fische, Vögel. In Neuseeland heisst die Tätowierung selbst moko, d. h. Eidechse. Unverkennbar sind es heilige Tierfiguren, welche dem menschlichen Leibe aufgeprägt werden. Er wird damit einer Gottheit geweiht, speziell derjenigen, die seinen Schutzgeist bildet. Daher geschieht die erste Bemalung in dem Augenblick, wo der Mensch mündig wird. Der in der Operation befindliche ist Tabu; denn er ist von dem Gotte berührt, der in ihn einzieht. Der Tuitonga aber hat solches nicht nötig, weil er an sich die Gottheit für den Stamm darstellt. Die wenig oder gar nicht Tätowierten sind minder heilig[1]). Vielfach ist freilich später diese Bedeutung der Tätowierung von den Eingeborenen selbst nicht mehr verstanden worden. Jetzt ist sie unter dem Einfluss der christlichen Mission, die sie um der damit verbundenen heidnischen Vorstellungen und Unsitten willen bekämpfte, fast ganz verschwunden[2]).

Die Polynesier wie die meisten an den Küsten oder auf kleinen Inseln wohnenden Ozeanier fühlen sich fast ebenso heimisch im Wasser als auf dem Land; die kleinen Kinder schwimmen fast ehe sie gehen können. Auch die Frauen leisten darin grosses. Auch haben sie tüchtige, lange Kähne bauen gelernt und zeigten sich in der Schiffahrt ebenso geschickt wie im Bau von Wohnungen und in der Anfertigung von Werkzeugen und Schmucksachen. Selbst in der Chirurgie waren sie erfahren und führten z. B. die Trepanation mit ihren unvollkommenen Instrumenten aus. Tanz und Musik lieben sie leidenschaftlich, wiewohl ihre Trommeln,

---

1) Der religiöse Charakter des Brauchs erhellt auch daraus, dass man auf einer Insel die Europäer gewaltsam tätowieren wollte, auf einer andern sich dagegen sträubte, ihnen diesen heiligen Schmuck beizubringen.

2) Über die in Polynesien allgemein übliche Beschneidung der Knaben siehe Waitz-Gerland VI, 28.

mit der Nase gespielten Flöten und Muschelinstrumente nur ein sehr primitives Orchester bildeten. Auch beachtenswerte poetische Produkte liegen vor, welche beweisen, dass es an tiefern Regungen des Gemütes diesen Völkerschaften nicht gebricht. Allein dass sie aus eigener Kraft sich gedeihlich entwickelt und auf eine höhere Stufe erhoben hätten, war trotz ihrer nicht geringen Fähigkeiten nicht möglich. Schon ehe die Europäer kamen, war diese Bevölkerung im Niedergang begriffen in Folge der grassierenden Kriege, der Kindermörderei, der Degradation der Mädchen und ähnlicher Krebsschäden. Auch der bei Wilden sonst seltene Selbstmord war häufig. Zu diesen Feinden kamen freilich durch die Europäer noch neue: Trunksucht, Syphilis, Pocken. Doch hat das Christentum manche Schäden beseitigt, und auf einigen Inseln (Sandwich) nimmt die sonst schwindende eingeborene Bevölkerung wieder zu.

Die Religion der Polynesier hat dem geistig geweckten Sinne dieses Stammes gemäss eine reiche Mythologie aufzuweisen, die sich freilich in den von einander abgeschlossenen Inselgebieten sehr verschieden gestaltete. Gemeinsam ist ihnen der Gott, der in der Regel die herrschende Stellung einnimmt und unverkennbar der oberste Gott aller dieser Völkerschaften war. Er heisst Tangaloa (auf Tongo, Samoa) oder Tangaroa (Neuseeland) oder Taaroa (Tahiti) und ist eigentlich der Himmelsgott und Vater der Götter wie Bereiter der Erde und der Menschen. Er wohnt im höchsten Himmel. Häufig wird er in Gestalt eines Vogels gedacht, da der Sturmwind, welcher zu diesem himmlischen Gotte gehört, Flügel hat. Ebenso hat er Beziehungen zur Sonne, ohne mit ihr identisch zu sein. Die Sonne wird für sein linkes Auge gehalten, in welchem nach der landläufigen Anschauung allerdings die Seele sitzt. Aber der Gott ist umfassender. Er ist auch (vgl. Varuna der Inder) auf manchen Inseln Meergott geworden, da das klare blaue Meer als Spiegel des Himmels und dieser selber als ein Ozean sich dem kindlichen Auge darstellte. Glaubten doch die Eingeborenen, die Schiffe der Europäer seien aus den Wolken gekommen und hätten den Donner mitgebracht. Als Meergott war er von Schiffern und Fischern besonders geachtet; dann auch von den Zimmerleuten, da diese vor allem Schiffe zu zimmern hatten.

Tangaloa gilt als Erbauer der Welt. Vom Schweisse, den er bei dieser Arbeit vergoss, ist das Meer so salzig geworden. Er machte die Gestirne, die Inseln, die er aus der Tiefe fischte, wobei die Angelschnur zerriss, weshalb nicht ein ganzes Land, sondern nur Bruchstücke (Inseln) heraufkamen. Mit seiner Gattin, einem grossen Felsen namens O-te-papa, erzeugte er nach einem Mythus die Gestirne und Untergötter, von denen dann die Menschen abstammen. Nach einem andern Mythus (Gesellschaftsinseln, Tahiti) war Tangaloa, der Riesenvogel, seit ewigen Zeiten in ein Riesenei eingeschlossen, das er zerbrach; die Eierschalen sind das Himmelsgewölbe und die Erde. Die Entstehung der Menschen wird auch auf mannigfache Weise erzählt. Z. B. es seien die

Menschen aus rotem Thon geformt worden (wie bei den Rothäuten), und hätten ursprünglich Thon gegessen. Ein Mann bat den Gott (Tangaloa), ihn in einen Fruchtbaum zu verwandeln, da sein einziger Sohn diese schwere Speise nicht ertragen konnte. Tangaloa verwandelte ihn zum Brotbaum.

Eigenartig ist der neuseeländische Schöpfungsmythus. Die Maori erzählen nach Grey[1]): Anfangs waren Rangi (Himmel, eigentlich = Tangaroa, der aber bei den Neuseeländern zum Meergott herabgesunken und nicht mehr über den Göttern emporragt) und Papa (Erde) ein verliebtes, sich umfassendes Ehepar, das alle Wesen erzeugte, welche jedoch im Dunkeln sich befanden, weil jene beiden sich so dicht umschlossen hielten. Ihre Kinder ratschlagten, wie sie ans Licht kommen könnten. Tumatauenga, der schreckliche, wollte die Eltern töten; aber Tane-mahuta, der Vater der Wälder, schlug vor, sie zu trennen. Alle waren einverstanden ausser Tawhiri-matea, Vater der Winde und Stürme. Lag ihm doch nichts am Lichte, da er Tag und Nacht bläst. Er liebte die Eltern mehr als seine Brüder. Seine fünf Brüder[2]) machten vergebliche Anstrengungen, das Elternpar zu trennen, bis es endlich dem Tane-mahuta gelang, indem er den Kopf gegen die Mutter Erde, die Beine gegen den Vater Himmel stemmte. So stiess er letzteren weit in die Höhe und es wurde hell. Wenn fortan der Himmel sich der Erde nähern will, stossen ihn jene Beine (die hochragenden Baumstämme der Wälder des Horizonts) zurück. Doch lieben sich die beiden Gatten noch. Der Himmel weint in seinem Trennungsschmerz Tautropfen, die Erde sendet ihre Wohlgerüche gen Himmel. Allein Tawhiri-matea will seine Eltern rächen; er schickt seine vier Söhne nach den vier Himmelsgegenden. Es sind die vier Winde, welche verheerend gegen Wald und Meer blasen und Wetterwolken daherbringen. Vor Schrecken entfloh der Meergott aus seinem Gebiet, nur ein Teil seiner Kreaturen blieb darin, die Fische; die andern flüchteten sich aufs Land und wurden Reptilien. Auch der Meer- und Waldgott entzweien sich, da dieser dem Tumatauenga, dem Vater der mutigen Männer Holz für Kähne, Lanzen und Fischzeug liefert, womit die Brut des Meeres gefangen wird. Der Meergott rächt sich dafür an den Menschen, indem er die Schiffer zu verschlingen trachtet. Der Windgott richtete seine Wut auch gegen die Pflanzen, welche daher die Mutter Erde mitleidig in ihren Schoss aufnahm. Sieger bleibt schliesslich Tumatauenga, der Vater der mutigen Männer, welcher das Gebiet des Wald- und Meergottes wie das der Pflanzenwelt ausbeutet. Nur den Windgott kann er sich nicht unterthan machen. Er lehrte die Menschen Zauberformeln, mit welchen sie den Wald- oder Meergott beschwören, übrigens auch gutes Wetter und günstigen Wind sich erbitten können.

1) George Grey, Polynesian Mythology, Lond. 1855, p. 1—15.
2) Zu ihnen gehört ein Vater der Kulturpflanzen, einer der wilden Pflanzen, einer der Reptilien und Fische.

Der eigentliche Held des polynesischen Mythus aber ist Maui, der Sonnengott, von welchem erklärlicher Weise auch solches ausgesagt wird, was sonst dem Himmelsgott zukommt. Er hat z. B. die Inseln aus der Tiefe gefischt und in Gestalt eines Vogels einen Wurm zerpickt, aus welchem zwei Menschen entstanden. Er trägt, was auch von Tangaloa gesagt wird, die Erde auf seinem Rücken; wendet er sich um, so gibts Erdbeben. Er schleppt sein Weib Papa durchs Wasser, wovon die felsigen Eilande entstehen u. s. w. Namentlich aber werden allerlei Heldenthaten von Maui erzählt, wie von anderen Sonnenheroen, Gilgames, Herakles u. s. w. Z. B. fängt er die Sonne in einem Netz oder mit einem Strick und zwingt sie, langsamer zu laufen [1]. Besonders auf Neuseeland ist dieser Mythus ausgebildet, wo Maui am meisten vermenschlicht erscheint. Er kämpft besonders mit dem zauberkräftigen Kinnbacken einer Ahnmutter, der menschenfressenden Muriranga-Wenua (Hinter-Himmel und -erde). Dieser Kinnbacken, mit seinem eigenen Blut bestrichen (Felsklippen im Morgenrot?), ist auch sein Köder, an welchem er Neuseeland, den „Fisch des Maui“, aus der Tiefe emporzieht. Maui hat das Feuer auf die Erde gebracht. Er erhielt dasselbe von einer andern Ahnfrau, deren Nägel er verlangte, da durch Reibung derselben Flammen entstanden. Da er zuletzt alle ihre Nägel wollte, wurde die Alte böse und schoss ihm alle Flammen ihres Leibes nach (Abendsonne?). Dabei sind einige Funken in die Bäume gefahren, aus deren Holz man jetzt Feuer gewinnt. Maui bezwingt auch die Winde und reitet auf ihnen, nur den Westwind vermochte er nicht zu packen. Zuweilen konnte er ihn beinahe greifen; dann flüchtete sich derselbe in seine Höhle, bis Maui fort war. Deshalb weht gewöhnlich der Westwind und pausiert nur auf kurze Zeit.

Von der Kindheit des Maui erzählen die Neuseeländer: Seine Mutter warf ihn als Frühgeburt in eine ihrer Haarlocken gewickelt ins Meer. Aber sein Ahnherr Rangi (Himmel) beschirmte ihn, und nachdem er lang auf dem Meer umhergetrieben worden, landete er an einer Insel. Seine Mutter erkannte ihn und liess den schön gewachsenen in ihrem Bette schlafen zum Ärger seiner Brüder. Diese Mutter (die Nacht) enteilte immer vor Tagesanbruch aus der Hütte und kam erst Abends wieder. Maui folgte ihr eines Tages und bemerkte, dass sie im Dickicht verschwand; als Vögelchen flog er ihr nach und entdeckte so den Eingang zu einer unterirdischen Grotte, wo er auch seinen Vater findet und von ihm getauft wird. Von dort kehrte er als gewaltiger Zauberer zurück. Sein Ende ist wie das anderer Sonnenhelden ein tragisches. Er hörte, im fernen Westen gebe es noch eine Ahnfrau von ihm, die mit offenem Munde schlafe (der nächtliche Abgrund), indem ihre Augen blitzend durch die Nacht leuchten. Die Menschen

1) Dass der Sonnenheld vom Gestirn unterschieden wird, kann nicht befremden, da auch anderwärts dasselbe stattfindet.

verschwänden in ihrem Rachen und kehrten nie zurück. Er wollte die Sache erkunden und die Todesgöttin bezwingen. Auf den Wunsch der Singvögel nahm er sie auf seinem Zuge mit, schärfte ihnen aber ein nicht zu lachen, wenn er in jenen Rachen hinabsteige. Allein der kleine Vogel tiwikawaka (der bei Sonnenuntergang fröhlich singt) konnte sich nicht enthalten laut aufzulachen, als er hinunterstieg. Die Alte erwachte, spürte den fremden Körper zwischen den Zähnen und zermalmte ihn. — In seinen Mitteln ist übrigens Maui wenig wählerisch; wenn nur der Erfolg ihn krönt, ist der Erzähler befriedigt. Auch wird er nicht als eigentlicher Gott im Kultus verehrt.

Ist Maui der Sonnengott, so wird auch der Mond personifiziert unter dem Namen Hina (Tahiti, Sandwich), eine Frau mit weissen Haaren, oder Ma'ina, Masina (Samoa). Sie ist Tochter des Tangaroa. Bei Sonnen- und Mondsfinsternissen hielt man die Gestirne für bezaubert und lief mit Opfern nach den Tempeln. Erzählt wird, der Mond sei einst während einer Hungersnot in Form einer Brotbaumfrucht (Sichel) aufgegangen, während Sina mit ihrem Kind auf dem Felde arbeitete. Sie rief ihm zornig zu: Warum steigst du nicht auf die Erde herab, dass ich und mein Kind von dir essen könnten? Da kam er ärgerlich herunter und nahm sie samt Kind und Werkzeug zu sich herauf, wo man sie noch (in den Mondflecken) sieht.

Die Nacht heisst Po; so wird auch der finstere Abgrund unter der Erde genannt, wo die Toten weilen und die Todesgötter. Die mythische Insel, wo solche wohnen, heisst Pu-lotu, d. h. Mitte von Po. Dorthin begeben sich die Toten, um von den Göttern gefressen zu werden. — Auch die Sterne oder Sternbilder waren personifiziert. Ein Luftgott Rehua wohnt bei Tangaloa im obersten Himmel und weiss alle Dinge. Ein Sohn dieses Rehua wird durch einen Unfall getötet und rötet mit seinem Blut den Abendhimmel. Wenn der Hof des Rehua schmutzig, d. h. bewölkt ist, so reinigt ihn Maui. Der Regenbogen ist der Weg, auf dem die Götter zur Erde hinab und wieder zum Himmel hinaufsteigen.

Ausserdem gibt es noch zahlreiche Lokalgötter, welche Winde, Vulkane, Berge, Felsen u. s. w. beleben. Kriegsgott war z. B. Tairi (auf Hawaii), von dem ein hässliches Bild in die Schlacht getragen wurde. Der Gott des Landbaues auf Tahiti ist Ofanu, auf den Tongainseln Alo-Alo (d. h. „Wanner"), ein Wind- und Erntegott. Auf den Sandwichinseln (Hawaii) wird ein Gott Lono besonders verehrt, auf Tahiti Roo, auf Neuseeland Rongo. Der letztere, welcher auch in Mikronesien zu Hause ist, wird als Regengott anzusehen sein. Die beiden andern sind seine Doppelgänger, Wind-, Sturm-, Meer- und Kriegsgötter. Auf Hawaii ist die Göttin des dortigen Vulkans, namens Pele, gefürchtet. Eigenartig ist der Naturmythus von Tamapuaa, d. h. „Sohn des Schweins". Dieser machte der Göttin den Hof, welche viele Liebhaber hat; sie wies ihn aber ab. Er rächte sich, indem er ihren Krater mit Wasser

füllte. Allein Pele schluckte alles und warf ihn zuletzt ins Meer Dieser Tamapuaa, halb Mensch, halb Schwein, dabei riesengross, entspricht einer mächtigen Wolke, welche um den Vulkan sich lagert, und von diesem scheinbar abgestossen, wenn der Wind sie in Bewegung setzt, ihre Regenströme in den Krater ergiesst, schliesslich aber doch weichen muss und über dem Meere vergeht.

Sammelname für diese vielen Götter war atua (von atu, Herr); man nannte sie auch „die himmlische Familie"; diese schloss übrigens auch tiergestaltige Wesen in sich, und sittliche Heiligkeit war keines ihrer Merkmale, denn den Göttern werden arge Unsittlichkeiten zugeschrieben [1]). An die grossen Götter wandte man sich in der Regel nur in grosser Not oder bei grossen Festen zu ihren Ehren. Im gewöhnlichen Leben hielt man sich an die kleinen Götter oder Schutzgeister, welche Tiki hiessen. So nannte man namentlich den in einem Tier verkörperten Schutzgeist jedes Einzelnen, von dessen Tier zu essen man sich hütete, da man sich dadurch schwere Krankheiten zuzuziehen fürchtete. Dass die ersten zum Christentum Bekehrten ihre Tiki aufassen, ohne Schaden zu nehmen, machte grossen Eindruck. Im übrigen schrieb man den Tiki allerlei Spuk zu. Sie galten als incubi und auch als Vampire, welche den Schlafenden das Blut aussaugten.

Von religiösen Gebräuchen ist das Volksleben ganz durchzogen und beherrscht. Denn hier gilt in besonders starkem Grad und feinster Ausbildung das in ganz Ozeanien nachweisbare Gesetz des Tabu, welches die Sphäre der Götter streng von derjenigen der Menschen, und ebenso die der göttlich geadelten Menschen von der des gemeinen Volkes scheidet. Das Wort tabu [2]) bedeutet: „stark bezeichnet" [3]). Es geht auf solche Gegenstände, die als der göttlichen Sphäre zugehörig bezeichnet sind: die sind unantastbar. So die Opfer, die Tempel (Marae), die Priester, die Könige und Angehörigen der vornehmen Geschlechter; ausserdem zahllose Einzelheiten.

Tabu waren z. B. gewisse Beeren eines Strauches, die eine Göttin besonders liebte; ebenso für jeden das Tier seines Schutzgeistes (tiki). Tabu waren auch die Kranken als Besessene, weshalb man sie aus den Wohnungen wegschaffte; ebenso die Leichen, die man darum nur von alten Frauen bestatten liess, um

---

1) Merkwürdigerweise findet sich hier überall auch die Sage von einer grossen Weltflut, welche ein Gott im Zorn anrichtete, und aus welcher nur wenige Menschen, etwa ein Par, entrannen. Siehe verschiedene Versionen bei Waitz-Gerland VI, 270 ff.

2) Zum Wort und Begriff sind in mancher Hinsicht zu vergleichen das hebr. kādôsch und das arab. ḥarâm. Doch ist es verwirrend, wenn Robertson Smith und Frazer auf semitischem Boden geradezu von „Tabu" sprechen. Der Ideenzusammenhang ist hier und dort doch ein recht verschiedener!

3) ta ist Zeichen des Superlativs, bu oder pu = bezeichnet, angezeichnet. Vgl. zu dem Begriff Waitz-Gerland VI, 343 ff. Réville II, 55 ff. Frazer, Art. Taboo in der Enc. Brit.

welche es nicht schade war, wenn die Rache des Gottes sie traf. Auch die neugeborenen Kinder waren tabu, wenn man sie nicht gleich in der ersten Viertelstunde umgebracht hatte, und mussten enttabuiert werden. Wie wirs schon anderswo fanden, war für die Frauen die Nahrung der Männer tabu; sie durften also nicht mit diesen essen; auch bei den leckern Mahlzeiten von Menschenfleisch war ihnen verboten mitzuhalten, sie bekamen überhaupt nicht viel Fleisch. Diese Satzungen bildeten schroffe soziale Schranken zwischen den Ständen wie den beiden Geschlechtern, und man hat schon fälschlich gemeint, sie seien mit eigennütziger Willkür zur Begründung von Standesvorrechten überhaupt ausgedacht worden. Allein so oft auch die Priester und Vornehmen sie ausbeuteten, so beruhen sie doch auf wirklichem, ursprünglich allgemeinem Aberglauben, der sich scheute das Gebiet der höhern Mächte anzutasten. Für selbstsüchtige Zwecke liess sich freilich dieser Aberglaube leicht missbrauchen; doch konnten auch rationelle Verordnungen durch das Tabu am besten geschützt werden, ganz wie an der Goldküste durch den Fetisch [1]). Z. B. tabuierte man Felder, auf denen die Ernte stand samt den Schnittern, die dann nicht fort konnten, bis die Arbeit gethan war, ebenso Fischereien, abgetretenes Land, das man schützen wollte u. s. f.

Die menschliche Gesellschaft bildet nach dieser Gesamtanschauung mit den Göttern zusammen eine grosse Stufenleiter, welche an den Brahmanismus erinnert. Die oberste Stufe nehmen die Götter ein, dann folgen die Könige, darauf die Priester, die Vornehmen verschiedenen Ranges; zuletzt kommt, durch weiten Abstand von den Höheren getrennt, das gemeine Volk, zu unterst dessen Weiber. Je höher man steigt, desto mehr findet man den Betreffenden den Charakter des Tabu aufgeprägt. Die Fürsten waren durch dasselbe ganz abgeschlossen, auf Tahiti so sehr, dass man sie auf den Schultern trug, damit sie den Boden nicht tabuisierten. Der Tabu ist nämlich mitteilbar oder ansteckend, wie bei den Hebräern der levitische Heiligkeitscharakter [2]). Vielfach wurden auch Männer, besonders Vornehme, von den Frauen mit einer Art Löffel förmlich gefüttert, damit sie die Speise nicht anrührten und damit für die andern ungeniessbar machten. Die Leute, welche selber Tabu waren, durften die Tabudinge berühren, aber was sie anrührten, wurde dadurch Tabu. Das Gegenteil von tabu ist noa (hebräisch chōl). Könige und Priester können etwas für Tabu erklären, was gewöhnlich auf eine begrenzte Zeit geschieht; umgekehrt können aber Höherstehende ein von Untergebenen ausgesprochenes Tabu entfernen oder die Dauer seiner Giltigkeit verkürzen. Sonst sind priesterliche Ceremonien (Waschungen, Opfer) notwendig, um ein Tabu zu lösen. Z. B. das neugeborene Kind war Tabu und wurde durch den Priester mit-

---

1) Vgl. oben S. 763.
2) Vgl. z. B. Haggai 2, 12 f.

telst einer Art von Taufe (Besprengung mit Wasser oder Eintauchen) enttabuiert. Die offenkundige Verletzung eines Tabu fand grausame Strafe, auch wenn sie ohne Wissen und Willen geschehen war. Aber auch wenn jemand krank wurde, vermutete man eine solche Übertretung, und er hatte dem Priester eine Beichte abzulegen, ob er nicht dadurch den Zorn der Götter sich zugezogen habe. Nichts erschütterte den polynesischen Aberglauben so sehr wie die Wahrnehmung, dass die Europäer sich keck über alle heil. Satzungen dieser Art hinwegsetzten, ohne dass der Zorn der Götter an ihnen sich bethätigte. Das Christentum brachte die Befreiung von diesem auf allem und allen lastenden Banne. Réville ist der Meinung, die protestantischen Missionare hätten deshalb in Polynesien mehr ausgerichtet als die katholischen, weil man mit den vielen Satzungen dieser letztern Kirche wieder eine Last von vielen Tabu auf sich zu nehmen meinte, wovor man sich mit gutem Grund scheute. Bezeichnend ist, dass der mit altreformierter Strenge von den Protestanten eingeführte Sonntag von den Eingeborenen als „Tag des Tabu" bezeichnet wurde.

Die Priester bildeten überall eine abgeschlossene Klasse und genossen hohes Ansehen. Wyatt Gill [1]) erzählt von den Hervey-Inseln: Als die Menschen zahlreich geworden und die Götter sahen, wie unwissend sie seien, riefen sie die kleinen Vögel und trugen ihnen auf, den Menschen zu sagen, was sie wissen müssten, um glücklich zu leben. Diese zwitscherten es ihnen zu, aber die Menschen verstanden nichts von diesem ergötzlichen Gezwitscher. Da lasen die Götter gewisse Menschen aus, in deren Leiber sie herabstiegen und die nun in menschlicher Sprache den Leuten Belehrung spenden. Das sind die Priester, welche deshalb piaatua, „Götterschachteln" heissen. Da somit die Götter selbst aus ihnen sprechen, konsultiert man sie auch als Wahrsager. Dabei muss man ihnen ausser einem Geschenk eine Schale des berauschenden Kawatrankes [2]) bringen. Der Priester trinkt, fällt in Ekstase, und nun redet ein Gott aus ihm. Das Priestertum war erblich und die Glieder dieses Standes gehörten zur höchsten Aristokratie. Auf den Paumotu-Inseln waren die Fürsten zugleich Priester, häufiger bildeten diese besondere Kollegien, die sich auch mit Astronomie u. dgl. befassten. Der Sohn senkte seinen Mund auf die Lippen des sterbenden Vaters, um so dessen Inspiration und damit das Priesteramt zu empfangen. Ein Vorrecht der Priester war es, dass sie bis auf 12 Frauen haben durften. Sie trugen eine eigentümliche Kopfbedeckung, einen hohen Strohkorb. Auf Hawaii gab es Priesterinnen der Göttin Pele. Auf den Tongainseln herrschte

1) Wyatt Gill, Myths and Songs from the South Pacific, Lond. 1876, S. 35.

2) Dieser nur den Vornehmen gestattete, bei ihnen aber sehr beliebte Trank wird aus den Wurzeln von piper methysticum bereitet, die von Weibern oder Knaben zuerst gekaut werden; darauf brüht man sie mit Wasser oder Kokosmilch an und seiht die Flüssigkeit durch.

der Hohepriester früher auch als König; es ist jener Tui-Tonga (= Herr von Tonga), der allein nicht tätowiert wurde. In späterer Zeit blieb ihm nur noch die geistliche Würde; diese war erblich, ging aber auf den Sohn der Schwester oder der Tante über. Die Obliegenheiten der Priesterschaft sind schon berührt worden. Sie hatte die Marä (Tempel) zu besorgen, die Beschneidung und die Tätowierung zu vollziehen, Orakel und Beschwörungen zu sprechen, Kranke zu heilen durch Entzauberung, wobei sie aber auch medizinisch-chirurgische Kenntnisse bewies und über den Satzungen des Tabu zu wachen.

Ein merkwürdiger Orden begegnet hier, der auf Tahiti seinen Hauptsitz hatte, doch auch auf den andern östlichen Inseln (Rarotonga, Hervey, Hawaii, Sandwich) heimisch war oder sie besuchte: die Areoi. Sein Ursprung wird auf jener Insel so erzählt: Der Gott Oro, Sohn des grossen Taaroa und Hauptgott auf Tahiti, wollte ein irdisches Weib heiraten. Auf dem Regenbogen zur Erde herabgestiegen, fand er endlich auf der Insel Borabora die schöne Vairaumati, die er zur Gattin nahm und bei der er den Himmel vergass. Da kamen seine beiden Brüder ihn suchen, Orotetefa und Urutetefa. Auch sie gelangten über den Regenbogen zur Erde und fanden Oro. Aus Freude über das Wiedersehen schenkten sie ihm das Schwein und die roten Federn, in welche verwandelt sie hergekommen waren. Oro aber stieg mit seiner Gattin zum Himmel auf in einer Feuersäule und nahm den Regenbogen mit sich. Sein Sohn folgte ihm auch dorthin nach einem thatenreichen Leben auf Erden. Die beiden Brüder aber machte er zu Göttern auf Erden und zugleich zu Areoi. Jenes Schwein, das zurückgeblieben, warf sieben Junge zum Vorbild der sieben Grade des Ordens, welche durch verschiedene Tätowierung kenntlich gemacht waren. Unter den Graduierten stand aber noch eine grosse Anzahl von Männern und Weibern, die sich zum Dienst an sie anschlossen. Die Glieder des untersten (siebenten) Grades führten auf den Inseln, wo sie zu festlichem Anlass Besuch machten, ihre Tänze und Schauspiele auf, welche mythologische Szenen darstellten, mit der Zeit aber auch aus dem Leben gegriffene Handlungen, nicht selten mit scharfer satirischer Spitze gegen die Gewalthaber, da die Areoi unverletzlich (Tabu) waren. Der Aufnahme in den Orden gingen ein langes Noviziat und strenge Prüfungen voraus, ebenso der Beförderung in die sechste und die höhern Klassen, wobei die Salbung mit Kokosöl, d. h. dem Geiste des Oro, der wichtigste Akt war. Um auf die höhern Stufen befördert zu werden, hatte man Beweise zu geben von Ekstasen, Visionen oder poetischen Improvisationen u. dgl. Die Areoi des obersten Grades galten als ganz göttliche Wesen und wurden als solche verehrt. Eigentumsrecht gabs ihnen gegenüber nicht, sie konnten sich nehmen was sie wollten. Nach ihrem Tode gingen sie direkt ins Paradies zu Oro, ins „duftende Rohutu". So stellt der Orden eine Verkörperung

des Tabuwesens dar. Merkwürdig ist freilich, dass auch aus dem gemeinen Volke jeder, der die Fähigkeiten dazu besass, in diese Gesellschaft aufgenommen werden konnte. Allein wenigstens die Bekleidung der obersten Grade wussten sich die edel Geborenen immer zu sichern. Zu den Freiheiten, welche die Areoi genossen, gehörte ein wüstes Zusammenleben mit allerlei Weibern, was namentlich die umherziehenden Brüder des siebenten Grades pflegten. Ihre Kinder mussten sie alle töten, nur den Obersten waren einige Ausnahmen von dieser grausamen Regel gestattet, welche man davon ableitete, dass jene beiden göttlichen Brüder, die als Ordensstifter galten, keine Kinder gehabt hätten. Jedenfalls hat diese unmenschliche Praxis, die man verschieden erklärt, ihre Wurzeln in der religiösen Gesamtanschauung. Diese Kinderseelen mochten als göttliches Eigentum gelten und deshalb nach dem Himmel geschickt werden. Der Orden bestand bis 1820.

Das Leben nach dem Tode war auch in Polynesien der Gegenstand zahlreicher Mythen und bewegte die Gemüter mannigfach. Man dachte sich die Seelen der Verstorbenen zunächst ums Grab schwebend in schattenhafter menschlicher Gestalt; dann lassen sie sich nicht selten als Tiere sehen, besonders als Eidechsen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Vögel, bei Nacht als Feuerfunken oder als menschliche Gespenster. Ihre Begegnung ist gefährlich; denn sie sind den Lebenden im allgemeinen feindlich gesinnt und können sie sogar erwürgen. Besonders gefürchtet sind die nicht gehörig Bestatteten und die Kinderseelen. Auf Rarotonga und zu Huahine rief man beim Begräbnis den Toten an: „Komm nicht wieder uns zu ermorden!“ Zuweilen entleibte sich sogar ein schwer beleidigter Polynesier, um als Geist seinem Feinde leichter beikommen zu können. Allgemein verbreitet ist die Ansicht, dass die Toten mit zirpender Stimme [1]) reden, daher auf Tonga das Pfeifen verboten war, da es deren Stimme nachzuahmen schien und sie herbeilocken konnte. — Auch für die Toten ist der soziale Unterschied massgebend. Nur die Seelen der Hochgeborenen geniessen drüben sicher eine bewusste Existenz, das gemeine Volk war über sein jenseitiges Schicksal im ungewissen, den Sklaven sprach man sogar die Seele und damit die Unsterblichkeit ganz ab. Das hinderte nicht, dass man von anderer Anschauung ausgehend, deren viele tötete, damit sie dem verstorbenen Gebieter drüben dienten. Auch über den eigentlichen Aufenthaltsort der Abgeschiedenen variierten die Vorstellungen. Bald dachte man sie sich in unterirdischen Räumen, im Po, bald auf einer Insel im fernen Westen, zuweilen auch im Himmel, sodass die Sterne ihre Augen wären. Ehe aber diese Seelen an einen solchen Ort gelangen, werden sie gewöhnlich von den Göttern verzehrt. Diese Atua und Tiki sind überhaupt gefrässig und nimmer satt, wie denn ihre Bilder sie mit riesigem Maul darstellen. Insbesondere ver-

1) Vgl. dazu Jesaja 8, 19.

speisen sie Seelen: das gemeine Volk verschlingt ein riesiger Vogel wie Frösche; dieser Vogel ist ursprünglich wohl ein himmlischer Gott, wie wir ihn oben fanden; die Vornehmern werden von höhern Gottheiten aufgegessen. Die Verdauung denkt man sich nach Analogie der natürlichen, doch so dass die Seelen dabei nicht umkommen, sondern geläutert aus den Eingeweiden der Götter hervorgehen, und dann ins duftende Paradies eingehen und selber Tiki werden. Nur die höchst Stehenden wie der Tuitonga bedürfen solchen Läuterungsprozesses nicht, sondern gehen unmittelbar in die Seligkeit ein. Nach moralischen Grundsätzen, wie wir sie verstehen, findet die Scheidung auch nach dem Tode nicht statt, es sind Rang und Stand, die darüber entscheiden, oder vielmehr die angeborene Verwandtschaft mit jener überirdischen Welt, welche das Tabu vom gemeinen Volk fern hält. Sogar das Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit ist durch den Geisterglauben oft erstickt, da man auf die bösen Geister das Schlimme schiebt, was man verübt. Doch ist jenes Gefühl, welches in den Göttern die Rächer der Schuld ahnt, keineswegs erstickt [1]).

Was den Kultus anlangt, so sind uns bereits hässliche, rohe Idole begegnet. Doch waren diese nicht allgemein verbreitet, und man legte ihnen nicht so grossen Wert bei, dass man sie nicht unter Umständen den Europäern für eine Kleinigkeit verkauft hätte. Auf den Samoainseln z. B. gab es weder Tempel noch Götzenbilder, nur kleine Hütten in heiligen Gehölzen mit verehrten Objekten, hl. Steinen u. dgl.; häufig versahen in den Wohnungen Schädel von verstorbenen Verwandten die Stelle eines Fetisches; man glaubte damit der Anwesenheit des Schutzgeistes sich zu vergewissern. Auf den Tongainseln standen kleinere Tempelchen auf den Faiatuka genannten Begräbnisplätzen, da die Götter ja von den Seelen der Begrabenen sich nähren. Auf Tahiti finden sich die Marä, d. h. künstliche Hügel mit einer Art abgestumpfter Pyramiden. Der Platz mass 120 Meter im Umfang und wurde auf zwei Seiten durch feste Steinmauern gehalten; auf einer Seite war der Eingang, auf der vierten erhob sich die Pyramide. Auf dem Platz standen Bäume und Altäre mit Götzen u. dgl., an den Umfassungsmauern Priesterwohnungen und Kapellen. Man opferte den Göttern in der Regel Nahrungsmittel, den Meergöttern namentlich auch den Kawatrank. Berichtet ist die Spendeformel: „Da habt ihr kawa für euch, ihr Meergötter, bleibt uns ferne!" Cook sah auch Opfer, wo die Lebensmittel künstlich in Holz nachgemacht waren. Menschenopfer waren namentlich üblich auf den Paumotu- und Marquisen-Inseln. Z. B. schlachtete man bei der Thronbesteigung eines Königs einen Menschen vor dem Götzen; der Priester bot dem König auf einem Bananenblatt das linke Auge des Geopferten (als Sitz seiner Seele), und der König ass es oder that, als ässe er es. Das Einnehmen dieses intelligenten Geistes sollte ihm fernsichtigen

1) Waitz-Gerland VI, 303.

Blick gewähren. Darauf badete der König, wobei ihm der Priester mit einem belaubten, dem Tangaloa geweihten Zweig den Rücken berührte. So wurde er Tabu im höchsten Grad und war fortan für sein Thun nicht mehr verantwortlich.

Durch die Arbeit der christlichen Missionare, besonders aus England, sind die Polynesier verhältnismässig rasch zur Annahme des Christentums gebracht worden, da ihre heimische Religion, wie wir schon andeuteten, sich überlebt hatte. Die mörderischen Kriege hörten damit auf, die schlimmsten Unsitten wie der Kannibalismus, das Kindermorden u. dgl. verschwanden. Wenn viele heidnische Unsitten gleichwohl fortbestehen, ja die Sittenlosigkeit an manchen Orten noch schlimmer geworden ist als zuvor, so ist dies neben der Verdorbenheit der Rasse, die sich nicht so schnell heilen lässt, zu einem guten Teil dem verderblichen Einfluss der selbstsüchtigen und in ihrer Genusssucht und Habgier herz- und gewissenlosen Europäer zuzuschreiben. Doch hat auch hier das Evangelium, welches die wahre Arznei für die Krankheiten aller Zungen und Zonen ist, liebliche und verheissungsvolle Wirkungen hervorgebracht [1]).

1) Näheres über die Geschichte der Inseln seit der Berührung mit den Europäern und ihren leider sich oft gegenseitig bekämpfenden Missionen gibt Gerland a. a. O.

Schlussbemerkungen.

1. Allgemeinheit der Religion.

Die Allgemeinheit der Religion bei den Menschen ist durch die Religionsforschung sowohl der Zeit als dem Raume nach erwiesen. Sie lässt auf Ursprünglichkeit der Religion schliessen und bildet einen Beweis für die geistige Einheit des Menschengeschlechts, während die historische Einheit desselben sich durch religionsgeschichtliche Thatsachen nicht hinreichend darthun lässt, immerhin aber berechtigte Hypothese bleibt.

Ein Ergebnis, welches unsere Übersicht geliefert hat, ist die Allgemeinheit der Religion bei den Menschen nach Zeit und Raum. Wir sind keinem Volke der Vergangenheit begegnet, das uns etwas näher bekannt wäre und bei welchem sich keinerlei Religion nachweisen liesse. Ebensowenig haben wir in der Gegenwart ein noch so kümmerlich lebendes, geistig niedrig stehendes Volk angetroffen, bei welchem die religiösen Erscheinungen gänzlich fehlten.

Zu dem selben Ergebnis wurden die Weisen des Altertums durch ihre Beobachtungen geführt. So sagt Aristoteles[1]: „Alle Menschen nehmen an, dass es Götter gebe, und alle räumen den obersten Raum den Göttern ein.“ Auch die Epikuräer stimmten dem zu und nannten das eine *πρόληψις*[2]). Namentlich aber betonten es die Stoiker und rechneten diese Annahme zu den Stammbegriffen der Menschheit (*κοιναὶ ἔννοιαι*). Das Facit der Meinungen des Altertums hat Cicero gezogen: Es findet sich kein noch so wildes Volk, das nicht eine Idee der Gottheit hätte. Haben auch viele Völker falsche Begriffe von den Göttern, so glauben doch alle an eine göttliche Kraft und Natur, und zwar aus sich selbst, ohne alle Verabredung. In jeder Sache ist aber eine solche Übereinstimmung aller Völker als ein Naturgesetz anzusehen[3]).

---

1) Aristoteles, de coelo 1, 1, 3: *πάντες γὰρ ἄνθρωποι περὶ θεῶν ἔχουσιν ὑπόληψιν, καὶ πάντες τὸν ἀνωτάτω τοῖς θεοῖς τόπον ἀποδιδόασι.*

2) Cicero, de natura deorum 1, 16, 43; 1, 17, 44.

3) Cicero, Tusc. 1, 13. 30; de legg. 1, 8; de natura deor. 1, 16, 43; 1, 17, 44; 2, 4, 12.

Plutarch[1]) sagt: „Du kannst Städte antreffen ohne Mauern, ohne Schrift, ohne Könige, ohne Häuser, ohne Geld, ohne Münzen, ohne Theater und Gymnasien; aber eine ohne Tempel und Götter, ohne Gebete, Eide und Orakel oder Opfer gibt es keine und hat es noch keine gegeben.“ Und Artemidoros aus Ephesus schreibt in seiner Oneirocritica 1, 9: „Kein Volk ist ohne Gott, ohne einen obersten Regenten; einige aber verehren so, andere wieder anders die Götter.“ Nur die Skeptiker unter den Alten, die Anhänger der neuen Akademie erhoben Zweifel gegen diese Allgemeinheit der Religion[2]), ohne jedoch ihre Einwendungen durch Thatsachen stützen zu können.

In neuerer Zeit haben nicht selten reisende Geographen oder Naturforscher gewissen Stämmen und Völkern die Religion gänzlich abgesprochen, so den Buschmännern, den Papua, den Waldindianern u. a. m. Allein überall haben sich bei genauerem Zusehen religiöse Vorstellungen und Gebräuche gefunden, ja solche sind nicht selten von denselben Berichterstattern gemeldet worden, welche von Religion nichts entdeckt zu haben versicherten[3]). So allgemein wie die Sprache ist bei den verschiedensten Gruppen der Menschheit die Religion, mag sie auch bei einzelnen noch so roh geblieben oder verkümmert sein. Th. Waitz sagt gerade in Bezug auf die „Naturvölker“: „Das religiöse Element wird nirgends vermisst, wo die übrigen Charaktere der Menschheit sich zeigen; wenn es auch oft nur in verkrüppelter Gestalt auftritt, ist sein Einfluss auf das Leben der Völker im ganzen doch überall nachweisbar, und dieser Einfluss ist in allen genauer bekannten Fällen sogar ein sehr bedeutender[4]). Dadurch werden alle die Theorieen lügen gestraft, welche die Religion aus berechnender Erfindung der Priester oder Könige ableiten[5]), sie muss schon dagewesen sein, ehe es Priester und Könige gab; denn man findet sie selbst da, wo es keine gibt.

Aus dieser Allgemeinheit der Religion, die unzertrennlich mit den Menschen verbunden erscheint, soweit unser Erfahrungsgebiet reicht, lässt sich auch ein Schluss ziehen auf die Ursprünglichkeit der Religion. Ein Zustand, in welchem die Menschen noch ohne alle Religion gewesen wären, ist für uns nicht vorstellbar. Und nehmen wir hinzu, was in der Einleitung[6]) hervorgehoben worden ist, dass nämlich je höher man in der Zeit hinaufgeht, destomehr das Dichten und Trachten der Menschen von der

---

1) Plutarch adv. Colotem 31.
2) Cicero, de natura deorum 1, 23, 63.
3) Siehe Beispiele bei Waitz, Anthropologie I², 322 f.; Tischhauser, Grundzüge der Religionswissenschaft, S. 47 f.; J. G. Müller, Amerikanische Urreligion S. 11. 20. 168. 206. 251; W. Schneider, Rel. der afrikan. Naturvölker, S. 3 ff.
4) Waitz, Anthropologie I², 321.
5) Siehe oben den Anonymus über die Impostores S. 23. Übrigens auch der Euemerismus trägt dieser Sachlage keine Rechnung.
6) Seite 8 ff.

Religion umfangen erscheint, so führt dies vielmehr darauf, dass dieselbe gerade im frühesten Dasein des Menschen einen besonders starken Einfluss auf ihn gehabt haben wird. Doch davon im nächsten Abschnitt.

Jedenfalls bietet diese Wahrnehmung, welche alle Geschlechter und alle Stämme von Land zu Land zur Gottheit in einem besonderen Verhältnis stehend erweist, so dass sie bei aller Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse doch in dem Vorhandensein einer Religion übereinstimmen, ein nicht zu verachtendes Merkmal, welches die gesamte Menschheit im Gegensatz zu den niedrigeren Geschöpfen kennzeichnet. Dass einzelne Individuen, namentlich auch hochcivilisierte, religionslos erscheinen, verschlägt hiergegen nichts, da man es dabei mit einem verbildeten Zustand zu thun hat, wobei übrigens die wirkliche Religionslosigkeit selten lange dauert und wie mit Naturnotwendigkeit sich niedrigere Religionsvorstellungen an die Stelle der abgewiesenen höheren drängen, oder auch höhere an die Stelle der niedrigeren treten.

Wenn aber die Einheit der geistigen Anlage des Menschengeschlechts durch die Allgemeinheit der Religion erwiesen ist, so fragt sich weiterhin, ob auch ein Schluss auf seine historische Einheit, d. h. die gemeinsame Abstammung sich aus der Beschaffenheit der verschiedenen Religionen ziehen lässt. So weit reicht jedoch der Nachweis der religiösen Übereinstimmung einstweilen nicht. Die Sprach- und Religionsfamilien führen auf einen gemeinsamen Ursprung ihrer Glieder unter einander; wir sahen aber, dass ein grosser Teil der Menschheit sich überhaupt noch in keine solche Familien mit Sicherheit eingliedern lässt; noch weniger gelingt es heute, diese Gruppen zu den übrigen eigentlichen Familien in ein genealogisches Verwandtschaftsverhältnis zu bringen. Auch ohne dass man das vermöchte, wäre freilich die geschichtliche Einheit der Religionen bewiesen, wenn sich in allen solche gemeinsame Züge fänden, die nur aus Vererbung sich erklären liessen. Allein so frappante Berührungen sich auch zwischen den entlegensten Volksreligionen finden, so vorsichtig muss man mit der Schlussfolgerung sein, dass hier ein historisch überkommenes Erbe vorliege, da sich fragt, ob nicht solche Züge auf späterer Übertragung beruhen oder spontan an verschiedenen Orten ihren Ursprung genommen haben können. Als berechtigte Hypothese bleibt aber sicherlich die einheitliche Abstammung der Menschheit bestehen, für welche auch von naturwissenschaftlicher Seite gewichtige Gründe geltend gemacht werden.

2. Die Frage nach der frühesten Gestalt der Religion.

Die früheste Gestalt der Religion, welche aus den historisch bekannten Erscheinungen der Religionen sich erschliessen lässt, übrigens von der Urreligion wohl zu unterscheiden ist, war weder

Fetischismus noch Animismus, weder zerfahrener Polytheismus noch lehrhafter Monotheismus gewesen, sondern nach manchen Anzeichen ein naiver Henotheismus, wobei die stark empfundene Gottheit mit der Natur, beziehungsweise der höchsten Naturerscheinung, dem Himmel, zusammengeschaut, wenn auch nicht für identisch angesehen wurde. Diese Gottheit entbehrte als oberste Autorität für den Menschen auch nicht eines ethisch normierenden Einflusses.

Wenn die Menschheit nach allen Anzeichen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeht oder doch an den verschiedenen Stellen des Planeten dieselbe Entwicklung durchgemacht hat, dann liegt die Frage nach der Urreligion nahe, von welcher die historischen alle abzuleiten wären, oder nach der ursprünglichen Form, welche das religiöse Verhältnis bei den verschiedenen Gruppen der Menschheit angenommen habe. Allein diese Frage entfernt sich zu weit vom historischen Bereich, als dass ihre Beantwortung einen geschichtlichen Wert beanspruchen könnte. Wir fragen daher bescheidener nach der frühesten Gestalt der Religion, die sich aus den historisch bekannten erschliessen lasse.

Früher pflegte man ohne weiteres, von den Mitteilungen der Bibel über den Urstand des Menschen ausgehend, eine monotheistische Urreligion anzunehmen. Man dachte sich sogar das religiöse Bewusstsein Adams als ein sehr lehrhaftes: Gott habe ihm die Hauptdogmen über Monotheismus, Trinität u. dgl. beigebracht. Eine ununterbrochene Tradition hätte von diesem Ursprung her solche Erkenntnis dem Abraham vermittelt, von welchem sie sich auf Israel vererbte, während allerdings der weitaus grösste Teil der Menschheit dieses Lichtes ermangelte. Allein damit hat man viel bestimmteres aus jenen Blättern der Genesis herausgelesen, als darin steht. Auch lässt sich so wenig die Lücke, welche unserem geschichtlichen Wissen am Anfang entgegenklafft, einfach durch biblische Daten ausfüllen, als die geologischen Forschungen über die Erdbildung durch Genesis 1 ersetzt und überflüssig gemacht werden könnten. Aber auch die Wissenschaft hat sichs oft zu leicht gemacht mit der Aufstellung einer Urreligion oder eines religiösen Anfangsstadiums, statt einzusehen, dass unser Material uns nur Schlüsse auf ein vorgeschichtliches Entwicklungsstadium gestattet, damit aber noch lange nicht notwendig die Urreligion erreicht ist.

In welcher Richtung sucht man nun die anfängliche Religion? Nach jener traditionellen Weise stellte man sich dieselbe relativ vollkommen vor, man setzte das höchste, reinste Gottesverhältnis an den Anfang und betrachtete die verschiedenen Gestaltungen der Religionen mit Einer Ausnahme als Erzeugnisse des Abfalls und Verfalls. Umgekehrt liebt es die neuere Weltanschauung, das Höhere in stetigem Fortschritt aus dem Niedrigen hervorgehen zu lassen. Seit Isaak Iselin seine „Geschichte der Menschheit“ (Zürich 1764—70, 2 Bde.) schrieb, Lessing seine „Erziehung

des Menschengeschlechts“ (1780), J. G. Herder seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Riga 1784—91, 4 Teile), gewöhnte man sich daran, die Menschheitsgeschichte als ein organisches Aufwachsen aus der Niedrigkeit zur Höhe anzusehen. Die Kulturgeschichte wies ja unverkennbar eine solche aufsteigende Entwicklung, wobei je das spätere Geschlecht auf den Schultern des früheren steht. Die Naturgeschichte vollends wollte bald den Menschen selbst nur als eine Phase der aufwärtsstrebenden Evolution fassen, sein Dasein als die Frucht einer aus niedrigeren Gebilden aufsteigenden Entwicklung (Darwin, Vogt, Häckel). Wie sollte nicht auch die Religionsgeschichte eine solche aufsteigende Stufenleiter darstellen? Man suchte also die ursprünglichste Religion auf der niedrigsten Stufe.

1. Der Fetischismus sollte die Urreligion sein. So z. B. schon Aug. Comte, der Gründer des Positivismus; E. Meiners, Allgemeine kritische Geschichte der Religionen 1806; Sir John Lubbock, der aber dem Fetischismus noch den Atheismus vorangehen lässt, indem er vorgeblich eine lange Reihe religionsloser Völker gefunden hat. Besonders theoretisch ausgeführt vertritt diese Meinung von der Ursprünglichkeit des Fetischismus Fritz Schultze: Der Fetischismus, Leipzig 1871. Nach ihm läge der Grund aller Religion in dem Bedürfnis des Verstandes, für jede Erscheinung eine Ursache zu suchen. Der Naturmensch nun sucht die Ursache aller Wirkungen in den nächstliegenden sinnlichen Gegenständen. Aus diesen beiden sehr angreifbaren Prämissen leitet Schultze die These ab: Der Anfang aller Religion war Fetischdienst, Verehrung von Steinen, Klötzen u. s. f., in welchen man zuerst die Ursachen der Dinge vermutete. Mit der Entwicklung des Erkenntnisvermögens steige aber die Verehrung: vom blossen Stein schreite man fort zu ganzen Bergen, vom blossen Klotz zu ganzen Bäumen, dann zu Tieren, zu Menschen. Von den der Erde angehörigen Objekten, in welchen er den zureichenden Grund des Geschehens nicht auf die Dauer finde, erhebe sich dann der denkende Geist zum Himmel, wo ihm Mond und nächtliche Gestirne zuerst Eindruck machen, erst später die Sonne, zuletzt der Taghimmel. Da aber auch dabei das Causalitätsbedürfnis sich auf die Länge nicht beruhigen könne, müsse noch über den obersten Fetisch, den sichtbaren Himmel, hinaufgestiegen werden zu einem übersinnlichen Geist oberhalb desselben. So entstehe Monotheismus. Diese Begründung der Religion aufs blosse Causalitätsbedürfnis ist ein Rationalismus, der durch Schleiermacher beseitigt sein sollte. Auch macht Ed. von Hartmann mit Recht dagegen geltend, dass der Wilde niemals einen Fetisch habe handeln sehen, und es somit gar nichts naheliegendes sei, wenn er ihm besondere Wirkungen zuschreibe. Anders verhalte es sich mit dem Himmel, dessen Wirkungen die Menschen sehen.

Zudem ist die Auffassung falsch, als sähe der Fetischdiener den sinnlichen Gegenstand, den er verehrt, als handelndes Agens

an. Wir haben vielmehr bei den afrikanischen Religionen, die man als Fetischismus zu bezeichnen pflegt, gesehen, dass dieser vielmehr einen bestimmten Geisterglauben zur Voraussetzung hat und etwas von diesem abgeleitetes ist. Es ist aber überhaupt misslich, die geistloseste Form der Religion herauszusuchen und von vornherein als die ursprüngliche zu bezeichnen. Nicht einmal hinsichtlich der Kultur ist es wohlgethan, den Zustand der heutigen Wilden als den uranfänglichen der ganzen Menschheit zu bezeichnen. Warum bringen diese Wilden keine Kultur hervor, warum arbeiten sie sich nicht auf eine höhere Stufe empor, wenn alle Kulturarbeit von diesem ihrem Zustande ausgegangen ist? Thatsächlich stellen diese Wilden nicht den normalen Anfangszustand dar, sondern ein abnormes Verharren in der Unkultur, welches die betreffenden Völker zu sehr abgestumpft hat, als dass sie noch eine nennenswerte Kultur erzeugen könnten. Mit Mühe nehmen sie eine fremde Kultur an, die man ihnen beibringt, manche gehen aber auch an einer solchen zu grunde. Am Anfang der gesamten Kulturentwicklung hätten wir uns also ein Geschlecht zu denken, das die Kulturarbeit noch nicht begonnen, aber alle zu ihrer Erzeugung nötigen Fähigkeiten hätte. Ähnlich verhält sichs mit der Religion. Auch hier ist die Frage berechtigt: Warum sehen wir aus den Fetischreligionen keine höheren hervorgehen, wenn doch alle höheren daraus sollen hervorgegangen sein?

Ähnlich verhält es sich mit 2. dem Animismus, den man neuerdings oft an die Spitze stellen und aus dem man alle Religionen herleiten möchte, d. h. mit der Verehrung ungezählter Seelen oder Geister, von welchen die Welt voll ist. So namentlich der englische Kulturhistoriker Edward B. Tylor [1]) und der Deutsche Julius Lippert [2]); auch der Holländer Tiele in seinem Kompendium [3]). Diese Geister können zum Teil Naturgeister sein, namentlich aber sind sie Seelen von Abgeschiedenen, Ahnen (Totemismus). Vom Ahnendienst alle Religion abzuleiten sucht namentlich auch Herbert Spencer. Der Geisterdienst im allgemeinen wird auch Schamanismus genannt, da das Institut der Zauberer oder Zauberpriester, welche die verschiedenen Geister zu behandeln wissen, notwendig mit dieser Gesamtanschauung sich verknüpft. Wie man dazu gekommen sei, solche Seelen oder Geister anzunehmen, wird in verschiedener, wenig plausibler Weise erklärt aus dem Traumleben, Alpdrücken u. dgl. O. Caspari, Urgeschichte der Menschheit,

1) Edward B. Tylor, Primitive Culture, Lond. 1871. Deutsch von Spengel und Poske: Die Anfänge der Kultur, 2 Bde. Leipz. 1873. Derselbe, Anthropology, Lond. 1881.

2) Julius Lippert, Die Rell. der europäischen Kulturvölker in ihrem geschichtl. Ursprunge, Berlin 1881. Derselbe, Der Seelenkult nach seinen Beziehungen zur hebr. Rel., Berlin 1881.

3) Compendium 1880. Vorsichtiger derselbe, Gesch. der Rel. (1885) I, 6 ff.

leitet den Ahnendienst von dem hohen Ansehen ab, welches der lebende Häuptling genoss, und aus diesem Ahnendienst soll dann alle Religion hervorgegangen sein. Allein Religion und Geisterdienst finden sich auch z. B. bei den Buschmännern, wo es zu staatlicher Gliederung gar nicht gekommen ist. Dass der naive Mensch leicht alles beseelt sich vorstellt, ist gewiss; aber eine andere Frage ist, ob sich die früheste Religion darin erschöpfte oder ihr Wesen in diesem Geisterglauben hatte. Thatsächlich sehen wir in der Regel den Verehrer von Geistern einen Unterschied machen zwischen diesen und der eigentlichen Gottheit, welche über dem menschlichen Seelen- und Geistesleben erhaben gedacht wird. Man kann sich dem Eindrucke nicht entziehen, dass gerade die Verehrung des Überirdischen, Himmlischen zum Urbestand der Religion gehört. Manche nehmen daher mit A. Réville an, dem Animismus gehe ein gewisser

3. Naturkultus voraus, in welchem Naturmächte wie Himmel und Erde, Elemente u. dgl. verehrt werden. Oft nehmen dieselben für die menschliche Phantasie Tiergestalt an. Was letzteres anlangt, so ist auf einer gewissen Kindheitsstufe das, was den Menschen adelt, noch nicht mit klarem Bewusstsein durchschaut; das Tierische erscheint daher ebenso würdig, vielleicht noch geeigneter, die göttlichen Mächte darzustellen. Nur muss dabei nicht vergessen werden, dass diese Mächte doch überirdische sind und der Zoomorphismus in ihrer Vorstellung und Darstellung nur den naiven Mangel an Reflexion verrät. Dass die früheste Religionsstufe, welche die oben betrachteten Religionen erkennen lassen, die Gottheit in stark naturbefangener Weise darstellt, darin sind wir mit dieser Anschauung einverstanden. Nur so erklärt sich, dass in den meisten Fällen eine mehr oder weniger reiche Mythologie sich aus den Anfangsgründen entfaltete.

Allein einen wesentlichen Zug vermissen wir bei diesem primitiven Naturismus, wie er gewöhnlich dargestellt wird, nämlich die Koncentration des Göttlichen in der überirdischen Sphäre, im Himmel. Dies ist ein so durchgehender Zug bei den frühesten Vorstellungen, die wir erkennen können, dass er nirgends zufällig sein kann, sondern auf tieferen Gründen beruhen muss. Die früheste Fassung der Gottheit ist in der Regel einheitlicher und erhabener als die jüngeren Vorstellungen. Den Polytheismus, d. h. eine Menge von einander gleichberechtigten Göttern, kann man nicht an die Spitze der Entwicklung stellen; haben wir doch gesehen wie die Bildung solcher Götterkreise allenthalben, in Ägypten wie in Babylonien, bei den Germanen wie bei den Mexikanern etwas später eingetretenes ist, indem nämlich verschiedene Kultuskreise sich verschmelzen mussten, um zu einem solchen Pantheon zu führen und daneben auch ursprünglich untergeordnete Geister auf eine höhere Rangstufe emporgehoben wurden. Polytheismus kann man es noch nicht nennen, wenn wie z. B. im alten China die Ahnengeister reichliche Verehrung geniessen, doch so, dass man

ihrer Unterordnung unter den „Himmel“, die oberste und eigentliche Gottheit, sich sehr wohl bewusst ist.

Man könnte sagen, wenn damit etwas erklärt wäre: Die Menschen zeigen in der frühesten erkennbaren Zeit wie auch vielfach späterhin trotz aller entgegenstehenden Neigungen einen instinktiven Drang das Göttliche einheitlich zu setzen und seine Erscheinung an das höchste zu knüpfen, was dem sinnlichen Auge sich darbietet, den Himmel, wobei bald mehr das Ganze des allumspannenden Gewölbes, bald mehr die daran herrschende Erscheinung der Sonne als die Verkörperung des überirdischen Wesens gilt, die aber in der Regel noch deutlich als das Auge der Gottheit von ihr selbst unterschieden wird. Der Himmelsgott kann eben deshalb in Menschengestalt, aber auch in Tiergestalt vorgestellt werden, welche letztere dem ungebildeten Urteil oft ebenso ehrwürdig oder gar noch ehrwürdiger erschien als die menschliche. Diese Verbindung der Gottheit schlechthin mit dem Himmel fanden wir bei den Chinesen und den turanischen Stämmen wie bei den Völkern der Indogermanen, bei den Negern Afrika's wie bei den Ozeaniern; die Sonne tritt bestimmter hervor in Ägypten, Peru und Südamerika. Bei den Semiten, wo die Gottheit abstrakter gefasst wird, ist jener Zug zur Einheit besonders stark; aber auch anderswo ist es das früheste Stadium, dass ein Stamm eine Gottheit verehrt; erst durch Vereinigung mehrerer Stämme zu einer Nation kommt es in der Regel zu einer Vielheit von Göttern.

Die früheste Auffassung der Gottheit, wie sie diese oben geschilderten Religionen erkennen lassen, ist aber wenn auch einheitlich und verhältnismässig erhaben, doch eine naturbefangene. Die Gottheit wird so innig mit dem Phänomen des Himmels oder der Sonne, oder des Windes, der den Himmel beseelt, zusammengeschaut und -gedacht, dass sie leicht in solcher Besonderung verendlicht wird und eine Vervielfältigung eintritt. Monotheismus ist dieses Stadium darum nicht zu nennen, weil kein bewusster prinzipieller Gegensatz gegen eine mehrheitliche Fassung vorhanden ist. Richtiger nennt man es nach Schelling, F. Max Müller Henotheismus. Aus diesem kann, eben weil er noch nicht die innere Notwendigkeit der Einheit erkannt hat, leicht eine Mehrheit hervorgehen. Eine solche ist in der Regel daraus erwachsen. Der Himmelsgott verlangte zur Ergänzung etwa eine Göttin der Erde, der Sonnengott eine Göttin des Mondes, der Stammgott kam in Berührung mit einem anders benannten Doppelgänger, der eigentlich mit ihm identisch war, jetzt aber in seiner anders gearteten Ausprägung von ihm unabhängig schien. Je mehr die Vorstellung der Gottheit an einem Phänomen haftete und die Mythologie durch rege Phantasie ausgesponnen war, desto reicher gestaltete sich das Pantheon; ebenso vermehrte es sich durch politische Berührungen und Verschmelzungen; doch blieb nicht selten ein gewisses Bewusstsein davon, dass solche nebeneinander gestellten Götter im Grund dasselbe Wesen darstellen; daher sie wieder untereinander kombiniert wurden.

Einen sprechenden Beweis von dem, was wir den Instinkt nannten, die Gottheit einheitlich zu verehren, ist die Erscheinung, welche man Kathenotheismus genannt hat (Max Müller). Im Rig-Veda, wo dieselbe besonders augenfällig sich darbot, werden zwar viele Götter angerufen; aber nicht nur sind diese Gottheiten noch im Fluss begriffen und gehen vielfach in einander über, sondern es wird auch bei der Anrufung einer solchen oft von allen andern abgesehen, als wären sie nicht vorhanden; wenigstens wird gerade diejenige, welcher die Anrufung gilt, so gepriesen als allmächtig, Schöpfer der Welt, u. s. f., dass für die andern kein Raum mehr bleibt, was nicht hindert, dass nachher wieder andere ebenso gefeiert werden. Da haben wir noch deutlich den Übergang von der Verehrung Eines Gottes zur Anbetung vieler vor Augen. Eigentlich ist es dieselbe Gottheit, die unter dem Anblick des Himmels, der Sonne, des Gewitters u. s. w. besungen wird. Erst mit der Zeit hat sich die einzelne Gottheit fixiert und wurde mit bestimmten Grenzen umschrieben, worauf sie natürlich der Ergänzung durch andere bedurfte. Jene Weise der Anrufung, die sich keineswegs bloss in Indien findet, ist aber noch eine Kundgebung des natürlichen Gefühls, das dem Menschen eingibt, Alles der Gottheit zuzutrauen und zuzuschreiben, d. h. sie einheitlich zu fassen.

Was wir aber Instinkt oder unmittelbares Gefühl nannten, das ist im Lichte der hl. Schrift und unseres christlichen Glaubens nichts anderes als die Selbstbezeugung Gottes am Gefühl wie auch am Intellekt und Gewissen aller Menschen, auch der Heiden[1]). Verglichen mit dem wahren Gotte freilich, den uns die Bibel vom ersten Blatte an vor Augen stellt, ist jene henotheistische Gottheit der frühesten erkennbaren Zeit ein unsicheres, verschwommenes Abbild. Es mangelt ihr jene Erhabenheit über der Welt, welche den biblischen Gott auszeichnet; sie ist naturbefangen. Die Bibel kennt einen anfänglichen Zustand, wo der Mensch unmittelbar mit Gott verkehrte; aber in Folge der Sünde des Menschen wurde dieser aus dem Paradiese vertrieben; seitdem ist der Anblick Gottes für ihn tödlich. Das Heidentum weiss zwar auch von einer seligen Anfangszeit; aber das gegenwärtige Geschiedensein von der Gottheit ist dort weniger bewusst; der Mensch glaubt diese unmittelbar in der Natur zu schauen, zieht sie aber eben dadurch in die Natur herab und besitzt nur noch ein verzerrtes Schattenbild oder Schattenbilder vom wahren Gott. Wie der Apostel Röm. 1 es skizziert, verendlichte und versinnlichte man das Göttliche immer mehr, teils durch die Bildrede des Mythus, teils durch konkrete Bilder. Damit ging Hand in Hand eine sittliche Entartung der Religion und ihrer Bekenner. Dies setzt voraus, dass die uranfängliche Gottesvorstellung nicht ohne eine sittliche Würde und Autorität war. Dem wird nun allerdings von denen bestimmt

1) Röm. 1, 19 f.; Apostelg. 17, 27 f.; Röm. 2, 14 f.

widersprochen, welche die niedrigsten Menschengruppen der Gegenwart als getreue Vertreter der Urmenschheit betrachten und behaupten, bei diesen fehle noch jeder Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit, beides sei erst auf einer weit höheren Stufe verbunden worden. Wir haben schon in der Einleitung (S. 4 f. 9 f.) nachgewiesen, dass jede Religion nach ihrem Wesen auch den Willen in Anspruch nimmt und die Lebenssitte bestimmt. Die Frage aber, vor welcher wir hier stehen, ist die, ob die früheste erkennbare Religion, die wir von der wissenschaftlich rein hypothetischen Urreligion wohl unterscheiden, einen im engern Sinn sittlichen Begriff mit der Gottheit verbunden habe. Hierüber lässt sich streiten. Allein es will doch wohl beachtet sein, dass jene nachgewiesene uralte Verehrung des Himmelgottes überall diese Verbindung aufweist. Dies ist nicht nur im Rig-Veda und Avesta, bei Griechen, Römern und Germanen, sondern auch in Afrika und Nordamerika recht augenscheinlich der Fall. Der allumspannende Himmel ist nicht bloss als die oberste allbeschirmende Macht den frühesten Geschlechtern, die wir bemerken können, erschienen, sondern auch als das Gewissen der Menschheit, genauer die Macht, welche dieses Gewissen weckt und seiner anklagenden Stimme Nachdruck verleiht[1]). Je mehr aber diese Gottheit in die sichtbare Natur verflochten und zersplittert wurde, desto mehr verlor sich ihre sittliche Würde, und die Verehrung der ungeheiligten Naturmacht wirkte sogar entsittlichend zurück auf ihre Verehrer. Der tiefste Grund des Abirrens vom unsichtbaren Gott zum vergotteten Geschöpf war nach dem Apostel ein ethischer und der schlimmste Irrtum des Heidentums bleibt ein ethischer bei allen Fortschritten, welche Verstand und Kunst in der Erfassung des Göttlichen und der Ausgestaltung des Kultus machen mochten.

3. Verhältnis der Völkerreligionen zum Christentum.

Es wird in der Gegenwart oft versucht, diejenige Religion, welche man als die höchste anerkennt, die christliche auf dem Wege eines natürlichen genetischen Prozesses aus den niedrigeren Gebilden dieser Art abzuleiten. In Nachahmung der Naturgeschichte und -philosophie glaubt man auch auf religiösem Gebiete das Höchste durch den natürlichen Prozess der Evolution erklären zu können. Das religiöse Leben wäre dann ein Strom gewissermassen, der sich naturgemäss fortwährend läuterte und veredelte, ohne dass von aussen, von oben eine übermenschliche Macht eingriffe. Auch die religiösen Genie's, ein Mose, Buddha, Christus, wären nur strahlende Reflexe, welche dieser Strom im Vorübergehen erzeugte; die absolut wahre Erkenntnis Gottes hätte selbstverständlich keiner dieser leuchtenden Träger des religiösen

1) Röm. 2, 15.

Gedankens gehabt; jeder böte nur etwas, was mit innerer Naturnotwendigkeit zu seiner Zeit entstehen musste und könnte bloss relative Anerkennung von der Nachwelt beanspruchen.

Nach dieser Theorie müsste die Religionsgeschichte die Probe davon geben, wie die niedrigeren Religionen sich langsam zu der Höhe der biblischen vervollkommt hätten. Allein diesen Erwartungen entspricht sie keineswegs. Zwar einen geschichtlichen Fortschritt weist jede Religion auf und in der Regel ist auch eine mit der Entwicklung des menschlichen Geistes Hand in Hand gehende Läuterung der Vorstellungen und Veredlung der Gebräuche zu erkennen. Allein die Entwicklung jeder Religion zeigt sich in bestimmte Grenzen eingeschlossen, welche sie nicht überschreiten kann. Ihre Ausbildung vollzieht sich nur innerhalb gewisser Schranken, die ihr ihrem Wesen nach gesetzt sind, nicht zu reden von der Entartung und Verschlechterung, welche in der Regel neben der Läuterung hergeht und oft mächtiger ist als diese. Weder die chinesische Religion noch der Hinduismus, welche beide heute eine mehrtausendjährige Geschichte aufzuweisen haben, sind in fortschreitender Läuterung dem Christentum oder der erhabenen Gotteserkenntnis des Alten Testaments näher gekommen. Auch die geistvollen Griechen haben bei aller Geringschätzung, der ihr poetischer Polytheismus bei den Gebildeten mehr und mehr verfallen musste, keine höhere Religion hervorgebracht, sondern höchstens eine mehr oder weniger geläuterte Anschauung von Welt und Gottheit, welche aber den Namen Religion nicht verdiente, weil diese neue, einheitliche Gottheit allzusehr ein philosophischer Begriff war, als dass eine religionsbildende Kraft davon hätte ausgehen können.

Dass die christliche Religion selbst, bezw. deren Voraussetzung, die mosaisch-prophetische nicht auf diesem Wege der blossen Entfaltung aus niedrigem Heidentum erwachsen sei, wie neuere Religionsforscher wollen glauben machen, das müsste eine Untersuchung der Anfänge der biblischen Religion darthun. Hier konstatieren wir nur, was ohne weiteres einleuchtet, dass selbst die alttestamentliche Religion eine Höhe der Erkenntnis Gottes aufweist, welche man in sämtlichen oben betrachteten Religionen umsonst sucht, welche aber die sämtlichen Keime zu dem enthält, was durch das Offenbarwerden Christi in vollendeter Reinheit und Wahrheit auftretend, die absolut wahre und universale Religion ausmachen sollte.

Die evolutionistische Theorie ist nicht ohne tiefere Wahrheit. Es gibt auf religiösem wie auf andern Gebieten des Geisteslebens eine Entwicklung, welche der auf den Gebieten der Natur betrachteten analog ist. Auch fehlt in dieser natürlichen Entwicklung der Religion der göttliche Faktor nicht. Die Bibel selbst zeigt ein verschieden abgestuftes Eingehen des göttlichen Geistes in die Kreatur, und speziell die Menschheit. Jener Gottesgeist, der allen Menschen eingepflanzt ist, bildet das treibende Agens, das zur

natürlichen Gotteserkenntnis führt, welche freilich durch intellektuelle und namentlich moralische Fehler der Menschheit mannigfach entstellt und getrübt wird. Dieser der Menschheit immanente Strom göttlichen Geisteslebens äussert sich nicht nur in der Gedankenarbeit und im zweckmässigen Handeln, sondern auch im religiösen Leben, wobei der Mensch die Gottheit, die sich ihm bezeugt, zu erfassen und ihr zu dienen trachtet, so gut es gelingen mag.

Allein ausdrücklich führt die Bibel die reinere, wahre Erkenntnis Gottes auf den Geist des Herrn in höherer Potenz zurück, welcher sich der prophetischen Organe Gottes bemächtigt. Und die höchste Stufe der Gemeinschaft mit Gott wird dank „dem heil. Geist" schlechthin erstiegen, der durch Christum denen, die an ihn glauben, vermittelt ist. Die Frage gestaltet sich hier so: Ist dieser besondere Offenbarungsgeist der Propheten, ist der heil. Geist der Apostel nur ein durch Selbstläuterung aus dem universalen, der Menschheit innewohnenden Gottesgeist hervorgegangenes Produkt desselben, oder haben wir darin eine von Gott selbst ausgegangene, unmittelbare Bezeugung des überweltlichen Gottes anzuerkennen? Wie die Bibel entscheidet, ist nicht zweifelhaft. So sehr sie den der Menschheit immanenten Gottesgeist zu seinem Rechte kommen lässt, so weiss sie doch ebenso bestimmt, dass die Offenbarung, welche den wahren Gott am vollkommensten in seinem Sohne hat kund werden lassen, nicht in eines Menschen Herz aufgestiegen, sondern unmittelbar von dem über der Menschenwelt erhabenen Gott selbst ausgegangen ist. Und wer unbefangen diese Offenbarungen des lebendigen heiligen und gnädigen Gottes mit dem Besten vergleicht, was die Völker aus eigenen Mitteln auf diesem Gebiete hervorgebracht haben, wird die Berechtigung dieses Anspruches empfinden.

I. Namen- und Sach-Register

(mit Auswahl).

II. Citierte Bibelstellen.

Berichtigungen.

S. 204 Zeile 10 lies Act. 16, 16 statt 15, 16.
„ 243 „ 6 v. u. lies 1 Kön. 19, 18 statt 19, 8.
„ 298 „ 26 v. u. lies Verklärungsgeschichte oder Mark. 16, 12.

Univ.-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

ahtsanw
ie kennen
Von den ersten
Justizrat Sonntag
Brillengläser hinweg
willkürlich mit dem Ko
„Ich möchte doch noch
Thema wieder auf, „es
dem Funde vorhanden s
Der Justizrat hob die
„Ich habe getan, was
mir sogar ihre Makulatu
gebens!“
Jolanthe machte ein ver
rung über des Freundes T
„Das haben Sie getan,
gehandelt, Sie Gütiger!“ S
sie an ihre Augen. Aber er
„Nicht doch, nicht!“ bat er
ihrem Sessel empor und warf
liebender Hingabe. „Jolanthe
lanthe!“ Er legte die Hand
doch auf, was ich tat, war ja doch
ständliche Freundestat für Ihren
Sie verharrte noch immer, und
voll Tränen standen, die Augen, die
Ein Name drang über seine Lippen,
stand ihn:
„Irene!“ Und nun wurden die W
waren für Jolanthe berechnet.
„So sehr gleichst du ihr, Kind, daß mi
dreißig Jahre jünger, und das Leben läg
mals, frühlings- und sonnenhell. Da stand
vor meiner Seele, sie glich dir, mein Kind u

Vorsch
rem Stra
ig unerwün
ja im Orient über
elt haben und in Je
nströmten, sollen aus
bildeten sie eine gro
noß und ihre „Rechte"
von Jerusalem haben
dem jeder, der in den
ertappt wird, mit ei-
ird. Von dieser Verord-
r betroffen, sondern auch
end einer Leistung einen
der sonst durch ihre Zu-
ig fallen. Diese strenge
eschwerden der Touristen
der Bettelnden und ihre
hr erwehren konnten. Die
mehr die vorübergehenden
" zur Besichtigung ihrer
nd ihnen irgend etwas auf-
en nicht mehr ihre Dienste in
nbieten; überhaupt wird jede
ms bestraft. Man sieht also:
e, und selbst im Orient soll das
s man früher auch in Italien mit
einem weinenden Auge erlebte und
ergangenheit angehört.

